Jahrbücher der literatur

Matthäus von Collin, Friedrich von Gentz

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Zwey und siebzigster Band.

1835.

October. November. Dezember.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des zwey und siebzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LXXII.

Jahrbücher der Literatur.

October, November, Dezember 1835.

Art. I. 1) Mohammedi filii Chondschahi vulgo Mirchondi historia Gasnevidarum persice, ex codicibus Berolinensibus aliisque nunc primum edidit lectionis varietate instruxit, latine vertit, annotationibusque historicis illustravit *Fridericus Wilken*. Berolini 1832. Großquart. 280 S.

2) The Shah Námeh of the persian poet Firdausi translated and abridged in prose and verse with notes and illustrations, by *James Atkinson*, Esq. of the honourable East India company's Bengal medical service. London 1832. Octav. 608 Seiten.

3) History of the early kings of Persia from Kaiomars, the first of the Peshdádian Dynasty, to the conquest of Irán by Alexander the Great; translated from the original persian of Mirkhond, entitled the Rauzat-ussafa, with notes and illustrations, by *David Shea*, of the oriental departement of the Hon. Eeast India company's college. Octav. 441 S.

4) The dynasty of the Kajars, translated from the original persian manuscript presented by his Majesty Faty Aly Shah to *Sir Harford Jones Brydges* Bart. K. C. LL. D. late envoy extraordinary and minister plenipotentiary from his Britannic Majesty to the court of Teheran, to which is prefixed, a succinct account of the history of Persia previous to that period, illustrated with plates, and a map of western Persia from actual survey, by colonel James Sutherland, engineer to the mission. London 1833. Octav. 448 S.

5) An account of the transactions of his Majesty's mission of the court of Persia in the years 1807—11, by Sir *Harford Jones Brydges*, Bart. K. C. LL. D. late envoy extraordinary and minister plenipotentiary to the court of Tacheran, to which is appended a brief history of the Wahauby. London 1834. I. Theil 472 S., II. Theil 238 S. Octav.

6) **ИСТОРІЯ МОНГОЛОВЪ ОТЪ ДРЕВНѢЙШИХЪ ВРЕМЕНЪ ДО ТАМЕРЛАНА ПЕРЕВОДЪ СЪ ПЕРСИДСКАГО.** Petersburg 1834. Octav. 158 Seiten. (Von Grigorjeff.)

7) Travels into Bokhara; being the account of a journey from India to Cabool, Tartary and Persia, also, narrative of a voyage on the Indus, from the sea to Lahore, with presents from the King of great Britain; performed under the orders of the supreme government of India, in the years 1831, 1832 and 1833, by *Lieut. Alex. Burnes*, F. R. S. of the East India company's service; assistent political resident in Cutch, and

late on a mission to the court of Lahore, with an entirely new map, constructed by M. R. John Arrowsmith, from the surveys of Lieut. Burnes, combined with the latest and best information from other sources. London 1834. Octav. In drey Theilen. I. Thl. 356 S., II. Thl. 473 S., III. Thl. 332 S.

8) Journey to the North of India overland from England through Russia, Persia and Affghaunistaun, bey Lieut. *Arthur Conolly*. London 1834. Zwey Theile. I. Thl. 417 S., II. Thl. 440 S. Octav.

Persien ist ein so merkwürdiges Land, daß dessen Geographie und Geschichte, sowohl die alte als die neue, immer von größtem Interesse, auch abgesehen von dem politischen, welches dieses Land, besonders seit dem Tode Feth Ali Schah's, durch die Eifersucht erweckt, womit Rußland und England dort ihren gegenseitigen Einfluß überwachen. Kaum sind zwey Jahre verflossen, daß wir in diesen Jahrbüchern [1]) über ein Dutzend, binnen einem Jahrzehend über Persien erschienene Werke Bericht erstattet, und schon liegen uns abermal die acht obigen vor, von denen die sechs ersten die alte und neue Geschichte betreffen, das achte, eine gewöhnliche Reisebeschreibung, wenig Neues und Interessantes enthält, das siebente aber, durch die Neuheit und Gewichtigkeit seines Inhalts, die andern sieben bey weitem übertrifft. Ueber das eigentliche Persien sind in dem Laufe dieses Jahrhunderts fast eben so viele Werke, als über Griechenland und Aegypten erschienen; von sechs und dreyßig [2]) derselben erstatten diese Jahrbücher Bericht, so daß im Durchschnitte auf jedes Jahr wenigstens Eines zu rechnen ist. Es ließe sich nicht ohne Nutzen erörtern, ob die Geschichte oder die Geographie eines für beyde merkwürdigen Landes, wie Griechenland, Aegypten oder Persien, größeres Interesse darbeut. Sicher ist es, daß der wissenswertheste Stoff eher dem Ethnographen und Geschichtsforscher, als dem Naturforscher und dem Geographen ausgehen wird. Die alte Geschichte muß einmal nach erschöpften Quellen im Trockenen liegen, aber dafür wächst für den Geschichtliebhaber die neue zu; die Beschreibung der Ruinen alter Städte und Denkmale muß auch einmal ihr Ende erreichen, und die Ausbeute der Hypogäen und Katakomben erschöpft seyn; nicht sobald die Wunder der Natur für den wissenschaftlichen Reisenden, für den Zoologen Botaniker und Geologen; dieser harrt also eine weit reichere Ausbeute für eine noch weit längere Anzahl von Jahren, als die für den bloßen

---

[1]) LXII. Band.

[2]) Ueber sechzehn im VIIten und VIII. Bande, über zwölf im LXII. Bande, und die obigen acht.

Reisebeschreiber in Aegypten, Griechenland und Persien bald erschöpfte. Glücklich der Reisebeschreiber, der, wie Burnes in seinem vorliegenden Werke durch Indien, Kabul, Bochara und Persien, am Indus und am Oxus, auf ein Land stößt, das bisher so gut als unbekannt, der mit Beobachtungsgabe und den einem wissenschaftlichen Reisenden nöthigen Kenntnissen ausgestattet, mit denselben das Talent lebendiger Darstellung und anziehender Erzählung vereint. In dieser Hinsicht ist diese Reisebeschreibung wirklich eine vor vielen andern höchst ausgezeichnete, sie leistet für die am Indus und Oxus gelegenen Länder, was Frasers Reise für Chorasan geleistet hat, sie überwiegt eine gute Anzahl gewöhnlicher Reisebeschreibungen, und allein in die eine Wagschale gelegt, möchte sie wohl verdienterweise bey den meisten Lesern an Interesse schwerer wiegen, als die in die andere Wagschale gelegten sieben historischen, wovon jedoch eines, nämlich der Gesandtschaftsbericht von Sir Harford Jones (Nr. 5), gemischten Inhalts, indem derselbe auch nebenbey ethnographische und geographische Notizen gibt. Wir beginnen daher zuerst unsere Uebersicht des Neuesten, was über die Geographie und Geschichte Persiens erschienen, mit dem Reisewerke von Burnes, und nehmen dann Conolly und die geschichtlichen vor.

Lieutenant Alexander Burnes, jüngst politischer Resident in Ketsch, und vom General-Statthalter Indiens, Lord William Bentinck, zu einer Sendung an den Hof von Lahor verwendet, benützte seine Reise zur genauen Kenntniß der Länder am Indus, welcher vor ihm nur zwischen Tatta und Haiderabad (so ist Hydrabad auszusprechen) aufgenommen worden war, und setzte dann seine Reise über Kabul nach Bochara, nach den Ufern des kaspischen Meeres und Persien fort, so daß dieselbe die Länder zwischen dem indischen und kaspischen Meere begreift. Diese Reise nach Bochara würde, wie der Verfasser zum Beschlusse des Vorworts bemerkt, für den Leser so gut als unverständlich seyn, ohne die treffliche Karte des mittleren Asiens und des Indus von Arrowsmith; das von B. der Genauigkeit derselben ertheilte Zeugniß bürgt dafür, daß A. in seinen älteren Jahren genauer als in seinen jüngeren durch diese Arbeit den Roman seiner vor zwanzig Jahren erschienenen Karte Asiens gut zu machen sich bemüht hat. Das größte Interesse für den der alten Geographie Beflissenen erhält die Reise am Indus dadurch, daß der Verfasser, genau die Straße des Rückwegs Alexanders und seiner Schiffahrt am Indus verfolgend, überall die genaue Uebereinstimmung der heutigen Küsten, Mündungen, Flüsse und Städte mit den alten nachweist. Wiewohl dieser Theil der Reisebeschreibung heute Persien nicht angeht, so können

wir doch nicht umhin, derselben schon aus dem Grunde zu erwähnen, weil Persiens Gränze in der ältesten Zeit der Indus war. Bekanntlich heißen die fünf Ströme, deren Zusammenfluß den Indus bildet, bey den morgenländischen Geographen Pentschab, d. i. das Fünfwasser, und wir nennen ihre Namen hier bloß der richtigen deutschen Aussprache der englisch geschriebenen Namen willen, die noch immer häufig gefehlt geschrieben werden, und selbst in Wahl's Indostan und Dekan nicht richtig ausgesprochen sind; dieselben sind der Setlidsch oder Setledsch (Hyphasis), er vereint sich mit dem Tschinab (Acesines), welcher aus dem Zusammenflusse des Rawi (Hydraotes), des Dscheilem oder Dschilem (Jylum oder Jelum) und seines eigenen Stromes gebildet wird; die Wassermasse dieser vier vereinten Ströme fällt dann in den Sind oder Indus, dessen Name allein von der ältesten Zeit her sich unverändert erhalten hat. Dieses ist die archontische Pentas oder richterliche Pentschait, d. i. die Herrscher fünf der großen Flußmächte, welche das Gebiet des westlichsten Indiens herrschend durchziehen und begränzen. Rennel suchte die Stelle der Altäre Alexanders zwischen dem Setlidsch und Tschinab (deren vereinter Strom heute Garra oder Gerre heißt), Burnes unterhalb des Zusammenflusses dieser beyden Ströme, wo noch heute die von Alexander erwähnte Wüste. Das Gebiet zwischen dem Tschinab und Rawi heißt Duab, d. i. das Zweywasser *). B. übergeht die beyden großen, am Indus gelegenen Hauptstädte von Tatta und Haiderabad, welche schon von andern beschrieben worden, mit Stillschweigen, beschreibt aber dafür Lahor, die am Rawi gelegene Hauptstadt und Residenz des Maharadscha, d. i. des Großfürsten Rendschit Sing (Runjeet Sing), des Beherrschers der Seiken. B. marschirte mit dem Maharadscha; der Marsch war malerisch und sein Gefolge das eines Soldatenkönigs, seine Pferde wurden in Reihen vor ihm geführt, die Reise aber auf Elephanten gemacht; zwey derselben trugen goldene Haudas, d. i. Senften, in deren einem der Maharadscha saß, sechs oder sieben folgten mit seinen Höflingen und Günstlingen; die Zelte, in welchen B. und sein Begleiter bewirthet wurden, waren von kaschmirschen Shawlen vierzehn Fuß im Gevierten, in jedem ein Feldbett mit Vorhängen von Shawlen aus Kaschmir, so daß das Ganze mehr einem Aufenthalte im Feenlande, als in dem Buschdickicht (Jungles, sprich Dschengels) von Pentschab glich. Eine Jagd Rendschit Sings und das Frühlingsfest Besent (Busunt), welches am sechsten Februar gefeyert wurde,

*) Du (duo) Ab (das deutsche Aw oder Au).

werden beschrieben. Das ganze Heer war in gelber Montur, indem Gelb die Gallafarbe dieses Carnevals; die königlichen Zelte waren mit gelber Seide gefüttert, und eines derselben auf einen Lek [1]) (Lac) Rupien geschätzt, mit Perlen bedeckt und mit Juwelen befranst; Rendschit hörte der Lesung des Grinths, d. i. der heiligen Schrift der Seiken, zu, welche in zehnfachen Einschlag eingewickelt war, deren äußerster zu Ehre des Tages von gelbem Sammt; Blumen und Früchte wurden aufgesetzt, keine gelbe Blume und Blüthe war ungepflückt geblieben; in einem zum Abschiede gegebenen Gartenfeste war der Garten mit Wachskerzen beleuchtet; Flaschen, mit manhigfarbigem Wasser gefüllt, und an der Seite der Lichter aufgehängt, vermehrten die Wirkung derselben; die große Festhalle, der alte Sitz der mongolischen Kaiser, siebzig Fuß lang und von vorne mit Marmorsäulen geschmückt, gab einen herrlichen Anblick, der Plafond und die Wände waren ganz vergoldet oder mit Spiegeln eingelegt; in dem Schlafgemache des Maharadscha stand sein Feldbett, dessen Gestelle Gold, dessen Oberdach eine Masse gediegenen Goldes; die Vorhänge waren von Kaschmirshawlen; zunächst stand ein runder Sitz von Gold. Das Seitenstück zu diesem Schlafgemache war ein Kabinett im Obertheile des Gebäudes, wo alle Leuchter von Gold; die Vorderseite war durch Vorhänge von gelber Seide geschlossen. Dieses goldene Zelt und Bett, diese goldenen Sitze und Leuchter entsprechen ganz der Beschreibung, welche der byzantinische Gesandte Zemarchos von der Pracht des türkischen Chakans Disabulos am Ektek [2]) oder Goldberg, d. i. am Altai, macht.

Des mongolischen Kaisers Dschihangir (Juhangeer) Mausoleum besteht am Ufer des Rawi; zu Ramniger (Ramnuggur) erreichten die Reisenden die Ufer des Tschinab oder Acesines. Das Duab, d. i. das Land zwischen dem Rawi und Tschinab, ist um nichts fruchtbarer und besser angebaut, als das bisher durchzogene; am häufigsten wird Zuckerrohr gebaut, und die Art, dasselbe zu pressen, wird hier beschrieben. Zu Ramniger erhielten die Reisenden den Besuch eines ehrwürdi-

[1]) Lek ist die wahre Aussprache des Wortes لك, welches eine Zahl von Hunderttausend bedeutet; Lak, لاك, hingegen ist der bekannte rothe Firniß und Lack; beyde Wörter genau unterschieden in dem zu Konstantinopel gedruckten persischen Wörterbuche Ferheng Schuuri II. Bl. 232.

[2]) Menander bey Stritter III. B. S. 50, 52, 62.

gen Alten (im Arabischen Scheich) der Seiken; er war ganz weiß gekleidet, was im Duab ein eben so sicheres Merkmal der alten Schule, als in England Spencer und Zopf; er behauptete, daß die Zahl der zu der Sekte der Seiken sich Bekehrenden jährlich fünftausend betrage; der wahre Seik, Sing oder Chalßa kennt keine Beschäftigung als Krieg oder Ackerbau; vor vier Jahrhunderten waren die Seiken als ein besonderer Stamm noch unbekannt, und heute sind sie durch eine äußerst regelmäßige Physiognomie und längliche Gesichtszüge von ihren Nachbarn, den Indern und Chinesen, auf das deutlichste unterschieden. Es ist seltsam, daß sich in vier Jahrhunderten solch eine gänzliche Verschiedenheit des Aeußeren durch die der Sitten und Lebensweise herangebildet. Von den Ufern des Tschinab zu denen des Dschilem legten die Reisenden eine Strecke von fünf und vierzig englischen Meilen zurück. Der Dschilem oder Hydaspes der Griechen ist noch heute so trüb und reißend, als denselben schon Arrian beschreibt; vom Tschinab herwärts hatten die Reisenden das Gebiet durchschnitten, womit nach der Schlacht am Hydaspes das Königreich des Porus vergrößert ward. Die Häuser zu Pend Daden Chan (Pind Dadun Khan), einer kleinen, nur von sechstausend Seelen bewohnten Stadt, sind alle von Cedernholz gebaut, das vom Gebirge Himalaja niedergeschwemmt wird; am Ufer des Hydaspes lag ein Cedernstamm von dreyzehn Fuß im Durchmesser; auf dem Hydaspes baute Alexander seine Flotte, und es ist merkwürdig, daß kein anderer Fluß des Pentschab solche Bäume niederschwemmt und so viele Mittel zur Erbauung einer Flotte darbeut. In der Nähe von Pend Daden Chan sind die merkwürdigen Salzgruben, in welchen das Salz in schönen, röthlichen Krystallen gegraben wird; die Lage der Salzberge, die Art und Weise, wie das Salz gewonnen wird, die Beschaffenheit und Menge desselben wird beschrieben. Die Reihe der Salzberge läuft mit dem Hydaspes parallel, und gibt durch die Unfruchtbarkeit derselben den auffallendsten Contrast vom fruchtbaren Flußthal; doch erheben sich zahlreiche Dörfer an den äußeren Hügeln, welche malerisch hinter einander aufsteigen. B. meint, daß der Ort, wo Alexander den Porus besiegt, nicht zu Dschelalpur (Julalpoor), sondern höher hinauf am Flusse in der Nähe des Dorfes Dschilem zu suchen sey, wo das felsige Ufer den versunkenen Felsenmassen entspricht, deren Quintus Curtius erwähnt. Die Ruinen von Udineger (Oodeenuggur) hält B. für den Ort des alten Nike, und die Schutthügel am westlichen Ufer mögen die Lage des alten Bucephalia bezeichnen. Eine interessante Parallele ist die der Streitkräfte des Porus mit denen Rendschit Sing's,

des heutigen Porus, indem es sich findet, daß sie an Zahl ganz gleich; 30,000 Fußvolk, 4000 Kavallerie und 200 Elephanten. Von den Ufern des Dschilem sich in nordwestlicher Richtung entfernend, durchzogen die Reisenden den District Potewar, welchen der Stamm der Gekers (Gukers) radschputischen Ursprungs bewohnt; hier erzählten die Einwohner von dem indischen Wallfahrtssee zu Rewaiser in der Nähe des Setlidsch, wo schwimmende Eilande den Pilger aufnehmen, und zum Heiligthume führen sollen; vielleicht (bemerkt B.), daß die schwimmenden Melonen-Inseln der Seen von Kaschmir die Veranlassung dieser Sage; dort werden dicke Matten auf dem Wasser ausgebreitet, mit Erdreich bedeckt, mit Gurken und Melonen besäet; das nächste Jahr wird die Ernte von Booten aus geschnitten.

Die berühmte Festung von Rotas, eines der großen Bollwerke zwischen Indien und der Tatarey, springt auf einmal mit ihren thürmenden Felsenmassen ins Auge. Die afghanischen Staatsbeamten, welche im Jahre 1531 den Kaiser Humajun absetzten, befestigten sich zu Rotas, dessen Gründer Schirschah (Shere Shah), d. i. der Löwenkönig; der Bau soll zwölf Jahre gedauert und einige Millionen gekostet haben; vergebens versuchte Humajun bey seiner Rückkehr die Mauern der Festung zu zerstören, seine Emire*) stellten ihm vor, daß dieses eben so viele Mühe kosten würde, als die Wiedereroberung des Throns. Humajun begnügte sich, einen Pallast und ein Thor niederreißen zu lassen; von einem der Thürme beherrscht der Blick weit hinaus die Gegend, wo ein großes Karawanserai vom großmüthigen und toleranten Ekber, dem Sohne Humajuns, erbaut. Beym Dorfe Manikkiala ist der Grabhügel, welchen schon Elphistone beschrieben, und über dessen von Ventura vorgenommene Eröffnung eine Abhandlung in den asiatic researches. B. zweifelt nicht, daß Manikiala das Tarilla Arrians sey. Ein anderer gemauerter Grabhügel zu Belur wird beschrieben, und im Durchschnitt aufgezeichnet; er hat die Gestalt einer Aschenurne mit gewölbtem Deckel. Das Wort Tope, womit B. diese Grabhügel benennt, ist das von der Ebene von Troja wohlbekannte türkische Depe, eines und dasselbe mit dem griechischen Ταφος. B. hält diese Grabhügel für die Gräber der baktrianischen Könige oder ihrer indo-scythischen Nachfolger, deren der Periplus des zweyten Arrian erwähnt.

Zu Attok, welche Festung auf einem schwarzen Schiefer-

*) His Ameers and Oomrahs (S. 62) ist eine reine Tautologie, denn Umera ist der Plural von Emir, so daß die Emire Umera eines und dasselbe.

felsen steht, ward über den Indus gesetzt; wo sich der Indus mit dem Flusse von Kabul vereint, sind allnächtlich mehrere Irrlichter zu sehen, und bey Tag waschen die Fischer Gold aus dem Sand; jenseits des Indus beginnt das Land der Afghanen, zwischen denen und den Seiken große Erbitterung herrscht, und es wird Puschtu gesprochen. Die Ebene von Pischawer war mit Veilchen bedeckt, welche hier Güli Peighamber, d. i. die Rosen des Propheten *), genannt werden. In Betreff der Beschreibung Pischawers bezieht sich B. auf die von Elphinstone gegebene; die acht Vortrefflichkeiten Pischawers sind (wie sie dort den Knaben von den Schulmeistern gelehrt werden): 1) Die Gesundheit des Klima, 2) die Schmackhaftigkeit der Früchte, 3) die Schönheit des Menschenschlags, 4) die Zierlichkeit des Basars, 5) die Citadelle der Stadt, 6) die Gerechtigkeit des Herrschers, 7) die Granatäpfel ohne Kerne, 8) die unvergleichliche Rhebarbara. Die vier schlimmen Eigenschaften hingegen: 1) Daß die Lebensmittel theuer; 2) daß der Schnee von den Dächern der Häuser beständig weggeschafft werden muß, wenn dieselben nicht einbrechen sollen; 3) daß die Fluthen des Flusses die Gassen kothig machen; 4) die Unsittsamkeit des schönen Geschlechts. Die Citadelle liegt heute in Schutt, das einzige Denkmal des Alterthums, ein Grabhügel gleich denen von Manikiala und Belur. Der Weg von Pischawer nach Kabul führt über das Gebirge; eine der schönsten Aussichten öffnet sich von dem Gipfel eines Bergpasses, ehe man in das Thal von Kabul hinabsteigt; man sieht in der Entfernung von vierzig engl. Meilen die Stadt Dschelalabad und den Fluß von Kabul, der, wie eine Schlange sich durch das Thal windend, dasselbe in unzählige Inseln und Halbinseln zertheilt. Der Sefidkuh (Sufeed Koh), d. i. der weiße Berg, erhebt sich auf der einen, und der thürmende Hügel Nurgil auf der andern Seite. Die Afghanen glauben, daß auf seinem immer mit Schnee bedeckten Gipfel sich die Arche niedergelassen; nicht weit davon erhebt sich ein vereinzelter Fels Naogi, welcher nach B.'s Meinung dem Aornos Arrians entspricht; schade daß B. diesen Hügel nicht selbst gesehen. Die steinige Steppe Descht (Dusht) von Bettcot ist durch den pestartigen Glühwind Samum übel berüchtigt. Wasser, mit großer Heftigkeit in den Mund gegossen, heilt manchmal den Patienten, und ein neben ihm angezündetes Feuer thut gute

*) Das Veilchen war die Lieblingsblume Mohammeds, und heißt auch die Blume der Märtyrer:

Schön ist der Martyrertod, o Veilchen, doch welcher am schönsten?
Deß, der liebet und schweigt, und rein sich opfernd erlieget.
(Kleeblatt.)

Wirkung; auch werden Zucker und getrocknete Pflaumen von Bochara mit gutem Erfolg gegeben. Thiere unterliegen dem Samum wie die Menschen, und das Fleisch der von demselben Erstickten vermorscht sogleich. In der Nähe von Dschelalabad sind sieben runde Thürme, deren Bauart aber von der der gewöhnlichen Grabhügel verschieden; zwischen Dschelalabad und dem Gebirge wird das Grab Lamechs, des Vaters Noes, gezeigt. Dschelalabad, eine kleine Stadt mit zweytausend Einwohnern, hat von allen Seiten die Aussicht von Schneebergen; südlich die Gletscher von Sefidkuh, nördlich der vereinzelte Pic von Nurgil, nordwestlich die luftigen von Hindukusch. Am Gendamek (Gundamuk) ist die Gränze der warmen und kalten Gegend, man sagt, daß es auf der einen Seite dieses Baches regne, wenn es auf der andern schneyt; das ganze Pflanzenleben ist hier weit zurück, der Weizen, der zu Dschelalabad schon geschnitten worden, war hier kaum drey Zoll über der Erde. Die zehn englische Meilen entfernten Berge waren mit Fichtenwäldern bedeckt, welche etwa tausend Fuß unter der Schneegränze begannen; drey engl. Meilen von Gendamek ist der Garten von Nimla, das berühmte Schlachtfeld, auf welchem i. J. 1809 Schudschaol-Mulk seine Krone verlor.

»Nichts fällt einem Fremden in diesem Lande mehr auf, als die Art, womit sie ihre Pferde behandeln, welche so verschieden von der in Indien Sie nehmen dem Pferde bey Tag nimmer den Sattel ab, welches, wie sie glauben, demselben so bessere Rast Nachts verschafft; sie führen ein Pferd nie auf und ab, sondern reiten dasselbe oder führen es im Kreise herum, bis dasselbe abgekühlt; sie geben demselben im Sommer keinen Weizen, sondern grüne, noch nicht in Aehren geschossene Gerste; sie binden acht oder zehn Pferde mittels zweyer Stricke an Pfählen an, welche in Parallellinien eingeschlagen; der Schweif wird immer in einen Knoten gebunden; sie bedecken den hintern Theil des Pferdes mit einer netten, seidenbefranſten Filzdecke, welche vom Schwanzriemen gehalten wird; sie gebrauchen den usbegischen Sattel, welcher unserem Husarensattel ähnlich, und den ich angenehm genug und überall gebraucht fand; die Reiter binden ihre Peitsche an das Handgelenke *); die Afghanen pflegen ihre Pferde sorgfältig, überfüllen dieselben nicht, wie in Indien, mit Gewürzen, und halten sie immer in vortrefflichem Zustande« (I. S. 126).

An der Straße lagen von fünf zu fünf Meilen die Ruinen alter Posthäuser, welche die mongolischen Kaiser gebaut hatten, die Verbindung zwischen Dehli und Kabul aufrecht zu erhalten, denn die beyden Kaiser Humajun und Orengsib waren in ihrer Jugend Statthalter dieses Landes gewesen.

---

*) Whrist, im Deutschen als Rüst des Fußes üblich.

»Welch einen Begriff gibt uns dieses nicht von der Größe des mongolischen Reiches; wir haben hier ein Verbindungssystem von Mittheilung zwischen den entferntesten Provinzen, das so vollkommen als die Posten der Cäsaren.«

Unmittelbar vor Kabul liegt Letabend (Luta-bund), d. i. der Fetzen- oder Lumpenpaß, so genannt, weil Reisende gewöhnlich einen Fetzen ihrer Kleidung an dem Gebüsche, wodurch sie sich drängen müssen, zurücklassen; dann die Repphuhnsquelle [1]). In dem Dorfe Butchak (Bootkhak), d. i. Götzenstaub, soll Mahmud der Ghasnewide das reiche Götzenbild, das er von Sumenat weggeführt, vergraben haben; dieß ist wohl nur eine spätere Sage, die dem Namen des Ortes angepaßt worden, denn nach dem einstimmigen Zeugnisse der Geschichte machte Mahmud dieses Götzenbild zur Stufe seiner zu Ghasna erbauten Moschee; es müßte denn später dort weggenommen, und hier vergraben worden seyn. Eine engl. Meile von der Stadt und auf der schönsten Stelle erhebt sich das Grab Bebrs, des genialischen Gründers der mongolischen Herrschaft in Indien, dessen Commentare [2]) ein geistreicheres, lehrreicheres und unterhaltenderes Buch sind, als alle bekannten Selbstbiographien und Commentare großer Herrscher, von denen Cäsars und Mark Aurels angefangen, bis zu denen Friedrichs II. und Napoleons. Kabul war ihm die liebste Stadt seines weit ausgedehnten Reiches, und er befahl, nach Kabul begraben zu werden, das er in seinen Commentaren in den folgenden Versen lobt:

Trink Wein in Kabuls Schloß, gib's Glas nicht aus der Hand;
Denn hier ist Berg und See, und Stadt und wüstes Land.

Die Inschrift des Grabmals, das aus zwey marmornen Stelen besteht, gibt im Zahlreim das Todesjahr 1530; ein klarer Bach bewässert die duftenden Blumen des Gräbergartens; vor dem Grabe erhebt sich eine kleine marmorne Moschee, im J. 1640 auf Befehl Kaiser Dschihanschahs nach seinem wider den Usbegen Mohammed Nesirchan [3]) erfochtenen Sieg erbaut. Hier sey nur bemerkt, daß diese Jahreszahl irrig zu seyn scheint, da Nesirchan erst zwey Jahre später den Thron bestieg.

---

[1]) Kebuktschesme, nicht Koke Chushma, denn Kin, Repphuhn, heißt auf Persisch Kebuk, und Kok heißt blau.

[2]) Memoirs of Zehir-ed-din Muhammed Baber by W. Erskine in den Jahrbüchern der Literatur, Band LIII.

[3]) Weder Nuzr, wie B. schreibt, noch Nedir, wie Senkowsky im Supplément à l'histoire générale des Huns, des Turcs et des Mogols etc. S. 7 schreibt, ist die richtige Schreibweise, sondern Nesir; auch ist bey Senkowsky der Beginn seiner Regierung 1644 statt 1642 angegeben. Gesch. d. osm. Reichs, V. Bd. S. 489.

»Kabul ist eine volkreiche und lärmende Stadt; Nachmittags ist der Lärm so groß, daß man sich in den Straßen kaum verständlich machen kann; der große Basar Tschautschet (Chouchut) ist ein zierlicher Säulengang, 600 Schuh lang und 30 breit, in vier gleiche Theile getheilt; das Dach ist gemalt, und über den Buden sind die Häuser einiger Bürger; der Plan ist verständig angelegt, aber unausgeführt, und die Fontainen und Cisternen, welche einen Theil derselben ausmachten, liegen vernachläßigt; dennoch gibt es wenige solche Basare im Osten, und die Seidenstoffe, Tücher und andern ausgelegten Waaren erregen Verwunderung; Abends gewährt derselbe eine interessante Ansicht; jede Bude ist durch eine vor der Säule aufgehangene Lampe erleuchtet, was der Stadt das Ansehen von Beleuchtung gibt; die Zahl der Buden, wo getrocknetes Obst verkauft wird, ist merkwürdig, und ihre Anordnung geschmackvoll; im May kann man hier Trauben, Aepfel, Birnen, Quitten und selbst Melonen des verflossenen Sommers, die zehn Monate alt, kaufen; in den Buden der Federviehverkäufer finden sich Schnepfen, Enten, Repphühner, Kibitze und anderes Wildpret; die Buden der Schuster und Geschirrverkäufer sind mit besonderer Nettigkeit geordnet; jedes Handwerk hat seinen besondern Basar, und alle sind vollauf beschäftigt; da gibt es Buchhändler und Verkäufer von Papier, deren meistes russisch und blau. Der Monat May ist die Zeit für das Palude (Falodeh), eine Art von weißer, aus Weizen geseihter Sulz, mit Scherbet und Eis getrunken; das Volk liebt dieses Getränk ungemein, und die Budenbesitzer sind in allen Theilen der Stadt beständig mit ihren Kunden beschäftigt; die Bäckerläden sind mit Haufen Volks umringt, das auf Brot wartet; ich beobachtete, daß sie, um es zu backen, dasselbe an die Wände des Backofens kleben. Kabul ist berühmt durch seine Kebab (Kabobs), d. i. Braten, nach welchen große Nachfrage; wenige kochen zu Hause; Rewasch! war der Leckerbissen des Mays in Kabul, dieß ist gebleichte Rhebarbara, welche vor der Sonne sorgfältig geborgen unter den Hügeln der Nachbarschaft wild wächst; sie hat köstlichen Geruch. Schawasch *) (soll heißen Schadbasch) Schadbasch Rewasch! d. i. Bravo Rhebarbara! ist der allgemeine Ruf durch die Stadt, und Jedermann kauft davon. In den bevölkertsten Theilen der Stadt sind Mährchenerzähler, welche die Müßigen unterhalten, oder Derwische, welche den Ruhm und die Thaten der Propheten verkünden; wenn ein Bäcker vor diesen Ehrenwerthen vorbeygeht, so begehren sie einen Kuchen im Namen eines der Propheten; nach der Zahl derer zu urtheilen, welche diesem Berufe folgen, ist es ein einträglicher. Es gibt keine Räderfuhrwerke zu Kabul; die Straßen sind nicht sehr enge; sie werden während trockenen Wetters in guter Ordnung gehalten, und sind durch kleine bedeckte Wasserleitungen durchschnitten, was eine große Bequemlichkeit für das Volk; wir gingen unbemerkt und zwar ohne Begleiter hindurch. Für mich hatte der Anblick des Volkes mehr Neues als die Basare; sie streiften herum in Mänteln aus Schafsfellen gehüllt, und schienen durch die Menge der Kleider, die sie trugen, groß und stattlich; alle Kinder haben dicke, rothe Wangen, die ich Anfangs für angestrichen hielt, bis ich fand, daß es die natürliche

---

*) Unglaublich ist's, daß Conolly (I. Bd. S. 249) die Rhebarbara gar nicht kennt, sondern als eine neue unbekannte zuckerhältige Pflanze aufführt.

Blüthe der Jugend, welche sich bey den älteren verliert. Kabul ist eine gedrängt gebaute Stadt, aber die Häuser machen auf Zierlichkeit keinen Anspruch; sie sind aus sonnengetrockneten Ziegeln und Holz gebaut, und wenige sind höher als zwey Stockwerke. Kabul hat eine Bevölkerung von 60,000 Seelen; der Fluß fließt mitten durch die Stadt, und die Ueberlieferung sagt, daß sie durch denselben dreymal weggeschwemmt worden sey; wenn es regnet, gibt es keinen schmutzigeren Platz als Kabul.«

Die Sage über Kabuls hohes Alterthum verdient die Berücksichtigung der Geschichtschreiber; Kabul ist nur eine breitere Form von Kabil, welches, wie bekannt, der Name Kains; von dem Grabe Kains jedoch, welches nach einigen Schriftstellern sich zu Kabul befinden soll, konnte B. nichts erfragen. Die Sage, daß als Adam mit dem Satan aus dem Paradiese vertrieben ward, er zu Kabul niederfiel, ist eine allgemein beglaubigte; die erste Stadt, welche nach der Bibel auf der Erde gebaut ward, war die von Kain im Osten gebaute, und nach seinem Sohne Henoch genannte (Genesis IV. 17). Kabul und Ghasna waren in der ältesten Zeit steuerpflichtige Städte Bamian's; später ward Ghasna durch Sultan Mahmud zur Hauptstadt erhoben, und heute ist Kabul die Hauptstadt von beyden. Die Gärten von Kabul sind reich an europäischem Obste und europäischen Singvögeln aller Art; der schönste ist der von Timur angelegte; Kabul ist durch seine Trauben berühmt, deren es zehnerley Arten gibt; die Rhebarbara wächst wild, und ist weit und breit berühmt; die Wurzel wird hier nicht als Arzney, sondern bloß als heilsames Nahrungsmittel gebraucht; Kabul hat keine Datteln, wiewohl östlich und westlich zu Kandahar und Pischawer deren wachsen. Pischawer ist berühmt durch seine Birnen, Ghasna durch seine Pflaumen, welche in ganz Asien unter dem Namen der Pflaumen Bochara's ein gäng und gäber Handelsartikel, Kandahar durch seine Feigen. Die Citadelle heißt Bala-hißar, d. i. das obere Schloß, und ein Pallast in derselben Kulahi Frengi, d. i. die fränkische Mütze oder der Hut. Timurschahs Grab ist außer der Stadt, ein Achteck aus Ziegeln von funfzig Fuß Höhe; dieses Grabmal ist etwa nicht zu vermengen mit dem Timurlengs, welches, wie bekannt, zu Samarkand. Die Afghanen halten fest auf ihre Abkunft von den Kindern Israels, betrachten aber nichts desto weniger den Namen Jude als einen Schimpfnamen; sie sagen, Nabuchodonosor habe sie nach Bamian verpflanzt, und ihren Namen leiten sie von Afghan, dem Sohne Aßaf's, des Wesirs Salomons, her. B. hält dafür, daß ihre Angabe jüdischen Ursprungs historisch wahr seyn dürfe, indem die Afghanen ganz das Aussehen von Juden, auch

mehrere jüdische Gebräuche haben, wie z. B. daß der jüngere Bruder die Witwe des älteren heiratet; eben so mögen die Kiafirs, dieses sonderbare Volk, welches nördlich in dem Gebirge von Kabul und Pischawer lebt, wovon Elphinstone die erste Kunde gegeben, wirkliche Abkömmlinge der von Alexanders Zügen zurückgebliebenen Griechen seyn; ihre Gesichtsbildung ist ganz europäisch, und sie haben blaue Augen; ein Stamm derselben heißt Nimtsche Musulman, d. i. halbe Musulmanen, was fast wie Nemtsche *) Musulmanen, d. i. deutsche Musulmanen, lautet. Der ganze Handel vom Central-Asien ist in den Händen der indischen Schikarpuri Kaufleute, welche sich in nichts als in ihre Geschäfte mischen, und den Schutz der Regierungen sich durch Gelddarlehen versichern; sie sind aus Ober-Sind, und gehen hin und her, ohne ihre Familien mitzunehmen; zu Kabul haben sie acht große Wechselhäuser. Die Reisenden brachen von Kabul unmittelbar nach dem Mittagsgebete auf, was dort für eine glückliche Stunde gilt (umgekehrt ist bey den Türken nur der Vormittag und nicht der Nachmittag eine günstige Stunde zum Aufbruche, indem alles, was Nachmittag unternommen, für zu spät, und nur das in der Frühe Begonnene für zeitgemäß gilt). Sie zogen nun durch das Gebirgland (Kuhistan) über das Schneegebirge des Hindukusch, indem sie Ghasna, das nur sechzig engl. Meilen von Kabul entfernt liegt, südlich ließen; dort ist das Grabmal Sultan Mahmuds des Ghasnewiden. In einer der letzten Unterhandlungen, welche der Beherrscher Pentschabs mit Schudschaol Mülk, dem abgesetzten König von Kabul, führte, war eine der Bedingungen die Zurückstellung der Sandelthore des großen Doms, welche Sultan Mahmud von Sumenat dahin geführt. Bebr (Baber) wundert sich in seinen Commentaren, daß je ein Fürst Ghasne zu seiner Hauptstadt erwählen konnte, aber da dasselbe einige Monate des Jahres durch Kälte unzugänglich, so war es so sicherer vor allem Ueberfallen von Indien aus. Der Felsenpaß von Unna, wo es (im May) beständig schneyte, ist eilftausend Fuß hoch; die Straße läuft an dem Fuße des 18,000 Fuß hohen Schneebergs Kuhi ßaba, d. i. Vaterberg, fort. Sie stießen im Gebirge auf einen Stamm der Hesare, welche sich von allen andern Afghanen durch ihre

*) Der Unterschied ist auch in der Schrift nicht größer zwischen نیمچه oder نمچه, als zwischen dem russischen НѢЦЫИ oder НѢМЦЫ, wovon jenes im Nicon IV. 164, dieses im Drewn. Letop p. 156 von Einigen in Deutsche verwandelt. Siehe die Note des vierten Bandes der Originalausgabe Karamsin's.

Gesichtsbildung unterscheiden, indem sie mit viereckigen Gesichtern und kleinen Augen Chinesen ähnlich (die Bestätigung dieser mongolischen Abkunft liegt schon in ihrem Namen, welcher, wie bekannt, der mongolischer Regimenter). In diesen Gebirgen in der Höhe von 10,000 Fuß sind keine Kröpfe zu sehen, deren es jedoch im Himalajagebirge östlich vom Indus auf den Höhen unter 4000 Fuß gibt. In diesem Gebirge wuchert eine Secte der Anhänger Ali's, welche denselben vergöttern, und denen die Gegner alle Gräuel der bacchanalischen Orgien der Tschiraghkusch, d. i. der Lampenauslöscher, anschuldigen, deren die Jesidi am Masius und die Drusen am Libanon beinzüchtigt werden. Der Felsenpaß von Haidschik ist 12,400 Fuß ober der Oberfläche des Meeres, am Ausgange desselben unmittelbar vor Bamian, die beyden berühmten Riesen-Idole in Felsen gehauen, welche von den persischen Schriftstellern Chunkbut und Surchbut, d. i. das graue und rothe Idol, geheißen werden. B. kennt diese Namen nicht, indem heute das männliche Idol Silsal, das weibliche Schahmama genannt werden, in der Geschichte Timurs von Scherefeddin Lat und Menat, welches, wie bekannt, die im Koran erwähnten Idole der alten Araber.

Der zwey folgenden Pässe Steilheit wird schon durch ihre Namen bezeichnet, indem der eine Dendanschiken (Dundan Shikun), d. i. der Zahnbrecher, der andere Karakotel, d. i. der schwarze Paß, heißt (solche bezeichnende Namen von Pässen oder steilen Höhen finden sich überall, wie z. B. der Col dirotto oder di rotta in den Apenninen auf dem Wege von Ancona nach Rom, wie das eiserne Thor zu Derbend und an den Gränzen der Wallachey). Im Zahnbrecher erheben sich die Felsen auf beyden Seiten in der Höhe von 2000 Fuß, und die Schlucht ist nirgends breiter als 3000 Klafter; der schwarze Paß ist der letzte des indischen Kaukasus. Das Geschrey Alaman, welches sich bey der Annäherung einer Räuberbande in der Karawane verbreitete, heißt nicht, wie der Verfasser meint, Räuber oder Dieb, sondern Gnade! Pardon! Die Afghanen sind ein grußseliges Volk; außer dem gewöhnlichen Selam aleikum! haben sie noch eine Menge anderer Grußformeln; den Reisenden rufen sie zu: Mande ne baschi! d. i. werde nicht müde! Hierauf wird erwiedert: Sinde baschi! d. i. mögest du leben! Man frägt: Bist du wohl? bist du stark? bist du frey von Mißgeschick? worauf immer mit Schükr! (Dank sey Gott!) geantwortet wird; beym Abschiede wird der Reisende Gottes Huth empfohlen (be emani Choda); auf eine Einladung zum Speisen erwiedert

man: Chanei tu abad [1]), d. i. möge dein Haus wohl angebaut und bevölkert seyn! Jedermann, hohen oder niederen Standes, wird Chan oder Aga angeredet, wenn ein Priester, als Achun, d. i. Lehrer. Unmittelbar vor der Stadt Heibek ist die schreckliche Schlucht, welche Derei sindan, d. i. das Kerkerthal, heißt, die zwey- bis dreytausend Fuß hohen Felsen überhängen den Pfad; in der Luft kreisen Adler und Falken, den Boden bedeckt die Giftpflanze Sehrbuta, eine Art von Arum. In Heibek, das 400 Fuß hoch gelegen, gibt es mehr Scorpionen und Schlangen als in Indien; die Häuser haben keine Terrassen, sondern sind als Dome gewölbt, an deren Giebel ein Loch die Stelle eines Kamins vertritt, so sieht die ganze Stadt wie eine Sammlung von Bienenkörben aus; die Bewohner tragen hier nicht mehr Turbane, wie jenseits des Hindukusch, sondern kegelförmige Kappen. Statt den Weg gerade nach Chulum fortzusetzen, machte B. einen Abstecher rechts nach Kundus; nichts wird in dieser Gegend ohne Thee unternommen, der zu allen Zeiten und bey jeder Gelegenheit herumgegeben wird; die Usbegen trinken denselben mit Salz statt mit Zucker, und kochen denselben manchmal mit Fett auf, wo er Kaimaktschagh (Keimuk chah), d. i. Sahnefett, heißt. Mesar, d. i. die Grabstätte, ist ein von Chulum und Balch unabhängiger, zwischen beyden gelegener, aus fünfhundert Häusern bestehender Ort; hier starb Trebeck, der letzte von Moorcroofts unglücklicher Reisegesellschaft. Balch führte ehemals den stolzen Namen Ommol-Bilad (Amo ool Bulad), d. i. der Mutter der Städte, wie Mekka den Namen Ommed-dünja, d. i. der Mutter der Welt. Zu Balch blühten zu Zoroasters Zeiten die Collegien der Maghen [2]); von Dschengischan von Grund aus verwüstet, konnte Balch sich nie mehr erholen, und hat heute nur zweytausend Seelen Bevölkerung; der Zweifel aber, ob Balch jemals eine wesentliche Stadt gewesen [3]), ist wohl ungegründet, B. hätte diesen Zweifel nicht geäußert, wenn ihm die folgende Stelle aus Mirchuand [4]) bekannt gewesen wäre: »Die Stadt »war damals so bebaut, daß in derselben und den herumliegenden »Dörfern auf zwölftausend Stätten das Freytagsgebet verrichtet »ward, und daß eben so viele Bäder als Freytagsmoscheen, näm-

---

[1]) Das persische Abad ist das englische abode.

[2]) Daher heißen die Zauberer noch heute auf Russisch Wolchwü. Stepennaja Kniga I. 342.

[3]) Im Abschnitte des Marsches Dschengischans gegen Nachscheb, Termed und Balch.

[4]) I doubt if Balkh ever were a substantial city (I. 238).

»lich zwölfhundert, gezählt wurden, und daß sich die Zahl der »Seide, Scheiche und Molla vor der Eroberung Dschengischans »auf funfzigtausend belief; deßhalb hieß Balch Kubbetol-Is»lam, d. i. der Dom des Islams.« Hier war der berühmte Feuertempel Behar, welchen die Vorfahren der Barmekiden mit Stiftungen bereichert hatten. Ahnef Ben Kais hatte die Stadt unter dem Chalifen Osman erobert, und dieselbe dann mit einem Damme umgeben, durch welche sechs Thore führten. Das von Ahnef geschleifte Schloß stellte in der Folge Naßr Ben Sejar wieder her, und nannte es das Schloß der Inder. Der erste Bau der Stadt wird, wie B. richtig sagt, dem Kejumers zugeschrieben, aber Tahmuraß umgab dieselbe mit Mauern, und Keikawus versah dieselbe mit Wasser. Die Verwüstung Dschengis-Chans bezeichnet der im Dschihannuma Hadschi Chalfa's angeführte persische Vers:

Er machte Balch so glatt wie flache Hand,
Und seine Bauten flach wie eb'nes Land.

Die Parallele des Namens der Mutter der Städte und der Mutter der Welt, welche Balch und Mekka führen, ist schon im Schahname Firdewsi's durch die folgenden Verse angedeutet:

Nach Balch ging nun der Fürst der Frühlingszeit,
Nach Balch, das Gottes Dienern war geweiht,
Das von den Persern, welche schriftgelehrt,
Wie von Arabern Mekka ward verehrt.

Von aller dieser Herrlichkeit sind heute nur drey große Collegien mit leeren Zellen in sichtbarem Verfalle übrig, in der Citadelle (Ark) wird ein Stein von weißem Marmor als der Thron von Keikawus gezeigt; indem B. den Keikawus Cyrus nennt, vermengt er ihn mit Keichosrew. Balch liegt auf einer Ebene, sechs englische Meilen von den Hügeln, und nicht auf denselben; die Ruinen der Stadt dienen, wie Babylon, der ganzen Gegend zur Ziegelgrube; die alten Gärten sind mit Unkraut überwachsen, die Wasserleitungen ausgetrocknet, die Früchte sind herrlich, besonders die Aprikosen so groß wie Aepfel, und doch so wohlfeil, daß deren zweytausend nur Eine Rupie kosten.

Das Klima von Balch ist ungesund, aber nicht unangenehm; die Ungesundheit wird dem Wasser zugeschrieben, welches immer mit Thon und Erde vermischt, wie vom Regen getrübt; es ist nicht zu glauben, daß Balch von jeher ungesund gewesen, da dasselbe auf einem von Natur aus nicht sumpfigen Grunde, 1800 Fuß ober der Oberfläche des Meeres gelegen; es scheint nur durch

*) S. 316.

die verfallenen und versumpften Wasserleitungen ungesund geworden zu seyn. Außer den Mauern Balchs sind die Gräber der unglücklichen englischen Reisenden Moorcroft und Guthrie, wie zu Ißfahan das Grab des dort an der Cholera verstorbenen englischen Residenten, des trefflichen Rich; dieß sind Gräber, welche in so entfernten Gegenden ganz gewiß den Besuch englischer Reisender nicht minder erheischen, als den Besuch der nach Italien pilgernden das Grab Sterne's auf dem Kirchhofe Livorno's. Die Ansicht der Gegend um Balch ist ganz so, wie Quintus Curtius das baktrische Land beschrieben. Die Art der Fähre über den Oxus ist sonderbar und bemerkenswerth; das Boot wird rechts und links mittels Stricken an die Mähnen von zwey Pferden befestigt, welche dasselbe schwimmend durch die stärkste Strömung an das jenseitige Ufer bringen. Jenseits (für uns dießseits) des Oxus stießen die Reisenden auf den usbegischen Stamm Lakai, welcher wegen seiner Sucht zu plündern berühmt; schon hatten die Reisenden 85 engl. Meilen vom Oxus herwärts zurückgelegt, ohne einen einzigen Baum angetroffen zu haben, als sie von der Oasis, welche die Stadt Kerschi umgibt, angenehm überrascht worden; die Stadt, eine engl. Meile lang, hat 10,000 Einwohner. Der zu Schehrsebs, d. i. der grünen Stadt, dem Geburtsorte Timurs, welches funfzig engl. Meilen von hier entlegen, entspringende Fluß geht nördlich von Kerschi vorbey, und bewässert unzählige Obstgärten. Zu Karsan fanden sich die Reisenden mitten unter den Usbegen: »ein ernstes, friedfertiges Volk mit breitem Gesichte und tatarischem Ausdrucke in der »Haltung; sie sind blond, und manche von ihnen hübsch, aber der »größte Theil des Volks, die Männer wenigstens, haben keine »persönliche Schönheit; nur fiel die große Zahl alt aussehender »Männer unter ihnen auf.« Ein Molla von Bochara theilte den Reisenden mehrere Verse aus seinem reichhaltigen Gedächtnisse mit, darunter das folgende, für die Toleranz der Liebe charakteristische Distichon:

Ein Mädchen, das ungläubig, flößt mir Liebe ein;
Was hat die Liebe mit der Religion gemein?

Zu Bochara änderten die Reisenden ihre Tracht gleich in die landesgemäße um, indem sie ihre Turbane für Mützen aus Schafsfellen, deren rauhe Seite inwendig, ihre Gürtel für ein Stück rohen Strickes vertauschten. Der große Basar bey Bochara heißt Ridschestan, die eine Seite desselben wird von der Stirnseite des Pallastes gebildet, rechts und links sind massive Gebäude von Schulen und Akademien, die vierte ist mit einer Fontaine und mit luftigen Bäumen geschmückt, wo sich die

Neuigkeitskrämer um die Waaren Europas und Asiens versammeln; der Fremde darf sich nur auf eine Bank niedersetzen, um die Usbegen und das Volk von Bochara kennen zu lernen; hier kann er mit Eingebornen Persiens, der Türkey, Rußlands, der Tatarey, Chinas, Indiens und Kabuls sich unterhalten; hier findet er Turkmanen, Kalmuken, Kaisaken von den umgebenden Wüsten; er schaut die Usbegen aller Staaten Transoxana's; der Usbege Bochara's ist wegen seiner Vermischung mit persischem Blute kaum von einem Türken oder Perser zu unterscheiden; die von Kokan sind weniger verändert; die von Urgendsch (das alte Chuaresm) haben eine besondere Härte in den Zügen, und unterscheiden sich von allen übrigen durch fußhohe Mützen von schwarzem Schafsfell, welche Tilpak heißen (wenn dieses nicht etwa ein Schreib- oder Druckfehler für Kalpak). Der gefangene Russe, der Hindu, der Chinese, der Jude sind alle auf den ersten Anblick erkenntlich; viertausend der letzten, welche von Meschhed ausgewandert, sind meistens Tuchfärber; das seidene Staatskleid, womit die Usbegen bey Hof erscheinen, und das von dem mannigfaltigsten Farbengemische, heißt Edres (Udrus). Die Liebe der Bocharen für Thee übertrifft bey weitem die der Engländer und Russen; sie trinken denselben mit und ohne Zucker, mit und ohne Milch, mit Salz, mit Fette u. s. w. Nächst diesem warmen Getränke steht das eisgekühlte Rahati dschan, d. i. Seelenruhe, ein Traubensyrop, der, wenn zur Sulze verdichtet, zu Konstantinopel, von dort aus auch in Wien unter dem Namen Rahat lokumi, d. i. Ruhebissen, bekannt ist. Niemand trinkt in Bochara anderes als eisgekühltes Wasser; der Bettler, der mit der einen Hand um Almosen bittet, kauft mit der anderen Eis. Einen Theil des Basars nehmen auch die Bücherläden ein; vor den Thoren der Collegien, welche meistens gegenüber den Moscheen, sitzen die Studenten, deren manche Graubärte; so behauptet Bochara durch Bücher und Schulen, durch Studenten und Professoren noch heute den alten Ruhm im Sinne des Ursprungs seines Namens, welcher, wie eine bekannte Stelle Mirchuands lehrt, in der Sprache der Maghen der Sammelplatz der Wissenschaft heißt; das altpersische Bochara finden wir im Bokareis wieder, welches bey Ulphilas ein Schriftgelehrter. Die Usbegen versehen alle ihre Geschäfte durch Sclaven, welche hauptsächlich durch die Turkmanen aus Persien gebracht werden, daher der Sclavenmarkt, wiewohl von dem großen Basar getrennt, dennoch ein wichtiger Marktplatz. B. berechnet nach den Einkünften die Zahl der Einwohner auf 250,000; von den Arbeiten der Weber wird immer das vierzigste Stück als Abgabe genommen.

B. erklärt, er könne nicht in das Lob der arabischen Geographen übereinstimmen, welche Bochara als das Paradies der Welt beschreiben; eigentlich gilt dieses nur von der zwischen Bochara und Samarkand gelegenen Ebene Soghd (welche der Verfasser nicht durchreist, und daher darüber kein Urtheil aus Selbstansicht hat), welches für eines der vier Paradiese Asiens gilt (die drey andern: die Ebene von Damaskus, das Thal Bewwan in Fars und die Gegend um Obolla an der Mündung des Euphrat). Die Ufer mancher indischer Ströme können es, sagt er, mit Bochara's Umgegend an Schönheit, Reichthum und Fruchtbarkeit aufnehmen; gegründeter als der Ruhm des irdischen Paradieses ist wohl der Bochara's als Sitz der Gelehrsamkeit zu allen Zeiten, wie in der ältesten der Maghen, so unter der Herrschaft des Islams. Der Name des größten Sammlers der Ueberlieferungen ist mit dem Bochara's, welche seine Geburtsstadt, in Eins verschmolzen; von den großen Scheichen wurden Abdol Chalik der Nakschbende, Seid Emir Kelal Chodscha Behaeddin der Nakschbende, die beyden Attar (Alaeddin und Chodscha Hasan), die beyden Parsa (Mohammed und sein Sohn Abu Naßr) hier geboren; von Dichtern Naßir, Ißmet, Borondok, Chiali, Seifi, Haschimi; endlich die beyden großen Geschichtschreiber Mirchuand und sein Sohn Chuandemir; man zählte hier zu einer Zeit viertausend Rechtsgelehrte, deren jeder Fetwa zu ertheilen im Stande. Bochara führt den Beynamen Fachire, d. i. die Rühmliche, weil sie sich am Tage des Gerichts der Zahl ihrer Märtyrer rühmen wird *). Die Stadt ist von Kanälen durchschnitten und von Maulbeerbäumen beschattet; die Volkssage will, daß der Giebel der hundert funfzig Fuß hohen Minaret sich auf derselben Nivellirungslinie befinde wie Samarkand. Der Fluß ist sechs engl. Meilen von der Stadt entfernt, und der Kanal wird nur alle vierzehn Tage geöffnet. Im Sommer leiden die Bewohner oft Monate lang Mangel an gutem Wasser; das schlechte Wasser ist allem Anscheine nach die Ursache des Bandwurms, der zu Bochara häufig. Die Bevölkerung schätzt B. auf 50,000 Seelen; die öffentlichen Gebäude ausgenommen, sind die Häuser klein und meistens nur Einen Stock hoch; doch gibt es viele schöne Wohnungen, mehrere derselben mit gothischen Bögen vergoldet mit Lazur eingelegt; das größte Gebäude ist eine Moschee, welche dreyhundert Quadratfuß einnimmt, und deren Dom hundert Fuß hoch; sie ist ganz mit blauen Ziegeln gedeckt, und hat ein herrliches Ansehen. Die Ziegel der schon i. J. d. H.

*) Dschihannuma S. 352.

542 (1147) erbauten Minaret sind auf die sinnreichste Weise in mannigfaltiges Fachwerk abgetheilt; Verbrecher werden von diesem Thurme heruntergestürzt, und Niemand darf denselben besteigen, als der Gebetausrufer, um das Spähen in die Hareme der Stadt zu verwehren. Das schönste Gebäude der Stadt ist die Medrese Abdallahs; die Buchstaben der Inschriften aus dem Koran ober einem der Eingänge sind über zwey Fuß groß in Stein gehauen; die meisten Dome der Stadt sind auf dieselbe Weise verziert, und auf ihren Giebeln nisten Störche. Die Meinung B.'s, daß Bochara vor Alters keine große Stadt gewesen zu seyn scheint, ist ganz ungegründet, da die alte Stadtmauer zwölf Farasangen im Gevierten umfing [1]), die dermalige Stadtmauer ward erst zu Nadirschahs Zeit erbaut. Bochara heißt die Rühmliche (Fachire), die Edle (Scherife), und könnte auch, wie Medina, die Erleuchtete (Munewwere) heißen, weil, wie die Priester dort sagen, das Licht, das aller Orten vom Himmel auf die Erde niederfließt, zu Bochara von der Erde zum Himmel emporsteigt. Dschengis verheerte die Stadt, sein Enkel Holaku verschonte die Ruinen derselben, und die Bewohner sandten ihm (nach der Volkssage) als Gesandten einen Knaben mit einer Ziege und mit einem Kamehl; was soll dieser Knirps? fragt Holaku; suchst du größeres als mich, antwortete der Knabe, siehe da das Kamehl! willst du einen Bart, siehe da die Ziege! suchst du Vernunft, so höre mich! Die Zahl der Medreseen Bochara's ist die der Tage des Jahres, ein Drittel derselben sind große Gebäude, in denen siebzig bis achtzig Studenten untergebracht sind; in manchen sind deren nur zwanzig, in andern nur zehn; diese Collegien sind wie Karawanseraien gebaut, ein Viereck von Zellen, Hudschre (hoojrus); sie sind reichlich gestiftet; die Vacanzen dauern ein halbes Jahr, nämlich durch die Monate des Feldbaues, in welchen die Studenten ackern und ernten; was würden (fragt B.) die Fellows von Oxford und Cambridge sagen, wenn sie mit der Sichel in der Hand Schnitterarbeit thun müßten? Die Vacanz heißt Taatil, d. i. Vereitelung [2]); die Studienzeit Tahßil, d. i. Erwerb. Die Studien sind durchaus theologisch, von andern Wissenschaften wissen sie nichts, und kennen nicht einmal die Geschichte ihres Landes; eine wahre Gesellschaft gelehrter Drohnen. Samarkand, die zweyte Hauptstadt des Landes, die erste zur Zeit Timurs, wo dessen Grabstätte, sah B. nicht, da er sich südwestlich von Bochara nach

[1]) Dschihannuma S. 352.

[2]) Von der Wurzel Atel, welche das deutsche eitel und das engl. idle.

Chorasan wandte; Samarkand enthält nicht mehr als 80,000 bis 100,000 Einwohner; drey seiner Collegien sind wohl erhalten, das schönste das Ulughbegs. Timurs Asche ruht unter einem luftigen Dome, dessen Wände mit Agat eingelegt. Außer Bochara ist das Grabmal Behaeddin's, des großen Scheichs der Nakschbendi (Bhawa Deen Nukhsbund), das reich begabt; dasselbe ist, wie mehrere dergleichen Gebäude, mit den Hörnern der hier geschlachteten Opferthiere geschmückt. B. meint, der macedonische Alexander heiße von diesem Symbole der Macht der Zweygehörnte, wiewohl es bekannt, daß er als Ammons Sohn Hörner trug; der Verfasser kennt nicht die gewöhnliche Erklärung dieses morgenländischen Titels Alexanders als Herr zweyer Jahrhunderte, indem Karn nicht nur Herr, sondern auch Jahrhundert bedeutet, und Alexander, wie jeder große Mann, seinem Jahrhundert vorauseilend, mit demselben auch das nächste umschloß.

Der Oxus strömt 650 Klafter breit, 25—29 Fuß tief, die Ufer niedrig und ganz mit einer Schmarotzerpflanze überwachsen, welche die Wasserleitungen verstopft; Fische von ungeheurer Größe, deren einige fünf bis sechs Centner wiegen. B. bemerkt, daß der Oxus den Morgenländern, welche ihn Dschihun oder Amu nennen, unter dem ihm von den Griechen beygelegten Namen nicht bekannt gewesen sey; dieses ist aber wohl der Fall nicht, Oxus ist nur die Vergriechung des türkischen Usu, welches, wie Tanais (Don), Donau, Düna, ein mehreren Flüssen gemeinsamer Name; denn der heutige Usu, d. i. der Dnieper, wird von Tzetzes ebenfalls Oxus genannt *). Was Arrian und Curtius vom Oxus sagen, stimmt genau mit der heutigen Beschaffenheit überein, und der Name der Stadt Maricanda lebt noch in Samarkand, so wie der der Chorasmi in Chuaresm fort. B. hält den Felsen von Choriene für die Hügelreihe von Karatelin, und Zeriaspes für Schehrsebs. Chardschu ist in allen Karten fehlerhaft auf den nördlichen statt auf den südlichen Ufern des Oxus angesetzt; die Bevölkerung übertrifft nicht vier- bis fünftausend Seelen. Hier ist der letzte cultivirte Fleck Landes zwischen Bochara und Persien, und es war eben Markttag; in Indien und Kabul gibt es keine bestimmten Markttage, jedoch ist die Sitte allgemein; man besucht den Markt nicht anders als zu Pferde. Statt die gerade Straße nach Merw zu gehen, ward der Weg durch die Wüste eingeschlagen.

*) S. Jahrbücher der Literatur, LXV. Bd. S. 4.

»Die Wüste war mit niedrigem Holze überwachsen, aber ganz ohne Wasser; einige Ratten, Eidechsen, Skarabäen und hie und da ein einsamer Vogel waren die einzigen Bewohner derselben. Einige der Sandhügel sind sechzig Fuß hoch, aber in jeder Höhe ganz leer von Pflanzen, welche, wie ich glaube, auf der dem Winde ausgesetzten Höhe nicht fortkommen können. Die höchsten Hügel hießen Schirischutr, d. i. Kamehlmilch. An der Farbe des Quarzsandes war nichts Besonderes, da war kein Torf, kein Gras, keine Kriechpflanze, jeder Strauch wuchs für sich, und das oben erwähnte Gras war nur auf den Feldern zu finden; die Hitze des Sandes war über 150, und die der Atmosphäre war über 100 Grade (Farenheit), aber der Wind blies unausgesetzt, und ich glaube, daß wenn derselbe aufhörte, es unmöglich wäre, diese Strecke im Sommer zu durchreisen; die Stätigkeit, womit der Wind stets von einer Seite bläst, ist in diesem Binnenlande merkwürdig; zwar sind von allen Seiten, die gegen Norden ausgenommen, Berge, sie sind aber zu entfernt, den Wind aufzuhalten. Die Kamehle gingen zwey ein Achtel einer englischen Meile (3740 Yard) in einer Stunde, was mit der Angabe Volney's fast übereinstimmt, nach welchem die Kamehle in den Sandwüsten Syriens und Aegyptens stündlich 3600 Klafter zurücklegen.«

Die nächste Halt der Karawane war bey den drey Brunnen Utschkoju (nicht Oochghoojee), und dann in einem Turkmanenlager am Ufer des Murghab (Vogelwassers), d. i. des Flusses von Merw; ein turkmanisches Lager heißt hier Oba (sonst Jurt oder Aimak); die einzelnen kegelförmigen Hütten oder Zelte Chargiah (sonst Tscherke, bey den Kalmuken heut Churul und Oerge). Die Turkmanen verrathen tatarische Gesichtsbildung, sie haben kleine Augen und wie geschwollene Augenlieder; alle tragen die viereckige oder kegelförmige, einen Schuh hohe, mit schwarzem Schaffelle ausgeschlagene Mütze, welche, wie bekannt, Kalpak heißt (verdruckt in Tilpak); die Turkmanen lieben ungemein helle Farben, roth, grün, gelb sind die Farben ihrer langen Pelze, welche Tschapkin (chupkuns) heißen; sie streifen müßig um ihre Lager herum, bauen wenig Felder, überlassen die Huth der Heerden ihren Hunden; diese sind sehr gelehrig, aber wild gegen die Fremden, eine Art von Doggen, und selbst bey ihnen sehr theuer. Die Kopfbedeckung der Turkmaninnen würde selbst der Milchstraße eines englischen Ballsaales Ehre machen; sie besteht in einem luftigen weißen Turban, der die Gestalt eines militärischen Tschako hat, aber höher, über welchen ein rother oder weißer Flor geworfen, der bis zum Gürtel niederfällt; dieser vielleicht etwas große Kopfputz steht ihnen jedoch gut, da sie selbst groß und schlank sind. Der Murghab oder Fluß von Merw entspringt in den Bergen von Hesare, und fällt nicht, wie man lange geglaubt, in den Oxus oder das kaspische Meer, sondern bildet einen See, und verliert sich 50 engl. Meilen N. W. von Merw. Die Kara-

wane begegnete einer Bande von Alamanen, d. i. Räubern, so genannt wie lucus a non lucendo, weil sie keinen Pardon (al-Aman) geben. Die Turkmen sind Türken, aber von den Usbegen (welchen mehr tatarisches Blut beygemischt ist) verschieden. Die berühmtesten Stämme derselben sind die Ersari am Oxus, die Ssarik am Murghab, weiterhin die Salor gegen das kaspische Meer, die Teke, Göklen und Jemut (Tuka, Goklan, Yumood). Die Turkmanen sind treulose Räuber, wahre Alamanen in der dortigen Bedeutung des Worts. Die erste Stadt in Chorasan auf diesem Wege ist Serches (Shurukhs), bisher von Orientalisten Serchas ausgesprochen, weil dasselbe eben so geschrieben wird, wie Saragossa in Spanien; zu Serches nicht Suruhks *) ist das Grab des Scheichs Abulfasl-el Hasan's (Āboolfuzzul Hoosn), dessen Lebensbeschreibung im Nefhatol-ins die dreyhundert sechs und siebzigste; außerdem erwähnt aber das Dschihannuma zu Serches noch der Grabstätten des großen Philologen Seaadeddin Teftasani's und eines der größten der hanefitischen Imame, welcher die Sonne der Imame genannt wird.

Die Vorsteher der Salor Turkmanen sind zwölf Graubärte (Aksakal). Die Tochter eines Turkmanen wird durch hohen Preis gekauft, und wenn der Liebende denselben nicht erschwingen kann, so setzt er sie zu sich aufs Pferd, gallopirt ins nächste Lager, wo sie vermählt werden; nach dieser Vereinigung à la Gretna green wird der Friede mit den Verwandten der Braut durch Unterhändler vermittelt, und der Neuvermählte unternimmt so lange Raubzüge ins persische Gebiet, bis er die geforderte Summe erworben; die Neuvermählten kehren ins väterliche Lager zurück, um Kleider und Teppiche zu bereiten, welche nothwendig für ein turkmanisches Zelt, und am Jahrestage der Entführung hat die wirkliche Hochzeit Statt. Die Turkmen haben keine Moscheen, sie beten im Zelte oder in der Wüste, ohne sich zu waschen, und ohne Teppich; sie haben wenige Priester und sind schlechte Moslimen; die Männer kennen eben so wenig das Mitleid, als die Weiber die Keuschheit; wechselweise höchst thätig und müßig; außer Landes in beständiger Bewegung und Thätigkeit, zu Hause in der größten Indolenz; Nachts singen sie Lieder zum Preise ihrer edlen Pferde, der Rassen Tschaprasli und Karoghli (Karaoghli?). Probe eines solchen turkmanischen Pferdelobs:

*) Die Vocalisirung im Meraßid nämlich mit Fethirten Cha beweist, daß die Uebersetzung des Vocals nur Irrthum der Volksaussprache.

Mein ist arabisches Pferd an dem Tage der Schlacht,
Das mich beschattet wie kühlende Nacht.
Helden erschlag' ich im Schlachtengefilde,
Mein ist arabisches Pferd mit dem eisernen Schilde.
Karoghli!

Unter der Hand sich der Bogen der eiserne biegt,
Aufrecht zu Pferde von keinem besiegt!
Brüdern und Schwestern bin fremd ich der Wilde,
Mein ist arabisches Pferd mit dem eisernen Schilde.
Karoghli!

Hauch ich, so schmilzt von den Bergen das Eis in das Thal,
Mühlenrad treiben die Thränen zum Mahlen;
Jonas der Weise, der sagt es im Bilde:
Mein ist arabisches Pferd mit dem eisernen Schilde.
Karoghli!

Die Turkmen nennen sich Menschenfresser, worunter aber nicht Kanibalen zu verstehen, sondern bloß gemeint ist, daß ihr Nahrungserwerb der Sclavenhandel; der Schädel des Turkmen ist dem chinesischen ähnlich, ein plattes Gesicht mit hervorstehenden Kinnbeinen, das Gesicht läuft immer schmaler zusammen gegen das Kinn, was mit sparsamen Bart besäet ist; der Turkmen ist gar nicht häßlich, und sein Körper und seine Gestalt sind gleich männlich; die Weiber sind sehr blond, und manchmal hübsch; sie sind nicht sehr wählerisch in ihrer Kocherey; ihre Kuchen, zwey Zoll im Durchmesser und einen Zoll dick, von dem gröbsten Mehl, sind gewöhnlich mit Kürbisschnitten gemischt, und werden immer frisch gegessen; das Fleisch besteht in einem ganzen Schafe, was in einem ungeheuern russischen Topfe gesotten wird; sie zerreißen das Fleisch in eben so kleine Stücke wie das Brot, und essen es mitsammen; ein Dutzend von Zwiebeln wird in den Topf geworfen, worin das Fleisch gesotten und mit der Suppe vermischt, die dann in hölzernen Schüsseln aufgesetzt wird, je eine für zwey Personen; sie füllen die hohle Hand, fressen aus derselben wie Hunde, und halten den Kopf über die Schüssel, welche das Niederfallende auffängt; je einer von den zweyen füllt wechselweise seine Hand, und hält seinen Kopf über die Schüssel; hierauf folgen Melonen, und eine Pfeife beschließt das Mahl. Fünf und vierzig engl. Meilen von Serches ist die persische Gränze zu Musderan, wo den Reisenden große Gefahr von den Alamanen (Räubern) droht. Von hier ging die Straße nach Meschhed, der großen Stadt und heiligen Grabstätte des achten Imams, welche Forsters so trefflich beschrieben. Die Usbegen führen über Meschhed einen persischen Vers im Munde:

Hätte nicht Meschhed des grünen Domes Ehre,
Es der Ausgußort der ganzen Erde wäre.

Dagegen sagen die Perser:

Meschhed der hellste Ort von den erhellten,
Denn dorten strahlt das Licht des Herrn der Welten.

Das Grabmal ist inmitten der Stadt, ein goldener Dom mit zwey goldbedeckten Minareten, neben welchen sich der luftige, lazurne Dom der großen, von einem Nachkommen Timurs erbauten Moschee erhebt; auf der Westseite des großen, von allen vier Seiten aus Zellen der Studenten bestehenden Vierecks ist das Heiligthum, in welches man durch einen reichvergoldeten gothischen Bogen eingeht, und in dessen Wänden Spiegel eingerindet sind. Meschhed ist nicht nur die heilige Grabstätte des achten Imams, sondern auch die Nadirschahs, dessen Grabmal aber in Schutt zerfällt, dessen Bäume abgehauen, dessen Garten jetzt als Zwiebelfeld benützt wird. Bekanntlich rächte sich der persische Schah Aga Mohammed dafür, daß ihn Nadirschah seiner Manneskraft berauben ließ, durch die Aufgrabung von dessen Gebeinen, welche nach Tehran geführt, dort unter die Stufe, welche zu dem Audienzsaal führt, gelegt worden seyn sollen, damit jeder dort Eintretende dieselben treten möge. Priami busto insultet armentum! Was der Verfasser über seine Audienz bey Abbas Mirsa und seinen kurzen Aufenthalt in Persien sagt, ist von wenigerem Interesse, als die zwey mitgetheilten Wechselgesänge der Tekke Turkmen und der Kurden.

An dem Fuße eines der Berge, über welchen man nach Astrabad niedersteigt, ist die berühmte Festung von Hemaweran, welche im Schahname eine so große Rolle spielt (bisher aber insgemein für Syrien verstanden worden). Der Dom von Kiaus (Günbedi Kiaus) soll auf den Ruinen des alten Gurgan stehen, und vormals mit dem kaspischen Meere durch eine Linie von Gränzschlössern verbunden gewesen seyn, welche den Namen Laanetnuma, d. i. Fluchmuster, führte, indem jeder Perser, welcher es gewagt haben würde, sich in die Ebene der Turkmen zu begeben, verflucht. Astrabad ist heute sehr im Verfall, und die von Hanway so lebendig beschriebenen Gärten von Eschref in Masenderan liegen öde; ihre Lage ist sehr schön, indem sich von hier eine herrliche Aussicht auf das kaspische Meer eröffnet. B. hält den Paß von Geduk für die Pylae Caspiae, durch welchen Alexander nach Hekatompylos kam, und auf dem Wege die Tabyren ergriff; auf den heutigen Münzen heißt Masenderan noch Taberistan, was aber nur ein Theil desselben.

In der zweyten Hälfte des zweyten Bandes beginnt das allgemeine geographische Memoire über Central-Asien, welches einen Schatz neuer geographischer Kunden enthält, auf die wir hier nur kurz hinweisen können. Die Eintheilung Bochara's in sieben Landschaften (S. 155) war bisher unbekannt; die drey berühmtesten sind: Bochara, Samarkand und Balch; die kleineren Bezirke jeder dieser Landschaften heißen Toman; Bochara hat deren sieben, Samarkand fünf. Das Wort Toman (zunächst verwandt mit dem slavischen Tma, d. i. Zehntausend) hat die dreyfache Bedeutung eines Regiments von 10,000 Mann, eines Goldstücks und eines Bezirks, der letzte vermuthlich zu 10,000 Einwohner gerechnet. Das Klima von Bochara ist nicht nur als ein gesundes, sondern auch durch die Schönheit seines Himmels berühmt; was die morgenländischen Geographen von seinem grünen nächtlichen Himmel erzählen, wird durch die folgenden Stellen des Verfassers einigermaßen bestätigt und erklärt:

»Bochara liegt zweyhundert Fuß über dem Meere; die Atmosphäre ist beständig heiter und der Himmel immer klar; das Firmament ist von hellem Lazur und gewöhnlich wolkenlos; Nachts haben die Sterne ungemeinen Glanz, und die Milchstraße erscheint in höchster Pracht; selbst beym Mondscheine sind die Sterne am Rande des Gesichtskreises in der Höhe von drey bis vier Grad sichtbar; beständig entwickeln sich die glänzendsten Meteore, welche gleich Raketen durch den Himmel schießen; zehn oder zwölf derselben erscheinen in Einer Stunde, und spielen alle Farben, feurigroth, blau, blaß und fahl; eine herrliche Gegend für die Sternkunde, und die berühmte Sternwarte von Samarkand konnte an keinem vortheilhafteren Orte errichtet worden seyn.«

Bochara wird von fünf Flüssen durchströmt, vom Amu oder Dschihun, welcher der Oxus; vom Sir oder Sihun, der Jaxartes (welcher der Pison der Schrift) aus dem Lande Chawila, d. i. Chodschend; vom Kohik oder Sereffschan, d. i. dem Goldstreuenden, so genannt weil er Gold führt; vom Kerschi und vom Flusse Balch's. Die Berge von Bochara sind an den Gränzen des Landes gegen Osten und Süden, die nördliche Linie des Hindukusch bey Balch war bisher auf den Karten falsch verzeichnet, indem die Stadt nicht am Fuße des Gebirges, sondern sechs engl. Meilen davon entfernt liegt; die Berge von Karatagh, von denen Bebr (Baber) in seinen Commentaren spricht, sind heute unter diesem Namen bekannt. Diese Berge finden sich auf der Karte des Dschihannuma (zur S. 348) nördlich von Bochara unter dem Namen Karabasch, d. i. Schwarzkopf. Der goldhaltigste der Ströme ist der Oxus; die lazurnen Klippen, welche den Fluß zu Bedachschan überhangen, sollen auch goldgeadert seyn, aber in den dem Verfasser als

Probe gezeigten Stufen waren diese angeblichen Goldadern nur Mica; alle andern Metalle, wie Silber, Eisen, Kupfer, werden von Rußland eingeführt. Salmiak (Nuschadir) wird häufig in den Hügeln von Dschesak gefunden; Salz wird in Massen in den Ebenen gegraben, unvollständig krystallisirt, schwarz und von sehr geringer Qualität: ein halber Centner kostet zu Bochara eine Viertel-Tila, d. i. ungefähr drey Schillinge. Die Erzeugnisse des Pflanzenreichs sind in dieser Gegend merkwürdiger als die des Steinreichs; das Holz zum Häuserbauen ist die Pappel, die überall wächst; Baumwolle wird weit und breit gebaut; aus dem Opium wird das berauschende Beng bereitet; zwischen Kerschi und Balch wächst eine kleine, gelbe Blume (Esbarek), welche eine schönere gelbe Farbe gibt, als die Rinde des Granatapfels; die Wurzeln des Krapps (Bajak) bleiben achtzehn Monate unter der Erde, die Wurzeln der Rebe geben eine dunkelrothe Farbe; Indigo und Zucker wachsen zu Bochara nicht; das Surrogat für Zucker ist die Manna (Terendschebin), welche von dem Strauche Chari schutur, d. i. Kamehldorn, gesammelt wird. B. glaubt nicht, daß die Manna Erzeugniß eines Insects, sondern bloß von der Pflanze ausgeschwitzter Saft sey; an den Wurzeln der Pflanze Aßlsus wird zu gewissen Zeiten des Jahres ein kugelförmiger Wurm gefunden, welcher schönes Roth gibt gleich der Cochenille; es ist erstaunenswerthe Thatsache, daß in den dem Oxus südlich gelegenen Landschaften eine und dieselbe Saat Weizens drey Jahre hinter einander Ernte gibt, indem die Stoppeln des ersten Jahres im zweyten wieder in Aehren aufschießen, und so die Stoppeln des zweyten Jahres im dritten; im eigentlichen Bochara ist der Boden nicht so fruchtbar; denn in Karagol gibt die Ernte nur das Siebenfache der Aussaat; Klee wird sieben- oder achtmal des Jahres geschnitten; der Tabak von Kerschi ist berühmt, und die zu Kabul gedeihende wilde Rhebarbara wächst auch hier. Die Früchte von Bochara sind berühmt; die Aprikosen von Balch sind so groß als Aepfel; von den Trauben sind die purpurrothe Sabibi und die goldgelbe Huseini die köstlichsten; die Zibeben von Bochara heißen Abdschusch, d. i. Wassersud, weil sie erst in siedendes Wasser getaucht, und dann getrocknet werden; die Weine sind leicht, und halten sich nicht über das Jahr; aus den köstlichen Maulbeeren, welche auch wie Trauben getrocknet werden, wird der Syrop Schiru bereitet; die berühmte Pflaume von Bochara wächst aber zu Ghasna in Kabul; die köstlichsten aller Früchte Bochara's sind die Melonen, mit denen die von Indien, Kabul und selbst von Persien keine Vergleichung aushalten können; es wird daraus ein Saft bereitet, der leicht in Zucker verwandelt

werden könnte; die beste Art heißt Koktsche, von grüner und gelber Farbe; eine andere Art heißt Akneba t, d. i. weißer Pflanzenzucker; die dunkelgrüne Wintermelone Karakubek soll alle andern übertreffen; die Melonen halten sich das ganze Jahr, bloß an Stricken in einiger Entfernung von einander aufgehängt. Die Schafe von Bochara geben die berühmten Felle, und die Ziege eine Art von Shawlwolle, welche nur der von Kaschmir nachsteht; die Schafe haben alle Fettschwänze, deren einer bis funfzehn Pfund Fett enthält; die Schafe, deren schwarze, krause Wolle zum Umschlagen von Mützen verwendet wird, sind dem Districte von Karagol eigen, und gedeihen weder in Persien noch wo anders; die Felle der männlichen, fünf oder sechs Tage nach ihrer Geburt getödteten, aber nicht, wie man irrig glaubt, aus dem Unterleib geschnittenen, sind die geschätztesten; es werden jährlich 200,000 Felle ausgeführt. Die Ziege von Bochara, welche auch unter den Kirkisen gefunden wird, ist von der von Tibet verschieden; die Kamelote von Bochara, welche wirklich aus Kamehlhaaren und nicht aus Ziegenhaaren verfertigt werden, heißen Urmek (Oormuk), und sind wasserdicht; das baktrische zweyhöckerige Kamehl ist häufig in Turkistan, und trägt bis siebenthalb Centner Last, während die andern nur fünf Centner tragen. Wilder Thiere sind wenig; eine Art kleiner Tieger, wilde Schweine, wilde Esel, Füchse, Wölfe und Schakale. Der Storch Leilek (nicht lug lugu) gilt für heilig. Der Fisch Lecha des Oxus ohne Schuppen wiegt oft bis sechs Centner; der Seidenwurm wird überall kultivirt; die größte Plage ist der Bandwurm Rischte, der aus dem Cisternenwasser entsteht, und womit das Viertel der Bewohner Bochara's behaftet ist; ein zweytes Uebel des Landes ist Kuli, eine Art von Aussatz, welchen das berauschende Getränke Buse, welches aus schwarzer Gerste destillirt wird, hervorbringt.

Bochara hat eine Bevölkerung von 150,000 Seelen; Samarkand und Balch sind längst zu Provinzialstädten herabgesunken, deren Bevölkerung der von Kerschi weicht, welches 10,000 Seelen zählt; Dschesak, Kermine und Ketkurghan sind große Flecken, deren keiner mehr als 2500 Einwohner zählt. Die Dörfer, beyläufig 400 an der Zahl, sind weit von einander entfernt, und die Bevölkerung des ganzen Königreichs Bochara übersteigt nicht eine Million Einwohner. Die Quellen des Oxus hat noch kein europäischer Reisender besucht, dieselben sollen in der Nähe des Sees Ssarikol (gelber See) mit drey andern Flüssen entspringen, nämlich mit dem Sihun oder Jaxartes, mit einem der Quellenhäupter des Indus und mit dem Flusse von Tibet; der dritte und vierte Fluß des Paradieses in der Bibel

heißen zwar Hidekel, d. i. Didschlet, oder wie bey Plinius Digleto, d. i. der Tigris, und Phrath, d. i. der Euphrates, und in so weit kann mit gutem Grunde behauptet werden, daß das in der Bibel östlich von Dschihun und Sihun (Oxus und Jaxartes), westlich vom Tigris und Euphrat begränzte asiatische Hochland nichts als das alte Eriene oder Irem der Sendschriften, nämlich Persien in seiner weitesten Ausdehnung von Osten bis Westen sey; allein diese vier Flüsse entspringen nicht an Einem Orte, während zwey Paradiesesflüsse der Genesis, nämlich der Dschihun und Sihun, mit zwey andern wirklich an einem und demselben Orte entspringen; es wäre möglich, daß jenes Quellenhaupt des Indus und der Fluß von Tibet in frühester Zeit ebenfalls den Namen Didschlet und Phrath geführt hätten, in welchem Falle dann alle Bestimmungen der Bibel von den vier Flüssen des Paradieses übereinträfen; dieses wäre um so mehr möglich, als die beyden Wörter Tigris (auf persisch Tir) und Phrath oder Forat Nennwörter sind, deren jenes die pfeilschnelle Strömung, dieses die Reinheit und Süßigkeit des Wassers bezeichnet [1]). Es bleibt also noch Raum für eine neue Hypothese des Paradieses der Genesis, welche erst, wenn die alten Namen der beyden andern Quellenhäupter aus den Schriften der Hindu bekannt seyn werden, bestätigt werden oder fallen muß. B. glaubt nicht an eine andere geographische Hypothese, nämlich an die alte Mündung des Oxus in den Aralsee; er glaubt, daß die alten Flußbette zwischen Astrabad und Chiwa nur Reste von Kanälen des alten, vormals sehr cultivirten Königreichs Chuaresm seyen. Das Wort Aral heißt der Zwischensee; der Volksglaube behauptet die unterirdische Verbindung desselben mit dem kaspischen Meere, und will zu Karakunbed (Schwarzdom) sogar das dumpfe Getöse des unterirdischen Wassers hören; sonderbar genug ist es, daß zu Karakunbed, welches eine sandige Hügelreihe, Wasser zunächst der Oberfläche der Erde, und weiterhin nur in der Tiefe von hundert Klaftern gefunden wird. B. erwähnt keines andern Namens des Aralsees, und es ist ein Irrthum, wenn Karamsin [2]) denselben mit dem blauen Meere vermischt, welches der Name des kaspischen, das daher auch das chawalinskische, wie Stscherbatow [3]) richtig bemerkt. Bey Gelegenheit des Laufes des Oxus

---

[1]) Diglito: unde concitatur, a celeritate Tigris incipit vocari: ita appellant Medi sagittam. Plinius lib. VI. c. 27; und Forat, sehr süßes und leicht verdauendes Wasser. Kamus Konstantinopolitaner Ausgabe, I. Thl. S. 216.

[2]) Caramſ. V. p. 370.

[3]) Stscherbatow IV. p. 92.

bemerkt der Verfasser, daß derselbe friere, während die demselben parallel laufende Donau, welche doch um sieben Breitegrade höher, nie friere! Es scheint, daß der Verfasser nie weder von dem Eisstoße zu Wien gehört, noch die Elegien Ovids aus dem Pontos kennt, wo vom gefrornen Pontos und Ister die Rede:

Coeruleos ventis latices durantibus Ister
Congelat, et tectis in mare serpit aquis.
Quaque rates ierant, pedibus nunc itur, et undas
Frigore concretas ungula pulsat equi
Perque novos pontes subter labentibus undis
Ducunt Sarmatici barbara plaustra boves *).

Die Boote auf dem Oxus sind vortrefflich gebaut, wiewohl sie weder Mast noch Segel haben; der Durchschnitt derselben II. S. 195. Das folgende Kapitel enthält Notizen über das Thal des obern Oxus, über Bedachschan und das Kafernland. Die berühmten Rubinen von Bedachschan sollen aus den Höhlen von Scheghnan an dem Oxus gegraben werden, und die Gänge sich bis unter den Fluß erstrecken, was B. jedoch bezweifelt. Es ist ein Volksglaube, daß große Rubinen immer paarweise gefunden werden. In der Nähe der Rubinenminen überhängen große Lazurfelsen den Oxus; um die Felsen zu sprengen, werden dieselben zuerst mit Feuer unterheizt und dann mit Wasser besprengt; Lazur und Rubinen werden nur im Winter gesammelt. Das Tafelland von Pamir liegt zwischen Bedachschan und Jarkend, und wird von herumstreifenden Kirkisen bewohnt; in der Mitte derselben ist der Ssarigöl, aus welchem die obgenannten vier Flüsse entspringen sollen, und welches sich in allen Richtungen des Sees auf sechs Tagreisen weit erstreckt; eine große, mit seichten Gräben durchschnittene sehr kalte Ebene, in deren Schluchten der See im Sommer nicht schmilzt. Die Kirkisen leben nur von Milch und Fleisch, essen kein Brot und bauen kein Korn. Die Zoologen muß vorzüglich die folgende Stelle interessiren:

»Ich hörte von einem Thier, insgemein Reß, von den Kirkisen Kuschger genannt, welches nur der Hochebene von Pamir angehörig; es ist größer als eine Kuh und kleiner als ein Pferd, von weißer Farbe, mit Haaren unter dem Kinn und Hörnern von ungeheurer Größe, so groß, daß kein Mensch im Stande seyn soll, ein Paar derselben aufzuheben; wenn dieselben auf der Erde liegen bleiben, so bringen darin Füchsinnen ihre Jungen zur Welt; das Fleisch von dem Reß wird von den Kirkisen sehr geschätzt, welche es mit Pfeil und Bogen jagen; das Thier liebt nur die kältesten Gegenden, und scheint dem Ziegengeschlechte oder vielleicht dem Bison anzugehören; es braucht zwey Pferde, das Fleisch eines Reß von gewöhnlicher Größe vom Felde wegzuführen.«

*) Tristium, lib. III. eleg. 10.

Die Kafern oder Siahpusch, d. i. die Schwarzgekleideten, so genannt weil sie in schwarze Ziegenfelle gekleidet sind, wohnen im südöstlichen Winkel von Bedachschan, im Gebirge, welches dieses Land von Pischawer trennt: sie behaupten (wie aus Elphinstone's Reisen bekannt), die Nachkommen der von Alexanders Zuge hier zurückgebliebenen Macedonier zu seyn; B. theilt die Meinung der Afghanen, welche dieselben für die Eingebornen der Ebene halten, welche sich bey der Eroberung der Moslimen ins Gebirge retteten, und weil sie den Islam nicht annahmen, mit dem Namen Kiafir, d. i. Ungläubige, belegt wurden.

Im fünften Hauptstücke werden die Quellen des Indus beschrieben, und das doppelte Kaschghar Elphinstone's, gegen welches schon Klaproth in seinen Memoires (II. p. 293) protestirte, wird widersprochen. B. hörte nirgends von einem andern Kaschghar, als dem Jarkend's, welches die Gränze des chinesischen Reichs gegen Westen und fünf Monate eines Karawanenmarsches von Peking entfernt ist. Der Statthalter von Jarkend, welcher Hakimbeg heißt, steht unter dem von Kaschghar, und dieser wieder unter dem von Ila, welches 75,000 Seelen zählt; Jarkend hat deren 50,000, während Kaschghar kleiner als beyde; nach diesen dreyen sind Akßu (Weißwasser), Karaßu (Schwarzwasser), Jenihißar (Neuschloß) die beträchtlichsten Plätze dieser westlichsten Gränzlandschaft des chinesischen Reichs; wiewohl der Karawanenweg von Jarkend nach Peking fünf Monate beträgt, so legen Kouriere den Weg in 35 Tagen zurück. Die Chinesen mischen sich wenig in die Geschäfte dieses Gränzlandes, und überlassen dieselben, so wie den Handel der mohammedanischen Bevölkerung, welche zu Jarkend 12,000 Familien beträgt; die Einwohner sprechen türkisch in einer den Bewohnern Bochara's vollkommen verständlichen Mundart (der tschaghataischen oder uighurischen), und werden auch manchmal Mongolen genannt; kalmukische Tataren sind um Ila und Jarkend angesiedelt; das Abzeichen der Anführer und Vorsteher bey ihnen sind Rehhörner, welche an der Kappe befestigt werden. Die Ausgelassenheit ihrer Weiber gibt ihnen vollkommenen Anspruch auf diesen Hörnerschmuck; die moslimischen Weiber genießen hier einer Freyheit und eines Ansehens, wie nirgends anders; sie nehmen den Ehrensitz im Gesellschaftszimmer ein, und gehen frey und unverschleyert mit den Männern um; sie tragen reich verzierte Stiefel mit hohen Absätzen, und ihr Kopfputz ist eine tücherne Tiara; sie passiren für sehr schön und wohlfeil. Die Verbindung zwischen Bochara und Tibet ist durch die strengsten Maßregeln der chinesischen Polizey abgeschnitten, die zu umgehen wirklich unmöglich. Die

Entfernung von Jarkend nach Ledek (Ladak) ist sechzig Tagreisen; der Weg führt über die niederen Berge von Karakorum, südlich von welchen sich alle Flüsse mit dem Scheijuk (Shyook) vereinen; nördlich nimmt der Fluß von Jarkend die Gebirgswasser auf; die Verbindung zwischen Jarkend und Bochara hat mittels zweyer Straßen Statt, welche durch die Thäler des Oxus und Jaxartes führen; die erste geht durch Kokan, das alte Ferghane, welche die kürzere, aber in den letzten Jahren durch die Unruhen der Usbegen von Kokan gesperrt war; die andere Straße durch die Ebene von Pamir und das Thal vom Oxus über Bedachschan und Balch führt mehr um. Kokan (dessen Gesandtschaft an den Hof von Konstantinopel zu wiederholten Malen in der osmanischen Staatszeitung gedacht worden) wird von einem Usbegen aus dem Stamme Juf beherrscht, welcher sein Geschlecht vom großen Bebr (Baber) ableitet, der zu Kokan geboren ward; Kokan ist eine offene Stadt am Ufer des Jaxartes, halb so groß wie Bochara; die alte Hauptstadt war Margheinan (Morghinon), heute ist Andedschan (Indejan), eine Stadt von beträchtlicher Größe, und die Chinesen von Jarkend heißen alle Bewohner Kokans Andedschanen.

Das folgende siebente Hauptstück handelt vom Hindukusch, welcher nur die westliche Fortsetzung des Himalaja; die Reise über denselben dauerte dreyzehn Tage lang durch sechs Felsenpässe, in deren zweyen der Schnee zu Ende May noch so fest gefroren war, daß er die Pferde trug; die größte war in den Pässen von Hadschidschik und Kalu, welche 12,400 bis 13,000 Fuß hoch von Kabul an gerechnet, welches 6500 Fuß über dem Meeresspiegel. B. schätzt die Höhe der Gipfel von Kuhibaba auf 18,000 Fuß; in der Höhe von 10,000 Fuß pflügen die Bewohner den Boden dieser Gebirgsgegend in dem Augenblicke, als denselben der Schnee verlassen, und so schnell ist die Vegetation, daß sie Anfangs October ernten, was sie Ende May gesäet. Die Scenen sind höchst erhaben, indem häufig Abgründe zwey- bis dreytausend Fuß senkrecht abstürzen; Hindukusch hat weder Cedern noch Früchte, und das einzige Brennmateriale ist eine Art trockenen Haidekrauts, welches fest an dem Boden klebt; in der Höhe von siebentausend Fuß blüht die Assa foetida auf das üppigste; wiewohl die Milch, welche die Pflanze ausschwitzt, denselben abscheulichen Geruch hat, wie wenn verdichtet und gealtert, so fraßen dieselbe doch die Begleiter der Reisenden auf das gierigste; dem Gestanke der Assa foetida hält der aromatische Geruch würziger Pflanzen das Gleichgewicht. Hindukusch hat Ueberfluß an Metallen: Gold, Kupfer, Zinn, Bley, Antimonium, Lazur, Schwefel und Asbest, welcher Sengi

Penbe (sung i poombu), d. i. Baumwollenstein, heißt. Die Felsen des Hindukusch sind Gneis oder Granit, der in finsteren majestätischen Säulen, gleich denen von Basalt, emporsteigt; nur die zwey letzten Pässe bestehen aus leichtem braunen Kalkstein, und B. beobachtete ganze Bette von Flintensteinen; die höchste Spitze des Hindukusch ist hundert funfzig engl. Meilen nördlich von Kondus in beständigen Schnee eingehüllt, wo die Reisenden nur sehr schwer athmen, und wo Tausende von Vögeln todt auf dem Schnee gefunden werden; das größte Stillschweigen wird beym Uebergange desselben beobachtet, aus Furcht, daß der Widerhall eines Flintenschusses oder eines gesprochenen Wortes Lawinen in Bewegung setze. B. zweifelt nicht an der Existenz der Schneewürmer, welche, dem Seidenwurme ähnlich, nur im Schnee leben, und von demselben entfernt, sterben sollen; dieses (karmesinrothen) Schneewurmes erwähnen zwar auch die naturhistorischen und geographischen Werke des Morgenlandes auf verschiedenen hohen Gebirgen im Taurus und Kaukasus, aber kein europäischer Reisender hat, unseres Wissens, das Daseyn desselben durch Selbstansicht erhärtet.

Indem B. von Turkmanen spricht, welche südlich vom Oxus, der südlichen Gränze Turkistans, wohnen, bringt er für diese Gegend den Namen Turkmania oder Türkenland in Vorschlag, was uns jedoch ganz überflüssig dünkt; denn wollte man diesen Theil Chorasans (Balch und die Umgegend) Turkmanien nennen, so müßte man eben so mehrere Landschaften Kleinasiens, in welchen Turkmanen herumziehen, als Turkmania unterscheiden, wodurch nur Verwirrung entstehen könnte. Die Turkmanen, Bewohner der Wüste, rühmen sich, daß sie weder des Schattens eines Baumes noch eines Königs bedürfen; und wirklich ist in ihrer Wüste kein Baum zu sehen, und sie sind keinem Gesammtherrscher unterworfen; sie erkennen nur die väterliche Gerichtsbarkeit der Aksakal, d. i. der Graubärte; ihr Sprichwort, daß Turkmanen weder Vater noch Mutter kennen, wird nur zu sehr auf ihren Raubzügen (Tschapau) bestätigt. Die wahrscheinlichste Abstammung des Namens Turkmanen ist ganz gewiß die von B. angegebene, daß der Name nämlich eine Abkürzung von Turkmanend, d. i. Türken gleich, an Türken mahnend. Die Zahl der turkmanischen Familien wird auf 140,000 angegeben; die drey größten Stämme Jemut, Goklan und Tekke sind uralt, denn sie finden sich schon in der Geschichte Abul Ghasi's *). Der Verfasser gibt Unterabtheilungen der Stämme und eine Centurie Wörter ihrer Sprache, welche nur

*) Histoire généalogique des Tatars, p. 626.

eine Mundart des Türkischen, in denen aber wieder die meisten Wörter durch die englische Schreibweise bis zur Unkenntlichkeit entstellt sind; wer wird z. B. in Eegurnee das Wort J i g i r m i, d. i. Zwanzig, vermuthen? Inmitten der turkmanischen Wüsten liegt M e r w als eine Oasis, wo das Grab des großen Sultans der Seldschuken, S i n d s c h a r's; da der Verfasser Sunjur (sprich Sendscher) schreibt, so ist es klar, daß die richtige Aussprache, nach welcher das F e t h auf weichen Buchstaben als E und nicht als A lautet, auch die heutige, und daß also die durch Herbelot und andere Orientalisten in der Geschichte gäng und gäbe gewordene Aussprache des Namens S a n d s c h a r gegen die richtigere von S i n d s c h a r zu vertauschen sey. Ein persisches Distichon empfiehlt den Rechtgläubigen, ihr Nachmittagsgebet zu Merw, ihr Morgengebet zu Nischabur und ihr Abendgebet zu Herat zu verrichten. Von den Ruinen des Schlosses von Merw sieht der Reisende heute auf einen Umkreis von 30 engl. Meilen nichts als verwüstete Dörfer.

Das neunte Hauptstück handelt von den Einfällen der Tataren, welche durch Vermischung mit Türken heute nicht mehr so ekelhaft gebildet sind, wie die Reisebeschreiber des dreyzehnten Jahrhunderts dieselben schildern. Die Usbegen theilen sich in zwey und dreyßig Stämme (die Namen derselben S. 267); die Urbewohner Turkistans sind die T a d s c h i k, T a t oder T a t e n, Herodots Δαδικοι (die Stammväter der Teutonen oder Deutschen); sie werden manchmal, aber unrichtig, S e r t genannt, was nur ein denselben von den nomadischen Stämmen beygelegter Spitzname. Die turkmanischen Pferde danken ihre Trefflichkeit der Einfachheit ihrer Zucht, indem sie weder Gewürze, noch Zucker, noch irgend einen der zwey und dreyßig Leckerbissen erhalten, womit man sie in Indien füttert. Vor einem Streifzuge müdet der Turkmane sein Pferd mit der größten Beharrlichkeit wie der erfahrenste Jokey ab; dieses heißt das Abkühlen des Pferdes; sie tränken ihre Pferde wenn dieselben erhitzt, und jagen sie dann im Galopp herum, damit, wie sie sagen, das Wasser sich im Leib wohl vertheile; die Strecke ihrer Wettrennen um den Preis einiger Schafe ist zwanzig bis fünf und zwanzig engl. Meilen, Knaben von acht bis zehn Jahren reiten dieselben als Jokeys; sie beschneiden ihre Pferde, weil die Wallachen größere Anstrengung ertragen als die Hengste; sie tragen Kopf und Hals hoch und stolz; um dieß zu erhalten, werden sie in einen Stall gesperrt, wo das Licht nur durch ein Loch in der Höhe des Daches einfällt, wohin die Pferde Augen und Kopf stets emporrichten; die Kosakenpferde, welche man zu Bochara findet, kommen aus den Wüsten zwischen Bochara und Rußland. Das zweyte Buch des

geographischen Memoires enthält einen historischen Umriß der zwischen Indien und dem kaspischen Meere gelegenen Länder; zuerst von Pendschab den Seiken und der Herrschaft Rendschit Sings, dann der Umriß der Begebenheiten in Afghanistan seit dem Jahre 1809, wo Schah Schudschaa nach der Schlacht von Nimla den Thron verlor, welchen sein Bruder Mahmud zu Kabul bestieg. Hierauf folgte die Einnahme von Kaschmir und Bündniß mit den Seiken, welches dann gebrochen, den Verlust von Attok nach sich zog.

»Die Tragödie, welche das Leben Feth Chan Barikdschi's« (des mächtigen Wesires, welchem Mahmud den Thron dankte) beschloß, »findet vielleicht keine Parallele in neuer Zeit. Blind und gebunden wurde er vor den Hof Mahmuds geführt, wo er noch jüngst so unumschränkt geherrscht; der König schuldigte ihm Verbrechen an, begehrte, daß er seinen Einfluß auf seine Brüder ausübe, die damals in offenem Aufruhr. Feth Chan antwortete ohne Furcht und mit großem Starkmuth, daß er ein armer blinder Mann, mit den Staatsgeschäften nichts zu thun habe. Mahmud, aufgebracht durch diesen Starrsinn, gab den Todesbefehl, und der Unglückliche ward durch die Edelen des Hofes mit kaltem Blute in Stücken zerhauen. Glied von Glied und Gelenk von Gelenk wurden getrennt, Nase und Ohren wurden ihm abgeschnitten, und das Leben entfloh ihm nicht eher, bis nicht der Kopf von dem verstümmelten Rumpfe getrennt ward. Feth Chan erduldete diese Marter ohne einen Seufzer; er streckte seine Glieder denen hin, die nach seinem Blute dürsteten, und zeigte für sein eigenes Leben dieselbe sorglose Gleichgültigkeit, dieselbe Verachtung, die er so oft für das Leben von anderen gezeigt. Die blutigen Reste dieses unglücklichen Mannes wurden in ein Tuch gesammelt und nach Ghasna gesendet und dort bestattet.«

Mahmuds Regierung endete mit dem Tode seines Wesirs, er floh nach Herat, wo er i. J. 1829 starb, und sein Sohn Kamran den kleinen Rest der Herrschaft übernahm. Mohammed Aasim, das älteste lebende Mitglied der Familie des hingerichteten Wesirs, rief den Schah von Schudschaul-mülk von seiner Verbannung in dem Gebiete der englischen Compagnie auf den Thron von Kabul zurück; er hatte seit der Schlacht von Nimla als Flüchtiger umhergeirrt, und seine Abenteuer in einem besonderen Werke beschrieben, womit er dem Verfasser ein Geschenk gemacht; ein Seitenstück zu den Denkwürdigkeiten Bebr's, die von ihm selbst geschrieben, während die Denkwürdigkeiten Timurs und Dschihangirs nicht ihr eigenes Werk sind. Schudschaol-mülk verlor abermals den Thron, auf den er zurückberufen worden war, durch die Unklugheit, einen Freund seines Gönners, des Wesirs, zu beleidigen, welcher seinen Schutz dem Bruder Schudschaas zuwandte. Schudschaa ward abermal von Pischawer vertrieben, und zog sich nach Schikarpur in Sind zurück; Kaschmir ward eine Beute Rendschit Sings, nach Aasims

Tode zerfiel das ganze Reich der Afghanen; Ejub floh nach Lahor, Sind warf das Joch der Unterwürfigkeit ab, Herat blieb das Eigenthum der verbannten Familie Mahmuds, und Balch kam in den Besitz des Fürsten von Bochara; den reichsten Antheil trugen die Seiken davon. Man hat mit Recht gesagt, daß sich das Königreich von Kabul ohne den Besitz von Kaschmir nicht erhalten konnte. Kabul, Kandahar und Pischawer sind heute besondere Fürstenthümer, welche an die Seiken Tribut zahlen. Pischawers Herr ist dermalen Serdar Sultan Mohammed Chan, welcher die Einkünfte mit seinen Brüdern, Pir und Said Mohammed Chan, theilt; die ganze Kriegsmacht besteht etwa aus 3000 Mann und sechs Feldstücken. Die Herren von Pischawer und Kabul, welche Brüder, liegen in Feindschaft; die Macht des Herrn von Kabul steht fester, als die des Herrn von Pischawer, aber der letzte hat einen Verbündeten im Fürsten von Kandahar. Sultan Mohammed Chan von Pischawer herrscht durch Gewalt und Unterdrückung; er liest, schreibt und versieht seine Geschäfte in eigener Person. Der Herr von Kabul vereint unter seiner Herrschaft auch Ghasna; der dermalige Fürst Dost Mohammed Chan ist ein Bruder des Wesirs Feth Chan; die Gränzen seiner Herrschaft erstrecken sich nördlich bis an den Hindukusch und Bamian, westlich durch die Hügel der Hesare, südlich durch Ghasna, östlich gegen Pischawer, durch die Gärten von Nimla begränzt. Die Kriegsmacht besteht aus 9000 wohlberittenen Reitern, 2000 Fußgehern und einem Parke von 40 Kanonen. Dost Mohammed verdient vollkommen den guten Ruf eines thätigen, gerechten, weisen Herrschers, nur hat seine zu große Orthodoxie als Moslim die Juden und Armenier, welche blos vom Weinhandel lebten, aus seinen Staaten vertrieben; er ist ein Mann von vierzig Jahren, welcher von persischer Mutter geboren, persische Erziehung genoß. Diesem Umstande dankt er die Anhänglichkeit der persischen Familien von Kabul, welche 12000 an der Zahl; der türkische Stamm der Dschowanschir ist ihm zugethan, weil er ihre Sprache gelernt und für ihr Wohl sorgt; so vermögen die Ränke seiner Brüder, der Herren von Pischawer und Kandahar, nichts wider seine Macht, auf die sie eifersüchtig. Kabul ist ein fester Platz, aber von wenigen Einkünften, und die Lebensmittel sind theuer; im Winter sind die Wege versperrt, das Holz ist selten, das Korn theuer, die Mühlen sind eingefroren, die ärmsten Leute müssen Fleisch kaufen um sich zu nähren. Im Sommer ist Ueberfluß an Fütterung für Pferde; das Wiesenthal von Nawer allein gibt Fütterung für 20000 Mann Reiterei. Die Bevölkerung Kabuls ist 60000 Seelen, und der Basar hat 20000 Buden; die Festungswerke sind im Verfall. Der westliche Theil

des ehemaligen Reichs der Afghanen ist unter die Herren von Kandahar und Herat getheilt; der Herrscher von Kandahar ist Kohendil Chan, von seinen Brüdern Rahim Dil und Mir Dil unterstützt, seine Kriegsmacht besteht aus 9000 Reitern und sechs Kanonen. Da Kandahar im Mittelpunkt des Landes der Durani, zunächst dem ursprünglichen Sitze der Familie Barikdschi, deren Mitglieder auf den Fürstenstühlen von Kabul, Kandahar und Pischawer sitzen, so könnte er seine Heeresmacht im Nothfalle leicht vermehren. Die Herren von Kandahar und Pischawer sind in enger Freundschaft verbunden wider ihren Bruder, den Herrn von Kabul. Nur der Herr von Herat (Kamran) ist ein Abkömmling des alten Herrscherhauses; in Feindschaft mit allen Häuptlingen Afghanistan's, wegen der Hinrichtung ihres Bruders Feth Chans, mußte er sich an Persien anschließen, welches dasselbe sich einzuverleiben bemüht ist. So ist der Flor des durch Ahmed Schah Durani gegründeten Reichs bald zu Grunde gegangen, weil sein Sohn Timur nicht die Thätigkeit seines Vaters besaß, weil Timurs Nachfolger, Schah Seman, vergebens durch Tyrannei die durch Indolenz erschlafften Zügel der Regierung zu stählen hoffte, weil seine Brüder, Mahmud und Schudschaa, bey ihrer Thronbesteigung vergaßen, daß sie über ein Volk republikanischen Sinnes herrschten. Nur die Familie Barikdschi genießt oberherrlichen Ansehens, und ihr Stamm ist 60000 Familien stark; während der Stamm Sedudschi, aus welchem das letzte Herrscherhaus, nur wenig zahlreich, bey anderen Stämmen Hilfe suchen mußte. Die Barikdschi können allein 30000 Reiter stellen; ein Angriff von Persien würde alle jetzt durch Parteyungen getrennte Glieder der Barikdschi vereinigen. Von den Tetrarchien Afghanistan's hängt Pischawer von Pendschab und Herat von Persien ab. Hätte die indische Compagnie mit Kabul, statt mit Persien ein Bündniß geschlossen, würde sie weit treuere Verbündete mit zehnmal geringeren Kosten gehabt haben. Die drey anderen kleinen Reiche, welche zwischen Indien und Persien liegen, sind die von Kunduſ, Bochara und Chiwa, welche außer dem schon oben erwähnten im nordöstlichsten Winkel am Jaxartes gelegenen Kokan, und der so eben erwähnten von Kabul, Kaudahar, Pischawer und Herat.

Das Gebiet des Fürstenthums Kunduſ liegt zwischen Kabul und Bochara, und wird von einer Usbegenfamilie Ketghen beherrscht, deren Fürst Mohammed Murad in der jüngsten Zeit seine Herrschaft östlich bis Bedachschan, westlich bis Balch, südlich bis an den Hindukusch, nördlich bis nach Hasret Imam erweitert hat, so daß derselbe Herr des ganzen oberen Thales des

Oxus. Der Stamm Ketghen, welcher immer eines großen Ansehens unter den Usbegen genoß, soll nicht türkischer, sondern tatarischer Abkunft seyn. Das Heer des Fürsten von Kundus besteht aus 20000 Reitern und sechs Kanonen, deren eine ein Sechspfündner; er ist in beständiger Bewegung auf Streifzügen, westlich gegen Balch oder südlich gegen Kafiristan, das von den angeblichen Nachkömmlingen der Macedonier bewohnte Land am nördlichen Fuße des indischen Kaukasus. Ausgenommen den Raub und Verkauf der unglücklichen Hesare und Kafern, macht sich Mohammed Murad keiner besonderen Tyrannei schuldig; die Karawanen ziehen frey durch sein Land, die Abgaben sind niedrig; er fürchtet die Engländer, und dieser Furcht ist die harte Behandlung zuzuschreiben, welche Moorcroft und Burnes in seinen Staaten erfuhren. Ueber Bochara's Geschichte kaufte B. fünf Werke, welche dermalen in den Händen des Uebersetzungsausschusses der asiatischen Gesellschaft. Hadschi Chalfa führt in seinem bibliographischen Wörterbuche nur zwey Geschichten Bocharas auf, nämlich die Abdallah Mohammeds Ben Ahmeds, gest. i. J. d. H. 412, und die Ebi Abdallah Mohammed Ben Ahmeds, gest. i. J. d. H. 312, auf. Nach der Familie Timurs ward Bochara durch die Usbegen beherrscht, bis zu Nadirschah's Eroberung. B. gibt kurz die Geschichte der Herrscher Bochara's, von Nadirschahs Eroberung bis auf den heutigen, welcher Noßeirollah Behadir Chan heißt, und den Titel Emirol muminin (Fürst der Rechtgläubigen) führt; dennoch erkennt er die Oberherrlichkeit des Sultans der Osmanen an, welcher hier der Chalife von Rum heißt; der König von Bochara ist stolz darauf, den Titel des Bogenträgers (?) des Sultans zu führen. Noßeirollah herrscht nun im neunten Jahre; ein religiöser und kriegerischer Fürst, und sein Wesir ist ein Usbege aus dem Stamme Mengut, in dessen Familie die Wesirschaft erblich, und dessen zwey Brüder Statthalter. Was in Turkistan besonders auffallend, ist der Mangel aller Großen, indem es hier keine Serdare und Chane gibt, wie in Indien und Kabul, und Niemand einiges Ansehens genießt, als der Hof und die Priester. Die ganze Regierung wird entweder durch Sclaven des Wesirs, oder durch Mollas, Vorsteher der Städte, verwaltet. Die strenge Handhabung der Vorschriften des Korans sichert die Ruhe des Landes, dessen Regenten eigentlich die Schriftgelehrten, so daß der alte Name der Bokareis oder Schriftgelehrten sich in Bochara bis auf den heutigen Tag bewährt. B. berechnet die Einkünfte Bochara's, nach einer Uebersicht der einzelnen Tomane und Städte, auf achtzehn Lak Rupien; die Kriegsmacht auf 20000 Mann Reiterei und 4000 Fußvolk; die Usbegen sind eine

unregelmäßige Reiterei und schlechte Soldaten. Die Uebersicht der Stämme ihrer Häupter, Distrikte und ihrer Contingente an Soldaten wird mitgetheilt. Der letzte Fürst von Bochara lag in beständiger Fehde mit denen von Chiwa oder Urgendsch, von Kokan (Chokand) und Kundus; in der jüngsten Zeit hat Bochara's Fürst den Häuptling von Schehrsebs (der Geburtsstadt Timurs) gezüchtigt, den Distrikt von Dschesak und die Hälfte von Uratippa, welches zu Kokan gehört, sich angeeignet; die größte Gefahr droht von Kundus, weßwegen er freundschaftliche Verbindung mit Chiwa unterhält; auch mit Rußland wurden Gesandtschaften gewechselt, und seitdem werden auf dem Markte von Bochara keine russischen Sclaven mehr verkauft. Rußland unterhält auch Verbindungen mit Kokan, und der gescheiterte Versuch, einen Handlungsweg zwischen dem kaspischen Meere und Chiwa zu eröffnen, ist bekannt; Chiwa oder Urgendsch, das alte Chuaresm, wird von einem Usbegen beherrscht.

Mohammed Rahim, welcher nach dem Morde zweyer Brüder durch zwey und zwanzig Jahre geherrscht, starb i. J. 1826, und der älteste seiner sechs Söhne, Rahman Kuli, dermalen vierzig Jahre alt, folgte ihm auf den Thron. B. nennt ihn Ullah Kholi, was unrichtig; die Bevölkerung von Urgendsch ist 200000 Seelen; der Chan kann 10000 Mann ins Feld bringen, und seine Artillerie besteht aus neun Kanonen; seine Lage sichert ihm die Oberherrschaft über die Turkmanen. Zu Chiwa werden sowohl persische als russische Sclaven (die Beute der Raubzüge) auf dem Markte verkauft; sie versehen Bochara und ganz Turkistan mit persischen Sclaven, und nach einer verläßlichen Auskunft leben zu Chiwa zweytausend Russen in Sclaverei. Der Handel ist vielen Plackereien unterworfen; der Chan nimmt Zoll im Hafen von Mengeschlik, gegenüber von Astrachan, und manchmal von den Karawanen, welche über den Sihun gehen. In den Gemüthern herrscht große Aufregung gegen die Russen. Nach dieser Uebersicht der afghanischen und anderen zwischen Persien und Chorasan gelegenen unabhängigen Staaten erhellt, daß in der alljährlich dem Jänner-Hefte des Journal asiatique vorausgeschickten Uebersicht asiatischer Herrscher die von Kabul, Kandahar, Pischawer, Herat und Kundus fehlen; weiters was von der Angabe der osmanischen Staatszeitung und der darüber gegebenen Erläuterung des Reichshistoriographen (im LXIII. Bd. der Jahrbücher, S. 43) zu halten sey; nach derselben sollten unter dem Namen Chokand heute sechs Länder begriffen seyn, nämlich: 1) Chuaresm oder Chiva, 2) Maweraunnehr oder Bochara, 3) Kaschghar oder Cho-

ten, 4) Kuhistan, das Gebirgsland südlich vom Hindukusch bis Kabul, 5) Bedachschan, 6) Ferghana, auf der Karte von B. Kokan. Nach B.'s glaubwürdigen Nachrichten, welcher nur Unrecht hat, Kokan statt Chokand zu schreiben, ist von einer solchen Ausdehnung des Namens von Chokand, und noch weniger an einer solchen Ausdehnung der Herrscher von Chokand nicht das Geringste wahr, und wir lassen es dahingestellt seyn, ob die Gesandtschaft von Chokand diesen geographischen Bären dem Diwan aufgebunden, oder ob die Staatszeitung denselben aufbinden wollte, um die Wichtigkeit der an den Sultan geschickten Gesandtschaft des Herrschers von Chokand in den Augen ihrer Leser zu erheben.

Der Gesandtschaftswechsel zwischen Konstantinopel und Chokand dürfte die beste Gelegenheit für einen europäischen Reisenden darbieten, um dieses in jeder Hinsicht so merkwürdige, und bisher so wenig gekannte Land zu besuchen. Die dem Werke beygegebene treffliche Karte erstreckt sich zwar nördlich bis an den Sihun, und auf dem südlichen Ufer desselben sind Chodschend, Kokan (Chokand), Andedschan und Uskend, das letzte ganz irrig hier, und deßhalb mit Recht von einem Fragezeichen begleitet angegeben; aber jenseits am nördlichen Ufer ist die einzige Stadt Achsiket angemerkt; dort herrscht auf allen Karten, selbst auf der Ritter'schen Asiens, Leere und Ungewißheit. Recensent verweiset hier zuerst an das vom Lande Chawila, welches der Pischon, d. i. der Sihun durchströmt, im IX. Bande dieser Jahrbücher S. 23 u. f. Gesagte; der Namen desselben hat sich noch heut in denen der beyden Städte Chodschend und Chokand erhalten. Daß die Aussprache Chodschend und Chokand eine neuere, für Chadschend und Chakand, beweisen am besten die Tafeln Abulfedas, wo der Namen der letzten Stadt Chuakand mit einem Elif nach dem Waw geschrieben ist; so auch im Dschih., S. 358, 1. Z. Chuakend und Chuakand. In beyden ist die erste Hälfte Cha dieselbe mit der ersten Sylbe des Wortes Chawila, dessen zweyte Hälfte Il oder Wila noch heute im Türkischen und Persischen gäng und gäbe für Land, und die zweyte Hälfte Dschend, Kend oder Kent ist das germanische Kent, welches noch im Englischen als Landschaftsbenennung fortlebt. Den Reichthum des Landes an Gold und Edelsteinen bezeugt das Dschihannuma (S. 356), wo von den Goldminen Achsiket's und den Türkisminen der Bergkette von Esfere, von Bley-, Zinn-, Kupfer- und Eisenminen, von Quecksilber, Erdpech und Naphtaquellen die Rede.

Das Dschihannuma [1]) gibt Auskunft über die sieben Farasangen westlich von Andedschan gelegene Stadt Merghainan, deren Name auf der Karte von B. irrig Marghilan, so wie der von Chokand irrig Kokan geschrieben ist. Nur auf der den Memoirs of Baber beygegebenen Karte ist der Namen Merghainan richtig geschrieben; überhaupt ist jene Karte, welche der hier beygefügten zum Grunde liegt, die beste und richtigste, die bisher über Chokand und Ferghana erschienen; in dem gemeinen Sprachgebrauche zu Konstantinopel gilt jetzt Ferghana und Chokand für eines und dasselbe; es ist wichtig, um alle Verwirrung zu vermeiden, sich genau an die morgenländischen Geographen zu halten. Die Hauptstadt des südlich und nördlich des Sir Derja gelegenen Landes, welches den Namen Ferghana trägt, war nicht Chokand, sondern Achsi oder Achsiket, dessen alter Name Arhuchane in Ferghana verderbt ward (Dschih. S. 356, 357). Eine andere Stadt, welche ihrer vielen Namen willen bisher öfters auf den Karten vervielfältigt worden, ist Tschatsch oder Schasch oder Taschkend (aber nie Schahruchie genannt), alles Namen für eine und dieselbe Stadt; sie liegt sieben Tagreisen von Andedschan. Die Landschaft Ferghana zählt sieben Städte, wovon zwey auf der Nordseite, fünf auf der Südseite liegen. Die südlichen sind: 1) Andedschan, 2) Ausch, 3) Merghainan, 4) Esfere, 5) Chodschend; die beyden nördlichen, welche das Dschihannuma nicht besonders nennt, sind wohl keine andere als Achsiket und Nemengan. In der am 6. August des vorigen Jahres von der asiatischen Gesellschaft in Calcutta über Chokand gelesenen Abhandlung [2]) wird gesagt, daß dasselbe vom 65 — 75 Grad östl. Länge, und 39 bis 40 (muß wohl heißen 43) n. B. liege; die dort gegebene Eintheilung ist in acht Bezirke: 1) Chokand, heute die Hauptstadt, 2) Urutipa (Osruschene), 3) Chodschend, 4) Usch (Ausch), 5) Marghilan (Merghainan), 6) Nemegan, 7) Andedschan (des Reichs Hauptstadt, nicht richtig, denn die ehemalige Hauptstadt war Achsiket), 8) Taschkend, mit der vom regierenden Chan seinem Reiche einverleibten Provinz. Turkistan, dessen Hauptstadt Taraf (s. Meyendorfs Karte), Taschkend liegt am Berge Ssabulag (Dschih. S. 353). In der Nähe von Chodschend ist die berühmte Ebene Hey! Derwisch! Eine bisher unbekannte Benennung des Sihun, zwischen Otrar und

---

1) Achsiket, Ferghana.

2) Allgem. Zeitung Nr. 109, 24. May d. J.

Merghainan, ist Fluß von Schehrukia[1]), er heißt auch Gülferiun; der Fluß von Tschadsch und Chodschend, beym Arrian Tanais (Don) [2]), so wie beym Tzetzes der Dniepr Oxus [3]) heißt. Uskend, das auf der Karte von B. richtig diesseits des Sihun, auf anderen aber in so ungeheurer Entfernung nördlich vom Sihun steht, ist nur zwey Tagreisen östlich von Andedschan entlegen (Dschih. S. 358); die Stadt Schehrukia (Finekef), von welcher der Sihun hier einen seiner sieben Namen [4]) hat, liegt zwey Stationen südlich von Taschkend, und fünf Tagreisen westlich von Chodschend; Seiram ist auf Wahls Karte irrig als eins mit Bersadschan (welches weder Ssabran noch Seiram), östlich von Kaschghar, also gar nicht in Chokand [5]). Ssabran, nicht zu verwechseln mit Seiram oder Isfidschab, liegt eine Tagreise westlich von Jasi, so wie Otrar eine Tagreise vom letzten. Otrar, welches auch Farjab heißt, ist berühmt als der Geburtsort des großen Philosophen Abu Naßr Farjabi, kömmt schon im Dschih. S. 168 als ganz verwüstet vor; nur vier Farasangen davon liegt Scheldsch. Tunket, das auf der Karte Wahls so groß geschrieben steht, heißt auch Tune; wichtiger als dasselbe ist Ilak oder Ailak, dessen Berge reich an Gold und Silber, und das durch die Schiffe, die den Fluß von Tschadsch herunter kommen, verproviantirt wird. Eine Mauer läuft vom Berge Schabulagh (Dschih. S. 254, Z. 15, und S. 355, Z. 2), an welchem Binaket gelegen, bis ins Thal von Schasch, und der hier in den Sihun fallende Fluß heißt der von Ailak. Nach Dschenabi ist der Name von Seiram Isfidschab, eine durch alldort geborene Schriftsteller berühmte, an der äußersten Gränze von Turkistan gelegene Stadt (Dschih. S. 355). Auf dem südlichen Ufer des Oxus sind Bikend oder Beikend, nach dem Dschih. S. 352 nur eine Tagreise, und Jenikend, 125 Farasangen von Bochara entfernt, am Ufer des Sihun, der zwey Tagreisen von hier in den See von Aral fällt. Dschund, ebenfalls am südlichen Ufer des Sihun in der Nähe von Jeni-

---

1) Viermal im Dschih. S. 356 l. u. v. Z. S. 357, 8. Z., und S. 360, 17. Zeile.

2) Die Stelle im IX. B. der Jahrbücher S. 24.

3) LXV. B. S. 4.

4) Sihun Sirderia, der Fluß von Schasch, der von Chodschend, Gülferiun, Schehrukia, beym Arrian Tanais, in der Bibel Pischon.

5) Dschih. S. 367.

kend; Osbaniket, zu Isfidschab gehörig, auf dem Wege nach Farjab, eine Tagreise von diesem, und neun Farasangen von Osruschene. Diese Angabe scheint sich mit der obigen der Lage Isfidschabs nicht vereinigen zu können. Zu Ferghana gehören die Gold- und Silberminen von Isbidbilan und die Stadt Koba, Kendbadam, südlich vom Sihun, eine Tagreise von Chodschend, wie Chisegôs, das eine Tagreise nördlich von Chodschend (S. 358). Zu Chokand gehören die Quecksilbergruben von Such, Charschket, am Ufer des Flusses von Schasch (Sihun), Nedschaniket, in der Nähe von Osruschene. Besket, Barsinket oder Bodahket, drey Orte, von einigen zu Schasch, von anderen zu Isfidschab gerechnet. Im Berg Esfere, an der Gränze von Schasch, sind Naphtaquellen und Türkisminen; im Berg von Ferghana Minen von Quecksilber, Kupfer, Bley, Naphta, Pech, Salmiak und eine Art von Steinkohlen (Dschih. S. 361). Usch oder Ausch, südöstlich von Andedschan (Dschih. S. 356), Kasan, ein zu Ferghana gehöriger Distrikt (Dschih. S. 357), ebenda das obere und untere Nisa, wo Steinkohlen, zu Ferghana gehörig (Dschih. S. 357). Im Siebenmeer und im Ferhengi Schuuri sind noch die folgenden Städte Turkistans aufgeführt: Asch oder Wesch, durch die Schönheit seiner Einwohner und Seidenstoffe berühmt, Jaghma, durch die Schönheit seiner Einwohner, wie Tschighil, Taras, Tharem, Edschawer, Ferchar, Ghatfer, Chatlan, Challadsch und Choten; die meisten dieser Städte gehören aber dem östlichen Türkistan an. Tschatsch ist durch seine Bogen, Ailak durch seine Pfeile, Ghatfer und Bachu durch seinen Moschus berühmt. Asch oder Utsch, vermuthlich dasselbe mit Usch.

Nebst den hier zusammengefaßten Angaben des Dschihannuma gibt uns noch die Geschichte Timurs von Scherefeddin, aus Jesd und Abderresak, die Namen einiger Oerter und Flüsse, welche dazu dienen mögen, das auf Ritters neuestem Atlas von Asien gegebene Gebirgs- und Flußsystem von Turkistan mit einigen Ortsnamen zu bereichern; den dort angegebenen dreyzehn Itinerarien hätte noch das vierzehnte von Rytschkow's Tagebuch über die Reise in die kirgiskaisakische Steppe vom Jahre 1771 beygefügt werden können [1]), dessen Angaben einige der in Timurs Geschichte enthaltenen bewähren. Timur verleiht [2]) dem Tochtamisch die Statthalterschaft von Saganak (Ssighnak), Otrar

[1]) Rytschkow's Tagebuch über seine Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Riga 1774.

[2]) Histoire de Timourbeg. L. II., cap. 21, p. 278.

(Farjab), Ssabran und Seiram. Die beyden letzten sind bisher mit einander vermengt worden, und wenn die Stadt Taraf unter dem Namen Turkistan aufgeführt wird, so ist dieses eine Verwirrung mit dem Namen des Landes, dessen Hauptstadt nicht Taraf, sondern Jasi [1]); indessen ist dieses nach Meyendorf [2]) wirklich der heutige Namen dieser alten Stadt. Auch in Meyendorf ist Chokand in Khókhan, und Merghainan in Margalan verstümmelt; Seiram erscheint bey ihm nur als Dorf, nebst Dschitikend, Karabura, Tschimgha, Ikan, deren im Dschihannuma nicht Erwähnung geschieht. Jasi findet sich auf Meyendorfs Karte als Yassu. Timurs Geschichte gibt die Entfernung Otrar's von Ssighnak 24 Faransangen; in Turkistan, nicht ferne von den Ufern des Sir, ist Dscheirankamisch, d. i. Rehrohr, wohin Timur von Sebs aus in vierzehn Tagen ritt [3]). Ueber Ssighnak hinaus ist Karatal zu suchen, wo Tochtamisch den Urus Chan schlug, dem er von Ssighnak aus entgegen gegangen; vielleicht ist dieses Karatal eines mit Karatagh, d.i. Schwarzberg. In dem ersten Feldzuge wider Tochtamisch kehrt Timur von Akßuma, dem äußersten Punkte Turkistans, gegen Kiptschak über Usengtschighil [4]) und Bilen, dann über Ssarik-Usen nach Kurdschun und Alkuschun zurück; Ssarik-Usen ist wohl nichts anderes als der Fluß Ssarißu, welcher als die westliche Gränze von Turkistan gegen die kirkische Steppe betrachtet werden kann. Usen ist ein allgemeiner Flußname, und Ssari usen heißt wie Ssarißu, das gelbe Wasser, so wie in Persien Kisil usen, der rothe Fluß oder Rothwasser; Usen [5]) ist dasselbe mit Usu, woraus die Griechen Oros gemacht. Beym zweyten Feldzuge Timurs wider Tochtamisch brach er von Taschkend auf, und gelangte durch Jasi Karatschuk und Ssabran, nach einem langen Marsche, durch die Steppen nach Sarik Usen [6]); Ssabran liegt also über Jasi hinaus. Auf diesem Marsche kam er zu dem Kutschuktagh (Kleinberg), und 36 Stunden hernach zu dem Uluktagh (Großberg), von welchem letzten er die weite Aussicht in die ganze Steppe hatte,

---

[1]) Darimülki Turkistan. Hieraus scheint das heutige Turkistan das alte Jasi zu seyn. Dschih. S. 367.

[2]) Voyage d'Orenbourg. p. 114.

[3]) Hist. de Timour. L. II. cap. 23. p. 286.

[4]) Ebenda L. III. cap. 3. S. 31. Ozenechakel.

[5]) So auch der Fluß Usen in der Statthalterschaft Katharinenburg (Rytschkow's Tagebuch, Riga 1774. S. 81).

[6]) Hist. de Timour. L. III. cap. III. p. 80.

und dort ein Denkmal errichtete; der Uluktagh ist die nördlichste Gränze Turkistans, auf Ritters Karte Ole Tau oder Unta Tau, von welchem der Saraßu (Ssarißu oder Sarikusen) niederströmt. Von hier an gelangte er an den Fluß Jilandschik, d. i. die kleine Schlange; dieser findet sich in Rytschkow's Tagebuch [1]) unter denen, welche aus dem Ulu Tau strömen, aufgezählt, und acht Tage hernach stand Timur zu Anakarghu (Mutter Krähe); dieß dürften wohl die Ruinen von Dschanana seyn, deren Rytschkow an dem Orte erwähnt, wo die beyden Kingir in den Sarasu (Ssarißu) münden. Timur setzte seinen Marsch bis an den Tobol fort, welchen Petis de la Croix in Toupal, so wie den Jaik in den Tic [2]) verstümmelt, im Semur die Samara nicht erkennt, und den Jk in den Jaik verwandelt. Auf dem Rückwege kehrt Timur über Sabran nach Otrar, und von da nach Taschkend, wo die schöne Ebene von Barsin (das Barsinket des Dschihannuma). Der dritte Feldzug Timurs wider Tochtamisch gibt keine Ausbeute für die Geographie Turkistans, weil derselbe von der Seite Derbends unternommen ward, aber im fünften Feldzuge Timurs wider die Dscheten oder Geten, welcher von Otrar aus unternommen ward, und auf welchem Tochatmisch zuerst als Flüchtling sich dem Eroberer zu Füßen warf, wird Akßuma's als eines Meilenzeigers (Mil) erwähnt, welcher auf dem Berge Karadschik gebaut [3]), und auf dem Rückwege kömmt Timur über Oinaghu nach Uskend [4]). Das Heer Tochatmisch Chans, als er sich wider Timur empörte, kam von Ssighnak und belagerte Sabran [5]). Das vom Mirsa Omer Scheich geführte Heer stieß auf das Tochatmisch Chans in der Ebene von Juklik, welche fünf Farasangen östlich von Otrar. Der Rebelle Ankatura kömmt dort mit seinem Heere von Seiram nach Taschkend, und Omer Scheich mit dem gegen jenen gesammelten Heere von Uskend nach Chodschend [6]). Nach diesen Angaben des Dschihannuma, Scherefeddins, Abderresaks, und der von Gravius in Druck gegebenen Tafeln Abulfeda's wäre in einer

---

[1]) Im obgedachten Werke S. 395.

[2]) Dieser von Petis de la Croix geschaffene Fluß Tic, in welchen er er den Tobol und die Samara, und den Tic selbst ins kaspische Meer fallen läßt (S. 93, 95, 96), ist einer der vielen französischen tics, die für den Geographen wirklich ein tic douloreux.

[3]) Hist. de Timourbeg. L. II. cap. 19. p. 273, und im Manuscript der k. k. Hofbibliothek. B. 70.

[4]) Hist. de Timourbeg. S. 76.

[5]) Ebenda S. 437.

[6]) Ebenda S. 439 und 440.

neuen Karte des südlich und westlich vom Sihun und Sarikusen, nördlich von Ulutagh begränzten Turkistans zusammenzusetzen; im beyliegenden Entwurfe begnügen wir uns nur die Karte von Chokand nach den Angaben des Dschihannuma zu geben, wobey wir noch die Aussprache einiger Ortsnamen des Gravius berichtigen wollen. Chokand oder Chuakand heißt bey ihm Chowakond, Chodschend, Chojandha, Isfidschab, Eslijab, Osruschene, ausdrücklich mit diesen Vokalen im Dschihannuma (S. 355, Z. 13) bezeichnet, Osrushnah u. s. w.

Von den vier Umrissen Chokands: 1) dem in Erskines memoirs of Baber, 2) in der Reise Meyendorf's, 3) in Ritters neuester Karte, und 4) der von Burnes, liegt hier der erste, als der den Angaben des Dschihannuma entsprechendste, zum Grunde. Chokand, wiewohl bisher in den europäischen Geographien unter dem Gesammtnamen von Westturkistan begriffen, gehört doch eigentlich nicht dazu, sondern liegt mitten zwischen Ostturkistan (dessen Hauptstadt Kaschghar), und dem westlichen Turkistan (dessen Hauptstadt Tharas, bey Meyendorf und Ritter auch Turkistan genannt). Die Landschaft Turkistan, erst von dem gegenwärtigen Chane erobert, und seinem Reiche einverleibt, gehört heute zu Chokands achter Statthalterschaft Taschkend. Außer den obigen, aus dem Dschihannuma genommenen Angaben der sieben Hauptstädte Chokands (S. 356), wovon fünf (Chokand, Chodschend, Merghainan, Andedschan und Osruschene) südlich, zwey (Nemegan und Achsiket) nördlich liegen, gibt dasselbe noch drey Marschrouten, welche zur Bestimmung der Entfernungen der vorzüglichsten Oerter Chokands und Turkistans dienen. Das eigentliche Chokand, südlich von der Bergkette Esfere, nördlich von der von Ssabulagh oder Ming Bulak begränzt, zerfällt in den westlichen und östlichen Theil; der westliche Theil wird durch die Gebirgskette Ssabulagh, welche bis nach Taschkend hart an den Jaxartes herunterläuft, von dem eigentlichen Turkistan getrennt, und heißt Ailak; der östliche Theil ist das alte Ferghana. Da Chokand im Süden durch das Gebirg Esfere begränzt wird, so durchschneidet der Sir, Sihun oder Jaxartes das alte Ferghana und eigentliche Chokand in der Mitte; die Hauptstadt desselben ist heute Chokand, war aber ehemals (Dschih. S. 356 und 357) Achsi oder Achsiket. Südlich vom Flusse und von Chodschend liegt das auf allen Karten Uratippa genannte Gebiet, welches aber die morgenländischen Geographen nur unter dem Namen von Osruschene kennen. Uratippa ist wohl nichts als eine Verstümmelung von Urdepe (Feuerhügel). Das Dschihannuma S. 355 nennt die sieben Di-

...lagh o. Ming Bulak
...san
Fl. Achsi
VI
Achsiket das alte Ferghana
Andedschan VII
...rghainan
V
Koba Fl.
Koba
...tai
Riswamisch
Usch Fl.
Ailamisch Fl.
Usch oder Tachti Suleiman
Int. Nisa
...st. Waruch
Dist. Huschjar
Dist. Ob. Nisa
Gebirgskette von Esfere
...ge
Kara Tâgh o. Schwarze B.

strikte von Osruschene: 1) Aran, 2) Binamket, 3) Kewkeb, 4) Arak, 5) Samin, 6) Sabath, 7) Disek; die Landschaft Osruschene zählt nicht mehr als 700 Seelen, und heißt in der Landessprache Bumhaket (ebenda). Die doppelten Namen eines und desselben Ortes kommen in der arabisch-persisch-türkischen Geographie nirgends so häufig vor als in der Gegend am Dschihun und Sihun; so heißt die Hauptstadt Chuaresm's: Chuaresm, Dschordschanie, Urgendsch und Gurgendsch; Achsi oder Achsiket hieß ehemals Erhuchane und Ferghane; Otrar ist dasselbe mit Farijab; Seiram dasselbe mit Isfidschab; Tschatsch oder Schasch dasselbe mit Binaket, daher Binaketi oder Taschkendi, Synonyme für die in dieser Stadt Geborenen, und Schehrukia oder eigentlich Schahrochije (wie dasselbe in der Geschichte Abderresak's richtig geschrieben vorkömmt), ist eines und dasselbe mit Finakes oder Finaket [1]). Die Aehnlichkeit der Namen Benakit und Finaket hat bisher zu manchen Verwirrungen Anlaß gegeben, indem Orientalisten das erste für ein Verderbniß des zweyten gehalten haben, so daß Binaketi oder Fenakiti als synonym gegolten [2]); Binaket ist aber ein Namen von Taschkend, und Fenakit von Schahrochije; beyde sind wieder verschieden von Binkes [3]), welches mit Binakes oder Binaket, d. i. Tschatsch oder Taschkend, in der folgenden Straße von Schasch nach Isfidschab vorkömmt; von Schasch nach Harsiket 1 Farasange, Surket 3 F., Dihkanket 2 F., Barket 1 F., Binkes oder Binket 2 F., Dschagharket 2 F., Fertket 2 F., dann Ebruket, Ketal, Idwal, Köfrene und Edschburin, jedes von dem anderen eine Station entfernt; eine Station ist in der Regel acht Farsange, aber in den hier angegebenen Straßen kann dieselbe durchaus nicht höher als auf fünf, höchstens sechs Ferseng angenommen werden; den Beweis gibt die Vergleichung des Dschihannuma mit Bebrs Denkwürdigkeiten; in diesen wird (S. 5) gesagt, daß Kendbadam 5 bis 6 F. östlich von Chodschend liege; im Dschih. (S. 458, Z. 7) ist diese Entfernung auf eine Station angegeben. Weiters könnten die Entfernungen der folgenden Straße aus dem Dschih. unmöglich zwischen Chodschend und Uskend eingepasset werden, wenn die Stationen höher als zu 5 F. angenommen werden soll-

---

1) Dschih. S. 360, 11. Z. von unten, wo Schehrochrije in Schehrudschine verdruckt ist.

2) S. das Anzeigeblatt im LXIX. B. S. 33.

3) Dschih. S. 354, Z. 10, Kesri Ba we sukiuni Nun, also in Binkes und nicht Bencath wie beym Gravius, was nur nach englischer Aussprache wahr.

ten. Sabat, Urkend [1]), Sawket, Chodschend, Kende (Kendbadam), Such, Rustai, Riswamisch, Koba, Ausch [2]) oder Ewesch, Uskend, alle eine Station von einander entfernt. Da Chodschend in dieser Straße sieben Stationen von Uskend, so müßte (die Station zu 8 F. gerechnet) die Entfernung 56 F. oder 168 Stunden betragen; die Entfernung von Chodschend und Uskend ist aber höchstens auf 45 deutsche Meilen oder neunzig Stunden anzunehmen, so daß die sieben Stationen der Entfernung im Durchschnitte gar nur 4 F., und die Krümmungen und Ungleichheit der Straße dazu gerechnet, höchstens fünf Ferseng betragen. Von den acht Statthalterschaften, in welche Chokand eingetheilt ist, ist die Lage ihrer Hauptstädte so ziemlich ausgemittelt. In der Entfernung Merghainan's und Andedschan's stimmt das Dschih. (S. 356, 3. Z. v. u.) mit Bebr's Denkwürdigkeiten überein; die Entfernung Andedschan's von Achsiket gibt Bebr auf 9 F. an; die Identität von Schahrochije und Finaket ist auf der ersten Seite Bebr's ausgesprochen, aber die Note [3]) verwirrt Fenakit mit Binaket, welches letzte im Dschih. (S. 354) umständlich für eines und dasselbe mit Tschatsch oder Taschkend erkläret ist. Die Hauptstädte des westlichen Turkistans sind: Tharas, das auf der Karte auch Turkistan heißt (wie die Stadt Chuaresm den Namen des Landes führt); Seiram oder Isfidschab, Otrar oder Fariab, Jasi, Ssabran, Scheldsch; die Ungewißheit ihrer Lage verbeut den beyliegenden Entwurf der Karte Chokands über Taschkend hinaus zu erweitern. Der Ruhm der Schönheit ist allen Bewohnern Turkistans, sowohl des östlichen als westlichen gemein; aber Chokand hat nicht nur den Ruhm der Waffen (durch die Bogen von Tschatsch, und die Pfeile von Ailak) voraus, sondern auch den der reichsten Fundgruben an Gold und Edelsteinen, an Metallen und Erzharzen, wodurch dasselbe, so wie durch die Namen von Chokand und Chodschend (ursprünglich Chawkand [4]) und Chawdschend, die Identität mit dem Lande Chawila der Schrift behauptet, das vom Pischon, d. i. vom Sihun durchströmt wird, wo man Gold, Schocham, Türkis [5]), Bdolach (vermuthlich eine

---

[1]) Im Dschih. S. 362, 12. Z. v. u. verdruckt in Uskend.

[2]) In den memoirs of Babers heißt der südöstlich schön geformte Berg Barakoh, auf der Karte aber Balakoh; das letzte wohl das richtige.

[3]) Finâkat is also called Benâkat.

[4]) Bey Gravius Chowa'kand.

[5]) Halling, Gesch. der Deutschen, S. 239, hält Bdolach für Lazur, Schocham für Rubin.

Art der hier so häufigen Erdharze, am wahrscheinlichsten die Steinkohlen der Berge von Ferghana*), ανθραξ, bey den LXX., nicht als Castanienöl sondern als Kohle zu verstehen) findet.

Der dritte Theil des Werkes von B. hat nicht minderes Interesse als die beyden vorigen, indem derselbe die Beschreibung einer Sendung des Verfassers an den Hof von Lahor im Pendschab längs des Indus enthält, auf welcher Fahrt der Verfasser Schritt für Schritt die Wahrheit der Angaben Arrian's von der Schiffahrt des Nearchus bestätigt. Wir müssen uns hier begnügen, blos darauf aufmerksam zu machen, da Indien außer dem Bereiche der dieser Anzeige gesteckten Gränzen liegt; dasselbe ist auch der Fall mit dem größten Theile der Reise des Lieutenant Conolly, welcher von Persien aus ebenfalls einen zum Theil neuen Weg einschlug, indem er von Meschhed aus über Herat, Kandahar, Schikarpur nach Multan ging; eine als Unterhaltung recht angenehme Lektüre, in welchem Sinne diese beyden Theile von englischen und französischen Zeitschriften bereits ausgebeutet worden, aber dem Gehalte nach dem Werke von B. nicht gleich zu setzen. Das Interessanteste des ganzen Werkes sind die beyden letzten Kapitel, deren erstes den von englischen Reisenden schon so oft besprochenen Gegenstand eines Angriffs Indiens von Rußland aus umständlich bespricht, und die großen Schwierigkeiten, welche solch einem Unternehmen bey dem gegenwärtigen Zustande dieser Länder entgegenstünden, in das hellste Licht setzt. Das zweyte, eine kurze Uebersicht der Geschichte der Afghanen, als Fortsetzung der von Elphinstone gegebenen Geschichte der Herrscher Afghanistans bis auf den heutigen Tag. Da der Verfasser unter die Zahl jener Reisenden im Morgenlande gehört, welche so gern mit persischen Brocken herumwerfen, ohne jedoch der Sprache vollkommen mächtig zu seyn, und welche durch solchen Luxus persischer Sprachkenntniß die Leser

---

*) Der Berg Ferghana hat Minen von Quecksilber, Erz, Bley, Gold, Nafta, Pech, Salmiak, Erdharz, und eine Art von Stein, welche man statt des Torfs brennt, Dschih. 361. Isbidbilan, an dem Berge, so Gold- und Silberminen. S. 358. In Osruschene's Gebirge sind mehrere Pecharten, Basalt und Olium und Salmiak erzeugt. S. 355. In Achsiket, so Silber- und Goldgruben, im Berge von Such Quecksilber, Rustai, im Distrikte von Serin Pech, im Gebirge von Esfere, sowohl Naftaquellen, als Minen von Kupfer, Bley, Eisen und Quecksilber. S. 356. Im oberen Nisa finden sich Pechquellen und eine Art Steines, der wie Kohlen brennt, und dessen Asche statt der Seife gebraucht wird; drey Okka dieses Steines werden um ein Dirhem verkauft. Dschih. S. 357 l. 3.

(besonders die des Continents in deutschen Uebersetzungen, welche die englische unverändert nachschreiben) sehr irre führen, so gibt sich Recensent abermals die schon öfters gegebene Mühe, diese persischen Wörter und Phrasen in richtiger Aussprache, nach dem unten stehenden Texte aufzuführen, ohne jedoch im Stande zu seyn, die richtige Schreibart des Textes der verschiedenen turkmanischen Stämme anzugeben; die herumziehenden heißen Charwar, die angesiedelten Tschumur, von denselben wird (I. 39) eine Stammtafel mitgetheilt, wo die schon aus anderen Reisenden bekannten Jemut (Yimoot), Tekke und Goklan an der Spitze stehen; die um Serchas, welches der Verfasser gar Serrux schreibt, ohne zu bedenken, daß es im Arabischen, Persischen und Türkischen gar kein X gibt, heißen Serchasi (Serruxi); da Meschk nichts anderes als Wasserschlauch heißt, so wäre es doch viel natürlicher, zu sagen: »Glücklicherweise hatten wir Wassers genug in unserem Wasserschlauch,« als Luckily we had water enough in our *muskh*. Dasselbe gilt von allen folgenden Wörtern: 1) Yoortmah (lies Jurtme), der Paßschritt des Pferdes; 2) Kabaub (Kebab), Braten; 3) Auftauba (Afitabe), eine flache Schüssel; 4) Mawâra-oon-nuhr (Mawerainnehr), Transoxana; 5) Jehannum (Dschehennem), Hölle; 6) Oubeh (Oba), Zelt; 7) Allah Ho Acber! (Allah Ekber!), Gott ist groß! 8) Goombuz (Kunbed), Gewölb, Dom; 9) Ziarut (Siaret), Besuch; 10) Huzzarut (Hafret), Gegenwart, Heiligkeit, Excellenz u. s. w.; 11) Kajavah (Kedschawe), Senfte; 12) Fall (Fal), das Loos aus aufgestochenem Buche; 13) Alkhaulik (Alkalik), ein Oberkleid; 14) Jubba (Dschubbe), Unterkleid, Joppe; 15) Yaik schum sheer (Jek schimschir), Ein Säbelhieb; 16) Shraub (Scherab), Wein; 17) Ai! broder, Jan-e-mun! (Ei Bürader Dschani men!), o Bruder Seele mein! 18) Alaihissalaam! (Aleihi es-selam!) über ihn sey Heil! 19) Huzzurut-e-Vullee Naiamee (Hafreti-welium-niaami), S. E. der gnädige

1) یورتمه 2) کباب 3) آفتابه 4) ماوراء النهر 5) جهنم
6) اوبه 7) الله اکبر 8) کنبد 9) زیارت 10) حضرت
11) کجاوه 12) فال 13) آلقلق 14) جبه 15) یک شمشیر
16) شراب 17) اي برادر جان من 18) عليه السلام
19) حضرت ولی النعمی

Herr; 20) Poosteen (Postin), daher das slavische Postelnik, gleichsam Lord of the bed chamber, weil die Betten damals aus Thierfellen bestanden; 21) Yarma (Jarma), Weitzengrütze; 22) Jagger (Dschaigir), Lehen; 23) Cameeze (Kamiß), Hemd; 24) Zeerjama (Sirdschame), Unterkleid; 25) Assouffee Vussouffee Jmaum-e-Azim Aboo Hunneesa vickalitra sabit kon (Ei ßufi Jusufi Jmami aasem Abu Hanifr Wekaletra sabit kün), d. i. »O Sofi dem Jusuf angehörig, größter Iman Abu Hanife erhärte deine Vollmacht;« dieses ist die lächerliche Formel, womit bey den Hochzeits-Ceremonien Abends ein angeblicher Kadi in das Hochzeitszelt eintritt, und die Bevollmächtigten der beyden Parteien anspricht, worauf großer Freudenlärm entsteht; ein mit einem Tuche bedeckter Napf, worin ein Stück Geldes, fällt dem Richter als Sportel zu; die hochzeitliche Haube wird dem Mädchen aufgesetzt, das nun im eigentlichsten Sinne unter die Haube gebracht ist, und von allen Seiten erschallt 26) Mobarek bad! (es sey gesegnet!); dann wird ein Pferderennen für den nächsten Tag ausgeschrieen, womit die Hochzeitsfeierlichkeit geschlossen wird. 27) Yankee donia Jeni dunja), die neue Welt; so spricht wenigstens der Türke aus, es scheint aber, daß die Turkmanen Janki statt Jeni sprechen, weil der Verfasser selbst bemerkt, daß das türkische Wort füglich mit Welt der Jankis (der Spottname, womit die Engländer die Amerikaner nennen) verstanden werden könne; wenn diese Aussprache richtig, so ist es wirklich eine höchst seltsame Erscheinung, daß das Wort Janki (wenn gleich in verschiedener Bedeutung) sowohl in England als in Turkistan mit den Bewohnern Amerikas in Verbindung gesetzt wird. 28) Shiheed (Schehid), Blutzeuge; 29) Syud (Seid), Prophetenverwandter; 30) Huddees (Hadis), die mündliche Ueberlieferung des Propheten; 31) Hookum (Hukm), Befehl; 32) Lushkur-e-Arab o Ajum (Leschkeri arab u adschem), persisches und arabisches Heer; 33) Khoda mehrbaun ust (Choda mihrban est), Gott ist liebevoll, nicht God is provident;

---

20) پوستين 21) يارمه 22) جاگير 23) قميص 24) زيرجامه

25) اي صوفي يوسفي امام اعظم ابو حنيفه وكالترا ثابت كن

26) مبارك باد 27) يكي دنيا 28) شهيد 29) سيد 30) حديث

31) حكم 32) لشكر عرب و عجم 33) خدا مهربان است

34) Alhumdoolillah! (el hamdu lillah!) Lob sey Gott! 35) Shumkhal (Schemchal), große Kanone; bekanntlich ist Schemchal der Titel des Fürsten von Tarchu, so wie Surchai der des Fürsten der Kasikumuken, und Usmai der der Kaitaken in Daghistan; 36) Ugger Ferdose bur roo-e zumeen ust, vo humeen ust, humeen ust vo humeen est! (Eger firdewsi ber rui semin est, hemin est, u hemin est, u hemin est!) Gibt es auf Erden ein Paradies, so ist es dies, so ist es dies, so ist es dies! ein Lieblingsvers der Perser, den sie beständig im Munde führen, um denselben auf ihr Vaterland anzuwenden; 37) Eeljaurreo (Ilghari), Streifer, Freibeuter; 38) Zeinderwood (Sinderud), Lebensfluß, das durch Hafis berühmt gewordene Flüßchen von Schiras; es ist doch gar zu stockenglisch, den persischen Fluß (Rud) in das englische Holz (Wood) zu verhören; so schreibt Conolly auch Usphahaun statt Ißfahan; 39) Belook (Baligh), District, was ganz verschieden von 40) Buluk; jenes ist das deutsche Balley, dieses das russische Polk; 41) Rahmut konud! (Rahmet küned!) Gott erbarme! 42) Môtwulle (Motewelli), Verwalter; 43) Darul Houffaz (Darul Hufaf), das Haus der Custoden oder derer, welche den Koran auswendig wissen; 44) Sirhud (Serhadd) Gränze; 45) Hubbushee (Habeschi), Neger, eigentlich Aethiopier; 46) Toorbut (Turbe), Grabmal; 47) Moojeteheid (Mudschtehid), Glaubenskämpe der Wissenschaft, d. i. Schriftgelehrter; 48) Hakeem (Hekim), der Gebetausruf (Esan), welcher I. S. 323 gegeben wird, ist der der Schiis, und unterscheidet sich von dem der Sunni durch den Beysatz 49) Ushudo unnu Umeer ul Moomineen Ulleeyun wullee Ooilâh (Eschhedu inne Emir ul-muminin Aliun Weliullah), Ich bekenne, daß der Fürst der Rechtgläubigen Ali der Freund Gottes; dann 50) Heyya ulâ khâir il umul! (Hei ala chairil-amel!) Auf zur guten Handlung! statt des gewöhnlichen

---

34) الحمد لله 35) شمخال

36) اگر فردوسی بر روي زمین است
همین است و همین است و همین است

37) الغاري 38) زندرود 39) بالغ 40) بلوک 41) رحمت کند

42) متولی 43) دار الحفاظ 44) سرحدّ 45) حبشي 46) تربه 47) مجتهد

48) حکیم 49) اشهد انّ امیر المومنین علی ولی الله 50) حی علی خیر العمل

Hei! aleß = ßallah! Hei! alel fellah! 51) Aukhoond (Achund), Priester, Herr, in der letzten Bedeutung synonym mit Efendi und vielleicht mit demselben verwandt; 52) Noorbâran (Nurbaran), Lichtregen, das ist sonnendurchglänzte Frühlingsschauer; 53) Huftau-seaub (Heft asiab), Siebenmühle; 54) Toorbut-e-Shaikh Jam (Turbei Scheich Dschami), das Grabmal des Scheichs Dschami; der Verfasser bemerkt mit Recht, daß dieser Scheich Dschami ein von dem großen Dichter dieses Namens verschiedener sey; dieser ist wirklich zu Dschami geboren, aber das Grabmal, wodurch der Ort heute berühmt, ist das des Mufti Ahmed Dschami, welcher unter dem Namen Sindefil, d. i. des lebendigen Elephanten, berühmt (Dschih. S. 319); 55) Khoda donud (Choda daned), Gott weiß es; 56) Inshallah Taullah! (Inschallahu teaala!) Will's Gott, der erhöhet werde! 57) Nusseeb (Naßib), das durch das Loos Bestimmte; 58) Bukht (Bacht), Glück; 59) Ein Lak Rupien ist gleich 10000 Pfund Sterling; 60) Namraud, hier ist wirklich zu zweifeln, ob es als Nimrod oder als Namerd (Nichtmann) gemeint ist, indem auf beydes das englische blackguard, womit es der Verfasser übersetzt, paßt; 61) Hoonur (Huner), heißt Tugend oder Verdienst, und nicht Stratagem; 62) Asherut khanum (Ischret Chanum), Günstlingin; 63) Nubbee (Nebi), Prophet; die Orientalisten, welche noch immer der irrigen Aussprache Reiske's folgen, können hieraus sehen, daß man auch in Indien eben sowohl als in Persien, Arabien und in der Türkei Nebi und nicht Nabi ausspricht, daß es also eine spießbürgerliche Verstocktheit, noch immer Motanabbi statt Motenebbi zu schreiben; 64) Een cheesha mushoor und (Intschischa meschhurend), dieses sind bekannte Dinge; 65) Zubberdust (Sebrdest), Uebermächtig; 66) Roksut (Ruchßat), Erlaubniß und Abschied; 67) Gurreeb Nawaz (Gharib Nuwaſ), der den Fremden hold; 68) Khoosoobui (Chosch ßohbet), von angenehmem Gespräche;

---

51) آخند 52) نورباران 53) هفت آسیاب

54) تربه شیخ جامی 55) خدا داند 56) انشا الله تعالی

57) نصیب 58) بخت 59) لک 60) نمرود نامرد 61) هنر

62) عشرت خانم 63) نبي 64) این چیزها مشهوراند

65) زبردست 66) رخصت 67) غریب نواز 68) خوش صحبت

69) Kismut (Kismet), das durch das Loos Bescheerte; 70) Ashroof (Eschref), der Edelste, was der Verfasser als Gentleman übersetzt; 71) Abd-ool Resheed heißt nicht, wie der Verfasser übersetzt, der Sclave der Gottheit, sondern der Diener des Allgeraden; 72) Mujnoon (Medschnun), der Lieberasende; 73) Chahargoosht (Tschehargusch), Vierohrig; der Namen der kleinen zottigen Pferde (pony) Bochara's, welche so genannt werden, weil ihre Ohren gewöhnlich entzweygespalten sind; das Ohr heißt auf Persisch Gusch und nicht Gucht, welches Fleisch bedeutet, so daß das Wort, wie es der Verfasser verhört hat und schreibt, Vierfleischig statt Vierohrig bedeutet. Diese drey und siebenzig Wörter mögen als Warnungstafel genügen für Leser und Uebersetzer, welche dieselben ohne die gehörige Vorsicht und Umsicht dem Verfasser nachzusprechen und nachzuschreiben bereit wären. Richtig gehört, gesprochen und geschrieben, wären dieselben freylich ein wünschenswerther Beytrag persischer Sprachkenntniß; so aber gehört und geschrieben, können dadurch Leser, welche nicht Engländer sind, nur irregeführt werden, und es wäre besser, Reisende, welche der Sprache nicht mächtig, nennten jedes Ding bey seinem Namen in ihrer Muttersprache, statt solches Kauderwälsch zum Besten zu geben.

Nebst diesem Gestrüppe persischer Wörter und dem blumenreichen Gesträuche anmuthiger Erzählung, gewährt diese Reisebeschreibung doch noch manche interessante Notizen, wie z. B. (I. p. 48) über die Intoleranz der Schii, welche weit größere Fanatiker als die Sunni, indem jene regelmäßig den drey ersten Chalifen fluchen, und den Segen, welchen diesen die Sunni zuerkennen, auf das Haupt des vierten häufen. Die Turkmanen zerreißen das heiße Fleisch mit ihren wider alle Hitze mit einer wahren Hornhaut überzogenen Fingern; der Verfasser bemerkt hiebey, daß er daraus erst gelernt, daß bey Nichtturkmanen der Mund größere Hitze vertragen könne, als die Finger (I. p. 66). Am 18. Silhidsche wird von den Schii das Fest des Teiches von Chum, worüber Freyherr S. de Sacy aus Makrisi in seiner Chrestomathie *) die erste Kunde gegeben, gefeiert; es ist ein Fest der Freundschaft, an welchem man sich deren Dauer für das Leben schwört (II. p. 84). Der Brauch, bey einem Gelübde einen Fetzen an das Grab des Heiligen zu binden, durch dessen Für=

---

69) قسمت 70) اشرف 71) عبد آلرشيد 72) مجنون

73) چهارگوش

*) II. Auflage, 1826. S. 192.

sprache man etwas zu erhalten sucht, ist im ganzen Morgenlande ein sehr alter; wird die Bitte gewährt, so wird der Fetzen weggenommen, welcher nur ein Erinnerungszeichen für den Heiligen, daß er der Bitte nicht vergesse (II. 96). Wenn ein Turkmane ein Pferd verkauft (sehr oft ein gestohlenes), so muß er (wenn auch vom Käufer darum nicht angegangen) die Oerter nennen, wohin der Käufer es nicht reiten darf; reitet der Käufer dennoch damit in eines der genannten Oerter, und es wird dort als ein gestohlenes weggenommen, so ist dieß des Käufers Schaden; wird es aber in einem von dem Verkäufer nicht genannten Orte, als ein dahin gehöriges reclamirt, so muß den Schaden der Verkäufer tragen. Die Turkmanen thun es den Pferdemäklern von Yorkshire gleich (I. 139). Die Turkmanen sind Sunni, aber alle ihre besseren Gefühle sind in Geiz und Habsucht untergegangen; um so viel als möglich Sclaven machen zu können, geben sie dem Worte Kiafir die weiteste Ausdehnung, und machen sich kein Gewissen daraus, in Ermangelung von Ungläubigen und Ketzern, die Hand an ihre eigenen Glaubensgenossen zu legen (I. 156); sie leben einfach, ihre gewöhnliche Nahrung ist ungesäuertes Gersten- oder Weizenbrot; sie kneten den Teig in einem hölzernen Troge, und backen ihn dann auf dem Herde mit Holzasche bedeckt; das Brot wird in vier Stücke gebrochen, auf den Tisch gelegt; ihre bessere Nahrung ist Reis oder Weizengrütze, und an großen Festen wird ein Schaf geschlachtet und Pilaw gemacht; Kamehle werden nur geschlachtet, wenn sich eines den Fuß bricht oder sonst unbrauchbar geworden; ihr Getränke ist Muttermilch (Kupuk) und gegohrene Stutenmilch, Kumis, was der Verfasser Kimmiz schreibt (I. p. 164).

Was Essen und Trinken betrifft, sind die Turkmanen gastfrei; aber der Gastwirth macht sich kein Gewissen daraus, seinen Gast anzufallen und zu berauben, sobald er die Schwelle des Zeltes verlassen. Die Formel der Räuber der Wüste: »Vetter ziehe dich aus, deine Tante hat kein Kleid!« gefällt Europäern als eine poetische, aber wer sie in England in Anwendung bringt, wird gehenkt. Die Tugenden und Laster der Nomaden sind überall gleich, ihre Gastfreiheit erscheint größer, als die der festgesiedelten Stämme, weil jene auf ihren Reisen sich gegenseitig auf Nahrung und Unterkunft verlassen; jetzt hat an der Gastfreundschaft Stolz eben so viel Antheil als Großmuth. Ein Zelt vorbeyzugehen, ohne die Gastfreundschaft anzusprechen, wird als eine Beleidigung angesehen; aber so bald der Gast dasselbe verlassen, ist er in den Augen seines Gastwirths wieder vogelfrei (I. 169). Ihre Kleidung ist wie die der Usbegen, ein Hemd, weite Beinkleider, ein Alkalik (Westchen) und ein Dschubbe

(Joppe oder Jacke); statt Stiefeln winden sie manchmal Tuch um ihre Füße, zu Hause gehen sie barfuß oder tragen Sandalen, die an der großen Zehe befestigt sind. Die Weiber gehen in langen, bis an den Busen offenen Hemden, unter denen sie (glaubt Conolly) Beinkleider tragen; das Haar ist in zwey, unten mit einem Zierath versehene Zöpfe geflochten; die Verheiratheten tragen eine hohe häßliche Mütze, als wie der Csako eines Husaren, von welcher rückwärts eine rothe Schärpe niederhängt, während auf der Stirne Schnüre von Goldstücken paradiren (I. 170). Die Zahl der Reisenden, welche jährlich Meschhed besuchen, meistens Pilger zum Grabe des achten Imams, beläuft sich auf 60000 (I. 220). Indigo, der von Indien kömmt, ist zweyerlei, der von Engländern verfertigte (Nili frengi), und der weit schlechtere Ketscha-Indigo aus Sind (II. 350). Die Perser, welche große Spaßmacher, und jeder Sache eine lächerliche Seite abzugewinnen suchen, sagen in Bezug auf den Reichthum des Obstes von Kabul, daß man dort nicht Früchte kauft, sondern sich bloß, wenn man in den Obstgarten und dann wieder herausgeht, wägen läßt, und den Unterschied des Gewichts bezahlt; ein Schalk füllte den Sack mit Steinen, die er im Garten wegwarf, und so beym Herauskommen weit leichter wog, was ein Gegenstand tiefsinniger und langwieriger Untersuchungen der weisen Männer »dieser Stadt von hundert tausend Gärten« (II. 62). Die Frauen von Kabul sind eben so süß als die Früchte der Gärten, so süß und sanft, so süß, so süß, daß wenn eine ins Meer spiee, dasselbe Honig würde; so sanft, so sanft, daß sie immer ruhig, wenn Jemand bey der Hand, sie mit der Peitsche in Ordnung zu halten.

(Der Schluß folgt.)

Art. II. *Bhartriharis* Sententiae et Carmen, quod *Chauri* nomine circumfertur, eroticum; ad Codicum Mstt. fidem edidit, latine vertit et commentariis instruxit *Petrus a Bohlen*. Berolini; impensis Ferdinandi Duemmleri, 1823. Typis academicis. (4) XXXII. 250.

(Schluß.)

Strophe 40 ist in der Uebers. etwas und im Commentar auffallend nachläßig behandelt.

41. So viel der Schätze oder wenig jedermann im Schicksalsbuch
Bestimmet sind, so viel erhält er auf Merus Höhn, im schlechten Sumpf;
Und nimmermehr; drum stolz bey Reichen! suche nie Mitleid für dich!
Den siehe gleichviel Wasser schöpft der Krug aus Born und Ocean.

Hrn. v. B.'s Uebersetzung scheint uns ungenau, und wir haben die alten Lesarten in d zurückgerufen.

42—51 enthält Sentenzen über Böse.

45[a] beginnt lobjack'ásti gu'nena kim; die Cod. A und B schreiben dagegen lobhack'a k'et g. Dieses stört das Metrum, allein bey jener Lesart fehlt eine Partikel, welche wenn bedeutet, und bey den folgenden Gegensätzen nicht fehlt, also schwerlich auch hier entbehrt werden kann. Wir setzen in der zweyten Lesart k'a und k'et um, und schreiben:

lobhack'ek'k'a gun'ena u. s. w.;

so daß der Satz fast ganz dem im zweyten Verse entspricht: satjank'et tapasâ k'a kim.

48[d] ist jogin nicht constans, sondern ein indischer Büßer, dessen Haupttugend bekanntlich ist, Herr seiner Leidenschaften zu seyn. Vorzugsweise in Bezug hierauf scheint uns hier gesagt zu werden, daß selbst ein Jogi Fürsten nicht dienen könne.

49 übersetzt Hr. v. B.: kai: sukbam âsjate gok'aragatai: nik'asja Quibusnam bonum contingat ex consortio hominis improbi u. s. w., während es ganz einfach heißt: Quis sedeat iubentes prope hominem improbum u. s. w.

50 enthält die schöne Sentenz über die Freundschaft, welche schon Herder übersetzt hat (Zerstreute Blätter, 1792):

Wie der Schatte früh am Morgen,
Ist die Freundschaft mit dem Bösen,
Stund' auf Stunde nimmt sie ab;
Doch die Freundschaft mit dem Guten
Wächset wie der Abendschatte,
Bis des Lebens Sonne sinkt.

Unbedeutenderes übergehend, wenden wir uns sogleich zur 55. Strophe im folgenden Abschnitt (52—61), welcher Schilderung der Guten überschrieben ist. Hier sind seltsamer Weise die Worte: kare çlâghjas tjâga: übersetzt: manu optimum quodque dimittere, und in der Note wird çlâghj. tj: erklärt durch optima derelictio, und gar eine Emendation in diesem Sinne vorgeschlagen. In dieser Str. werden, wie Hr. v. B. selbst einsieht, Tugenden aufgezählt, welche den menschlichen Gliedern zukommen, z. B. dem Kopf: Neigung vor dem Lehrer, und dem Aehnliches, und so ist der fragliche Satz ganz einfach zu übersetzen: in manu laudanda liberalitas.

56 im epischen Slokas:

Im Glücke ist der Hochherz'gen Seele zart gleich dem Lotusblatt,
Im Unglück aber hart gleich den Felsenmassen des Himayân.

Der folgende Abschnitt (62—71) preist Freygebigkeit.

62ᵇ liest A, B: bhûrevilambino ghanâ: die Ed. Ser. dagegen bhûmivil. Hr. v. B. zieht jene Lesart vor, welche auch durch die Sakontala, wo diese Strophe angeführt ist, geschützt wird, indem daselbst dûri steht; aber eine Note findet sich hierzu, die an Seltsamkeiten alles überbietet; bhûri soll der Locativ von bhû. Erde, seyn; doch diesen Unsinn zu wiederholen oder gar zu widerlegen, wäre von uns Unsinn.

63. Das Ohr ziert Hören, nicht ein Ohrring;
Die Hand ziert Schenken, nicht ein Handring;
Der Körper duftet durch Wohlwollen
Gen Arme, nicht durch Sandelduft.

66. Gute Menschen nützen Andern ohne Rücksicht auf sich selbst;
Mittelschlag — der nützet Andern, wenn er sich versorget hat;
Böse Geister sind, die Andern schaden, wenn es ihnen nützt;
Doch die nutzlos Andern schaden, die zu nennen weiß ich nicht.

67. Bey Uebersetzung dieses Verses hätte Hr. v. B. entweder von der Freyheit, welche er für seine Uebersetzung in Anspruch nimmt, einen etwas erläuternden Gebrauch machen sollen, oder geradezu wörtlich übersetzen Wie die Sachen jetzt stehen, kann man kaum umhin, zu fragen, ob er die Stelle richtig verstand. Er übersetzt: Ex lacte aquae, animo destitutae, omnes virtutes evenerunt antea; der Text lautet:

kshîren'âtmagatodokâja hi gun'â dattâ: purâ te 'khilâ:

construirt: to 'khilâ: gun'a dattâ: purâ atmagatâodakâja kshiren'a: denn te wird wohl hier nicht für einen Casus des Pronomens der zweyten Person zu halten seyn. Wir übersetzen: Alle diese (oder auch deine) Tugenden (Eigenschaften, Pflichten als Freund) sind erwiesen früher dem Wasser, welches sich selbst aufgeopfert hat, durch die Milch. Daß die hervorgehobenen Worte richtig übersetzt sind, beweist der zweyte Vers, wo von dem Wasser gesagt wird: pajasâ âtma huta, opferte sich das Wasser selbst; übrigens scheint mir fast für âtmagatod. auch im ersten Verse âtmahutod. zu schreiben zu seyn *).

69ᶜ scheint mir Hr. v. B. ganz falsch gefaßt zu haben. Er übersetzt: quam ob rem igitur propositum relinquens vir cordatus mente pudorem non concipit? In fast allen diesen Sentenzen ist zwar keine gekünstelte, aber doch eine sehr kunstreiche Sprache; insbesondere sind sie mit einer Fülle von Ver-

*) Das Ganze enthält einen Vergleich der Freundschaft unter Guten, mit der Erscheinung, welche sich ergibt, wenn man Milch und Wasser zugleich ins Feuer gießt (was wahrscheinlich bey dem Meeropfer geschah. Man. II).

gleichen, Bildern und Allegorien ausgestattet; im Einzelnen herrscht dagegen eine gewaltige Concisität. Während nun diese das Verständniß der Sprüche erschwert, wird es durch jene Fülle wieder erleichtert; denn sobald ein Bild, eine Analogie richtig verstanden, so folgt das Verständniß der andern von selbst. So gehen auch in unserem Spruch zwey Analogien vorher, welche diesen dritten Satz erklären: »Warum drückt die Last der Erde die Schildkröte nicht so, daß sie sie abwirft« (bekanntlich wird die Erde nach indischer Ansicht von einer Schildkröte getragen), heißt das erste, ferner: Warum ermüdet die Sonne nicht, so daß sie ruhig bleibt; so glaube ich denn, daß der dritte Satz zu erklären sey: Warum schämt sich der Brave, so daß er seinen Entschluß nicht aufgibt? Die Antwort ist im vierten Vers: Standhaftigkeit ist der Guten Tugend.

70° übersetzt Hr. v. B.: inimicos honore dignos honora vel prosequere. Der Text lautet:

mânjân mânaja vidvisho 'pjanuja,

und ist augenscheinlich in zwey Sätze zu spalten: honore dignos honora, inimicis adeo gratificare.

71 wird ganz falsch dadurch, daß Hr. v. B. kijanta: wie viele? nicht als Pronomen interrogativum, sondern relativum faßt.

Der folgende Abschnitt ist einer der schönsten im ganzen Buche, und wir können uns nicht enthalten, einen Theil der Strophen zu übersetzen. Er empfiehlt Standhaftigkeit.

73. Gemeine beginnen nichts aus Furcht vor Hinderniß;
Der Mittelschlag beginnt, doch schließt vor Hinderniß;
Die Besten aber lassen nichts Begonnenes,
Wenn Hinderniß auch fort und fort sich widersetzt.

74 im epischen Slokas:

Denn in der Menschen Leib liegt die Trägheit, ein gewalt'ger Feind;
Kein bess'rer Freund als Anstrengung; was sie beginnt, vollendet sie.

75. Standhafter Männer Seelenstärke löschet selbst
Das schwerste Unglück nimmer. Nimmer brennt die Gluth
Der unterwärts gehalt'nen Flamm' auch unterwärts.

76^b liest Hr. v. B. mit A kopakriçanutâpa, welches den Sinn gibt: wer keine Reue über Zorn fühlet *) u. s. w., der erringt ewiges Heil. Die Lesart der Seramp. Ausg. ist kopi kriçanutâpa — wer auch nicht die mindeste Reue fühlet. Mir scheint jene Lesart äußerst matt, und, wenn wir uns des in den Sagen so oft vorkommenden Zorns der indischen Jogî erinnern, auch falsch. Das Ganze lautet:

---

*) Hr. v. B. hat es falsch übersetzt: irae ardentis flamma.

Weß Geist der Pfeil aus zarter Mädchen Liebesblick
Niemals durchbohret, nicht die kleinste Reue brennt,
Nicht Weltlichkeit in ihre Sehnsuchtsfesseln schlug,
Der Held besieget diese Dreywelt insgesammt.

77. Besser ein Sturz vom hohen Berge,
Der Körper zerschmettert am rauhen Fels;
Besser die Hand in der Schlange Rachen,
Besser ein Sprung in des Feuers Gluth,
Als einen Schritt nur abgewichen
Vom rauhen, steilen Tugendpfad.

78. Das Feuer wandelt dem in Fluth sich; in einen Bach der Ocean;
In einen Hügel der hohe Meru; der Leu in eine Hindin gleich;
In einen Rosenkranz die Schlange; in einen Nectarregen Gift;
In dessen Herz die höchste Tugend rein und unverbrüchlich steht.

79. Bald ein Lager auf der Erde, bald im weichen Palankin;
Rauhe Speisen bald, bald feine; Lumpen bald, bald Purpurkleid;
Gilt es seine Pflicht zu thun, gilt Weisen weder Lust noch Schmerz.

81. Die Sittenrichter mögen loben, tadelen;
Mag Glück begleiten oder gehn wohin es will;
Mag heut der Tod nahn oder erst in hundert Jahr;
Standhafte weichen keinen Fuß vom Pfad des Rechts.

Einzelnes wollen wir unberührt lassen. Der folgende Abschnitt (82—91) enthält Sentenzen über Schicksal, Vorsehung. Die erste beruht auf einer entweder im Volke oder schon in Schriften lebenden Fabel:

82. Der Schlange, die schon hoffnungslos verhungert fast im Korbe saß,
Fiel durch ein selbstgemachtes Loch bey Nacht ein Mäuschen in den Mund;
Sie aß ihr Fleisch, und machte dann sich auf demselben Weg davon.
Drum gutes Muths! Die Vorsicht herrscht ob Menschen Glück und Mißgeschick.

86 ebenfalls auf einer Fabel ruhend:

Ein alter Kahlkopf, von der Sonne Strahl den Kopf verbrannt,
Setzt Schatten suchend sich zu Füßen eines Bilvabaums,
Und augenblicks zerschlägt ihm eine fallende Frucht den Kopf.
Gewöhnlich, wo ein Unglücklicher hingeht, folgt ihm Mißgeschick.

90[a] muß statt jadjasti nothwendig jadjasja stehen, wie denn auch Ed. Ser. hat. Wahrscheinlich ist übrigens jenes nur ein Druckfehler, zumal da Hr. v. B. die Abweichung der Ed. nicht erwähnt.

91[b] muß statt vidjâ: kalâ: wie Hr. v. B. schreibt, nothwendig gelesen werden vidjâkalâ: wie auch B. übersetzt. Jenes ist ungrammatisch.

Der letzte Abschnitt (92 — 100) theilt Sentenzen über die Kraft der Wohlthätigkeit mit — Religion der Werke.

Ein bedeutendes Mißverständniß findet sich hier 93 [a]. Der Text lautet:

brahmâ jena kulâlavannijamito brahmân'd'abhân'd'odare.

Hr. v. B. übersetzt: Quo opere Brahman figuli instar, brahmanici ovi vasculum ex sinu formavit. Diese Uebersetzung ist ungrammatisch, und widerspricht dem Mythus. Wir übersetzen: (ei operi veneratio) per quod Brahma ventre ovi brahmanici clausus est; also der ursprünglichsten Kraft. Bekanntlich ist selbst Brahma aus einem Ey hervorgegangen. Man. I. 9. Auffallend ist hier die Form jamita für das gewöhnliche jata. Dieselbe Form möchte ich auch I. 12 [a] für keçâ: sanjamina: setzen (nämlich sanjamitâ:) cincinni coerciti), da jamin *coercens* ganz unpassend ist. Uebrigens ist jene Form keineswegs sehr selten.

96 [c] ist bhontum (der Inf.) um zu genießen, gerade wie *datum* III. 3, und nicht wenn du wünschst zu suppliren.

97 [a. b] übersetzt Hr. v. B.: Boni speciem prae se ferat an mali opus aliquid (sic B.!) per sapientem ab initio omni cura evitanda est praemiorum expectatio. Die Scholl., welche Hr. v. B. anführt, zeigen ganz deutlich, daß man einfach übersetzen müsse: A prudente, opus bonum malumve facere cupiat, ab initio finis est accurate perpendendus. Im folgenden Verse, welchen er überträgt: est enim operibus *cum animi perturbatione* inceptis aerumnae fructus, sollen die hervorgehobenen Worte atirabhasa entsprechen; dieses heißt jedoch nur: mit zu großer Eile (Sch.).

So viel von der zweyten Centurie, bey welcher wir uns durch mehrere Uebersetzungen die Hinzusetzung von vielen Anmerkungen ersparen zu können glaubten. Wir wenden uns jetzt zur dritten und letzten Centurie. — Frömmigkeit, Religion überschrieben. Sie enthält Sentenzen im Geist der indischen Ansicht über Entsagung alles Weltlichen.

Die erste Strophe ist dem Gott Sivas geweiht (hier Haras genannt). Die Uebersetzung des Hrn. v. B. können wir keineswegs gelungen nennen. Der erste Vers lautet:

k'ud'ottansitak'âruk'andrakalikâk'an'k'ak'kh'ikhabhâjuro.

Hr. v. B. übersetzt ihn: Is, cujus frons pulchro lunae segmento, flamma veluti expanso, ornata est, lucis Deus. Aus einer genaueren Analyse des Compositums konnte diese Uebertragung unmöglich hervorgehen. Wir folgen ganz dem Schol., welcher hier, unserer Ueberzeugung nach, unbedingt Recht hat,

und übersetzen demnach: splendens tremulâ flammâ segmenti pulchrae lunae (loco) cristae in capite. Ueberhaupt sind wir der Meinung, daß bey dem jetzigen Standpunkte der Sanskritskunde, wo uns noch keine, aus den Schriftstellern selbst hervorgegangene Wörterbücher zu Gebote stehen, die Autorität der Schol. noch sehr hoch zu stellen sey. Die erste Hälfte des zweyten Verses ist richtig übersetzt; die zweyte ist sehr schwierig. Der Text lautet: çrejodaçâgre sphuran. Hr. v. B. übersetzt: salutis statum prodire jubens. In einiger Rücksicht scheint er hier den Scholl. gefolgt zu seyn, doch müssen diese einige Corruptionen erlitten haben. Sie erklären: çrejosâm panjânâm (bonorum) dacâ (status) tasja agre prakat'ajan. Hier ist nun tasja unerklärlich, da dacâ weiblichen Geschlechts, also tasjâs stehen müßte. Setzen wir dieses, so heißt es in summo bonorum statu manifestans; dieser Satz ist aber noch mangelhaft, da das Object zu manifestans fehlt, oder prakat'ajan eben so viel seyn muß, als se manifestans. Hierfür spricht nun auch einerseits die Bedeutung der Wurzel kat', welche bey Rosen (Radv.) nur ire se movere erklärt wird, andrerseits die Bedeutung von sphur prosilio; wogegen prakat'ajan *movens prodire faciens* Bhartrih. I. 50 wohl nicht in Betracht kömmt. Vielleicht auch, daß wir in den oft corrumpirten Scholl. entweder geradezu prakat'an oder prakatajam svajam schreiben dürfen. Wir übersetzen demnach in summo bonorum statu se manifestans.

V. 3 übersetzt Hr. v. B. (Sivas) qui, onus tandem ex infinitis stultitiae tenebris exorsum, removens — mentem devincit; hier ist die Verbindung durch das Particip. präs. weniger schlagend; wir würden eher eo quod — removet gesetzt haben, anta: sphurg'at ist kaum übersetzt; eher: onus — *intus tumens* rem.; stultitia endlich ist nicht äqual *moha*. Letzteres ist der Zustand, wo Sinnlichkeit über den Menschen herrscht. Den vierten Vers übersetzt Hr. v. B.: (qui) mentem in domicilio sapientum *devincit*, sapientiae fax est Harus. devincit scheint mir nicht dem *vig'ajate* des Textes zu entsprechen. Dieses scheint eher den hohen Zustand der Vollendung nach Besiegung aller Weltlichkeiten auszudrücken, wie es denn auch der Schol. durch sarvotkarshena pravartata erklärt; vgl. III. 58 [b] mit Scholl. (S. 87 Ed. Ser.). Dieselbe Bedeutung hat auch das Simpler g'i II. 21. Est endlich ist auch nicht im Text begründet. Wir übersetzen demnach das Ganze: Splendens tremulâ pulchrae lunae segmenti flammâ in capite loco cristae, Amoris phalaena circumvolitante ludo victa, summo bonorum statu se manifestans, eo quod anterius onus tenebrarum affectionum infinitarum intus exorsum removet, sapien-

tum quasi mens intus viget fax sapientiae Harus. Kleinere Abweichungen von Hrn. v. B.'s Uebersetzung, welche wir für nothwendig hielten, bedürfen wohl keiner genaueren Erörterung. Wir verweisen auf die Schol.

Der erste Abschnitt (2 — 11) tadelt die Begierden der Sinnlichkeit. Der Refrain von fast allen Strophen ist: alles ist eitel.

3[a] übersetzt Hr. v. B.: Equidem salutem, devotione in mundo parabilem non praevideo. Der Text lautet:

na sansârotpannan' k'aritam anupaçjâmi kuçalam,

welches nur heißt: Ich sehe keinen der Welt entsprossenen seligen Wandel. Der vierte Vers ist durch zu große Umschreibung fast verdunkelt.

4. Durch berg- und schluchtgetheilte Länder
 Irrt' ich — keine Frucht ward mir;
Den Adel meines Hauses lassend
 Dient' ich — eitel war auch dieß.
Gleich einem Raben aß in fremden
 Häusern ich ehrberaubt;
Und dennoch, Durst nach sünd'gen Thaten,
 Bist du heut noch nicht gelöscht.

Bey Hrn. v. B. ist die Uebersetzung ungenau. Eben so 6[b.c], wo Hr. v. B.: intus cohibitis lacrimis vel *ridendum est* animi gaudiis deprivato; (hier war *risum est* zu schreiben Sskr. hasitam) *cogitatione tanquam poste facta*, junctis manibus coram mente captis *standum* (hier war mentis insensibilitate facta zu übersetzen; über stambha vgl. man Am. K. und Scholl. — und *astitum*.

7[a.b] übersetzt Hr. v. B.: Cur non in gratiam hujus vitae guttae in loti flore similis opera nobis adhibenda sit, ut nulla consideratione facta vel ante pedes divites — vitium committamus — virtutes nostras — enarrandi. Der Text lautet bey Hrn. v. B.:

amisham prân'ânân tulitavisinipatrapajasâm

krite kin nâsmâbhir vigalitavivekair vjavasitam
padâdh'jânâm agre u. s. w.

Kin na im zweyten Vers heißt hier und an unzähligen andern Stellen quid non, d. h. omnia. Daß Hr. v. B. es hier mißversteht, ist um so auffallender, da er es sonst fast immer richtig übersetzt. Im dritten Verse, wo Hr. v. B. padâdh'j. liest, und darnach übersetzt, hat die Ed. Ser. und Scholl. jad âdh'jânâm; da Hr. v. B. diese Verschiedenheit verlesen hat und nicht angibt, so vermuthe ich fast, daß auch Cod. A so liest. Auf

jeden Fall ist es das einzig Richtige. Demnach übersetzen wir: Quid non hujus vitae causa aquae in loti flore similis a nobis, consideratione dilapsa, perpetratum est, quod divitum in praesentia — proprias virtutes enarramus. Die übrigen Abweichungen von Hrn. v. B.'s Uebersetzung verstehen sich von selbst.

9. Schon decken das Gesicht Falten; ergraut ist schon des Hauptes Haar;
Die Glieder zittern schon; nur die Begierde bleibet immer jung.

Der folgende Abschnitt lehrt die Verachtung aller sinnlichen Dinge.

12[b] ist sankala bey Hrn. v. B. schwerlich Sanskrit. Wir lesen sankula nach Analogie von âkula, und übersetzen dhanalubdhasankuladhijas quorum mens divitiarum cupidine turbata. Im dritten Vers übersetzt Hr. v. B. rok'ate durch placent: es ist aber der Singular; er hätte bloß übersetzen müssen: hoc mihi non placet.

13. Die Sinnlichkeiten trennen sich von selbst von euch,
Wenn sie auch lange bey euch wohnten. Warum nun
Entlaßt ihr sie von selbst nicht? Welcher Unterschied? —
Gehn sie aus eig'nem Antrieb, lassen sie
Dem Menschen herbe Schmerzen. Stoßet ihr sie weg,
Dann merkt ihr freudige Zufriedenheit dem Geist.

15 übersetzt Hr. v. B. aju: kshîlate param: (nobis) teritur vita pretiosa, indem wir in den Sinnlichkeiten befangen sind; param aju; (summa vita) ist: die Seligkeit; kshijate: geht verloren.

17[d] ist falsch übersetzt: indem die Dichter an den Frauen häßliche menschliche Verrichtungen und ihre Instrumente mit dem Schönsten vergleichen, schließt dann der Dichter:

muhur mndjan rûpang kavivaraviçeshair gurukritam.

Dieses übersetzt Hr. v. B.: sic statim contempta est forma illa, quae optimorum poetarum epithetis extollebatur. Gerade umgekehrt war zu übersetzen: subito forma vituperanda ab optimis poetis data est (man vgl. I. 77).

Der folgende Abschnitt (22 — 31) enthält Sentenzen über das Elend des Lebens, und räth darum, sich in die Einsamkeit in den Wald zu flüchten, und dort ein frommes Leben zu beginnen.

22 ist ungenau übersetzt, in 23[d] übersetzt Hr. v. B. vid'ambana durch simulatio, wornach der Sinn wäre: ein schwer zu füllender Bauch erregt Verstellung. Dieses scheint uns zu speciell und matt. vid'ambana kann seiner Etymologie nach am ersten

Verworfenheit heißen, und diese Bedeutung halten wir in diesem Zusammenhang für die beste:

25. O Thal des Himavan, von Gangas Wellen
Mit zartem Thau erfrischt, deß schöne Felsen
Der Weisen Schaar bedeckt, warum verödet?
Dieweil der Menschen Sinn an mit Verachtung
Gereichte Fremdalmosen sich gehangen.

26 ist von Hrn. v. B. höchst ungenau übersetzt; der Sinn ist:

Warum, warum sind wüst der Grotten Wurzeln?
Warum der Ströme Sturz vom Berge rauschend?
Warum die süßen, fruchtgefüllten, rinde-
Bedeckten Bäume? Warum tanzet trunken
Vor Stolz auf wen'ge, schlechterworb'ne Güter
Der Thoren schamlos Haupt, und wird verehret.

Der Ed. Seramp. hat übrigens die Lesart çâkhâ: nicht, wie Hr. v. B. angibt, bhagnâ:.

27. Durch reine Wurzeln Früchte schaff dir heut
Ein lieb- und güterreiches Leben!
Ein Erdebett aus jungen, schönen Pflanzen!
Steh auf! zum Wald! dort hört man wahrhaftig nicht
Die Stimmen, schwach durch Schätze, Krankheit, Leidenschaft
Der Buben, deren Sinn von Thorheit wirre ist.

28. Früchte so viel dir beliebt!
Schattige Bäume voll Lust!
Süße, erfrischende Fluth!
Blumiges Lager so zart!
Und dennoch unterwirft der Arme sich
Der Schande an des Reichen Thür.

29. Nach tiefem Denken auf der Grotte Felsenlager
Ausruhend, möcht' ich jener Tage mich erinnern
Mit Hohn und Lachen, die in Plutus Angesichte
Dem Schmerze des Erwerbs geweihet, goldreich wurden,
Doch Aermlichkeit der Seele auch verleihen, welche
Nicht kennet die Entsagung aller Weltlichkeiten.

30 lautet im Original:

eko deva: keçavo vâ çivo vâ
ekan mitram bhupatir vâ jatir vâ
eko vâsa: pattane vâ vane vâ
ekâ bhârjâ sundarî vâ darî vâ.

Dieses übersetzt Hr. v. B.: unus colatur Deus Vishnus aut Sivus; unus amicus rex aut mendicus; unum domicilium in urbe aut in sylva; una uxor pulcra aut foramen. Zur Erläuterung fügt er unter andern Folgendes hinzu: Nostra — sententia docet, quatuor esse, quibus omnino hominem non posse carere — quorum nisi sui generis optimum quod-

que habeat, vel pessimo utatur necesse est. Hierin scheint mir der Sinn nicht ganz erfaßt zu seyn. Es ist nicht im Allgemeinen ein Gegensatz zwischen dem Besten und Schlechtesten, sondern zwischen dem höchsten Genuß des Weltlichen und dem Anachoretenleben. So ist denn auch darì, was Hr. v. B. foramen übersetzt, und contemptibilis femina erklärt, in seiner eigentlichen Bedeutung Grotte als Wohnort der Anachoreten zu fassen. Derselbe Gedanke: daß man in der Welt der Höchste seyn müsse oder Anachoret werden, kehrt in unsern Centurien oftmals wieder; so schon I. 18, 19, 31, 52, 53; etwas verändert II. 35, III. 67, Supplem 25. Wischnu ist Gott der Weltlichkeit, daher er auch zu Anfang des zweyten Buches angerufen wird. Vgl. über den Gegensatz zwischen ihm und Siva Bohlen zu III. 1 und 85.

31 ist avârja nicht repellens, sondern quod repelli nequit.

Der folgende Abschnitt (32—41) enthält Sentenzen über die Flüchtigkeit des Vergnügens. Auch darum ist Resignation das einzige empfehlenswerthe.

35[d] übersetzt Hr. v. B. lokânugrahapeçalena manasâ durch mente a mundi favore aliena; es muß heißen: m. mundi favoris (voluptatum) gnara.

36[c] übersetzt Hr. v. B.: celeriter vacillant juventutis gaudia corporis adminicula perperam reputata; der Text lautet:

lolâ jauvanalâlasâs tanubhritâ mithjâkalejja drutam.

Hr. v. B. verbindet demnach drutam lolâ jauvanâl. mithjâkalajja tanabhritâ: Anderes dagegen der Schol. Dieser nimmt lolâ jauvanatâlasas tanubhritâ: besonders: fugitivas juventutis laetitias corpus sustentantes, und alsdann muthjâkalajja ut vana cognoscens, wobey er sarvam supplirt, omnia, was früher erwähnt ist, und drutam zieht er zu vidadhvam im folgenden Vers. Diese Erklärung empfiehlt sich sehr. Das Ganze ist demnach: Voluptates — mobiles, vitam — fragilem; juveniles laetitias — fugitivas, omnia haec ut vana cognoscentes celeriter mentem ponatis in devotione.

Der folgende Abschnitt (42—51) ist die Majestät der Zeit überschrieben, wo die Zeit personificirt erscheint (Kâla).

42[c] lautet im Text:

unmatta: sak'a râg'aputranivahas.

Hr. v. B. übersetzt es: principis vesana cohors, und erklärt râg'aputra durch Kronprinz, qui inducitur multitudine cultus. Kronprinz heißt im Sanskrit gewöhnlich jauvanarâg'a. In dieser Strophe wird übrigens der Pomp eines großen Königs be-

schrieben, von diesem bildete eine Zahl von Kindern kleiner Fürsten, welche den König umgaben, einen Haupttheil, wie dieß schon Draupadipram II. 13 und sonst vorkömmt, es heißt demnach: superba cohors filiorum regiorum.

43. Wo viele sonst in einem Hause, da ist einer nur;
Wo einer erst, dann viele, ist kein einz'ger mehr.
So spielet Kâla mit der Kali — Tag und Nacht
Sind Würfel — Spieltisch ist die Erde, Preis der Mensch.

44. Mit Sonnenaufgang, Untergang verzehret sich
Das Leben Tag für Tag, die Zeit jedoch erkennt
Ob schwerer-Müh-belast'ter-Arbeit keiner je.
Und keine Furcht erfaßt uns, sehn wir im Gefolg
Der Geburt das Alter Noth und Tod; wahnsinnig ist
Die Welt, als trank sie sinnverwirrendes Getränk.

Hr. v. B. übersetzte nicht ganz genau.

46 übersetzt Hr. v. B.: Quodsi meditatione. — Sivi domicilium non attingitur *propter mentem in res mundanas defixam*. Die hervorgehobenen Worte sollen dem Sanskrit sansâravik'ittaje entsprechen; dieses ist aber im Dativ stehend zu übersetzen: ad rerum mundanarum destructionem, d. h. zur Entsagung.

Uebrigens hat Hr. v. B. die Strophe auch im übrigen mißverstanden. Er übersetzt: *quodsi* meditatione u. s. w. *quodsi* virtus porro — non acquiritur *idem est ac si* mulieris uberum et lumborum par in somno non amplecteremur u. s. w. Die beyden quodsi und idem est ac si entsprechen keinem Worte im Original, und sind geradezu eingeschoben. Die drey hier angegebenen Dinge sind augenscheinlich coordinirt, und entsprechen den drey Centurien; im ersten Satze ist die Devotion, im zweyten die Tugend, im dritten die Liebe angedeutet. Der Schluß — der vierte Vers — eine sprichwörtliche Redensart, ist uns im Einzelnen nicht klar. Im Ganzen ist der Sinn: so wir uns keinem der drey erwähnten Dinge zuwenden, so sind wir unnütze Menschen; daß diese Erklärung richtig sey, zeigt insbesondere die folgende Strophe, welche Hr. v. B. zum größten Theil mißverstand. Ihr Sinn ist völlig analog dem der 46sten Strophe. Vers 1 lautet:

nâbhjastâ bhuvi vâdivrindadamanî vidjâ vinîtok'itâ.

Dieses übersetzt Hr. v. B.: Scientia in orbe terrarum honorata, quae altercantium multitudinem refraenat, si obedientiae non adsuescit ipsa. Hier ist abhjasta nicht non spreta, sondern höchst wahrscheinlich studio acquisita (vgl. abhjâsa studium Urvas. S. 7, 8, und das ihm in der folgen-

den, denselben Sinn von neuem wiederholenden Strophe entsprechende adhigâta). — vinîtok'itâ glaube ich sind zwey Adjective. Die auch im Uebrigen etwas ungenaue Uebersetzung bedarf keiner genaueren Erläuterung.

48 ist vidjâ nâdhigata kalankarahita übersetzt: Scientia quae colitur *virtutis signis expers*; während es heißen müßte: Scientia *maculis pura* non acquisita est.

Sehr dunkel übersetzt, und, wie ich trotz diesem Dunkel zu ahnen glaube, auch falsch ist die 49ste Strophe A. B. lauten im Original:

vajan jebhjo g'âtâç k'iraparigatâ eva khaiu te
samâ jeshâm vriddha smritivishajatân te'pi gamitâ:
idânîm etc. u. s. w.

Hr. v. B. überträgt: Nos quibus liberi adsunt, qui longo quantumvis tempore circumeant, nobis aliquando similes, senum quoque emortuorum memoriam revocabunt; nos, inquam, tales sumus ut, de die in diem casibus obnoxii, conditionem adepti simus arboribus in arenosa fluminis ripa crescentibus similem. Wir würden die erste Hälfte so übersetzen zu müssen glauben: Nos, quibus liberi post longum tempus aequales (erunt, nos) quorum senes hi etiam in solam memoriam transierunt, nos hodie tales u. s. w. Deutsch:

So sind wir heute; und wie wir sind, werden einst
Auch unsre Kinder; doch die wir als Greise sahn
Sind nur Erinn'rung; so denn sinkend Tag für Tag,
Sind wir dem Baum gleich, welcher an des Stromes Rand,
Ein Spiel der Wellen, auf dem sand'gen Ufer steht.

Die Composition k'iraparigatâ: im ersten Verse mahnt mich daran, eine ähnliche in III. 3 zu schützen; dort lesen nämlich Schol. und Cod. B k'iram parigrihita, welches entschieden in kiraparigrih. zu verwandeln, und der wegen api völlig unpassenden Lesart k'iram api grihîta vorzuziehen ist.

50. Auf hundert Jahre ist des Menschen Dau'r gesetzt;
Die eine Hälfte geht davon in Nacht dahin;
Der andern Hälfte eine Hälfte wiederum
Ist Kind- und Greisenalter. Doch den Ueberrest
Begleitet Krankheit, Schmerz und Trennung, Sclavendienst
Und tausend Ungemach; woher kömmt Freude nun
Dem Menschen in dem wasserwogenschnellen Lauf?

Der folgende Abschnitt (52 — 61) enthält ein Gespräch zwi-

schen einem König und einem Asceten; Klagen über den Stolz der Könige, das Ascetenleben ist aber das wünschenswerthere.

52[c] übersetzt Hr. v. B.: hoc modo, quum permagnum inter nos utrimque discrimen sit honoris et divitiarum; der Text lautet:

ітthań mânodhanâtiâûram ubhajor apjâvajor antaram.

Das im Original vorkommende api hat Hr. v. B. unberücksichtigt gelassen, und darum ist seine Uebersetzung völlig mißrathen: ob wir das Original im Folgenden ganz wiedergegeben haben, wagen wir nicht zu versichern, wenigstens haben wir keinen Theil desselben außer Acht gelassen. Wir übersetzen: ita quidem honoris et divitiarum valde magnum (intervallum) etiam utriusque nostrum intervallum est, d. h. so weit wie Ehre und Reichthum aus einander liegen, so weit sind wir verschieden. Dieses stimmt auch mit dem Vorhergehenden, wo der Gegensatz zwischen dem König und dem Asceten eben hierauf basirt ist: »Du bist König, wir wegen unserer Weisheit geehrt; du bist reich, wir berühmt« (man vgl. auch 54).

54) Diese schöne Sentenz hat Hr. v. B. dunkel übersetzt; sie lautet: Wir freuen uns der Rindengewänder *), du der seidenen; gleich ist unsere Freude hier; ein unterschiedloser Unterschied (unsere Zufriedenheit ist gleich, der Gegenstand derselben verschieden). Arm sey der (oder; wenn wir bhavati für bhavatu lesen, ist der), dessen Begierden groß sind; ist aber das Herz zufrieden, wer ist dann reich und wer ist arm?

58[d] liest Hr. v. B.: katipajapura: svamje — ka osha madanag'vara: welches wörtlich übersetzt hieße: quae haec est superbia paucas urbes in possessione habens. Diese Verbindung ist wenig gefällig, und svamje (possessione) würde dadurch ganz überflüssig. Die Edit. Sriram. hat katipajapurà; dieses scheint auf die richtige Lesart zu führen. Der Schol. bringt jenes Wort nämlich in ein Genitiv-Verhältniß mit dem ihm folgenden svâmje; es muß nach ihm also ein Compositum mit diesem gebildet haben; ich schreibe demnach mit der leichtesten Emendation, welche im Sanskrit nur vorkommen kann, indem ich â in i verwandle, also nur einen Bogen über die Linie setze, welcher sehr häufig ausgelassen wird — katipajapurisvâmje ka u. s. w. quae haec superbia ob paucarum urbium possessionem.

Der folgende Abschnitt (62—71) ist gewissermaßen ein Selbstgespräch, worin der Dichter seinen Geist auffordert, der Sinnlichkeit zu entsagen, und ein devotes Leben zu ergreifen.

---

*) Bekanntlich die Tracht der indischen Asceten.

63[d] Ein Compositum bhavjasankalpajan verstößt so sehr wider die Regel, daß ich statt dessen bhâvjam (die Schol. haben augenscheinlich bhâvjam) âkalpajan schreiben möchte. Die ganze Strophe verdiente übrigens eine genauere Betrachtung.

64[a] finden sich seltsame Fehler bey Hrn. v. B. Er übersetzt: Requiesce a crassis istis *ferreis*que sensuum objectis. Der Text lautet: etasmâd viramendrijârthagahanât âjâsakad. Augenscheinlich soll das in der Uebersetzung hervorgehobene Wort dem letzten des Originals gelten. Allein ferreus müßte âjasa von ajas (aes) heißen. âjâsaka von âjâsa ist nach dem Schol. contentionis formam habens, miser. Der Text geht folgendermaßen weiter:

âçraja
crejomârgam acesha du: khacamanavjâpâradakshankshan'ât
âtmîbhavam upaihî.

Der Schol. zieht kshan'ât in b zu ehi in c, ich ziehe es zu âçraja in a, und übersetze: Von diesem unseligen Dickicht der sinnlichen Dinge laß ab, wende dich schnell zum guten Pfade u. s. w.

65[a] muß für mohan mârg'ajatâm geschrieben werden moha: mârg'.— upâçraja ratin' k'andrardhak'ud'amanau ist zu übersetzen quaere laetitiam *in eo qui* nicht per eum qui. Die Inder construiren bhakti und ähnliche Wörter mit dem Locativ, und dieser Sprachgebrauch verbreitete sich über den ganzen Orient, und drang mittels des neuen Testaments zu uns: Seligkeit in Gott.

66[b] hätte eigentlich etwas genauer übersetzt werden können. 68[a] ist von Hrn. v. B. ein Wort dughâs im Text gelassen, welches weder bey Wilson vorkömmt, noch eine Wurzel hat; vielleicht ist daghâs zu lesen, welches von dagh kommen würde.

69[a] übersetzt Hr. v. B. die Worte: maran'ag'anmabhajan hridistham moriendi et nascendi timor animo insitus; allein dieser Satz hätte negativ werden müssen: nullus timor u. s. w., da sich das na im folgenden Verse auch hierauf bezieht. Der Indifferentismus gegen Tod und Leben ist einer der Hauptprincipien dieser Weltansicht.

71[a,b]:

pâtâlam âviçasi jâsi nabho vilanghja
dingman'd'atam bhramasi mânasa k'âpalena,

übersetzt Hr. v. B.: infernum intras, vadis ad aethera, orbem transsiliens terrarum pervagaris o anime cum levitate. Ungenau! es muß heißen: ingrederis infernum; vadis ad coelum properans; pererras orbem terrarum o an. u. s. w. Der

Sinn ist: Alle Wege schlägst du ein; nur des einzigen zur Seligkeit führenden, des des Brahma vergißt du.

Der folgende Abschnitt (72—81) Schwanken zwischen dem Ewigen und Nichtewigen; alles Irdische ist vergänglich; nur Wairagja ist etwas Ewiges.

72[a.b] übersetzt Hr. v. B.: quid faciendum de libris sacris — Vedis — Legibus — *qui in paradisi vico tabernaculum ad habitandum promittunt et opera officiaque ludunt.* Der Text lautet:

kiṅ vedai: smritibhi: purân'apath'anai: çâstrair mahavistarai:
svargagrâmakutînivâsaphaladai: karmakrijâvibhramai:

Hr. v. B. betrachtet demnach die hervorgehobenen Worte als Adjectiva-Composita der Substantive im ersten Verse; nicht so der Schol. Dieser nimmt das letzte Wort des zweyten Verses wieder als Substantiv, zu welchem das erste das Epitheton bildet; ihm nach ist also zu übersetzen: Quid Vedae ad nos — Leges — — *quid operum rituumque errores* promittentes u.s.w. Wir glauben dieser Ansicht beytreten zu müssen. Der Inhalt der Strophe, tief begründet in der Jogiphilosophie und in der indischen Ansicht von Seligkeit, ist der, daß die ganze Religion tief unter dem geistigen Indifferentismus stehe. Die Religion spaltet sich nun in die geistige Thätigkeit: Studium der heiligen Schriften und die Werkthätigkeit, Ceremoniell; nehmen wir B.'s Uebersetzung, so wäre nur jener Theil eigentlich erwähnt, die Werkthätigkeit als ein Theil derselben betrachtet. Ist dagegen die Erklärung des Schol. richtig, so sind beyde religiöse Thätigkeiten als coordinirt erwähnt; beyde aber sind nach unserer Strophe ein Kaufmannsgeschäft, eine Rechnung mit dem Himmel. Die Versenkung in Brahma, Indifferentismus gegen alles Weltliche ist das Höchste.

77 übersetzt Hr. v. B.: quamobrem ad Gangem poenitentes habitemus? Colamus *vel* potius mulieres — *vel* etiam exorbeamus librorum copiam — nescimus quid faciamus inter mortales, quorum vita paucis tantum oculi nictationibus constat. Hier ist die Construction mißverstanden. Die drey Sätze, deren beyde letzte Hr. v. B. durch vel angeknüpft hat, sind im Original durch *kim* — *uta* — *uta* verbunden, d. h. ob — oder — oder, und das Ganze bis nescimus ist eine Frage, und zu übersetzen: Sollen wir am Ganges-Fluß wohnen als Asceten — oder der Liebe pflegen — oder die Lehren der Lebensweisheit studiren? Diese drey Abtheilungen entsprechen wieder den drey Centurien Vairâgja, Sringâra, Niti. Daher paßt *poenitentes* nicht in die Uebersetzung; eher devoti, und für

librorum copiam würden wir wörtlicher und zugleich entsprechender praeceptorum copiam geschrieben haben.

Zu 79 findet sich eine seltsame Bemerkung, wo khan'd'ita *suffossus* übersetzt wird; khan heißt graben, khan'd' rumpo. Die Uebersetzung ist ungenau.

81[b] übersetzt Hr. v. B. im Commentar, indem er seine frühere Uebersetzung verbessert: quidve (non jucundum est) etiam permagnâ cum caris vitae instar amicis conventus felicitate gaudere. Der Text lautet:

kiṅ vâ prân'asamâsamâgamasukhan naivadhikam prîtaje,

d. h.: quid? nonne summo gaudio laetitia ex conventu cum amicâ vitam contra carâ?

Der folgende Abschnitt (82 — 91) spricht schon von der Art, wie Siva verehrt werden müsse.

85[c] übersetzt Hr. v. B. bhavabhogodvignâs durch a voluptate perfruenda lassati. Er hätte eigentlich wenigstens merken müssen, wie unpassend dieß hier sey. Der Schol. erklärt richtig: bhavasja pûrn'atajâ bhitâs: territi satietate Sivae (durch die Anfüllung mit Verehrung des Siva).

86[b] übersetzt Hr. v. B. virasaparinâmâ vadhigatam durch ad sterilem vicissitudinis finem jam redactum; wir den Scholl. zu Folge: sterilis maturitatis periodum ingressum.

88[d] ist kadâ seltsamer Weise durch tunc übersetzt, während es quando heißen müßte. Der Sinn ist: wann werde ich vom Leid befreyt werden, nachdem ich mich im Ganges gebadet?

89[d] lautet: sukhaṅ çânta: çete munir atanubhâtir nṛipa iva. Hr. v. B. übersetzt: feliciter dormit Munis quietus, *nullo corporis respectu habito*, regis instar. Doch bemerkt Hr. v. B. im Commentar selbst, daß er atanubhûti nicht richtig gefaßt zu haben glaube. Wir glauben bhûti steht hier in der Bedeutung übernatürliche Macht (wie es Amara Sinha erklärt), und übersetzen demnach statt der hervorgehobenen Worte: die übernatürliche Macht eines Körperlosen (eines Gottes) habend.

91[c, d] übersetzt Hr. v. B.: Qualiscunque enim mortalis inter devotos indivisi et summi numinis scientiam cupientes a Sivo, et si corpus non deposuerit, gratiae beatitudine cumulabitur. Der Text lautet:

atjâge 'pi tanor akhan'd'aparamânnndâvabodhaspṛihâm
martja: ko 'pi cıvaprasâdasulabhiṅ sampatsjate jogenâm.

Hr. v. B. faßt spṛihâm im Genitiv, und zieht es zu joginam, ohne zu bedenken, daß das Adjectiv çivaprasâdasulabhim nun kein Substantiv hat. Augenscheinlich ist dieß sprihâm und

als Accus. zu fassen von sprihâ. Wir übersetzen demnach: quisque mortalis inter devotos acquiret desiderium summae et indivisae laetitiae, Sivae favore facile parabilem, corpore vel non relicto.

Der letzte Abschnitt enthält Sentenzen über den Lebenswandel der Frommen (Asceten). Auch in diesem Abschnitt finden sich einige Ungenauigkeiten, welche wir jedoch nicht weiter urgiren wollen, und uns lieber sogleich zu den als Anhang hinzugefügten 25 Strophen wenden, welche vorzüglich der zweyten Centurie entlehnt sind, welche im Cod. A weit über 100 Strophen enthält. Es sind demnach größtentheils Sprüche aus dem Gebiet der Lebensweisheit. Um diese Rec. nicht zu sehr über Gebühr auszudehnen, wollen wir unsere Bemerkungen so sehr wie möglich beschränken.

Zu 1 bemerkt Hr. v. B., der Sinn sey naturam furca expellas tamen usque redibit; das ist nicht der Fall, wie eine Uebersetzung beweisen wird:

> Des Feuers Gluth besiegt das Wasser,
> Der Sonne Brand ein Sonnenschirm,
> Den trunk'nen Elephant die Kette,
> Der Stock den Esel und den Ochs;
> Die Krankheit mancherley Arzneyen,
> Das Gift ein hoher Zauberspruch.
> Für alles gibt es vorgeschrieb'ne
> Heilmittel; für den Thoren keins.

Die sechste Strophe lautet im Cod. A, welcher allein sie darbietet:

> tvam evi kâtakadhâro sitikeshâû na gok'ara
> kim ambhodavarâsmâkang kârpanjokti: prstîkshjase.

Etwas kühn emendirt dies Hr. v. B. in:

> tv. ev. k'atako dhârâ iti lok'anagok'arâ:
> kim asmadambhodavarang karp. pr.

und übersetzt: Tu quoque, Châtaka, quum guttae hoc modo tibi discernantur, quam ob rem misera voce nostrae nubis beneficium expectas. Diese Uebersetzung ist schon dadurch falsch, daß k'atako, der Nominativ, als Vocativ genommen wird. Da sie übrigens auch keinen vernünftigen Sinn gibt, so trägt sie nichts dazu bey, des Herrn Herausgebers kühne Veränderungen zu schützen, und wir dürfen sie wohl ohne weiteres fallen lassen. Mir scheint dieser Slokas nichts weiter, als eine in dieses gewöhnliche Metrum, welches den Indern bekanntlich selbst zur Abfassung von Grammatiken und Lexicis dient, gebrachte kurze Erläuterung der folgenden Strophe zu seyn. Der Sinn derselben ist: Nicht alle Wolken sind wasserhaltig; klage darum, o Cha-

taka, nicht eine jede an. Um diesen Sinn auch in dem fraglichen Slokas zu erhalten, bedarf es in drey Theilen nur weniger Emendationen; den ersten Theil des ersten Verses brauchen wir nur ordentlich abzutheilen:

tvam eva k'atakâ 'dharo 'si.

Tu Chataka sine guttis est. Vom zweyten Thál haben wir das si (für asi) schon herübergenommen; das übrige muß ich, bis sich mir etwas besseres darbietet, in dhig esham na gok'ara: emendiren; dieses sind gleichsam die Worte des Vogels Vae! harum nullus fructus! — Im folgenden Verse verändere ich gar nichts:

kim ambhodavarâ 'smakang kârpanokti: pratikshiase.

Quid optimas nubes nostras ululans adspicis. Ambhodavarâs verliert vor asmâkam sein Schluß-s; das nun schließende â dürfte zwar eigentlich nicht mit dem Anfangs-â des folgenden Wortes zusammengezogen werden. Aber diese Regel wird häufig übertreten (vgl. Bopp Gramm. 71, Not. 2 zu Indralok. S. 93 und Sundopas. S. 116, Schleg. zu Bhagavadg. S. 117). Durch dieselbe Zusammenziehung ist auch Indralok. 5, 6:[b] herzustellen, wo in der zweyten Hälfte gatâ und abhi in gatâ 'bhi zusammenschmilzt; die erste Hälfte dieses Verses hat schon Ewald (Ueber einige ältere Sanskrit-Metra, S. 20, Note) hergestellt.

9 übersetzt Hr. v. S.: Homines opere assequuntur praemium, sapientia opus consequitur; *quapropter* sapienti de futuro bene deliberandum est. Der Text lautet:

karmâjattam phalam punsâm buddhi: karmânujârin'i
tathâpi sudhijâ bhavjaṅ suvikârjaiva kurvata.

tathâpi heißt nicht quapropter, sondern dennoch. Nichts destoweniger bleibt die Uebersetzung des zweyten Halbslokas im Verhältniß zum Original unverständlich; ich glaube, man muß emendiren: sudhijokurvatâm, Emendationen, welche im Sanskrit die allereinfachsten, kaum einer Vertheidigung bedürftigen sind, dann heißt das Ganze: Ab opere pendet praemium; mens sequitur opus; tamen prudens agat, quod necessarium, bene meditatus.

10[c.d] sind von Hrn. v. S. etwas ungenau übersetzt: quid prae uxore fideli opes; qui prae eruditione peregrinandi felicitas; der Text lautet:

prijatamâ kânuvrata kin dhanam
vidjâ kin sukham apravâsagamanam,

und heißt: quid carius quam uxor fidelis (genau: welche ist die Theuerste? ein treues Weib), quid opes prae scientia; quid

jucundius, quam non peregrinari. 11[b] ist kvak'itkvak'it: *ubicunque sunt* nicht ubique.

20 liest Hr. v. B. mit Ed. Ser. mukhalejena; ein Wort leja kenne ich nicht; sollte es lepena heißen? darnach müßte auch die Uebersetzung ein wenig geändert werden.

21 kommen bey Hrn. v. B. seltsame Verwechslungen vor. Der Text lautet im zweyten Verse:

avakaramkaran' vikirati tatking kr̊ikavâkur iva hansa:

Das Ganze übersetzt Hr. v. B.: Si quando forte fortuna scilicet, mundus esset sine lotis, *cur propterea cygnus formae mutationem experiretur tanquam corvus.* Die hervorgehobenen Worte sollen jenem Verse entsprechen. Hier verwechselte Hr. v. B. offenbar avakara: Mist-Auskehricht, mit einem Worte avakâra, welches Form heißen könnte, dessen Existenz ich jedoch jetzt, wo mir Wilsons Sanscrit Dictionary abgeht, weder versichern noch leugnen kann — ferner verwechselt er vikirati: conjicere effundere mit vikaroti mutare; kikara, Menge, ist unübersetzt gelassen. Wörtlich übersetzt heißt nun dieser Vers: cur propterea cygnus stercoris copiam fundat, sicuti corvus. Fast möchte ich glauben, daß an dieser Stelle von den berühmten indischen Vogelnestern die Rede ist. Doch wage ich nicht, eine Erklärung mit Ueberzeugung zu geben.

Hiermit mögen sich denn unsere Bemerkungen schließen. Sie werden zum wenigsten den Leser überzeugen, daß wir dem Hrn. v. B. nicht Unrecht thun, wenn wir etwas mehr Genauigkeit von ihm gewünscht hätten.

Der Druck ist im Ganzen correct. Doch begegnete uns noch einiges unbemerkt gelassene. S. 1. Schol. Z. 3 muß paramparâp. in einem Wort geschrieben werden, nicht param parâp. S. 2. Schol. Z. 3 na tu für na nu. — S. 6. Schol. zu 13 Z. 2. vakrikr̊ita st. vaktrikr̊ita. S. 19. Sl. 48[c] dantaushta für dantoshta. Sch. dazu 3. 4. patanotthane tàbhjàm für patanotthanenâbhjâm. S. 28. Sl. 47[d] âdharânçam f. âdharâçâm. S. 29. Sl. 50[a] âkula für àkala. S. 35. Sl. 89[c] çraddhajà für sraddhajà. S. 40. Sl. 22[b] naçjatsvapi für naçajatsvapi. S. 41. Sl. 28[b] kamath'a für kamat'a. S. 49. Sl. 75[c] vahner für vanher. S. 49. Sl. 79[c] kanthâ für kânthâ. S. 62. Sl. 49[c] idânim für idanim. S. 68. Sl. 84[c] vastuto für vastato. S. 72. Sl. 8[b] âcritâçk'a für âçr̊itâçk'a.

Göttingen, im May 1834.

Theodor Benfay.

Art. III. Curiosities of Literature. By J. D. *Israeli*. *Paris*, chez Baudry. 1835. III Vol.

Diese Merkwürdigkeiten, oder, wenn man lieber will, diese Sonderbarkeiten der Literatur, gehören ohne Zweifel zu einer der interessantesten Erscheinungen in der mit jedem Tage mehr anwachsenden Bücherwelt. Sie sind bestimmt, diese Welt selbst, vorzüglich gewisse, meist verborgene und finstere Ecken derselben zu beleuchten, und die Thorheiten, an denen es auch in diesem Lande der Weisheit nicht zu fehlen scheint, so wie die mannigfaltigen verschuldeten und unverschuldeten Unfälle der Autoren, je nach Verdienst und Umständen, bald gutmüthig zu belächeln, bald herzlich zu bedauern, und bald auch bitter oder doch whimsically zu bespotten. Nahe ein halbes Jahrhundert ist verflossen seit der ersten Erscheinung dieses Werkes, von welchem nun die neunte Ausgabe vor uns liegt. In seinem Vaterlande ist das Buch der Liebling des lesenden Publicums geworden, und bey uns ist es noch immer kaum gekannt. Unsere Nachbarn über dem Rheine haben schon seit lange eine Uebersetzung desselben, die aber kaum mittelmäßig zu nennen ist, und doch hat sie ihr Glück gemacht. Nicht als ob ich damit sagen wollte, daß unsere allzeit fertigen Uebersetzer auch ihr Glück damit versuchen sollten. Ich wünschte vielmehr, daß das Werk einen gediegenen Mann, einen Mann von Israeli's Geist und Kenntniß fände, der uns, nicht sowohl eine Uebersetzung, als vielmehr einen Auszug aus demselben geben, und denselben mit Zusätzen aus seinem eigenen Vorrath ähnlicher Schätze bereichern möchte. Denn vieles, was man hier findet, gehört nicht hieher, und wird daher auch in einem Buche dieser Art besser weggelassen. Was sollen z. B. in einer Sammlung von Curiosities of literature die aller Literatur fremden Abhandlungen von General Monk und seiner Frau, von Philipp und Maria, die häuslichen Geschichtchen von Edward Coke, Walter Raleigh, die politischen Nicknames, die Erzählung von den letzten Tagen der K. Elisabeth, von Buckinghams Coquetterie mit den Puritanern und hundert andere Dinge, die, so interessant sie auch für sich selbst seyn mögen, nicht hieher gehören, und daher besser für einen andern Ort aufbewahrt werden mögen. Vieles ist auch, selbst wenn es die Literatur betrifft, nur für England berechnet, wie die öfter vorkommenden Geschichten von den englischen Theatern in frühern Zeiten, von englischen Volksgesängen u. dgl. Besonders sind die zwey letzten Bände voll von diesen parasitischen Auswüchsen, wozu auch die vielen, oft sehr hohlen Declamationen über Reformen aller Art gehören, von denen das

Vaterland des Verfassers so voll ist, und die für uns, in dieser Ausdehnung wenigstens, nur ein untergeordnetes Interesse ansprechen können. Dafür fehlt so viel, das ein deutscher Leser hier suchen möchte und leider nicht findet, da der Verf. sich durchaus nur auf die englische Literatur beschränkt, einige Seitenblicke auf die französische und holländische ausgenommen, welche letzte er aber offenbar nur vom Hörensagen kennt. Wenn ein deutscher Leser, dem seine eigene Literatur nur einigermaßen bekannt ist, auch nur die verschiedenen Aufschriften der einzelnen Capitel flüchtig durchläuft, wie viel Gutes, Merkwürdiges, Interessantes glaubt er da zu finden, und wie wenig findet er in der That. Besitzen wir gleich in unserer Sprache noch kein Werk, das sich diesen Zweck in demselben Grade aufgestellt hat, so ist doch schon so viel und so vielerley vorgearbeitet und mit deutschem Fleiße zusammengetragen worden, daß es an einer reichen Nachlese nicht fehlen könnte. Das Feld ist groß und fruchtbar, und nur die rechten Schnitter sind zu erwarten, um die reichste Ernte zu erhalten.

Auch muß bemerkt werden, daß die verschiedenen Artikel des Werks sehr ungleich gehalten sind. Allerdings trägt der Reichthum oder der Mangel an Vorrath daran die meiste Schuld. Aber wo die Armuth an Material so groß war, warum blieb der Artikel nicht besser ganz weg? Allein offenbar sind mehrere Gegenstände mit einer Art von Vorliebe behandelt. Auf einige derselben kömmt der Verf. selbst wiederholt zurück, während er mehrere andere auf das stiefmütterlichste betheilt und mit wenigen Worten abfertigt. Andere wieder werden wohl umständlich genug besprochen, aber das Beste scheint doch zu fehlen. So wünscht jeder unter der Aufschrift Talmud über dieses uns meistens so wenig bekannte Buch, so wie über die Mischna und Gamara, eine vollständige, beruhigende Auskunft zu erhalten. Ein Buch, welches sich seit vielleicht mehr als zweytausend Jahren, wenn auch nur bey einem, aber bey einem ganzen Volke, in so hohem Credit erhalten konnte, muß, wenn auch eben nicht ein sehr gutes, doch immerhin ein sehr interessantes Buch seyn. Wir wünschten daher, uns mit seinem Ursprunge, seinem Inhalte, seinem Character, seinen mannigfaltigen, oft sehr wunderbaren Schicksalen bekannter zu sehen. Der Verf. widmet ihm auch mehr Raum, als vielen andern seiner Artikel. Aber was erhalten wir? Einige Anecdoten, größtentheils bestimmt, das Werk von seiner lächerlichen Seite zu zeigen. — Allein die deutschen Leser wissen, wenn auch nur aus Engel's Philosophen für die Welt, daß es auch sehr ernste und schätzbare Seiten hat, und daß es überhaupt, seiner vielen und großen Sonderbarkeiten ungeachtet, ein sehr

merkwürdiges Buch ist. Aehnliches läßt sich von vielen andern Artikeln mit demselben Rechte sagen.

Endlich müssen wir noch hinzusetzen, daß viele Gegenstände zu kurz, zu rhapsodisch und gleichsam nur mit eilender Feder, currente calamo, hingeworfen sind, so daß das Werk auf vielen seiner Seiten mehr einem chronikenartig zusammengetragenen Anecdotenbuche gleicht, wo jeder Erzählung nur einige Zeilen gewidmet werden, wo die kleinen Bilderchen Schlag auf Schlag sich auf der Ferse folgen, ohne daß auch nur eines derselben weiter ausgeführt wird, während doch an andern, und man darf sagen, an den meisten Orten die Sorgfalt des Verfassers in der Darstellung und Ausschmückung seines Gegenstandes so deutlich hervorleuchtet. Ob aber auch alle in dieser Schrift enthaltenen Nachrichten verbürgt sind? — Wir möchten sie nicht beschwören. Der Verf. hat weder seine Gewährsmänner, noch die Quellen bey allen seinen Mittheilungen angezeigt. Bey seinem unverkennbaren Hange nach dem Auffallenden und Sonderbaren wäre dieß sehr wünschenswerth, ja nothwendig gewesen. Für einen Geschichtschreiber jeder Art, und unser Verf. tritt hier in den meisten Theilen seines Werkes auch als ein solcher auf, ist die Anzeige der Quellen ein unerläßliches Erforderniß, wenn er auf das Vertrauen seiner Leser rechnen will. Die englischen Historiker Hume, Gibbon, Robertson, sind darin den andern als Muster vorangegangen, und fortan sollte es keinem mehr erlaubt seyn, von diesen Idealen in einem so wesentlichen Puncte abzuweichen. Wenn uns Sallust und Livius und selbst Tacitus ihre Gewährsleute eben so getreu genannt hätten, so würden wir jetzt besser wissen, was wir von ihnen zu halten haben, wir, die wir alles, was sie uns zu sagen belieben, auf gut Treu und Glauben annehmen müssen. Selbst wenn uns die Quellen, aus welchen sie geschöpft haben, nicht mehr zugänglich sind, so wüßten wir doch, daß sie geschöpft haben, daß ihnen darum zu thun war, ihre Vorgänger zu benützen, und vor allem die Zeitgenossen derjenigen Ereignisse zu befragen, welche sie uns nun, vielleicht nur nach ihren eigenen Ansichten, erzählen. Dasselbe gilt auch von unserm Verfasser. Man kann nicht in Abrede stellen, daß er eine sehr ausgebreitete Gelehrsamkeit besitzt, daß er durch nahe ein halbes Jahrhundert, während dem er sich mit seinem Werke beschäftigte, ganze Bibliotheken durchgesucht, und aus ihnen alles, was zu seinem Zweck dienen mochte, gesammelt hat — aber wir wissen nicht, welchen Grad des Vertrauens diese seine Vorgänger, und sonach auch er selbst, verdient.

Diesen und manchen andern Bemerkungen ungeachtet bleibt das gegenwärtige Werk doch immer ein äußerst schätzbares, und

wir zweifeln nicht, daß auch deutsche Leser desselben, wenn es einmal in deutschem Gewande erscheint, es mit eben der Theilnahm behandeln werden, die ihm in England so reichlich gespendet worden ist, und die es, wie man hinzusetzen darf, auch so wohl verdient.

Und wie ein nur einigermaßen geübtes Auge einem Buche bald ansieht, daß es, ein Kind des Tages, schnell geschrieben ist, und eben so schnell als nichtgeschrieben betrachtet werden wird, so ist auch hier der beharrliche Fleiß eines hochbegabten Mannes, durch funfzig Jahre immer demselben Ziele zugewendet, nicht zu verkennen. Beynahe könnte man es wagen, diejenigen Kapitel anzuzeigen, die in der Jugend, in der Manneskraft und die im höheren Alter des Verf.'s entstanden sind, so sehr tragen sie das Gepräge ihrer Zeit und des Geistes, aus dem sie hervorgegangen sind. Auch sagt er selbst in der Einleitung zu seinem Werke, daß dasselbe drey Aeren aus dem Leben des Verf.s gleichsam abspiegle. Im Jugendleben wird eifrig gesammelt, und Schätze werden ohne Zahl, und oft auch ohne Wahl, über einander angehäuft. Im Mannesalter wird das Gesammelte gesichtet und geordnet, da hier der kritische Instinct vorherrscht. Im letzten Zeitalter endlich sucht sich das eigene Urtheil geltend zu machen, und der Philosophie, im höheren Sinne des Wortes, die Zügel zu überlassen. »Eine lange Reihe von Jahren,« fährt der Verf. fort, »galten diese Bände gar manchem Freunde der Literatur als Haus- und Tischgenossen. Ein Mann an der Spitze des Staates pflegte sie seine »kleine Bibliothek« zu nennen, und sie standen, als seine deliciae literariae, immer auf seinem Schreibepulte. Und eines noch höheren Lobes wurden sie würdig gehalten, indem die ausgezeichnetsten Schriftsteller Englands sie oft und immer beyfällig in ihren Werken anführten. Man wird mir,« schließt er endlich, »dieses Selbstlob zu Gute halten, einem Manne, der eigentlich schon dem verflossenen Jahrhundert angehört, und der die Epoche der berauschenden Selbstgefälligkeit, deren sich jüngere Schriftsteller so gern überlassen sollen, schon so lange überlebt hat. Ja, ich habe meine Kritiker, und ach! auch diejenigen habe ich überlebt, denen zu gefallen einst mein einziger Stolz und meine Freude war. Weiteres Lob kann meiner Schrift nichts mehr frommen, und auch der Tadel kann nicht mehr verwerfen, was bereits so lange schon der Gunst des Publicums sich erfreut. So darf ein Autor meiner Art auch wohl einmal von sich selbst, als von einem Manne der bereits vergangenen Generation zu sprechen wagen, und das Urtheil, das man nach seinem Tode über ihn fällen wird, schon im Voraus in Empfang nehmen.«

Nach dieser Einleitung liegt uns nur ob, dem Leser, so weit dieß in einer gedrängten Anzeige möglich ist, einen anschaulichen Begriff von dem Reichthume des Inhalts und von der Art der Behandlung desselben zu geben. Wir wählen dazu einige, absichtlich nicht immer die interessantesten Gegenstände, um das möglich treueste Bild des Ganzen zu geben.

Bemerken wir zu diesem Zwecke, daß der Verfasser jedem Artikel eine Art von Einleitung vorauszusenden pflegt, die meistens sehr angemessen und mit besonderer Sorgfalt verfaßt ist. So heißt es z. B. bey der Aufschrift Bibliotheken: »Die Liebe, gelehrte Schriften zu sammeln, hatte ohne Zweifel schon in den ältesten Zeiten bey allen gebildeten Völkern Statt. Aber eine ansehnliche Sammlung solcher Art erforderte königliche Kosten. Erst seit der Erfindung der Buchdruckerey war es auch wohlhabenden Privatpersonen gegönnt, den Königen hierin nachzueifern. So wurde der Geschmack an solchen Sammlungen, der vor dem funfzehnten Jahrhundert überall nur selten war, immer allgemeiner, und in dem kurzen Zeitraum der vier letzten Jahrhunderte erst entstand dadurch jener öffentliche Geist, der nun den bessern Theil Europas belebt.« Bey dem Artikel: Literarische Zeitschriften, unter welchen er, wie man bald sieht, unsere sogenannten kritischen Journale versteht, wird der Gegenstand auf folgende Weise eingeleitet: »Zu der Zeit, wo die Schriftsteller und die Leser noch selten waren, verfiel ein vom Publicum unbegünstigter Schriftsteller sehr bald in Vergessenheit zurück; er verschwand in seiner eigenen Schwäche. War er thöricht genug, drucken zu lassen, was Niemand lesen wollte, so wurde er deßhalb nicht vor den Richterstuhl des Publicums gefordert, und das ganze Gericht, das über ihn erging, bestand in dem Verdruße, den ihm sein getäuschter Buchdrucker machen wollte. Aber allmälich verbreitete sich ein Sinn für Lectüre durch das Volk, und die Eitelkeit verleitete Jugend und Unerfahrenheit, vor diesem Publicum als Lehrer aufzutreten oder doch als Virtuose in seiner Kunst zu glänzen. Mit jedem Jahre wurde das Drängen um den Musentempel dichter, und die Kritik wurde dadurch aufgefordert, aus ihrem langen Schlafe zu erwachen. Sie begann ihre furchtbare Geißel zu schwingen, und sich, wo konnte sie besser, in Mitten ihrer kritischen Journale, auf ihren Thron zu setzen. Mancher fiel unter ihren Streichen. Manches schwache Talent wurde dadurch zurückgeschreckt, aber der Stärkere fand eben dadurch ein Mittel, sich zu erheben. Schriften aller Art erschienen: Urtheile aller Art mußten ihnen folgen. Wer jene nicht las, konnte doch diese lesen. Die Lust zur Lectüre wurde allgemein, die öffentliche Kritik vervollkommnete sich immer

mehr, die Liebe zur Literatur breitete sich immer weiter aus, und die Cultur warf ihre Strahlen auch auf jene, die sich sonst, mit ganz andern Dingen beschäftigt, mit Kunst und Wissenschaft jeder Art sich gar nicht zu befassen pflegten. Zeitschriften dieser Art und in der Vollkommenheit, wie wir sie jetzt besitzen, können nur das Eigenthum eines höher und allgemein gebildeten Zeitalters seyn. Denn ohne einem steten Zudrängen neuer Schriften ist weder ein festbestehendes Journal, das sie beurtheilt, noch ein stets lebendiges Interesse möglich, welches das Publicum an diesen Erscheinungen nehmen soll. Diese Zeitschriften wurden endlich die Träger des Geschmacks und der Bildung im Volke; sie waren das Maß, nach welchem man diese Bildung schätzen konnte, und sie gaben, was sie vorzüglich hob, angenehme Beschäftigung für jene müßigen Stunden, die ein gebildeter Mann doch nie ganz müßig zubringen will. — Dieselben Zeitschriften haben auch geschadet. Sie haben die Arroganz, die Unwissenheit und oft selbst die häßlichsten Eigenschaften ihrer Verfasser, eine Weile wenigstens, unterstützt. Aber wer von ihnen auf Dauer und lange Anerkennung zählen wollte, mußte guten Willen, reiche Kraft, mußte Geschmack und Gelehrsamkeit besitzen; er mußte nicht nur den Gegenstand, den er eben behandelt, sondern auch die ganze Literargeschichte seiner Zeit innig kennen; er mußte sich durch seinen eigenen Styl und Vortrag zu empfehlen wissen, und, vor allem, er mußte in allen Dingen redlich und gerecht seyn, den Verführungen seiner eigenen Feder widerstehen, sich weder von dem Glanze seines Autors, noch von seiner eigenen Eitelkeit verführen lassen, und nicht sowohl der Gegner, als der Rival seines Buches seyn. Solche Männer waren die Herausgeber des Journal des Savans, der Nouvelles de la république des lettres, der Literaturbriefe und so vieler anderen Zeitschriften, die zur Bildung Europas mehr, als sonst ganze Bibliotheken, beygetragen haben.«

Der Artikel: Armuth der Gelehrten, wird auf folgende Weise bevorwortet: »Nur selten hat das Glück geruht, zu dem Genie sich herabzulassen. Alle andern finden hundert Nebenwege zu dem Pallast, wo der Gott des Reichthums seinen Thron aufgeschlagen hat: für Gelehrte aber ist nur ein Pfad dahin offen, und ein sehr schmaler. Wären die Menschen je auf den Einfall gekommen, ein Asyl für das Talent zu errichten, wie sie es für ihre tapferen oder auch für ihre kranken und hülflosen Mitbürger gethan haben, es würde ihm nicht an Einwohnern fehlen. Sollte unser eigenes Ehrgefühl uns nicht auf diesen Gedanken leiten, so sollte es doch unser Mitleid thun. — Das Talent mag Hungers sterben: wer ist verbunden, sich seiner anzunehmen? Und doch,

däucht mich, wäre so ein Act nicht als eine Gnade, die der Arme ansprechen darf, sondern als ein Tribut zu betrachten, den wir ihm schuldig sind, dem Genius schuldig sind, dem wir so viel verdanken. Aber ach! selbst in unsern erleuchteten Zeiten, wie viele haben in Armuth und Noth unter uns gelebt, von uns selbst verkannt, ja nicht einmal gekannt, während ihr Name in dem Munde der Fremden lebt, und die meisten von uns lange überleben wird. Sie verschmachteten in Dürftigkeit, während ihre Werke die Buchhändler bereicherten oder die Wände der Großen verzierten.«

Diese Proben werden genügen, von jenen Einleitungen, die der Verf. seinen Artikeln voraussendet, eine Ansicht zu geben. Gehen wir nun zu diesen Artikeln selbst über, und bleiben wir, um jede Auswahl zu vermeiden, gleich bey dem letzten, bey der »Armuth der Gelehrten,« stehen.

Ich übergehe die nur kurz, oft nur mit einer Zeile angezeigten, da sie, so mager, wie ihr Schicksal, hingestellt, kein näheres Interesse zu erregen pflegen. Ich übergehe auch, und gern, alle Beyträge zu diesem ohnehin schon sehr reichen Capitel, die man aus dem lieben deutschen Vaterlande noch hinzufügen könnte, das immer dafür gesorgt hat, daß wenigstens der Stoff zu diesem Zweige der Literatur nicht fehlen möge. Doch haben, wie wir bald sehen werden, auch andere Länder nicht verfehlt, die Liste der gelehrten Bettler oder der bettelnden Gelehrten zu vergrößern, und diese letzteren hatten noch oft ihr Glück zu preisen, wenn man sie nur noch so lange leben ließ, als sie eben leben konnten, ohne ihre Tage im Kerker oder auf dem Scheiterhaufen abgekürzt zu sehen, Vorwürfe, die unsere guten Landsleute sich doch viel seltener, als die meisten anderen, zu machen haben.

Wir wollen die Reise mit Camoens, dem unsterblichen Dichter der Lusiade, dem Stolz Portugals, eröffnen. Er starb, nachdem er längere Zeit mit den ersten Bedürfnissen des Lebens gekämpft hatte, als ein eigentlicher Bettler in dem Hospital zu Lissabon. Diese Nachricht, die lange unbekannt war, findet sich in einem Exemplar der ersten Ausgabe der Lusiade, die jetzt im Besitze von Lord Holland ist, von einer Mönchshand eingeschrieben. Der Mönch, der Camoens im Tode beystand, hatte von ihm das Buch zum Andenken erhalten, das Letzte, was er besaß, und womit er auch den letzten Dienst bezahlen konnte, der ihm von einem Menschen erwiesen wurde. Die Schrift endet mit den Worten: »Der Arme starb im Krankenhause zu Lissabon. In seiner Krankheit hatte er kein Hemd und nach seinem Tode kein Sterbetuch (una sauana), seine Leiche zu bedecken. Welche

Lehre für alle die, die sich Tag und Nacht ohne Nutzen mit den Wissenschaften plagen.« — Und Camoens war nicht bloß der erste Dichter Portugals, er hat auch die portugiesische Flotte in Ostindien zu einem entscheidenden, seinem Vaterlande sehr einträglichen Siege geführt! — Als sich, nach seiner Zurückkunft, ein Fidalgo gegen ihn beschwerte, daß er noch immer keine Verse auf ihn gemacht habe, da er doch früher so viele Verse geschrieben hätte, sagte er: »Früher war ich jung, gesund und verliebt dazu, da flossen die Verse wie von selbst — aber jetzt sind alle poetischen Adern vertrocknet. Seht da, meinen Japanesen: er will Geld, mir heute das Zimmer zu heitzen, und ich habe nichts.« Nach seinem Tode nannten ihn seine Landsleute den Großen.

Vondel, der holländische Shakespeare, lebte von dem Erträgniß einer Krämerbude, die eigentlich seine Frau besorgte, während er seine Schauspiele schrieb, die heut zu Tage noch seine Landsleute ergötzen. Er lebte in Dürftigkeit und starb in seinem neunzigsten Jahre. Sein Sarg wurde von vierzehn holländischen Dichtern getragen, die wahrscheinlich alle seine Armuth, wenn auch nicht seine Talente theilten.

Tasso kam in seinen alten Tagen dahin, daß er von seinem Freunde ein Geldstück ausborgen mußte, um die nächste Woche davon leben zu können. Seine Landsleute ließen ihn in Dürftigkeit sterben, aber nun feyern sie ihn als ihren unsterblichen Dichter. In fröhlichen Stunden konnte er selbst darüber scherzen. In einem seiner Gedichte bittet er seine Katze, Abends nicht auszugehen, sondern ihm, da er keine Kerze kaufen kann, mit ihren Augen zu leuchten, wenn er seine Verse schreiben will. Non avendo candele per iscrivere i suoi versi.

Seinem Landsmanne Ariosto ging es nicht viel besser. Erst in seinem hohen Alter war er im Stande, in Ferrara ein kleines Häuschen zu kaufen. Parva sed apta nannte er es, und that stolz darauf, daß er es mit seinem eigenen Gelde, ohne fremde Hülfe zu erbetteln, erkauft habe. Als ihm ein Edelmann scherzend sagte, daß so eine Hütte sich nicht schicke für einen Mann, der so manchen großen Pallast in seinen Werken beschrieben habe, antwortete er: Porvi le pietre, e porvi le parole, non è il medesimo. Aber nicht immer ertrug er sein Loos mit so heiterm Muthe. In seinen Satyren klagt er bitterlich über die Fesseln, die ihm Armuth und Abhängigkeit anlegen. Wohl dachte er nicht, daß nach seinem Tode die Gemeinde jene Hütte kaufen, sie als ein Staatsgut bewahren, und nach so vielen Jahrhunderten noch den Fremden mit Stolz zeigen werde.

Du Ryer, ein in seiner Zeit berühmter französischer Dichter, war gezwungen, von seinen Versen zu leben, deßhalb

er sie auch viel schneller schrieb, als er sollte. Er lebte die größte Zeit in der Hütte eines Dorfes, weil es da sehr wohlfeil war. Er hatte mit seinem Buchhändler einen bestimmten Contract gemacht. Für jeden seiner heroischen Verse, wenn er die ganze Zeile füllte, erhielt er einen Kreuzer (sol), für jeden kürzern nur einen halben Kreuzer. Ein Freund, der ihn in seiner Einsamkeit besuchte, erzählt, daß er ihn, obschon bereits sehr alt, noch munter und fröhlich gefunden habe. Er war offenbar besorgt, mir seine Armuth sehen zu lassen, und doch bot er mir Erfrischungen an. Wir setzten uns unter eine alte Eiche vor der Hütte, seine Frau breitete ein Tuch aufs Gras, und brachte Milch in einem Topfe, während er einen Büschel Kirschen zum Mahle pflückte. Ich konnte nicht ohne Thränen von dem armen, alten, fröhlichen Mann Abschied nehmen, den sein Schicksal so mißgünstig behandelte, und der, nach achtzigjähriger Arbeit, nichts als seinen literarischen Ruhm übrig hatte.

Vaugelas, einer der ersten und feinsten Schriftsteller der Franzosen, der seine Muttersprache mit einer nur von wenigen erreichten Meisterschaft zu schreiben wußte, starb in der dürftigsten Armuth, und hatte nichts als sein Manuscript zurückgelassen, um die Begräbnißkosten zu bezahlen. Und welch ein Manuscript! — Seine Uebersetzung des Quintus Curtius, an welcher er mit der innigsten Vorliebe volle dreyßig Jahre gearbeitet hatte. Wo ist unter der Legion unserer heutigen Uebersetzer ein Mann dieser Art?

Corneille, der große Corneille, wie ihn seine Landsleute nennen, gehört auch in diese Reihe. Ludwig XIV. fragte einst Racine, den er eben auf einem Spaziergange im k. Garten zu Versailles traf, was es Neues gebe in der literarischen Welt. — Racine sagte ihm, daß er eben von einem betrübenden Schauspiele komme, von Corneille, den er krank und beynahe sterbend auf seinem Bette gefunden habe, und der nicht einmal die Suppe zahlen konnte, die er sich aus dem Gasthause bringen ließ. Der König brach das Gespräch ab, senkte den Kopf und schwieg lange still. Am Abend des Tages erhielt Corneille durch einen Abgesandten des Monarchen eine bedeutende Summe.

Simon Ockley, der gelehrte Orientalist, hatte sein ganzes Leben der Geschichte der Vorzeit Asiens geweiht. Ohne eigenes Vermögen und ohne fremde Unterstützung drang er in diesen mühsamen und ohne große Kosten kaum unternehmbaren Arbeiten weiter vor, als irgend einer seiner Vorgänger. Die Dedication seines Werks, Asiatic researches, an den Earl von Oxford, schrieb er im Gefängniß zu Cambridge Castle, wo er

mehrere Jahre wegen Schulden sitzen mußte. Diese Dedication ist mit einer Art von Triumph geschrieben, mit dem Enthusiasmus eines Martyrers, der seiner guten Sache alles, selbst sein Leben zu opfern bereit ist. Auch seine vortreffliche Geschichte der Saracenen, zu welcher er früher die Materialien gesammelt hatte, ist ganz im Kerker geschrieben, und so wenig konnte dieses harte Schicksal seinen heitern Muth verdüstern, daß er, in der Vorrede zu diesem Werke, dieses Loos sogar für ein vorzügliches und beneidenswerthes hält. »Man wird vielleicht draußen Anstand nehmen, mir zu glauben,« schreibt er, »aber ich muß es dem ungeachtet sagen, wie es der Wahrheit vollkommen gemäß ist: Ich habe in diesem Gefängnisse, in welchem ich wegen den für mein Werk gemachten Schulden sitze, mehr wahre Freyheit des Geistes, mehr Zufriedenheit und Muße gefunden, als je früher außer diesen Mauern.«

Sydenham, der sein ganzes Leben und alle seine Kraft einer Uebersetzung von Plato's sämmtlichen Werken gewidmet hatte, starb in einem Spunging-house *), und sein Tod in diesem Abgrund war die Veranlassung zu dem literarischen Fund: »For the relief of distressed authors« (zur Unterstützung für nothleidende Schriftsteller).

Le Sage, der Verfasser des Gil Blas und so vieler anderer trefflicher Schriften, lebte in seinem hohen Alter, aller fremden Hülfe entblößt, bloß von den kleinen Zuschüssen, die ihm sein einziger, braver Sohn, ein Schauspieler von einigem Talente, von Zeit zu Zeit zuschicken konnte.

Diese ausgezeichneten Männer, und wie viele noch mit ihnen, lebten wohl arm, aber doch in Frieden, und oft noch vergnügt mit ihrem Loose. Mehr zu bedauern sind jene, die sich durch ihre Verdienste Feinde und Verfolgungen zuzogen. Der Marquis von Worcester, ein erfindungsreicher Kopf, hatte sein ganzes Leben und sein beträchtliches Vermögen der Mechanik gewidmet. Als er aber am Ende seiner Tage seine »Centenary of Inventions« mit Zeichnungen herausgeben wollte, fehlte ihm das Geld dazu. Er reichte seine Bitte um Unterstützung bey dem Parlamente Karl's II. ein, aber sie wurde nicht berücksichtigt. Er starb vor Gram, seine Entdeckungen nicht bekannt machen zu können. Viele derselben sind vielleicht für immer verloren, denn man konnte die vollständigen Manuscripte nach seinem Tode nicht

*) Spunging-house, eine Art öffentlicher Kneipe, wohin man früher in London zahlungsunfähige Arrestanten zu setzen pflegte, um dort auf ihre Kosten zu leben, und wo mit ihnen die schändlichsten Arten von Betrügereyen gespielt wurden.

finden. Und unter diesen Entdeckungen war die Dampfmaschine und der Telegraph!

Gerbert, Roger Bacon und Cornelius Agrippa wurden von ihren Zeitgenossen als Zauberer verabscheut. Der schwarze Hund, der den letztern auf der Straße begleitete, wurde ohne Anstand für den Teufel gehalten; er mußte sein einträgliches Amt, endlich sogar sein Vaterland fliehen, und arm und verlassen in einem Hospitale sterben. Der zweyte endete seine Tage in einem Klosterkerker, in welchem er viele Jahre gelitten hatte. Der erste kehrte klüger bey Zeiten um, aber Bischof Otto versichert doch ganz ernsthaft, daß Gerbert die hohe Stelle, die er zu Ende bekleidete, nur dem Bunde zu danken habe, den er mit dem Teufel eingegangen sey. — Vergilius, der Bischof von Salzburg, wurde von dem zu Metz als ein Ketzer und des Scheiterhaufens würdig erklärt, weil er an die Antipoden glaube. Die Bücher des Abtes Trithemius über die Steganographie (die Geheimschreibekunst, die er erfunden hatte) wurden, als eine Erfindung des Satans, auf den öffentlichen Plätzen Deutschlands verbrannt. Das Schicksal Galilei's ist allgemein bekannt. Man hat sich oft verwundert, warum frühere Gelehrte Italiens nicht denselben Verfolgungen ausgesetzt gewesen sind. Zum Theil weil sie vorsichtiger waren, zum Theil aber auch, weil wir die Geschichte ihres Privatlebens nicht genau genug kennen. Petrarca z. B., bey dessen Namen wir immer nur an seine Liebe denken, hatte genug gegen dieselben Angriffe zu kämpfen, wie man aus vielen Stellen seiner Schriften sieht. So sehr er den Ruhm liebte, so gesteht er doch selbst, daß ihm dieser, so lieb er ihm auch sey, doch viel weniger Mühe mache, als die immerwährenden Bestrebungen, jene Angriffe zu vermeiden, und den Händen so unbarmherziger Menschen zu entfliehen. Er und sein Bruder, beyde Dichter, waren denselben nur zu sehr bloßgestellt. Man konnte sich in jenen Zeiten einen Dichter nicht wohl ohne eine Gemeinschaft mit dem Teufel denken. Man schien eine sehr hohe Idee von der Poesie und eine sehr niedere von den Poeten zu haben. — Auch Descartes, der sich vor den Verfolgungen in seinem Vaterlande nach Holland geflüchtet hatte, wurde hier nicht minder grausam behandelt. Die meisten, selbst die Gelehrten, zweifelten nicht, daß er mit dem Bösen im Bunde stehe; und Voetius, ein Mann von viel Einfluß in Utrecht, trug förmlich darauf an, die sämmtlichen Schriften des Descartes auf der Spitze eines benachbarten hohen Berges zu verbrennen, damit die Flamme von allen sieben Provinzen gesehen werden könne. In jenen Zeiten war das Feuer das beste Reinigungsmittel für Menschen und für Bücher.

Boethius schrieb sein Werk, von dem Troste der Philosophie, im Gefängnisse, so wie Hugo Grotius seinen Commentar über den h. Matthäus, Buchanan seine Paraphrase der Psalmen, Cervantes den größten Theil seines Don Quixotte u. s. f. Sir Walter Raleigh brachte eilf Jahre im Kerker zu, seine Weltgeschichte zu schreiben, die später Hume, der beste Richter in solchen Angelegenheiten, so hoch achtete. Auch die Henriade verdankt ihren Ursprung dem Aufenthalte ihres Verfassers in der Bastille. Howel, Lydiat, Selden schrieben ihre Werke beynahe alle im Gefängniß; de Foe gab sogar durch mehrere Jahre ein Journal im Kerker heraus, das späterhin das Muster wurde, an welchem der berühmte Steele sich bildete. Der Italiener Maggi, durch seine tapfere Vertheidigung von Famagusta gegen die Türken i. J. 1571 bekannt, wußte sogar als Sclave in der Gefangenschaft zu Algier noch Zeit und Mittel zu finden, als ein Schriftsteller aufzutreten, dessen Werke selbst heut zu Tage noch geschätzt und gern gelesen werden.

Wenden wir uns von diesen betrübenden Betrachtungen zu mehr ergötzlichen, und unter ihnen zuerst zu den eigentlichen Vergnügungen, mit welchen manche Gelehrte ihre freyen Stunden auszufüllen pflegten. Unter den Jesuiten galt es als eine Art von Vorschrift, nach den eigentlichen Studierstunden den Geist aufzuheitern und dem Körper ebenfalls Beschäftigung zu geben. Nicht bloß die Jugend, mit deren Erziehung sie sich beschäftigten, sondern auch die Erwachsenen wurden dazu angehalten. Da nicht jeder von ihnen fahren oder reiten oder sich in seinem Garten körperliche Uebungen verschaffen konnte, da sie selbst nicht so viel ausgehen durften, als es sonst wohl die Rücksicht auf ihre Gesundheit gefordert hätte, so hatten sie sich eine große Menge von Bewegungen ausgedacht, die jeder auf seinem Zimmer vornehmen konnte. Sie stellten sich in die Mitte desselben, und ahmten mit ihren Armen und mit dem ganzen Körper durch längere Zeit die Stellungen und Bewegungen nach, die ein Steine Werfender, ein den Eimer aus dem Brunnen Ziehender, ein mit einem andern Ringender u. dgl. vorzunehmen pflegt. Viele von ihnen sollen diesen zweckmäßigen körperlichen Uebungen das hohe und gesunde Alter verdankt haben, dessen sie sich erfreuten. Als Petavius sein großes und gelehrtes Werk: Dogmata Theologica, bearbeitete, machte er es sich zum Gesetze, nach je zwey Stunden den Stuhl, worauf er gesessen hatte, durch fünf Minuten heftig um sich selbst zu drehen. Andilly, der Uebersetzer des Flavius Josephus, arbeitete jeden Tag genau acht Stunden an seinem Werke, und die übrige Zeit brachte er mit oft sehr ermüdenden Gartenarbeiten zu. Auch Descar-

tes war jeden Abend in seinem Garten beschäftigt, so wie Barclay, der bekannte Autor der Argenis; der Graf Caylus verwendete die Morgenstunden zu Besuchen bey den Künstlern, Malern und Bildhauern, die Abendstunden aber zu seinen Studien über diese Künste. Rohault besuchte täglich die Werkstätten der Handwerker, um seine technologischen Kenntnisse zu vervollkommnen. Den großen Philanthropisten Granville Sharp sah man alle Nachmittage auf der Themse in einer Barke schwimmen, wo er selbst ruderte, und seine Spazierfahrten nach Kew, Cutney und Richmond machte. Bald gesellten sich auserlesene Freunde, selbst Große, zu ihm, die ihm nachahmten und mit ihm dieselben Fahrten machten, zu denen er gleichsam den Ton angegeben hatte. Der Cardinal Richelieu war ein besonderer Freund solcher körperlicher Uebungen, denen er sich mit Lust nach seinen langen Sitzungen überließ. Man traf ihn öfter ganz allein um sein Billard heftig herumspringen, über dasselbe Sätze machend, oder die Hände an einen Tisch anklammernd mit den Füßen wie ein muthwilliges Füllen hinter sich ausschlagend. Oefter sah man ihn in seinem Garten mit seinen Bedienten wetteifernd, wer besser über die Gartenmauer springen könne. Man sagt, daß Grammont diesen Sprüngen die Gunst verdankte, in welcher er bey dem Cardinal stand. Grammont bemerkte, daß sein Herr der beste Springer seyn wollte, und blieb, bey aller scheinbaren Anstrengung, immer hinter ihm zurück, worüber sein Gönner oft so erfreut war, daß er ihn herzlich abküßte, wenn er ihn an der Mauer am Boden liegend fand. Der berühmte Samuel Clarke, ein kräftiger Mann an Geist und Körper, war einer der geschicktesten Springer. Man sah ihn oft Stunden lang über die Stühle und Tische seiner Zimmer voltigiren. Als sich einst ein bekannter pedantischer Gelehrter bey ihm melden ließ, sagte er zu seinen Freunden: Jetzt müssen wir aufhören und gescheidt thun, denn ein Narr ist im Anzuge.

Andere suchten mehr ruhige Unterhaltungen. So pflegte Paley seine Abende mit Angeln hinzubringen; auch sieht man ihn in seinen Werken mit einer Angel abgebildet. Casaubonus hielt es für besser, die Abende zu verrauchen, und damit er während dieser Unterhaltung seine beyden Hände, mit denen er doch wieder in den um ihn herumliegenden Büchern blättern wollte, frey behielte, so schnitt er in die große Krempe seines Hutes ein Loch, durch welches er das Rohr seiner Tabakspfeife so steckte, daß die Mündung desselben immer seinem eigenen Munde nahe stand, so daß er beyde zusammenbringen oder trennen konnte, ohne das Rohr mit seiner Hand zu berühren. Er muß diese sonderbare Erfindung für sehr sinnreich gehalten haben, da er sich in

seinem gewaltigen Foliobande ebenfalls auf diese Weise abbilden ließ. — Wenn Spinoza mit seinen metaphysischen Untersuchungen sich satt geplagt hatte, so begab er sich in den Kreis der Familie, bey der er zur Miethe wohnte, und überließ sich den gleichgültigsten und trivialsten Gesprächen, an welchen er, wie er sagte, seinen Geist am meisten ausruhen ließ. Oefter sah er auch den Spinnen zu, die er zu diesem Zwecke absichtlich auf seinem Zimmer hielt. Er brachte die eine in das Netz der andern, und freute sich köstlich über die Kämpfe, die sich diese Thiere lieferten.

Wieder andere ergötzten sich, wenn sie von ihren ernsten Arbeiten ausruhen wollten, an der Verfassung scherzhafter Schriften. Seneca schrieb eine burleske Erzählung von dem Tode des K. Claudius; Valerian schrieb ein Lob der Bärte; ein anderer, neuerer Schriftsteller ein Encomium der Perrücken; Holstein schrieb einen Panegyricus auf den Nordwind; Heinsius auf den Esel; Menage die Transmigration eines parasitischen Pedanten in einen Papagey; Erasmus schrieb das Lob der Narrheit (Moria), das er, des ähnlichen Wortklangs wegen, dem Thomas Morus zueignete. Synesius schrieb ein griechisches Gedicht über die Kahlköpfe, und Sallengre ein lateinisches über die Betrunkenen. Hieher gehören wahrscheinlich auch Homer's Frosch- und Mäusekrieg; Virgil's Kampf der Mücken, wenn diese Gedichte in der That Homer und Virgil zu Verfassern haben; eben so Spenser's Gedicht der Schmetterling, Wower's Schatten, Browne's Quincunx und so viele andere dieser Art.

Seneca eifert in mehreren seiner Schriften gegen diejenigen Gelehrten, die zu ihrer Erholung sich körperlichen Uebungen zu sehr hingeben. »Es ist unschicklich,« sagt er, »für einen Mann solcher Art, auf die Stärke seines Arms oder auf die Breite seiner Schultern oder auf die Behendigkeit seiner Beine stolz zu seyn. Solche heftige Bewegungen, wie sie diese Leute oft unternehmen, schwächen den Geist mehr, als sie ihn stärken.« — Dafür erlaubt er ihnen, zuweilen dem Bacchus ein Opfer zu bringen. Der ehrwürdige Cato, setzt er hinzu, pflegte von seinen anstrengenden Geschäften Erholung in der Flasche zu suchen, und weit entfernt, daß diese Gewohnheit den großen Mann entehrt hätte, so hat vielmehr der Mann diese Gewohnheit zu Ehren gebracht. Bekanntlich übernahm auch Horaz die Vertheidigung dieser alten Sitte Cato's, der es wohl auch in den neuern Zeiten nicht an Nachfolgern gefehlt hat.

Das Capitel von der Eitelkeit der Gelehrten ist wahrscheinlich zu reich, und darum in dem Werke unsers Verf.'s gar

nicht zu finden. Er fürchtete, dem Uebermaße des Stoffes zu erliegen, und ließ ihn daher ganz unbearbeitet. Nur da und dort finden sich einige zerstreute Züge, von denen wir hier einige der interessantesten anführen. — Der Cardinal Richelieu hatte eines seiner Zimmer mit den Porträten der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit ausschmücken, und unter jedes Bild einige Zeilen setzen lassen, die meistens von seiner eigenen Hand waren. So standen unter Montluc's, des Marschalls von Frankreich, Porträt die Worte: Multa fecit, plura scripsit, vir tamen magnus fuit. Der Cardinal that sich auf diese Inschriften, die er für sehr sinnreich hielt, viel zu Gute. Als er einst dem Bourbon, Professor der griechischen Sprache, diese Bilder und Inschriften zeigte, fragte er ihn, wie ihm jene von Montluc gefalle. Der Professor meinte, sie sey recht gut im Styl des Breviers geschrieben, und wenn man noch ein Allelujah dazusetzen wollte, so möchte es als Anthem zu dem Magnificat gebraucht werden. Der Cardinal lachte anscheinend sehr freundlich über diese Bemerkung, die er sehr treffend nannte, denn die Inschrift, setzte er hinzu, ist in der That von einem Geistlichen. Aber der Professor war kaum zu Hause angelangt, als auch schon ein königliches Rescript ankam, durch das er seiner Besoldung und seiner Stelle verlustig erklärt wurde. Wer erinnert sich hier nicht der Critik der Predigten, die dem Gil Blas so schlecht bekommen hatte. — Richelieu war einer von jenen ehrsüchtigen Männern, die jede Art von Ruhm in sich vereinigen wollten, und die, so oft sie dießseits ihres gewünschten Zieles liegen bleiben, mit der leidenschaftlichsten Hitze das höhere Talent, so oft es sich in ihrer Nähe zeigt, nicht nur beneiden, sondern auch verfolgen. Der bekannte Balzac zog durch sein rhetorisches Talent die Aufmerksamkeit Richelieu's auf sich, und er erhielt von demselben eine bedeutende Besoldung als Staatsrath und Historiograph von Frankreich. Sein Werk: Le Prince, und noch mehr seine »Briefe« erwarben ihm allgemeinen Beyfall, wie er denn auch in der That zu den vorzüglichsten Autoren der französischen Prosa gehört. Allein später erwachte R.'s Eifersucht, und er trug dem berühmten Philologen Heinsius, der ebenfalls Historiograph von Holland war, 10,000 Kronen an, wenn er die sorgfältig ausgearbeiteten Aufsätze Balzac's in einer eigenen Schrift critisiren und lächerlich machen wollte. Heinsius würde auf den Vorschlag eingegangen seyn, aber Salmasius, der davon gehört, drohte dem Heinsius, über dessen Herodes Infanticida ein ähnliches Gericht ergehen zu lassen, worauf die Sache unterblieb. — R. hatte sich vorgenommen, dem C. Ximenes in allen Stücken nicht nur gleich zu

kommen, sondern ihn selbst zu übertreffen. Er stellte sich daher, wie jener, an die Spitze einer Armee; er affectirte, wie jener, Herablassung gegen die Kleinen und rohe Keckheit gegen die Großen; weil X. theologische Schulen errichtet hatte, so errichtete er die Sorbonne, und weil X. mehrere theologisch-polemische Schriften hinterlassen hatte, so trat auch er mit ähnlichen Diatriben auf. Am lächerlichsten erschien seine Eitelkeit, als Schriftsteller zu glänzen, zu der Zeit, als er mit seinem Talente den großen Corneille verdunkeln wollte. Der Ruhm, den dieser mit seinem »Cid« geerntet hatte, war ihm unerträglich, und er setzte ihm daher ein anderes Schauspiel von seiner Hand entgegen, mit welchem er dieses, so viel Aufsehen machende Werk einer plötzlichen Vergessenheit, wenn nicht Verachtung, zu übergeben hoffte. Dieses Machwerk war eine allegorische Comödie, »Europa« betitelt, in welcher die vier Welttheile und die vorzüglichsten Länder Europas die spielenden Personen waren. Ein gewisser Francion stellte Frankreich vor; eine Dame, Ibere, repräsentirte Spanien; eine andere, Parthenope, trat als Schutzgeist von Neapel auf u. f. Eine Lilia (Anspielung auf die Lilien in Frankreichs Wappen) war die Magd von Francion und Hispale die Gespielin von Ibere; Albione soll England vorstellen, und die Prinzessin Austrasia erscheint auf der Bühne mit drey großen Knoten in ihrem Haupthaar, wodurch, wie in dem der Tragödie beygelegten Schlüssel erklärt wird, die drey festen Städte Clermont, Stenay und Jamet angedeutet werden, die früher zu Lothringen gehört haben. Ein großer Diamant in Austrasias Locken bedeutet die Stadt Nancy, die ebenfalls früher zu Lothringen gehörte; der große Schlüssel in Iberia's Hand zeigt die Festung Perpignan an, die Frankreich von Spanien genommen hatte u. dgl. m. Auf diese sinnreiche Weise wurde die sublime Tragödie zusammengesetzt, und mit mehreren Haupt- und Staatsactionen ausstaffirt, die gehörig in Scenen und Acte eingetheilt sind. Richelieu schickte das Machwerk anfangs ohne Nennung des Autors an die französische Academie, wo sie gleich bey dem ersten Anblick, als unter aller Kritik, verworfen wurde. Als R. die Sentenz der Academie erhielt, zerriß er sie, und in blinder Wuth auch zugleich sein Stück, und warf die Blätter auf dem Boden seines Zimmers herum. Am Abend dieses Tages fühlte er sich milder gestimmt, da ihm sein Secretär zugeredet und ihn getröstet hatte. Gleich der Medea sammelte er nun die zerstreuten Glieder seines geliebten Kindes wieder von dem Boden auf, brachte einige Aenderungen in dem Ganzen an, und schickte es, auf das Schönste abgschrieben, noch einmal an die Academie. Diese hatte seitdem den Namen des berühmten

Verfassers der wunderlichen Tragödie vernommen, und nahm keinen Anstand, sie für die beste unter allen übrigen eingelaufenen zu erklären, und ihr den Preis zuzuerkennen. Demnach wurde das Stück aufgeführt. Aber das Publicum dachte nicht wie die Academie; das große Trauerspiel fiel durch, und die Zuschauer forderten mit Ungestüm für den folgenden Tag die Aufführung des »Cid,« gegen welchen die »Europa« gerichtet seyn sollte. Da R. dieß nicht hindern konnte, so erging an die Academie der Auftrag, eine Recension des Cid zu schreiben, und das Publicum mit den Fehlern desselben bekannt zu machen. Diese academische Recension erschien, und war lange Zeit durch das Gespräch der Stadt. Heut zu Tage ist sie längst vergessen, und es würde wohl schwer seyn, auch nur ein Exemplar derselben aufzufinden. Man hat von der ganzen Sache nur Boileau's zwey schöne Verse behalten:

> En vain contre le *Cid* un ministre se ligue:
> Tout Paris, pour *Chimène*, a les yeux de *Rodrigue*.

R. kehrte nach dem Tage der unglücklichen Repräsentation seiner »Europa« auf sein Landgut bey Ruel zurück. Hier schickte er um Desmaret, seinen Liebling, einen damals bekannten Theaterdichter. Dieser wußte wohl, was da kommen sollte, und bereitete sich auf die üble Laune seines Gönners vor. »Die Franzosen,« sagte R., als Desmaret eintrat, »die Franzosen werden doch nie Geschmack an der wahren Größe finden; mir scheint, sie haben mein Stück gar nicht verstanden.« — Ich bitte um Verzeihung, sagte Desmaret, das Publicum trägt nicht die Schuld, und das bewunderungswürdige Stück noch weniger. Aber die Schauspieler, diese Elenden: nicht ein einziger hat seine Rolle gelernt, und mehre waren sogar betrunken. — In der That, fiel R. ein, ich bemerkte es, obschon ich eben nicht viel auf sie achtete. — Desmaret kehrte am andern Tage nach Paris zurück, sprach mit dem Theaterdirector, der die sämmtlichen Acteure holen ließ, und ihnen bedeutete, was zu erwarten sey, wenn sie sich nicht fügen. Man traf in der Eile die nöthigsten Aenderungen in dem Stücke, lud mehrere Hundert bezahlte Klatscher ein, und — der Beyfall war stürmisch.

R. war bekanntlich immer kränklich, und so sehr er sich auch durch seinen Geist vor beynahe allen seinen Zeitgenossen auszeichnete, so weit stand er auch hinter den Meisten an Vorzügen der körperlichen Kraft und Schönheit zurück. Demungeachtet wollte er auch bey den schönsten Damen, wenigstens scheinbar, sein Glück machen und die Andern ausstechen. Jeden Tag plagte ihn eine andere verliebte Grille. An Eleganz und Ziererei in der Kleidung

that er es den Fashionablen seiner Zeit zuvor. Am liebsten erschien er mit dem Degen an der Seite und einer rothen Feder auf seinem Hute. Ein eigener Spottname, den er deshalb bey Hofe erhielt, grämte ihn mehr, als selbst der Unfall mit seinem Trauerspiele. Die Eitelkeit schien der Geistesstärke, die dieser Mann bey so vielen Gelegenheiten entwickelte, das Gleichgewicht zu halten, und sie oft noch zu übertreffen. Er wollte in allen, selbst in den geringfügigsten Dingen, der erste, er wollte überall bewundert seyn, und ließ sich, diesen Zweck zu erreichen, zu den kleinlichsten Kunstgriffen herab, und nahm, wenn sie mißriethen, selbst Beschämungen hin, um nur seiner Göttin neue, oft noch schmerzlichere Opfer bringen zu können.

Als Gegenstück zu diesem Gemälde könnte man diejenigen Schriftsteller anführen, die ihren Werken nicht einmal ihre Namen beygefügt haben, obschon sie mit dem größten Enthusiasmus von dem Publikum aufgenommen worden sind, und die doch keine äußere Ursache hatten, diese Namen geheim zu halten, wie dieß z. B. mit den Briefen des Junius und mehreren anderen Schriften der Fall gewesen ist. Aber die Zahl dieser Auserwählten ist sehr gering. Der wahre Verf. des Werkes: De imitatione Christi, für den man gewöhnlich den Thomas a Kempis auszugeben pflegt, ist noch unbekannt; so wie der des Buches: »Das Ganze der Pflicht des Menschen.« Beyde Schriften sind in unzähligen Auflagen, in allen Sprachen übersetzt, in allen Welttheilen verbreitet — und ihre Verfasser weiß Niemand zu nennen. Ihre Namen würden unsterblich fortleben im Andenken aller guten Menschen — aber sie sind mit dem Nutzen zufrieden, den sie ausgesaet haben, der so schöne und reiche Früchte getragen hat und ohne Zweifel noch ferner tragen wird. Ihr wahrhaft religiöses Gefühl hat sie über jede irdische Leidenschaft erhoben, selbst über die dem Menschen natürlichste, im Gedächtnisse seiner Brüder erhalten zu werden.

Neben dem Titel des Werkes das Porträt des Autors aufzustellen, ist wohl auch meistens der Eitelkeit dieser Autoren zuzuschreiben. Man hat übrigens diese Sitte für neu gehalten, da die Alten sie nicht gekannt haben sollen. Aber mit Unrecht. Den Römern war diese Gewohnheit sehr geläufig. Martial's 186stes Epigramm des XIV. Buchs, auf eine Ausgabe Virgil's in sehr kleinem Format, ist bekannt:

Quam brevis immensum cepit membrana Maronem!
Ipsius vultus prima tabella gerit.

Offenbar war also dieser Schrift das Porträt Virgil's beygefügt. Seneca, in seinem Werke: De tranquillitate animi,

beschwert sich über die Reichen seiner Zeit, welche die Bücher ihrer Bibliotheken, die sie doch nicht lesen, so kostbar einbinden und mit den schönsten Porträten ihrer Verfasser versehen lassen. Plinius erzählt (Hist. Nat. Lib. 35), daß Asinius Pollio diese Gewohnheit in Rom eingeführt habe, indem er sogar die marmornen Statuen der Verfasser neben ihren Werken in seiner Bibliothek aufstellte. Die Schrift des Atticus, »von den berühmten Rednern,« soll vor jeder Biographie das Bild des Mannes gehabt haben, dessen Leben beschrieben wurde. Dasselbe that, wie Plinius erzählt, Varro in seiner Biographie von 700 berühmten Männern, welches Werk leider auch verloren gegangen ist. Dieses Werk, sagt Plinius, betrachten selbst die Götter mit Wohlgefallen, denn sie haben wohl jene Helden auf die Erde gesendet, aber Varro hat ihnen erst ihre Unsterblichkeit auf Erden gesichert, und uns, die wir so spät nach ihnen kommen, das Vergnügen verschafft, diese vortrefflichen Männer überall mit uns zu haben, unsere Augen an ihrem Bilde, und unsern Geist an ihren Werken zu ergötzen. — Aber wie war es möglich, daß dieses, ohne Zweifel sehr kostbare Werk des Varro, zugleich so allgemein verbreitet war, als Plinius in derselben Stelle sagt? Wenn diese Porträte mit der Feder oder dem Pinsel gemacht wurden, so muß ihre Verbreitung nur sehr langsam und beschränkt gewesen seyn. Vielleicht waren es nur Umrisse in leichten Zügen. Obschon übrigens den Alten die Kunst der Buchdruckerey unbekannt war, so waren sie doch mit dem Abdrucken von Bildern sehr vertraut, wie man aus mehreren Stellen ihrer Schriftsteller sieht. Auch haben sich altrömische Stereotypen, sculpirte oder gegossene Buchstaben erhalten, die auf den Töpferwaaren abgedruckt wurden, wie der letzteren schon so viele ausgegraben worden sind. Wie war es möglich, so viele Jahrhunderte durch immer bey diesen Stereotypen stehen zu bleiben, und die, ihnen so nahe liegenden, beweglichen Lettern nicht zu finden? Sollte der Senat von Rom die Folgen einer solchen Erfindung gefürchtet, und sie im Keime unterdrückt haben? Ein sehr unwahrscheinlicher Verdacht, der nicht mit dem liberalen Geiste dieser Männer übereinstimmt. Oder besorgte man, das zahllose Heer der Abschreiber mißmuthig zu machen? In Konstantinopel wurde dadurch die Einführung der Druckerey lange genug verzögert; aber in dem alten Rom herrschten keine türkischen Ansichten. Gewiß ist, daß in den Schriften der Alten auch nicht eine leise Spur zu finden ist, daß sie die Kunst der Buchdruckerey gekannt haben. In den neueren Zeiten hat man wieder die Meinung aufgestellt, daß die Chinesen diese Kunst schon lange vor den Europäern gekannt haben; aber die Gründe, welche man dafür an-

führt, sind nicht entscheidend. Die ersten bey uns gedruckten Bücher hatten ihre Blätter nur auf Einer Seite bedruckt, aber von dieser frühesten Druckart ist wohl wenig mehr vorhanden. Die ersten Lettern waren in Holz geschnitten, und zwar ganze Worte, nicht einzelne Buchstaben. Da diese Stempel aber häufig ausbrachen, und überhaupt bald abgenutzt wurden, so gerieth man auf den Einfall, einzelne Buchstaben in Holz, und bald darauf in weiches Erz zu schneiden oder zu gießen, und von diesem Augenblicke verbreitete sich die neue Erfindung mit reißender Schnelligkeit über alle gebildete Länder Europas.

Ohne uns hier in diese Untersuchungen tiefer einzulassen, wollen wir nur noch bemerken, daß, bald nach der Erfindung der Buchdruckerey, die Correctheit des Drucks viel größer war, als selbst heut zu Tage? Wie soll man sich diese Erscheinung erklären? — Die Werke, die in der Officin des Robert Stephanus erschienen, waren beynahe ganz ohne Druckfehler. Um diesen Zweck zu erreichen, soll er seine Aushängebogen, Stück für Stück, an den öffentlichen Plätzen der Stadt dem Publikum zur Schau gestellt, und jeden angezeigten Druckfehler mit einer namhaften Belohnung im Gelde aufgewogen haben. Plantinus, obschon selbst ein gelehrter Mann, war doch vorzüglich als Buchdrucker berühmt. Seine Werkstätte wurde mit zu den Wundern Antwerpens gezählt. Das Gebäude war einem fürstlichen Pallaste zu vergleichen, in der mehr als dreyßig Pressen arbeiteten, und wo in allen bekannten Sprachen auf das eleganteste gedruckt wurde. Die drey Gebrüder Manutius in Italien waren, nicht sowohl um die Schönheit, als vielmehr um die höchste Correctheit ihres Drucks besorgt. Die ersten Gelehrten des Landes schätzten es sich zur Ehre, als die Correctoren klassischer Werke genannt zu werden. Aerzte, berühmte Juristen und Bischöfe bewarben sich um dieses rühmliche Amt. Der Name des Correctors wurde, neben dem des Herausgebers, auf dem Titel des Werks genannt, und die Ausgaben, die von bekannten Correctoren durchgesehen waren, kosteten oft doppelt so viel, als die anderen. Wie sehr hat sich dieß geändert, und gewiß nicht zum Vortheil unserer neueren Werke, die nur zu oft von Druckfehlern wimmeln. Auch unsere Buchhändler geizen wohl nur selten nach dem Ruhm, selbst gelehrte Kenner der Werke zu seyn, die sie verkaufen, wie dieß wohl damals der Fall war. Die Stephanus, Plantinus, Aldus u. a. waren sehr gelehrte Buchdrucker und Buchhändler. Pelisson erzählt, in seiner Geschichte der franz. Akademie, daß Camusat zum Buchhändler dieser Akademie gewählt wurde, bloß aus dem Grunde, weil Camusat nur gute und werthvolle Bücher in seinen Laden aufzunehmen pflegte. Er war

selbst ein sehr gebildeter Mann, und nahm nur Werke von Bedeutung zum Drucke an. Brave junge Leute, die noch wenig eigene Bücherkenntniß hatten, kauften nur bey ihm, weil sie sicher waren, in jedem Fache das Beste daselbst zu finden, und Schriftsteller rechneten es sich zur Ehre, ihr Werk von ihm angenommen zu sehen. Welch einen wohlthätigen Einfluß kann ein Mann dieser Art an allen solchen Orten haben, wo Universitäten sind, und wo Geschmack für Literatur und Lectüre herrscht.

Da die Rede auf Druckfehler gekommen ist, so mag es nicht unangemessen erscheinen, noch einiges über diesen Gegenstand hinzuzufügen, nämlich über die absichtlichen Druckfehler, die man da und dort eingeführt hat, um Zwecke zu erreichen, die man auf dem gewöhnlichen Wege nicht erlangen konnte. Der bekannte Scarron hat in seinen kleinen Gedichten auch eines auf das Schooßhündchen seiner Schwester: **A Guillemette, Chienne de ma Soeur.** Als er aber gegen Ende des Drucks dieses Bändchens sich mit seiner Schwester heftig gezankt hatte, rückte er unter das Verzeichniß der Druckfehler am Schlusse des Bandes auch den folgenden ein:

statt **Chienne de ma Soeur**, lese man: **ma chienne de Soeur.**

In einem französischen Werke wurde Morel öfter unter dem Titel: »**le docte Morel**« citirt. Der Setzer, der ihn nicht leiden mochte, setzte daher in das Verzeichniß der Druckfehler:

statt **le docte Morel**, lese man: **le docteur Morel**,

zum Beweise, daß damals schon **docte** und **docteur** keine Synonyme mehr gewesen sind. Ein anderer Setzer hatte den Titel eines schwärmerischen Werkes, **Les Délices de l'Esprit**, in **Délires de l'Esprit** umgeändert, und die Aenderung wurde erst erkannt, als schon eine große Anzahl Exemplare verkauft wurden. Der Buchhändler war damit sehr zufrieden, da eben wegen diesem neuen Titel das Buch reißend abging.

Flavigny schrieb eine etwas caustische Kritik über eine Schrift, die Abraham Echellensis herausgegeben hatte. Dieser gab in seiner Antikritik mehrere Fehler an, die Flavigny in seinen eigenen Schriften gemacht hatte, und schloß mit der bekannten Stelle: **Ejice primum trabem de *Oculo* tuo et tunc ejice festucam de oculo fratris tui.** Allein der Setzer hatte unglücklicher Weise in dem ersten Worte **Oculo** den Anfangsbuchstaben vergessen, und **Culo** dafür gesetzt. Flavigny ergriff diese Versetzung als absichtlich, und von seinem Gegner kommend, klagte ihn als einen Verstümmler der h. Schrift, als einen Menschen ohne Religion und Gewissen an, und **tantae his animis**

irae. Dreyßig volle Jahre währte dieser heftige Streit, der nur mit dem Tode des einen der beyden Kämpfer endete.

Als zu Rom auf höheren Befehl die Episteln des h. Paulus in äthiopischer Sprache erschienen, fand man, daß beynahe kein Wort ohne Druckfehler sey. Die Herausgeber, die dem schon gedruckten und zum Theile auch versendeten Werke nicht weiter abhelfen konnten, entschuldigten sich daher ganz naiv in der Einleitung mit den Worten: »Wir hatten einmal den Auftrag, und »mußten gehorchen. Wir konnten die äthiopische Sprache weder »sprechen noch schreiben, und die Setzer konnten sie auch nicht »lesen: so half einer dem andern, wie der Blinde dem Blinden.« — Die Wittwe eines holländischen Buchdruckers, die von ihrem Manne, so lange er lebte, viel zu leiden hatte, stahl sich zur Nachtzeit in ihre Druckerey, und änderte die gestern gesetzte Stelle von der Eva in Genes. Cap. III. Vers 16: »und er soll seyn dein Herr,« dahin, daß sie die beyden ersten Buchstaben des letzten Wortes mit Na verwechselte. Sie glaubte, dadurch sich und ihr ganzes Geschlecht gegen weitere Unbilden von den Männern gesichert zu haben; aber sie mußte, nach den strengen Sitten jener Zeit, den Versuch mit dem Leben büßen.

Um aber auch gegen unsere neueren Setzer und Correctoren nicht unbillig zu seyn, wollen wir bedenken, welche Forderungen wir an sie machen. Ein Werk, wie z. B. das Brockhaus'sche Conversations-Lexicon in 12 Bänden, jeden nahe zu 850 Seiten, und jede Seite zu 53 Zeilen, und jede Zeile zu wenigstens 60 Buchstaben — dieß macht die ungeheure Zahl von 32,436000 Buchstaben, und von nahe 32½ Mill. Buchstaben soll auch nicht ein einziger versetzt seyn, um ein fehlerloses Werk zu erhalten! Muß man sich nicht vielmehr verwundern, daß die Druckfehler in Werken dieser Art nicht noch viel häufiger sind, statt daß wir über ihre zu große Anzahl Klage führen wollen? Ob es wohl in tota rerum librorumque natura ein in der That ganz fehlerfreyes geben mag? — Die correctesten sind ohne Zweifel unsere Logarithmentafeln, aber sie sind sehr weit davon entfernt, fehlerlos zu seyn, da auch schiefe Stellungen, zu große Trennungen oder Annäherungen der Ziffer u. dgl. zu den Fehlern gezählt werden sollten. In Büchern anderer Art ist diese Vollkommenheit wohl nicht zu suchen. Ein Versuch, und nur einer, wurde neuerlich in der bekannten Prachtausgabe »As Lusiadas of Camoens.« gemacht, die Don Jose Souza im J. 1817 bey Didot in Paris herausgegeben hat. Mehr Mühe und Sorgfalt wurde vielleicht auf kein anderes Buch verwendet; dennoch fand man, nach der Vollendung desselben, noch einige, zwar geringe, aber doch immer nicht unbedeutende Fehler.

Das reichhaltige Capitel der literarischen Mäcene, so reich an Stoff, erscheint bey unserem Verfasser sehr arm. Sollte England eine Ausnahme von andern Ländern machen? Schade, daß Israeli mit der deutschen Literatur unbekannt ist, wo er ein sehr fruchtbares Feld vor sich gefunden hätte. Hier nur einige Züge von denen, die unser Verf. anführt, und die, da sie nicht von unserm Boden kommen, auch unter uns weniger bekannt seyn mögen. — Theodosius Gaza hatte viele Jahre an seiner Ausgabe des Aristoteles gearbeitet, und das mühevolle Werk Sixtus IV. dedicirt. Alles, was er dafür erhielt, war die Bewilligung, die Buchbinderkosten des überreichten Exemplars in der Kasse abholen zu dürfen. — Als Torquato Tasso sein befreytes Jerusalem vollendet und seinem Herrn übergeben hatte, erhielt er einige kahle Worte zum Dank, und Ariosto, als er seinen Orlando Furioso dem E. v. Este überreichte, erhielt die Antwort: Dove diavolo avete pigliato tante coglionerie? Der französische Geschichtschreiber Dupleix erhielt gar keine Antwort, als er sein Werk dem Duc d'Epernon, seinem Mäcen, überreichte. Denn dieser wandte sich sogleich, das Buch in der Hand wiegend, zu einem nebenstehenden Freunde mit den Worten: Cadedis, ce Monsieur Dupleix à un flux enragé, car il ch.. un livre toutes les lunes. — Mickle hatte seine schöne englische Uebersetzung der Lusiade dem Duc of Buccleigh gewidmet. Nach mehreren Monaten sah er das Buch noch auf der Stelle des Tisches liegen, wohin es Buccleigh bey dem Empfange geworfen hatte, ohne auch nur den Titel desselben anzusehen. Wie ganz anders war sein Empfang, als er, einige Jahre später, nach Lissabon kam. Der Kronprinz kam ihm auf dem Quay entgegen, und begrüßte mit Herzlichkeit den Mann, der den ersten Dichter Portugals in England eingeführt hatte, und während sechs Monaten, die Mickle sich in Lissabon aufhielt, wurde er von allen Gebildeten auf das freundschaftlichste behandelt.

Benserade, der beliebte Dichter Frankreichs, war viele Jahre hindurch auch der Liebling Mazarins, auf den er hundert kleine Gedichtchen gemacht hatte, die in aller Mund waren, während er selbst in Armuth lebte. Es war ihm nicht gegeben, seinem Gönner die Noth zu klagen, in der er lebte, und dieser schien es nicht zu bemerken. Eines Abends erzählte Mazarin dem Könige von der Lebensart, die er in seiner Jugend am römischen Hofe führte. Ich war der Liebling dieses Hofes, sagte er, und wurde überall mit beygezogen, wo man fröhlich und heiter leben wollte. Größtentheils verdankte ich dieß den kleinen, artigen Gedichtchen, die mir so leicht wurden und die ich bey jeder Gelegenheit anzubringen wußte. Kurz, so schloß er, ich war an jenem

Hofe, was Benserade an diesem ist.— Nur wenige Stunden nach diesem Gespräche hatte Benserade den Inhalt desselben von einem Freunde, der dabey gegenwärtig war, erfahren. Er fühlte sich ermuntert, ja begeistert, und in später Abendstunde noch brach er auf und eilte in Mazarins Pallast. Der Cardinal wollte eben zu Bette gehen, als man heftig an das Thor klopfte. Es wurde geöffnet, und Benserade stürzte, wie ein Trunkener, in das Zimmer, warf sich an dem Bette des Cardinals nieder, küßte und herzte seine Hände, und trieb es so arg, daß Mazarin schon anfing, um seinen Verstand besorgt zu seyn, da er die abgebrochenen Sätze des armen Dichters nicht zu deuten wußte. Endlich vernahm er, daß Benserade durch einen Freund so eben das Gespräch des Cardinals mit dem Könige erfahren habe, daß er in der Freude seines Herzens selbst aus dem Bette gesprungen sey, daß er vor Dank und Stolz und Entzücken sich nicht weiter halten konnte, als er hörte, daß der Cardinal sich selbst mit ihm verglichen habe, und daß sein Herz vor Freuden zersprungen wäre, wenn er nicht heute noch, nicht sogleich zu ihm geeilt wäre, um sich vor seinem edlen, hohen Gönner von der Last zu befreyen, die ihn zu erdrücken drohte.— Mazarin mußte lächeln über diese gewaltige Dankbarkeit, und schon am andern Morgen erhielt Benserade die Anweisung auf einen beträchtlichen Gehalt, der ihn von nun an aller weiteren Entzückungen ähnlicher Art enthob.

In einem Werke, das ganz den Büchern und ihre n Autoren gewidmet ist, wird man ohne Zweifel auch etwas über diejenigen Bücher erwarten, die für uns verloren gegangen sind. Unser Verf. hat diesem Gegenstande mehrere seiner Capitel gewidmet. Wir wollen nur das Vorzüglichste davon kurz anführen. Zuerst von den Manuscripten der griechischen und römischen Classiker. Viele sind leider ganz verloren, noch mehrere sind verstümmelt oder nur in Fragmenten auf uns gekommen. Manche verdienten es nicht, erhalten zu werden, und sind uns bloß dadurch nützlich geworden, indem sie uns zeigten, daß auch das Alterthum seine mittelmäßigen, und selbst seine schlechten Schriftsteller gehabt hat. Die größte Schuld an dem Verluste ihrer besseren Autoren trägt die Eroberung Aegyptens durch die Sarazenen. Nicht weil sie die Wissenschaften nicht schätzten, und wohl auch alle Bibliotheken zerstörten, sondern weil sie die Ausfuhr des Papyrus aus Aegypten nach Europa untersagten. Man mußte nun auf dem viel theureren Pergament schreiben, und diese Abschriften wurden immer seltener und kostbarer. Unglücklicher Weise fielen die europäischen Barbaren auf den Gedanken, altes, schon beschriebenes Pergament zu radiren, um es noch einmal zu beschreiben. Und

womit beschreiben! Livius und Tacitus und Menander wurden verkratzt, um einer Legende Platz zu machen. Die voluminösesten Autoren litten am meisten bey dieser Zerstörung, da sie am meisten neuen Schreibestoff lieferten. So kam es, daß so viele kleinere Werke erhalten wurden, wie die des Juvenal, des Persius, des Catulls, des Martials u. a. Man hat oft, und mit Recht behauptet, daß die Abschreiber in den Klöstern uns so viele der alten Classiker erhalten haben. Aber mit demselben Rechte darf man auch behaupten, daß sie auch eben so viel zu dem Verluste mancher anderer beygetragen haben. Die Verachtung, ja der Abscheu, den man vom zehnten bis zum vierzehnten Jahrhundert vor allen heidnischen Schriftstellern hatte, erscheint uns jetzt in der That unglaublich. Wenn einer dieser Abschreiber einen griechischen oder römischen Classiker von seinem Oberen begehrte, so war er, da er nicht reden durfte, auf eine eigene Geberdensprache angewiesen. This consistet, sagt unser Autor, in scratching unter his ear, as a dog, which feels an itsching, scratches himself in that place with his paw — because, said they, an unbeliever is compared to a dog. In this manner they expressed an itching for those dogs, Virgil or Horace.

Als im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert die Manuscripte der Alten wieder gesucht wurden, standen sie in einem sehr hohen Preise, obschon man ihren inneren Werth wohl nicht zu schätzen wußte. Man setzte eine Art von Stolz darein, der Besitzer eines griechischen, römischen oder auch arabischen Manuscripts zu seyn, und zahlte dieselben oft zu außerordentlichen Preisen. Wir haben an einem anderen Orte dieser Blätter (1834, S. 159) einige Beyspiele von diesen Preisen angeführt. So kam es, daß dieser Gegenstand allmählich zu einer Art von Handelsartikel geworden ist. Wucherer sahen solche Manuscripte, wie heut zu Tage goldene Geschirre oder Edelsteine, als die beste Gattung von Pfändern an. Zur Zeit des Wiedererwachens der Wissenschaften, in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, war ein allgemeines Streben, besonders in Italien, sichtbar, die Manuscripte der Alten aufzufinden. Alle Winkel von Europa, besonders die Wohnsitze der Griechen und Römer, wurden durchgesucht, und selbst die Klosterbibliotheken blieben nicht ungeplündert, obschon sie im Allgemeinen wohl nur wenig Beute lieferten. Dieser Richtung Aller zu einem Zweck, dieser Begeisterung, die schon in Manie ausartete, verdanken wir die Erhaltung so vieler Schriften der Alten. Grafen und Fürsten erschöpften ihr Vermögen auf jahrelangen Reisen, und mit wahrhaft unglaublichen Summen, die sie für solche Manuscripte zahlten. Sie wünschten sich

gegenseitig Glück, diese Manuscriptenjäger, wenn sie ein vorzügliches Werk aufgetrieben hatten; sie beneideten sich noch öfter, ja auch Verfolgungen blieben nicht aus, die sich, nach der Sitte der Zeit, auf Kindeskinder fortpflanzten, und meistens mit blutigen Fehden endeten. Als Poggio eine Abschrift von Quintilians Werk gefunden hatte, schrieb ihm Aretino: »O du dreymal »glücklicher Mann! O herrlicher Fund! O unerwartetes, über»schwengliches Glück! Ich bitte, ich beschwöre dich, mein Pog»gio, laß mich das Manuscript auch lesen, oder doch nur sehen, eh' ich sterbe.« — Die Schriften jener Zeit sind voll von solchen enthusiastischen Stellen. Aretino selbst bekannte, daß er das Glück, jenes Manusc. gefunden zu haben, nicht für den Besitz der schönsten Provinz Italiens geben würde. Ein anderer, der eine Rede von Cicero entdeckt hatte, wär darauf so stolz, als ob er selbst der Verfasser derselben gewesen wäre. Einer der eifrigsten in diesem Geschäfte war Johannes Aurispa, der viele Jahre in Griechenland und Kleinasien zubrachte, und mehrere Hunderte von Manusc. nach Italien einführte. Er bedauerte nur, daß die meisten davon heidnischen Schriftstellern zugehörten, weil die Griechen, wie er sagt, darauf viel weniger Werth legten, als auf die theologischen Werke, die er vor allen andern gern gehabt hätte.

Sehr viele der köstlichsten Schriften dieser Art fand man in den Klöstern, und zwar nicht eben in den Bibliotheken derselben, sondern in abgelegenen Kammern. Es war oft schwer, die Winkel aufzufinden, wo solche Papiere den Ratten und Mäusen überlassen wurden, und noch schwerer, wenn sie gefunden waren, das Gute von dem Schlechten zu trennen. Diese Manuscriptenjäger hatten keine Kenntnisse, und ihre Unwissenheit war nicht kleiner, als ihr blinder Enthusiasmus. Einer derselben, der zugleich für einen großen Gelehrten galt, und von dem sich eine Art Anleitung, wie diese Jagden anzustellen sind, erhalten hat, gab einem gewissen Valerius den ersten Rang unter den alten römischen Schriftstellern, auf den man daher vorzüglich Jagd machen sollte. Man weiß nicht, ob er dabey den Val. Maximus oder Martialis, oder einen anderen verstand. Derselbe setzte Plato und Tullius unter die römischen Poeten, und hielt Ennius und Statius für Coeven.

Poggio fand seinen Quintilian in dem Kloster zu St. Gallen, und zwar in einem alten Koffer, den man in die Ecke eines Thurms der Kirche gestellt hatte, um darein Papiere ohne Werth zu werfen, an denen vielleicht seit lange schon Motten und Moder genagt hatten. Nicht in der Bibliothek, ruft er aus, fand ich meinen Schatz, sondern in obscuro et deterrimo carcere.

Das erste und noch immer beste Manuscript von Tacitus wurde in einem Kloster von Westphalen an einer ähnlichen Stelle gefunden. Aber wie viel ist von diesem ersten aller Geschichtschreiber noch heut zu Tage unbekannt? Es ist auffallend, daß wir alles, was wir von ihm besitzen, dieser einzigen Abschrift, die sich in einen obscuren Winkel Westphalens geflüchtet hat, verdanken, da doch der römische Kaiser, der seinen Namen trug, so viele Copien seines erlauchten Vorgängers in den Bibliotheken aufstellen, und sie jährlich durch zehn neue Abschriften vermehren ließ. Aber die Barbaren, die später Italien überschwemmten, kehrten ihre Wuth vorzüglich gegen die Bibliotheken, die beynahe alle zerstört worden sind. — Das Original-Manuscript des Justinianischen Codex wurde von Soldaten aus Pisa entdeckt, die es bey der Plünderung einer Stadt in Calabrien vorfanden. Es wurde in der Bibliothek von Pisa aufgestellt, wo es späterhin die Florentiner, als sie Pisa einnahmen, sich aneigneten und nach Florenz brachten, wo es noch ist. — Papirius Mason fand die Werke Agobarts, die ehedem sehr geschätzt waren, und damals für längst verloren galten, in dem Hause eines Buchbinders zu Lyon. Er hatte eben angefangen, die Blätter des Manusc. zuzuschneiden, um die Deckel der von ihm eingebundenen Bücher damit zu überziehen. Ein anderer Edelmann in Frankreich fand einen Theil der zweyten Decade des Livius als Enveloppe einer Rakete bey Gelegenheit eines Lustfeuerwerks. Er eilte sogleich zu dem Mann, aber er kam zu spät. Der Raketenmacher hatte vor einigen Tagen die letzten Blätter des Manuscripts verbraucht, und alles war in Rauch aufgegangen.

Die meisten Manuscripte der Alten gingen ohne Zweifel durch die crasse Unwissenheit der Zeiten zu Grunde. Aus einer Petition des Dr. Dee an die Königin Maria von England sieht man, daß zu dieser Zeit Cicero's Abhandlung »De Republica« noch in der k. Bibliothek gewesen seyn muß. Houet sagt, daß Petronius zur Zeit des John von Salisbury noch vollständig da gewesen seyn muß, da der letzte mehrere Stellen aus ihm anführt, die man jetzt nicht mehr finden kann. — Raimund Soranzo, ein Jurist am päpstlichen Hofe, besaß zwey Bücher Cicero's »De Gloria« im Manuscripte, die er dem berühmten Petrarca schenkte. Dieser lieh sie einem alten Freunde, der bald darauf am Schlage starb. Welche Mühe man sich auch gab, in dem Kreise des Verstorbenen das Manuscript zu finden, es war und blieb verloren. Zwey Jahrhunderte später wurde desselben Werkes in einem Bücher-Auctions-Catalog eines Nonnenklosters erwähnt, aber als man es, einige Zeit darnach, daselbst aufsuchte, war es nicht mehr zu finden, und die Nonnen konnten weiter keine

Auskunft geben. Petrarch spricht von dieser Schrift Cicero's: de Gloria, mit Enthusiasmus, und sagt, daß er sie nicht oft genug lesen, nicht würdig genug bewundern konnte.

Viele von diesen Schätzen des Alterthums gingen auch durch Mißbrauch, und selbst durch Betrügereien zu Grunde. So sagt man von der eben erwähnten Schrift des Cicero, daß der Arzt Petrus Alcyonius das Manuscript von den Nonnen ausgeborgt und nie mehr zurückgegeben, ja es selbst absichtlich vertilgt hatte, nachdem er in seiner eigenen Schrift: De exilio, viele Stellen aus jenem Manuscripte aufgenommen, und für sein Eigenthum ausgegeben hatte. In der That findet man in diesem Werke des Alcyonius eine Menge Perioden, die wie Oasen in einer Wüste dastehen, und durch Inhalt und Vortrag sich auffallend von dem Uebrigen unterscheiden. Selbst Peter Aretin, von dem wir schon oben gesprochen haben, ließ sich einen ähnlichen Betrug zur Schuld kommen. Er hatte ein griechisches Manuscript des Procopius: De bello gothico, gefunden, es latein übersetzt und als seine eigene Arbeit herausgegeben. Erst ein Jahrhundert später wurde ein zweytes Exemplar des griechischen Manuscripts gefunden, und so Aretin's Betrug entdeckt. Auch Machiavelli blieb nicht rein von solchem Unwesen, obwohl er dabey mehr seinen Freund, als sich selbst, zu bedenken suchte. Er hatte eine Schrift Plutarchs »Apophthegmata der Alten,« gefunden, wählte die besten Stellen darunter aus, und gab sie heraus, indem er sie seinem Helden Castrucio Castricani in den Mund legte.

Ging es doch selbst den Manuscripten der Neueren oft nicht viel besser. Der Cardinal Granvella hinterließ mehrere große Kisten, voll von Briefen der Diplomaten und selbst der Monarchen aller Länder, die er empfangen und häufig mit Randnoten eigener Hand commentirt hatte. Diese Kisten wurden nach seinem Tode auf den Boden gebracht, wo sie Staub und Ratten verzehrten. Fünf oder sechs derselben verkaufte später der Aufseher des Hauses an einen Krämer in Madrid, wo sie glücklicher Weise noch früh genug von einem Manne gesehen wurden, der den Werth dieser Manuscripte einigermaßen zu schätzen wußte, und davon die Anzeige an einen Schriftsteller machte. Dieser kaufte das Ganze um einen äußerst geringen Preis an sich, und gab dann diese Correspondenz in acht dicken Foliobänden heraus, eine der schätzbarsten Sammlungen historischer Quellen, die wir besitzen. — Ein ähnliches Schicksal hatte des berühmten Montaigne's Werk: »Tagebuch meiner Reise durch Italien.« Ein Geistlicher, der die Provinz Perigord, wo M. lebte, durchreisete, um daselbst Sammlungen für die Geschichte dieses Theils

von Frankreich zu suchen, fragte, als er in dem alten Schlosse Montaigne's ankam, nach dem Archiv desselben. Man zeigte ihm eine alte, große Kiste mit halbvermoderten Papieren, die unter einem schlechten Dache schon seit Jahren dem Regen und allen Unbilden der Witterung bloßgestellt waren. Nur mit Mühe konnte man manche Seite des Manuscripts entziffern, und das Werk endlich vollständig herausgeben. Die Nachkommen Montaigne's, auf denen nicht der Geist des Ahnherrn ruhte, hatten sich so wenig um diese Schätze bekümmert, daß sie nicht einmal wußten, daß einer ihres Namens früher als der erste Schriftsteller Frankreichs geglänzt hat. — Hieher gehört auch die Nachricht von der großen und wichtigen Sammlung von Staatspapieren, die Thurloe, der Secretär von Cromwell, zusammen getragen und so gut verborgen hat, daß sie erst ein Jahrhundert später bekannt gemacht werden konnten. Als man das Haus, wo man sie aufbewahrt hatte, als baufällig niederriß, fand man diese Papiere in einem alten Getäfel der Wand eines Saales. Sie bilden sieben starke Foliobände, und sind für den Geschichtforscher jener Zeit von der größten Wichtigkeit.

Mit diesem Gegenstande ist die absichtliche Zerstörung, die bisweilen mit ganzen Bibliotheken, ja mit dem gesammten Bücherwesen eines ganzen Landes vorgenommen wurde, in zu engem Zusammenhange, als daß wir ihr nicht auch einige Worte widmen sollten.

Die traurigen Schicksale der Bibliothek zu Alexandrien sind den meisten Lesern bekannt genug. Die ägyptischen Ptolemäer hatten dieses Denkmal ihrer Liebe zur Literatur errichtet. Es war das größte Monument dieser Art in der älteren Zeit. Die Seele dieser Bibliothek war ihr erster Vorsteher, Demetrius Phalereus, ein von der Natur zum Bibliothekar gebildeter Mann; voll Kenntniß und Liebe zur Sache trug er aus allen ihm bekannten Ländern die schätzbarsten Werke zusammen, und brachte seine Büchersammlung noch bey seinem Leben zu einer Vollkommenheit, der seine Nachfolger nur wenig mehr hinzu zu fügen übrig hatten. Mehrere auf einander folgende Könige unterstützten dieses große Unternehmen mit wahrhaft königlicher Großmuth. Einer von ihnen benützte die Gelegenheit, wo ihn die Athenienser während eines Mißjahres um Weizen gebeten hatten, zur Bereicherung seiner Bibliothek. Er sagte ihnen reichliche Hülfe zu, wenn sie ihm dafür die Originalmanuscripte des Aeschylus, Sophocles und Euripides zum Abschreiben überlassen. Die Athener, stolz auf diesen Schatz, fürchteten seinen Verlust, und der König bot ihnen zur Sicherstellung fünfzehn Talente in Gold (nahe 321200 fl. C. M.) als Unterpfand an. Er erhielt die Manuscripte, und als

er sie, nach der Copirung, wieder zurückschickte, schenkte er den Athenern zum Dank das hinterlegte Pfand. — Als der Chalif Omar Alexandrien mit Sturm erobert hatte, ließ er die Bücher dieser Bibliothek unter die Bademeister der Stadt vertheilen. Durch sechs Monate wurden damit die 4000 Badestuben dieser Stadt geheizt. Diese Bücher, sagte Omar, enthalten entweder das, was im Koran steht, und dann sind sie überflüssig; oder sie enthalten etwas anderes, und dann sind sie schädlich und in beyden Fällen müssen sie vertilgt werden. — Indeß muß die alte Liebe zum Büchersammeln später wieder bey den Alexandrinern aufgewacht seyn, da lange nach der arabischen Invasion die neuen Sectirer ebenfalls Gelegenheit fanden, ihre barbarische Wuth an der Bibliothek dieser Stadt auszulassen. Die Araber selbst, die nach den ersten Ausbrüchen ihres Fanatismus sich mit Vorliebe den Wissenschaften widmeten, hatten wieder große Sammlungen arabischer Manuscripte in Alexandrien angelegt. Allein früher schon, gegen Ende des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, unter Theodosius dem Großen, erlitt diese Bibliothek ihren größten Verlust von nicht arabischen Fanatikern, die von einem anderen Theodosius angeführt wurden. Der wüthende Haufe stürmte und verbrannte die Bibliothek, und der Geschichtschreiber Orosius fand, mehrere Jahre nachher, nur noch die leeren Schränke. Diese drey Zerstörungen jener großen, immer wieder aus ihrer Asche sich erhebenden Bibliothek fielen in das vierte, siebente und dreyzehnte Jahrhundert. Aber man vergißt dabey gewöhnlich eine andere, frühere, die 50 Jahre vor dem Anfange unserer Zeitrechnung fällt, und die einem anderen großen Heerführer zur Schuld fällt.

C. J. Cäsar, selbst einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller der Alten, Cäsar, der selbst eine große, öffentliche Bibliothek in Rom angelegt, und sie dem gelehrten Varro übergeben hatte, war der eigentliche erste Zerstörer der alexandrinischen Bibliothek, da sie während seiner Belagerung dieser Stadt, wohl ohne seine Schuld und gewiß ohne seinen Willen, ganz abbrannte. Ueber 400000 Bände oder Rollen, welche die ganze römische, griechische, indische und ägyptische Literatur umfaßten, wurden ein Raub der Flammen. Sie wurde nachher durch die sogenannte Pergamische Bibliothek, die Antonius der Cleopatra zum Geschenke machte, wenigstens großentheils wieder ersetzt.

Die eigentlichen Eroberer, vorzüglich der früheren Zeiten, tragen den größten Theil der Verluste, den die Bücherwelt von Zeit zu Zeit erleiden mußte. Sie begnügten sich nur selten mit der Zerstörung der Menschen und mit der Verwüstung der Länder, die sie überzogen: ihre Wuth wendete sich nur zu oft auch

gegen die Geisteswerke der schon längst Abgeschiedenen, um auch sie von der Erde zu vertilgen. Noch beklagen die Irländer diese Zerstörungssucht ihrer ersten Eroberer, die beynahe alle Spuren ihrer früheren Geschichte vernichtet haben. Noch in einem höheren Maße ist dieß in Mexico der Fall gewesen. Die Einwohner dieses Landes, welche die Schreibekunst nicht kannten, suchten ihre Geschichte durch Gemälde darzustellen. Diese Geschichtsmaler waren in Mexico so zahlreich, als bey uns die Abschreiber vor der Entdeckung der Buchdruckerey. Aber die Missionäre, die besorgten, daß durch diese Gemälde der Aberglaube der Einwohner genährt und unterstützt werde, ließen sie im ganzen Lande sammeln um ganze Berge von ihnen auf dem Platze von Mexico zu verbrennen. Späterhin erkannten sie selbst ihren Fehler, aber zu spät, und so wird die Geschichte dieses großen Landes, vor der Invasion der Europäer, wahrscheinlich für immer unbekannt bleiben. — Abdullah, der Beherrscher Khorasan's im zehnten Jahrhundert n. Ch., war ein würdiger Nachfolger Omars. Als ihm in Nishapur ein persisches Gedicht vorgelegt wurde, das der berühmte Nushirvon verfertigt hatte, und das als das vorzüglichste aller persischen Gedichte galt, wollte er nichts damit zu thun haben. Meine Unterthanen sollen den Koran und sonst kein Buch mehr lesen, sagte er, indem er das Gedicht mit Verachtung zu Boden warf, und am folgenden Tage erging ein Machtgebot durchs ganze Land, alle persischen Bücher ohne Ausnahme den Flammen zu übergeben. Wahrscheinlich wollte Ximenes an den Saracenen Gleiches mit Gleichem vergelten; denn als er Granada eingenommen hatte, wurden, auf seinen speciellen Befehl, funfzigtausend Exemplare des Korans an einem Tage verbrannt. — Auch unter Heinrich VIII. in England war die Destruction der Bibliotheken allgemein geworden. Sie hielt mit der Zerstörung der Klöster gleichen Schritt. Die Käufer der Klostergebäude nahmen die Bibliotheken als eine Art von Hausrath mit, den sie an die Krämer als Packpapier verkauften. Wenn immer ein Buch rothe Buchstaben hatte, wie dieß so oft bey den Gebetbüchern jener Zeit der Fall war, so war es gewiß, von den Puritanern verabscheut und verbrannt zu werden. Viele dieser Bücher wurden auch von ihren Anhängern unter der Erde verborgen, um sie gegen ihre Verfolger zu beschützen, und gingen eben dadurch wieder zu Grunde. Was die Flamme nicht verzehrte, fraß der Moder. Fuller, der Geschichtschreiber dieser Bücherverfolgung, sagt, daß der sechzigjährige Krieg zwischen York und Lancaster nicht so verheerend für die Bibliotheken Englands war, als dieser Bücherkrieg, der doch nur sechs Jahre dauerte. Im Jahre 1599 wurde eine allgemeine Bücher-

verfolgung angesagt. Die Puritaner und Calviner zerstörten alles, was von Büchern in ihre Hände kam. »Wie Straßendiebe und außer dem Gesetz stehende Verbrecher, hieß es, sollen sie ergriffen werden, wo immer sie sich finden.« Die Schriften aus jener Zeit sind auch jetzt außerordentlich selten.

Auch Privatverhältnisse und einzelne Personen tragen öfter die Schuld an der Vernichtung oder doch Verstümmlung werthvoller Schriften. Die auf uns gekommenen Werke des Aristoteles sind weder vollständig, noch unverändert. Sein Schüler, Theophrastus, vererbte diese Schriften an Neleus, und die Nachkommenschaft des Letztern, eine ganz unwissenschaftliche Rasse, vergrub sie unter der Erde. Apellion kaufte sie, aber in einem solchen Zustande, daß große Partien ganz unleserlich waren. Er sammelte und ordnete sie, so gut er konnte, und füllte die großen Lücken nach Gutdünken aus. Als später Sylla nach Athen kam, fand er diese alterirten Manuscripte und brachte sie nach Rom, wo er sie einem gewissen Grammatiker Tyrannio gab, um sie durch gedungene Abschreiber copiren zu lassen, wodurch ohne Zweifel wieder neue Fehler entstanden sind. Dieß erzählt uns Strabo in seinem XIII. Buche. — Auf eine ähnliche Weise sind mehrere Manuscripte der Lady Mary Wortley Montagu zu Grunde gegangen. Ihre Mutter fand es überflüssig, wo nicht herabwürdigend, daß eine aus ihrer Familie als Schriftstellerin glänze, und sie verbrannte daher die zurückgelassenen Schriften ihrer Tochter, da sie sich entrüstete, zu hören, daß man sie die Sévigné Englands zu nennen pflegte.

Der berühmte Peiresc hatte eine ganze Kammer voll Briefe beynahe aller Gelehrten Europas zurückgelassen. Man pflegte ihn bey allen schwierigen Untersuchungen um Rath und Beyhülfe anzugehen, daher man ihn auch die lebendige Bibliothek und den Avocat général des gens de lettres zu nennen pflegte. Seine Nichte aber und seine Erbin hatte alle Gelehrsamkeit in Aversion genommen. Obschon sie mehrmals ersucht wurde, diese interessante Correspondenz herausgeben zu lassen, obschon man ihr bedeutende Summen dafür anbot, so fand sie doch ein größeres Vergnügen darin, mit diesen Papieren einige Tage durch ihr Zimmer zu heitzen. — Auch Leonardo da Vinci theilt dieses Schicksal. Als man seinen Nachkommen und Erben ein bisher verloren geglaubtes Manuscript des großen Meisters zeigte, sagten sie mit verächtlicher Miene: »Wir haben solches Zeug genug oben in der Bodenkammer, wenn es nicht etwa schon die Mäuse verzehrt haben.«

Wie viel Schaden die Bibliotheken durch Feuersbrünste erlitten haben, würde schwer mit Genauigkeit anzugeben seyn.

Das Abbrennen der berühmten Cottonianischen Bibliothek vertilgte eine große Sammlung anglo-saxischer Manuscripte, die, als einzig in ihrer Art, für alle Zukunft unersetzbar sind. Meninsky's Dictionnär der persischen Sprache ging durch ein ähnliches Unglück beynahe ganz verloren. Während der Belagerung Wiens durch die Türken fiel eine Bombe in das Zimmer, wo diese Bücher aufbewahrt waren, und vernichtete sie beynahe alle. Die wenigen Exemplare, die gerettet wurden, tragen durchaus die Spuren jenes Ereignisses. Antonius Urceus, ein Gelehrter des fünfzehnten Jahrhunderts, hatte viele Jahre an einem großen Werke gearbeitet. Als es schon nahe vollendet war, wurde das Manuscript von dem Feuer verzehrt. Er nahm sich dieses Unglück so zu Herzen, daß er den Verstand darüber verlor, daß er seine Vaterstadt, Forli, wo er sechzig Jahre gelebt hatte, verließ, und fortan, mehr einem Thiere als einem Bettler gleich, in den benachbarten Wäldern lebte, bis der Tod seinem traurigen Daseyn ein Ende machte. — Ben Jonson's Schrift: »Execration on Vulcan,« verdankt seine Entstehung einem ähnlichen Unfall. Eine einzige Stunde hatte seine Manuscripte, die Frucht einer zwanzigjährigen Arbeit, vertilgt. Tragischer war das Schicksal Newtons. Er ging eines Morgens, gegen Ende des Jahrs 1692, in die Kirche, und ließ seinen kleinen Hund Diamond allein in der Studierstube zurück. Bey seiner Rückkunft fand er den Leuchter mit der brennenden Kerze auf seinem Schreibpulte umgestürzt und beynahe alle seine Schriften von der Flamme ergriffen. Als er sich von dem ersten Schrecken über seinen Verlust erholt hatte, soll er ausgerufen haben: »O Diamond, du weißt nicht, wie unglücklich du mich gemacht hast.« — Bald darauf fiel Newton in eine Schwermuth, von der er sich nie mehr gänzlich erholte, obschon er noch 35 Jahre lebte, und die sogar seine Verstandeskräfte geschwächt haben soll. Die ersten beyden Jahre nach diesem Ereignisse war er von einer tiefen Melancholie ergriffen, und gab mehr als einmal deutliche Zeichen einer Verstandesverwirrung. Gewiß ist, daß er seit dieser Zeit nichts Großes mehr geliefert hat, wie denn seine bedeutenden Entdeckungen und seine größten Werke alle vor jene Epoche fallen. Wie viel hätte die Nachwelt von diesem außerordentlichen Manne, ohne jenes Unglück, noch lernen können!

Auch Schiffbrüche haben ihren guten Theil an den Verlusten, welche die literarische Welt von Zeit zu Zeit erleiden mußte. Guarino Veronese, einer der oben erwähnten eifrigen Manuscriptenjäger, reiste viele Jahre in Griechenland herum, und sammelte mit Mühe und Kosten eine kleine Schiffsladung voll der interessantesten griechischen Manuscripte, die alle in einem

Schiffbruche verloren gingen, als er sie vom Peloponnes nach Malta überschiffen wollte. Gegen das Jahr 1700 erlitt Hulde, ein reicher Bürgermeister von Middleburg, ein ähnliches Schicksal. Auf seine Kosten war er nach China gereist, hatte dieses Land nach allen Richtungen durchzogen, die Sprache desselben sich vollkommen eigen gemacht, sich selbst bis zur Würde eines Mandarins hinaufgeschwungen, und zog endlich, schwer belastet von Manuscripten und Merkwürdigkeiten aller Art in sein Vaterland zurück, als ihn, wenige Tage vor seiner Landung, ein Sturm erreichte, und alle seine Hoffnungen in einer Stunde vernichtete. Dreyßig Jahre hatte er gesammelt, und alles verschlang in einem Augenblicke die bodenlose See. — Die berühmte Pinelli'sche Bibliothek sollte, nach dem Tode ihres erlauchten Besitzers, nach Neapel überführt werden. Sie füllte drey Schiffsladungen. Die kleine Flotte wurde, nahe an Italiens Küste, von Corsaren angegriffen und eines der Schiffe genommen. Die Räuber durchsuchten ihre Beute, und als sie nichts als Bücher fanden, warfen sie sie alle in die See. So ging der dritte Theil einer der schönsten Privatbibliotheken zu Grunde, die England aufweisen konnte.

Wir haben bereits oben bemerkt, daß wir, so viel Gutes wir auch von den Schriften der Alten gerettet haben, doch auch große Verluste betrauern müssen. Welche Schätze mögen nur durch die vielen Unglücksfälle verloren gegangen seyn, welche die Alexandrinische Bibliothek erlitten hat. Auch nicht eine einzige Schrift der Aegyptier, der Karthager, der Assyrier ist gerettet worden, und doch haben diese Nationen eine so große Rolle auf der Erde gespielt. Sanchoniathons Geschichte Phöniciens, Manethons und des Berosus Werke sind, bis auf einige Zeilen, die andere neuere Schriftsteller in fremden Sprachen, vielleicht unrichtig genug, angeführt haben, gänzlich verloren. Aber selbst von den Griechen und Römern, wie vieles hat uns die Zeit mißgönnt! Die Geschichte des Polybius enthielt 40 Bücher, und wir haben davon nur mehr fünf. Auch die des Diodors von Sicilien hatte 40 Bücher, von welchen nur 15 auf uns gekommen sind. Von Dionys von Halicarnaß ist mehr als die Hälfte verloren gegangen. Von den 80 Büchern der Geschichte des Dio Cassius besitzen wir nur mehr 25. Die Geschichte des Livius enthielt 140 Bücher, und wir kennen nur 35. Welch ein Schatz ist uns mit den verlornen Büchern des Tacitus geraubt worden. Die Regierung des Titus, dieses Kleinods des Menschengeschlechts, ist uns nur in allgemeinen Zügen bekannt, und auch der finstere Domitian entging der rächenden Geißel der Nemesis. Und selbst in dieser Verstümmlung noch, ein

bloßer Torso, steht Tacitus als der Fürst der Historiker da. Quintilians Werk, de causis corruptae eloquentiae, die er selbst in seinen Institutionen mit so viel Selbstgefälligkeit als seine beste Schrift citirt, ist gänzlich verloren gegangen. Varro's Biographien von 700 der vornehmsten Römer, und des Atticus Werk von den Thaten berühmter Römer, sind für uns nie da gewesen. Wenn man bedenkt, daß diese Schriftsteller die höchsten Stellen in einem weltbeherrschenden Staate bekleideten, und daß sie zu den Gebildetsten ihrer Zeit gehörten, so kann man den Verlust ihrer Werke nicht genug betrauern. Auch von dem älteren Plinius, diesem Patriarchen aller literarischen Sammler, vermissen wir seine Geschichte in 20 Büchern. Wer beweint nicht den Verlust der zwey Bücher Anticatones die C. J. Cäsar gegen Cato geschrieben hat. Besonders schmerzhaft sind diese Unfälle auf dem Gebiete der Geschichte. Die Produkte der Einbildungskraft, wie Gedichte, oder die des Verstandes, wie mathematische Entdeckungen, lassen doch die Hoffnung auf künftigen Ersatz zurück, wenn wieder einmal der Genius zu uns herabsteigt — aber wer soll verlorne Geschichte ersetzen! Doch sind auch die Entbehrungen der übrigen Geisteswerke schmerzhaft. Nach den Aeußerungen der Alten zu urtheilen, war Menander einer der größten Dichter aller Zeiten, und wir haben nur mehr einige Zeilen von ihm. Er war der eigentliche Volksdichter der Griechen, und er kannte die innersten Tiefen des menschlichen Herzens; er war der Sittenmaler, der Moliere seiner Zeit und der Historiker des häuslichen Lebens der Griechen: Alles ist bey den Alten seines Lobes voll, und wir haben alles verloren! — Von Aeschylus, Sophocles und Euripides haben wir in allem kaum 26 Stücke, und doch soll jeder von ihnen nahe an 100 geschrieben haben. Plautus schrieb 130 Schauspiele, und wir haben nur 20. Eben so ist der Rest von Ovid's Fasti nie mehr aufgefunden worden. Und wer war der treffliche Dichter, von dem der jüngere Plinius sagt (Lib. I. Epist. XVI.): »Seine Werke kommen nie von meiner Hand, und wenn ich mich hinsetze, selbst was zu schreiben, oder früher Geschriebenes durchzusehen, oder überhaupt mich an der Lectüre zu ergötzen, so nehme ich immer diesen lieblichsten aller Autoren vor, und immer erscheint er mir neu.« — Plinius war selbst ein Mann von Geschmack und feiner Bildung, und sein Urtheil kann den Schmerz über unseren Verlust nur erhöhen.

Das Vorhergehende wird genügen, dem Leser eine allgemeine Ansicht von dem Inhalte und dem Vortrage dieser Schrift zu geben, besonders wenn er die Mühe nicht scheut, das oben als Einleitung zu dieser Anzeige Gesagte noch einmal eines flüchtigen

Blickes zu würdigen. Um von dem Reichthume des hier aufgehäuften, interessanten Stoffs einen nähern Begriff zu geben, bemerken wir nur noch, daß alles Vorhergehende bloß von den ersten 24 Blättern des ersten Theils genommen ist, und daß selbst unter dieser Beschränkung noch die Ausbeute leicht hätte verdoppelt werden können, ohne im Geringsten dadurch an Interesse zu verlieren. Wir gedenken, in einem der folgenden Bände dieser Schrift wieder auf denselben Gegenstand zurück zu kommen, und unseren Lesern dieses Werk noch von einigen anderen Seiten kennen zu lehren, in der gedoppelten Hoffnung, daß ihnen daraus ein nützliches Vergnügen erwachsen, und daß irgend einer unserer besseren Uebersetzer, durch diese Anzeigen bewogen, den Entschluß fassen soll, uns den Verfasser im deutschen Gewande, aber auf eine seiner und der deutschen Leser angemessene und würdige Art zu geben. Eine eigentliche getreue und nichts als getreue Uebersetzung ist nicht, was hier wünschenswerth erscheint, ja sie wird selbst, in manchen einzelnen Aufsätzen, unter den für uns einmal gegebenen Verhältnissen, nicht einmal ausführbar seyn; auch können viele der letzten ohne Nachtheil übergangen werden, da gerade sie nicht immer zu den gelungensten gehören. Dafür würde eine zweckmäßige Auswahl des Besten, eine freye Bearbeitung desselben, und die Begleitung gar mancher Zusätze, Ausfüllung der Lücken, sorgfältigere Ausarbeitung kurzer Anzeigen u. dgl. gewiß allen deutschen Lesern höchlich willkommen und erfreulich seyn. An Stoff dazu wird es einem belesenen Uebersetzer, denn nur ein solcher wird hier vorausgesetzt, nicht fehlen, und auch die Anerkennung des Publikums wird ihm nicht entgehen, wenn er diejenige Sorgfalt auf seine Arbeit verwendet, zu welcher er schon durch die Sache selbst sowohl, als auch durch die Tüchtigkeit seines Vorgängers, so dringend aufgefordert wird.

Littrow.

Art. IV. Epistolae Davidis Ruhnkenii ad Dan. Wyttenbachium, editae a G. L. Mahne. Accedunt D. Wyttenbachii epistolae, quas curavit F. C. Kraft, Altonae Imp. Librariae Hammerschianae. 1834.

Mahne hatte schon früher die Correspondenz Ruhnken's und Walckenaers herausgegeben, und glaubte nun, dieser Sammlung auch die Briefe Ruhnken's an Wyttenbach nachträglich beyfügen zu müssen. Dieser sind 71, da er einige kleinere, inhaltsärmere oder nicht weiter interessante, zurücklegte. Dieß geschah im J. 1832 zu Leiden. — Zwey Jahre später entschloß sich F. C. Kraft, Director des Johanneums zu Hamburg,

zu der gegenwärtigen zweyten Herausgabe jener Briefe, denen er zugleich die des Wyttenbach an Lynden, Eldik, Bosch, Kasteele, Lennep u. a. beyfügte. Die Briefe Ruhnkens füllen 78, und die des Wyttenbach 64 Seiten; die übrigen 88 Seiten sind den Noten zu den vorhergehenden Briefen gewidmet.

Daß Mittheilungen wissenschaftlicher Briefe ausgezeichneter Männer schon an sich im hohen Grade interessant sind, bedarf hier keines Beweises. Wir lernen sie selbst, wie sie leibten und lebten, besser und näher, als aus ihren öffentlichen Werken kennen, in welchen sie, gleichsam auf der Bühne, immer mit einem Nimbus erscheinen, der ihre Persönlichkeit verbirgt, und das, was uns an dem Menschen interessirt, mit einem oft undurchdringlichen Schleier bedeckt. Dasselbe Verdienst wird also auch an der gegenwärtigen Sammlung von Briefen zweyer in ihrem Fache so vorzüglicher Männer nicht verkannt werden. Jedoch hat der Herausgeber derselben, Kraft, sich ein mehr untergeordnetes Ziel gesteckt, und dadurch wenigstens unsere ersten Hoffnungen nicht erfüllt, da das Titelblatt die hier in Rede stehende Beschränkung nicht ausspricht. Denn das Epistolae adnotationibus instructae ließ uns nicht erwarten, daß das Ganze nur für Jünglinge zur Uebung in der lateinischen Sprache bestimmt seyn soll, wie doch in der Vorrede ausdrücklich gesagt wird. Wir wollen nicht in Abrede stehen, daß auch dieser Zweck ein recht guter ist, nur hätten wir gewünscht, ut, quod intus sit, prae se ferret libellus, damit wir nicht an einem Orte Dinge suchen, wo sie nicht zu finden sind. Der Jugend also werden diese Briefe ohne Zweifel sehr nützlich seyn, wenn sie sie anders fleißig lesen, und iterum iterumque et nocturna et diurna manu versiren will. Auch der Aeltere wird gar manches Treffliche in diesen Briefen finden, wie es sich von ihren Verfassern erwarten läßt; nur werden, wie zu besorgen ist, dem Munde, der so eben gute und kräftige Kost genossen, die zum Nachtische aufgetragenen Noten nicht behagen, die zu sehr nach Milchkost schmecken, und so willkommen sie auch manchem Anfänger seyn mögen, dem gereiften Manne nicht mehr zusagen können. In diesen Noten werden nämlich erstens die Fehler angezeigt, welche sich Ruhnken und Wyttenbach da und dort gegen die genuine Latinität zu Schulden kommen ließen. Da wird z. B. gezeigt, daß die Worte *tum* ad alios, *tum* ad Plutarchum, eigentlich et ... et heißen sollten; daß consecrare operam besser durch dicare oder impertire gegeben würde; daß sensus in dem dort gebrauchten Sinne durch sententia ausgedrückt werden soll, und was dergleichen mehr ist. Auch wird die Belesenheit des Herausgebers durch

Parallelstellen aus den Alten bewiesen. So heißt es zu der Stelle Ruhnkens: cui Plato placet, in der Note: Ille se profecisse sciat, cui Cicero valde placebit. So wird bey dem Worte nollem auf Heindorf ad Horat. Sat. I. verwiesen, um den Unterschied zwischen nollem und nolim, mallem und malim genau aufzufassen u. s. Quae omnia scire, quam utile sit discentibus, vix est quod verbo doceamur, sagt der Herausgeber, und wir wollten mit ihm darüber nicht rechten, wenn er es nur auch auf dem Titelblatte seines Buches gesagt hätte. Zweytens enthalten aber dieselben Anmerkungen auch Nachrichten über die Gegenstände und Personen, von welchen in den Briefen die Rede ist, und diese sind großentheils willkommen, da diese Nachrichten meistens weniger bekannte Dinge betreffen, welche nur der eigentliche Philolog näher kennt, und die daher von jenen beyden Männern oft nur mit einem Worte angedeutet sind, besonders wenn sie sich, wie es oft der Fall ist, auf die holländischen Gelehrten beziehen, von welchen hier, wie zu erwarten, öfter die Rede ist. Da der Herausgeber dieser Briefe mit dem Gegenstande genauer bekannt ist, und selbst ein sehr gewähltes Latein schreibt, so wird seine Schrift der studierenden Jugend nicht ohne Nutzen seyn, wie es auch schon die früher von ihm besorgten Briefe des Muretus, Bentleus, Grävius u. a. gewesen sind.

Was den Inhalt dieser Briefe Ruhnkens und Wyttenbachs betrifft, so sind sie meistens philologischen Inhalts, ihre Bearbeitungen der griechischen und römischen Classiker betreffend, voll feiner und scharfsinniger Bemerkungen über die abgehandelten Gegenstände, und mit einer Correctheit und Eleganz der Sprache vorgetragen, wie man sie in unseren Tagen wohl nur sehr selten mehr finden möchte. Auch an eigenen Ansichten dieser Dinge fehlt es nicht, die oft nicht ohne Interesse sind, da sie die Individualität der Verf. darstellen, wenn sie gleich an sich selbst vielleicht geringeren Werth haben mögen. So lobt R. den viel jüngeren W., daß er von seiner vorgehabten Ausgabe des Julianus Apostata abgelassen, und sich dafür zur Herausgabe des Plutarch gewendet hat. O praeclarum et salutare consilium, ruft er aus. Equidem ut Julianum caeterosque illius aetatis Sophistas vehementer contemno, ita Plutarchum in sinu gesto, nec satiari illo legendo possum. Man hört bey dieser Gelegenheit, daß R. selbst früher sehr ernstlich an eine Ausgabe des Plutarchs, so wie auch des Plato, den er über alle anderen Schriftsteller des Alterthums verehrte, gedacht habe, aber propositum effectu caruit, quippe consutatum illo summae perfectionis sive studio sive errore. Er wollte es zu gut machen, und dar-

über wurde am Ende nichts gemacht. — Mehrere bisher dem Stobäus zugeschriebene Aufsätze werden dem Plutarch vindicirt. In einem anderen Briefe nimmt R. sich wieder jener, früher verachteten Sophisten liebreich an, und sagt, daß er sie oft und gern lese, vor allem aber den Chrysostomus, der, nach Hemsterhusius Urtheil, quam proxime ad Socraticorum praestantiam accessit. Unter den Sokratikern meint er, wie man aus dem Context sieht, vorzüglich Plato und Xenophon, und bey Chrysostomus ellenlangen Diatriben scheinen ihn vorzüglich die vielen Stellen aus alten, verloren gegangenen griechischen Dichtern bestochen zu haben. Denn mit welchem Rechte auch dieser Dio aus Prusa in Bithynien jenen später angenommenen Namen geführt haben mag, so ist sein Geist und seine Sprache mit denen des Plato und Xenophon weiter in keine Vergleichung zu bringen. — Bey Gelegenheit des Empfangs eines Catalogs der Augsburger Bibliothek bemerkt R., daß daselbst noch so viele unedirte Codices der Griechen vergraben sind. Profecto, ruft er aus, Germani nesciunt uti bonis suis! Und nun bittet er W., ihm zu schreiben, ob doch der Bibliothekar von Augsburg wenigstens so viel Kenntniß habe, daß er die Hülfe desselben bey dem Copiren dieser Codices mit Nutzen ansprechen kann. Auch die Bibliotheca Monacensis kömmt übel weg. Dort soll, sagt er, eine vis Graecorum Msstorum seyn, und er räth daher dem W.: haec spolia barbaris Monachis detrahere, was doch wohl nur describere et in lucem edere heißen soll. Der Sonderbarkeit wegen muß bemerkt werden, daß dieser Brief vom 2. Juli 1769 zu Leiden datirt ist. In einem anderen Briefe lobt er den jungen W., daß er seiner Aeltern Wunsche, zur Theologie zu gehen, nicht gefolgt sey. Auch er habe es so gemacht, und sey endlich, als sie in ihn drangen, nach Holland geflohen, wo er Hemsterhuis hörte, der ihn sofort für immer an die eleganten Studien, wie er sie nennt, gefesselt habe. Später, als er die Catheder zu Leiden mit einem bedeutenden Gehalt bestiegen, habe sich sein Vater wieder mit ihm ausgesöhnt, und so würde es auch mit W. gehen, daher er nur guten Muths seyn möge.

Die Vorlesungen an der Leidner Universität, sagt R., fangen jährlich mit der Mitte Septembers an, und enden mit der Mitte des folgenden Junius. Die drey Zwischenmonate, setzt er hinzu, sind von jeher den Professoren zu Reisen nach den benachbarten Bädern oder nach England und Frankreich vergönnt worden. Et recte quidem, wenn sich auch die fremden Professoren, die uns nicht kennen, über diese langen Ferien wundern. Uebrigens lebe man in Leyden nahe eben so wohlfeil, als in Leipzig oder Göttingen, so daß 140 Ducaten im Jahre hinreichen, einen Mann

anständig zu unterhalten. — Obschon R. auch in diesen Briefen, wie in seinen öffentlichen Schriften als ein humanitatis studiosissimus erscheint, so kann er doch nicht umhin, zuweilen seine philologischen Krallen zu zeigen. Gegen Klotz besonders kann er seiner Galle kaum Einhalt thun. Er nennt ihn einen indoctum nebulonem, was unserem guten Kraft sehr wehe thut, da Klotz zwar ein homo petulans et quemvis eruditum fere lacessens, aber dabey doch auch ein vir doctus sey, der recht artig latein schreiben könne. Sonderbar, daß keiner von ihnen der antiquarischen Briefe Lessings gedenkt, die doch i. J. 1772 schon längst erschienen waren.

Daß es, selbst bey einem sonst so gutmüthigen Manne, aber doch immer einem Philologen, an gelehrten Streitigkeiten nicht fehlt, und daß die Meinung über andere, besonders über Gegner, mit Schärfe abgegeben wird, kann Niemand befremden, der hoc genus omne etwas näher kennen gelernt hat. So wie eine vorgeschlagene Veränderung oder eine Lehrart in irgend einer Stelle eines alten Classikers nicht gefällt, so ist der Widersacher sofort mordaci sale defricandus. So oft diesen Herren eine Grille durch den Kopf fährt, wird der erste Begegnende angegriffen, um an ihm der verhaltenen Galle Luft zu machen. So sagt R. selbst von Valckenarius: Quoties delirat, toties sibi aliquot praeclaros viros exagitandos sumit.

Indem er W. um einen geschickten Lehrer für die Kinder eines wohlhabenden Leydner Hauses ersucht, setzt er hinzu: Lutheranae an Reformatae formulae sit, nihil interest, modo ne sit Pontificius. Dieß wird in jenen Gegenden Toleranz genannt. Als er später von W. hört, daß der junge Mann einige kleine Schulden berichtigen muß, ehe er die Reise antritt, weigert sich R., dieß in jenem Hause zu melden: quia ea res miserae cujusdam et opulentis hominibus semper invisae paupertatis indicium esset factura. Hierin sieht man die Handelsstadt und die Kaufmannswelt, ubi tanti es, quantum habes. Am Ende einiger Monate muß der arme Junge wieder gehen, weil er — nicht elegant genug für das hohe Haus des Kaufmanns ist: Tristis homo et αγελαστος et non factus est ad hujus aetatis elegantiam.

Als W. die Professur in Amsterdam antreten sollte, suchte ihn R. nach Leyden zu ziehen, wo er einen Gehalt von 2600 fl. erhalten sollte, quo professorum, qui nunc sunt, nemo fruitur. Da W. sich damit nicht begnügte, so wurden ihm 3000 angetragen. Mehr ließen die Consule von Leyden nicht zu, obschon man darauf antrug, indem sie vorschützten, daß dadurch die meisten anderen Professoren, die nur 1600 fl. haben, zurück-

gesetzt und gekränkt werden. Allein W., der in Amsterdam die Aussicht auf einen Gehalt von 5000 fl. hatte, war schwer zu bewegen, bloß der besseren Bibliothek in Leyden wegen, so viel von seinem Einkommen aufzuopfern. Wie man aus den Noten sieht, so sollte W. in Leyden nebst dem Gehalte von 3000 fl. noch an Emolumenten nahe 1560 fl., also zusammen 4560 fl. jährliches Einkommen haben. Dazu kamen noch bedeutende Unterrichtsgelder, welche die Zuhörer entrichteten, und die oft sehr beträchtlichen Summen, welche sich ausgezeichnete Professoren als Schriftsteller durch ihre Werke zu verschaffen wußten. Auf diese Weise galten, wenigstens die besseren unter ihnen, selbst in einer Handelsstadt, für wohlhabende, und dazu, wegen ihrem literarischen Rufe, für geehrte Leute, mit welchen sich die besten und reichsten Familien verbanden, wodurch ihr Wohlstand noch mehr erhöht wurde.

Nicht uninteressant erscheint die Ansicht eines so grundgelehrten, unter den Büchern ergrauten Mannes, über die Ehe und das andere Geschlecht. W. stand auf dem Fuße, sich zu verehlichen. Seinem Freunde R. wird bange. Magni res consilii, schreibt er ihm, et tibi difficilis, quod ineptus esse nescis. Also mit den Frauen muß man Läppereyen und Possen treiben, wenn man bey ihnen glücklich seyn will. Zur Bekräftigung dieser Sentenz wird sie noch wiederholt: Nam sine ineptiis, quibus amabilitas censetur, nihil apud puellas proficitur. Aber vielleicht lag die Ursache dieses Raths in der Individualität W y t t e n b a c h s, wie man aus der Note von M a h n e schließen könnte. Auch kömmt R. in einem späteren Briefe wieder auf denselben Gegenstand zurück, und mahnt ihn mit eindringendem Ernst von der Ausführung seines Vorhabens ab: deterreo te et a matrimonio ineundo revoco, si bene et tranquille vis vivere.

Man hat öfter schon gesagt, daß die englischen und holländischen Gelehrten sich häufig durch eine starke Constitution, durch einen robusten Körper und durch ein langes Leben auszeichnen, während man von den deutschen häufig das Gegentheil bemerkt. Wenn dieß richtig ist, so wäre es interessant, die Ursache dieser Erscheinung zu kennen. Ich könnte eine große Anzahl ausgezeichneter Gelehrter aus jenen beyden Nationen anführen, die jene Bemerkung zu bestätigen scheinen, und nur sehr wenige von uns, um sie zu widerlegen. Sitzen unsere Leute zu viel, und gönnen sie sich keine Erholung? Oder sind es Sorgen anderer Art, die sie vor der Zeit ermatten und dem Grabe nahe führen? Ist es der Mangel an Aufmunterung und ihre tiefere Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, die sie niederdrückt? An Gefühl für Ruhm und Ehre fehlt es ihnen so wenig, als den anderen;

aber dieses Gefühl, findet es auch hinlängliche Nahrung? Die Befriedigung der Hauptleidenschaft eines Menschen ist das beste Mittel zur Aufheiterung des Geistes, und zum frohen, muntern Sinn, also zu den ersten Bedingungen eines langen, gesunden und heiteren Lebens. — Wie sich dieß auch verhalten mag, unser R. ist ein Beleg weiter für die oben aufgestellte Behauptung. An seinem 76sten Geburtstage schreibt er an seinen Freund W.: **Ego vero et animo et corpore ita vigeo, ut videar posse ad eandem aetatem quam mater mea, i. e. ad annum 86 pervenire. Nec ulla alia re senem me fieri sentio, nisi pigritia in literis scribendis.** — Dieser Abscheu vor dem Briefschreiben ist ihm mit so vielen anderen Gelehrten gemein; fast alle sind, wie Horaz sagt, **ad hoc negotium prope manci**, und doch lassen die meisten von ihnen eine solche vim epistolarum zurück, daß man kaum begreifen kann, woher sie die Zeit genommen haben, so viele und mit dieser Sorgfalt zu schreiben.

Schade nur, daß auch nicht alle diese Briefe gleich interessant sind, um der Presse übergeben und der Nachwelt aufbewahrt zu werden. Dasselbe ist auch mit den gegenwärtigen der Fall. Dem Philologen mögen sie ohne Zweifel willkommen seyn, denn sie enthalten gar manche treffliche, meistens kurz hingeworfene Bemerkung; aber dann würden diese Bemerkungen allein auch schon willkommen, und zweckgemäße Auszüge aus diesen Briefen hinreichend gewesen seyn, diesem Bedürfnisse entgegen zu kommen. Was sollen wir aber mit den kleinlichen Familiennachrichten, von der Krankheit der Frau, von der Reise der Tochter, von dem Ankauf eines Gärtchens u. dgl., und was soll vollends die Nachwelt damit? Wenn es gemüthliche, geistvolle, den Charakter des Verfassers oder der anderen bezeichnende Briefe wären, so würden sie wenigstens von dieser Seite interessant seyn können, da ausgezeichnete Männer hier auftreten, die näher kennen zu lernen immer angenehm und nützlich zugleich ist. Aber dieses Gepräge tragen die wenigsten der hier gesammelten Briefe, und so reducirt sich am Ende der außer der Philologie liegende Nutzen der Herausgabe derselben in der That bloß auf den in der Vorrede angegebenen Vortheil, den jungen Lesern gut latein geschriebene Aufsätze vor die Augen zu führen. An diesen aber ist kein Mangel, und da nicht bloß auf Diction, sondern auch auf Inhalt zu sehen gewesen wäre, so hätte man andere, angemessenere Wahlen treffen können. Die angemessenste Lectüre dieser Art aber wird immer die der alten Classiker selbst seyn, die in unseren Tagen immer mehr und mehr vernachläßiget wird, obschon wir ihrer vielleicht mehr als unsere Vorgänger bedürfen, um an der Hand dieser großen, kräftigen Muster der immer mehr

überhand nehmenden Schwäche und Flachheit entgegen zu arbeiten, und um den Geist unserer heranwachsenden Generation für das Höchste, was uns angeht, für Wahrheit und Recht, zu wecken und zu stählen, was vor allem andern in einem siechen, kränkelnden Zeitalter nothwendig ist, wo nur zu häufige Spuren von Ueberspannung und ihrer gewöhnlichen Folge, der Erschlaffung, eine reine und männliche Anhänglichkeit an das Gute zu einem sehr dringenden Bedürfnisse gemacht haben.

Littrow.

Art. V. **Histoire de la restauration et de causes qui ont amené la chûte de la branche ainée des Bourbons. Par un homme d'état. Bruxelles, Louis Haumann et Comp., libraires. 1833. 6. — 10 volumes. 12.**

(Schluß der im 70sten Bande abgebrochenen Recension.)

Diese drey Männer, nachdem sie in denjenigen politischen Körper eingetreten waren, welcher durch die Richtung der Zeit, troß der entgegenstehenden aristokratischen Kammer, stets den entscheidendsten Einfluß auf die Gesellschaft ausüben mußte (ein Einfluß, dem sich selbst England nicht hat entziehen können, und der dort das alte Staatsgebäude über den Haufen zu werfen droht); sie legten eigentlich den Grund zu dem nachfolgenden entschiedenen Uebergewichte der Revolution über die Monarchie; denn sie wurden gleichsam die Anschließungspunkte für drey Hauptrichtungen der falschen Doctrinen, die zwar äußerlich in verschiedenen Ausdrücken, doch nach einem und demselben Ziele zustrebten. In Lafayette nämlich stellte sich jenes schwärmerische phantastische Element des Liberalismus dar; wie ein irrender Ritter des Mittelalters hatte er die Welt durchzogen, freylich ohne alle Poesie und wahres Gefühl, um die Geliebte seines Herzens zu finden; jenseits des Ozeans in der neuen Welt hatte er ihr Altäre und Siegestrophäen errichtet, und von dem ganzen Zeitalter bewundert, und als der Held politischer Freyheit gefeyert, bedurfte es nur seines Namens, um alle bewegliche Herzen, vorzüglich die Jugend Frankreichs hinter sich herzuziehen. Je weniger er wußte was er wollte, je mehr er entblößt war von allem positiven Wissen und den vagesten und allgemeinsten Begriffen des Zeitalters huldigte, desto gefährlicher war er, und des Beyfalls der Massen gewiß. Selten mag ein Mann von so geringer wahrer Bedeutung, nur durch eine bornirte Hartnäckigkeit ausgezeichnet, und Verbleiben auf ein und demselben einseitigen Standpunkt, eine ganze Nation so für sich begeistert haben als Lafayette. Wie wenig Wahrheit enthielt also das Urtheil des Verfassers, wenn er bey dieser Gelegenheit sagt: »il valait

mieux avoir Mr. de Lafayette en face avec sa naïveté des complots, *revelant dans une chambre* ses plus intimes pensées (?), que de le reléguer en dehors du mouvement politique.«

Manuel war einer jener Polterer, jener frechen, unbesonnenen Leute, welche alle Verhältnisse kühn brusquiren, sich von ihrer Partey an jeden gefährlichen Posten schieben lassen, und so den verführerischen Namen eines unbestechlichen und unerschütterlichen Patrioten erwerben. Er ward natürlich der Führer aller ihm ähnlicher, die Masse aufregender Gemüther. Durch die Rolle, die er in den hundert Tagen spielte, war er zugleich bekannt und einflußreich geworden: »il avait alors une haute réputation, que la maladresse de certaines persécutions ministérielles avait aggrandie; c'était une ame de résolution et de dévouement, tribun utile à son parti dans les questions passionnées.«

Benjamin Constant endlich fügte zu diesen Nüancen der Partey noch diejenige eines scheinbar großen und erhabenen Characters hinzu. Sein Name glänzte unter den berühmten Schriftstellern seines Vaterlandes, und wie ein anderer großer deutscher Gelehrter hatte er Umgang und Wissenschaft der in Frankreich viel geltenden Frau von Staël getheilt und gehoben. Selbst dem früheren Machthaber erschien er gefährlich genug, um seine Gunst in den hundert Tagen zu erkaufen, obgleich er noch kurz zuvor gegen ihn ein erbitterter Gegner sich zeigte. Die Ungunst, in welche ihn nächstdem seine verbrecherische Zweydeutigkeit bey Hofe gesetzt hatte*), machte ihn jetzt als Gegner der Restauration doppelt bedeutend.

Man sieht also, die liberale Partey hatte sich in der Kammer vollständig organisirt, sie hatte noch nicht das Uebergewicht; aber da sie wie Archimedes sagen konnte: gebt mir nur einen Punkt, worauf ich meinen Hebel stütze, und ich rücke die ganze Welt aus ihren Angeln, so blieb ihr, einmal in den politischen Körpern der Nation aufgenommen, der Sieg gewiß. Wir haben früher gesehen, welchen Eindruck die neuen Wahlen auf den Herzog von Richelieu gemacht hatten. Dieses Gefühl, welches auch die Fürsten und Minister des Congresses in Aachen theilten, ward bey dem Premierminister nach seiner Rückkehr von dort durch Beobachtungen in der Nähe dergestalt gesteigert, daß ihm nur in der Rückkehr zu den Doctrinen der Rechten und der Mo-

*) Noch am 19. März 1815 ließ er gegen Napoleon sehr heftige Ausfälle in das Journal des débats einrücken, und schon den folgenden Tag war er sein eifrigster Vertheidiger und Anhänger.

narchie alleinige Rettung erschien. Schon hatte die Pairskammer, welche durch ihre persönlichen Interessen dem neuen Umschwung der Dinge am wenigsten hold seyn konnte, in ihrer Adresse an den König die Gefahr offen berührt, und zu der Erhaltung des monarchischen Prinzips aufgefordert. Wirklich war es dahin gediehen, daß jedem tiefer Blickenden klar vor Augen stand, es handle sich hier nicht mehr um eine Partey und um Conzessionen, welche man ihr etwa zuzugestehen habe, sondern um eine Doctrin, die ihren Lauf mit gewaltigem Schritte vorwärts ging, und die entweder gehemmt werden mußte oder allmälich die Gesinnung des ganzen Landes wurde. Die endlichen Resultate ergaben sich dann von selbst, nämlich Umkehr der Monarchie. Dieß ward, wie immer, in den sogenannten constitutionellen Staaten, die Ursache zu einer ministeriellen Crisis, der ersten, welche die Restauration erlebte, und die zum Voraus ihre gefährliche Lage bezeichnete. Denn was anders kann durch diese Erschütterungen in den obersten Regionen der regierenden Gewalt angedeutet werden, als ein Kampf in dem socialen Leben selbst? Ereignen sich dieselben oft nach einander, so sind sie sichere Vorboten des nahenden Umsturzes der bestehenden Verhältnisse. In der höchsten Ausbildung des Princips der Volkssouverainität, wo dieser Wechsel der Organe der Regierung am häufigsten eintritt, erscheint derselbe endlich als das Resultat der stets hin- und herwogenden Laune und Leidenschaft der Massen, und bildet das letzte Stadium einer auf den bloßen Augenblick der Gegenwart gegründeten Gesellschaft. Man darf den Zustand Englands diesem nicht entgegensetzen; dort entstehen die Ministerwechsel nicht aus einem wirklichen Principienkampf (die neueste Zeit ausgenommen), sondern aus der besondern parlamentarischen und geschichtlich gewordenen Stellung der Minister; sie betreffen allein bestimmte politische Fragen, sey es in den äußern oder innern Verhältnissen des Landes, sie haben nur das Wie der Regierung, nicht die Grundlage derselben selbst zur Ursache.

Der Herzog von Richelieu, um seinen Plan zu verfolgen, verständigte sich darüber mit demjenigen Theile der Pairskammer, welche man von ihrem Führer, dem Cardinal Beausset, die cardinalistische nannte, und es ward von Allen erkannt, daß nur die Ausschließung des Hrn. v. Decazes aus dem Ministerio die künftige entschiedenere Richtung desselben bedinge.

Indeß die tief gewurzelte Zuneigung des Königs für diesen seinen Günstling mußte diesen Plan scheitern machen. Bey der Unmöglichkeit, solche verwirrte Verhältnisse zu besiegen, überdieß ermüdet und aufgerieben von der ungeheuren Anstrengung seiner diplomatischen Arbeiten, gab der Herzog sein Portefeuille

in die Hände des Königs zurück, und ihm folgten alle übrigen Minister, Decazes nicht ausgenommen. Vergebens ward ein neues Arrangement versucht, ohne den Austritt Decazes wollte sich der Herzog für die Beybehaltung seiner Stelle nicht entscheiden, und so geschah es denn, daß Decazes mit der Gunst des Königs auch der Sieg über seine Gegner verblieb, und eben so der Sieg der liberalen Doctrinen entschieden ward. »Ainsi tomba le ministère Richelieu,« sagt der Verfasser T. VI. p. 58, »il était resté trois années au milieu des orages de toute espèce, et en subissant des fortunes diverses. La cause première de sa chûte fut qu'il se composait d'hommes trop importans, chacun dans son individualité, pour toujours s'effacer et se fondre dans une pensée commune. M. Decazes et M. de Richelieu étaient dans une position trop élevée pour subir la domination de l'un sur l'autre. M. de Richelieu voyait avec une secrète jalousie la faveur de M. Decazes; M. Decazes, à son tour, ambitionnait l'influence européenne du duc de Richelieu: de là cette lutte, dans laquelle le ministre favori l'emporta.« Das neue Ministerium, von Decazes zusammengesetzt, und den General Dessolles, einen alten Soldaten, Kriegsgefährten Moreau's, der sich um die Restauration große Verdienste erworben hatte, an der Spitze, war endlich die reinste Darstellung der Gesinnungen des Ministers des Innern; denn diese Stelle nahm jetzt Decazes, so wie die eigentliche Leitung des Ministerraths über sich. Die andern Minister, der Baron Louis für die Finanzen und Serres für die Justiz, und der frühere Kriegsminister Gouvion St. Cyr, folgten nur den Eindrücken, die ihnen gegeben wurden, oder gleichen Ansichten. Wie wenig der Verfasser die Stellung eines Ministeriums der Zeit und seine Aufgabe erkennt, zeigt das Urtheil, welches er über dasselbe fällt. Pag. 59: »Le ministère Dessolles était centre gauche doctrinaire, et tendant vers l'extrémité de gauche Dans cette position nouvelle le ministère perdait l'appui du centre droit et préparait la réunion de ce centre à l'extrémité de la même couleur; il s'aliénait enfin complètement la chambre des pairs. Cette position était malheureuse, car il était impossible à un ministère monarchique de conquérir l'appui de la gauche extrême. Dès lors de quelle force parlementaire lui restait-il à disposer?« Nach ihm kam es also bloß auf eine Art Würfelspiel an, um die Parteyen in den Kammern oder die Stimmenmehrheit in denselben zu gewinnen; wer diesen Mechanismus inne hatte und ihn geschickt durchführte, der regierte Land und Leute vortrefflich. Von der Nothwendigkeit, die königliche Autorität zu kräftigen oder die anti-

socialen Doctrinen zu bewältigen, von dem gefährlichen Hinüberneigen des Ministers zu diesen selbst scheint er überall nichts zu ahnen. Seine Schritte mußten indeß nothwendiger den Sturz der Monarchie herbeyführen, als diejenigen, womit das neue Ministerium ohne allen Widerspruch (denn der König war völlig in Decazes Händen) seine Laufbahn begann und fortsetzte. Man kam, sagt der Verfasser Bd. VI. p. 67, gleich im ersten Ministerrathe überein, das bisherige Wahlgesetz unverrückt aufrecht zu erhalten, dem Lande allmälich alle Institutionen zu gewähren, welche ihm noch mangelten, und vor allen Dingen, um den Beystand der ganzen linken Seite, so weit sie der Vernunft Gehör geben und sich der Dynastie anschließen wollte, zu erhalten, ein Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister und über die Freyheit der Presse zu erlassen. — Vorzüglich aber schien es den Ministern nothwendig, das ausgedehnteste System der Liebe und der Versöhnung gegen die revolutionären Persönlichkeiten zu verfolgen. Sieben und funfzig ehemalige Mitglieder des Convents wurden durch eine erläuternde Erklärung des früher gegen sie gegebenen Verbannungsgesetzes nach Frankreich wieder zurückberufen. Endlich traten vier und zwanzig neue Präfecten, alle den Meinungen des linken Centrums und selbst der äußersten Linken zugethan, in die Administration ein. Der Kriegsminister fuhr in seiner Sphäre, natürlich in derselben Richtung, nur noch entschiedener wie früher, fort. Le Maréchal St. Cyr, heißt es, persévérait dans son système de *fusion* et *d'oubli*. Generale aus der Kaiserzeit, sogar aus den hundert Tagen, wie der General Foy, erhielten Befehlshaberstellen. In der Justiz wurden vorwurfsfreye und ihrem Fache sehr gewachsene Männer, wie Tabarié, Chabrol ꝛc., bloß weil sie Royalisten waren, entfernt, und diese mit entschiedenen Anhängern der liberalen und doctrinären Meinungen ersetzt. Es hätte beynahe scheinen können, als handle es sich darum, außerordentliche Unbill, welche der Revolution und ihren Verfechtern angethan worden, wieder gut zu machen, als sey nicht von einem Regimente von einem großen Staate die Rede, in welchem Ordnung und Einheit wieder zurückgeführt werden mußte, sondern von einer artigen Gesellschaft, in welcher man die entzweyten Mitglieder mal ou bon gré wieder gegenseitig in die Arme führen wollte. Der König selbst hatte früher den Grundsatz aufgestellt: Tout ce qui m'est fidèle aujourd'hui l'a *toujours* été, und die Minister führten ihn in vollem Maße durch. Man schien auch nicht im Geringsten mehr daran zu denken, daß es sich in Frankreich fort und fort um die Grundfragen des socialen Lebens handle, und daß die sich entgegenstehenden Persönlichkeiten die

große Spaltung desselben nur ausdrückte, sondern man hielt alles für gewonnen, so man diesen Gesichtspunkt gerade ganz in Vergessenheit stellte, und sogar durch Bevorzugung derer, welche gefährliche und antisociale Meinungen kund gaben, wie man meinte, eine nie zu störende Ruhe über das Land verbreitete.

Nur die Pairskammer durchschaute die Gefahr, welche der Monarchie drohte, und glaubte, mit den Royalisten vereint, alles aufbieten zu müssen, um die ministeriellen Bestrebungen aufzuhalten. Es war klar, daß es vorzüglich das in Folge der Ordonanz vom 5. September 1816 beliebte Wahlgesetz war, welches die Hauptursache des zeitigen gefährlichen gesellschaftlichen Zustandes darbot. Athen und Rom, die beyden berühmtesten Republiken des Alterthums, wandten bekanntlich alles an, um in den Wahlen der Volksrepräsentanten das demokratische Prinzip möglichst zu beseitigen, wenigstens es nie zur Herrschaft kommen zu lassen, indem dem Befangensten der Bestand der Gesellschaft dadurch gefährdet schien. Hier in einer großen Monarchie hatte man kein Bedenken getragen, diese gewöhnlichste Vorsicht aus den Augen zu lassen, und man sah am deutlichsten, was wir schon früher bemerkten, daß die liberale Partey, indem sie jenes Wahlgesetz, das alle Proletarier zur Wahl fähig machte, betrieb und vertheidigte, selbst nicht eine Republik in dem Sinne, wie die ganze Geschichte sie uns darstellt, und wie dieselbe auch allein möglich ist, sondern eine vollständige Auflösung der Gesellschaft wollte. Es erfolgte somit in der Pairskammer die berühmte Proposition Barthelemy (ehemaliger Senator): das Wahlgesetz zu revidiren und abzuändern. Es läßt sich nicht genug beschreiben, welch eine Sensation dieser Gegenstand durch ganz Frankreich machte, und man sah hier am besten, wie weit es schon mit den Fortschritten der liberalen Gesinnungen gekommen war. Man hätte glauben sollen, es handle sich um den vollständigen Untergang des Landes, dergestalt ward alles in Bewegung gesetzt, um die Gemüther gegen den Antrag der Pairskammer aufzuregen. »On s'en occupa,« sagt Lacretelle, »dans tous les lieux publics, dans tous les collèges, dans tous les ateliers, et partout on en parla comme d'un événement désastreux; des milliers de pétitions dont plusieurs étaient chargées de milliers de signatures, circulaient, avant même que la proposition eût été développé dans des termes précis. Il semblait à chacun, que la chambre de 1815 allait revivre avec le règne des catégories et que les acquéreurs de domaines nationaux allaient courir le double risque d'être ruinés et proscrits. Les hyperboles de la crainte allaient si loin, qu'en parlant d'une grêle, d'un incendie, on disait,

que ces fléaux avaient été funestes, comme la proposition de M Barthélemy.« Jetzt fingen hauptsächlich jene Versuche an, selbst in den politischen Körpern die Maßregeln der Regierung oder der entgegenstehenden conservativen Parten durch die ungeheuersten Uebertreibungen zu entstellen oder zu verleumden. Eine Gewohnheit oder vielmehr ein Princip, welches in allen constitutionellen Staaten der neuern Zeit als hervorstechend betrachtet werden muß, und ganz eigentlich ihre Tendenz zeigt, nicht bloß einer gerechten Opposition gegen wirkliche Uebergriffe und Verletzungen, sondern die möglichste Demoralisirung der Staatsgewalt in der öffentlichen Meinung zu bewirken, oder überhaupt aller derer, welche die Autorität begünstigen (wir erinnern hier an ähnliche Vorgänge selbst in Deutschland). In der Pairskammer ließ der Graf Lanjuinais eine Rede in dieser Weise ertönen (p. 104), welche die größten Ungereimtheiten enthielt, die aber doch ihren Zweck nicht verfehlte: Tout est en guerre dans l'Ouest de la part des ennemis déclarés ou secrets de la charte. Ils ont dans les départements des assemblées secrètes, armée secrète, cocarde particulière Cette armée est inspectée, soldée, son matériel est plus de 10 mille fusils anglais etc.

Es bedurfte indessen dieser Anstrengungen der Opposition nicht, um für dießmal die drohende Gefahr abzuwenden; das Ministerium selbst sah das Wahlgesetz als nothwendige Bedingung der Monarchie an. Non, le beau système qu'a couçu le roi, et que S. M. suit avec une admirable persévérence ne doit point être abandonné, hieß es im Ministerrathe. Was brachte man aber zu dem Ende in Vorschlag? suchte man etwa den Weg der Ueberzeugung bey den dissidirenden Pairs einzuschlagen oder irgend ein anderes parlamentarisches Auskunftsmittel anzuwenden? Nein! man schnitt den gordischen Knoten in wahrhaft despotischer Weise durch, man ernannte sechzig neue Pairs. Ein unerhörtes Beyspiel, welches zuerst zeigte, daß in dem Geiste der repräsentativen Verfassungen die erste Kammer nur ein Aushängeschild ist, um die Absicht der Revolution zu verdecken, und daß eigentlich die demokratische Deputirtenkammer das bestimmende Element der Verfassung darstellt. Auch entwickelte sich nun zwischen beyden Kammern jene Feindseligkeit offen, welche längst im Keime vorhanden, späterhin in der Julyrevolution die gänzliche politische Vernichtung der Pairskammer, mochten auch die Doctrinaire alles zu ihrer Erhaltung anwenden, bewirkte. In dem gegenwärtigen Falle indeß bleibt nichts räthselhafter, als daß ein angeblich monarchisches Ministerium That auf That häufte, um das Princip der Mo-

narchie in seinen Grundlagen zu vernichten. Diese sechzig Pairs wurden aus den Notabilitäten des Kaiserthums und der Revolution gewählt. Man sah die ganze Generalität Bonapartes, die Herzoge von Albufera, von Conegliano, von Danzig, den Prinzen von Eckmühl, den Marschall Jourdan, Bekker, Beliard, Claparede, Rapp und viele andere ihren Sitz in der Pairie des allerchristlichsten Königs nehmen. Mit Recht geschah, wie der Verfasser sagt, daß die Liste der Pairs die größte Indignation in der royalistischen Partey erregte. Bey dieser Gelegenheit wurden übrigens wirklich auch den Blindesten die Augen geöffnet. Die Stimmführer des rechten Centrums, die bisherige Hauptstütze der Minister und die eifrigsten Vertheidiger der sogenannten constitutionellen Monarchie, gaben einen Weg auf, welcher augenscheinlich ins Verderben führte. Sogar endlich der Verfasser, obgleich kurz vorher ein Lobredner der geschehenen Pairspromotion, drückt sich darüber p. 113 folgendergestalt aus: »Par qui, au contraire, furent attaqués le ministère et la loi d'élection? Non plus seulement par M M. de la Bourdonnaye, Corbière et Villèle, mais par les organes du centre droit; M. Lainé lui-même défendit la résolution de la chambre des pairs. Par là le gouvernement dut s'apercevoir quel pas il avait fait. Tout le centre droit ne l'avait point encore abandonné, mais une grande fraction au moins. S'appuyer sur la gauche, était-ce chose possible et chose durable surtout? L'expérience devait prouver le contraire, l'opposition de ce côté, qui domina dès lors la vie du pouvoir, devint criarde, impérieuse. Elle exigea des positions après les doctrines, et après les positions, elle aurait imposée la cocarde tricolore, la souveraineté du peuple, la constitution de 1791!« Was der Verfasser unter der Rubrik: Administration publique, p. 115, über die innere Verwaltung des Ministeriums anführt, ist hinsichtlich des Materiales selbst interessant, noch mehr aber, als es jene philantropische und industrielle Gesinnung kund gibt, welche jetzt den größten Theil der Regierungen überhaupt belebt, und die vielleicht in der gegenwärtigen Lage Frankreichs am gefährlichsten einwirkte. Die großen, mit Pomp gefeyerten gewerblichen Ausstellungen, die Gründung eines über das ganze Reich verbreiteten Ackerbauvereins, ein eben so angelegter Verein zur Verbesserung der Gefängnisse und des Schicksals der Gefangenen, die Vervielfältigung und Begünstigung der lankaster'schen Schulen, wobey, wie der Verfasser selbst bemerkt, man kleinlich genug und gegen den Sinn der Charte die Schulen der frères ignorantins möglichst behinderte; überhaupt alle sonst mögliche Unterstützung für

Gewerbe, Handel und Fabriken brachte den materiellen Wohlstand des Landes zu einem solchen Flor, daß die Jahre 1818 und 1819 alle vergangenen Leiden ausgelöscht zu haben schienen. Man muß die wahrhaft poetische Schilderung Lacretelles hierüber lesen, der uns in das goldene Zeitalter Ludwigs XIV. zurück versetzt; denn auch die Künste und Wissenschaften ließ der Minister so wenig wie der König aus den Augen, und hier schwanden die politischen Meinungen noch mehr aus den Augen; M. Daunou, ein Convents-Mitglied, erhielt eine Katheder in dem Collège de France, und der Moniteur sprach: de l'homme éclairé du savant protecteur, dont le collège de France venait de s'enrichir. Schade, daß dieß eine Ruhe und ein Glück war, welches dem Sturme und der schrecklichsten Begebenheit, die von neuem die königliche Familie in Trauer versetzen sollte, vorherging. So sehr ist es wahr, was leider jetzt am häufigsten verkannt wird, daß nicht die materiellen Güter und das äußere Wohlbefinden den wahren Frieden und das Glück eines Staates bezeichnen, noch weniger aber das letzte und einzige Ziel des gesellschaftlichen Lebens in der Menschheit seyn können.

Man kann sagen, daß gerade nirgend mehr als zu dieser Zeit die Leidenschaften, ja die ausgelassensten Doctrinen Frankreich bewegten, und es an den Abgrund einer neuen Revolution zu bringen drohten. Jetzt zum ersten Male scheinen sich dort jene geheimen Verbindungen, jenes comité directeur gebildet zu haben, welches seine Verzweigungen und seine verbrecherischen Pläne über ganz Europa verbreitete. Denn was diesen Bewegungen in Frankreich eben jene gefährliche Farbe verlieh, das war, daß um diese Zeit ganz Europa von revolutionären Doctrinen und selbst Attentaten bewegt wurde. Sogar Deutschland fand sich dergestalt aufgeregt, daß Meuchelmord ausgeübt (Sand gegen Kotzebue) und Fürsten- und Königsmord gelehrt und beabsichtigt wurden. Jenes große unterirdische Feuer entwickelte sich immer mehr, welches binnen Kurzem die revolutionären, theils lächerlichen, theils scheußlichen Umwälzungen in Spanien, Portugall, Neapel und Piemont hervorbrachte, welches in gewisser Weise die griechische Insurrection begleitete, so fern man dieses Volk von der europäischen Bereichung glauben sollte, und so sehr auch sonstige Verhältnisse hier die Auflehnung in natürlicher Weise hervorbringen konnten.

Doch das Ministerium in Frankreich bedurfte noch eines Schrittes, um den Zwecken der Revolution vollständig zu dienen, das war die Aufhebung der Censur und die Freygebung der Presse. Ueber nichts sind größere und bedauerungswürdigere Irrthümer im Umlauf, als über diesen Gegenstand. Man geht

gewöhnlich von dem ganz falschen Gedanken aus, das gedruckte Wort dem mündlichen gleich zu stellen, und Freyheit der Rede, sey es mündlich oder durch die Presse, als unveräußerliches Menschenrecht anzusprechen. Läßt sich indeß das mündliche Wort als der freyen Aeußerung hingegeben denken, da es nur in dem engen Kreise der Persönlichkeit wirkt, und auch hier überall Beschränkungen durch Gesetz und Sitte unterliegt, um nicht störend einzuwirken; wie viel anders verhält es sich mit Schrift oder gar gedruckter Rede! Die letztere berührt nicht mehr individuelle Verhältnisse, sie tritt hinaus in das übrige gemeinsame Leben, ja sie wird gewissermaßen einwirkend auf die ganze Menschheit, auf Mit- und Nachwelt. Wo bleibt daher hier das individuelle Recht, oder wie kann überhaupt von einem solchen die Rede seyn? Denn offenbar wären Rechte der Art nur innerhalb individueller oder im juristischen Sinne privatrechtlicher Beziehungen gedenkbar; hier steht aber unbezweifelt der Einzelne dem ganzen Staats- und Gesellschaftsleben gegenüber, darf also nicht dieses, sondern muß von dem letztern, als die ihn tragende Gesammtheit, bestimmt werden. Wo daher diese Gesammtheit durch irgend eine Aeußerung desselben verletzt wird, kann und muß dieß auf alle Art zum Voraus verhindert, oder im Uebertretungsfalle bestraft werden. Dieß ist der natürliche und nothwendige Grund der Censur. Sie wird sogar unerläßlich, wenn man sich die Menschheit und den Staat in seiner letzten Instanz als ein geistiges, auf bestimmte moralische, religiöse und intellectuelle Gesetze beruhendes Gesammtleben denkt. Hier also eine Störung, ein Angriff, eine Umkehr, kann die Vernichtung des Ganzen herbeyführen. Eine vollständige Freyheit aller individuellen Ansichten und Meinungen, also auch aller Irrthümer, aller boshaften Angriffe und Entstellungen durch das Wort wäre ein Krieg aller gegen alle, oder man müßte denn so bornirt seyn, zu glauben, daß nur wirkliche Verbrechen, nicht aber auch perverse Doctrinen und Gesinnungen die Gesellschaft vernichten. Daß man dennoch in diesen ungeheuren Irrthum gefallen ist, hat hauptsächlich die subjective egoistische Philosophie der Zeit verursacht, welche die Vernunft des Einzelnen als infallibel darstellt, und überhaupt den Menschen jeder Unterordnung entäußert, woraus dann nothwendig die vollständige Freyheit jeder individuellen Thätigkeit hervorgeht. Die neueren repräsentativen Verfassungen, die eben auf diesem falschen Princip beruhen, mußten daher auch nothwendig Denk-, Rede- und Preßfreyheit als die Grundbedingnisse ihres politischen Lebens anrufen. Die Stimmführer dieser Doctrinen thaten dieß um so mehr, als dieser Weg der Bosheit, der Verleumdung und der Intrigue Thür und Thor öffnete, um

die Staatsgewalt anzugreifen, und alle Leidenschaften auf dem kürzesten Wege anzuregen. Die öffentlichen Blätter, die Zeitschriften, die ganze Literatur wurden gleichsam eine große öffentliche Lehrkanzel, von welcher aus die Völker in Irrthümer und zur Umkehr der bestehenden Ordnung angeführt wurden. Wer die französische Revolution kennt, wird wissen, daß auf diesem Wege eigentlich hauptsächlich jene blutigen und fürchterlichen Umwälzungen bereitet wurden. Napoleon sah ein, daß selbst seine Bajonette der Gesellschaft keine Ruhe wiedergeben könnten, bevor dieses Ungeheuer vollständiger Preßfreyheit nicht gefesselt werde, und eine eiserne Censur trieb die stürmischen Wogen des bis zum Wahnsinn gesteigerten Gedankenmeeres in die engsten Grenzen zurück. Die Restauration suchte mehr oder weniger, von der großen Gefahr, die ihr drohte, überzeugt, anfänglich ein Gleiches durchzuführen, und die bisherigen Ministerien hatten wenigstens die kleinern periodischen Flugschriften, namentlich alle Zeitungen und Journale, der vorgängigen Censur unterworfen. Fortwährend ward dagegen, wie natürlich, von den Liberalen vollständige Preßfreyheit als das eigentliche Palladium der Verfassung proklamirt und verlangt, obgleich die Charte selbst ihre Beschränkungen rechtfertigte. Jetzt war indeß der Zeitpunkt eingetreten, wo dieser ihr sehnlichster Wunsch in Erfüllung ging. Auf den Antrag der Minister ging ein Gesuch in den Kammern durch, welches jede vorgängige Censur aufhob, und die periodischen Schriften, selbst alle Zeitungen und Journale, nur einer nachherigen Verfolgung für bestimmte, durch das Gesetz angegebene Uebertretungen, z. B. Schmähungen der königlichen Familie, Angriffe auf die Religion, unterwarf; eine möglichst hohe Bürgschaft festsetzte, um die Unternehmungen der Tagesblätter zu erschweren, endlich die gerichtliche Verfolgung bey Uebertretungen der Jury anheimgab. Ein solches Gesetz glich offenbar einer Mauthordnung, wo es nur darauf ankömmt, verbotene Waare mit Geschicklichkeit über die Gränze zu bringen, um sie demnächst nach aller Bequemlichkeit zu debitiren, oder im einzelnen Falle der Betretung die Strafe zu bezahlen. Bey solcher gemeinen Ansicht dachte man offenbar gar nicht mehr daran, daß die Gedankenwelt das edelste Gut der Menschheit sey, wo die geringste Verletzung, wenn sie einmal geschehen, den ungeheuersten Schaden hervorbringt. Man stellte es jetzt vielmehr jedem anheim, nach Belieben alle Arten von Freybeutern in diesem himmlischen Garten anzustellen, ja Mord und Raubzüge darin zu unternehmen, sobald er nur reich genug war, um die Kosten der Unternehmung aufzubringen, und demnächst die etwa zu leidende Haverie zu tragen. Natürlich zeigten sich die Folgen

einer so sinnlosen Maßregel bald auf die furchtbarste Weise. Selbst der Verfasser, welcher den gewöhnlichen Ansichten über die Nothwendigkeit der Preßfreyheit huldigt, und naiv genug behauptet: Les feuilles publiques sont devenues un besoin de l'état social. Il n'existe *aucune force humaine*, qui puisse en frapper la circulation, gesteht dieß auf die offenste Weise. »Alle Journale,« sagt er p. 141, »sollten durch das Preßgesetz zu Grunde gehen, so hatte man gesagt und geschrieben (wahrlich eine sonderbare Behauptung, wenn es nicht die Hypokrisie der Partey aussprach), und dessen ungeachtet gab es nie mehr Journale, als nach diesem Gesetze. Jede Partey, jede Farbe hatte ihre Vertreter. Alle Cautionen wurden erfüllt.« — Ferner: »In diesem großen Kampfe der Meinungen blieb den Ministern wenig Platz für Popularität übrig. Alles war den Schlägen der Freyheit der Presse unterworfen, damals eine Freyheit ohne Zügel, die wahrhaft saturnalische der Revolution (véritable saturnale de révolution). Nie war das Wort so bewegt; Niemand verstand sich mehr.« — Vor diesem erbitterten Kampfe der Tagesblätter erblichen die monatlichen oder Wochenschriften. Was mochten in Wahrheit der Conservateur und die Minerva, selbst in ihren Briefen über Paris, Neues sagen, was nicht schon mannigfaltig durch die Journale wiederholt worden war. Der Tumult der Presse, dieses wüste Treiben so vieler Journale, deren Feuer sich kreuzte, alles dieses warf in die Geister eine wunderbare Aufreizung. Freunde wie Feinde der periodischen Presse stimmen über die Aufregung überein, welche die Journale herbeyführen. Eine Regierung, welche den Einfluß der Presse läugnet, und sich darüber hinwegsetzt, macht sich selbst eine Täuschung. Ich habe mehrere Minister gesehen, und sagen hören: Die Presse ist nichts, Frankreich beachtet sie nicht, und alle diese Minister sind allmälich von der Presse verschlungen worden. Ja, die Journale sind von einem großen, magischen Einflusse, und vorzüglich waren sie es in dieser Zeit, wo die Geister noch nicht für dieses System der Freyheit gemacht waren« (?).

Wie wenig der König selbst einen Begriff von der Gefahr hatte, die ihn und die Monarchie bedrohte, sieht man aus der Antwort, welche er dem Grafen Capo d'Istria gab, der vom Kaiser Alexander nach Frankreich gesandt ward, um den Zustand der Dinge in der Nähe zu sehen. »Louis XVIII. lui fit comprendre, que l'agitation était moins en réalité, que dans la *superficie*, et qu'elle provenait seulement de cette liberté de la presse, qui exagérait les événements.« Pag. 102. Das scheint man überhaupt Ludwig XVIII. vorwerfen zu müssen,

daß er bey großen Privattugenden der tiefern Einsicht in die Geister und Verhältnisse ermangelte, und ihnen gegenüber nicht hinlängliche Kraft und Umsicht entwickelte, und dessen ungeachtet bestand hierin allein das Geheimniß einer Regierung in solcher schwierigen Zeit.

Den besten Beweis, wie sehr sich Ludwig XVIII. geirrt hatte, lieferten die Wahlen von 1819 für das austretende Fünftel in der Deputirtenkammer. Jetzt nämlich war die revolutionäre Partey schon zu einer wirklichen Macht erwachsen, die der Regierung in wahrhafter Organisation gegenüberstand. »Bis dahin,« sagt der Verfasser p. 226, »hatte man auf die Geister durch alle Mittel, vorzüglich durch die Presse, gewirkt; aber man hätte sich noch nicht auf eine öffentliche und constitutionelle Weise organisirt. Noch gab es keinen eigentlichen Club. Das Haus des Herrn Gevaudan ward zum Hauptvereinigungspunkt gewählt. Gevaudan, an der Spitze eines großen Vermögens, war wesentlich Mann der Partey. Dieser Verein empfing die Deputirten Gramont, Martin de Gray, Laffayette, Labbey de Pompières, Benjamin Constant, Manuel, Demarais, Bedoit, Bignon ꝛc.; außerdem fanden sich da eine Menge geistreicher Leute, Gelehrte, selbst Talma. In dieser Gesellschaft, welche den Namen Freunde der Preßfreyheit annahm, berathschlagte man über die Angelegenheiten des Landes; man ging in Berathung über die Mittel, von den Ministern die Erfüllung der Grundgesetze zu erhalten, die Organisation der Jury, der Departemental-Autoritäten und der Nationalgarde. Hier machte man Berichte, man bezeichnete die Candidaten für die Wahlen und für die Kammer. Alles dieß war constitutionell. Diese Gesellschaft war unmöglich aufzulösen, sie hätte sich im Geheim in einem andern Salon versammelt. Und mußte man nicht früh oder spät zu dieser Freyheit und Oeffentlichkeit Englands hinsichtlich der Clubs und Associationen gelangen!«

Man sieht auch hier wiederum, wie falsch und durch die umlaufenden flachen Doctrinen der Zeit verführt der Verfasser die politische Freyheit der Gesellschaft auffaßt. Also jede Versammlung der Einzelnen, der Regierung gegenüber, ist constitutionell? Das, was der Regierung als solcher, und der constituirten Gewalt allein zusteht, das soll zugleich der beliebigen Controlle und Einwirkung aller möglichen Vereine und Gesellschaften unterliegen; kann man sich etwas Confuseres denken! Das heißt offenbar einen ewigen Krieg in der Gesellschaft gesetzlich feststellen. Und dennoch ist diese Ansicht viel verbreitet, und wird ernsthaft auf Tribunen und in der Fluth der Tagesschriften behauptet und ver-

fochten. Man verwechselt offenbar diese widersinnige und chaotische Art von Initiative der öffentlichen Meinung auf die Regierung und ihre Maßnahmen mit dem Einflusse geschichtlich organisirter Standschaften oder einer seit lange her ausgebildeten loyalen Volksmeinung, welche eben durch jene Corporationen getragen wird. Dieß ist in England der Fall, und der Verfasser scheint daher gar nicht zu wissen wovon er spricht, wenn er eine förmliche Conspiration gegen die Regierung als eine constitutionelle Körperschaft, und ähnlich jenen Vereinen Englands ansieht. Welch ein wesentlicher Unterschied zwischen einem solchen historisch getragenen, auf bestimmten politischen Rechten ruhenden Associationsrecht und dem willkürlichen, revolutionären, wie es der Verfasser ganz leichtfertig annimmt! Was es damit für eine Bewandtniß hat, hat das jetzige Gouvernement in Frankreich zur Genüge erfahren, indem es durch dasselbe fort und fort an den Rand des Abgrundes gebracht wurde.

Doch wir kommen wieder auf die Wahlen des Jahres 1819 zurück. Hier war es zuerst, wo dieselben (ähnlich früherer Weise, in den Anfängen der Revolution) in dem Comité général berathen, und die Listen der zu wählenden Candidaten zum Voraus angefertigt, sogar durch die Blätter der Partey zur Oeffentlichkeit gebracht wurden. Von diesem Augenblicke an waren offenbar zwey Regierungen, zwey sich bekämpfende souveraine Gewalten im Lande vorhanden, und es kam nur darauf an, welche die Herrschaft erhalten würde. So gut waren auch alle Maßregeln genommen, daß wirklich beynahe lauter Candidaten der äußersten Linken, wie Lecarlier, der Baron Mechin, der General Foy, Labbey de Pompières, endlich aber, was vielleicht Niemand gehofft oder gefürchtet hatte, sogar der berüchtigte Erzbischof und Königsmörder Gregoire und das eben so berüchtigte Convents-Mitglied Lambrechts gewählt wurde. Man kann das Erstaunen, welches gleichsam das ganze Land nach diesen Vorgängen ergriff, nicht grell genug schildern. Jeder fühlte, daß dem gesellschaftlichen Leben eine fürchterliche Katastrophe bevorstehe, und daß man, ohne es geahnet zu haben, gesetzlich in die frühere Unsicherheit der kaum erst befestigten Zustände zurückgeworfen sey; man sah die Monarchie in ihren Grundsäulen erschüttert, und jene Gewalt, welche ihr drohte, nicht mehr heimlich, sondern offenkundig gegen sie in die Schranken treten. Die Liberalen selbst schienen über ihr Glück erstaunt, und hielten einen so gewaltigen Schritt zu ihrem Ziele beynahe für noch unzeitig. Der Sitz eines Königsmörders, eines der berüchtigsten Koryphäen der Revolution, in der Kammer, verletzte noch dergestalt die allgemeinen Sympathien, daß jene sich den royalistischen Bestrebun-

gen anschlossen, und die Aufnahme Gregoires unter die Deputirten nicht zugelassen ward. Ja sie belauteten, daß die Wahl Gregoirs durch die Umtriebe der Royalisten zu Stande gekommen wäre, und Lacretelle glaubt, durch das Scrutinium des Departements nachweisen zu können, daß bey der zweyten Abstimmung die Royalisten für Gregoire gestimmt hätten. Indeß unser Verfasser erwähnt hierüber speciell nichts, im Gegentheil behauptet er, daß Gregoire nebst Lambrechts schon früher auf den Wahllisten der Liberalen aufgeführt waren. Welch ein geringer Sieg indeß im Interesse der Monarchie! War doch, wie der Verfasser sagt, die linke Seite der Kammer durchaus emporgewachsen, und die rechte Seite beynahe gänzlich entvölkert (entièrement depeuplé). Fünf und dreyßig Mitglieder kamen allein der äußersten Linken, funfzehn dem Centrum und vier Mitglieder der rechten Seite nach Lacretelle hinzu.

Daher fährt auch der Verfasser p. 183 fort: »Pouvait-on, avec de tels résultats, ne point songer à un changement dans la loi électorale? La monarchie ne devait-elle pas se défendre, et pouvait-elle laisser se recruter insensiblement une majorité contre les Bourbons! Le parti libéral, je le répète, avait commis une grande faute en poussant les choses à bout; au lieu des paisibles conquêtes de la liberté, il menaçait d'une révolution. Quelqu'un pouvait-il se tromper sur l'élection de M. Grégoire?« Und dann ferner: »Ici se présente une question historique d'un grand intérêt; le gouvernement des Bourbons pouvait-il persévérer dans les voies libérales qu'il s'était imposées depuis l'ordonnance du 5 Septembre? La situation des partis et des esprits en France et en Europe même n'appelait-elle pas un changement de système? Les indépendans avaient tellement abusé des concessions faites par la royauté, que je n'hésite pas à dire, que le gouvernement devait au repos des peuples, et à sa propre conservation, quelques-unes des mesures législatives, qui furent dès-lors arrêtées dans la pensée des hommes d'Etat.«

Die Stimmung der Souveraine, die so eben auf dem Kongresse zu Karlsbad gegen die revolutionären Umtriebe in Deutschland Maßregeln treffen mußten, trug nicht wenig dazu bey, den König und die Minister in dieser Richtung zu bestärken. Denn selbst Ludwig XVIII. antwortete auf den Zuruf von Monsieur (kurz nach der Wahl Gregoires): Eh bien, Sire, vous voyez, où l'on vous mène. — Je le sais, mon frère, et j'y pourvoirai.

War es der Zusammenfluß aller dieser Umstände und eben die veränderte Meinung des Königs selbst, oder fing der Minister

gleichfalls an, den gefährlichen Gang der Dinge zu begreifen, auch ihm ward nun die Nothwendigkeit von Rückschritten, und vor allen eine Abänderung des Wahlgesetzes einleuchtend. Wir haben indeß schon erwähnt, wie groß die Bewegung des ganzen Landes bey dem frühern gleichen Unternehmen der Pairskammer war. Jetzt kam noch eine verschiedene Ansicht unter den Ministern hinzu. Dessolle selbst, der Kriegsminister Gouvion St. Cyr und der Finanzminister Louis erklärten sich gegen eine Abänderung. Es eröffnete sich daher von Neuem und mit erhöhter Gewalt jenes Parteyfeuer der Journale und der Tribune, und setzte das ganze Land in Flammen. »Ces trois ministres,« sagt der Verfasser T. VI. p. 194, »furent proclamés les seuls ministres nationaux et M. Décazes, un moment l'objet des flatteries et des espérances du parti indépendant, devint le but de ses plus vives attaques.« Ein klarer Beweis, welchen Geistes die Partey war, die sich als die Vertreter der wahren konstitutionellen Verfassung in Frankreich betrachtete. Es wiederholten sich jene frühern Zeiten der Revolution und aller ähnlichen gesellschaftlichen Zustände; Personen wie Verhältnisse, kaum geschaffen, wurden von dem unersättlichen Abgrunde der Zerstörung eben so augenblicklich wieder verschlungen.

Die drey dissidirenden Minister schieden aus dem Kabinette; Decazes selbst ward Premier-Minister, und ergänzte die austretenden durch Roy, Pasquier und Latour-Maubourg. Das Ministerium Dessolles war offenbar eine derjenigen Verwaltungen, welche in konstitutionellen Staaten der augenblicklichen Verlegenheit abhelfen, und es gleichsam der Zeit und den Ereignissen anheimstellen, ihrer Existenz ein Ende zu machen. Es sind dieß Fristen, wo die Parteyen die Karten zum neuen Spiele mischen, oder Waffenstillstände, um den Kampf vorzubereiten. Indeß auch der jetzige Premier-Minister, aus seiner Stellung zu Gunsten des liberalen Princips zurücktretend, und dessen ungeachtet von dem unauslöschlichen Hasse der Verfechter der Monarchie verfolgt, hatte sein Todesurtheil gleichsam zum Voraus unterschrieben. Es bedurfte nur irgend eines Ereignisses von Bedeutung, so war sein Fall gewiß. Daß ein solches eintreten müsse, bezeichnete der Stand des geistigen Lebens. »On attribuait,« sagt der Verfasser p. 235, cette fermentation des idées à cette anarchie de doctrines, qui jetait dans toutes les têtes les élémens révolutionnaires. Je relisais naguère les différens journaux de l'époque, et en vérité, j'étais *effrayé* par la pensée des désordres, des malheurs, que pouvaient entrainer après elles ces prédications dangereuses. Le gouvernement présentait-il un projet de loi sur le décompte

des domaines nationaux, les journaux des indépendans criaient aussitôt par-dessus les toits; qu'on cherchait à revenir sur les ventes nationales, et que tous les acquéreurs étaient menacés. Faisait-on le dénombrement des habitans, les journaux disaient encore, que c'était pour commencer un grand système de persécution contre les divers cultes dissidens, que l'on dressait des listes. On faisait sans cesse des appels au patriotisme; on parlait aux bons citoyens de se débarrasser de la tyrannie; on exaltait les Brutus, les Cassius, les Sands, les Carlisles, les Riégo! Plus de principes religieux et d'ordre politique! Passerai-je sous silence la brochure de M. de Saint-Simon, dans laquelle le fondateur de la secte célèbre exposait, que la mort du frère du roi, des ducs d'Angoulême et de Berry serait moins déplorable, que celle du dernier des industriels, puisqu'il serait plus facile de trouver des individus, qui feraient le métier du frère du roi que celui du manufacturier?«

»Je pourrais citer vingt articles sur le rétablissement des dîmes, sur la réstitution des biens ecclésiastiques, et il faut ajouter qu'il y avait un public assez crédule, pour ajouter foi à ces perfides absurdités, pour se laisser fanatiser par ces terreurs puériles. Tel était l'état des esprits et du pouvoir. Le gouvernement n'en pouvait plus; il était menacé dans sa base, dans son principe essentiel, par cette anarchie des opinions, lorsqu'un événement épouvantable vint précipiter la crise.«

Dieses Ereigniß war die Ermordung des Herzogs von Berry. Ein finsterer, man möchte sagen diabolischer Faden zieht sich zugleich durch das politische Treiben der neuern Zeit. In Mitten der Glückwünschungen der Menge, in Mitten der Feyer wieder errungener Freyheit und vielfacher Versuche, die höchste Glücksstufe des gesellschaftlichen Lebens zu erreichen, erscheinen, wie aufschreckende Gespenster, die Gestalten des Meuchel- und Fürstenmordes, und werfen ihren gräßlichen Schatten in das buntfarbige Gemälde. Ganz Frankreich, ja ganz Europa ward von diesem fürchterlichen Verbrechen in Bewegung gesetzt. Der Schmerz der Nation war allgemein, und man konnte noch jetzt sehen, welche Anklänge und Sympathieen die Bourbons in einem großen Theile der Nation fanden. Man muß bekennen, sagt der Verfasser, daß eine allgemeine Bewegung in der öffentlichen Meinung Statt hatte, und dieß Verbrechen überall Abscheu erregte; die Trauer war in allen Klassen allgemein, — selbst die liberale Meinung hatte sich plötzlich wunderbar gemäßigt, sie weihte dem Andenken des Prinzen Thränen, vielleicht nur er-

heuchelte, und ihre Journale legten Trauer an.« — Man muß die höchst rührende Schilderung Lacretelles von diesem fürchterlichen Ereignisse, und vorzüglich die Beschreibung der letzten Augenblicke des Prinzen und die Trauer der königlichen Familie lesen, um auch hier den großen Eindruck zu erkennen, welcher sich im ganzen Lande aussprach. Der Verfasser läugnet übrigens die Theilnahme mehrerer Verschworenen an dem Verbrechen Louvels. Nach ihm scheint es von ähnlichen Triebfedern herbeygeführt zu seyn, wie der Meuchelmord Sands. Lacretelle behauptet, Louvel habe schon bey der Rückkehr der Bourbons seinen verbrecherischen Plan verfolgt. **Dès qu'il avait vu flotter le drapeau blanc, il avait conçu le projet d'assassiner tous les Bourbons.** Im Jahre 1814 beabsichtigte er sogar, den Marschall Kellermann umzubringen, weil er in den Dienst des Königs getreten war. Auf seine eigenen Kosten ging er nach Elba, um dort Napoleon, für den er fanatisch entbrannt war, nur zu sehen. Als der Graf Artois 1815 nach Lyon ging, wollte er diesen tödten, traf ihn aber dort nicht mehr an. Nach dem Herzog von Berry hatte er indeß seine Plane jedenfalls auch noch auf Monsieur und den König selbst gerichtet. Am wenigsten ist es unserm Geschichtschreiber wahrscheinlich, daß, wie man behauptet hat, die Eifersucht der andern Linie der Bourbons hierbey mit im Spiele gewesen wäre. »**On peut saisir une couronne à l'***improviste* (wohl mit Bezug auf spätere Zeiten), **mais la chercher sanglante à travers le coeur d'un prince d'un parent, cela serait atroce même à supposer.**« Man muß es daher wiederholen, sagt er weiter, jene große Freyheit der Presse, jene Glaubensbekenntnisse über Königsmord, Empörung und Meucheley, sie waren geeignet, auf eine wilde und in sich verschlossene Seele zu wirken. Vielleicht dachte Louvel auf den Ruhm eines Brutus, und glaubte sich so aus dem Haufen gemeiner Seelen zur Nachwelt zu erheben.« Hiernach wäre Louvel dem Mörder Heinrichs III. an die Seite zu setzen; nur daß nach der Verschiedenheit der Zeit dort ein falsch geleiteter religiöser Fanatismus, indeß ursprünglich gleichfalls aus demokratischer revolutionärer Aufregung entstehend (denn die Sechzehner waren eben so ein Club, wie der Comité général und die Ligue, in Paris wenigstens, ein revolutionäres Instrument); hier aber ein politischer Fanatismus zum Grunde lag. Widersinnig war wohl die Meinung jener, welche den Herzog Decazes der Mitwissenschaft beschuldigten, obgleich selbst in der Kammer solches von einem heftigen Royalisten, Clausel de Coussergues, ausgesprochen wurde. Die Theilnahme an dem Unglücke der königlichen Familie bezeugen die Adressen, welche von

allen Seiten einliefen, und wovon mehrere freylich das geschehene Verbrechen nicht für so isolirt anzusehen schienen. So sagte die Adresse des königl. Gerichtshofs zu Paris: Ja, Sire, es besteht eine wahrhafte Verschwörung gegen die Bourbons, und in der allgemeinen Bestürzung hat man wildes Ergötzen gesehen (on a vu des joies féroces). Die Liberalen fürchteten von diesem Ereignisse, wie sie sich ausdrückten, für die Freyheit des Landes. Je demande, sagte der General Foy rücksichtlich der von der Kammer ausgesandten Adresse (p. 246), que l'adresse soit toute entière consacrée à l'expression de notre douleur et des larmes publiques, que nous versons tous sur un prince regretté de tous les Français, regretté surtout par tous les amis de la liberté, parce que les amis de la liberté savent, qu'on se prévaudra de cet affreux attentat pour détruire les libertés du pays!«

Unter allen Umständen ward dieser schreckliche Vorfall nothwendig die Ursache des Sturzes von Decazes. Die Erbitterung der Royalisten gegen diesen Minister und Günstling des Königs hatte jedoch einen solchen Grad erreicht, die nachtheiligen, den vollständigen Untergang der Monarchie bereitenden Maßregeln seiner Verwaltung waren so augenscheinlich geworden, daß nichts, selbst die stets unerschütterliche Gunst des Königs, ihn zu retten vermochte. Der König hatte dieß, wie der Verfasser sagt, vorausgesehen. L'effet produit sur l'esprit de L. XVIII (p. 239) par la mort du duc de Berry fut immense. Le désespoir de toute une famille, les pleurs d'un frère agirent puissamment; la haute raison du roi prévit, que la foudre allait tomber sur son ministre; auch sagte er noch zu diesem letztern selbst: »Mon enfant, ce n'est pas à vous, mais à moi, qu'on en veut.« Der Minister sah die Unmöglichkeit, sich ferner zu halten, und gab seine Entlassung. »Ainsi finit,« sagt der Verfasser p. 261 »(la rétraite de M. Decazes) la vie ministérielle de M. Decazes, *vie d'hésitation*, de *tâtonnement* et *de contradiction*, parce qu'elle arriva après une grande révolution, qui avait mis les partis en présence. Il y eut des fautes commises par le ministre, il y en eut davantage peut-être à reprocher aux partis; déplorable nécessité d'une société vieillie, de se laisser ainsi entraîner en dehors de ses intérêts et des conditions de son repos; et par qui souvent? par des minorités actives, menaçantes, et qui faibles et petites qu'elles sont, se proclament le pays? Partout les majorités nationales ont entouré un système de modération; par quelle fatalité faut-il qu'il ait été attaqué, ridiculisé sans cesse par cette même liberté, dont la modération est le plus ferme

appui? Tout cela serait un inexplicable mystère pour les coeurs droits, dans le quinze années de restauration, si la *révolution de juillet* n'avait pas mis à découvert le dernier secret des factions! Wir müssen fortwährend behaupten, daß es kein unglücklicheres Ministerium für die Restauration geben konnte, als das Decazes, um so trauriger, als sein Einfluß, bey seinem ersten Eintreten in das Kabinet, schon als Polizeyminister begann. Nirgend zeigt sich in seiner Verwaltung ein höherer Gedanke; eine bloße Administration im gewöhnlichsten Sinne des Wortes. Am wenigsten begriff er den geistigen Zustand des Landes, worauf doch Alles ankam. Sein Günstlingsverhältniß zum König und äußere Huldigungen scheinen sein höchster Endzweck gewesen zu seyn. Ludwig XVIII. entschädigte übrigens seinen Günstling durch die Herzogswürde, den Gesandtschaftsposten in London mit einem Gehalt von 300,000 fl., und seiner bleibenden Zärtlichkeit.

Für die Leitung des neuen Ministeriums ward Niemand schicklicher gefunden, als der Herzog von Richelieu, der also zum zweyten Male sich an der Spitze der Verwaltung befand. Von diesem Augenblick an kann man endlich die entschiedene Richtung der Regierung in den monarchischen Principien annehmen. Aber war es jetzt nicht zu spät, und war es noch möglich, diese ungeheure Verwirrung der Geister zu beschwichtigen? Seit der berüchtigten Ordonnanz vom 5. Sept. 1816 bis jetzt März 1820 hatte man planmäßig daran gearbeitet, die revolutionären Elemente sowohl den Persönlichkeiten als den Doctrinen nach wieder zur Herrschaft kommen zu lassen; früherhin zerstreut, ohne irgend eine allgemeine Verbindung, ihrer Stärke noch nicht vollständig bewußt, hatte die Partey, welche unabläßig an dem Untergange der Monarchie arbeitete, sich zu einer großen organisirten Körperschaft verstärkt, beherrschte durch die Presse und die Tribune einen großen Theil der Gesellschaft, und konnte jetzt nur durch einen vollständigen Krieg, mit den Waffen in der Hand, niedergedrückt oder vielmehr vertilgt werden. Rechnet man hierzu, daß das Nachbarland so eben unter das Joch der Gleichgesinnten gefallen war, und die Constitution der Cortes in Spanien, als eine neue Morgenröthe politischer Freyheit, in Frankreich überall Anklang fand, so wird man einsehen, welche schwierige Aufgabe die neue Verwaltung und selbst die nächstfolgende durchzuführen hatten. Der Verfasser ist nun, gemäß seiner Mittelansicht, und da er vorzugsweise nur zwey Parteyen erkennt, die beyde sich gegenseitig gleichsam stets überschlagen, und über das rechte Maß hinausgehen, allerdings auch von der Nothwendigkeit einer Aenderung überzeugt. Nach ihm hätten indeß die Royalisten den

Wagebalken, den die Liberalen eben zu ihrem Vortheil ganz herabgedrückt hatten, nur ergreifen müssen, um ihn in die rechte Schwebe zu bringen; siehe da, sie thaten aber mehr, und so ging die Monarchie zu Grunde. Dieses Urtheil ist freylich unbegreiflich, wenn der Verfasser selbst oft eingesteht, daß sie mit der liberalen Partey gar nicht zu vergleichen gewesen waren, und die Führer die Konstitution von 93 und die Entfernung der regierenden Dynastie beabsichtigten. Ueberdieß, wie schon oft gesagt, der Verfasser hat keinen Begriff, daß es sich hier lediglich um Doctrinen handelte, und die politische Freyheit in Frankreich aus einem durchaus corrumpirten und irrigen Princip floß.

Unter welchem Gesichtspunkt er daher die neue Gestaltung der Dinge ansieht, zeigt sich am deutlichsten im Anfange des vierten Buches des sechsten Theils p. 263: On s'était imaginé, en formant l'administration du duc de Richelieu, de mettre un point d'arrêt aux malheureux résultats de la loi d'élection et aux progrès de l'esprit révolutionnaire; le but fut dépassé, et cela devait être; à quel côté de la chambre le ministère demandait-il sa majorité? au centre droit et à l'extrème droite; or, sous le système représentatif l'opinion, qui donne la majorité gouverne; ce résultat était inévitable, surtout avec le parti royaliste, expression de l'aristocratie, dont le mobile et l'ambition fut toujours, de diriger le gouvernement.

Was die entschiedenere Richtung des Ministeriums am deutlichsten bezeichnete, war die Entfernung sämmtlicher Doctrinärs aus der innern Verwaltung. Die Haupturſache des Unglücks der Restauration und der schiefen Maßregeln, welche dieselbe bisher nahm, waren offenbar diese zweydeutigen und gleißnerischen Theoretiker gewesen, die unter dem Scheine der Uneigennützigkeit um die Gunst aller Parteyen buhlten, in Folge ihrer falschen Wissenschaft mit der Revolution im innigsten Verbande standen, und von Eitelkeit und Habsucht zugleich getrieben, als letztes Ziel ihrer Wünsche die Vereinigung aller Macht in ihre Hände beabsichtigten. Nachdem sie dergestalt aus der höheren Verwaltung und späterhin selbst aus sämmtlichen übrigen Staatsämtern entfernt worden, wurden sie die unversöhnlichsten Feinde der Monarchie. So bezeichnet sie auch der Verfasser, wenn er von ihnen in ihrem jetzigen Verhältniß zu dem Ministerium Richelieu sagt: Les doctrinaires, gens absolus, intraitables, firent les hautains; après avoir poussé aux lois d'exception en 1816 et 1817, ils se tinrent dans leurs tentes en 1820. Sie thaten aber noch mehr als dieß letztere, sie bethätigten jetzt die revolutionäre Tendenz ihres wissenschaftlichen Princips durch

die innigste Verbindung mit der liberalen Partey; sie wurden in gewisser Weise Häupter und Führer derselben, und jene consequente, durchgebildete Gestaltung, welche jetzt diese letztere annahm, um planmäßig die bestehende Regierung zu stürzen, war hauptsächlich Werk der Doctrin. Der Verfasser sagt deßhalb: Le centre gauche et les doctrinaires s'étaient placés sur un terrain, moins *violent*; mais d'une opposition assez forte. Am deutlichsten tritt diese Verbindung mit der Revolution in Guizots, dem Führer der doctrinären Partey, bald darauf erschienenen Werke: Des moyens de gouvernement et d'opposition dans l'état actuel de la France, hervor. Hier spricht sich der ganze Haß gegen das bestehende Ministerium und seine royalistische Richtung, die offene Anerkennung der Revolution und nicht undeutlich die Beseitigung der Dynastie aus. Ein Gesetz, welches die Regierung zur gefänglichen Einziehung verdächtiger Personen, ohne die gewöhnlichen gesetzlichen Formen, bevollmächtigte, so wie die Einführung einer förmlichen Censur bezeichnete die ersten Schritte der Verwaltung. Der Verfasser aber sagt selbst hinsichtlich des ersteren, daß er sich oft gefragt habe, warum dasselbe gegeben sey; denn nach den von ihm nachgesehenen Registern betrage die Zahl der von dieser Maßregel betroffenen Personen nur acht oder zehn. Dessen ungeachtet erregten, wie gewöhnlich, beyde Gesetze und die Aussicht auf die Veränderung des Wahlgesetzes den ausschweifendsten Widerstand der Opposition. Hier wurden von Neuem jene leeren und selbst absurden Deklamationen in Gang gesetzt. Wohin streben Euere Bemühungen, hieß es hinsichtlich der Censur, wollt Ihr einen Vulkan auslöschen? Aber Ihr seht nicht, daß die Flammen unter Euern Füßen hervorbrechen, und daß, wenn Ihr ihm nicht den weitesten Spielraum gebt, er ausbrechen, und Euch mit fortreißen wird? Kann man sich etwas Widersinnigeres denken? Wie weit gesunken ist eine Zeit, die solche Redner in ihren öffentlichen Körpern duldet! Noch mehr aber jenes Gesetz der willkürlichen Arrestationen gab die Veranlassung zur Bildung einer Gesellschaft: pour protéger le prisonniers d'Etat, que la loi suspensive de la liberté individuelle allait *plonger* dans les *cachots*. Auch in England bildeten sich bey dem Ausbruche der französischen Revolution, als die Regierung mit großer Strenge gegen alle revolutionären Aeußerungen verfuhr, gleiche Gesellschaften; hier war jener Name indeß nur Aushängeschild; denn wie der Verfasser zu Ende dieses sechsten Bandes sagt: Ich setze die Grundlage der offenen und unbestreitbaren Verschwörung gegen das Haus Bourbon in die Organisation dieses Comités bey Gelegenheit der durch die Ermordung des Herzogs v. Berry her-

beygeführten Ausnahmegesetze; von da an gab man sich keine Mühe mehr, sich zu verbergen. Die Verschwörung umfaßte zugleich Militär wie Civil; die Schulen wurden in Verbündniß und Gliederung gebracht, viele Offiziere auf halbem Sold traten mehr oder weniger entschieden der Vereinigung bey. Lafitte, Casimir Perrier, Lafayette, d'Argenson, Odilon = Barrot, Merilhon rc., genug, sämmtliche Männer, welche der Julyrevolution später zu Führern dienten, standen an der Spitze dieses Vereins.

Der siebente Theil unseres Werkes fährt fort, die schwierige Lage des neuen Ministeriums in diesem offenen Kampfe mit einer schon ganz organisirten antimonarchischen Gegenpartey zu zeigen. Man verfuhr indeß mit glücklicher Strenge. Alle aufrührischen Schriften, unterstützt durch die noch intakte Loyalität der Gerichtshöfe, wurden möglichst beseitigt; man verfolgte die sogenannte konstitutionelle Association, von denjenigen gebildet, welche späterhin gleiche Vereine mit den Waffen in der Hand niederdrückten; man beaufsichtigte die Schulen und Universitäten, wo die Revolution in wissenschaftlicher Weise unter Leitung Guizots und Cousins ihren Sitz aufgeschlagen hatte. Haupttriebfeder royalistischer Richtung und Maßregeln in der Verwaltung war jetzt allerdings der Graf Artois, nachheriger König Carl X. Ueberhaupt hat durch einen so mächtigen Anhaltspunkt während der ganzen Dauer der Regierung Ludwigs XVIII. die Monarchie denjenigen Bestand gewonnen, welchen sie den Gegnern gegenüber entwickelte. Ohne diesen Einigungspunkt wären die oft in sich gespaltenen Royalisten bey der gänzlichen Passivität des Königs wahrscheinlich noch weit eher aus ihren Stellungen vertrieben worden. Denn entwickelten sie oft genug großen Eifer für ihre Sache, und muß man die Kühnheit und Gewandtheit bewundern, mit welcher sie ihren Feinden, namentlich in den Kammern, entgegentraten, so war doch im Allgemeinen jene alte Naturkraft, welche den Adel früherer Zeiten so auszeichnete, auch in Frankreich erloschen. Man konnte ihn selbst in dieser Hinsicht nicht jenen »Kavalieren« vergleichen, die in England unter Carl II. die königliche Sache mit Consequenz und Entschiedenheit verfochten. Ein Großes hatte freylich hiezu beygetragen, daß der französische Adel während des langen Zeitraumes von der Revolution an durch seine Gegner von jeder öffentlichen Thätigkeit sich ausgeschlossen fand, und dadurch einen großen Theil seiner früheren Kraft einbüßte. Sie waren, was auch der Name Legitimisten bezeichnet, mehr eine von einer bloßen Idee geleitete als aus eigenthümlichem Leben heraus sich bewegende Körperschaft. Daraus ist späterhin, während und nach der Julyrevolution,

die vollständige Unthätigkeit des Royalismus zu erklären, nachdem seine Vertreter, d. h. der Adel und seine Anhänger, aus den Kammern und allen Stellen vertrieben waren. Was es mit dieser Passivität für eine Bewandtniß hat, läßt sich am besten aus dem Hauptorgane des jetzigen Royalismus in Frankreich, aus der Gazette de France, erkennen, die so weit geht, den Sieg der königlichen Sache als eine bloße Naturnothwendigkeit, die sich gleichsam von selbst, aus der bloßen Consequenz des Princips heraus entwickele, anzusehen, wobey allenfalls die Royalisten die Hände ruhig in den Schooß legen könnten. Wahrlich, ein höchst unglücklicher Irrthum, der aber mehr oder weniger die sämmtlichen französischen Royalisten einnimmt, und schon während der Revolution sich oft in den lächerlichsten Täuschungen offenbart hat. Nur wo eine wirkliche Thatkraft sich mit dem Princip verbindet, kann dasselbe in die Gesellschaft wieder zurückgeführt werden, und es wäre heute eben so lächerlich, in Frankreich aus den bestehenden anarchischen Elementen von selbst die alte Monarchie wieder auftauchen sehen wollen, als wenn man nach der Besiegung Napoleons Frankreich mit der Meinung sich überlassen hätte, daß sich der alte Königsthron dort aus eigener Kraft wieder aufrichten werde. Dergestalt war also die Stellung des Grafen von Artois, als Prinzen von Geblüt und nächstem Nachfolger des Königs, eine unentbehrliche Hülfe für die Monarchie, und man kann von jetzt an ihn und die ihm zunächst stehenden Häupter der Royalisten als die Haupttriebfeder aller folgenden Regierungsmaßregeln annehmen. Der Verfasser sieht hierin freylich nur die Unternehmungen und Umtriebe einer Partey, und nach ihm steht in gewisser Hinsicht der Pavillon Marsan mit dem Comité général auf einer Linie. Es erklärt sich dieß indeß leicht aus jenen falschen neuern Doctrinen, welchen auch er huldigt, wornach in den sogenannten konstitutionellen Staaten die königliche Macht und alles, was sie ausdrückt, zu einer bloßen Nullität herabsinken soll.

Nächst den oben berührten Ausnahmegesetzen war natürlich die Veränderung des Wahlgesetzes eine Hauptbeschäftigung der neuen Verwaltung. Unter einer unendlichen Aufregung, die sogar während der Sessionen in den Kammern in einen förmlichen Aufruhr in der Hauptstadt (das erste bedeutende Ereigniß der Art seit der Restauration) ausbrach, ward die bisherige Weise in einer Wahlkammer jedes Departements, direct von allen, welche 300 Fr. Steuern zahlten, die Deputirtenwahlen zu lassen, jetzt von zwey Wahlkammern ausgeübt, wovon die Kammer des Departements, aus den Höchstbesteuerten bestehend, den einen Theil, die Kammer der Arrondissements, den übrigbleibenden Theil der

Deputirten ernannte. Eine Weise, die allerdings den begüterten und höhern Klassen der Gesellschaft einen höhern Einfluß auf die Volksrepräsentation gewährte, und dadurch, wenigstens von dieser Seite her, für die Zukunft der Verstärkung der Revolution vorbeugte. Auch war die Charte nirgend verletzt, welche überhaupt nur eine Concurrenz aller Wahlfähigen gestattet, die in diesem Gesetze in vollem Maße Statt fand, ja hier erst möglich war, weil bey dem frühern Verfahren gerade durch die Majorität der Niedrigbesteuerten alle Höherbesteuerten ausgeschlossen wurden, und wenig oder gar nicht auf die Wahlen Einfluß ausüben konnten. Die Tendenz der andern politischen Doctrinen, auf dem falschen Grundsatz einer absoluten Gleichheit aller Menschen beruhend, geht freylich dahin, bey der Volksvertretung alle Bürger oder vielmehr den Pöbel, die Hefe des Volkes, selbst zur Theilnahme zu rufen, und die Primair-Versammlungen in der Revolution stellten dem etwas Aehnliches dar; auch neigten die Republiken des Alterthums, sobald die demokratischen Elemente darin überhand nahmen, auf diese Seite hinüber. Sobald indeß das Vermögen, wie hier bey der neuern französischen Constitution, den Maßstab der Vertretung abgeben soll, so ist klar, daß die Abstufungen desselben wesentliche Bedingnisse dieses Rechtes seyn müssen, und daß z. B. nicht abzusehen ist, wie gerade 300 Fr. Steuer jene Fähigkeit für alle Staatsbürger bezeichnen. Der bekannte Census in Athen und Rom, oder die Eintheilung des Volkes nach stimmfähigen Classen rücksichtlich ihres Vermögens zeigt, wie man schon im Alterthum dieser ganz natürlichen Einsicht huldigte. Allerdings war aber der Kampf, welchen die Liberalen gegen die obige Abänderung des Wahlgesetzes anspannen, nur darauf gerichtet, die höhern Ordnungen der Gesellschaft von der Stellvertretung auszuschließen, um, dem Grundprincip ihrer politischen Doctrinen gemäß, zuvörderst die große Masse der Mindestbesteuerten, und so allmälich auch die Proletarier selbst zur Vertretung zu rufen, und eine Republik in ihrem Sinne zu errichten. Ueberhaupt sind über nichts in der neuern Zeit die Begriffe verwirrter geworden, als über die politische Würdigung der einzelnen Staatsbürger. Aus dem geistigen Calcul ist man in den gemeinen, numerischen gefallen. Alle frühern Staatsverfassungen brachten bey jeder politischen Geltung im Staat historische und geistige Elemente mit in Anschlag, und sie entschieden daher auch, wie billig, vorzugsweise bey der Volksvertretung; jetzt indeß hat man nur die materiellsten Maßstabe entweder des Geldes, z. B. eines bloßen Steuerquantums (das Zufälligste, was es geben kann), oder die abstracte Zahl überhaupt (Vertretung nach Massen) zum Anhalt genommen.

Die jetzt folgende Geschichte der Restauration bietet statt der früheren, unsichtbar wirkenden Aufstände eine Kette von zusammenhängenden, planmäßigen Emeuten dar. Schon von jenem oben erwähnten Aufruhr in der Hauptstadt während der Verhandlungen über das Wahlgesetz sagt der Verfasser, daß diese Unruhen dem Sinne ihres Anstifters nach schon einige Jahre früher den Barrikaden-Krieg herbeyführen sollten, aus welcher eine Revolution hervorgegangen ist; sodann weiter: Lorsque les masses se furent émues, rien n'est *plus certain*, qu'elles reçurent une impulsion commune, il y eut de l'argent distribué, des chefs connus. Im August 1820 sollte ein bedeutendes Complott in der Armee ausbrechen, welches den Kapitän Nantil an der Spitze hatte, glücklicher Weise indeß entdeckt ward. Mitten unter diesen Unglück weissagenden Bewegungen fällt die Geburt des Herzogs von Bordeaux, ein Ereigniß, welches alle guten Elemente in Frankreich von Neuem wieder zu sichern schien, und selbst im übrigen Europa als Unterpfand einer bleibenden Zukunft große Theilnahme erweckte. Das diplomatische Corps begrüßte den jungen Prinzen als das Kind Europas (l'enfant d'Europe), und von den Ufern der Newa ertönte derselbe Gruß aus dem Munde des Kaisers Alexander; so sehr vertraute man damals noch auf den Zauber der Legitimität in Frankreich, während das demokratische Element immer festern Fuß faßte.

Die diplomatischen Ansichten des Verfassers gehen größtentheils nicht über die gewöhnliche heutige französische Auffassung hinaus, was p. 75 des siebenten Theils und ff. bey der Erwähnung des Congresses von Troppau und späterhin desjenigen von Laibach, welche beyde weitläufig behandelt werden, deutlich in die Augen tritt. Immer ist es ein Zurücksetzen Frankreichs von Seiten der andern großen Mächte, oder ein feines Hinüberziehen zu ihrem Systeme der Abweisung constitutioneller Ideen. Oesterreich will sich eine Macht in Italien, und Rußland im Osten schaffen. England allein setzt sich allmälich diesen Plänen, vorzüglich der Unterdrückung der neuen constitutionnellen Bildungen entgegen, und der Verfasser bedauert, daß die französischen Gesandten auf den Congressen die Selbstständigkeit Frankreichs und sein Interesse für die Entwicklung der politischen Freyheit in Europa nicht hinlänglich behaupten. Die ersten Wahlen nach dem veränderten Wahlgesetze gaben ein neues Beyspiel, wie sehr dieses Geschäft auch unter ungünstigen Verhältnissen bey einer gewandten und thätigen Administration zu ihren Gunsten ausschlagen muß. Nicht allein in den Departements, wo der Einfluß der Vornehmern und Reichern herrschte, sondern auch in den Arrondissements fielen die Wahlen zu Gunsten der Royalisten aus;

aus 46 Ernennungen kamen 29 für die Rechte und nur 17 für die Liberalen. Viel mochte freylich der Tod des Herzogs von Berry und die Betrachtung aller Gutgesinnten eingewirkt haben, wie die Liberalen unterstützen, den nothwendigen Sturz der Monarchie herbeyführe. »Les élémens de la nouvelle chambre étaient donc tout à-fait en opposition avec la majorité si partagée de l'assemblée, qui avait voté la loi d'élection, une forte couleur royaliste dominait;« sagt der Verfasser p. 106 des siebenten Bandes von der neuen Kammer; und dann noch weiter p. 110: »Je répète, que le côté droit voyait puissamment s'agrandir sa majorité; presque tous les députés de la chambre de 1815 étaient renvoyés dans la nouvelle chambre avec leur griefs du 5 Septembre; leurs opinions exaltées par six années de lutte contre le mouvement libéral de la restauration.« Unter den Ausgezeichneten der jetzt eingetretenen Royalisten erwähnt der Verfasser besonders M. Peyronnet, Dudon, Puymaurin und des Generals Donadieu, von dem es heißt: Il allait offrir un rude adversaire au cabinet Richelieu, qu'il confondait dans sa haine contre M Decazes. Jetzt ward auch zuerst wieder eine Annäherung an Chateaubriand Seitens des Ministerii bemerkbar, die Hauptführer der Royalisten aber, selbst Villèle und Corbiere, wurden in das Minister-Conseil berufen.

Es war natürlich, daß das neue Ministerium gleichsam nur durch den Drang der Umstände nicht aus einem wahren Princip heraus zur Umkehr gezwungen, überdieß noch aus früherer Zeit die Royalisten in seinen bedeutendsten Persönlichkeiten (besonders Pasquier und Serre) unangenehm berührend, weder dem Grafen Artois, Bruder des Königs, als dem jetzigen Mittelpunkte der royalistischen Bestrebungen nach der Masse der übrigen königlich Gesinnten, endlich aber auch der guten Sache selbst genügen konnte. Denn das hatte allerdings die frühere Administration des Herzogs von Richelieu gezeigt, daß er keines entschiedenen Kampfes gegen die Revolution fähig war, und doch konnte unter den jetzigen Umständen dieß nicht mehr umgangen werden. Es lag überhaupt in dem mehr ruhigen und einem regelmäßigen Geschäftsleben hinneigenden Character des Herzogs, daß er sich mit den heftigeren royalistischen Persönlichkeiten eigentlich nie befreunden konnte. Er betrachtete sie größtentheils als stürmische, verwirrende Elemente, und seine Verbindung mit ihnen war mehr durch die Noth geboten, als auf wahre Uebereinstimmung gegründet. Ein solches Verhältniß konnte auf die Länge der Zeit nicht dauern, und nachdem die Sitzungen der Kammer, zur größten Freude der liberalen Partey, einen fortwährenden kleinen

Krieg der rechten Seite mit dem Ministerium darboten, in welchem endlich der Minister des Innern, Pasquier, den Royalisten förmlich den Fehdehandschuh hinwarf, gab der Herzog von Richelieu seine Entlassung. Nicht so sehr, daß der Herzog von der royalistischen Partey über den Haufen geworfen ward, wie der Verfasser es gerne darstellen will, um seinen Grundsatz, daß alle Parteyen darnach streben, ihre Gewalt bis auf das Aeußerste auszudehnen, und sich an die Spitze zu stellen, auch auf die Royalisten anzuwenden, sondern eben jenes oben erwähnte Mißverhältniß brachte dieß hervor. Der Tod Napoleons und die Erstickung der Revolutionen in Neapel und Piemont waren keine geringen Begünstigungen für den Fortgang der Restauration, und sehr richtig sagt der Verfasser: La mort de Bonaparte était pourtant immense pour sa dynastie. Cette image si populaire, si menaçante était le mobile de toutes ces agitations, qui avaient troublé la France, le parti bonapartiste était le seul actif, le seul puissant. On se barbouillait d'un rouge constitutionnel, mais le fond de la pensée était Napoléon. La grande fortune qu'il avait laissée à Paris, servoit souvent à solder et à organiser les mécontentements; son nom seul jetait de la fermentation dans les esprits. Die allgemeine Theilnahme, welche dieses Ereigniß erregte, bezeugte noch mehr seine Wichtigkeit; denn wie der Verfasser weiter spricht: La mort de Napoléon fit une profonde impression sur l'opinion publique; mille brochures furent publiées à sa gloire; ses bustes reparurent. La gravure reproduisit son apothéose et sa grande mémoire. Schon die äußern Umstände schienen daher jene Epoche vorzubereiten, welche sich nun in Frankreich entwickelte, und die gewisser Weise als der Glanzpunkt der Restauration angesehen werden könnte, zeigte nicht die geringe Dauer derselben und der bald darauf folgende schmähliche Sturz der damals regierenden Dynastie, daß sie mehr auf äußerlichen glücklichen Combinationen und einer geschickten und ministeriellen Handhabung beruhte, als auf wahrhafter innerer Beruhigung oder auch nur Bezähmung der vorhandenen anarchischen Elemente. In keiner Zeit ist es offenbarer geworden, wie in der heutigen, so wenig sie auch davon Verständniß hat, und nur auf die Wunder ihrer Verwaltungs-Mechanismen vertraut, daß es die allgemeine Gesinnung eines Volkes ist, das, woran es glaubt, wie v. Hügel in seinem vortrefflichen Werke: »Spanien und die Revolution,« sich ausdrückt, welches den Bestand und die Grundlage dieser Nation, noch mehr aber seiner Regierung bildet. Aus diesem Mangel innerer Gesinnung, aus dem Leichtsinn, womit über diese wichtigste Angelegenheit fortgegangen wird,

lassen sich allein die Wechselfälle der Monarchien, welche jetzt gleichsam an der Tagesordnung sind, erklären. Diese Lehre, die schon einmal in Frankreich sich bluttriefend bestätigt hatte, sollte noch einmal von dort aus verkündet werden.

Der Verfasser überschreibt richtig und bezeichnend genug das zweyte Buch, welches die neue Epoche seiner Geschichte anfängt: **Mouvement religieux et antirévolutionnaire de la restauration.** Er könnte dadurch sogar (obgleich dieß wohl nicht sein Wille ist) zu verstehen geben, daß die bisherige Verwaltung die Revolution nur beförderte, was wir auch glauben hinlänglich nachgewiesen zu haben.

Schon seit langer Zeit waren es zwey Männer, welche sich an die Spitze der Royalisten gestellt hatten, denen es gelungen war, sie in eine geordnete Masse den Feinden gegenüber zu sammeln, und Angriff und Vertheidigung planmäßig zu leiten. Um den Hauptcharakter dieser Führer und auch der von ihnen geleiteten Menge gleich vorne hinein zu bezeichnen, so darf man sich dieselben nicht als von hoher Begeisterung oder von sonstigen idealen Motiven bewegt denken, sondern sie hatten, wie überhaupt jetzt in Frankreich der größte Theil der handelnden Personen, eine mehr praktische, auf die nächsten Zwecke hinausgehende Richtung. Sie bewegten sich gewisser Weise eben so in der Zeit und in dem Materialismus derselben, wie ihre Gegner, und suchten das alte Frankreich nur in dem Gewande der neuern Verwaltungsprinzipien hervorzurufen. Sie waren Royalisten, hatten auch nichts mit den Revolutionären gemein, oder auch nur mit den Bekennern der sogenannten constitutionnellen Monarchie; indeß war es nicht sowohl ein höherer Maßstab, wodurch sie das Königthum und seine Grundlagen befestigen wollten, als die gemeine Weise praktischer Geschäftsmänner. Diejenige Klasse der Royalisten, die daher entweder aus dem alten ritterlichen Charakter des französischen Adels heraus, oder in tieferer wissenschaftlicher Bedeutung die Monarchie beabsichtigte, so wie endlich alle diejenigen, welche ein phantastisches Element bewegte, gehörten zwar im Allgemeinen zu ihrer Partey, hatten indeß kein ganz inniges Verständniß mit ihnen, und traten ihnen sogar späterhin entgegen.

Der Graf Villèle, ein früherhin in Europa kaum genannter Name, und der Graf Corbière waren diejenigen, welche jene royalistische Masse leiteten. Villèle, aus Toulouse gebürtig, hielt sich in seiner Jugend auf der Insel Bourbon auf, und verwaltete dort während der Revolution die Ländereyen eines reichen Pflanzers, seines Verwandten. Hier scheint er überhaupt seine administrative Fähigkeit schon bethätigt zu haben; denn er ward

Mitglied der Colonialversammlung. Mit einer reichen Frau und einer Ladung Zucker und Caffee, die er sehr vortheilhaft verkaufte, kam Hr. v. Villèle im Jahre 1803 nach Europa zurück. Nach der Zurückkunft des Königs zeichnete er sich zuerst bey Gelegenheit der Declaration von St. Ouen durch eine kleine Schrift aus: »Observations sur le projet de Constitution,« worin die Grundsätze jener Declaration geradezu angegriffen, und eine unmittelbare Rückkehr zu den Institutionen der alten Monarchie angerathen wurde. Seit dieser Zeit ward der Verfasser ein royalistischer Name, Maire von Toulouse, Deputirter der Chambre introuvable im J. 1815, und nach Auflösung der Kammer und seiner Rückkehr in die Provinz von allen Royalisten um die Wette gefeyert, ja von provenzalischen Dichtern besungen, welche von ihm sagten:

Aquel moussu Villelo
Es uno candello.

Von jetzt an war sein Bestreben ein unausgesetzter und fortwährender Krieg gegen das Ministerium Decazes, welches ihn hauptsächlich an die Spitze der Royalisten in Frankreich, und in die besondere Gunst des Grafen von Artois brachte. Schon in diesem Kampfe entwickelte er mehr eine Tribunen- und Parteygewandtheit, wobey es ihm nur darauf ankam, den Feind mit allen möglichen Mitteln zu schlagen (deshalb seine damalige Vertheidigung der Preßfreyheit, seine Bekämpfung der Ausnahmsgesetze rc.), als etwa einen großartigen Plan, in tief eingreifender Weise die Revolution offen und in ihren Grundlagen zu bestreiten. Genug, Hr. v. Villèle war, wie sich bald zeigte, der Mann, welcher in einer industriell-administrativen Regierung, die sich jeden Augenblick von revolutionären Parteyen belästigt fand, die Geld, geschickte Verwaltung, und wenn auch nur augenblickliche Ruhe vor ihren innern Feinden bedurfte, wie ein guter Steuermann das Staatsschiff durch alle Klippen und Untiefen durchzusteuern vermochte.

Herr v. Corbière, der andere dieses royalistischen Duumvirats, hatte sich freylich mehr an Villèle angeschlossen, als daß er selbstständig sich eine Stellung gemacht hätte, indeß der bedeutende Einfluß, den er auf seine bretagnischen Landsleute unter den Royalisten äußerte, so daß er gleichsam den Norden, Herr v. Villèle den Süden Frankreichs repräsentirten, machten ihn, bey unermüdlichem Eifer für die königliche Sache, nicht weniger zum Führer seiner Partey geschickt.

Das Urtheil des Verfassers über Villèle bezeichnet ihn treffend. »M. Villèle,« heißt es, »possédait une habilité plus remarquable, que tous ses collègues. — Homme de tribune,

M. de Villèle avait une voix dégracieuse; mais une puissance de raisonnement, un ton de modération et de simplicité, qui allait à tous, et parlait à tous, et particulièrement à une majorité provinciale, et à idées peu étendues. Aucun n'éludait une difficulté avec plus d'adresse, un argument avec plus de dextérité « Von seiner Politik heißt es: » Son tempérament politique avait quelque chose des conditions du ménage, un je ne sais quoi de régulier sans grandeur et sans nobles idées. Das letztere möchte man überhaupt auch auf die innere Verwaltung anwenden können. Das neue Ministerium, in welchem die obengedachten Männer an der Spitze standen, Villèle, als Finanzminister, Corbière, Minister des Innern, bestand außerdem aus dem Grafen Mathieu von Montmorency, Minister des Auswärtigen, M. de Peyronnet für die Justiz, dem Herzog von Belluno (Victor) für den Krieg, Clermont Tonnere für das Marinedepartement. Mit Bezug hierauf sagt der Verfasser: » la composition du nouveau cabinet répondait à ce que les royalistes pouvaient espérer de plus prononcé dans la couleur de leurs opinions.

Weiterhin ist die Rede von der Stellung des Ministeriums zu der Pairs- und zu der Deputirtenkammer, welche letztere jetzt hauptsächlich royalistische Mitglieder und persönliche Anhänger des Ministeriums in sich schloß. Die ersten gesetzlichen Maßregeln, welche genommen wurden, fanden daher in den Kammern nur in der geringen Minorität der Liberalen, wenn auch heftigen Widerstand, vorzüglich, als es die Hauptwaffe ihrer Angriffe auf die Monarchie, die Presse betraf. Es ward ein Strafgesetz gegen Preßvergehen gegeben, und sodann ein Gesetz über die Polizei der Journale, wonach zwar die gegenwärtigen Journale fortbestanden, indeß bey einer augenscheinlichen, antimonarchischen und antireligiösen T e n d e n z von den königlichen Gerichtshöfen verfolgt, und nöthigenfalls ganz aufgehoben werden konnten. Die Jury, die früherhin, wie erwähnt, bey Preßvergehen zu sprechen hatte, ward beseitigt, weil in dem dermaligen Zustande Frankreichs, gerade bey den gewöhnlich aus der Mittelklasse gewählten Geschworenen, sich eine Abneigung gegen die revolutionären Meinungen und eine Bestrafung derselben am wenigsten erwarten ließ, bey den königlichen Gerichtshöfen hingegen dieß noch nicht Statt fand. Auch in England spricht freylich die Jury in Preßvergehen; allein, wie bekannt, war früherhin der Einfluß der königl. Richter bey diesen Verurtheilungen so groß, daß die Geschworenen lediglich über die alleinige Thatsache, ohne alle Beziehung auf Tendenz des Verbrechens und anderer Nebenumstände, ihre Meinung zu sagen hatten. Als dieses Verfahren in

den letzten Zeiten aufgehoben ward, blieb der loyale Sinn in den Geschwornenen jenes Landes stets so überwiegend, daß alle die Verfassung und das Königthum angreifenden Libelle dennoch mit der größten Strenge verfolgt wurden, wovon der Zeitraum während der französischen Revolution die auffallendsten Beyspiele gegeben hat. Ueberhaupt war der Zustand von England bis in die neueren Zeiten, in dieser Hinsicht, ein ganz verschiedener. Hier waren alle Institutionen, also auch die Geschworenen, durch ein und dieselbe historische, politische und religiöse Doctrin auf das Innigste mit einander verbunden, und die Gegner standen in der Minderzahl außerhalb jenem volksthümlichen Geiste. In Frankreich hingegen war es umgekehrt; die Masse hatte eigentlich gar keine Richtung, oder war sogar verderbt; es kam also alles darauf an, sich ihrem Einflusse zu entziehen.

Bey der Erzählung der Ereignisse des Jahrs 1822 nimmt man noch auffallender die falschen Begriffe des Verfassers über Bestrafung politischer Verbrechen wahr, als dieß schon früherhin von uns bemerkt ist. Wer erinnert sich nicht, beginnt er den Abschnitt über die Verschwörungen der damaligen Zeit, p. 253, T. 7, des 27. September 1822? dieses Greveplatzes, wo ein Schaffot aufgerichtet war. Schaaren des Volkes erfüllten die Quais und den Platz; Herolde ließen ein Todesurtheil hören. Es war ein Urtheil des Assisenhofes gegen jene vier junge Unteroffiziere von Rochelle. Soll ich es aussprechen? Der Regierung und der Zukunft zugehörend, fühlte ich mich von einem schrecklichen Schauer ergriffen! Zu welchem Extrem ist die Restauration gekommen! Wie, noch immer Strafen? Ein Verfahren, wie in der Revolution selbst! und gegen wen? gegen eine fantastische und verführte Jugend! Keine Gnade! Großer Gott! Ist denn das königliche Recht, zu begnadigen, in seiner Quelle erloschen? Welche erschreckliche Sache, Todesstrafen in politischen Dingen. —

Und doch handelte es sich um eine wahrhafte Verschwörung, um einen Umsturz der Verfassung, noch dazu Seitens vier junger Militärs, welche zu besonders strengem Gehorsam und Treue gegen den König und die bestehende Verfassung verpflichtet waren. Auch sprachen selbst die Geschworenen das Schuldig aus. In ganz ähnlichen Fällen wurden zu Ende des vergangenen Jahrhunderts viele Individuen in England hingerichtet, welche von den gleichen Ideen einer falschen Freyheit begeistert, und von geheimen Gesellschaften gebraucht, sich in Entwürfe gegen die bestehende Verfassung eingelassen hatten. Nach dem Verfasser wäre konsequent selbst Louvel straflos gewesen; denn auch sein Verbrechen war ein bloß politisches. Dahin ist es aber in Frankreich gediehen, daß bloße Civilvergehen als strafbar anerkannt werden,

die ganze Gesellschaft aber jedem Nichtswürdigen oder Verführten zur Beute überlassen, und förmlich außer dem Gesetz erklärt ist.

Diesen Verschwörungen, deren mehrere zu gleicher Zeit, und zwar im Militär ausbrachen oder entdeckt wurden, lagen nach dem Verfasser die jetzt förmlich constituirten Gesellschaften der Carbonari zum Grunde. Es gab, wie in allen übrigen Ländern, wo damals diese geheime Sekte eingedrungen war, eine obere Genossenschaft, gleichsam der geheime Senat, dessen Mitglieder in undurchdringliches Dunkel gehüllt waren (la vente haute); sodann untergeordnete Mitglieder in abstehender Rangordnung und Verbrüderung (ventes centrales); endlich unter diesen die ventes particulières. Jener erste hohe Ausschuß hatte das Recht, die Initiative über Ausschluß oder Nichtaufnahme jedes Heiden oder des Carbonarismus Unwürdigen. Um augenblicklich zum Widerstand und zur Vertheidigung seines bon cousin bereit zu seyn, mußte sich jeder Carbonari im Besitz eines Gewehres nebst Bajonett und zwanzig Patronen befinden. Es läßt sich schwer ermitteln, in wie weit diese, aus dem Auslande hinübergekommene geheime Gesellschaft mit dem schon in Frankreich bestehenden Comité directeur und anderen Societäten, welche früher errichtet worden, zusammenhing. Da alle indeß einen und denselben Zweck verfolgten, nämlich Umsturz der bestehenden Ordnung der Dinge, die Revolutionäre in Frankreich dasselbe Princip mit der Sekte der Carbonari theilten: keine positive Religion und allgemeine politische Brüderschaft, so verstand es sich von selbst, daß alle diese einzelnen Gesellschaften in einem natürlichen Zusammenhange standen, und nach den Umständen eine der andern sich einverleibte, oder doch gemeinsam handelten. Der Verfasser bestätigt dieß wenigstens dadurch, daß die bedeutenden Namen, die in der revolutionären Opposition bisher erschienen, nachher auch in den »carbonaristischen Verbindungen« an der Spitze standen. Alle Befehle, sagt er, gingen von der hohen vente aus, in welcher abwechselnd de Laf..., de Sch..., d'A... et Ba..., offenbar Lafayette, Schonen, d'Argenson und Barthe den Vorsitz hatten.

Nach allem diesem, da allmählich geheime Verbindungen das ganze Land bedeckten, die Zügellosigkeit der Presse das ganze geistige Leben der Nation vergiftet und zerstört hatte, ist es wunderbar, und gehört zu den mannigfachen Widersprüchen, in welchen sich der Verfasser verwickelt, wenn er in dem p. 268 folgenden Abschnitt: von der öffentlichen Meinung sich selbst frägt: wie es mit dieser so heftig erregten Gesellschaft eigentlich beschaffen gewesen wäre, und darauf antwortet: »Die Abneigung gegen das Königthum der Bourbons offenbarte sich nach dem Maße, als ihr

System sich außer den natürlichen, ruhigen und gesetzlichen Pfaden bewegte; nun nahmen die Faktionen eine weniger friedliche Richtung. Die Bürgerklasse ging zur Opposition über. Denn dieß war nicht mehr diese so begeisterte, so royalistische Straße St. Denys der ersten Tage der Restauration. Die friedlichen Einwohner von Paris glaubten ihre Rechte (?) bedrückt, und blutige Hinrichtungen warfen auf die schwache Regierung der Bourbons einen Anstrich von Tyrannei, in derselben Zeit, als sie in dem Volke ein schmerzliches Mitgefühl für die gefallenen Opfer erregten.

Dergestalt bewältigen den Verfasser seine vorgefaßten Zeitansichten, daß er alle historischen Thatsachen, die er mit unverkennbarer Gewissenhaftigkeit niedergeschrieben hat, vergißt, um nur über jede kräftig eingreifende Autorität, welche mit Ernst und Strenge dem Uebel zu begegnen sucht, den Stab zu brechen. Er selbst hat, wie wir sehen, vielfach die Gefahr der Monarchie geschildert, und fand entgegengesetzte Maßregeln durchaus nothwendig; jetzt sucht er darin die Ursache des Umsturzes der Monarchie.

Bey irgend einer etwas vorurtheilsfreyen Gesinnung wäre es ihm wahrlich von selbst klar geworden, daß dieser Abfall der Massen oder der Bürgerklasse durchaus nicht aus jenen obengedachten Handlungen der öffentlichen Gewalt hervorging, sondern daß sie die Verführung der Parteyen und ihre geheime Bearbeitung aller Stände zur Ursache hatte. Gerade diese thätigen und arbeitenden Bürgerklassen sind am wenigsten geeignet, sich gegen die bestehende Regierung aufzulehnen oder sich ihr abgeneigt zu fühlen, wenn nicht wahrhafte, materielle Uebel, eine wirkliche Tyrannei, Angriffe auf ihre persönliche Freyheit und ihr Eigenthum sie dazu aufreizen. Dieß beweist die Geschichte aller Zeiten, und es ist ein großer Irrthum, in diesen Ständen gleichsam eine spontane Reflexion vorauszusetzen, welche den Triebfedern der Regierung überall nachspürt, um dieselbe vor ihren Richterstuhl zu ziehen, so lange sie, wie gesagt, in jenen Interessen unbeeinträchtigt bleiben. Nur die Verführung durch Parteyhäupter wirkt hier störend ein, wie die Geschichte der niederländischen Städte, die englische Geschichte und die Geschichte des ganzen Mittelalters zur Genüge nachweisen. Eine Verletzung aber wahrhaft materieller Interessen, eine förmliche Bedrückung und Beraubung von Rechten, Seitens der Bourbone, war, wie der Verfasser selbst es eingesteht, nirgends geschehen. Eine Umkehr in der Gesinnung der Bürgerklasse, die allerdings bemerkbar wurde, konnte also nur das Resultat äußerer Einwirkung seyn.

Bey einer solchen Ansicht der Dinge ist es nicht zu verwun-

dern, wenn der Verfasser jetzt auch einer andern Ursache, als hauptsächlich den Sturz der Monarchie herbeyführend erwähnt, nämlich der Verbindung der Regierung mit der Religion, um auf diesem Wege auch geistig die Gemüther zu fesseln, oder sie vielmehr, wie er meint, durch den Einfluß der priesterlichen Gewalt an die bestehende Dynastie anzuketten; eine allgemein verbreitete Meinung, welche mit dem Verfasser alle Tagesschriften und eine große Menge Zeitgenossen theilen. Wir haben bis auf diesen Augenblick dieses Umstandes nicht erwähnt, obgleich er in der Restauration von ihrem Beginne an eine große Rolle spielte. Wir glaubten indeß mit Recht darüber bis zu dem jetzigen Abschnitt unserer Geschichte schweigen zu können, wo die Maßregeln der Regierung hauptsächlich, und zuerst, wie es scheint, nach einem bestimmten Plane jene Absicht aussprechen. »Ich weiß nicht,« sagt daher der Verfasser p. 270 des 7. Theils, »mit welcher bigotten Farbe das Kabinett sich verbrämte; Missionen erregten Frankreich. Von einem blinden Feuer entzündet durchlief die Volksmasse in lärmenden Prozessionen die Straßen; sie pflanzten das Kreuz auf als ein Zeichen des Triumphes und des Heils. Unglücklich, wer ruhig diesem Strome widerstehen wollte. Er ward den Behörden angezeigt, und von da an unfähig, ein öffentliches Amt zu bekleiden. Man zählte die Kommunionen, wie die Wahlstimmen. Alles hüllte sich in den Geruch der Congregation. Die Regierung beschäftigte sich mit den Priestern, Bischöfen, Jesuiten, mehr noch als mit der öffentlichen Verwaltung. — Es gibt im Charakter des Franzosen etwas, ihm ganz zuwider, das ist eine Regierung von Priestern. Von Natur religiös, sage ich es mit Schmerz, das, was der Restauration den größten Schaden that, war gerade dieser Gedanke, dem Volke einzuflößen, daß die Bourbons ein und dasselbe mit dem Priesterthum seyen. Dieß richtete die königliche Popularität zu Grunde. Die Restauration stellte sich nicht mehr wie jenes große Ereigniß dar, welches Frankreich mit Europa versöhnt, und die Unglücksfälle des Krieges und des Despotismus wieder ausgetilgt hatte, sondern wie eine Art von Wiederaufleben des alten Regimes mit Klöstern und Mönchen.«

Um diesen so wichtigen Gegenstand gehörig ins Auge zu fassen, ist es nothwendig, zweyerley zu untersuchen; zuerst war es Pflicht der Regierung, damals auf das religiöse Leben der Nation einzuwirken, und zweytens, in welcher Art konnte es geschehen, und wie geschah es wirklich.

Niemand, der etwas tiefer blickt, kann es entgehen, daß die Ereignisse der Zeit, vornehmlich die politischen Umwälzungen, welche beynahe die ganze gesellschaftliche Außenseite von Europa verändert haben, in der innigsten Verbindung mit den religiösen

Ueberzeugungen stehen. Noch mehr dasjenige, was die heutigen politischen Doctrinen eben so zerstörend wirken läßt, was die wahre Freyheit, welche sie darstellen wollen, stets in eine falsche, selbstsüchtige verwandelt, ist, daß sie aus einem durchaus unmoralischen, irreligiösen Boden entspringen. Denn wer mag es läugnen, daß den constitutionnellen Ideen der Zeit im Allgemeinen Ansichten zum Grunde liegen, welche stets als das Ziel gutgeordneter Staatsverfassungen angesehen wurden, und in den christlich germanischen Staaten des Mittelalters wirklich zur Ausführung gekommen sind; nämlich eine harmonisch, zwischen Volk und Regierung getheilte politische Freyheit, welche die möglichste Selbstständigkeit und eigenthümliche Bewegung des Einzelnen darbot (gleichsam die höchst möglichste Negation der Regierung), ohne doch die Einheit des Ganzen zu behindern. Kurz, die Mitte zwischen jenem Zustande, welcher entweder in Willkürgewalt oder in Anarchie ausartet. Wie möchte aber dieses künstlichste aller Gleichgewichte unter Millionen Geistern, die alle von den verschiedensten Interessen und Leidenschaften bewegt werden, aufrecht zu erhalten seyn, gäbe es nicht für alle eine und dieselbe moralische Regel, eine innere unübersteigbare Pflicht der Selbstbegränzung, die bis auf einen bestimmten Punkt hin, und nicht weiter, dem eigenen Selbst und seinem Willen nachgibt. Nun aber ist es allein die Religion, die Unterordnung aller unter ein und dasselbe höchste Wesen, welche die Anerkenntniß dieser Regel für jede innere und äußere Handlung bedingt. Je feiner diese Regel ist, je empfänglicher, je zarter sie das menschliche Gewissen macht, und zur Selbstbeherrschung und Aufopferung verbindet, desto größere Empfänglichkeit bietet sie auch für alle Grade politischer Freyheit. Je geringer jene Empfänglichkeit, oder je mehr sich der Mensch davon entfernt, desto weniger ist politische Freyheit möglich. Daher waren es, und sind es allein die christlichen Staaten, als die eben die vollkommenste Religion haben, welche der freyesten Verfassungen genossen; denn die politische Freyheit des Alterthums war entweder mit der vollständigsten Unterdrückung ganzer Bürgerklassen, wie der Sclaven und Weiber verbunden, oder sie beruhte auf Gesetzen, welche mit Blut geschrieben waren; beydes fand in christlichen Staaten nicht Statt. Das nun aber ist das Eigenthümliche der zeitigen constitutionnellen Ansichten, daß sie sich jeder Religion entäußern, zwischen ihr und der Gesellschaft gar keine Verbindung anerkennen, und wo sie thätig auftreten, die höchste Feindseligkeit gegen das Christliche offenbaren, ja seine gänzliche Zerstörung bezwecken. Die französische Revolution kündigte schon in ihren ersten Anfängen den Altären den Krieg an, und endigte in ihren äußersten Consequenzen

mit der gänzlichen Vernichtung des offenbarten Glaubens. So begleiteten die politischen, neueren Systeme in Spanien, Neapel, Piemont, Portugal der Haß und die Vernichtung aller religiösen Elemente. Unter diesen Umständen bot aber, und konnte auch eine so begründete politische Freyheit in ihrer letzten Entwickelung nichts Anderes darbieten, als ungeheuern Zwiespalt, der in fürchterlichen Verbrechen und Blutvergießen ganze Geschlechter verschwinden machte. Ja, je größer die politische Freyheit war, die man verlieh, und je mehr das Religiöse und Christliche dagegen über den Haufen geworfen ward, desto vollkommener entwickelte sich die Selbstsucht und Bosheit, und jene Freyheit ward das Signal zum Kriege Aller gegen Alle.

Wer mag nun aber läugnen, daß auch die politischen Doctrinen, welche unter der Regierung der Bourbonen den größten Theil der Nation bewegten, stets denselben antireligiösen und antichristlichen Charakter trugen. Unstreitbar ist es, und die Folgezeit hat es genügend bewiesen, daß, wenn dieselben ohne ihre religiöse Restauration wieder zur Herrschaft kamen, der Untergang der Gesellschaft nicht vermieden werden konnte. So war es also, und mußte es offenbar die erste Aufgabe der Bourbons seyn, die christliche Religion, und zwar die katholische, als die des Landes, nach ihren Kräften zu erheben. Es war dieß eine Lebensfrage, nicht wie der Verfasser bey der Gleichgiltigkeit, womit er diesen Gegenstand in seinem Werke überall bey Seite liegen läßt, zu meinen scheint, ein Etwas, so man seinen Gang gehen ließ, ohne sich weiter darum zu bekümmern, eine bloße Privatsache, sondern eine Angelegenheit des Landes, von welchem dessen Wohl und Wehe abhing. Schon Napoleon hatte, wie ein zweyter Orpheus, die aus den Wildnissen der Revolution hervorgezogenen Franzosen durch die Geheimnisse der christlichen Religion, die er wieder in ihre Mitte zurückführte, zusammengesucht; während seiner kriegerischen Regierung ließ sich aber dieses große Ziel nur höchst unvollkommen erreichen. Die Bourbons wollten sie in einen bleibenden Zustand herbeyführen, mußten ihm also hierin nachfolgen. Die Charte selbst hatte überdieß die katholische Religion zur Staatsreligion erklärt, und die Mehrheit der Franzosen huldigte ihr wirklich.

Nichts wäre daher ungerechter, als die Bourbons über ein Bestreben anklagen, welches zum Heile der Nation und zur Erhaltung der Monarchie nothwendig und unerläßlich war. Man konnte sogar mit Recht behaupten, wie aus dem, was wir eben ausführten, hervorgeht, daß eben die Charte und ihre Freyheiten durch die Religion bedingt waren, und daß die Franzosen nur wählen konnten, zwischen einer christlich getragenen Charte, oder

dem strengsten Despotismus, welcher in Ermangelung der Religion die Geister in Ordnung hielt. Wenn nun der Verfasser behauptet, und mit ihm ein großer Theil der Zeitgenossen, daß dieses Bestreben der Bourbons ihnen die Nation entfremdet hätte, so ist dieß nur so zu verstehen, daß alle diejenigen, welche den modern-constitutionnellen Ideen huldigten, eine solche Mehrheit bildeten. Bey diesen aber lag es, wie gesagt, nicht darin, daß sie etwa die Religion mit der wahren Freyheit für unverträglich gehalten hätten, sondern in ihrem allgemeinen Hasse gegen die Religion überhaupt. Das ganze Geschlecht dieser so politisch Denkenden war in einem förmlichen Unglauben, in einer bestimmten Negation des Christenthums aufgewachsen, und wenn sie einen Staat ohne alle Religion, oder wenigstens ohne alle Berücksichtigung auf irgend einen positiven Glauben wollten, so geschah dieß nur, weil sie selbst, jedes Individuum für sich ganz glaubenslos waren und der Religion feind. Unter diesen Umständen entstand also Entfremdung oder großer Widerwille gegen die Bourbons, wenn sie die kirchlichen Institutionen begünstigten, höchst natürlich, konnte aber nicht umgangen werden, wenn sie nicht ihre heiligsten Regierungspflichten aufs Spiel setzen wollten.

Eine andere Frage ist nun freylich, ob nicht die Weise, wie die Religion von der Regierung in Schutz genommen ward, unpolitisch und unzeitig genannt werden könnte. Hierbey läßt sich indeß der Meinung derjenigen nicht folgen, welche schon die gewöhnlichste Selbstständigkeit des kirchlichen Lebens, wie sie damals zugestanden ward, für ein Verbrechen gegen die Gesellschaft halten. Was sich innerhalb dieses Kreises bewegte, und keine wahrhaften Rechte eines Dritten verletzte, durfte nicht verhindert werden. Daher war vollständige freye Ausübung alles religiösen Cultus der herrschenden Religion, ihre ganze äußere Erscheinung in Frankreich mit der Religion selbst nothwendig verbunden. Unmöglich konnte die Regierung dort, wo die Bosheit der Partey diesem in den Weg trat, etwa stillschweigend zusehen, oder gar ihr zu Gefallen die Ausübung irgend einer religiösen Handlung verhindern. Dieß war es indeß, was die Opposition hauptsächlich verlangte, eben weil sie überhaupt keine Religion wollte, wie sich denn auch späterhin nach der July-Revolution diese Gesinnung offen herausgestellt hat. In diesem Sinne war aller äußerer Schutz, welchen man auch in gesetzlichem Wege der Religion gedeihen ließ, und welcher der Kirche, wie jeder andern, im Staate rezipirten Gesellschaft gebührte, durchaus in der Ordnung. Hiermit hing genau zusammen, daß selbst Geistliche in die Verwaltungsbehörden mit aufgenommen wurden, weil nur dergestalt die Interessen der Kirche erkannt und gewahrt werden konnten.

Auch daß die Erziehung nach Möglichkeit wieder unter religiöse Einwirkung gestellt, daß religiösen Gesellschaften Freyheit und Begünstigung gegeben ward, gehörte gleichfalls in diese Sphäre, und führte dem großen Ziele zu, Frankreich zu gesittigen und die christliche Grundlage desselben zu befestigen. Von diesem Gesichtspunkte allein muß lediglich die Zulassung der Jesuiten, und Gesellschaften, wie diejenige der Société des bons livres, der Association von St. Joseph zur Hülfe und Unterricht für arme Handwerker, der Société de la défense de la religion catholique, der Société des bonnes études und andere angesehen werden. Möchte eine solche Beschützung der Kirche die Gegner auch erbittern, da auf diesem Wege allein eine wahre Restauration möglich ward, so konnte hievon nicht abgelassen werden.

Bey allem dem ist indeß nicht zu läugnen, daß der Natur des französischen Charakters gemäß, der in der neuern Zeit, allem Uebertriebenen und Heftigen hold ist, auch in diesen Bestrebungen für religiöse Belebung sich höchst aufreizende und durchaus verwerfliche Elemente fanden. Nichts war bey der Wildheit und Starre der entgegenstehenden, weitverbreitenden Partey ungeschickter, als dieselbe zu offenem Kampfe und mit Uebermuth herauszufordern: dem Panier des Liberalismus gleichsam das Banner der Kirche entgegen zu setzen, und offene Feldschlacht angriffsweise da anzubieten, wo ein ruhiges und gemessenes Wirken weit eher zum Ziele geführt hätte. Hierher gehört vor allen Dingen das, was man die Congregation genannt hat. Schon früher unter Napoleon bestand ein Verein frommer Priester und Laien, welche den Fortschritten des Unglaubens und der Irreligiosität, hauptsächlich unter den höheren Klassen der Gesellschaft, ein Ziel zu setzen suchten. Dieses an sich sehr lobenswerthe Benehmen, welches selbst von Napoleon keine Hinderung fand, erhielt natürlich durch die Restauration eine größere Ausdehnung. In den erstern Zeiten derselben blieb, wie wir schon früher gesagt haben, und der Verfasser selbst es gewissermaßen zugab, das Bestreben und der Zweck der Congregation auch größtentheils derselbe, und ohne besondere fremde Beymischung. In der Zeit hingegen, von welcher wir jetzt sprachen, und während des Villèleschen Ministeriums ward diese Verbindung ein vollständiges, politisches Instrument, und bildete gewisser Weise einen Theil der innern Verwaltung. Anstellungen und Beförderungen machten sich oft allein durch dieselbe, kleinliche Intriguen und persönliche Interessen wurden innerhalb der Congregation in Gang gesetzt, und vielfach Verstellung und Lüge gebraucht, um durch frommen Schein irgend einen äußern Vortheil zu erlangen. Es lag das in dem französischen Charakter, alles zur Partey und zur politischen Farbe

zu machen, welches auch hier die Religion in ihren Kreis zog; noch übler aber war die Heftigkeit und Unbescheidenheit, womit dieß der andern Partey gegenüber geschah. Selbst Gutgesinnte wurden durch dieses falsche Spiel vom Hofe und von der Kirche entfernt.

Ferner muß man hierher die Missionen rechnen; zwar nicht im Allgemeinen, denn selbst Lacretelle stellt ihre Nützlichkeit bey dem damaligen Zustande Frankreichs nicht in Abrede, aber wohl jene theatralischen Weisen, womit dieselben das Land und die Städte durchzogen. Lacretelle sagt hierüber, obgleich etwas übertrieben: Tout ce que les missionnaires ajoutaient de leur chef, aux cérémonies, aux prières de l'église, offrait un appareil à la fois théatral et mesquin. Ferner gehören hierher viele sonstigen Auftritte, wo junge Priester in gutem, aber unverständigem Eifer in geistlichen Dingen sich benahmen. Endlich trägt der französische Clerus bey aller Vortrefflichkeit ein Element jansenistischer Strenge an sich, welches ihn zu Uebergängen untauglich macht, und Aussöhnungen und Aufhebung von Vorurtheilen erschwert. Die Kirche oder die christliche Religion mußte jedenfalls als wieder im Entstehen und Begründen gedacht, und hiernach alle Maßregeln eingeleitet werden; viele Geistliche und Royalisten traten aber oft so auf, als wenn sie noch unter den alten Verhältnissen und im ungestörten Besitz der öffentlichen Meinung wären. Ihre Gegner besaßen offenbar das ganze, oder den größten Theil des Terrains, sie handelten als seyen sie Meister davon. Am häufigsten gab sich dieß in den Kammern und in der religiösen Gesetzgebung kund. So z. B. das Sakrilegiengesetz war in seinem ersten Entwurfe, und selbst, wie es angenommen ward, durchaus dem damaligen Zustande der Gesellschaft unpassend, und die Anträge mehrerer der heftigen Royalisten bey dieser Gelegenheit zeigten einen Eifer ohne Verstand und Umsicht. In einem Staate, wo eigentlich alle Religionsübungen anerkannt waren, durfte an sich schon die Gesetzgebung die Vergehen gegen die Staatsreligion nicht mit solcher Schärfe und Härte ahnden. Sodann aber war zu bedenken, daß vielleich ein Drittheil, ja die Hälfte der französischen Nation dem gänzlichen Unglauben, oder vollständiger Verläugnung jedes christlichen Elements anheimgefallen war. Hierauf mußte also auch die Gesetzgebung besondere Rücksicht nehmen. Was allgemein beynahe nicht mehr heilig gehalten wurde, war nicht mit Gewalt und unter Todesstrafe dafür zu erklären. Hier war offenbar wieder der Zustand der ersten Christenheit vorhanden. Die religiöse Gesetzgebung innerhalb der Sphäre des Staates konnte erst eintreten, nachdem der Glauben allgemeine Geltung erhalten hatte. Nicht Konstantin, obgleich

das Christenthum schon von ihm zur Staatsreligion erklärt ward, gab jene ausschließenden, religiösen Strafgesetze, sondern nach gänzlicher Erlöschung des Paganismus traten dieselben ein.

Dessen ungeachtet können wir dem Verfasser nicht beystimmen, wenn er in diesen Mißgriffen eine Hauptursache des Sturzes der regierenden Dynastie sucht. Immer muß man jene unversöhnliche, fanatisch begeisterte, revolutionäre Partey, welche unter den frühern Ministerien so großes Feld gewonnen hatte, als die eigentliche Ursache jenes Sturzes des Thrones ansehen. Allerdings waren diese Mißgriffe eine Ursache mehr, um durch die Umtriebe jener die Bourbons verhaßter zu machen; allein der Verfasser irrt, wenn er glaubt, daß ohne dieselben die Regierung viel sicherer gestanden hätte. Die July-Monarchie, welche sich beynahe ganz offen gegen alle Religion erklärte, lief dessen ungeachtet die größte Gefahr, von jener Partey verschlungen zu werden; und bis auf diesen Augenblick ist wahrlich geringe Aussicht vorhanden, daß sie sich mit Erfolg gegen dieselbe behaupten werde. Wo überhaupt die Grundelemente der gesellschaftlichen Ordnung zerstört sind, wo im Allgemeinen keine Religion, keine Sitte, keine historischen Institutionen mehr vorhanden sind, wo also nur eine große gesinnungslose Masse sich darstellt, wie dieß in Frankreich während der Restauration mehr oder weniger der Fall war, da kann bey aller Mühe und Arbeit der Regierung von keiner Sicherheit derselben die Rede seyn. Hier sich Popularität und Liebe fortdauernd zu erhalten, ist unmöglich. Im Gegentheil greift die Verführung und der Einfluß einer verschlagenen und thätigen Partey dergestalt und so schnell um sich, daß der Umsturz der bestehenden Verfassung in einem Augenblick erfolgen kann.

Der Congreß zu Verona und die Uebertragung der Präsidentschaft des Conseils an Herrn v. Villèle beschließen den siebenten Band unseres Werkes. Die Hauptfrage, welche auf jenem Congresse entschieden wurde, war bekanntlich die Intervention in die spanischen Angelegenheiten. Der Verfasser verkennt von seinem Standpunkte aus die eigentliche Bedeutung derselben. Weil er die revolutionären Bestrebungen meistentheils nicht im Zusammenhange mit den geistigen und gesellschaftlichen Zuständen der ganzen europäischen Menschheit betrachtet, so begreift er eben so wenig die Nothwendigkeit, gegen dieselben Seitens aller Regierungen Europas in die Schranken zu treten; besonders nicht das Interesse Frankreichs, wenn sich in Spanien ein förmlicher Herd der Revolution bildete, solchen zu zerstören. Ein unglücklicher Irrthum hält einen großen Theil der politischen Schriftsteller heutiger Zeit gefangen. Sie sehen, wie wir schon gleich anfäng-

lich bemerkten, in der Revolution weit weniger die Anarchie, als eine vollständige neue Gestaltung der Dinge, eine wahrhafte Reconstituirung der Gesellschaft. Dieß war sogar damals die Ansicht der englischen Diplomaten, die in der spanischen Revolution mehr oder weniger eine bloße, jedem Volke unbestreitbare Abänderung seiner Verfassung erblickten, und die eigene Revolution des Jahrs 1688 in Erinnerung brachten, daher auch eine vollständige Passivität in jener Angelegenheit beobachteten. Die Politik des Fürsten Metternich, dessen vorzugsweise Einwirkung in alle diplomatischen Verhältnisse der Zeit auch der Verfasser, wenn gleich zum öftern auch in französischer Weise anerkennt, entschied indeß in einem höhern welthistorischen Interesse, und die Intervention ward, und zwar nöthigenfalls durch eine französische Armee, auf dem Congresse zu Verona beschlossen. Der Verfasser leitet das theils aus dem Hasse der Alliirten gegen die constitutionellen Verfassungen, oder aus der träumerischen Furcht Alexanders vor geheimen Gesellschaften, oder endlich aus den Umtrieben der französischen und spanischen Royalisten her.

Es ist nicht weiter nöthig, in die folgende, ziemlich weitläufige Erzählung von den Vorbereitungen und Diskussionen der Kammern über den spanischen Krieg und seine Ausführung und Beendigung selbst weiter einzugehen, da nichts besonders Neues darüber gesagt ist. Der Widerstand der Liberalen, als die in der Unterdrückung der Revolution Spaniens sich selbst angegriffen sahen, und als Episode in diesen Intriguen die Austreibung Manuels aus der Kammer, die Verlegenheit Villèles wegen Beyschaffung der nöthigen Geldmittel zu einem so kostspieligen Unternehmen, und sein Zaudern, darauf einzugehen, welches hauptsächliche Ursache seines ersten Zerwürfnisses mit den heftigen Royalisten wurde, endlich die Ouvrardsche Geldspekulation auf Kosten des Staatsschatzes, welche späterhin ähnliche Erörterungen vor die Kammern brachten, als sie in England früherhin der Hastingssche Prozeß lieferte; alles das nimmt beynahe die Hälfte des achten Bandes unseres Werkes ein.

Die glückliche Beendigung des spanischen Krieges hatte die Popularität der Regierung und noch mehr die Stellung des Ministers sehr befestigt, und es schien diesem der günstigste Zeitpunkt, eine dauernde Grundlage für die Erhaltung der monarchischen Doctrinen zu legen. Offenbar war es die Deputirtenkammer, als der Mittelpunkt aller parlamentarischen Bewegungen, deren besonderer Organisation es in diesem Sinne bedurfte. Von hier aus hatten von jeher die Gegner ihre thätigsten Angriffe auf das Königthum begonnen; je mehr, und auf je längere Zeit sie also von den revolutionären Gesinnungen gereinigt werden konnte, je

weniger zwischen ihr und den Stimmführern der liberalen Massen in der Nation ein unmittelbarer Zusammenhang Statt fand, desto ungestörter war die Wirksamkeit der Regierung, und desto mehr konnte sie an Macht zunehmen. Dieß war die Ursache zu der Einführung der Septennalität der Kammer. Aehnliche Gründe hatten früherhin in England im Jahre 1716, als es sich darum handelte, die hannöversche Linie gegen die Einflüsse der Anhänger des Hauses Stuart zu schützen, die Septennalität des Unterhauses, dessen Mitglieder sonst alle drey Jahre gewählt wurden, herbeygeführt; denn auch dort war in so bewegten Zeiten die wenigst möglichste Störung ihrer Macht den Ministern höchst wünschenswerth geworden. Von Seiten des französischen Ministers war es indeß, als er diesen Plan ausführte, ein großer Mißgriff, daß er bey der Bildung einer auf sieben Jahre bestehenden Kammer mehr auf eine Art ministerielle Lotterie sah, auf eine bloß in seinen persönlichen Ansichten und Interessen handelnde Vereinigung von Deputirten, wie auf eine wahrhaft royalistische Kammer, die wo möglich alle bedeutenden Farben dieser Partey in sich vereinigte, und zu einer wirklich royalistischen Macht, wie dieß wohl mit dem englischen Unterhause wenigstens früherhin der Fall war, erhoben werden konnte. Dieß lag indessen nicht in den Absichten Villèles; seine ministerielle ausschließende Wirksamkeit, worauf ihm Alles ankam, und sein persönlicher Ehrgeiz hatten ihm binnen Kurzem einen großen Theil der bedeutendern Royalisten entfremdet, und eine nicht geringe Contraopposition schon in der jetzigen Kammer von dieser Seite her entstehen lassen. Seine Absicht ging daher dahin, diese nicht weniger, wie die Persönlichkeiten der linken Seite von der neuen Kammer möglichst auszuschließen, und sich eine Deputirtenversammlung bloß in seinem Sinne zu bilden. Hierin glauben wir, muß man den Hauptgrund des so bald erfolgten Sturzes des Villèleschen Ministeriums erblicken. Nachdem die bisherige Kammer aufgelöst war, gelang es dem Minister freylich, in der Hauptsache seinen Plan durchzuführen, und den größten Theil der Wahlen in seinem Sinne zu leiten; indeß die neue Kammer, welche zugleich die auf sieben Jahre bestehende darstellen sollte, bestand nun zuvörderst dem Mehrtheile nach aus den unbedeutendern royalistischen Talenten, und dadurch, und als bloßer persönlicher Anhang des Ministers, verlor sie sowohl bey den Liberalen, als noch mehr bey den Royalisten, den Charakter jeder großartigen parlamentarischen Repräsentation. Wie sehr sich in diesem Sinne die allgemeine Meinung aussprach, läßt sich am besten aus der Biographie des Députés de la chambre septennale entnehmen, ein Buch, dessen Verfasser selbst Royalist, und welches zwar mit Leidenschaftlichkeit geschrieben ist, in-

deß doch die Wahrheit dessen, was wir oben behaupteten, unläugbar hervorstellt. Vor allem aber steigerte diese so ausschließend ministeriell gebildete Kammer die eben erwähnte royalistische Opposition dergestalt, daß sie oft derjenigen der Liberalen nichts nachgab, ja in manchen Fällen ein gemeinsames Handeln beyder so entgegenstehenden Parteyen bewirkte. Die Männer, welche an der Spitze dieser royalistischen Opposition standen, waren schon gleich anfänglich la Bourdonnaye, Vitrolles und Delalot; späterhin kam noch Chateaubriand hinzu, und man kann sagen, daß sein schriftstellerisches Talent allein, vorzüglich durch die Angriffe des Journal des débats und anderer kleiner Broschüren, das Ministerium Villèle um alle Popularität und Vertrauen brachte. Unglückliches Schicksal der Restauration, welche auf dem höchsten Glanzpunkt ihrer Macht von ihren Anhängern selbst die tödtlichsten Wunden erhielt. Nie hätten die Royalisten bey einem so gefährlichen und so wachsamen, gemeinschaftlichen Feinde sich so vergessen dürfen, unter sich selbst einen beynahe unversöhnlichen Krieg zu führen. Diese Spaltung kann man als den hauptsächlichsten Grund des nachherigen Sieges der liberalen Partey ansehen. Freylich war die einzige Ursache derselben in der Verschiedenheit der geistigen Richtungen zu suchen, wie wir dieß schon früher bemerkten, und nicht so sehr ein bloßes Parteyenspiel, wie es der Verfasser darzustellen sucht; indeß es war die höchste Unklugheit, deshalb und in so gefährlicher Zeit die Einheit und den Zusammenhang aufzugeben, welche allein die Monarchie retten konnten.

Die erste Gelegenheit, wo der Minister diesen Widerstand erfuhr, war das Gesetz über die Umwandlung der Renten; kaum war es durch die Deputirtenkammer zu bringen. Die Pairskammer aber verwarf dasselbe mit einer bedeutenden Stimmenmehrheit; selbst der Erzbischof von Paris, Mr. de Guelen, befand sich in der Opposition. Ueberhaupt, so große Gerechtigkeit man dieser Maßregel von einem blos finanziellen Gesichtspunkte aus, und in Rücksicht der dringenden Zeitumstände, vorzüglich bey der Nothwendigkeit der Entschädigung der Emigranten mag widerfahren lassen, so lag eine gewisse Einseitigkeit darin, eben die finanzielle Rücksicht allein vorwalten zu lassen. Beynahe der größte Theil der Rentner von Paris, kleine und große, erlitt durch dies Gesetz den empfindlichsten Schaden, und die Abneigung, ja Haß, welche ihnen dadurch gegen die Regierung eingeflößt werden konnte, war wahrlich in der damaligen Zeit von keinem geringen Gewicht. Jetzt, nach Verwerfung dieses Gesetzes, trat der Bruch des Ministers mit Chateaubriand ein, welcher bisher dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten vorgestanden

hatte. Jene Verwerfung schrieb Villèle dem ganz passiven Benehmen Chateaubriands rücksichtlich des obigen Gesetzesvorschlages bey. Der edle Pair ward auf eine empfindliche Weise jener Stelle entsetzt, und von dieser Zeit an kannte sein Widerwille und Haß gegen Villèle und dessen Verwaltung keine Gränzen. Der Verfasser sagt über dieses für die Restauration wahrlich höchst wichtige, ja entscheidende Ereigniß: »je ne sais, si l'enivrement d'une victoire de palais avait complètement aveuglé M. de Villèle, et s'il était impatient de montrer sa puissance; mais on ne s'explique pas cet esprit de mauvaise compagnie, qui le poussa à renvoyer d'une manière inconvenante et inouïe un de ses plus puissans collègues;« sodann weiter p. 262: »M. de Villèle crut faire là un coup d'autorité; il constata un seul fait, c'est, qu'il avait un grand ascendant sur l'esprit d'un roi malade et prêt à s'éteindre. Au dehors, les derniers débris de son crédit tombèrent. L'opinion se prononça contre M. de Villèle avec une unanimité remarquable. Tous les hommes dévoués à M. Chateaubriand, qui se groupaient dans la chambre autour de MM. Bertin de Veaux et Agier, passèrent à l'opposition. Le Journal des Débats prit sa haute parole contre le système de M. de Villèle: la révolution fut complète. Toute la presse royaliste devint hostile; elle eut un prétexte pour attaquer avec violence; elle ne se l'épargna pas.« Diesem Bruche folgte bald darauf eine Entfernung aller mit Chateaubriand und der Contreopposition zusammenhangenden Royalisten aus der Verwaltung, und so wurde derselbe eigentlich unheilbar, und führte nothwendig über kurz oder lang zu dem Sturze des Ministers selbst. Was sonst die materielle Ordnung, die Leitung der Administration überhaupt anbetrifft, so erhielt sie allerdings nach diesem Ereigniß eine Einheit, einen Zusammenhang und eine gewisse moralische Begründung, welche sie lange als eine der vorzüglichern ministeriellen Regierungen der neuen Zeit wird erkennen lassen, auch es allein ihrem Urheber möglich machte, seine Herrschaft gegen so viele Feinde siegreich zu behaupten. Der Verfasser hebt dieß zu Ende des achten Theils gleichfalls hervor.

Nachdem die royalistische Presse den Ministern feindlich gegenüberstand, kam noch hinzu, daß die königl. Gerichtshöfe in der Verfolgung von Preßvergehen lauer wurden. Der Verfasser schiebt dieß hauptsächlich auf die hyperreligiöse Richtung der Regierung, welche, wie früherhin in jansenistischer Zeit, die Parlamente dem Hofe entfremdet hatten. Wer indeß die Geschichte jener Zeit näher kennt, weiß, welche niedrigen Intriguen damals spielten, um jene zu verderben und irre zu leiten. In dieser Zeit

fand dieß offenbar noch mehr Statt, und es ist nicht schwer einzusehen, daß die vielfachen Verbindungen der Doctrinärs und der übrigen Häupter der Liberalen, wie Lafayette, Odilon Barrot, Benjamin Constant und anderer, die gerade mit diesem Theile der Gesellschaft in vielfachen Berührungen standen, die Abwendung der Gerichtshöfe von der königl. Sache sehr erleichterten. Freylich war nicht ohne Einfluß die antireligiöse Richtung der Zeit überhaupt, die, wie überall, auch in Frankreich am meisten die Rechtsgelehrten ergriffen hatte, und der Richtung des Hofes für das Kirchliche allerdings nicht hold seyn mochte.

Ein anderer Umstand, dessen der Verfasser erwähnt, trug zu dieser Art Opposition der Gerichtshöfe vielleicht am meisten bey; dieß war ein von dem Grafen Artois ausgehendes Projekt, durch geheime Agenten die hauptsächlichsten liberalen Blätter an sich zu kaufen, und auf diesem Wege, da ohne königl. Genehmigung keine weitere Journale herausgegeben werden durften, die liberale Presse gänzlich zu beseitigen. Diese geheime Machination kam aber zur Oeffentlichkeit, und gab zu famösen Prozessen Veranlassung, die bey der damaligen Stimmung und allgemeinen Begeisterung für Freyheit der Presse die Regierung in ein sehr verdächtiges Licht setzten. »Dès lors,« sagt der Verfasser p. 303, »les moyens, qu'il employait (nämlich das Ministerium) contre les journaux pour les éteindre et les anéantir, lui échappèrent. La presse triomphante, sûre en quelque sorte de l'impunité, devint plus vive, acariâtre; elle ne pardonna pas au pouvoir les tentatives qu'il avait faites pour l'asservir. Le ministère fut obligé de se réfugier dans la censure.« So ward die Censur, und zwar in Folge des Gesetzes von 1822, welches die Einführung derselben unter besonders schwierigen Umständen dem Könige überlassen hatte, wieder hergestellt. Ein neuer Beweis, daß, wie wir früher schon ausführten, die Censur nothwendige Bedingung jedes höhern und geistigen Staatslebens ist; vor allen Dingen aber dort, wo eine solche Aufregung und solche Leidenschaft, ja Bosheit sich allgemein in der Gesellschaft entwickelt hat, wie damals und jetzt noch in Frankreich. Es ist an sich schon widersprechend, geistige Vergehen durch bloße nachträgliche materielle Strafen vergelten, oder gar verhindern zu wollen. Das bestentworfene Preßgesetz kann hier nicht aushelfen, vermehrt im Gegentheile nur das Uebel; denn die in Folge dieser Gesetze entstehenden gerichtlichen Verfolgungen erzeugen unvermeidlich öffentliche Skandale der betrübendsten und aufregendsten Weise, abgesehen davon, daß bey einer bloß geistigen Produktion, wo das Faktum und die Gründe, welche es hervorbrachten, so schwer zu constatiren sind, jede juristische Beur-

theilung mangelhaft, ja oft unmöglich wird. Nachträgliche Strafen aber, wenn sie durch ihre Härte gleichsam die vorgängige Censur ersetzen, und Preßvergehen unmöglich machen sollen, werden förmlich widersinnig, wie dieß die neueste französische Gesetzgebung rücksichtlich der Presse, nach dem Attentate Fieschis, auf das Klarste zeigt.

Nachdem dergestalt der Minister sich eine Festung erbaut hatte, aus welcher er nach allen Seiten frey sich bewegen konnte, oder nachdem zum ersten Male in Frankreich seit der Restauration ein Ministerium sich gebildet, welches ungehindert und festen Schritts die Monarchie wieder aufzuführen suchte, starb Ludwig XVIII. Der Verfasser sagt: »Il y avait une véritable douleur dans la capitale: cette bourse, ces théâtres fermés, ces prières des agonisans dans toutes les églises, jetaient une teinte sombre sur la population, qui se pressait autour des Tuileries et à l'Hôtel-de-ville, pour recueillir les bulletins;« sodann weiter: »Il me reste de juger cette vie de roi si remplie. A mesure, que les événemens s'éloignent, la postérité place haut le nom de Louis XVIII. Quand on compare la France, telle que la prit la restauration, envahie, désolée, sans crédit, sans prospérité, avec une dette immense, des charges accablantes, et la France telle que Louis XVIII la laissa, brillante de prospérités, on se demande, si le prince, qui fit tant pour le pays ne mérite pas une de ces nobles places, que réserve la reconnaissance des peuples. Les temps marchent, les idées se rectifient, une nation sérieuse ne s'attache plus aux poétiques désolations de la conquête; Napoléon fit de grandes choses; qu'en reste-t-il. Louis XVIII remplit son règne d'institutions utiles, fonda la liberté! la liberté, que la restauration a faite; car, je le demande, où étaient les idées libérales sous l'empire, même à sa décadence?«

Es ist nicht zu läugnen, daß Ludwigs Persönlichkeit viel dazu beytrug, die Wiederherstellung der Dynastie zu vermitteln; denn beynahe alle Parteyen huldigten ihm, indem er den flüchtigen und äußerlichen Sinn der Nation für sich zu gewinnen verstand. In wie weit er indeß selbst, und wie weit seine Regierung geeignet war, dem Lande Ruhe und Festigkeit zu geben, möchte man sehr bezweifeln; offenbar war von ihm der Grund des Falles der Monarchie unter seinem Nachfolger gelegt, wie wir dieß glauben zureichend nachgewiesen zu haben. Dem Verfasser ist daher schwerlich beyzustimmen, wenn er gerade jene unglückliche Mitte, welche Ludwig XVIII. zu halten suchte, und die die Regierung in einen Zustand steter Schwäche und Unent-

schlossenheit stellte, als eine besonders hervorzuhebende Eigenschaft bezeichnet. »Eh bien!« heißt es am Schlusse des achten Bandes, »avec un tact parfait il ne s'en aperçut pas, et continua son système de *balancement et de fusion*, rien ne lui avait plû davantage que le personnel de l'armée d'Espagne, qué cette alliance de tous les services et de tous les souvenirs!«

»Aujourd'hui nous commençons à comprendre la pensée de son système; le règne de son successeur a relevé l'éclat du sien, et la folie des ordonnances de juillet l'habileté de ses tempéramens et de sa modération politique.«

Ludwig hatte sich Heinrichs IV. Beynamen zum Muster genommen; er bedachte indeß nicht, daß etwas anderes, eine mit Ruhm und Sieg gekrönte große Persönlichkeit, und etwas anderes, ein blos gutmüthiger, kranker, aus langem Exil durch fremde Macht zurückgeführter Fürst. Bey jenem war Nachsicht und Vergessen Huld, bey diesem erschien sie als Schwäche.

Wir wollen den Verfasser noch bis zu dem Sturze des Villèleschen Ministeriums begleiten, und sodann die Beurtheilung seines Werkes schließen, weil von da eigentlich der frühere Kreisgang der Restauration wiederkehrt, d. h. ein unglücklicher Mittelweg, der wie unter Decazes nichts entscheidet, sondern alle Hauptbedingungen des gesellschaftlichen Lebens nur noch stärker in Frage stellt, und der, wie es nachher sich zeigte, endlich bloße Entscheidung der Gewalt, als den einzigen Ausweg darbietet. »Jamais,« sagt der Verfasser im Anfange des neunten Theils, »popularité pareille n'avait salué l'avénement d'un roi,« hinsichtlich der Thronbesteigung Karls X. Unglücklicher Weise verband man mit dieser freudigen Begebenheit, gleichsam als don gratuit, um jene Popularität festzuhalten, die Aufhebung der Censur, eine höchst bedauerungswerthe Maßregel, da sie über kurz oder lang zu erbitternden Reaktionen führte, und von Royalisten und Liberalen mit gleicher Zügellosigkeit benutzt ward, um Minister, wie Königthum zu stürzen. »Ainsi,« sagt der Verfasser p. 22, »un grand résultat de fusion et d'amour était obtenu. Tous les partis saluaient la restauration; tous rivalisaient autour de la nouvelle couronne de générosité et de grace; on se réconciliait avec la légitimité. Rapprochement solennel! Charles X rendit la presse libre, et c'est devant la presse, que son gouvernement s'écroula!«

Nach dem Verfasser ist es hauptsächlich unter der Regierung Karls X., wo das, was er la suprématie du clergé, la transformation de la monarchie royale en une espèce de pouvoir d'église et d'épiscopat nennt, sich ganz besonders bemerkbar

machte, und den Sturz der Restauration herbeyführte. Ein eigener Abschnitt, esprit religieux, les Jésuites, 1824, läßt sich hierüber weitläufig aus. Wir haben schon früher das Erforderliche deshalb gesagt, und bemerken nur noch, daß auch der Verfasser das Geschrey der Tagesblätter und der übrigen künstlich in Umlauf gesetzten Schriften, die heftigen Reden der Liberalen in der Kammer, endlich solche öffentliche Schaustücke der Gegner, wie die Denunciation des Grafen Montlosier gegen die Jesuiten, und überhaupt die ganze Bewegung, welche sich damals kund gab, als eine viel zu allgemeine und tief gehende Stimme der Nation ansieht, anstatt daß sie nur einem, auf der Oberfläche erregten Sturme gleich, der nach den Absichten seiner Urheber eben so schnell verschwinden gemacht, als angefacht werden konnte. Die Revolution hat das Eigenthümliche, daß, wo sie keine offene Gewalt brauchen kann, sie durch Schreckbilder wirkt, welche wie in einer Laterna magica in unaufhörlicher Reihenfolge die Gemüther in Bewegung setzen.

Der Verfasser ist endlich der Meinung, daß die Regierung Karls X. fester gestanden, wenn er das Ministerium Villèle aufgelöst hätte, und etwa Chateaubriand und andere, der öffentlichen Meinung nicht so entgegenstehende Royalisten an das Ruder der Regierung gestellt haben würde. Indeß, es ist nicht abzusehen, wie je eine Transaction auch zwischen diesen Männern und den ihnen scharf und starr gegenüberstehenden Persönlichkeiten der Demokratie, Lafayette, Odilon Barrot, und vor allen den Doctrinärs je zu Stande gekommen wäre, und der Haß des Villèleschen Ministeriums hätte sich nothwendig endlich auch auf jene übertragen. Uebrigens, was die Persönlichkeit des neuen Königs betrifft, so kann ihm auch der Verfasser seine größte Huldigung nicht versagen. »Et pourtant Charles X,« heißt es p. 46 des neunten Theils, »se montrait gracieux, bon pour tous. Il cherchait à détruire de fâcheuses divisions, à beaucoup oublier, à pardonner plus encore.« Vor Allen war es der Herzog von Orleans, welcher von dem Könige die unzweydeutigsten Beweise von Liebe und Vergessenheit aller früheren Unbilde erhielt. Nur auf ausdrückliche und persönliche Verwendung des Königs ward das Gesetz wegen Apanagirung des ungeheuern Gutsbesitzes des Hauses Orleans, und dadurch seine vollständige Unabhängigkeit von den Kammern angenommen. Die ersten gesetzgebenden Arbeiten der neuen Kammern waren höchst bedeutende Gegenstände, weil sie die innersten Interessen der Gegenwart berührten, gleichsam die wunden Flecke der Gesellschaft betrafen. Auch kann man sagen, daß die Bewegung, welche dieselben veranlaßten, sich über ganz Frankreich erstreckte, ja alle Staats-

männer von Europa in Anspruch nahm. Es war dieß das Gesetz der Entschädigung der Emigrirten durch eine Milliarde, welche ungeheure Summe der Staatsschuld zuwuchs, und in Folge dessen der früherhin gescheiterte Gesetzesvorschlag wegen der Conversion der Renten wirklich durchgeführt ward. Das zweyte und dritte Gesetz war das wegen der Sakrilegien, und der Wiederherstellung religiöser weiblicher Orden.

Die Durchführung jenes ersteren Gesetzes mit einer solchen Ordnung, Klarheit und Sicherheit, unter allen Angriffen einer erbitterten Opposition, machte allein den Ruhm Villèles, als eines der ersten Minister der neuern Zeit, so weit es Verwaltung und äußere Gewandtheit anbetrifft, begründen. Erhöht noch wird jener Ruhm, wenn man bedenkt, daß diese Maßregel von der Gerechtigkeit geboten ward, und die schreyendste Verletzung einer zahlreichen und der Monarchie treugesinnten Klasse von Unterthanen, so viel es möglich, wieder ausglich, ja, wie der Verfasser zeigt, auf die Consolidation des Grundbesitzes späterhin den wohlthätigsten Einfluß äußerte. »Il y eut un grand mouvement dans les propriétés,« sagt der Verfasser, »leur valeur augmenta, les biens nationaux s'équilibrèrent avec le prix des autres propriétés, les consciences se raffermirent. Le milliard de l'indemnité mit le pouvoir dans la main de la propriété foncière«

Des Gesetzes über die Sakrilegien haben wir, wie seine Unzeitigkeit, schon früher erwähnt, die Berathschlagungen darüber gaben der Opposition unnöthiger Weise Gelegenheit, die Gemüther über alle Gebühr aufzuregen.

Die Krönung zu Rheims, die Verhandlung wegen der Anerkennung von St. Domingo, und der Entschädigung der Pflanzer; das Gesetz wegen Vorzug der ältesten Söhne und der Substitutionen; die Petition Montlosier gegen die Jesuiten; die Prozesse wegen Preßvergehen gegen den Constitutionell und den Courier français, füllen einen großen Theil des neunten Bandes unserer Geschichte. Offenbar war es, daß in den letzten gerichtlichen Verhandlungen die antimonarchischen und antireligiösen Gesinnungen der Gerichtshöfe immer mehr hervorgetreten, und deutlich ihren Zusammenhang mit der entgegenstehenden Partey kund gaben. Denn die oberflächlichste Lection jener Blätter aus dieser Zeit läßt ihre Tendenz, die Religion und die Monarchie zu untergraben, überall auf das Grellste erkennen, und dessen ungeachtet wurden sie freygesprochen. Der Verfasser befindet sich daher in großem Irrthum, wenn er dieser Opposition der Gerichtshöfe — ihre Trennung von der Sache des Thrones, lediglich aus der hyperreligiösen Richtung des Königs und der Verwaltung erklärt.

Indem der Constitutionell und der Courier français, trotz ihrer augenscheinlichen Impietät, womit sie jede positive Religion auf das Frechste untergruben, womit sie zugleich die Grundlagen der Monarchie angriffen, frey gesprochen wurden, zeigten die Richter, daß sie nicht sowohl Feinde der Dynastie, als Feinde der Religion und Monarchie überhaupt waren.

Die Petition Montlosier gehörte zu jenen Schauspielen, die in revolutionären Zeiten nur auf augenblickliche Aufregung berechnet sind, und deren ganze Wichtigkeit in Nichts zurücksinkt, sobald der ruhige Zustand der Dinge, oder auch nur irgend ein anderes Interesse wiederkehrt.

Wie wir schon früher erwähnten, läßt sich der Verfasser wiederum durch das Geschrey der Zeit hinreißen, wenn er von jetzt an in alle Akte der Verwaltung den feudalistischen, noch mehr aber geistlichen Einfluß hineinzieht. Was war z. B. geeigneter, als das Gesetz über die Substitutionen, um der immer mehr um sich greifenden, die Sicherheit des ganzen Staats bedrohenden Zerstückelung des Eigenthums vorzubeugen, und wer mußte deßhalb dem Ministerium nicht Dank wissen. So soll nach ihm der Entwurf des Peyronnet'schen Preßgesetzes, von welchem demnächst die Rede ist, ursprünglich von der religiösen Partey und der Geistlichkeit ausgehen. Wir fragen ihn, ob der Zustand der Presse damaliger Zeit minder ausgelassen, minder den Gesetzen der Sitte und Gesellschaft Hohn sprach, als etwa jetzt zur Zeit des Attentats von Fieschi?! Und dennoch wurden von der July-Monarchie, wahrlich ohne Einfluß der Priesterschaft, jene Gesetze noch überboten. So wurde also auch damals die Verwaltung durch die Zeitumstände selbst zu einer solchen Maßregel ganz naturgemäß gezwungen, obgleich es freylich nicht weniger im Interesse der Religion lag, jener Zügellosigkeit zu steuern. Daß eine außerordentliche Aufregung hiedurch hervorgebracht wurde, ließ sich im Voraus einsehen; der Verfasser selbst aber gesteht ein, daß die Presse Karls X. Regierung verschlungen habe: »Charles X rendit la presse libre et c'est devant la presse, que son gouvernement s'écroula!« Wenn nun also eingeschritten werden sollte, so ist es wunderbar, daß der Verfasser sagt: »c'était un véritable *engagement* du ministère envers la *majorité catholique;* et je le répète la conséquence du système religieux dans lequel on s'engageait.« Vergleicht man dieses Urtheil mit dem, was, wie gesagt, heute in Frankreich geschieht, so sieht man, wie sowohl der Verfasser, als die Masse sich selbst getäuscht oder von andern hintergangen worden sind. Die Liberalen, und noch mehr die Contreopposition in beyden Kammern

brachten es so weit, daß dieser Gesetzentwurf zurückgenommen werden mußte.

»Niemals,« heißt es p. 317 des neunten Theils, »brachte etwas einen größern Eindruck hervor, als die Zurücknahme des Preßgesetzes. Paris erleuchtet, Feuerwerk, Schießen in den Straßen, überall offenbarer Ausbruch der Volksfreude; endlich einer der schönen Tage der Restauration (?), mit seiner Pracht und Festen, und alles dieses gegen den Gang, welchen eine thörichte Gewalt dieser Restauration aufdrückte.« Was diese Freude bedeutete, zeigte sich bald in den Skandalen bey dem Leichenbegängniß des Herzogs von Liancourt, noch mehr bey der berüchtigten Parade der Nationalgarde, wo den König und die königl. Familie das Geschrey »Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten!« empfing, und welches die Auflösung der Nationalgarde veranlaßte.

Nichts scheint klarer, als daß dieß die Frucht der immer mehr Kraft gewinnenden Partey war, deren geheime Verbindungen und vollständige Organisation der Verfasser selbst früherhin so klar dargethan hat. Jetzt behauptet er indeß, daß alles aus der gerechten und allgemeinen Volksstimmung hervorgegangen, und die Maßnahmen der Regierung allein die Schuld getragen hätten.

Die Censur und die Auflösung der Kammer waren der Vorabend von dem Sturze des Ministeriums Villèle. Dergestalt war die Macht der Gegner des Ministeriums, so wie auch ihr Haß unter den Royalisten in der Kammer selbst gesteigert, daß keine andere Wahl übrig blieb, als die Kammer aufzulösen, und zugleich die Presse, die eben so royalistischer Seits alles aufbot, das Ministerium zu verfolgen und moralisch zu vernichten, unter die Zügel der Censur zu legen. Verbunden ward mit dieser Maßregel eine Ernennung von 76 Pairs, alle der ministeriellen Partey zugethan. Doch der Minister hatte sich über seinen Einfluß bey den Wahlen zur neuen Kammer geirrt. »La presse,« heißt es, »fut d'autant plus vive, plus influente, que sa parole fut rapprochée des élections; elle n'eût que quelques jours de liberté, et cela suffit pour ébranler les esprits. Dans un plus long terme elle se serait peut-être usée, et chaque phrase n'eût pas porté son effet.« Eben so reichten die gewöhnlichen Hülfsmittel, welche man von Seiten der Regierung zur Leitung der Wahlen früherhin in Bewegung gesetzt hatte, nicht zu. »Jamais action,« sagt der Verfasser, »plus tracassière et moins forte; ces petits moyens, qui réussissent, quand les esprits sont calmes, n'empêchent rien, lorsque l'agitation est vivace et l'opinion réveillé.« Die Gesellschaft, »aide toi, le

ciel t'aidera," ward der Ausdruck dieser Bewegung; Carbonari und selbst Royalisten vereinigten sich in ihr. »On se réunit,« heißt es p. 370, »on s'entendit sur les candidats. Les deux oppositions, royaliste et libérale, se firent de mutuelles concessions; on porta ses candidats réciproques. Union étrange, et que la haine contre M. de Villèle avait pu seule opérer, on vit le nom de M. de la Bourdonnaye à côté de celui de M. de Constant, M. de Lafayette et M. Ferdinand de Berthier portés sur des communes listes. La fusion fut complète; je ne sache pas un combat plus acharné, avec des armes plus aiguës, plus mordantes. La presse, toujours silencieuse, s'en vengea dans des saturnales de dix jours: tout fut dénoncé, surveillé, flétri.«

Welche Pläne und Hoffnungen übrigens schon damals gehegt wurden, zeigte ein öffentliches Schreiben von Cauchois Lemaire an den Herzog von Orleans. »Wechseln Sie ihr herzogliches Wappen,« heißt es, »gegen die Bürgerkrone. Nur Muth, Fürst; in unserer Monarchie ist ein schöner Platz einzunehmen, der Platz, welchen Lafayette in einer Republik besetzen würde: der des ersten Bürgers von Frankreich. — Das französische Volk ist ein erwachsenes Kind, welches einen Vormund haben muß, seyen Sie es, damit es nicht in schlechte Hände fällt. Endlich, damit der Wagen, der so elend gelenkt wird, nicht umstürzt, haben wir von unserer Seite alle Kräfte angewandt. Versuchen Sie das Ihrige, und halten wir die Räder gemeinschaftlich am Rande des Abgrundes.«

Der größte Theil der Wahlen der Departements fiel gegen das Ministerium aus. Paris war erleuchtet; zugleich aber wurden Barrikaden in der Straße St. Denys errichtet, und ein förmliches Gefecht mit den Truppen, von denen einige zu schießen weigerten, bezeichnete den eigentlichen Standpunkt der Dinge.

Die neue Kammer blieb in der Mehrheit noch royalistisch; aber neben einem großen Zuwachs von heftigen Liberalen war die Contreopposition in solchem Grade gewachsen, daß dem Minister nichts anderes übrig blieb, als seine Stelle zu verlassen. So fiel das Ministerium Villèle. Wir haben früherhin die Hauptursache davon angegeben. Der Verfasser fällt über dasselbe das harte Urtheil: »M. de Villèle peut s'accuser d'avoir porté un coup fatal aux Bourbons de la branche ainée. Il usa tous les ressorts du gouvernement en les tendant outre mesure; il remit à ses successeurs toutes les armes du pouvoir *usées et flétries;* tout fut dès lors concession, parceque tout avait été trop violent, trop en dehors des lois et de l'opinion; tout avait été poussé à bout; on avait remué le pays

comme à plaisir.« Wie wenig dieß wahr ist, ergibt sich von selbst, wenn man bedenkt, daß der Verfasser, obgleich Royalist, die revolutionäre Gesinnung als die constitutionelle des Landes anerkennt, oder sie vielmehr stets mit derselben verwechselt und verwirrt, und daher das Ministerium Villèle mit seiner monarchischen Tendenz und Abweisung der Revolution als eine widernatürliche Unterdrückung des constitutionellen Lebensprozesses ansieht. Wollte man dieselben Maßstäbe der Beurtheilung wie der Verfasser annehmen, so wäre jeder englische Minister mit einer gleichen Verwerflichkeit zu bezeichnen; denn durchaus nicht mehr ist auch von Villèle geschehen.

Wir schließen hiemit unsere Beurtheilung; denn aus dem Bisherigen ist klar, wie die Catastrophe des Jahres 1830 sich jetzt, nachdem der Revolution von Neuem unter dem Ministerium Martignac der Zügel losgelassen wurde, naturgemäß entwickeln mußte. Aus den eigenen Thatsachen des Verfassers wird es übrigens ersichtlich, wie falsch der Hauptbeweis seines Werkes ist, als seyen die Bourbons durch ihre monarchischen und religiösen Uebertreibungen gestürzt worden. Dem aufmerksamen Beobachter springt in die Augen, daß in Frankreich, als eine christliche Monarchie gedacht, und dieß besagte die Charte selbst ausdrücklich, hiefür damals kaum das Allerwesentlichste geschehen ist, und daß dieses, weder von einer Gesellschaft die selbst den höchst möglichsten Grad bürgerlicher, aber wahrer Freyheit, noch von einer solchen, die nur die geringsten Grundlagen einer wahrhaften, positiven Religion haben wollte, irgend hätte Widerstand oder gar Empörung nach sich ziehen können. Nur wo eine große Faktion ist, die jeder Autorität und jeder positiven Religion den Krieg erklärt, konnten jene Maßregeln der Bourbons feindselig aufgenommen werden und ihren Sturz herbeyführen. Des Verfassers Behauptung heißt also eigentlich nur so viel, als: weil die Bourbons hätten überhaupt regieren wollen, wären sie gestürzt. Im Gegentheile kann man sagen, weil jene monarchischen und religiösen Grundlagen nicht planmäßig und entschieden genug entworfen, weil von Anfang an den revolutionären Doctrinen und Personen die höchste Duldsamkeit widerfuhr, wurde der Fall der Regierung vorbereitet. Den größten Mißgriff ließ man sich offenbar rücksichtlich der Presse, leider nach Ansicht der Royalisten selbst, zu Schulden kommen. Sie in dem Maße, und zwar im Gebiete der Journalistik, wie es beynahe während der ganzen Restauration der Fall war, frey geben, hieß sein eigenes Todesurtheil unterschreiben. Der Verfasser gesteht dieß, wie wir sehen, an mehreren Stellen seines Werkes zu, und das Verfahren der heutigen Machthaber in Frankreich bestätigt es auf das

vollständigste. Mit dem freyen Gebrauche dieser Waffe ist es jeder nur etwas mächtigen Gegenpartey in unserm heutigen gesellschaftlichen Leben möglich, die Regierung zu stürzen. Der Zustand Frankreichs war überdieß der eines Geisteskranken; den Lauf seiner Gedanken in diesem Zustande durch die Presse frey geben, hieß die Krankheit bis zum höchsten Paroxismus steigern. Hierin, in der Zügelung dieser Gedankenzustände, lag wahrlich alles. Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst ist das politische Leben der Gesellschaft immer mehr ein ganz geistiges geworden; aus äußerlichen Halt- und Bindemitteln oder Fassungen in die innere Welt zurückgetreten; diese letztere also unberücksichtigt lassen, oder gar entfesseln, heißt der Anarchie Thür und Thor öffnen, oder wahrlich nicht regieren. Endlich war es zuletzt der bedauerungswürdige Zwiespalt unter den Royalisten selbst, welcher eine bedeutende Ursache zum Sturze der Monarchie gab. Der persönliche Ehrgeiz eines Theils derselben, und der Zwiespalt der Ansichten Anderer, hat sie sogar die Rettung des Vaterlandes vergessen lassen. An ihrer Spitze steht Chateaubriand und la Bourdonnaie, und ersterer hat vielleicht den größten Antheil an jenem unglücklichen Ereigniß.

Sieht man übrigens auf England, wo unter dem Ministerium Pitt eine gleiche Faktion und dieselben Doctrinen wie in Frankreich das Land bewegten, und wie entschieden man dort sich gegen dieselben benahm, und dennoch die wahre Freyheit unverletzt blieb, so hat man Rechtfertigung der Bourbons, und zugleich was sie hätten thun müssen.

Art. VI. 1) Leben und Denkwürdigkeiten Johann Mathias Reichsgrafen von der Schulenburg, Erbherrn auf Emden und Delitz, Feldmarschall in Diensten der Republik Venedig. — Aus Originalquellen bearbeitet, in zwey Theilen. — Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung, 1834.

2) Stammtafeln des Schulenburgischen Geschlechts. Herausgegeben von Friedrich Albrecht Grafen von der Schulenburg auf Closterroda, königlich sächsischem wirklichen geheimen Rath, Kammerherrn, bevollmächtigten Minister und außerordentlichen Abgesandten bey Seiner österreichisch kaiserlich königlich apostolischen Majestät, Ritter des königlich sächsischen Hausordens der Rautenkrone, des Civil-Verdienst-, des kaiserlich königlich österreichischen Leopold-, und des königlich preußischen rothen Adlerordens Großkreuz, des Johanniterordens Ritter. Wien 1821, gedruckt bey A. Strauß.

Wir glauben, den aufmerksamen und vaterländisch gesinnten Lesern der Wiener Jahrbücher einen unzweydeutigen Dienst

zu erweisen, wenn wir diese beyden, eng in einander verbundenen Werke eines in der diplomatischen Welt lang und rühmlich bekannten und auch auf dem wissenschaftlichen Boden fest gewurzelten Edelmannes eben des hier genannten erlauchten Hauses auch als ein eng verbundenes Ganzes betrachten und würdigen. — Das Horazische: **fortes creantur fortibus, nec imbellem feroces progenerant aquilae columbam!** ist für jeden mit überwiegendem Geiste, mit gebietender Kraft in die großen Begegnisse des Rathes und Krieges eingreifenden Worthy eine eben so edel in den Kreis der Pairs einführende Taufesweihe, als Alle, die es nicht so weit gebracht haben, auch den Ruhm zu verachten, und durchaus nur von heute zu datiren, kaum ohne innere Bewegung Goethe's tiefgedachte, tiefempfundene Worte werden wiederholen können:

> Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
> Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
> Den Hörer unterhält, und, still sich freuend,
> An's Ende dieser schönen Reihe sich
> Geschlossen sieht! — — — Wir möchten jede That
> So groß gleich thun, als wie sie wächst und wird,
> Wenn Jahre lang durch Länder und Geschlechter
> Der Mund der Dichter sie vermehrend wälzt.
> Es klingt so schön, was unsre Väter thaten,
> Wenn es, in stillen Abendschatten ruhend,
> Der Jüngling mit dem Ton der Harfe schlürft! — —
> Und was wir thun, ist, wie es ihnen war,
> Voll Müh' und eitel Stückwerk!
> So laufen wir nach dem, was vor uns flieht,
> Und achten nicht des Weges, den wir treten,
> Und sehen neben uns der Ahnherrn Tritte
> Und ihres Erdenlebens Spuren kaum.
> Wir eilen immer ihren Schatten nach,
> Der, göttergleich, in einer weiten Ferne
> Der Berge Haupt auf gold'nen Wolken krönt! — —
> Da greift manch' edler Jüngling nach dem Schwert,
> Und künft'ge Thaten drängen, wie die Sterne,
> Rings um ihn her, unzählig aus der Nacht! —

Nach der Hauptabtheilung in den rothen, weißen und in den schwarzen Zweig hat das schulenburgische Geschlecht sich seit dem dreyzehnten Jahrhundert in mehr als ein halbes Hundert verschiedener Häuser getheilt: Hehlen, Betzendorf, Angern, Closterroda, Wollmirstet, Emden, Kehnert, Apenburg, Lieberosa, Salzwedel ꝛc. ꝛc. — Die Lehensverhältnisse, Fideikommisse, Substitutionen und Majorate, das Erbküchenmeisteramt und die Landeshauptmannschaft in der Mark Brandenburg, das Münzrecht und die Wappenschilde der Schulenburge werden mit seltener Gründlichkeit erörtert. — Mehr als sechzig Stammtafeln stellen

sämmtliche Verzweigungen dieser, wie kaum irgend eine andere ausgebreiteten Familie dar. — Es folgen die schulenburgischen Stiftungen für fromme und wohlthätige Zwecke, Stiftungen von Klöstern, von Kirchen und Schulen und Hospitälern für Witwen und unverheiratete Töchter aus schulenburgischem Blute, für Comthureyen des Johanniter- oder Malthefer- und des deutschen Ritterordens. — Von den erheblichen urkundlichen Titeln werden zweckmäßige Auszüge gegeben, das Bedeutendste aber in Extenso abgedruckt, und die Güter sorgfältig aufgezählt, welche dieses hochberühmte Haus als Eigen, Pfand oder Lehen im Verlaufe so langer Zeiten besessen hat. — Unmöglich ist, daß diese weit eingreifenden archivalischen Nachrichten nicht von vielseitigem Nutzen seyn sollten für die Specialhistorie der Länder, über welche das berühmte Haus wie ein fruchtbarer und fruchtbringender Strom sich ergossen hat.

Ein Kleinod dieser trefflichen Zusammenstellung ist das Verzeichniß der Schulenburge, die im geistlichen, im Civil- und Militärstande hohe Ehrenstellen bekleidet, und ihren Namen durch Thaten auf die Nachwelt gebracht haben, — darunter sind die Fürstbischöfe Werner und Christoph zu Lebus und Ratzeburg, Heinrich und Dietrich zu Brandenburg, Letzterer einflußreich in den Händeln des falschen Waldemar (des Müllers Jakob Rehbock), und wundersam genug durch gleiches Vertrauen beehrt von den einander offen und heimlich feindseligen, einander in der Mark Brandenburg nachfolgenden Fürstenhäusern Bayern-Wittelsbach und Böhmen-Luxemburg. — Wie des unbedeutenden Ludwigs des Römers und seines noch unfürstlicheren Bruders Otto, war der fast ein halbes Jahrhundert auf dem Stuhle von Brandenburg sitzende Dietrich von der Schulenburg auch der vertrauteste Rathgeber Kaiser Carls IV. und seines Sohnes Sigismund, Herrn der Mark Brandenburg und in einem großen Theile Pommerns und Großpolens, Gemahls der anjouischen Maria, Königin von Ungern, Tochter Ludwigs des Großen. — Nach dem Tode des halbverrückten und ganz tyrannischen Bruders Wenzel folgte Sigismund auch in dem, von Hussens Scheiterhaufen lichterloh brennenden Böhmen nach dem Tode des Gegenkönigs Rupert von der Pfalz an der deutschen und an der ersten Krone der abendländischen Christenheit, an der kaiserlichen.

Der Johanniterorden zählte drey Schulenburge als Heermeister und sechs Commenthure, der deutsche Orden einen Commenthur der Balley Sachsen, — daß die Schulenburge in erzbischöflich magdeburgischen, churbraunschweigischen, churbrandenburgischen, chursächsischen Diensten oberste Hofämter bekleidet kann ihren wohlbegründeten Ruhm unmöglich erhöhen, —

fünf Schulenburge waren dirigirende Staatsminister unter Preußens großem Friedrich, einer im Herzogthum Braunschweig, — dreyßig Schulenburge trugen die preußischen Orden des rothen und schwarzen Adlers, den Orden pour le mérite und des eisernen Kreuzes, — drey und dreyßig Schulenburge blieben vor dem Feinde, davon unter preußischen Fahnen funfzehn in folgenden Schlachten: — 1268 wider die Mauren in Galicien, 1292 wider die Ostfriesen, 1327 wider die heidnischen Lithauer, 1458 bey Rothenburg, 1519 auf der Soltauerheide, 1525 in der Schlacht von Pavia bey der Gefangennehmung Franz I. von Frankreich, 1542 in der Türkenschlacht bey Ofen und Pesth, 1547 im schmalkaldischen Kriege bey Ingolstadt, 1547 in der Mühlbergerschlacht und bey der Gefangennehmung des Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen, 1553 (zwey) in der Schlacht bey Sievershausen, 1557 bey S. Quentin, 1568 an der Enns gegen die Spanier unter den ersten Geusen, 1597 bey Amiens, 1607 in Holland, 1632 in Magdeburg und Coblenz, 1634 bey Nördlingen, 1641 bey Hildesheim, 1642 bey Wolfenbüttel, 1657 vor Krakau, 1669 auf Candia, 1689 vor Bonn, dann (zwey) bey Molwitz, 1741 bey Roßbach und Breslau, 1806 bey Auerstedt, 1813 bey Leipzig, 1814 bey Chateau Thierry.

Albrecht von der Schulenburg hatte wider die Mauren in Spanien, wider die Friesen, wider die aufrührerischen Flamänder gedient, und auf der Soltauerheide den Tod gefunden; Werner hatte den größten Theil Pommerns für Brandenburg, sich selbst des Helden Albrecht Achilles höchste Gunst und noch als ein hoher Siebziger im Turniere den ersten Preis errungen, Mathias war unter Johann Cicero und beyden Joachims brandenburgischer Kriegspräsident, der eifrigste Verfechter des protestantischen Lehrbegriffs, und mehrmals an Luther gesendet, Joachim zeichnete sich wie durch seinen strengen Haushalt und großen Reichthum, so in den niederländischen Heerfahrten durch Kriegsmuth aus; — Alexander, ein Bruder des Feldmarschalls Jakob, und mit ihm in den Freyherrnstand erhoben, hieß der Hierosolemitaner, durchpilgerte mit dem Nürnberger Patricier Führer den ganzen Orient und Aegypten unter mannigfaltigen Abenteuern. — Herrliche Sammlungen kamen aus dem Morgenlande in sein Bücher- und Raritäten-Cabinett zu Altenhausen; Jakob lernte den Krieg von Antonio de Leyva. Ein Günstling Moritzens von Sachsen, focht er mit ihm bey Mühlberg, gegen die Türken, in der Exekution von Magdeburg, im Sturm der tyrolischen Ehrenbergerklause, bey der Verjagung Carls V. aus Innsbruck, bey dem Moritzen tödtlichen Sievershausen, und als des Kaisers und

des Reiches Feldmarschall abermal gegen die Türken, als 1566 der bis dahin in drey Welttheilen unüberwindliche Padischah Suleyman das vom Heroen Niclas Zriny vertheidigte Szigeth belagerte, und hiebey seine große Laufbahn beschloß.

Dem Feldmarschall Johann Mathias von der Schulenburg, dem heldenmüthigen Vertheidiger Corfu's und Heeresfürsten der Republik Venedigs, weihen sich diese Denkwürdigkeiten. — Alexander war einer der berühmtesten Führer der Reiterey, erprobt an den heißen Tagen von Neerwinden, Schellenberg, Blindheim, Oudenarde und Malplaquet, — Jakob Alexander stritt in dreyzehn Feldzügen, in jenen des polnischen Wahlkrieges, in welchen der große Eugen nur ein Schattenbild seines früheren Ruhmes war, in jenen des österreichischen Erbfolgekrieges bey Dettingen, Rocoux und Lawfeldt, im siebenjährigen Kriege bey Hastenbeck, Crevelt, Minden, Landwehrhagen, Emsdorf, Lutterberg und Corbach. — Werner und Johann Georg standen im dänischen Dienste, jener als Feldmarschall und Elephantenritter ausgezeichnet in 'allen Feldzügen des spanischen Erbfolgekrieges, wie als Gesandter in Paris. — Levin Friedrich und Christoph Daniel waren sardinische Generäle der Infanterie, im spanischen und österreichischen Successionskriege von Freund und Feind bemerkt. — Ludwig Ferdinand von Oeynhausen, Graf von der Schulenburg, ein Schwestersohn des berühmten venetianischen Feldmarschalls, schwang sich im unglücklichen Türkenkriege 1738 und 1739 und im österreichischen Erbfolgekrieg in Italien bis zum Feldzeugmeister. — Er war vermählt mit der Witwe des berühmten Fürsten Adam Lichtenstein, gebornen Gräfin Kottulinski. Jener Fürst, von den Wienern »der reiche Hanns Adam« oder der »Crösus Oesterreichs« genannt, war der Erbauer der Wiener Vorstädte Lichtenthal und Roßau. — Von ihm ist auch die herrliche lichtensteinische Gemäldegallerie mit Rubens Deziusschlacht, von ihm ist das Wiener Stadtbanko, der Pallast in der Roßau, das Majoratshaus in der Schenkenstraße; von seiner Tochter, vermählten Herzogin von Savoyen, ist das Wiener adelige Damenstift, die savoyische Ritterakademie, die savoyischen Domherrn und die savoyische Kreuzcapelle bey St. Stephan, vieler geringern Stiftungen zu geschweigen, mit einem Worte, von Vater und Tochter mehr als vom ganzen übrigen Adel aus allen Jahrhunderten Wiens zusammengenommen.

Ein Zweig der Schulenburge hatte sich früh in Luxemburg und in der Champagne niedergelassen. Sie wurden eifrige Hugonoten, und dennoch einer aus ihnen Marschall von Frankreich und Ritter vom heiligen Geiste, es war Johann von der Schu-

lenburg, Graf von Montdejeu, der ruhmbedeckte Vertheidiger von Coblenz und Ehrenbreitstein. Er hatte auch jener, dem alten, gewaltigen Böhmen tödtlichen Pragerschlacht am weißen Berge beygewohnt, als Rittmeister des Winterkönigs, Pfalzgrafen Friedrich.

Achatz Schulenburg, preußischer Generallieutenant, ein Liebling des ersten Königs Friedrich, errichtete jene berühmten Kürassiere, später das Regiment der Königin, die 1745 bey Hohenfriedberg zwey und siebzig Standarten der österreichischen Kavallerie gewonnen, — die Brüder Levin Rudolph und August Ferdinand Schulenburg, Generallieutenant und Generalmajor, gehörten unter die Zierden des siebenjährigen Krieges. — Letzter that Wunder unter Seidlitz bey Roßbach, warf mit den bellingischen Husaren die Schweden an der Peene, und fing den französischen Gesandten Caulaincourt, Großvater des unter Bonaparte bey der Gefangennehmung des Herzogs von Enghien, als Botschafter in Rußland und als Minister des Aeußern bekannt gewordenen Herzogs von Vicenza. — In der Schlacht von Mollwitz, welche Neipperg, der Unterzeichner des Belgrader Friedens (10. April 1741), und mit ihr das herrliche Schlesien an Schwerin verlor, und die eben so entschieden für Oesterreich gewonnen war, als die Schlacht von Marengo, blieben der österreichische und der preußische Befehlshaber der Reiterey, Römer und Schulenburg, auf dem Bette der Ehre. — Nur allein die Standhaftigkeit und das bessere Feuern des preußischen Fußvolks unter dem alten Dessauer erhielt das Feld, die preußische Reiterey war einmal über das andermal in die Flucht geschlagen, und großentheils vom Schlachtfelde verschwunden. Eine gänzliche Muthlosigkeit hatte sich ihrer nach so vielen stets vergeblichen Versuchen bemeistert. Nun stellte sich der Generallieutenant Adolph Friedrich Schulenburg, der vierte Mann in der Colonne, an die Spitze der Leibschwadron seines Regiments, und blieb mit allen Offizieren ritterlich auf dem Platze, mit ihm noch Christoph Albrecht und Christoph Hieronymus, welcher als todt liegen gelassen, vergessen und bereits aus den Ranglisten gestrichen, bey einem wackern Pfarrer der Umgegend seine Heilung fand, und mit der wiederkehrenden Sprache auch über seinen Namen und über seine Verhältnisse Rechenschaft geben konnte.

Merkwürdig ist, wie in Carls VI. schulenburgischem Grafendiplom vom 7. Dezember 1728 sieben zu gleicher Zeit lebende Generale des Namens und Stammes Schulenburg aufgeführt waren: — 1) Mathias Johann, venetianischer Feldmarschall, n. 1661, † 1747. — 2) Alexander, churbraunschweigischer Generallieutenant, n. 1662, † 1733. — 3) Daniel

Bodo, churfürstlich sächsischer Generallieutenant, n. 1662, † 1732. — 4) Achatz, königlich preußischer Generallieutenant, n. 1669, † 1731. — 5) Levin Friedrich, königlich sardinischer Feldzeugmeister, n. 1670, † 1729. — 6) Werner, königlich dänischer Generalmajor, n. 1679, † 1755. — 7) Adolph Friedrich, königlich preußischer Generalmajor, n. 1685, † 1741. — Hiebey sind die vielen gleichzeitig lebenden Stabs- und Oberoffiziere des Hauses Schulenburg nicht inbegriffen, noch genannt.

Wie in den meisten deutschen Staaten die Emporkömmlingswuth durch das Maitressen- und Bastardwesen auch die alte Aristokratie keineswegs verschont, vielmehr nur eifersüchtig gemacht hat, wenn der dritte und vierte Stand schönere und wohlgefälligere Opfer darzubieten hatte, gibt auch der Reichthum der Häuser Platen, Moltke, Wallmoden und Andere Erinnerungen genug für die hannöverischen und wiederum andere für die braunschweigischen Lande. — Das Schicksal der Gemahlin des wollüstigen und veränderlichen Georgs I., der sogenannten Prinzessin von Ahlen, Erbin von Celle, Sophie Dorothee, die er, wie es bis nun erscheint, ohne alle andere Schuld, als des Leichtsinns und der Unvorsichtigkeit, in mehr als dreyßigjähriger Haft hielt, einen Vorwand und einen Schein mit beyden Händen ergreifend, den gerade das Bewußtseyn materieller Schuldlosigkeit einerseits, andererseits die Nothwendigkeit, Vertraute zu haben und einem unerträglichen Zustande zu entrinnen, herbeygeführt hat, dieses allzubittere Schicksal kann niemals ohne inniges Mitleid betrachtet werden. Das begünstigte Hoffräulein von Schulenburg, durch Geist und Gemüth, Anmuth und Schönheit wahrhaftig eine Melusine, folgte 1714 Georg dem Ersten nach England. — 1719 erhob sie Georg der Erste zur Herzogin von Kendale und Mounster, Marquise und Gräfin von Dungamor, Gräfin von Feversham, Baronesse von Glastenburg und Dundalk, und die Reichskanzley gab auch am 17. April 1722 der Melusina ein Fürstendiplom von Eberstein an der Weser, ohnferne Holzminden und Fürstenberg:

»Dieweilen dieselbe Reichsgräfin Ehrengard Melusina vor einigen Jahren von dem durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Georg, König von Großbritannien rc., sowohl wegen ihrer eigenen, als der Verdienste ihrer Vorfahren mit der Würde einer Herzogin in England geziert worden sey — und in Betracht ihres bewiesenen Diensteifers und ihrer Ehrfurcht gegen uns, das heilige römische Reich und unser erlauchtes Haus Oesterreich, haben wir gedachte Ehrengard Melusina, Reichsgräfin von Schulenburg und englische Herzogin von Ken-

dal zur wahren Fürstin des heiligen römischen Reichs ernannt und erhoben, und dem Verein der übrigen Reichsfürsten beygesellt.«

»Damit aber dieser unserer und des heiligen römischen Reichs Fürstinn die Wirkung unserer kaiserlichen Huld und Gnade noch in höherem Maße zu Theil werde, haben wir derselben nicht nur das Prädicat Hochgeborene beygelegt, sondern auch gestattet, daß sie zeitlebens sich des Titels und Namens von der unmittelbaren Reichsgrafschaft Eberstein bediene, und als solche anerkannt werde.«

»Ferner bestätigen wir das ihr von uns verliehene reichsgräfliche und durch die erlangte Würde einer Herzoginn in England vermehrte Stammwappen« rc. rc.

Ein anderes wichtiges Dokument, besonders für die Ansicht der Verhältnisse zu auswärtigen Staaten, ist die am 10. Jänner 1747 zu Wien ausgefertigte Bestallung der Kaiserin Theresia für den Grafen Schulenburg-Oeynhausen zum Oberbefehl der gegen Genua schleunig zusammengerafften Armee, als dieses die Oesterreicher unter Botta durch eine von Frankreich angefachte und durch den Marschall Richelieu unterstützte Volks-Insurrection hinausgeschlagen hatte.

»Du wirst Dich äußerst bemühen, Alles, was nur immer an Truppen aufgebracht werden mag, nebst denen aus Deutschland dahin sendenden Rekruten zur vorhabenden Entreprise gegen Genua zusammen zu nehmen, und solche mit möglichsten Kräften ohne allen Verschub ins Werk zu setzen, damit dasselbe wiederum ehebaldigst in unsere Botmäßigkeit gelange.«

»Du hast auch die geringste Aussicht auf die vorhin geschlossene, in Abschrift hier anliegende Capitulation nicht mehr zu tragen, sondern die Republique, weilen dieselbe ohngeachtet ihrer anfangs bezeigten Niederträchtigkeit und selbstiger Unterwerfung unserer Gewalt und Disposition nunmehro wider die ihr obliegende Verpflichtung und Submission so gröblich sich vergangen, dahero mit Recht die empfindlichste Bestrafung verdient, nicht anders, als wie ein mit Gewalt der Waffen erobertes Land anzusehen, selbes wie es mit den bayerischen und modenesischen Landen geschehen, in der Administrirung zu halten. Und so viel die aufrührische Tumultanten und Rädelsführer anbetrifft, die Betretende sogleich beym Kopf zu nehmen, gegen selbe mit aller Schärfe, ohne Ansehung der Person, fürzugehen, auch durch Statuirung öffentlicher Exemple anderen einen Schrecken und Abscheu zu erwecken, und da hiernächst ganz sicher verlautet, daß nicht nur genuesische,

sondern sogar spanische und französische, in dießseitiger Kriegsgefangenschaft befindliche, damals auf Parola entlassene Offiziers zu sothaner Rebellion sich gebrauchen lassen, und den Pöbel angeeifert, auch unterstützt haben, so werden nicht weniger dieselbe bey ihrer Betretung als Parole-Brüchige nach denen Kriegsregeln zum gleichmäßigen Beyspiel und Warnung derer übrigen auf das schärfeste abzustrafen seyn.«

Aehnliche wichtige Gaben für die Historie mehrerer Epochen finden sich auf vielen Blättern dieses reich ausgestatteten, in seiner Art wahrhaft klassischen Werkes.

Die Denkwürdigkeiten seines großen Ahnherrn Johann Mathias beginnt der Verfasser mit der nicht zu bezweifelnden Bemerkung, daß die deutsche Literatur eben sowohl an jenem Zweige geschichtlicher Quellen Mangel leide, den man Memoires oder Denkwürdigkeiten benennt, als Frankreich diese Art von Lebensbeschreibungen in größerer Anzahl als andere Staaten besitze. Er bezeichnet insonderheit aus der Categorie, welche ausnahmsweise auch ohne Belege großen historischen Werth haben, die »**Mémoires du Cardinal de Retz**,« der »**Mademoiselle de Montpensier**.« und vor allem die letzte Ausgabe der »**Mémoires du Duc de St. Simon**,« so wie als Beyspiel von denjenigen Redactionen, die durch Beybringung trügerischer oder längst durch den Druck bekannter Allegate sich auszeichnen, das bereits bis zum sechsten Theile gekommene Werk: »**Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état**,« genannt werden könnte. — Aus der Fluth der Denkwürdigkeiten, aus der Epoche von Napoleons Weltherrschaft und Sturz zieht der in jenen großartigen, anderthalb Jahrzehenden unter mehrfach bedeutsamen optischen Winkeln gar wohl bekannte Verfasser vor die ersten Bände der »**Mémoires de Bourienne**« und das »**Manuscrit de mil huit cent douze, par le Baron de Fain**.«

Nach einem wohlverdienten Lobe der brittischen Geschichtschreiber überhaupt, rühmt der Verfasser insonderheit Wilhelm Coxe, den besten Reisebeschreiber der Schweiz und späterhin Geschichtschreiber des Hauses Oesterreich, der Bourbons in Spanien und des großen Robert Walpole, als Muster nimmt er sich Coxe's Leben des Herzogs von Marleborough (1818). Er rühmt zugleich Katzners Leben des Marschalls und Herzogs Friedrich von Schomberg, den er überhaupt in Gesinnungen und Geschicken mit Schulenburg parallelisirt.

»So wie Schomberg (sagt der Verfasser), war auch Schulenburg aus einem der edelsten protestantischen Geschlechter Deutschlands entsprossen; so wie dieser suchte auch er von Jugend auf Kenntnisse und Erfahrungen in der Kriegs-

kunst überall da zu erwerben, wo es Gelegenheit dazu gab; wie Schomberg diente er mit Auszeichnung mehreren Fürsten und Regierungen, kämpfte fast mit allen Völkern Europas, blieb stets wie dieser seinem protestantischen Glauben getreu, und erreichte so wie er außerhalb seines Vaterlandes die höchsten militärischen Ehrenstellen; aber minder glücklich als Schomberg, beendigte Schulenburg sein langes Leben durch Altersschwäche gebeugt in seinem Hause, während jener in seinem fünf und siebzigsten Jahre das seinige siegbekrönt auf dem Bette der Ehre vollendete.«

Der Kaiser von Oesterreich verwilligte 1829 dem um dieses Reich vielfach verdienten Verfasser die Benützung von sieben und zwanzig Bänden des »Archivio diplomatico« zu Mailand. Sie enthalten größtentheils Original-Berichte des Feldmarschalls Schulenburg an die ersten Behörden der Republik Venedig, reine Abschriften derselben, und endlich ein gründliches und höchst umständliches Tagebuch der Feldzüge gegen die Türken von 1716, 1717 und 1718, in welchen der Feldmarschall die Streitkräfte der Republik sowohl bey der Vertheidigung von Corfu, als in offensiven Versuchen gegen die türkischen Besitzungen auf den Küsten von Albanien und Dalmatien befehligt hatte. — Die erste Abtheilung geht von 1661 bis 1698, und schildert Schulenburgs braunschweigische Dienste. In diesen verdiente Schulenburg die ersten Sporen in dem sogenannten letzten Kreuzzuge zur Erlösung Ungerns vom anderthalbhundertjährigen Türkenjoch unter dem Herzog Carl von Lothringen, dem Prinzen Ludwig von Baden, vorzüglich aber unter dem jungen Churfürsten Max Emanuel von Bayern, der in der Wiedereroberung zweyer Hauptplätze, der Königsstadt Buda (Ofen) und der letzten Vormauer Belgrad (griechisch-Weissenburg), unglaubliche Kühnheit bewies, so daß die Türken auf seinen bloßen Anblick mit dem Ausrufe: »der blaue König!« sich in wilde Flucht warfen. — Darauf diente Schulenburg in den Zügen wider die Vergewaltigungen Ludwigs XIV., Züge, deren Seele der große Wilhelm von Oranien, Erbstatthalter der vereinigten Niederlande, und nach Jakobs II. Verjagung König von Großbrittannien gewesen ist. Jeremias von Chauvet, hannöverischer Feldmarschall, und auch schon bey Gran und vor Neuhäusel gegen die Türken ausgezeichnet, war Schulenburgs erster Lehrer in der Kriegskunst. Dieser wurde in raschem Schritte 1690 Major, 1692 Obristlieutenant, 1693 Dragoneroberst, bald aber auch in diplomatischen Sendungen gebraucht, um gegen die Errichtung der hannöverischen Chur an den Höfen von Bayreuth, Cassel, Darmstadt, Münster, Gotha und Stuttgart zu wirken. Den Churfürsten von Bayern in

Brüssel (wo er die Generalstatthalterschaft für Spanien führte) umzustimmen, und in Paris Ludwig XIV. um so mehr gleichen Sinnes zu machen, je weniger der eifrige Beystand diesem Monarchen entgegen oder ihm angenehm seyn konnte, den der hannöverische Hof dem kaiserlichen sowohl im Türkenkriege als in den Rheinfeldzügen weit über das Verhältniß seiner Bevölkerung und seiner sonstigen Macht geleistet hatte. — Bis dahin war auch die uralte böhmische Churstimme nicht in Wirksamkeit gewesen, der Wiener Hof wollte beydes zugleich durchsetzen, fand aber mehr Geneigtheit wegen Böhmen, als für die neue Chur Hannover. Doch auch Ersteres sollte mit den bedeutendsten Opfern erkauft werden, zum Beyspiel der Churfürst von Bayern, des Kaisers Schwiegersohn, begehrte für seine Zustimmung nicht weniger als die Markgrafschaft Burgau, die Grafschaft Neuburg, den Schlüssel des Inn, ein auf der Donauzollstätte Krems und Stein haftendes, so wie ein älteres, an Bayern schuldendes Kapital, ungehinderte Religionsübung der Katholiken in den Herzogthümern Hannover und Celle, — beständiges Verbleiben der, dem Großvater des Churfürsten, dem ersten Maximilian, verliehenen Chur bey Bayern, auch nach dem Erlöschen des wilhelminischen Zweiges und Radicirung derselben auf die Herzogthümer Ober- und Niederbayern: — auf welche überspannte Forderungen der österreichische Gesandte Dominik Andreas Graf von Kaunitz, Großvater des berühmten Staatskanzlers und Fürsten Wenzel Anton Kaunitz, natürlich nicht einging.

Fünf Jahre (1697—1702), von Abschluß des Ryswicker Friedens, bis Europa durch den Tod Carls II. und durch die Erledigung der ungeheuern Erbschaft von Spanien und Indien und durch den nordischen Krieg in hellen Flammen stand, war Schulenburg im savoyischen Dienste, jenes staatsklugen Victor Amadeus, mit einem selbstgeworbenen deutschen Regimente. Sein erster Feldzug war ein trauriger gegen die armen Waldenser. Im spanischen Erbfolgekriege stand Savoyen auf französischer Seite, und Schulenburg erhielt eine schwere Wunde im Angriff auf Chiari gegen seinen alten Freund, den Prinzen Eugen von Savoyen, der hier gegen das Haupt seines Hauses, Victor Amadeus, stritt (11. September 1701). Es war dieser 11. September für Eugen ein eben so herrlicher Tag, als durch Marengo, Friedland und Raab der 14. Juny für Napoleon. Am 11. September 1697 hatte Eugen bey Zentha das ungeheure Türkenheer vor den Augen des Großherrn in die Theiß gestürzt oder niedergehauen. Am 11. September 1701 schlug er Villeroi bey Chiari. Am 11. September 1709 sicherte er dem Kaiser die Niederlande durch den Sieg von Malplaquet über

Villars. Es widerstrebte Schulenburg, mit Franzosen wider Deutsche zu streiten. — Auf den Gütern seines Hauses angekommen, traf ihn eine Ladung in den Dienst des Polenkönigs Friedrich August von Sachsen; der Feldmarschall Adam Heinrich Graf von Steinau, der Held von Argos und Scio, als er noch Venedig gedient, lenkte die Aufmerksamkeit auf ihn. Er sollte ein sächsisches Subsidiencorps für den Kaiser in die Niederlande führen, doch sein Geschick zog ihn gegen Norden, wo der achtzehnjährige Carl XII. Dänemark so eben zum Travendaler Frieden gezwungen, und bey Narva mehr Russen zu Gefangenen gemacht hatte, als er selbst Soldaten zählte. In der Schlacht bey Clissow, 19. July 1702, befehligte Schulenburg das Fußvolk, und verschaffte den Sachsen die Möglichkeit eines geordneten Rückzuges. Beyde Könige waren in Person zugegen. »Aus ihren Berichten erhellet, daß weder August noch Carl mit irgend einem Plan zu Werke ging, sondern daß sie gegen einander rückten, sich aufzusuchen, und in einem Gefecht das Glück oder die Tapferkeit entscheiden zu lassen.«

»Carl zog in Polen umher als ein Abenteurer, um den Feind zu finden und zu schlagen, da wo er ihm begegnete; August hingegen und seine Partey suchten die Punkte auf, wo die Schweden nicht waren, und hofften auf solche Weise im Königreich Polen theilweise festen Fuß zu behalten. Nur auf dem Schlachtfelde entwickelte Carl tactische Talente, wandte jedoch die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln, um den Sieg vorzubereiten, nicht an. Denn wir sehen aus dem schwedischen Bericht, daß er drey Stunden vom Feind und am Morgen der Schlacht weder die Stellung des feindlichen Lagers, noch die Eigenthümlichkeiten des Terrains kannte, auf welchem er in Begriff stand, eine Schlacht zu liefern.« — In diesem Blindekuhspiel war Schulenburg der Einzige besonnen und planvoll. Glücklicher war es in Ingermanland, Carelien und Liefland gegangen. Peters Trachten nach Häfen an der Ostsee für seines Reiches Schiffahrt und Handel dämmerte der Reife entgegen. Bey der Erstürmung Marienburgs gerieth jene schöne Dragonerfrau in Gefangenschaft, die in der Folge als Sclavin des Marschalls Scheremetjeff, den nach seiner Gewohnheit trunkenen großen Czar zu Bette brachte, ihn am Pruth rettete, und zuletzt wahrscheinlich tödtete, um nicht dem Kammerherrn Mons in die andere Welt nachgeschickt zu werden, und nun durch Menzikow den Thron bestieg.

Die Schulenburg im sächsischen Dienst gleich Anfangs zugedachte Rolle, dem Kaiser ein Subsidiencorps zuzuführen, wurde gleich nach der Clissower Schlacht verwirklicht, während Fried-

rich August durch die schöne Aurora Königsmark von Carl vergeblich Frieden zu erhalten suchte.

Bey Pisek zog Schulenburg sein Corps von sechs Infanterie- und vier Cavallerieregimentern zusammen. Er kam unter einem alten Bekannten aus dem Türkenkriege, dem Grafen Schlick, Schwager des Hofkanzlers, Grafen Wratislaw, aber auch einem andern alten Bekannten gegenüber, dem zu Frankreich getretenen Churfürsten Max Emanuel von Bayern.

Von diesem aber schien die Siegesfreudigkeit seiner Jugend völlig gewichen, die so oft das Entsetzen der Türken gewesen war. — Statt um Bayern wenig bekümmert, das durch seine Festungen und durch die Landfahnen wider den ersten Anlauf geschützt war, und schnell und mit aller Kraft auf Wien loszugehen, und dort den Rakoczyschen die Hand zu bieten, die bis in Wiens Vorstädte schwärmten, und das Marchfeld- und Steinfeld verheerten, suchte der Churfürst die Vereinigung mit den ungrischen Mißvergnügten auf dem weitesten, schwierigsten und abenteuerlichsten Wege, durch Tyrol, mit dem bekannten, unglücklichen Ausgange. Er siegte zweymal über Schlick und Styrum, bey der eisernen Birn und bey Höchstedt, und keiner von beyden Vortheilen wurde verfolgt wie er konnte und sollte. Beyde Male war Schulenburg der Retter der Kaiserlichen vor noch größerem Unheil. Nirgend sind jene beyden Treffen vorzüglicher beschrieben als hier. Auch sind die über jedes ausgezeichnetere Individuum angefügten biographischen Notizen eine wahre Zierde der verdienstvollen Arbeit.

Prinz Louis von Baden erscheint auch hier als unverträglich, rachsüchtig und ränkevoll. Wie sein unwürdiger Zank mit dem tüchtigen Reitergeneral Dünnewald bey Salankemen die Niederlage der Türken auf ein Haar in einen Sieg derselben verwandelt hätte, ward auch durch seine Leidenschaftlichkeit das Loos der großen Tage vom Donauwörter Schellenberg und von Blindheim auf die Spitze gestellt.

Der Feldmarschall von Thüngen, der bey der Taufe seiner Kinder immer im Exorcismus fragen ließ: »entsagst du auch dem Teufel und den Franzosen?« und keinen heiligeren Schwur hatte als: »so wahr ich Hanns Carl heiße.« — Während der Belagerung von Landau hatte durch die Unbilden der Jahreszeit das Rauben und Plündern der Soldaten so zugenommen, daß man glaubte, den kleinsten Diebstahl mit der größten Strenge ahnden zu müssen. Da erblickte Thüngen eines Tages einen Musketier, der einer Bauersfrau mit Gewalt ein Paar Aepfel aus dem Korbe riß, und schrie ihm zu: »So wahr ich Hanns Carl heiße, Kerl, in drey Stunden mußt du hängen.« — Vergebens berief sich der

Unglückliche auf Noth und Hunger, auf Weib und Kind, und wie sein Vater den Marschall einst aus Türkenhand gerettet: umsonst, der unwiderrufliche, furchtbare Schwur war einmal ausgesprochen. Nur sollte der alte Schelm vor seinem Tode sich noch eine Gnade ausbitten dürfen. Außer dem Pardon, würde der Commandirende, so wahr er Hanns Carl heiße, Alles gewähren. — Erst auf dem Richtplatze wollte der arme Sünder seine letzte Bitte Thüngen offenbaren, und hatte die Gegenwart des Geistes, nachdem der General ihm noch einmal »so wahr er Hanns Carl heiße« zugeschworen, ihn zu bitten, wenn er eine Stunde gehangen habe, hinaufzusteigen, und ihm einen Liebesdienst zu erweisen, zu welchem schwerlich Jemand Lust gehabt haben würde. — »So wahr ich Hanns Carl heiße, der Kerl hat mich überlistet« (rief Thüngen), »Pardon!« — Es waren gerade die Sachsen, über welche Thüngen am meisten klagte; aber Schulenburg hatte nicht minder zu klagen, daß man seine Truppen an Sold, Kleidung und Nahrung unaufhörlich Mangel leiden ließ.

Der §. 8 des unterm 16. Jänner 1702 zwischen dem Wiener und Dresdner Hofe abgeschlossenen Bundesvertrages verstattete, die sächsischen Truppen nach Hause zu berufen, falls der Churfürst in seinen Erbstaaten angegriffen würde. Dieser Nothfall traf nur zu bald ein, und so wie Schulenburgs sonstige Dispositionen ein Muster der Umsicht genannt werden können, ist selbes auch der Weise nach zu rühmen, womit er dieses (trotz des Widerstrebens der kaiserlichen Generale) durch rasche Concentrirung, nächtlichen Abmarsch und Flußübergang, dann durch angestrengte Eilmärsche ins Werk setzte, und doch damit die Rücksichten gegen das Heer, bey dem er diente, möglichst vereinigte. — Sein Herr hatte ihm diesen Abmarsch mit dem Beysatze anbefohlen: »Im Maßen wir uns bey längerer Verzögerung und unsern Chur- und Erblanden dadurch zugehenden Ungelegenheit an Eure Person halten, und keine Entschuldigung annehmen werden, sie habe Namen wie sie wolle.«

Die sächsische Armee war ohne Mannszucht und innern Gehalt, — ihre Führung eine verzweiflungsvolle Aufgabe. Das Gefecht von Posen, vor allen die Schlacht bey Fraustadt und bey Punitz, waren furchtbare Belege dazu. Dennoch wird Schulenburgs Zurückzug von Punitz auf ewig in der Kriegsgeschichte leben. Schwer verwundet und aufs Aeußerste erschöpft fand Schulenburg in einem Dörfchen dreyßig Kürassiere mit ihrem Rittmeister, und befahl ihnen, seine Bedeckung zu bilden. Kaum war er todesmüd eingeschlummert, waren die elenden Feiglinge verschwunden. — Sie machten Schulenburg den sächsisch-

polnischen Dienst zum Ekel, noch mehr die bis in einen unrühmlichen Zweykampf ausartende Mißhelligkeit mit dem Günstling, Grafen von Flemming.

Ueber den traurigen Ausgang des Liefländers Patkul, russischen Gesandten in Dresden, erscheinen hier zum ersten Male wichtige und die einzig wahren Aufschlüsse. Indessen bleibt der ganze Hergang völkerrechtswidrig und empörend, so wie die Hinrichtung des bey Warschau gefangenen Generallieutenants Peikul, der beharrlich mit Patkul verwechselt worden ist. Nie hat sich auf dem Gipfel seiner Macht Bonaparte erlaubt, solche Gräuel zu vollenden, wie hier Carl XII. — Schimpflicher hat sich wohl nie ein Heer benommen, als das sächsische bey Fraustadt, wo Schulenburg glauben durfte, den glänzendsten Sieg in der Hand zu haben, während er zuletzt nur mit zwey Begleitern vom Schlachtfelde kümmerlich entfloh, so daß »nicht das Geringste mehr auszurichten, maßen sobald nur der Feind sich etwas genähert, alles so confus wiederum geworden, daß keine Hoffnung mehr übrig war, dem Feind auch einzigen Widerstand zu thun, worauf man dieselbe bis Fraustadt geführet, und wie die Leute, sobald sie nur in Unordnung gerathen, alles Bitten, Vorstellen und Zureden der sämmtlichen Offiziere ungeachtet, die auch viele auf der Stelle niedergeschossen, das Gewehr gutentheils niedergeworfen, und als unempfindliche Leute ihren Weg fortgesetzt, haben endlich fünf feindliche Escadrons diese in Unordnung gehenden Leute umringt, und ihnen zugerufen, ob sie Quartier haben wollen? welches dieselben auch sogleich angenommen, und sind viele, absonderlich von denen Franzosen, welche, ob sie schon über fünf- bis sechshundert Schritt auf die Seite und voraus gewesen, dennoch zurückgekommen, und haben sich gefangen nehmen lassen, welches ich alles mit meinen Augen leider ansehen müssen. Die Artillerie hat nicht an allen Orten ihren Effect gethan, gestalt denn von denen sechs sechspfündigen Stücken, wobey die Munition in Brand gerathen, und alle umstehenden Offiziers und Constablers verbrannt, nur drey losgeschossen werden konnten, und ist mehrentheils verloren gegangen. Man muß sich verwundern, daß, da die sämmtliche Armee mit so großer Freude gegen den Feind anmarschirt, und nichts mehr gewünscht, als mit demselben in Action zu kommen, woher es geschehen, daß man auf einmal wahrnehmen mußte, wie die Leute so gar consterniret und confus wurden, das Gewehr weggeworfen, und auf keinerley Art und Weise wieder zurecht zu bringen gewesen. Gewiß ist, daß nach aller gemachten Disposition und der Offiziere ernstlichen Bemü-

hungen, da man überdem wahrnehmen konnte, wie bey männiglichen ein guter Muth und großes Verlangen gewesen, den Feind zu sehen, man einen glücklichen Ausschlag der Sache hoffen mußte, auch die Gelegenheit des Erdreichs nach aller Ueberlegung des daraus zu erwartenden Vortheils so eingenommen gewesen, daß ohne entzogenen göttlichen Beystandes die Sache gar glücklich und nach allem Wunsch und Verlangen ausschlagen sollte; wie sich aber sämmtliche Commandanten und Offiziere dessen äußerst angelegen seyn ließen, und in ihren Kräften und Vermögen nicht gestanden, die Leute in Contenanz zu halten, noch zu ihrer Defension zu bringen, ohngeachtet sie sich so als unvernünftige Menschen todtstechen, schießen und gefangen nehmen ließen, so ist wohl unmöglich, eine Action mit gutem Succeß zu endigen, wobey der meiste Theil der Cavallerie und Infanterie weder Herz noch Hand gebrauchen will.« — Sorau, den 15. Februar 1706. — Ein Privatbrief aus Liegnitz sagt über diese Fraustädter Schlacht: — »Erschrecklich sind die Proceduren deren Schweden an den Moscowitern, daß diese, so sich unter die Sachsen verborgen, alle sind hervorgesuchet und nachdem erschossen worden; weder Franzose noch Moscowiter hat einig Quartier bekommen. Die Aktion hat sich den 13. hujus um halb 11 Uhr angefangen, in der andern Stunde darauf ist alles vorbey gewesen; die Schweden haben zuvor ihre Betstunde gehalten, und insgesammt gesungen: »Eine feste Burg ist unser Gott;« der General, so die Schweden commandiret, soll seine Leute zuvor zum Gebet ermahnet haben, sagend: »Ihr Kinder! vor menschlichen Augen sind wir verloren, und ist fast unmöglich, daß einer von uns wird davon kommen, doch vertrauet Gott, und wenn ich werde rufen fallet, so fallet von euren Pferden und eilet, daß ihr hinter ihre Stücke kommen möget, maßen sie so nahe an einander avanciret, daß es etwa funfzig Schritt gewesen. Indem der schwedische General siehet, daß sie die Leute abblasen und anfangen zu feuern, schreyet der General: fallet! so fallen die Schweden, vor dem vielen Dampf haben die Sachsen nichts rechts erkennen können, sie haben vermeinet, daß die, so fallen, todt geschossen; ehe sie nun wieder zur Ladung kommen, sind die Schweden schon unter ihren Stücken, die Constabler haben sie todt gestochen, und nachdem die sächsischen Stücke auf sie selbst gerichtet; auf solche Art sind die Sachsen in die höchste Confusion gerathen, und haben denen Schweden das Feld gelassen. Den 19. hujus hat General Rehnschild vier Meilen hinter der Lissa gestanden; man redete damalen, als wenn der König August entgegen ginge. Am 20. hujus hielten die

Schweden Rasttag. Zu Lissa steht ein Regiment Infanterie, welche, wie die Rede gehet, dem sächsischen Churprinzen sollen zukommen; diese will der König von Schweden zuvor montiren; die besten Kerlen von denen Gefangenen stecken sie unter ihre Regimenter. Die Sachsen hatten zu ihrem Feldzeichen eine Rose von weißem Papier, ihr Wort war: »Greif an und schone nicht,« die Schweden hatten Stroh auf dem Hut. Ihr Wort war: »Mit Gottes Hülfe.« (Liegnitz, am 26. Febr. 1706.)

Schulenburg trug das große Unglück und die unverschuldete Schmach standhaft, vorzugsweise mit den Mitteln beschäftigt, die Folgen des Mißgeschicks zu mildern, und dem König Carl eine neue Diversion in Polen zu bereiten. Aber die Hoffnung, Carls Leidenschaftlichkeit werde ihn auf das mittägliche Rußland werfen, oder es würden Gründe höherer Politik ihn von Sachsen abhalten, täuschte. Er rückte vielmehr rasch dahin vor, mit 25,000 Mann, denen Schulenburg keine 6000 entgegen zu setzen hatte, bis an den Thüringer Wald zurückweichen mußte, und sie zuletzt mit genauer Noth als Contingent bey der Reichsarmee unterbrachte. Indessen hatten die Bevollmächtigten Imhoff und Pfingsten jenen harten Frieden von Altranstädt mit Schweden unterzeichnet, der sie als Staatsverbrecher auf den Königsstein brachte, obgleich sie eigentlich nur einer unerbittlichen Nothwendigkeit gefolgt waren. Der Schweden Unglauben an die ihnen heimlich mitgetheilte Friedensnachricht zog ihnen die Niederlage von Kalisch zu, in welcher selbst der Oberfeldherr Mardefeld in Gefangenschaft gerieth. — Die beyden Könige Carl und August, Söhne zweyer Schwestern, Töchter des Dänenkönigs Friedrichs III., sahen sich oft, ohne daß sie die feinen und liebenswürdigen Manieren Augusts, die Härte und Roheit Carls zu mildern vermocht hätten. — Carl, der seinem Gegner so ungroßmüthig, so unerbittlich gewesen, der Sachsen auf eine Art aussog, die länger als ein halbes Jahrhundert verderblich fortwirkte, hatte gleichwohl in August das seltsame Zutrauen, daß er sich häufig in dessen Gewalt gab. In der That wollte August von Schulenburgs Entwurf, Carln in seinem Hause in Altranstädt Nachts aufzuheben, welches Schulenburg aufs Genaueste recognoscirt hatte, nie etwas hören. Man erzählte Carln: den Tag nach seinem unvermutheten Besuch in Dresden sey eine Berathschlagung des geheimen Consiliums zusammenberufen worden. Carl erwiederte: »Immerhin mögen sie heute sich darüber berathen, was sie gestern hätten thun sollen.«

Schulenburg sah Carln öfters, und wurde von ihm in seiner Art ausgezeichnet behandelt. Carl ließ ihn in sein innerstes Gemach treten, und da Schulenburg nach der ersten Verbeugung

nichts sagte, und erwartete, daß der König ihn anreden würde, so ging letzterer ebenfalls stillschweigend immer näher auf ihn zu, und drängte ihn auf diese Weise bis in einen Winkel, wo er ihn endlich ansprach, über allerhand Kriegsvorfälle sich mit ihm unterredete, und zuletzt sehr munter, und, gegen seine Gewohnheit, scherzhaft wurde. Bey Tafel saß Schulenburg neben dem König. Diese dauerte nur eine halbe Stunde; alle Speisen wurden auf einmal aufgetragen; der König aß wenig und hastig, und trank nur Halb-Bier; während der ganzen Mahlzeit sprach der Monarch kein Wort und sah fast Niemanden ins Gesicht; nach der Tafel begab man sich in ein anderes Zimmer, woselbst der König sich mit den Fremden und seinen Generälen noch über eine Stunde über mannigfaltige Gegenstände unterhielt.

Schulenburg schildert Carl den XII. groß, wohlgewachsen, von schönen Gesichtszügen und schönen Augen. Er war höchst einfach angezogen, und hatte die Gewohnheit, seine Haare mit den Fingern zu kämmen; seine Einfachheit artete in Unreinlichkeit aus; seine Kleidung war die eines einfachen Dragoners, zwey Rüstwagen trugen sein sämmtliches Gepäcke.

Carl wußte sich sehr gut zu verstellen und seine Anschläge geheim zu halten; die Frauen fürchtete er, weil die Liebe Größeres unterbreche und hindere, die Predigt und das Gebet. Sittenfehler wurden strenge gerügt. Selbst Generale mußten Kirchenbuße thun. — Täglich zweymal stieg Carl zu Pferde. — Immer ging es im gestreckten Galopp, selbst mitten durch volkreiche Städte. Als Carl das ausgesaugte Sachsen wieder verließ, wurde die ganze Armee bezahlt (die Offiziere hatten zu zwey, zu dritthalb Jahre keinen Sold bekommen); jeder Soldat erhielt einen Sack, der zugenäht und vom Hauptmann versiegelt wurde. — Brauchte der Soldat unterwegs Geld, so meldete er sich beym Hauptmann, der den Sack öffnete, gab, was der Gemeine brauchte, und dann wieder schloß. Der König hielt viel auf Piken. Sein Fußvolk war so eifersüchtig auf ihr vom König selbst entworfenes Exercitium, daß wenn es sich übte, Posten ausgestellt wurden, um alle Zuschauer vom weitem zu entfernen. Das Heer bestand aus mehreren Nationen, und hatte doch in allen diesen Feldzügen keine Deserteurs noch Traineurs.

König August schloß nach dem Frieden mit Schweden einen Subsidientractat mit den Seemächten, und das sächsische Corps kam in Folge dessen an den Rhein, Schulenburg aber als Beobachter in die Niederlande zu den zwey großen Heeresfürsten und Freunden, Eugen und Marleborough. Er wirkte mit Rath und That in der Schlacht von Oudenarde und bey der Belagerung von Lille. Bey dieser erschien auch unvermuthet König August, um

die Meinung der beyden großen Generale über seinen Wunsch zur Wiedererlangung Polens zu vernehmen. Marleborough meinte, man solle ihn nur sich in die Tiefen des russischen Reiches stürzen lassen. Er werde sich dort auf eine Weise zu Grunde richten, daß man ihn auf immer los sey, und er in den Berechnungen der europäischen Politik nicht mehr in Anschlag kommen. — Ganz anders Eugen. Man konnte an ihm gewahren, in wie gutem Gedächtniß am österreichischen Hofe Carls plötzliches Erscheinen in Schlesien war, mitten in der großen und bedenklichen Verwicklung des spanischen Erbfolgekrieges und des Rakoczischen Aufstandes in Ungern, wo Carl den Schlesiern die Glaubensfreyheit wiederbrachte, das Geschenk Gustav Adolphs. Der päpstliche Nuntius trat hierüber den Kaiser an. — »Danket Gott (sagte Joseph), daß Carl nicht begehrt hat, Ich solle lutherisch werden, der Himmel weiß, was ich gethan hätte?« Prinz Eugen nun sagte: »Man möge ja nicht zu fest auf Carls Untergang in Rußland bauen. Er sey der Mann, dies Reich über den Haufen und nach Asien zurück zu werfen, während Oesterreich anderwärts festgehalten, und der Ausgang des Krieges gegen Frankreich noch gar nicht abzusehen sey. Beyde große Feldherren gaben Schulenburgs freywilliger Mitwirkung zu allen glänzenden Waffenthaten ein edles Zeugniß. Dasselbe geschah bey der Belagerung von Tournei und Mons. Letzteres zu retten, geschah die blutigste aller Schlachten dieses Krieges, die Schlacht von Malplaquet, in welcher Schulenburg Eugens gesammte Infanterie und die Hauptangriffe befehligte. — Schulenburg war auch der erste Lehrer des nachmals auf denselben niederländischen Schlachtfeldern so berühmt gewordenen Grafen Moritz, insgemein des Marschalls von Sachsen. Seine Mutter, Aurora, Gräfin von Königsmark, die anmuthigste, die geistreichste, die gefühlvollste aus allen den Geliebten König Augusts, war aus einem Heldengeschlechte, das mit diesem Moritz würdig beschloß. Ihr Großvater war nach Banner und Torstenson der letzte Führer von Gustav Adolphs Heer. Sein war die letzte Waffenthat des dreyßigjährigen Krieges, die Erstürmung der kleinen Seite von Prag. Aurora's Vater fiel als holländischer Generallieutenant vor Bonn, ihr Oheim, Feldmarschall Venedigs, war der Held von Athen, von Argos, von Korinth, von Negropont. Ihr Bruder, Philipp Christoph von Königsmark, büßte mit dem Leben die Neigung, die er der Gemahlin des nachmaligen König Georgs I., Sophie Dorothea (insgemein die Prinzessin von Aalen genannt), einer Tochter Herzogs Georg Wilhelm von Celle und des Fräuleins Eleonore d'Obbreuse, eingeflößt haben sollte.

Daß nach dem Tode des Marschalls Ogiley sein Feind Flemming nach der Anciennetät das Commando des sächsischen Heeres erhielt, bewog Schulenburg, den Dienst König Augusts zu verlassen; endlich trat er, als ein neuer Türkenkrieg ausbrach, als Feldmarschall und Oberbefehlshaber sämmtlicher Landtruppen in die Dienste der Republik Venedig (1715). Er wurde zugleich in den Reichsgrafenstand erhoben. — Schulenburg hatte früher eifrig österreichische Dienste gewünscht. Er scheint es dem Prinzen Eugen beyzumessen, daß dieser Wunsch nicht in Erfüllung ging. — Die ganz und gar verschiedene Gemüthsart Beyder mag allerdings ihren Antheil hieran gehabt haben? Vielleicht aber auch nur ein ähnlicher Anlaß, wie jener, warum Kaunitz und Lucchesini so erbitterte Gegner wurden (welche Feindschaft sich, wie in der Politik fast immer, von einer personellen zur reellen auswuchs), daß nämlich der feingebildete, verschmitzte Italiener den alten Fürsten, der bey vielen edeln und großen Eigenschaften doch auch die Eigenheit hatte, allwissend und eine Taschenprovidenz zu seyn, an seiner eigenen Tafel darüber schraubte, einen Vers als Horazisch citirt zu haben, der doch dem Martial angehöre!? —

Der zweyte Band beginnt mit dem Türkenkriege 1715 — 1718. — Die Vertheidigung Corfu's war eine Angelegenheit von ganz Europa, die Mittel gering, die Werke vernachläßigt; Schulenburg that das Unmögliche, Eugen siegte bey Peterwardein, die rauhe Jahreszeit nahte heran, und die Belagerung wurde fast eben so unbegreiflich aufgehoben, wie jene Wiens 1529 durch den großen Suleyman. Die strafbare Unthätigkeit der venetianischen Flotte ersparte den Türken noch bitterern Verlust, und auch Schulenburgs Vorschlag, die erste Bestürzung zu benützen und die albanischen Festungen und Albanien wegzunehmen, oder sich des höchstwichtigen Candien, des alten Creta, zu bemächtigen. — Kaum daß der Generalproveditore Loredan Schulenburg vergönnte, sich Butrintos, Corfu gegenüber, zu bemächtigen. — In Wahrheit, sagt der Verfasser: Seit der Schlacht von Lepanto waren die Osmanen Italien nicht so nahe gerückt, und hatten keine so kraftvolle Unternehmung zur See in diesen Gegenden begonnen. Wäre es ihnen gelungen, Corfu einzunehmen, so hätten sie einen starken Waffenplatz an der albanischen Küste inne gehabt, wo ihre Flotten überwintern, und von wo aus sie das Königreich Neapel so wie die Küsten der päpstlichen Staaten hätten bedrohen können; selbst die Lagunen von Venedig wären für Streifzüge nicht sicher gewesen. Um die Wichtigkeit, welche man damals auf dies Ereigniß legte, zu würdigen, muß man sich erinnern, daß kaum einige dreyßig

Jahre verflossen waren, daß die Türken durch die Belagerung von Wien die Christenheit in Schrecken gesetzt hatten, und daß der gegenwärtig regierende Sultan ein unternehmender Monarch von großen Fähigkeiten war. Venedig erscholl von dem Ruhm seines tapfern Vertheidigers, und die Republik erkannte großmüthig seine Verdienste um das allgemeine Beste. Der Senat bewilligte Schulenburg einmüthig einen lebenslänglichen Gehalt von 5000 venetianischen Ducati (5000 Thaler C. M.), und der Freystaat schenkte ihm einen goldenen, mit Brillanten besetzten Degen, 8000 Ducati an Werth; deßgleichen dekretirte er, daß des Feldmarschalls Bildsäule in Corfu aufgestellt werden sollte, und zwar unverzüglich, »adhuc viventi,« wie die auf dem Fußgestell der Statue sinnreich verfaßte Inschrift besagt; auch wurden späterhin vier ehrenvolle Denkmünzen auf dies Ereigniß geprägt, welche ihres schönen Stempels wegen noch heute die Münzsammlungen zieren.

Schulenburgs Aufnahme in Rom war characteristisch. Der Papst ermahnte den Helden, katholisch zu werden; er vergünstigte dem Ketzer Degen, Hut und Handschuhe in Gegenwart des heiligen Vaters behalten zu dürfen, äußerte sich aber höchst mißvergnügt über das Benehmen der Republik. — Die Unternehmungen auf Prevesa und Vonizza gelangen mit geringem Verlust, und verschafften der Republik den Schlüssel von dem Meerbusen von Arta, und durch den Besitz dieser beyden Festungen befand man sich im Stande, aus demjenigen Theile von Albanien, der unter dem Namen von Xeromeros bekannt ist, bedeutende Kriegscontributionen zu ziehen. — Hätte man in Venedig den Muth gehabt, Schulenburgs Rathschlägen zu folgen, die Herrschaft Venedigs würde bis über die Bocche di Cattaro und Ragusa hinunter und über das Hochgebirge Albaniens und Bosniens ausgebreitet worden seyn. Die Linie von der Hauptstadt Zara bis Spalatro müsse beharrlich vertheidigt werden. — Dieß werde durch Aufstellung bey Dernis und Clissa bewirkt. — Zara, Sebenico, Trau und Spalatro müßten besonders in Bedacht genommen werden. — Dalmatien müßte mit fünftausend Mann Milizen (Craine) gesichert, und Cattaro verstärkt werden. — Seine Ansichten verdienen gerade im gegenwärtigen Augenblicke die höchste Aufmerksamkeit. — Der Ausdruck »Cernide« ist ein venetianischer Provinzialism. Zur Zeit der höchst drohenden Ligue von Cambray wurden von dem aufs Aeußerste gebrachten Venedig, außer den Soldtruppen zwey Gattungen unbezahlter Milizen errichtet, die städtischen und die vom platten Lande; beyde wurden unter dem Namen Cernide verstanden; die ersteren wurden vorzüglich zum Dienste des Geschützes gebraucht; die

anderen, um die Bagage zu beschützen, und gewissermaßen mehr durch ihre Zahl als durch wirkliche Dienstleistungen einige Bedeutung zu haben. Die innere Verfaulung Venedigs hinderte jedoch die Ausführung dieses Vorhabens, welches vollendet, die Republik vielleicht noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben würde.

Schulenburg wünschte den venetianischen Dienst zu verlassen. Doch hielt er es für durchaus unschicklich, als der polnische Wahlkrieg ausbrach, und sich längs der venetianischen Gränzen entzündete. Schulenburg schlug das Hauptquartier seiner Neutralitätsarmee in Verona auf. Im kaiserlichen Heere zählte er gar viele Freunde und Waffenbrüder, im französisch-sardinischen gar viele hochachtungsvolle Bekannte, darunter selbst den achtzigjährigen Marschall Villars. Mercy, der aus lauter Ungeduld bey Parma blieb, wird von Schulenburg geschildert als ein Mann von Erfahrung und Verdienst, unermüdet, verwegen, das Kühnste am Liebsten unternehmend, aber gerade über die Schlacht, die er mit seinem Blute bezahlt, hart angeklagt vom Herzog von Würtemberg. Er blieb zur unglücklichen Stunde, und nun schien Niemand mehr ein Interesse zu haben am Gewinne des blutigen Spiels. — Schulenburg meint, sie wären, wenn sie nur gewollt, treffliche Krieger, und wären sie nur nicht uneinig, ein glücklicher Ausgang unfehlbar. Der Ausgang des ganzen Feldzugs wäre entschieden gewesen. Auch das Urtheil über Königseck ist anziehend. Die österreichischen Feldherren behandelten Schulenburg als alten Freund und Diener des Kaiserhauses. Er war in intimen Verhältnissen mit der Gräfin Caroline Fuchs, Erzieherin der großen Theresia, Tochter des Grafen Mollart, des Letzten seines Geschlechts, der das eroberte Bayern unbarmherzig gebrandschatzt, und Mutter der Gemahlin des Siegers von Collin, Leopold Daun.

Eugen, der eigentliche Wiederhersteller Oesterreichs, eben so liebenswürdig im Leben, als groß im Felde, der mit einer Schlacht, bey Zentha, die Türkenmacht für immer gebrochen, bey Hochstädt Deutschland, bey Turin Italien, bey Malplaquet die Niederlande gewonnen, in Wissenschaft und Kunst so herrlich, als im Rath und im Felde, — Menschenfreund und Freund und Liebhaber ohne Gleichen, — in Allem so positiv und sanguinisch, als Schulenburg durch die Verneinung unangreifbar und höchst bedeutend, war freylich als Siebziger nimmer derselbe, der er mit dreyßig und vierzig gewesen. — Alle von diesem edeln Geiste Verdunkelten traten nun hervor mit der überaus wichtigen Entdeckung, daß ein Greis mit einem Viertelhundert von Feldzügen und gewonnenen Haupt-

schlachten kein Jüngling mehr sey. — Eugen, dieß selber fühlend, und selbst beym Baue des Belvedere schwer geneckt, schenkte einst dem Kaiser einen herrlichen kleinen Tacitus, in welchem jener die Worte auf Goldgrund vorfand: »Beneficia eo usque laeta sunt, dum videntur exsolvi posse, dum autem multo antevenere, pro gratia odium redditur.«

Guido Starhemberg, sechs Jahre älter als Eugen, und eilf Monate nach ihm verstorben, in Ungern, in Italien, vor allem in Spanien kampfbewährt, war, wie sein Oheim Rüdiger, dessen Adjutant er in der Vertheidigung Wiens gewesen, Eugens öffentlicher und heimlicher Widersacher und Spötter. — Großartige, weiche, schwungvolle Seelen sind immer im Nachtheil gegen die Schälke, die stets verneinen. In diesem Sinne ist das Schreiben der Gräfin Fuchs an Schulenburg aufzufassen: — »Notre Prince Eugène est revenu comme il est parti, c'est-à-dire foible d'esprit comme de corps; il vient de passer quelques jour sur sa terre (à Schloßhof), où il avait grande compagnie, qui a eu soin de le divertir par des masques et toute sorte de jeux d'enfans, plus convenables à la faiblesse de son grand âge qu'à son caractère. Hier notre bon Guido Stahremberg a accompli sa 78me année, il ne quitte plus son lit, mais il raisonne encore si juste de tout ce qui s'est fait du passé et de ce qui s'est fait présentement, que tous ceux qui l'entendent ne peuvent assez s'étonner, au lieu que notre Prince Eugène ne se souvient pas de la parole, qu'il vient de prononcer.«

Kaum hatte Münnich mit seinen Russen den König Friedrich August wider den von Frankreich begünstigten Stanislaus Leszczinsky abermal auf den unruhigen Thron der polnischen Adelsrepublik gesetzt, als er gegen die Türken an den Don eilen mußte. — Oesterreich nahm nicht nur als Bundesgenosse Rußlands, sondern mit seiner Macht an dem Kriege Theil, um wieder zu verlieren, was Eugens Siege vor zwanzig Jahren errungen hatten. Damals durfte der Held und Staatsmann sich seiner einen Lieblings-Idee überlassen, von der Wiederherstellung des großen, alten Ungerns (wie unter den Arpaden, unter Ludwig dem Großen und zum Theil noch unter Mathias) mit dem ganzen rechten Donauufer bis an das schwarze und adriatische Meer. Dafür hätte er die Venediger auf dem festen Lande durch Morea und durch die Inseln entschädigt, den Spaniern aber beyde Sicilien willig gelassen, die im polnischen Wahlkriege dennoch und umsonst verloren gingen. — Dießmal drangen die Kaiserlichen auch in das wichtige Bosnien. Es geschahen wie vor vierzig Jahren Versuche zur Erlösung der Griechen. Aber das anfängliche leichte

Glück schlug furchtbar um. Die Türken selber mochten schwer begreifen, wie sie denn jetzo gar so leicht die Schule Eugens überwanden, und wie Neipperg, auf geheime Befehle der Thronfolgerin Theresia, den Belgrader Frieden mit undiplomatischer Unordnung und Uebereilung abschloß. Es half wenig, daß ein Paar Generale, die ohne alle Noth feste Plätze übergeben und schon vor den Türken sich kopflos gezeigt, die Köpfe zum zweyten Male durch den Nachrichter verloren, daß die Commandirenden und die Unterhändler, Seckendorf, Wallis, Neipperg, nach einander auf die Festung oder, wie Königseck, ins Frauenzimmer der Kaiserin kamen. — Die Wallachey und Serbien, jene Edelsteine in Ungerns heiliger Krone, und die mit dem Blute so vieler theuern Helden und begeisterten Gottesstreiter ersiegte und vertheidigte Vormauer Belgrad ging verloren. — Rußland mußte gleich darauf mit seinem Frieden folgen, obgleich Münnich bey Stawutschane entscheidend gesiegt hatte, und Assow, Oczakow und Chotym gefallen waren. — Schulenburg bezeigte den tiefsten Schmerz über den Ausgang so schöner Hoffnungen der gesammten Christenheit. — Zu diesem Kriege suchte Oesterrich Schulenburg als Feldmarschall, Preußen bot ihm die nämliche Würde, er aber beharrte bis ans Ende in den Diensten der erlauchten Republik, und befehligte zweymal aus seinem Hauptquartier Verona das kleine Beobachtungsheer Venedigs während des polnischen Wahlkrieges und während des österreichischen Erbfolgekrieges nach dem Tode Carls VI. bis zum Aachner Frieden, den aber Schulenburg nicht mehr erlebte.

Schön ist das Zeugniß, das der altergraue, in so vielen Beobachtungen geübte Schulenburg dem österreichischen Befehlshaber in der Lombardey, Otto Ferdinand Grafen von Traun gibt (dd. Verona, am 1. November 1736): »Ich habe hier den General Grafen Traun bey mir, der zu Mailand wie zu Mantua, zu Parma und Piacenza das Generalgouvernement geführt. Er ist ein Zögling Guido Starhembergs, und war lange dessen Generaladjutant, darauf Gouverneur von Messina. Er hat nichts, denn er ist gar zu uneigennützig. Der Vater mußte als Protestant aus Oesterreich auswandern. Der Sohn ist wieder katholisch geworden. Traun ist gegenwärtig Witwer; ein äußerst rechtschaffener Mann, von langer Diensterfahrung und vollendetem Scharfsinn, reich und richtig im Denken, reif im Urtheile, unfähig sich zu übereilen; mit einem Wort, ein ausgemachter Staats- und Kriegsmann. Der Kaiser wäre glücklich, besäße er mehrere dieses Schlages! Glaubt Ihr wohl, daß Traun 1696 als Cadett unter dem verstorbenen König von Preußen in der berühmten Belagerung Namurs diente, die der General Arenheim

befehligte. Wir kannten uns nie. Wer uns aber hier beysammen sieht, sollte glauben, wir wären seit zwanzig Jahren vertraute Freunde. Traun war auch das Werkzeug des Glückes meines Neffen Schulenburg-Oeynhausen. — Traun hat vom Kaiser 120,000 Gulden Fixum, ohne die Emolumente, aus denen ein Anderer 200,000 Gulden schneiden würde. Er hat seinem Sohn eine vortreffliche Erziehung gegeben, die soll sein bestes Erbstück seyn; fürwahr, Gesinnungen eines solchen Edelmannes würdig.«

Der preußische Gesandte, Graf Podewils, berichtete Trauns Tod folgendermaßen an den großen Friedrich, welcher Traun »seinen Lehrer in der Kriegskunst« nannte, unter dem er wohl noch ein Paar Feldzüge hätte machen mögen.

Wien, am 28. Februar 1748.

Der Hof erhält so eben durch Estafette Nachricht, daß der Marschall Traun in seinem siebzigsten Jahre zu Hermannstadt in Siebenbürgen, dessen commandirender General er war, plötzlich gestorben sey. Dieser General, aus der Schule der Prinzen von Baden und Savoyen, vereinigte, nach dem Urtheil der Kenner, fast alle Talente eines großen Anführers. Sein Geist war nicht minder fähig, die größten und kühnsten Entwürfe aufzufassen, als in das Detail einzugehen, welches die Ausführung verbürgt. Er hatte das Vertrauen und die Liebe der Soldaten. In der Arbeit unermüdbar, schien er darin seinen einzigen Lohn zu suchen. In allen Gelegenheiten erprobte er die größte Uneigennützigkeit. Sein ganzes Wesen war äußerst einfach, edel, aber gewinnend und zuvorkommend, und eine seltene Bescheidenheit war die Krone dieser Tugenden.

»Wer ist denn der junge Mensch?« fragte Stanhope in Spanien den kalten, tiefen Starhemberg über Traun. »Der junge Mensch wird bald Armeen commandiren,« antwortete Guido. In der That war Traun der Adjutant Starhemberg's, mit dem Adjutanten Eugens, Ludwig Andreas Grafen von Khevenhüller, die Stützen in der höchsten Bedrängniß der großen Theresia, von ihren Feinden nur mehr »die Großherzogin von Toskana« genannt. — Nicht Traun, nicht Khevenhüller erlebten im Aachner Frieden das Ende des österreichischen Erbfolgekrieges. Der sechs Jahre jüngere Khevenhüller starb 26. Jänner 1744, vier Jahre vor Traun (starb 10. Febr. 1748). Zwey Monate nach Trauns Hintritt (30. April 1748) waren in Aachen die Friedenspräliminarien unterzeichnet.

Schulenburgs körperliche Constitution war vortrefflich und durch strenge Mäßigkeit gestählt. Am 8. August 1681 geboren,

stand er bey seinem, am 14. März 1747 erfolgten Ende bereits im sechs und achtzigsten Lebensjahre.

Seine Leichenfeyer war würdig und prachtvoll. Noch bey seinen Lebzeiten erhob sich seine Bildsäule in Corfu. Sie blieb unversehrt, als ein Wetterstrahl ins Pulvermagazin der alten Festung fuhr: »Intactus fulmine laurus« schrieb man nach diesem Vorfall auf den Sockel. Diese Statue wurde bereits im September 1716 errichtet. Ein zweytes Denkmal erhob sich Schulenburg im Arsenal zu Venedig 1747. — Vier Medaillen verewigten ihn. Man hat auch eine schwedische über Rheinschilds Sieg bey Fraustadt, wo die Feigheit der Truppen ihn so schmählich verließ. — Seine Züge sind in Kupferstich und Oelgemälden kunstgemäß und treu überliefert.

Der Marschall Johann Mathias von der Schulenburg war von hoher und kräftiger Gestalt, in allen ritterlichen Uebungen gewandt und wohlgeübt. Sein Haar war braun, das Auge dunkel und lebhaft, die Stirne hoch, die ganze Haltung edel. Er hatte eine starke Adlernase, der Mund war klein, die Unterlippe stark und ihm höheren Alter etwas hängend. Der Bau war stark und kraftvoll. Schulenburg blieb aus einem, schon in der Jugend gefaßten Grundsatz stets unvermählt, doch hatte er von einer polnischen Dame einen natürlichen Sohn. Vier und zwanzig Feldzüge, sieben und achtzig Schlachten, Treffen und Actionen, Belagerungen und Blokaden hat Schulenburg mitgemacht, und dennoch ein Lebensziel erreicht, das den wenigsten Menschen zu erreichen vergönnt ist.

Art. VII. 1) Zur neuesten Literatur. Von Ludolf Wienbarg. Verlag von C. Löwenthal. Mannheim 1835. 166 S.

2) Nero. Tragödie von Karl Gutzkow. Stuttgart und Tübingen. Cotta. 1835. 197 S.

3) Hannibal. Tragödie von Grabbe. Düsseldorf, bey J. H. C. Scheiner. 1835. 174 S.

4) Aschenbrödel. Dramatisches Mährchen von Grabbe. Düsseldorf, bey Scheiner. 1835 99 S.

»Wir machen ein Gesetz an (für) die junge Production, und an (für) die junge Kritik unserer Zeit,« beginnt der Verf. von Nr. 1 seinen ersten, Goethe und die Weltliteratur überschriebenen Aufsatz, »wir machen ein Gesetz, das Moses und die Propheten — Lessing, Herder, Goethe und Schiller in sich befaßt, das nämlich, sich auf den Standpunkt der heutigen Weltliteratur aufzuschwingen.«

»Das Wort ist ein Wort Goethe's,« fährt der Verfasser fort, »und zugleich ein prophetischer Blick Goethe's, der mit halbgebrochenem, strahlenlosem und doch so weitsichtigem Auge in die entstehende große Literaturbewegung der Völker hineinsah. — — Idee und Wort hat er uns gleichsam zum Vermächtniß hinterlassen. Wäre das Wort Naturphilosophie noch nicht erfunden, so müßte man es herbeyschaffen; eben so das Wort Weltliteratur.«

Gegen das Wort selbst nun, als Wort, läßt sich so wenig etwas einwenden, als gegen irgend ein anderes; nur — was auch Goethe gesagt hat — ein Begriff muß bey dem Worte seyn: denn sonst ist immer zu besorgen, daß uns ein solches Wort, ohne hinreichend bestimmten Begriff, besonders wenn es ein so hochtönendes ist, wie das Weltliteratur, zuletzt die allerschlimmsten Streiche spiele.

Der Begriff von Weltliteratur läßt sich nach einer doppelten Beziehung auffassen. Zuerst nach einer äußerlichen. Die Schranken der literarischen Verbindung zwischen den gebildeten Völkern, nicht bloß Europa's, sondern selbst der entferntesten Welttheile sind gefallen; die Literatur jedes einzelnen Volkes hat aufgehört ein ausschließliches Eigenthum desselben zu seyn, und ist zum Gemeingut für alle übrigen geworden. Indiens und China's Literatur ist uns nicht fremder, als es uns noch vor sechzig, siebzig Jahren die spanische oder portugiesische waren; Nord- und Südamerika beschicken den literarischen Markt; Völker, die noch vor einigen Decennien als halbe Barbaren angesehen wurden, und es zum Theil auch noch waren, beeifern sich rüstig auf demselben ihrer Firma Beachtung und Credit zu verschaffen, und wenn Bürger vor sechzig Jahren im Scherze sang:

— auch bey den Tungusen
Nach tausend Jahren ehret man,
So Gott will, unsre Musen.

so geht seine Prophezeyung vielleicht schon vor Ablauf des Jahrhunderts in Erfüllung, und die tungusische Literatur tritt dann auch ihrerseits in den Kreis der europäischen Bildung. Kriegszüge, Reisen, vielseitiges Sprachstudium, eine fast aufs Höchste gestiegene literarische Betriebsamkeit, vor Allem aber eine nach allen Seiten hin in tausend Verzweigungen sich ausbreitende, Alles ausbeutende und Alles umsetzende Journalistik haben dem literarischen Verkehr eine Ausdehnung und Vielseitigkeit gegeben, für welche der Name einer Weltliteratur in dieser Beziehung nichts weniger als zu kostbar ist.

Doch diese Beziehung selbst ist eine äußerliche. Die Literatur ist aber überall das Product und der Abdruck eines Innerlichen,

nämlich der geistigen Thätigkeit einer Zeit oder einer Nation, und der bey dieser sie leitenden oder beherrschenden Ideen. Eine Literatur kann daher nirgends als bestehend gedacht werden, so lange eine Zeit die Ideen, welche sie verarbeitet, nicht bis auf einen solchen Grad durchgearbeitet, und im Leben selbst verwirklicht hat, daß beyde, Idee und Wirklichkeit, vermöge ihrer Wechselwirkung, in diesem als ein reines Product erscheinen. Aus dem Begriff einer so innigen Verbindung zwischen Literatur und Leben ergeben sich nun ein paar nicht unwichtige Folgerungen, und zwar zuerst diese, daß in einer Zeit, in welcher alle Elemente des intellectuellen wie des wirklichen Lebens noch in der heftigsten Gährung und im feindseligsten Widerspruch begriffen sind, und in der noch keine von jenen Ideen, um welche es sich hier handelt, in diesem Streit einen so entschiedenen und so allgemeinen Sieg errungen hat, daß sie, als reines Ergebniß ins Leben getreten, eine feste Grundlage für die Literatur abzugeben vermöchte, — daß in einer solchen, noch unausgegohrenen Zeit noch von keiner Weltliteratur die Rede seyn kann; nur um so weniger, da keine Literatur ohne bestimmten Charakter gedacht werden mag: ein so heftiger und feindseliger Widerstreit der schroffsten Gegensätze aber, wie unsere Zeit ihn darstellt, dem literarischen Treiben in derselben durchaus keinen andern Charakter zu haben gestattet, als den der tiefsten Verworrenheit und Zerrissenheit. Läßt sich nun der Begriff einer auf gewissen allgemein verbreiteten Ideen ruhenden Weltliteratur gleich keineswegs als ein chimärischer abweisen: so kann eine solche, da jede Literatur nur auf demjenigen fest ruht, was im Leben und durch das Leben selbst mit voller Entschiedenheit sich entwickelt und zur Reife ausgebildet hat, nur dann entstehen, wenn jener Streit einst geschlichtet seyn wird, und seine Ergebnisse im Leben selbst sich die volle Geltung und Anerkennung errungen haben werden. Dabey nun kann es keineswegs ersprießlich seyn, wenn das in sich selbst noch vielfach verworrene und zu keiner innern Sicherheit gelangte Hinstreben zu einem Ergebniß, voreilig für das Ergebniß selbst, das Werdende für das Gewordene genommen wird: weil ein solcher Mißgriff den Strebenden die richtigen Gesichtspunkte für die Anwendung ihrer Kräfte nothwendig verrücken muß.

Eine zweyte Folgerung, die sich aus dem festgehaltenen Begriffe der innigsten Vereinigung zwischen Literatur und Leben ergibt, ist diese, daß es nicht die Sache eines Einzelnen, noch einer Clique, noch, im Entwicklungsgange einer ganzen Literaturperiode, die Sache eines einzelnen Zeitabschnittes seyn kann, der Literatur den Gang ihrer Ausbildung vorzuzeichnen, und dersel-

ben ihr Gepräge aufzudrücken. Denn angenommen, daß der glücklichste Scharfblick des Einzelnen oder Einzelner, und das höchste Maß genialer Geisteskraft, der Zeit zuvoreilend, das Ziel ihrer Entwicklung und die Stadien, welche sie bis zu demselben zu durchlaufen hat, richtig erkannt habe: so wird doch, trotz der fortwährenden Wechselwirkung zwischen Literatur und Leben, bey dem überwiegenden Einfluß des letzteren auf die erstere, das endliche Ergebniß jede zu Anfang oder in der Mitte des Entwicklungsprozesses vorgenommene Berechnung als eine unzulängliche erscheinen lassen. Am mißlichsten aber wird der Versuch des Einzelnen oder Einzelner, der Literatur ihrer Zeit zu sagen: »So sollst du künftig aussehen,« immer dann seyn, wenn diese Zeit eine in vielfachen Widerspruch mit sich selbst befangene, und die Lösung ihrer inneren Zerrissenheit eine noch sehr ferne liegende ist. Ueberhaupt vermag der Einzelne hier nie mehr, als was im Leben selbst bereits gereift ist, im Bewußtseyn seiner Zeitgenossen zu einem höheren Grade von Klarheit zu erheben. Deßwegen ist es denn auch nicht minder mißlich, den Anfang einer großen Literaturbewegung an einen einzigen Namen zu knüpfen, als von der Periode jener Reife ihr Ergebniß bestimmen zu wollen. Am wenigsten aber möchte Ref. Goethe als den Mann bezeichnen, der so entschieden auf die neuere Literaturrichtung eingewirkt habe: da gerade ihm die Ideen und Interessen seiner Zeit auf einen gewissen Grad immer fremd geblieben, wenigstens nie mit Entschiedenheit von ihm ergriffen und festgehalten worden sind. Sollte aber durchaus ein Einzelner als der Mann bezeichnet werden, dessen Mund das Wort des Räthsels gesprochen habe! so würde, weit eher als Goethe, J. J. Rousseau genannt werden müssen. Auch deutet der Verfasser S. 24 ganz richtig an, wie der große Impuls zu den neueren Bewegungen in der Literatur und im Leben dreyhundert Jahre früher gesucht werden müsse; ein Impuls, der fortwirkte, wie sehr auch das geistige Leben im siebzehnten Jahrhundert und in der ersten Hälfte des achtzehnten ermattend in sich selbst zusammenschrumpfte.

Wie man aber den Einfluß des Einzelnen auf die Literatur leicht unrichtig und meistens zu hoch anschlägt, wenn man die innige Verbindung zwischen Literatur und Leben, und bey Betrachtung ihrer Wechselwirkung das überwiegende Gewicht der Letzteren aus dem Auge verliert: so auch bey der Berechnung des Einflusses, welchen die Literatur des einen Volkes auf die eines anderen ausübt. So ist z. B. der Einfluß der deutschen Literatur auf den Umschwung, welchen die französische in der neuesten Zeit genommen hat, nicht zu bestreiten: eine richtige Schätzung desselben kann jedoch nur dann Statt finden, wenn man in Berech-

nung zieht, welche Elemente eines solchen Umschwungs bey den Franzosen sich vorfanden, in ihrem politischen, wie in ihrem geselligen Leben; in ihren Sitten, in ihrem Charakter und in den verschiedenen Perioden ihrer Literatur, sowohl der älteren, als jener während des Kaiserreiches. Erscheint nun der Einfluß der deutschen Literatur auch noch in dieser Berechnung als ein sehr bedeutender: so stellt er sich doch etwas geringer heraus, als ihn die gerechte Freude der Deutschen, den Werth ihrer Literatur von einer Nation anerkannt zu sehen, welche sonst immer mit übermüthiger Verachtung darauf herabzusehen gewohnt war, ihn gewöhnlich anzusetzen pflegt.

»Es ist sonderbar,« sagt der Verf. S. 22, »wenn der Weltgeist den Menschen etwas offenbaren will, so flüstert er es zuerst den Deutschen ins Ohr, und diese machen ein Religionssystem, eine Philosophie, eine Literatur daraus. Die Denker und Dichter der deutschen Nation fühlten von jeher den Drang und die Kühnheit, sich als nackte Gedanken vor den Weltgeist hinzustellen, und ihm auf die naivste Weise seine Geheimnisse abzufragen.« Die ganze Stelle ist selbst etwas sonderbar, und wohl auch etwas naiv. Aber es ist etwas an der Sache. Die Stellung des deutschen Volkes zu dem geistigen Leben anderer Nationen ist allerdings eine eigenthümliche. Nicht daß der Weltgeist, wie der Verfasser sagt, demselben seine Geheimnisse immer zuerst ins Ohr lispelte; im Gegentheil, es ließe sich ohne Mühe nachweisen, daß er sie den Deutschen meist etwas später vertraute, als andern Nationen: sondern darum, weil kein anderes Volk so, wie das deutsche, Beruf und Geschick hat, seine Andeutungen richtig zu verstehen. Diesen Vorzug aber dankt der Deutsche der glücklichen Vereinigung von Gemüths- und Verstandestiefe mit einer lebendigen Phantasie und Empfänglichkeit für jede Anregung geistigen Lebens, welche ihn vor allen übrigen Völkern auszeichnet; jenem tieferen Ernst, jener aufrichtigen Achtung für Wahrheit, Recht und Sittlichkeit, und jener ruhigen Besonnenheit in Erforschung der ersteren, die überall die nächste Bedingung für ein richtiges Verstehen der Andeutungen des Weltgeistes sind. Diese glückliche Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes stellt nun auch auf das Bestimmteste sein Verhältniß zu der sich gestaltenden Weltliteratur heraus. Der Deutsche nämlich ist vor allen andern Nationen berufen und befähigt, mit unbefangener Wahrheitsliebe und fester Besonnenheit die Ideen, welche die Grundlage der künftigen Weltliteratur ausmachen sollen, sicheren Ergebnissen entgegen zu führen, und in dieser Beziehung läßt sich mit Recht sagen, daß er vor allen andern Nationen berufen sey, in den Debatten über diese Ideen das Wort zu führen. Darum hätte der Verfasser,

indem er für die junge Kritik und für die junge Production das Gesetz machte, sich auf den Standpunkt der heutigen Weltliteratur zu stellen, sehr gut gethan, ihr zugleich die Weisung zu geben, es im Geist echt deutscher Eigenthümlichkeit zu thun. Dadurch würde er seinem Gesetze eine erste Unterlage und jene sichere Bestimmtheit gegeben haben, die ihm offenbar abgehen, und die kein gutes Gesetz entbehren kann. Denn so unbestimmt, wie es an beyde die Forderung ausspricht, sich zu dem Standpunkte der heutigen Weltliteratur aufzuschwingen, kann es, da diese überall den Charakter der Verworrenheit und Zerrissenheit ausspricht, beyde leicht zu dem Glauben verleiten, sie genügten ihm vollkommen, und förderten die Interessen der Zeit auf das kräftigste, wenn sie sich wie immer in diese Verworrenheit hineinstürzten, und fürs Erste nur tüchtig aufräumten, das heißt, mit der unbedingtesten Entschiedenheit wegzuschaffen und wegzuwerfen suchten, was sie irgend mit der Richtung, welche sie, die junge Kritik und die junge Production, der Literatur und dem Leben zu geben denken, im Widerspruch fänden. Ein solcher Irrthum wäre in der That ein sehr trauriger: denn er könnte die junge Production und die junge Kritik zuletzt leicht verleiten, Religion, Recht und Sittlichkeit mit gleich dreistem Uebermuth anzugreifen, wie sie achtenswerthe literarische Namen angegriffen haben; er könnte, dadurch selbst den feindseligsten Recriminationen guten Schein und Klang gebend, den edelsten Interessen der Zeit nur Nachtheil bringen; er könnte endlich leicht die junge Kritik und die junge Production selbst gerechter Schmach preisgeben, und ihr wohlgemeintes Bestreben der Literatur und durch diese der Zeit selbst einen tüchtigen Ruck zu geben, als eine gleich freche und kindische Anmaßung erscheinen zu lassen. Darum hätte der Verfasser, wie gesagt, als Gesetzgeber eben nicht so übel gethan, der Aufforderung an beyde, sich zu dem Standpunkte der heutigen Weltliteratur aufzuschwingen, etwa noch die Weisung beyzufügen, sich vorerst über die Bedingungen klar zu werden, welche in der Zeit selbst gegeben sind, wenn sie auf die Literatur und durch diese auf das Leben selbst ersprießlich einwirken wollen. Die erste dieser Bedingungen aber ist Mäßigung und Besonnenheit, weil eben diese die leidenschaftliche Aufgeregtheit und Verworrenheit der Zeit in der Literatur wie im Leben überall am meisten verläugnet; weil ohne diese auch das Recht sich nie den Sieg erringt, und keine große Idee ohne sie zur Reife gebracht, und in das Leben eingeführt werden mag. Die zweyte dieser Bedingungen ist, daß die Literatur ihre abhängige und untergeordnete Stellung gegen das Leben erkennen lerne; daß sie, weil ihre Rückwirkung auf dieses allerdings eine große und tief eingreifende, diese nicht

für eine unabhängige halte, und dem Leben die Gesetze und den Gang seiner Entwicklung nicht nach einseitigen Speculationen und poetisirenden Theorien vorzeichnen zu können wähne: sondern den Gesetzen für ihr Streben in diesen nachforsche, und darüber zum hellsten Bewußtseyn zu gelangen suche. Die dritte Bedingung endlich ist, daß sie über die lockende Idee einer Weltliteratur das Festhalten und Ausbilden der nationellen Eigenthümlichkeit nicht vergesse, welche allein in der Literatur wie im Leben eine sichere Unterlage für das Selbstgefühl, und somit für die Kraft wie für den Werth eines Volkes abgibt. Ueberdieß: sollte bey der künftigen präsumirten Weltliteratur die nationelle Eigenthümlichkeit zu einem überall wiederkehrenden Typus sich verflachen: so würde ja eben keine Nation Ursache haben, es für einen großen Gewinn zu halten, wenn sie, was sie zu Hause hätte, überall auch auswärts zu finden wüßte.

Der zweyte Aufsatz führt die Ueberschrift: Fürst Pückler. Unstreitig der beste der ganzen Sammlung.

Höchst unklar und unbefriedigend sind dagegen die beyden folgenden Aufsätze, wovon der erstere: Raupach und die deutsche Bühne, der andere: Karl Immermann, überschrieben ist. Herb, aber treffend, sagt der Verfasser von Raupach: »In Raupach steckt mehr als ein Dichter; aber alle zusammen machen keinen ganzen aus.« — Was Raupach abgeht, um ein ganzer tragischer Dichter zu seyn, ist jene erhabene Idee von der tragischen Kunst, welcher die Vollendung des Kunstwerks für sich selbst das Höchste ist; jene Ruhe im Gestalten, und in der Ausführung jene Kraft, sich zu beherrschen, ohne welche die künstlerische Vollendung nirgends erreicht wird. Weil nun mehr als ein Dichter in ihm steckt, so gelingt ihm manches, was nur dem echten Dichter gelingen kann; weil aber jene höhere Weihe ihm selbst fehlt, fehlt sie nothwendig auch seinen Werken. Uebrigens muß man, wenn von Raupach die Rede ist, nie sein Verdienst um die Bühne vergessen, ein Verdienst, das um so bedeutender ist, da andere Dichter, und vorzüglich die jüngsten, weder viel Lust noch Geschick zeigen, es mit ihm zu theilen oder es ihm streitig zu machen.

Man würde dem Verf. Unrecht thun, wenn man ihm den Vorwurf machte, daß sich ihm, wie manchem Andern, der Begriff des Nationalen in der vagen Idee einer Weltliteratur verdunste und verflüchtige. Allein sein Bestreben, das Bild eines dramatischen Nationaldichters hinzustellen, gelingt ihm darum nicht besser. Daß die Wahl nationaler Stoffe zu einem solchen nicht hinreiche, ist ganz richtig; allein der Werth solcher Stoffe in Beziehung auf eine nationale Bühne will denn doch etwas

schärfer ins Auge gefaßt seyn. Denn die nationale Eigenthümlichkeit eines Volkes in der Gegenwart ist ja überall ein Produkt seiner Vergangenheit, und dieser Zusammenhang besteht für die poetische Auffassung und Darstellung nicht weniger, als für die historische Entwicklung. Auch in jener findet die Gegenwart ihren hellsten Reflex in der Vergangenheit: so wie diese, als das Zeugende, ihren völligen Abschluß nur in dem Erzeugten, in der Gegenwart, findet. Darum wird sich die Eigenthümlichkeit einer Nation in der Behandlung solcher Stoffe immer am prägnantesten darlegen lassen, und die Interessen der Gegenwart werden in der Darstellung der Vergangenheit ihren bestimmtesten Reflex finden, wenn der Dichter nur sonst den nationalhistorischen Stoff recht zu behandeln, und jenen Reflex hervorzubringen versteht.

Ganz richtig bemerkt der Verf., wie kein deutscher Dichter in dem Sinne, wie Shakspeare und Calderon, ein Nationaldichter seyn könne. »Sie dichteten,« sagt er, »für eine Nation, in welcher die äußern Lebensverhältnisse zwar sehr bunt und mannigfaltig, die innern Culturzustände aber durchaus nicht sehr verschieden waren: so daß Glaube, Geschmack, Sitte, Lebensweise, Charakter ein starkes, volksthümliches Gepräge trugen.« Dabey bleibt nur zu bemerken, daß die Bestimmtheit und Abgeschlossenheit, mit welcher die inneren Culturzustände jener Völker sich ausbildeten, in der schärferen Bestimmtheit ihren Grund hatte, mit welcher die äußeren Lebensverhältnisse bey ihnen sich herausgestellt hatten, was seinerseits wieder Folge theils äußerer zufälliger Einwirkungen, theils ihrer eigenthümlichen Naturanlage war. Der Deutsche aber konnte nie zu gleicher Bestimmtheit in seinen äußeren Lebensverhältnissen gelangen, und seine Nationaleigenthümlichkeit ist daher mehr eine innere, als eine äußere; sie ruht mehr auf der Eigenthümlichkeit und der Verbindung seiner sittlichen, wie seiner intellectuellen Vorzüge und Anlagen, als auf scharf ausgeprägten äußeren Lebensformen; und die Beschaffenheit, so wie die Wechselwirkung der ersteren ist weit höher, denn alle zufälligen äußeren Umstände, als Grund anzuschlagen, warum die letzteren bey ihm mit minderer Entschiedenheit, als bey anderen Völkern sich herausgebildet haben. Jeder deutsche Dichter nun, der jene innere Eigenthümlichkeit seines Volkes sicher zu erfassen und in seinen Schöpfungen abzudrücken weiß, wird ein Nationaldichter im vollsten Sinne des Wortes genannt werden dürfen, und als solcher seinem Volke theuer bleiben oder werden, was die junge wie die alte Kritik immer dagegen zu sagen haben möchten.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, läßt zwar allerdings auch der Verf. Schiller für einen Nationaldichter gelten:

allein man weiß nicht, wie man es nehmen soll, wenn er gleich darauf fortfährt: »Wie, sollen wir jungen Dichtern den Rath geben, in Schiller's Fußstapfen zu treten, und gleich ihm nach dem Ruhm zu trachten, deutsche Nationaldichter zu heißen? Nimmer. Andere Sterne winken der Zeit, andere Ziele thun sich ihr auf, und kaum bedarf es der Warnung für eine junge dramatische Kraft, die in Freyheit ihr Talent spielen lassen kann, sich nicht den trägen Angewöhnungen der Bühnenwelt und den philisterhaften Bedürfnissen eines Publicums zu unterwerfen, das sich vor einem echt tragischen Drama ärger fürchtet, als vor der Pest.« — Wie soll man das nun verstehen? Wenn Schiller ein echter Volksdichter war, warum nur müßte die junge dramatische Kraft gewarnt werden, in seine Fußstapfen zu treten? — natürlich nicht als servum pecus, was sich von selbst versteht. — Was sind das nur für neue Sterne, welche der jungen dramatischen Kraft leuchten, die in Freyheit ihr Talent spielen lassen kann; und was sind es für neue Ziele, welche sich ihr öffnen? Hat es ohne die innere Freyheit des Schaffens je ein großes dramatisches Talent gegeben: entbehrten Sophokles und Shakspeare der äußern Freyheit? und wenn nicht: was will, kann und wird die junge dramatische Kraft vor ihnen voraushaben? Was sind das nur für träge Angewöhnungen und für philisterhafte Bedürfnisse des Publicums, denen Schiller und Goethe sich gefügt haben? Warum nur muß das deutsche Publicum, das sich im Ganzen einen richtigen Sinn bewahrt hat, wie viele Querköpfe es auch zu verwirren suchten, von der jungen Kritik sich so geradezu philisterhaft schelten lassen? Auch wüßte Ref. nicht, daß das deutsche Publicum vor Macbeth und Hamlet, vor Wallenstein und Tell sich so unbändig gefürchtet hätte. Warum also müßte es sich von der jungen Kritik solche Rodomontaden und solche Sottisen in den Bart werfen lassen?

Der Verf. selbst nennt seine Andeutungen über die präsumtive Umgestaltung, welche die dramatische Poesie durch die junge Kritik und die junge Production erfahren soll, »dunkle und orakelmäßige.« Das Orakelmäßige hat ihnen Ref. nicht absehen können: denn sie enthalten nichts, wozu es der Divinationsgabe eines Orakels bedurft hätte. Dunkel aber können sie in soferne genannt werden, als Unbestimmtheit und Unklarheit in den Begriffen überall Dunkelheit erzeugen. Da es nun dem Verf. nicht beliebt hat, sich bestimmter zu erklären, so bleibt es die Sache des Lesers, sich jene orakelmäßigen Andeutungen, so gut er es selbst kann, zu deuten, und sich auf seine eigene Faust Licht zu schaffen. Unglücklicher Weise aber trifft es sich, daß er sich bey

diesem Bestreben mannigfaltig beirrt findet. Denn da der jungen dramatischen Kraft ganz neue Sterne winken und ganz neue Ziele sich öffnen: so sollte er nicht weniger als eine gänzliche Umgestaltung der dramatischen Kunst in ihren Grundbedingungen erwarten, und daß die junge dramatische Kraft auf ganz andern Bahnen fortschreiten werde, als die ältere; als Aeschylus und Sophokles, Shakspeare und Calderon de la Barca. Die Grundsätze aber, nach welchen jene Meister verfuhren, haben ihre Wurzel nicht in willkürlichen, keck und luftig zusammengebauten Kunsttheorien, sondern in der menschlichen Natur selbst: und somit ist es klar, daß die angekündigte Umgestaltung der dramatischen Poesie, troß jener neuen Sterne und Ziele, nicht auf das Wesentliche derselben gehen kann. Allerdings läßt die Form des Drama dem Genius jedes Zeitalters, jedes Volkes, neben jenen allgemeinen Gesetzen, unbeschränkten Raum genug, um sein Talent in Freyheit spielen zu lassen. Von diesem Gesichtspunkte aus hätte also der Verfasser das Bild des künftigen Drama in bestimmten Zügen für den Leser entwerfen müssen. Was er ihm aber in seinen orakelmäßigen Andeutungen davon bietet, kommt diesem wenig zu Gute. »Die Handlung,« sagt er, »muß in jedem Drama Hauptsache seyn.« — Das ist sie von jeher in jedem guten Drama gewesen. — Viel Handlung verlangt er. — Ins Himmels Namen; in Shakspeare's historischen Dramen ist viel, in Sophokles Philoktet sehr wenig, wenn gleich eine sehr vollständige Handlung. — Eine über ihre Unmittelbarkeit hinausgehende Handlung. — Gibt es eine, die, ohne dieser Forderung zu genügen, dramatisch wirksam wäre? — Charaktere durch Handlungen, nicht durch Worte dargestellt. — Wenn der Begriff von Handlung nicht allzu materiell gefaßt wird, so wird jeder Leser als etwas Bekanntes zugeben, daß diese Art, einen Charakter darzustellen, die beste und wirksamste sey. — »Keinen oratorischen Phrasenprunk.« — Auch das, wird der Leser glauben, verstehe sich von selbst, wie alles Vorhergehende, und somit wird er ungewiß bleiben, worin denn eigentlich das eigenthümliche Gepräge des neuen Drama bestehen solle.

Glücklicher Weise kömmt ihm hier die Vergleichung zu Hülfe, welche der Verf. zwischen der ältern Bearbeitung von Immermann's Trauerspiel in Tyrol und der neueren anstellt. Wenn er sich nun dieser Vergleichung zu Folge den Begriff bildete, der Verf. suche zunächst der dramatischen Poesie die möglichst größte Freyheit in der Construction, wie in der Ausführung zu vindiciren; er verlange von der Handlung den raschesten Gang, die schlagendsten Effecte, die prägnantesten Beziehungen;

von der Diction aber, ohne alle Rücksicht auf das, was man sonst Würde der tragischen Diction nannte, überall den lebendigsten und bezeichnendsten Ausdruck: so würde er sich der Idee eines solchen Drama nicht versagen können; vorausgesetzt, daß sie von einem Dichter des ersten Ranges realisirt würde, der sich dabey mit Sicherheit zu zügeln und zu beherrschen wüßte. Leicht aber dürfte ihm dabey bange werden vor einer solchen Umgestaltung des Drama unter den Händen von Dichtern, bey welchen jene Bedingungen nicht Statt finden, und die daher unbedenklich die ungebundenste und abenteuerlichste Willkür mit Freyheit, Derbheit und Roheit mit Kraft, und die trivialste Natürlichkeit mit dem Streben nach den einfachsten, lebendigsten und wahrsten Naturlauten verwechselten. Es dürfte leicht die Besorgniß in ihm entstehen, die präsumtive Umwandlung des deutschen Drama dürfe dann weit eher zum Verfall als zur Aufnahme desselben führen; eine Besorgniß, zu welcher mehrere Leistungen der jungen Production guten Grund geben. Denn wo ist nur in dem unter Nr. 2 angeführten Trauerspiele Nero von Gutzkow »der starke, warme Hauch der Poesie, der widerstrebende Bildungselemente versöhnt, und Natur und Studium in ein Ganzes zusammenschmilzt?« wo ist hier »der tiefe tragische Geist der Volksdichtung, ohne den kein Dramatiker zum Tragiker sich stempelt?« Wo sind hier nur »die großen, leuchtenden Fracturgedanken, die weithin gesehen werden;« die Charaktere, durch Handlung dargestellt, die Motive, an welche das Interesse sich festknüpfen könnte: oder wo ist nur hier überhaupt eine Handlung, wo sind nur hier überhaupt Charaktere und Motive zu finden? Ref. hat seit langer Zeit nichts so ganz jedes festen Kernes Entbehrendes, nichts so ganz in Dunst und Nebel sich Auflösendes gelesen.

Ihr wollt nur immer Mannheit und Entschlossenseyn,

sagt Julius Vinder S. 50,

Partey, gespreiztes Wesen, frühe Reife;
Ihr haßt am Hut die jugendliche Schleife,
Und drängt, sich jung den Männern anzureih'n.
Kunst, und in der Kunst die Form, und in den Formen Scherz —
Die rühren nirgends euer stoisch Herz;
Charakter wollt ihr, wo genießen
Noch will der Jugend heiteres Zerfließen.

Hier zerfließt denn freylich Alles, aber ein heiteres läßt dieses Zerfließen sich eben so wenig nennen, als die dramatische Kunst, die feste Gestalten fordert, beym Zerfließen auf irgend eine Weise gewinnen kann.

Grabbe nennt der Verf. die geniale Mißgeburt des echten tragischen Volksdichters. Das wenigstens ist gewiß, daß in G. alle Elemente eines echten tragischen Dichters vorhanden sind, bis auf eines, dessen Mangel inzwischen alle mehr als zur Hälfte unnütz macht, die Besonnenheit künstlerischen Schaffens und Gestaltens. Nicht das stößt uns bey der Lesung dieses Hannibals zurück, daß der Dichter ohne alle Rücksicht auf historische Wahrheit verfährt, und Alles mit dem tollsten Uebermuth zusammen- und durch einander wirft, sondern daß er es nicht bloß ohne Vortheil, sondern mit dem unbedingtesten Nachtheil thut. Es hat nie ein gutes Drama ohne innere Nothwendigkeit gegeben, und beym historischen Drama liegt diese in dem Zusammenhang der geschichtlichen Ereignisse. Diese poetisch darzustellen, ist die Sache des Dichters. Mag er das mit wenigen, keck geschwungenen Pinselstrichen thun, wie G. es liebt, und in scharfen Gegensätzen von Licht und Schatten. Nur daß die Auffassung eine tiefe, die Zeichnung richtig — die beyden Scipionen sind zur Hälfte Caricaturen, Fabius ist es ganz — und die Wirkung eine vollständige sey. Das Letztere konnte sie hier nicht seyn. Indem der Dichter, so zu sagen, zwey Dramen in eines zusammenschmolz — den Vertilgungskampf Roms mit Carthago und Hannibals Antheil an diesem Kampfe — und indem er so willkürlich dabey verfuhr, wie er es that, mußte er dieselbe auf beyden Seiten verfehlen. Carthago's Fall nach Hannibals Tode hob die Wirkung auf beyden Seiten; diesem vorausgehend, schwächt er den Antheil an Hannibals Untergang.

Freyeren Spielraum, als in der Tragödie, hat die Willkür im Mährchen, und das unter Nr. 4 erfreut nicht weniger durch heiteren Humor, als durch echt poetische Färbung.

Die beyden letzten Aufsätze sind: Heinrich Heine, und: Lucinde, Schleyermacher und Gutzkow, überschrieben. Bis hierher ist Ref. dem Verf. gefolgt; weiter mag er ihm nicht folgen. Er hat einen sehr hohen Begriff von Heine's Genie, und bewundert seinen oft wahrhaft großartigen lyrischen Witz. Was sonst über ihn zu sagen wäre, ist in einem vielgelesenen Journal ihm erst vor Kurzem recht deutlich und mit möglichster Unumwundenheit gesagt worden. Zur Herausgabe der Briefe über die Lucinde hatte wohl weder G. noch sonst jemand ein Recht, da Schleyermacher selbst die Exemplare, so viel er deren habhaft werden konnte, aufgekauft, und somit seinen Willen, das Werk zu unterdrücken, auf das Bestimmteste ausgesprochen hatte. Noch weniger hat Ref. über das junge Deutschland zu sagen. Er glaubt nämlich, es sey schon viel zu viel darüber gesagt worden. Der leidenschaftlich zuchtmeisternde Ton wird das

Uebel hier überall nur ärger machen. Wenn Einige von denjenigen, welche sich das junge Deutschland nennen, durch freche Angriffe auf Religion, Sitte und achtungswerthe Namen empörten. so bedarf es keines Journals, um sie zu ächten; das Publicum wird sie ächten. Bis jetzt wenigstens besitzt es noch gesunden Sinn genug, um solche Angriffe zu würdigen, und sich mit Unwillen davon abzuwenden. Auch wäre wenig mehr an ihm zu verderben, wenn es anders wäre.

M. Enk.

Art. VIII. The history of Ireland, by *Thomas Moore*. (Ausg. Paris.) Baudry European library. 1835. (Geschichte von Irland, von Thomas Moore.)

Die Geschichte eines Landes zu schreiben ist eine Aufgabe, deren Lösung nicht Vielen gegeben ist. Selbst unter den Wenigen aber, welche wir Geschichtschreiber nennen mögen, wird die Auswahl durch so mannigfache Umstände und Einwirkungen dergestalt bedingt, daß die Reihe der wirklich empfehlenswerthen auf eine ziemlich geringe Anzahl herabschmilzt. Denn obschon die Historie oder Geschichte, da sie es nur mit dem wirklich empirisch Geschehenen zu thun hat, recht eigentlich die Wissenschaft der Wahrheit ist, oder doch seyn sollte, so weit nämlich die letztere auf dem hier einschlagenden Gebiete von dem menschlichen Auge erreicht werden kann; so lehret nichts desto weniger dieselbe Erfahrung, welche der Geschichte im Allgemeinen zum Stoffe dient, daß Leidenschaftlichkeit, Parteyensucht und Irrthum, ja daß Falschheit, Böswilligkeit und gottloses Streben sich dieses Zweiges menschlichen Wissens fast mehr noch bemeistert haben, als eines jeglichen andern; und daß es daher, zur nicht geringen Demüthigung des Menschengeschlechtes, bey einer Geschichte im concreten Falle nicht bloß darauf ankömmt, die Thatsachen neben einander gereiht zu sehen, sondern auch, und wir möchten sagen vorzüglich, auf den Geist, in welchem sie zusammengetragen; auf den Gesichtspunkt, aus welchem sie aufgefaßt; auf das Licht, in das sie gestellt; auf die Gesinnung, mit der sie beleuchtet sind. Es gibt Ereignisse in der Weltgeschichte, vornehmlich der jüngeren Jahrhunderte, welche, durch Anfangs vielleicht willenlos parteyische, dann späterhin leidenschaftlich gewordene, hierauf theilweise wenigstens mit Absicht falsch geschraubte, im ferneren Verlaufe der Zeiten aber mit Unachtsamkeit nachgesprochene, auch oftmals aus Menschenfurcht und anderen Schwachheiten unerörtert gebliebene, und am Ende von der Mehrzahl für wahr gehaltene Darstellung, ihrem richtigen Standpunkte gänzlich entrückt sind, und deren eigentliche und wahre Beschaffen-

heit dem bey weiten größeren Theile nicht allein des lernenden, sondern auch des lehrenden Publikums dergestalt verloren gegangen ist, daß nunmehr die berichtigende Stimme wirklich kritischer und gründlicher Historiker, welche, den Wust des neueren Geschreibes auf die Seite schiebend, zu den wahren Quellen hinaufsteigen, nur mit großer Mühe und mit dem Aufwande vielen Muthes, selbst bey den Gutgewillten unserer Zeitgenossen, sich Gehör zu schaffen vermag.

Je überwiegender aber diese gewisse Verkehrtheit der Ansichten auf dem Felde der Historie geworden ist, desto erwünschter wird es uns seyn, dieselbe von Männern behandelt zu sehen, deren Name bereits für das Werk einige Bürgschaft leisten darf. Wir zählen daher das Erscheinen der hier angezeigten Geschichte von Irland von Thomas Moore zu den erfreulicheren Begebenheiten, und wissen, im Namen des stets lernbegierigen deutschen Publicums, dem Herrn Peter Klee, Pfarrer zu Habkirchen in Rheinbayern, um so mehr Dank für die von ihm begonnene deutsche Uebersetzung dieses Werkes *), welche freylich bis jetzt nur in der ersten Abtheilung des ersten Bandes auf 160 Seiten gr. 8. (zu Mainz bey Kirchheim, Schott und Thielmann) erschienen ist. Eine Anzeige der Verleger verspricht jedoch, daß die zweyte, um einige Bogen stärkere Abtheilung binnen wenigen Wochen versandt werden sollte. Ein jeder Band soll dann auch fernerhin in zwey Abtheilungen ausgegeben werden, und der zweyte und dritte Band unverzüglich nachfolgen.

Hibernien, bereits in den heidnischen Jahrhunderten die heilige Insel genannt, zur Zeit der abendländischen Christenverfolgungen aber eine unberührt gebliebene Zufluchtsstätte der christlichen Lehre, und als solche eine reiche Schatzkammer der Segnungen derselben, zur späteren Austheilung nach allen Richtungen, bis in das Herz von Deutschland, ja an die Gestade der Donau; würde schon aus diesem Grunde in seinen Schicksalen auch für unser Vaterland von manchem Interesse seyn, wenn wir auch selbst die wichtige Stellung, welche Irland im gegenwärtigen Augenblicke in politischer Hinsicht in so vielfachen Beziehungen vorzugsweise einnimmt, hier gar nicht in Betrachtung ziehen wollten. Die irische Geschichte bietet aber außerdem noch durch ihre mannigfaltige Verflechtung mit den Begegnissen anderer Reiche, namentlich des Orients, Großbritan-

*) Eine zweyte Uebersetzung ist erschienen zu Würzburg von Dr. August Schäfer.

niens und Spaniens, durch die stete Unabhängigkeit der Insel von der Alles umfassenden Zwangsherrschaft der Römer, durch die frühzeitig errungene Bildungsstufe ihrer Bewohner; durch die lebhafte wissenschaftliche und Handelsverbindung derselben mit verschiedenen der ältesten Völker des Ostens wie des Abendlandes, und endlich durch die reichhaltigen, wenn auch zum Theil an das Fabelhafte gränzenden Nachrichten aus dem grauen Alterthume, für den Geschichtsfreund eine reiche Ausbeute lehrreicher und angenehmer Beschäftigung dar.

Die ersten Bewohner des von der Natur vielfach gesegneten Eilandes sollen, nach Thomas Moore (Cap. I. S. 1: Ursprung des irischen Volkes. Frühere Nachrichten über Irland), Sprößlinge desselben celtischen Stammes gewesen seyn, von welchem Gallien, Britannien und Spanien ihre ursprüngliche Bevölkerung erhielten, wie dieses aus den zahlreichen, bis jetzt noch vorhandenen Denkmalen des uralten Glaubens, welchen die ersten aus Asien nach Europa überflutenden Stämme aller Orten mit sich gebracht, und zugleich aus der Sprache entnommen wird, indem die irische Mundart von der ältesten Sprache der Celten, der bis jetzt bestehende reinste Dialekt ist.

Obgleich man aus der Nachbarschaft beyder Inseln schließen möchte, daß die Schicksale Irlands mehr oder weniger an jene von Britannien geknüpft gewesen, und namentlich die Bevölkerung des erstern von der größern Schwesterinsel ausgegangen, so scheint doch das Gegentheil aus vielfachen Gründen mit mehr als Wahrscheinlichkeit angenommen werden zu müssen, und es ist Thatsache, daß Irland in den ältesten Zeiten außerhalb seiner Verbindung mit Britannien eben so eine eigenthümliche Berühmtheit erlangt hatte, als es gewiß ist, daß in weit spätern Jahren Britannien fast durch fünf Jahrhunderte von den Römern inne gehabt wurde, ohne daß man wüßte, daß während dieses ganzen Zeitraums auch nur ein einziger Römer den irischen Boden betreten hätte. Es bezeugt vielmehr, unter andern Gründen, die bereits erwähnte frühzeitige Berühmtheit Irlands eine unmittelbare Verbindung desselben mit den Handel treibenden phönizischen Colonien in Spanien, durch welche allein eine abgelegene Insel des atlantischen Oceans der Welt bekannt werden konnte. Erst in einer späteren Periode, als die ursprünglichen celtischen Bewohner Britanniens von den daselbst eingedrungenen belgischen Galliern immer härter bedrängt wurden, suchten dieselben sich gegen Westen hin Luft zu verschaffen, und Irland, dessen Bewohner einen Dialekt derselben, damals allen Celten Europas gemeinsamen Sprache redeten, gewährte ihnen die verlangte Zu-

flucht. Aus den Namen der Berge und Flüsse geht hervor, daß das jetzige Wales von einem Volke bewohnt gewesen, das dieselbe Sprache hatte wie die Irländer, indem die Berge und Gewässer jenes Landes irische Namen führen. Daß aber die irischen Celten von den Westküsten Spaniens herübergekommen, und nicht aus Gallien durch Britannien, beweiset auch der Umstand, daß die Irländer insgemein das Wort Gallier gebrauchten, um damit einen Fremden zu bezeichnen, oder Einen, der nicht ihre Sprache redete. Ueberdieß beträgt die Entfernung vom Cap Ortegal bis zum Cap Clear, die in nördlicher und südlicher Richtung sich einander fast gegenüber liegen, nicht über 150 Seemeilen, von welchen man zwey Drittheile bis zur Insel Ushant im Angesichte des Landes zurücklegen konnte: so wie denn auch die Ueberfahrt von Spanien nach Irland, dem Zeugnisse des Appian gemäß, mit Benützung der Fluth nur einen halben Tag dauerte.

Es scheinen auch die Phönizier erst von Irland aus mit Britannien Handel getrieben, und von dort her Zinn, Bley und Felle eingetauscht zu haben. Diesen Handel sollen sie aber dergestalt im Geheimen und als Monopol betrieben haben, daß die brittischen Inseln, nebst Irland, den Griechen lange Zeit hindurch nur einer dunkeln Beschreibung nach bekannt waren, welche ihnen von den Phöniziern geliefert wurde. Daher jene Volkssagen von den glücklichen Inseln, den Hesperiden, der Insel der Calypso, der Insel Jernis in den Argonauticis, und Homers Wohnungen der Frommen und elysäischen Gefilde der Seligen. Sie wurden die Zinn-Inseln genannt, Oestrumniden oder Scilly-Inseln, Cassiteriden (nach Anderen Cassisteriden), oder mit dem celtischen Namen Albion und Jerne oder Hibernien. Erst zur Zeit des Aristoteles lernten die Griechen jene Inseln selbst kennen, wie dieß aus einer Schrift (de mundo) hervorgeht, welche ihm oder einem seiner Zeitgenossen zugeschrieben wird, und in welcher die erste Erwähnung von den brittischen Hauptinseln unter den Namen Albion und Jerne geschieht *).

In dem geographischen Gedichte des Festus Avianus, in welchem die Fahrten des Hanno und Himilko jenseits der Meerenge beschrieben werden, wird das Tagebuch des Letztern angeführt, welches er, den Weg der Phönizier nach Spanien und dessen Küsten entlang befolgend, aufgezeichnet, und in einem Tempel zu Carthago niedergelegt hat, wo es noch im vierten Jahrhundert befindlich gewesen. Nach diesem werden die Oestrum-

*) Ein gewisser Midacritus soll das erste Bley von den Cassiteriden nach Griechenland gebracht haben.

niden oder Scilly-Inseln beschrieben, als zwey Tagereisen von der größeren Heiligen-Insel entfernt, die von den Hiberniern bewohnt wäre, und in der Nähe der letztern erstrecke sich die Insel der Albionen, und man ersieht zugleich aus diesem Gesange, daß selbst damals schon Carthago mit Irland in dem lebhaftesten Verkehre war: so wie denn aus der Geographie des Ptolemäus, der im Anfange des zweyten Jahrhunderts schrieb, und dessen Nachrichten, wie man als erwiesen annehmen will, auf einem alten tyrischen Atlas gegründet seyn sollen, hervorgeht, daß Irland bey weitem ausführlicher gekannt war, als Britannien; denn in der Beschreibung des letztern kommen offenbare Fehler vor, während Irland, obgleich außer den Gränzen des römischen Reiches belegen, mit einer auffallenden Genauigkeit behandelt wird. Endlich bezeugt auch Tacitus, daß »Irlands Gewässer und Häfen, ihres Handels und ihrer Schiffahrt wegen, besser gekannt waren, als jene Britanniens« *), ein Ausspruch, der den irischen Geschichtschreibern nicht wenig zur Freude gereicht.

Nach einer kurzen Abhandlung über die Bedeutung des der Insel der Hibernier in dem heidnischen Alterthume beygelegten Namens der Heiligen-Insel, aus welcher u. A. hervorgeht, daß daselbst nach einem Zeugnisse, welches Strabo mittelst eines Fragmentes aus dem Alterthume mittheilt, derselbe Götzendienst, namentlich für Seefahrer, getrieben wurde, als auf der Insel Samothrazien, wonach man daher annehmen kann, daß die alten Phönizier auf ihren Seezügen eben so im Westen zur Verehrung ihrer Götter in Irland anlegten, als sie es im Osten, in Samothrazien thaten, und woraus noch deutlicher erhellt, nicht allein wie sehr Irland in den allerältesten Zeiten mit den Phöniziern im Verkehr gewesen, sondern auch jene Voraussetzung ihre Stütze erhält, daß Hibernien von dem Oriente aus mit Niederlassungen versehen worden, welche daselbst ihren Cultus begründet: geht der Verfasser im zweyten Capitel über auf das Alter des irischen Volkes, und nimmt aus dem vermischten Charakter der Religion des alten Hiberniens an, daß dasselbe durch jene Mischung bevölkert worden sey, welche sich an den spanischen Küsten, die schon in früher Vorzeit mit den Phöniziern in Verbindung gewesen, aus der Vereinigung der Letzteren mit der eingebornen Rasse oder den Celten gebildet hatte.

Die Religion der Celten, jene Ausartung der ursprünglichen Anbetungsweise, in welche die Cananiten schon frühzeitig verfielen, und welche die rohen Steine und Säulen, die ihre

*) Tacit. Agric. c. 24.

Väter nur als heilige Denkzeichen gesetzt hatten, in Götzen verwandelte, läßt sich noch jetzt in den alten Traditionen und Denkmalen Irlands aufweisen, in welchen man sogar drey verschiedene Stufen der Abgötterey erkennen möchte, nämlich jene erste rohe Verehrungsart der celtischen Vorfahren aus dem Osten, sodann die Einführung von Bildern, die sich in etwas dem menschlichen Aussehen nähern, und endlich jene Merkmale des mehr verfeinerten Feuerdienstes, welche jetzt noch zur Verschönerung des Landes dienen; und während einige ihrer Religionsgebräuche und Götternamen geradehin auf die Phönizier zurückführen, gibt es andere, die sie durch Vermittlung der Letzteren von den Persern erhalten zu haben scheinen. Diese gemischte Natur ihres Cultus gab sich auch in den Namen ihrer Priester kund, indem sie dieselbe bald Magier hießen, bald Druiden.

Die Hauptgottheit der Irländer war, wie bey den Phöniziern, die Sonne, unter dem Namen Baal oder Bel. Daher von Grian, welches in der alten celtischen, und noch jetzt in der irischen Sprache die Sonne heißt, die noch gegenwärtig üblichen Namen von ehemals dem Götzendienste gewidmeten Plätzen, wie Knoc-Greine, Tuam-Greine oder Hills of the Sun u. a. m. Daneben bestand das alljährliche Baal-Feuer-Fest, mit den nämlichen Gebräuchen, wie sie noch heut zu Tage bey den Persern beobachtet werden, und noch jetzt trägt die jährliche Rente, welche die Pächter im Monat May ihren Grundherren entrichten, den Namen Cios-na Bealtinne, oder Baal-Feuer-Rente, so wie denn auch im ganzen Lande noch die Gewohnheit besteht, in der ersten Maynacht Freudenfeuer anzuzünden.

Was aber die Uebersiedlung des irischen Cultus aus den Morgenlanden am deutlichsten beweisen möchte, ist der Umstand, daß in Irland wie im Orient die Meinung einer dissentirenden Sekte zu finden war, welche das Wasser allein für einen Gegenstand der Anbetung hielt, das Feuer aber als einen bösen Geist verabscheute. Nächstdem ist es aber nur zu gewiß, daß in Irland, wie in allen Ländern, wo der Sonnengott Baal angebetet wurde, auch Menschenopfer einen Theil des Götzendienstes ausmachten. Am Vorabend des großen Samhinfestes im Frühlinge wurden alle diejenigen, welche die Druiden in dem vorhergehenden Monate März vor ihrem Richterstuhle auf dem Berge Usneach zum Tode verurtheilt hatten, in Folge dieses feyerlichen Spruches zwischen zwey Feuern verbrannt, und eine Ebene in der jetzigen Grafschaft Leitrim, welcher sie den Namen Mag-Sleacth oder Mord- und Schlachtfeld gaben, war dazu bestimmt, in jener Nacht dem Hauptgotte Crom-Cruach denselben schrecklichen Tribut zu bringen, welchen die phönizische Colonie Carthago

durch Hinopferung ihrer erstgebornen Kinder dem Saturn entrichteten.

Der Verfasser widmet zur Herleitung des Alters des irischen Volkes den runden Thürmen (Round Towers), die einen so merkwürdigen Theil der irischen Alterthümer ausmachen, eine eigene Abhandlung. Wie alt diese in Irland in bedeutender Anzahl sich vorfindenden schmalen, runden Thürme seyn müssen, erhellet aus einer von Giraldus mitgetheilten Erzählung, nach welcher die Fischer von Lough Neagh den Fremden, wenn sie über diesen See fuhren, dieselben unter dem Wasser zeigten, wohin sie wohl zur Zeit der Ueberschwemmung, durch welche dieser Sumpf entstanden ist, und welche man in das Jahr des Heils 62 setzt, versunken seyn müssen. Es ist über diese Thürme von den dortigen Alterthumsforschern viel gestritten und geschrieben worden. Die Einen haben behauptet, daß sie von den Dänen erbaut wären. Allein weder in den eigenen skandinavischen Reichen finden sich Spuren ähnlicher Bauten, noch auch in andern Ländern Europas, welche jene Völker inne gehabt. Und während man in Irland an Plätzen, welche nie unter dänischer Herrschaft gewesen, runde Thürme oder Ueberreste davon antrifft, hat es in den Hauptsitzen derselben, wie Waterford und Wexford, nie dergleichen gegeben. Aus dem Namen Thurmgebete (Turrish prayers), welchen noch heut zu Tage Gebete erhalten, welche an gewissen Stationen verrichtet werden, scheint hervorzugehen, daß sich die ersten Christen Irlands jener Thürme zu religiösen Funktionen bedient haben, welches nach dem in allen Ländern üblich gewesenen Grundsatze, die religiösen Gebräuche und Genossenschaften des alten Gottesdienstes in den neuen aufzunehmen, wohl zu erklären ist; so wie sich auch wirklich an einigen solcher Thürme Kreuze oder andere, offenbar in späteren Zeiten beygefügte Bilder vorfinden. Daß sie aber, wie Andere behaupten wollen, als Gefängnisse für Büßer aufgebaut worden, oder auch zur Aufbewahrung der christlichen Heiligthümer in Zeiten der Gefahr ist um so unwahrscheinlicher, als die Kirchen selbst nur aus Holz und Weiden errichtet wurden; wie hätte man daher zu untergeordneteren Zwecken so große Werke der Baukunst haben aufführen sollen?

Wieder Andere meinen, jene Thürme seyen zu Wachthürmen oder Baken bestimmt gewesen. Allein mehrere derselben, z. B. einer in dem Thale Glendalough, der wegen seiner romantischen Lage einer der interessantesten ist, stehen in tiefen Ebenen, und werden von Anhöhen beherrscht. Ueberhaupt liefert ihre Beschaffenheit, und namentlich der Umstand, daß die Thüre oder der Eingang derselben sich regelmäßig achtzehn bis sechzehn Fuß

über dem Boden befindet, einen Beweis, daß sie überhaupt nicht zu einem modernen Gebrauche bestimmt gewesen seyn können. Gerade die erschwerte Benützung dieser Thürme macht es vielmehr wahrscheinlich, daß sie als Tempel zum Feuerdienste gebraucht wurden, und zwar, um darin die heilige Flamme gegen Verunreinigung zu bewahren. Diese Annahme gewinnt noch dadurch an Kraft, daß, während in keinem Theile des europäischen Festlandes ähnliche Bauten aufgewiesen werden können, man in Bhaugulpore in Hindostan zwey Thürme gefunden hat, die mit jenen in Irland in allen Einzelnheiten der Form übereinstimmen, und es sollen dieselben gleichfalls einer nun erloschenen und sogar vergessenen Cultform angehört haben.

Aus der auffallenden Aehnlichkeit dieser indischen Thürme mit den irischen nimmt ein nicht genannter Geschichtschreiber Veranlassung, den Ursprung des irischen Volkes direkt aus jenen Gegenden herzuleiten, und auch unser Verfasser hält es nicht für unwahrscheinlich, daß Irland von dorther in irgend einer früheren Zeit wenigstens einen Zuwachs von Bevölkerung erhalten habe. Jedenfalls ist so viel gewiß, daß wohl zu keiner Periode der ganzen irischen Geschichte ein solcher authentisch erweisbarer Stand der Dinge existirt hat, welcher die Schwierigkeiten der Frage über die Entstehung und Bestimmung dieser Thürme lösen könnte. Sie müssen demnach in Zeiten gesetzt werden, die über dem Bereiche der Geschichte hinausliegen. Betrachtet man aber hieneben die Aehnlichkeit jener beyden Thürme in Bhaugulpore, so wie der Feuertempel in Persien mit den irischen runden Thürmen, so wird man um so mehr zur sichern Annahme der engen Verbindung des irländischen Volkes mit dem Oriente in vorhistorischer Zeit berechtigt.

Ein noch weit bestimmteres Zeugniß für den Ursprung und das hohe Alter der irischen Bevölkerung geben noch andere Antiquitäten der Insel. Unter die vorzüglichsten derselben gehört das Cromleach, das gewöhnlichste aller celtischen Monumente, nicht allein in Europa, sondern auch in Asien. Es sind dieses schräge Steine, die zu Altären dienten, und, wie man behauptet, unter dem Namen Bothal oder Gotteshaus durch die dem Götzendienste sich zugewendeten Kananiten von den Hebräern herstammen sollen, welche dieselben Bethel nannten, eine Benennung, von welcher auch augenscheinlich das die geheiligten Steine der Heiden bezeichnende Wort baetyli hergenommen ist. Der Verfasser beschreibt mehrere solcher Cromleachs, von denen einige von auffallender Größe sind, so daß man von dem Labacolly oder Hags-Bed bey Glamworth ein fünf und zwanzig Fuß hohes und sechs Fuß breites Zimmer machen könnte.

Nicht minder alt, und bey den celtischen Völkerschaften gewöhnlich, sind die Kreise aufrecht stehender Steine, entweder mit einer Säule oder einem Altare in der Mitte, welche bald zum Gottesdienste, bald zu Volksversammlungen gebraucht wurden. Es finden sich mehrere dergleichen in Irland, so wie auch die sogenannten Rocking Stones, welche mit den beweglichen, aber ihrer großen Schwere wegen nicht von der Stelle zu bringenden heiligen Steinen der Perser Aehnlichkeit haben. Der berühmteste solcher heiligen Hügel war jener von Usneach (Hill of Usneach) in West Meath, sowohl wegen der häufig daselbst gehaltenen Volksversammlungen, als auch, weil auf seinem Gipfel die fünf ursprünglichen Provinzen von Irland sich berührten, weßhalb auch der Stein, welcher die gemeinschaftliche Gränze der fünf Provinzen bezeichnete, der »Nabel von Irland« genannt wurde (wovon ein Mehreres weiter unten).

Endlich erwähnt der Verfasser noch der Grabhügel (Barrows oder Cairns), welche mit denen in Griechenland Aehnlichkeit haben; ferner der heiligen Haine, wie sie bey den ältesten Geschlechtern des Orients in Uebung gewesen, und zuletzt die besondere Verehrung der Eiche, welche allen celtischen Völkerstämmen eigen war, und beweist sodann im dritten Capitel, welches von den Druiden und Magiern der Irländer handelt, daß auch der ihren Religionsdienst besorgende Priesterstand in vielen Stücken von jenem der Britten und Gallier verschieden war, und folglich auf die uralte directe Verbindung mit den orientalischen Völkern oder deren westlichen Colonien hindeutet. Ja Thomas Moore nimmt sogar an, daß der Druidismus, als eine eigenthümlich umgestaltete Form des celtischen Glaubens, in Irland selbst entstanden, von dort aus in den übrigen westlichen Ländern verbreitet, und nach den verschiedenen Localverhältnissen in Gallien und Britannien erst umgeändert worden sey. Der Anfang der Celebrität von Irland, sagt der Verfasser, fällt in der That in eine so frühe Periode, daß zur Zeit, wo die Carthager Albion nur dem Namen nach kannten, der Ruhm Jerne's als eines Sitzes der Heiligkeit schon ein altherkömmlicher war; indem die Anhänglichkeit an den vielleicht von Samothrazien aus auf seine Küsten gebrachten Cultus ihm, wie wir gesehen, den Namen heilige Insel erworben hatte. Wer den Vorrang, den diese Insel gleichsam als Stapelplatz des Götzendienstes einnahm, bedenkt, wird es nicht unwahrscheinlich finden, daß auf ihren Ufern eine neue Religion entstanden seyn möge. Daß eine ähnliche Behauptung Julius Cäsar's von Britannien, welches er die Wiege des Druidismus nennt, eigentlich auf Irland allein bezogen werden müsse, weiset

der Verfasser mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit nach. Der schlagendste Grund scheint aber aus der Sprache hergenommen zu seyn, indem das Wort Druid, über dessen Ursprung mancherley Untersuchungen angestellt worden, ohne allen etymologischen Zwang in der irischen Sprache zu finden ist. Droid nämlich heißt ein Weiser oder Magier, und das Wort ist diesem Begriffe dergestalt entsprechend, daß die Stelle bey Matth. 2, 1, wo es heißt: die Weisen oder Magier kamen aus dem Morgenlande, in der irischen Mundart also lautet: »Die Druiden kamen aus dem Morgenlande;« auf gleiche Weise sind im alten Testamente Exod. 7, 11 die Worte »Magier Aegyptens« mit »Druiden Aegyptens« gegeben.

Das vierte Capitel, in welchem von dem Alter der irischen Sprache und zugleich den Kenntnissen der irischen Magier oder Druiden die Rede ist, enthält sehr interessante Aufschlüsse und Bemerkungen über die Sprache der Irländer, aus welcher die uralte Abkunft der Letzteren allerdings mit einer Art von Evidenz bewiesen wird. So häufig und verschieden auch die Denkmale sind, sagt Thomas Moore, welche Irland als stumme Beweise seines Alterthums aufzuweisen hat, so rühmt es sich doch noch eines weit schlagenderen Beweises in der lebenden Sprache seines Volkes, — in jenem reinsten, wenn nicht einzig existirenden Dialecte der ältesten von allen europäischen Sprachen, — jener Sprache, die, wie man sie auch immer nach den verschiedenen und vagen darüber ersonnenen Theorien nennen mag, japhetisch, cimmerisch, pelasgisch oder celtisch, allgemein als diejenige anerkannt wird, welche durch die Noachiden am frühesten vom Oriente hergebracht worden, und daher das Vehikel der ersten über Europa dämmernden Kenntnisse war. In dem jetzt noch geschriebenen und gesprochenen Dialekte dieser Ursprache besitzen wir ein Denkmal von dem hohen Alter des Volkes, dem er angehörte, welches keine Sophisterey erreichen, und keine Zweifel entkräften können.

Die Irländer haben auch die beschränkte Zahl der Buchstaben (sechzehn) beybehalten, wie sie ursprünglich in dem cadmeischen Alphabet enthalten waren, während alle neueren und vermischten Sprachformen die Zusatzbuchstaben der Griechen angenommen haben. Und sie hingen so sehr an ihren eigenen Buchstaben, daß, wenn sie nach Einführung des römischen Alphabetes durch den h. Patricius lateinische Worte schreiben wollten, sie keinen römischen Buchstaben gebrauchen mochten, sondern zwey oder mehrere ihrer alten Buchstaben zusammensetzten, um den erwünschten organischen Laut auszudrücken.

Uebrigens erscheint es wahrscheinlich, daß die Kenntniß der

Buchstaben den Irländern schon von Alters her eigen gewesen, zum Mindesten ihren Druiden. Sie schrieben mit einem eisernen Griffel oder Stylus, auf buchenen Täfelchen, woher ihre Buchstaben ursprünglich Feadha oder Hölzchen genannt wurden, und der Verfasser widerspricht geradezu der Behauptung derjenigen, welche annehmen, daß die Kenntniß der Buchstaben überhaupt erst durch den h. Patricius nach Irland gekommen sey. Neben der besondern Hartnäckigkeit, mit welcher die Irländer an ihrem Alphabete festhielten, möchte wohl für diese Ansicht auch noch sprechen, daß ihr einheimisches Alphabet eine ganz eigene Ordnung hat, indem B. L. I. N. darin die Anfangsbuchstaben bilden, daß ferner die vielen ruhenden Consonanten in der irischen Sprache, welche zwar geschrieben, nicht aber ausgesprochen werden, sich ohne Kenntniß der Schrift gar nicht hätten erhalten können; und endlich, daß in jenen späteren Zeiten, wo Irland anfing, die Aufmerksamkeit des modernen Europa auf sich zu ziehen, der daselbst gesprochene celtische Dialekt sich in einer solchen Reinheit erhalten hatte, daß die Philologen sich desselben bedienen konnten, um Untersuchungen über Verwandtschaften und stufenweise Bildung anderer, neuerer Sprachen anzustellen, welches ebenfalls schwerlich hätte der Fall seyn können, wenn nicht die Sprache in der Schrift einen fortwährenden Anhaltspunkt gehabt hätte, da wir sogar bey unbestrittenem Vorhandenseyn der Schreibekunst seit dem h. Patricius sehen, wie sehr sich die alt-irische Sprache bis auf den heutigen Tag verändert hat. Auch scheint es in der That unwahrscheinlich, daß eine Insel, die so ganz in der Nähe der Quellen der damaligen Civilisation belegen, und wie sich nicht bezweifeln läßt, mit dem Volke (den Phöniziern), das in jenen Tagen die Schreibkunst verbreitete, so lange im Verkehre war, eines so großen Vortheils nicht sollte theilhaftig geworden seyn *).

Das fünfte Capitel handelt von den poetischen oder bardischen Nachrichten über die Bewohner Irlands. Der Verfasser rühmt hier zuvörderst die von Dr. O'Connor in der Ursprache mit der lateinischen Uebersetzung und erklärenden Noten besorgte Ausgabe der irischen Chroniken, wodurch das Publicum zum ersten Male in den Stand gesetzt worden wäre, über die Zuverlässigkeit und den Werth der alten

*) Wir erwarten, wohl nicht mit Unrecht, aus den, dem Vernehmen nach in einem Kloster bey Oporto wieder aufgefundenen neun Büchern phönizischer Geschichte des Philo von Byblos bestimmte Angaben über die Colonien dieses so altberühmten Volkes, die ohne Zweifel auch über die Urgeschichte der »grünen Insel« neues Licht verbreiten werden.

Documente zu urtheilen; eine Bemerkung, die den Freunden der Geschichte von Interesse seyn möchte.

Was die bardischen Geschichtschreiber selbst betrifft, so liegt es am Tage, daß sie nur mit der größten Vorsicht gehandhabt werden können, indem es oftmals schwer zu unterscheiden ist, ob das erzählte Factum selbst, oder nur dessen Ausschmückung Dichtung ist, und der Verfasser macht die sehr richtige Bemerkung, daß während die Griechen es verstanden, den Schleyer der Dichtung sehr anmuthig über die nackte Wirklichkeit zu werfen, mögen die Barden das entgegengesetzte Verdienst haben, den schwärmerischsten und übertriebensten Fiktionen die nüchternen Züge der Wirklichkeit zu leihen.

Die irischen Barden, und nach ihnen spätere Historiker des Landes, steigen mit ihrer Geschichte hinauf bis zu dem antediluvianischen Zeitalter. So wenig man nun auch geneigt seyn kann, hierbey den Glauben der Leser in Anspruch zu nehmen, oder ihm Gewalt anthun zu wollen, so möchte es demungeachtet nicht uninteressant seyn, von jenen uralten Bardennachrichten einige Rechenschaft zu geben, zumal, da aus den verschiedenen Erzählungen doch auch manches Wahre hervorleuchtet, wenn es auch nur der Umstand wäre, daß Irland nach und nach durch fremde Colonisationen occupirt worden ist.

Die erste Landung schreibt man einer Nichte des Noë zu, Namens Cesara. — Sylvester Giraldus, scriptor pervetustus, wie ihn Stanihurst nennt [1]), erzählt die angebliche Begebenheit sehr anmuthig. Den allerältesten Geschichten Hiberniens gemäß, sagt er [2]), hatte Cesara, eine Nichte des Noë, da sie gehört, daß in Kurzem eine Sündfluth seyn würde, den Entschluß gefaßt, mit ihren Genossen zu Schiffe nach den weitgelegensten Inseln des Westens, welche bis dahin noch gar kein Mensch bewohnt hatte, zu fliehen, indem sie hoffte, wo niemals eine Sünde begangen worden, würde auch die Strafe der Sündfluth nicht Statt haben. Nachdem sie nun die Fahrzeuge, welche in ihrer Begleitung waren, durch Schiffbruch verloren hatte, kam sie mit einem allein übrig gebliebenen Schiffe, auf welchem sie mit drey Männern und funfzig Weibern segelte, ein Jahr vor der Sündfluth von ungefähr an die Küsten Hiberniens. Obgleich sie aber auf scharfsinnige Weise und mit einem

---

[1]) Richardi Stanihursti Dubliniensis de rebus in Hibernia gestis, libri quatuor etc. Lugduni Batavorum ex officina Christophori Plantini. M.D.LXXXIIII.

[2]) Giraldi Cambrensis Praefatio, cap. I. citirt cum annotationibus in einem Appendix zu obigem Werke des Stanihurst.

für ein Frauenzimmer lobenswerthen Verstande dem Ungemach auszuweichen getrachtet hatte, so konnte sie dennoch dem gemeinschaftlichen und fast allgemeinen Untergange nicht entgehen.

Sehr naiv stellt sich der Erzähler selbst den Zweifel auf, und fährt fort: allein da fast Alle durch die Sündfluth vertilgt worden, so scheint es des Zweifels nicht unwerth zu seyn, auf welche Weise dies Andenken jener Dinge, und sowohl der Abfahrt als der Landung, nach der Sündfluth bewahrt worden sey. Indessen, fügt er hinzu, die jene Geschichten zuerst geschrieben haben, mögen die zusehen; denn ich komme, um die Geschichte an das Licht zu ziehen, nicht um sie zu bekämpfen: vielleicht ist das Gedächtniß jener Dinge durch irgend eine steinerne Inschrift erhalten worden, gleichwie man von der Tonkunst liest, daß sie vor der Sündfluth erfunden sey.

Giraldus läßt die in den Fluthen umgekommene Heldin dieser Geschichte sogar begraben, ohne natürlich zu erwähnen, wer dieses Geschäft übernommen und behauptet, daß die Stelle noch zu seiner Zeit Grabhügel der Cesara, das Ufer aber, wo sie gelandet, das Schiffs-Ufer (litus navicularum) genannt wurde.

Noch höher als Giraldus erhebt sich Roderich O'Flaherty [1]), der, gleich den Vorgenannten, von dem Verfasser oftmals erwähnt wird. Nachdem er nämlich schon vor der Cesara oder Cäsarea, wie er sie nennt, drey Schiffer aus Spanien, mit Namen Capsa, Lagne und Luasat, durch widrige Winde nach Irland hat verschlagen, und daselbst, an der Mündung des Muadus, eines der ursprünglichen zehn Flüsse Hiberniens, landen, späterhin aber durch die Sündfluth hat verschlingen lassen, gibt er den Tag der Landung der Cäsarea genau an, als vierzig Tage vor der Sündfluth, am funfzehnten Tage des Mondes, an einem Samstage. Zugleich nennt er als Begleiter der Cäsarea die Baronna und Balba, dann funfzig andere Frauen und drey Männer, Namens Bithus, Ladraus und Finthanus. Bithus soll dem Sliaw-Beatha, einem Berge in Ulster, Ladraus dem Ardladran im Wexfordischen, Finthanus dem Begräbnißplatze Feartfintain bey Tultuinne und Cäsarea dem Cuil Keaseach und Carn Keasseach in Connaught den Namen gegeben haben.

Stanihurst [2]) gibt sich zwar nicht die Mühe, obige Historie zu widerlegen, allein er stellt die launige Frage, erstlich,

---

[1]) In seinem Werke: Ogygia, seu rerum hibernicarum Chronologia etc. Londini, A. D. 1685.

[2]) Stanihurst: annotationes in cap. XI.

wenn jenes so sehr scharfsinnige Frauenzimmer die herannahende Sündfluth erspähen konnte, warum blieb sie nicht bey ihrem Oheim? und zweytens, wer vermochte es, zu Schiffe nach Hibernien zu gelangen, da die Schiffahrt vor der Sündfluth gänzlich unbekannt war?

Die zweyte, oder nach O'Flaherty die dritte Landung soll im Jahre 312 nach der Sündfluth, also um das Jahr 1970 nach Erschaffung der Welt, geschehen seyn, und zwar am vierzehnten Tage des Maymonats, an einem Mittwoch, von einem Häuptling, Namens Partholan (oder Bartholan), einem Sohne des Sera, aus dem Geschlechte Japhet's, des Sohnes Noë. Mit ihm sollen gekommen seyn seine Gattin, Namens Elgatha oder Elga, drey Söhne, Namens Rudricius, Slangius und Laganus (oder Ruthurugus, Sallanus und Languinus), nebst ihren drey Frauen und tausend andern Männern. Ihr Landungsplatz soll Imbersceine in Kerry (vielleicht auch Inverslainge, wo der heilige Patric gelandet ist) gewesen seyn, und die Residenz des Partholanus die Insel Inis-Samer auf dem Flusse Erne. Als Gewähr dieser Landung wird erzählt, daß von Languinus (wie Giraldus ihn nennt) der Laginer See, von Sallanus der Berg Salanga am jetzigen St. George-Canal, der später nach einem vom h. Dominicus am Fuße des Gebirges gestifteten Kloster der Dominikanerberg (nach O'Flaherty vom h. Domangardus, einem Schüler des h. Patricius, der Berg des Domangardus), und endlich von Ruturugus ebenfalls ein See gleichen Namens benannt worden wäre. Unter diesem Bartholanus sollen, wie Giraldus berichtet, plötzlich vier große Seen, aus der Erde hervorquellend, entstanden, und vier große Waldungen unter vielem Schweiße von Menschenhänden ausgerottet und urbar gemacht worden seyn. Uebrigens soll sich wenig Ausgezeichnetes unter ihm zugetragen haben, seine Nachkommenschaft jedoch binnen dreyhundert Jahren auf neuntausend Männer herangewachsen seyn. Endlich aber, so heißt es, sie nach einem siegreichen Kriege mit den Riesen, vermuthlich von der durch so viele erschlagene Riesenkörper verderbten Luft, eine Pest ausgebrochen, welche das ganze Geschlecht des Bartholanus, mit alleiniger Ausnahme des Ruanus, dahingerafft. Dieser hingegen soll, obgleich es dem Geschichtschreiber selbst unglaublich erscheint, bis zur Zeit des h. Patricius, also ungefähr 2041 Jahre, am Leben geblieben seyn. Nachdem er von diesem Heiligen die Taufe empfangen, habe er ihm von der Geschichte seines Zeitalters Rechenschaft gegeben.

Nach O'Flaherty, der eine förmliche Zeitrechnung seit

jener Invasion aufstellt, ist im zehnten Jahre nach der Landung des Bartholan die erste Schlacht in Irland geliefert worden, bey Sliawnaibh auf dem Moy-ithischen Felde, wo Bartholan als Sieger gegen die Fomorier, den Kiculus, Sohn des Gallus, und dessen Mutter Lothlomnia, nebst achthundert Andern getödtet, er selbst aber verwundet worden.

Dieselben Fomorier finden wir wieder als afrikanische Seeräuber unter Nemed (oder Nemeth), einem Sohne des Agnominius, der mit den Seinigen, nachdem die Insel nach dem Aussterben der Bartholaner (wobey freylich des, dem Tode fast entwichenen Ruanus keine Erwähnung geschieht) eine Zeit lang wüst gelegen, angeblich zur Zeit des Patriarchen Jakob, von Scythien her nach Irland gekommen seyn soll. Die von diesen Nemediern mit obigen Fomoriern geführten blutigen Kriege bilden, nach unserm Verfasser, einen der anziehendsten Gegenstände der alten irischen Muse. Allein diese Fremdlinge haben auch mancherley wieder mit den Riesen zu thun bekommen, deren es zu ihren Zeiten in Irland sehr viele gegeben haben soll.

Als Söhne des Nemed werden genannt Star (oder Starne), Gerbanal (oder Hiarbanal), Aninn (oder Andinn) und Fergus. Auch unter ihm erzählt man wiederum von vier plötzlich entstandenen Seen und vielen ausgerotteten Waldungen. Eben so wird seine Nachkommenschaft noch mehr als die des Bartholan so zahlreich angegeben, daß die Insel sie kaum zu fassen vermochte. Durch häufige Kriege aber mit den erwähnten Riesen und durch anderes Ungemach verschiedener Art sind fast Alle in kurzer Zeit zu Grunde gegangen. Die Wenigen, welche den Gefahren entronnen, flüchteten sich, wie Giraldus erzählt, theils nach Scythien, theils nach Griechenland, O'Flaherty aber läßt einen Enkel des Bartholan, Namens Britan, Sohn des Fergus, sich nach Britannien wenden, und diesem Lande, welches bis dahin nur die große Insel genannt worden wäre, seinen jetzigen Namen geben, und sendet den Ibathes (oder Bathes), Sohn des Gerbanel, nach dem Norden Germaniens, von woher seine Nachkommen, die Danannen, späterhin wieder nach Irland zurückkehren.

Thomas Moore scheint das Factum der Landung dieser Nemedier anzunehmen, und erklärt die Fomorier, einen Stamm afrikanischer Seeräuber, für carthagische Handelsleute. Sie hatten auf einer Insel an der Seeküste von Ulster eine Veste erbaut, welche nach ihrem Anführer Conang hieß. Die Insel aber erhielt den Namen Tor-inis oder Turminsel. Die Nemedier erstürmten dieselbe, und vernichteten sie dergestalt, daß von diesem gewaltigen Bau keine Spur mehr zurückblieb. Nachdem

aber die Fomorier Verstärkung erhalten, erfolgte eine allgemeine Land- und Seeschlacht, in welcher die Afrikaner den Sieg erfochten, und die nemedische Colonie, wie oben angegeben, zerstreut wurde. So kam das Land noch einmal in die Gewalt jener fremden Räuber, und ward auf zwey Jahrhunderte in eine Oede und waldbewachsene Wildniß verwandelt.

Sonderbar genug verschwinden mit diesen ausgerotteten Colonien bey den alten Historikern auch stets die Riesen, von denen jene, während der Zeit ihrer Dauer, so hart bedrängt wurden, und es möchte daher, vielleicht nicht ohne Grund, die Meinung aufgestellt werden können, daß diese sogenannten Riesen, welche stets unterliegen müssen, die recht eigentlichen (celtischen) Urbewohner Irlands waren, deren Hinüberkunft zum großen Theile über alle Geschichte hinausreicht, und welche den fremden Colonien beständig haben weichen müssen. Vielleicht möchten dieselben mit den Hiberionaces identificirt werden können, welche, wie wir weiter unten sehen werden, der h. Patricius den Scoten oder den damals Herrschenden in Irland gegenüberstellt. Stanihurst seinerseits widmet in seinen Annotationen zu Giraldus (ad cap. XIII) jenen Riesen eine eigene solcher Bemerkungen, und theilt eine ganze Reihe von Citaten aus den Kirchenvätern über die Giganten der heiligen Schrift mit, welchen er die Riesen Irlands zur Seite gibt.

Ueber die nächstfolgende Colonie walten in den Ansichten der Historiker einige Verschiedenheiten ob. Stanihurst erzählt (lib. I. p. 20): Im Jahre 2535 nach Erschaffung der Welt seyen fünf Brüder, vornehme und berühmte Männer, mit einem bewaffneten und wohlgeordneten Geschwader in Hibernien gelandet. Sie hätten geheißen Gandius, Genandius, Sagandus, Rutheragus und Slanius. Da sie das Land unbebaut, und darin eine bewundernswürdig geringe Anzahl von Einwohnern vorgefunden, so hätten sie den Beschluß gefaßt, die ganze Insel in vier an Größe ganz gleiche Provinzen zu theilen, und sich, einem Jeden in seiner Provinz, die Herrschaft zu befestigen. Damit jedoch Slann (oder Slainge), der jüngere und noch unmündige von den Brüdern, nicht ganz leer ausginge, so wären sie übereingekommen, von ihren Provinzen ein Jeder ein Stück abzugeben, und es ihm zu verehren. Slane hätte dies Geschenk bereitwillig angenommen, und es wäre sein Antheil Medien (Meth) benannt worden. Anfänglich hätten diese fünf Brüder friedlich neben einander geherrscht; späterhin aber hätten sich Zwistigkeiten unter ihnen entsponnen, welche in Krieg ausgeartet seyen, in Folge dessen der Jüngere, Slane, nachdem er die übrigen theils vernichtet, theils in die Flucht geschlagen,

die Alleinherrschaft über die Insel erlangt, und als erster König von Irland regiert habe. Seine Grabstätte befände sich in der Nähe eines Berges, der den Namen dieses Monarchen führe.

Die Erzählung bey Giraldus stimmt in der Hauptsache mit Obigem überein, nur nennt er den Sagandus: Gangandus, und gibt zugleich den Dela, einen Nachkommen der nach Griechenland gegangenen Nemedier (dessen Vater nach O'Flaherty Loich geheißen), als Vater dieser fünf Brüder an. Hiernächst läßt er dieselben das Land sogleich in fünf Provinzen theilen, welche, wie auch Thomas Moore anführt, sämmtlich an einem Steine, den sie im Mittelpunkte der Insel errichtet hatten, und den Giraldus den Nabel Hiberniens nennt, zusammenstießen. Das Land nun, um diesen mittelsten Stein, habe Medien geheißen, sey aber keine eigene Provinz gewesen, sondern es habe ein jeder der fünf Brüder einen Antheil daran gehabt, weil es das fruchtbarste und urbarste Land gewesen sey. Dieses bestreitet Stanihurst in seinen Annotationen, und behauptet, er hätte nie gelesen noch gehört, daß Medien, welches nach ihm die ältesten Geschichtschreiber (in pervetustis scriptoribus) Medien genannt hätten, und in der Landessprache Meth heiße, nicht die fünfte Provinz Hiberniens gewesen wäre: außer Leinster, Munster, Connaught und Ulster gäbe es keine andere fünfte Provinz als Medien, daher möchte es wohl ein zwiefaches Medien gegeben haben, wovon das eine West-Medien genannt worden, jenes Medien im Mittelpunkte der Insel aber nur von geringem Umfange gewesen wäre.

O'Flaherty dagegen, welcher diese Colonie der fünf Brüder die belgische nennt, und sie von Groß-Britannien herüberkommen läßt, erwähnt ebenfalls nicht der Provinz Medien; anstatt ihrer aber theilt er die Provinz Munster in Nord- und Süd-Munster. Er behauptet zugleich Ogygia part. III. c. VIII), diese unter dem Collectiv-Namen der Belgier begriffenen Fremdlinge seyen unter sich durch drey Benennungen unterschieden gewesen, nämlich Gallenier, Damnonier und Belgier.

Fast noch größere Verschiedenheit der Ansichten herrscht über den Abgang dieser belgischen Colonie. Nach der Erzählung, welche unser Verfasser liefert, der diesen Ankömmlingen ebenfalls den Namen Belgier gibt, zugleich aber anführt, daß sie den Irländern unter der Benennung der Firbolgs bekannt seyen, dauerte ihre Herrschaft nicht länger als dreyßig bis vierzig Jahre, wo sie von den Tuatha-de-Danaans, einem wegen seiner Schwarzkunst berühmten Volke, vertrieben worden wären. Diese, so erzählt derselbe, hatten sich eine Zeit lang in Griechenland, wo sie diese geheimnißvolle Kunst erlernten, aufgehalten, zogen von da nach

Dänemark und Norwegen, und gelangten während ihres Aufenthaltes in diesen Ländern zu dem Besitze gewisser Wunderschätze, unter anderen des Schicksalssteines (Stone of Destiny), des Zauberspeers und des magischen Kessels. Mit diesen Wundergaben ausgerüstet, nahm der Danaerstamm zuerst seinen Weg gegen Schottland, und nachdem er sich daselbst einige Jahre aufgehalten, segelte er unter Anführung seines Häuptlings Nuad mit der silbernen Hand (Nuad of the Silver Hand) nach Irland. Hier, unter dem Schutze des Nebels, den ihre Zaubersprüche geschaffen hatten, gelandet, drangen diese Abenteurer in das Innere des Landes, und hatten, ehe man sie gewahr wurde, Sliabh und Jaruinn, den Eisenberg (Mountain of Iron) zwischon den Seen Allen und Eiren erreicht. Die überraschten Belgier, von plötzlichem Schrecken ergriffen, zogen sich in aller Eile nach Connaught zurück, wo bey Moytura, an den Ufern des Sees Masg, jene blutige Schlacht Statt fand, welche unter dem Namen der Schlacht des Thurmfeldes (the Battle of the Field of the Tower) lange ein Lieblingsthema des irischen Gesanges war. Von ihren Angreifern total geschlagen, flohen die Belgier nach der Insel Man, Nord-Aran und den Hebriden, und die siegreichen Danaer wurden die einzigen Herren des Landes.

In der Folge der Zeit wurde auch den Tuatha-de-Danaan ihre Herrschaft wieder entrissen; indem ein glücklicher Einfall von den spanischen Küsten der danaaischen Dynastie ein Ende machte, und das Zepter jenem milesischen oder scotischen Geschlechte übertrug, welches so viele Jahrhunderte hindurch Irland seine Könige gab.

So weit Moore. Bevor wir aber von diesen Milesiern, welche einen neuen Differenzpunkt abgeben, weiter handeln, kehren wir zu den Firbolgs oder Belgiern zurück.

Nach Giraldus, dem ältesten der uns zu Gesichte gekommenen Historiker von Irland, haben von diesen belgischen Brüdern und ihren Nachkommen neun Könige regiert, jedoch alle insgesammt nicht länger als ungefähr dreyßig Jahre (cap. XV). O'Flaherty (Og. c. IX) gibt ihnen, nach Comanus *), sieben und dreyßig Jahre, und nennt die neun Könige also: Slainge, der nach einem Jahre bey Dumha-Slainge (später Dinrige) begraben wurde. Rudric (Rutheragus) kam nach zwey Jahren bey Bruigh-na-boinne ums Leben. Gannus und Gannanus regierten vier Jahre gemeinschaftlich, bis eine Pest sie dahinraffte. Sengannus, der letzte der fünf Brü-

*) In poëmate Ethnicorum Hiberniae Regum.

der, ward von seinem Nachfolger Fiachus ermordet. Dieser, ebenfalls ein Enkel des Dela, durch dessen Sohn Starne, ward von seinem Neffen Rindal, Sohn des Gannan, nach fünfjähriger Regierung erschlagen. Rindal fiel nach sechs Jahren unter dem Schwerte des Fobgene, eines Sohnes des Sengannus, und jener endlich ward von seinem ihm nachfolgenden Neffen Achajus, einem Sohne des Rindal, ebenfalls getödtet. Achajus regierte zehn Jahre lang.

Diese Aufzählung von so kurz nach einander ermordeten Königen scheint O'Flaherty selbst unglaublich, daher folgt er vielmehr der Meinung eines andern Sängers, welcher der Colonie der Belgier eine Dauer von achtzig Jahren verleiht. Darauf erscheint denn Nuad an der Spitze der Danaer, und unterjocht die Belgier bey Moyture. Hier büßet er eine Hand ein, und läßt sich dieselbe künstlich von Silber wieder bereiten. Der Goldschmied Cred, sagt O'Flaherty, hat die Hand verfertigt, und der Medicus Mirch, ein Sohn des Dian Kekt, hat sie an dem Arme befestigt.

Hierauf zählt derselbe auch von der danaischen Colonie neun Könige auf. Zuerst nämlich wurde, während Nuad seine Hand heilte (A. M. 2737), Breasus, ein Sohn des Alatanus, und Abkömmling der Fomorier, dem neu erworbenen Reiche vorgesetzt. Nach sieben Jahren nahm Nuad die Regierung wieder an sich, Breasus aber, dem das Privatleben nicht behagen wollte, regte die Fomorier zu einem neuen Kriege an, und es kam zu einer abermaligen Schlacht bey Moyture. Balar Bemen oder Ballibemmih, der Heerführer der Fomorier, fiel jedoch durch einen, von der Hand seines Enkels (Tochtersohnes), Lugad mit der langen Hand, mittelst einer Maschine geschleuderten Stein, und auch Breas ward erschlagen, so daß den Danaern der Sieg verblieb. Jedoch auch dieses nicht ohne Blut, indem der König Nuad und viele Andere als Opfer fielen. Dagda, nachmals König von Irland, erhielt von Kethlenda, der Gattin des Balar, eine böse Wunde.

Auf Nuad folgte jener Lugad mit der langen Hand, und regierte vierzig Jahre. Er wird als der Erste angegeben, der in Irland ein Pferd bestiegen. Ihm folgte Dagda, welcher achtzig Jahre herrschte. Nach ihm regierte Dalboet zehn Jahre. Unter ihm machte sich Orbsen oder gewöhnlich Manannan mac Lir genannt, durch seinen Handel mit Britannien besonders berühmt. Er erhielt davon, so wie von seiner Fertigkeit im Schwimmen und Tauchen, seinen Beynamen. Dalboet zeugte sieben Söhne und drey Töchter, von denen die eine, Dananna, Moriogna oder die große Kö-

nigin genannt wurde, denn sie gebar ihrem Vater Dalbort drey Söhne. Nach ihr wurden zwey Berge in Munster die Brüste der Dananna genannt.

Auf Dalbort folgte dessen Sohn Fiach, welcher nach zehn Jahren zugleich mit sechs Söhnen seines Bruders Ollav erschlagen wurde.

Die letzten drey Könige dieses Stammes, Maccuill, Mac-Kauckt und Mac-Grene, Enkel des Königs Dagda, regierten nach einander durch brüderliches Abkommen durch dreyßig Jahre. Ihre Gattinnen hießen Banba, Fodla und Eria (oder Iria), und nach der letzteren soll Hibernien seinen gewöhnlichen Namen Ern (oder Irn) (und daher Irland) erhalten haben.

Giraldus erwähnt von dieser Danaer Colonie gar nichts, sondern erzählt nur, daß das Geschlecht des Slane theils durch inneres Ungemach, theils durch einen Krieg mit Abkömmlingen der Nemedier, welche von Scythien aus herübergekommen, geschwächt, und größtentheils vernichtet worden wäre. Und hierauf läßt er sogleich die Milesier erscheinen. Es waren dieses nach seiner Angabe (c. XVI) vier edle Söhne des Königs Milesius (Miles), welche mit einer Flotte von sechzig (oder dreyßig) Schiffen aus Spanien herüberkamen, und, da sich Niemand gegen sie auflehnte, die ganze Insel in Besitz nahmen. In der Folge aber theilten die beyden Vorzüglicheren unter ihnen, Heber und Herimon, das Land unter sich in zwey gleiche Theile. Herimon bekam den Süden und Heber den Norden. Nach einiger Zeit aber entzweyten sich die Brüder, und nachdem Heber in einem Kriege geblieben, ward Herimon Alleinherrscher Iberniens.

Diese beyden Brüder haben einige Bedeutsamkeit in der irischen Geschichte, zuvörderst, weil nach der Meinung Einiger, namentlich des Giraldus, die neueren Irländer von diesen Milesiern ihren Ursprung herleiten, und demnächst, weil Herimon in Folge dieser Annahme für den ersten Monarchen Irlands aus dem hibernischen oder irischen Volke gehalten wird; endlich aber, weil von Heber nach Einigen (nach Anderen von dem Flusse Hiber (Ebro) in Spanien) der Name Hibernien hergeleitet wird. Darum widmen auch die bardischen Sänger dieser Colonie, welche, obgleich aus Spanien kommend, dennoch aus Scythen bestanden haben soll, ein ganz besonderes Interesse, und erzählen ihre Schicksale schon längst vor ihrer Landung in Irland. Alle traditionellen Spuren und Geschichten ihres Landes, sagt unser Verfasser, die sich auf die Phönizier beziehen, schreiben sie dieser scythischen Colonie zu. Sie begleiten dieses

auserwählte Volk auf seinen Zügen durch verschiedene Länder, bringen es, während seinem Aufenthalte in Aegypten, durch Heirats- und Freundschaftsbündnisse mit den meisten Helden der heiligen Schrift in Verbindung, und führen es endlich nach Spanien, welches sie ganz ihrer Herrschaft unterwerfen.

Von hier aus nun landeten die oben genannten Söhne des Golam Miles Donnerstag den ersten May A. M. 2934 (nach O'Flaherty) in Hibernien (also circa 1000 Jahre v. Chr. G., um die Zeit des Königs Saul), und erfochten bey Talten in Midien einen Sieg über die Danaer, welcher sie zu Herren der Insel machte, der sie bis zur Ankunft des h. Patricius 131 Könige geliefert haben sollen.

So viel aber auch über diese milesische, scythische oder scotische Colonie geschrieben worden ist, so wird dennoch dieselbe, und namentlich von unserm Verfasser, sehr in Zweifel gezogen, obgleich von ihr im Verlaufe der Zeiten die ganze Bevölkerung Irlands den Namen der Scoten erhalten haben soll, den sie bis zum zehnten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung geführt hat. Thomas Moore hält in dem sechsten Capitel, auf welches wir jetzt übergehen, und das einen historischen Ueberblick der Colonisirung Irlands bilden soll, nur das traditionelle Element, auf welches die Erzählung von den Milesiern gegründet ist, in sofern für den Historiker für werthvoll, als es das Vorhandenseyn früherer Traditionen und Erinnerungen von Verbindungen mit den spanischen Küsten und dem Oriente bekundet, in welchen, wie bereits oben dargethan, Jerne vor Zeiten muß gestanden haben. Hätten die Barden, sagt der Verfasser, in ihren Berichten über die früheren Ansiedlungen nur in sofern die natürliche Reihenfolge der Begebenheiten eingehalten, daß sie jene Colonie, welche sie als den Stamm des irischen Volkes angesehen wissen wollten, an den Anfang und nicht an das Ende ihres Verzeichnisses gesetzt hätten, so würden sie uns wenigstens jene chronologischen Schwierigkeiten erspart haben, von denen jetzt ihre ganze Geschichte voll ist. Dadurch, daß die milesische Colonie erst nach den Firbolgs (Belgiern) und Tuatha-de-Danaans ihre Stelle erhielt, wurden sowohl Dichtung als Wirklichkeit ihrem wahren Standpunkte entrückt, indem eine eingebildete Colonie mit wirklichen Begebenheiten und bekannten Personen in Verbindung gesetzt, während andrerseits die authentischen Belgier und Damnier (Damnonier), anerkannt historische Wesen, durch die Einreihung unhistorischer Eindringlinge gleichsam aus der wirklichen Welt hinaus- und in so entlegene Zeiträume zurückgedrängt werden, daß die nüchterne Chronologie sich vergebens bemühen würde, sie zu erreichen.

Der Verfasser nimmt nun nach seinen historischen Untersuchungen an, daß sich die in Frage stehende scotische (s. g. milesische) Colonie nicht früher als zweyhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung in Irland niedergelassen habe, indem alle Urkunden und Traditionen darin übereinkommen, daß sie unmittelbar nach den Firbolgs und Danaern sich des Landes bemeisterten, der erste Einfall aber, den die belgischen Stämme (Firbolgs) von den Küsten Britanniens oder auch unmittelbar von Gallien aus in Irland gemacht, schwerlich früher, als um das dritte oder vierte Jahrhundert v. Chr. G. Statt gefunden haben dürfte. Zur Unterstützung dieser Ansicht wird noch angeführt, daß Ptolomäus in seiner Geographie (im Anfange des zweyten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung) unter den Stämmen, welche er von Irland aufführt, der Scoten gar keine Erwähnung thut, ja daß auch selbst bis zum vierten Jahrhundert kein Schriftsteller sich des Wortes Scotia für Irland oder Scoti für einen seiner Völkerstämme bedient habe, welches, troß der Abgeschlossenheit, in welcher Irland ehemals verblieben, und der Trennung, in der es gegen das römische Reich gestanden, dennoch beweisen möchte, daß die scotische Colonie nicht bereits ein- bis zweytausend Jahre bestanden, und daß sie sich nicht dergestalt der Insel bemeistert habe, daß der frühere Name seiner Bewohner ganz verdrängt worden wäre.

Dieses Letztere beweiset der Verfasser auch noch dadurch, daß zur Zeit, da der h. Patricius, der Apostel Irlands, seine Confessiones, eine allgemein als echt anerkannte Schrift, schrieb, also um die Mitte des fünften Jahrhunderts, der Name der Scoten sich noch nicht über die ganze Nation erstreckte, sondern nur eine besondere Benennung eines Theils derselben war. Diejenigen aber, welche er Scoten nannte, gehörten durchgängig zu der hohen und herrschenden Classe, während er die Masse des Volkes Hiberionaces nennt, von dem Namen Hiberione, womit er stets die Insel selbst bezeichnet. Aus diesem Stande der Dinge — ähnlich dem der Franken in Gallien, als sie, obgleich Herren des Landes, demselben ihren Namen noch nicht gegeben hatten — folgert der Verfasser, daß zur Zeit des h. Patricius die scotische Dynastie noch nicht so lange konnte bestanden haben, und daß, wenn man ihren Anfang von dem ersten bis zweyten Jahrhundert vor Christus datire, sie vollkommen den Rang des Alterthums habe, auf welchen sie Anspruch machen könne.

Der Ursprung der Scoten oder Schotten bleibt aber demungeachtet immer noch ein Räthsel, auch in richtiger Beleuchtung mit der Fackel der Geschichte, und nach gehöriger Reinigung der betreffenden Nachrichten von den bardischen Zusätzen. Die alten

und neuen Historiker überbieten sich einander in Hypothesen. Lingard (Gesch. v. England, Bd. I. Cap. 1), der sie von Irland aus zuerst im vierten Jahrhundert in Verbindung mit den Attacoten im Norden Britanniens erscheinen läßt, drängt ihre frühere Existenz in die Mitte jenes Eilandes zurück, während er die belgischen, brigantischen, damnischen und die aus Spanien herübergekommenen Stämme an die Seeküsten versetzt, und dadurch gewissermaßen eine umgekehrte Ordnung der Colonisirung anzudeuten scheint, als die irischen Historiker annehmen. Unser Verfasser sucht in der weiteren Verfolgung der Entwicklung seiner Ansichten den wahren Ursprung der Scoten in einer andern Richtung, und ergreift den ersten Faden zur Auffindung derselben aus dem, was die bardischen Geschichtschreiber selbst ihm bieten, welche die Scoten als ein Volk schildern, das von den Scythen abstamme, und von ihnen seinen unterscheidenden Namen erhalten habe. Unter dem Worte Scythia, wie es in den ersten Jahrhunderten des Christenthums gebraucht wurde, verstand man, sagt der Verfasser, Germanien und die nördlichen Gegenden Europas; und zur ferneren Bestärkung dieser Ansicht fügen die Barden noch bey, die Scoten seyen mit den drey Colonien, welche ihnen vorangegangen, nämlich mit den Nemediern, Danaern und Belgiern von einer und derselben Rasse, und mit ihnen in der Sprache verwandt gewesen. Wie weiter oben erwähnt worden, sollten aber die Nemedier sowohl, als die Danaer aus Scythien gekommen, und zum Theil dorthin wieder zurückgekehrt seyn, und auch den Belgiern wird teutonische Abkunft zugeschrieben. Nächstdem führt der Verfasser noch als authentisches Zeugniß die Karte des Ptolomäus an, aus welcher hervorgehe, wie frühe schon von dem nördlichen Belgien und von den Küsten des deutschen Meeres her abenteuerliche Stämme den Weg nach den östlichen irischen Küsten gefunden hätten, und fügt aus den, einige hundert Jahre vor Patricius verfaßten irischen Annalen einige Beyspiele sowohl freundlichen, als auch feindlichen Verkehres der Irländer mit jenen Küstenvölkern hinzu. Aus dem ganzen Zusammenhange zieht alsdann derselbe, (in Uebereinstimmung mit andern Historikern (wie O'Flaherty), den Schluß, daß die Scoten ein Zweig desselben großen scythischen Schwarmes gewesen seyen, welcher das nördliche europäische Festland inne gehabt; und daß es ihnen gelungen sey, nachdem sie in Irland Fuß gefaßt, nicht allein die alten Hiberionaces des h. Patricius, sondern auch jene anderen fremden Colonien, von denen die Urbewohner der Reihe nach unterjocht worden, unter ihre Herrschaft zu bringen.

Bevor wir die Scoten hier verlassen, möchten wir als Anec-

dote nicht übergehen, wie Giraldus (l. c. cap. XVII) erzählet, die Irländer wären ehemals Scoten, sie wären auch Gaidelen genannt worden. Die alten Historien nämlich berichteten, ein gewisser Gaidelus (oder Gadelius), ein Enkel des Fen (von welchem behauptet wird, er sey der Erfinder der alten druidischen Ogham- (oder Geheim-) Schrift, und habe in der Ebene Schenaar eine Akademie der Sprachen gegründet, in welcher der reinste irische Dialekt, Bearla Faini genannt, betrieben worden sey), habe nach der allgemeinen Sprachverwirrung zu Babel die Kenntniß mehrerer Sprachen besessen. Aus diesem Grunde habe ihm der König Pharao seine Tochter, Namens Scotia, zur Ehe gegeben; und weil, wie man sagte, die Hibernier von diesen beyden abstammten, so seyen sie auch nach ihnen Gaidelen oder Scoten benannt worden.

Ein anderer, vom Verfasser angeführter Archäologe von Irland erzählt, derselbe Gaidelus habe während seines Umganges mit Moyses von diesem die Verheißung oder Weissagung erhalten, wo immer seine Nachkommen bleiben oder wohnen würden, sollten die Schlangen keine Gewalt haben, Menschen und Thieren zu schaden. Dieser Ausspruch sollte sich denn in Candia und Irland bewährt haben, wo die Schlangen nicht jene Bösartigkeit haben sollen, als in andern Ländern.

Mit der Geschichte von dem Ursprunge der Scoten setzt nunmehr der Verfasser jene eines andern, in der Geschichte der brittischen Inseln nicht minder merkwürdigen Volkes in Verbindung, nämlich der Picten, welche überall mit den Scoten zugleich in Erwähnung gebracht werden. Der V. Beda leitet ihren Ursprung ebenfalls aus Scythien her (V Beda hist. eccl. l. 1. c. 1). O'Flaherty (Ogyg. cap XVIII) läßt dieselben zur Zeit des ersten Königs der Milesier oder Scoten, Herimon, in Irland ankern und um Aufnahme bitten, nach deren Verweigerung aber nach dem Norden Britanniens segeln, wo sie sich niederlassen, nachdem sie vorher mit den Scoten Freundschaft geschlossen, und von ihnen Frauen begehrt, mit dem Versprechen, daß die Könige der Picten eben so aus dem Geschlechte (prosapia) der Frauen, als aus dem der Männer erwählt werden sollten *). Er gibt zugleich an, daß sie nach der allgemein angenommenen Meinung aus jenem Theile des oberen Germaniens gekommen

*) Der Verfasser erwähnt späterhin ebenfalls dieses Heirathsvertrages, und fügt hinzu, der Grundsatz, die königliche Erbfolge nach der weiblichen und nicht nach der männlichen Linie zu bestimmen, wäre von den Picten stets beybehalten worden.

seyen, woher die Gothen und Dänen entsprossen, welches ehemals das nordische Scythien, später Dänemark, Schweden und Norwegen genannt worden wäre.

Daß die Picten mit den Scoten in freundschaftlichen Verhältnissen lebten, scheint aus ihren gemeinschaftlichen Heereszügen nach dem Innern von Britannien hervorzugehen, wo sie, zuerst, und bis dahin gänzlich unbekannt, in der Mitte des vierten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung unter dem Kaiser Constantius auftreten, und den römischen Feldherren die Spitze bieten, bis sie endlich von Theodosius in ihre nordischen Küstenländer zurückgedrängt werden. Lingard (a.a.O.) hält sie für dieselben Völkerschaften, welche seit der ältesten Bekanntschaft Britanniens unter dem Namen der Maäten und Caledonier den Norden des Landes inne hatten, und nach mancherley Zügen durch den römischen Feldherrn Agricola (um das J. d. G. 78) über ihre Berge zurückgedrängt wurden, und deren Namen, nachdem sie durch zwey Jahrhunderte der Schrecken der civilisirten Britten gewesen, ohne irgend eine bekannte Ursache aus der Geschichte verschwinden, während zu gleicher Zeit die der Picten und Scoten an ihre Stelle treten. Lingard rechnet dieses einem Fehler in der römischen Geographie zu, indem man unter Caledoniern alle jene verwandten und unabhängigen Clans verstanden habe, welche zwischen dem Gebiete der Römer und der nördlichen Spitze der Insel hausten, während dieser Name nur den Bewohnern des langen aber schmalen Landstriches, der sich von Lochfinn an der westlichen, bis zum Meerbusen von Tayne an der östlichen Küste erstreckt. Im vierten Jahrhundert soll alsdann dieser Irrthum entdeckt und berichtigt worden seyn, und seitdem sollen nicht allein die Caledonier, sondern auch ihre südlichen Nachbarn, die fünf Stämme der Maäten, angefangen haben, unter der allgemeinen Benennung der Picten bekannt zu seyn, ein Wort, welches vielleicht von der Gewohnheit, den Körper zu bemalen, noch wahrscheinlicher aber von dem Namen, den sie in ihrer eigenen Sprache geführt, hergenommen seyn möchte.

So gezwungen auch diese Annahme erscheinen dürfte, so wird sie demungeachtet in der Hauptsache von unserm Verfasser getheilt. Daß die Picten, sagt er, die ursprünglichen Bewohner Nord-Britanniens, und mit den Caledoniern ein Volk waren, scheint jetzt allgemein angenommen, und unter den verschiedenen, über ihren Ursprung herrschenden Meinungen hat die Vermuthung Camden's, daß sie nur Britten unter anderem Namen gewesen, von denen einige im Lande geboren, andere durch den Schrecken der römischen Waffen dahin getrieben worden, bis jetzt

die allgemeinste Aufnahme gefunden. Hierbey setzt jedoch der Verfasser voraus, daß man diese alten Britten von den Walisern unterscheide, indem diese von den alten Cimbern (Teutonen) abstammten, jene aber Celten oder Galen waren, und theils aus der Verwandtschaft der Sprache, theils aber aus der Uebereinstimmung der Namen von Gewässern und Bergen in Wales mit jenen in dem nördlichen, gebirgigen Lande der alten Picten folgert der Verfasser die Behauptung, daß diese Letzteren die Altvordern der Waliser gewesen waren, und nach und nach den Namen Waliser erhalten hätten.

Ferner sollen die Picten, nachdem die Römer Britannien verlassen (also zu Anfang des fünften Jahrhunderts), die lange bewachten Gränzen durchbrechend, sich ohne Widerstand aller mitten im Lande gelegener Provinzen bemächtigt, und jenes **Regnum cumbrense** oder das Königreich Strat-Clyde gegründet haben. Hier, unter dessen vermischter Bevölkerung, welche aus allen nordbritannischen Stämmen zusammengesetzt war, ist alsdann ihr alter Name Picten ungewöhnlicher geworden, und hat sich allmälich ganz verloren. Die Sachsen, nachdem sie von den weiter südlich und westlich wohnenden Britten in das Land gerufen worden, und gegen welche sie sich tapfer vertheidigten, gaben ihnen alsdann den germanischen Namen der Walli oder Wälschen, unter dem sie viele Jahrhunderte lang in der Geschichte Britanniens eine besondere Rolle spielen.

Die Geschichte der Scoten, zu der wir uns nunmehr zurückwenden, und welche der Verfasser im *siebenten Capitel* vorträgt — *Geschichte von Irland von der Landung der scotischen Colonie bis zur Ankunft des heil. Patricius* —, ist, wie aus dem bisher Gesagten bereits hervorgehen möchte, sehr ungewiß, und der Verfasser selbst beginnt diesen Abschnitt mit der Aeußerung des, wie er sagt, bey weitem glaubwürdigsten irischen Annalisten (*Tigernach*), daß alle Urkunden der Scoten bis auf die Zeit des Königs *Kimbarth* unzuverläßig seyen. Dieser Monarch, der nach den älteren Geschichtschreibern der fünf und siebzigste König von Hibernien und der sieben und funfzigste der milesischen Dynastie war, soll, nach denselben Quellen, ungefähr 300 Jahre vor Christus gelebt haben (nach O'*Flaherty* 354 Jahre. Der Verfasser setzt aber die Zeit seiner Regierung, nach seinen oben entwickelten Ansichten, bey weitem später, und unbekümmert um die Regentenlisten und chronologischen Berechnungen der irischen Alterthumsforscher, und ohne zu bestimmen, in wiefern man sich, der übertriebenen Zeitangaben ungeachtet, auf die Wirklichkeiten selbst verlassen könne, ist es die Absicht desselben, einen Umriß der Geschichte

des heidnischen Irlands zu liefern (wie oben angegeben), von der Landung der scotischen Colonie, bis zu der großen Epoche der Bekehrung der Irländer zum Christenthume durch den heil. Patricius. In das Detail der Kriege und Blutvergießungen einzugehen, welche so viele Blätter der heidnischen sowohl als der christlichen Annalen Irlands anfüllen, hält der Verfasser nicht für nothwendig, und will von den bürgerlichen Angelegenheiten vorzüglich jene herausheben, die sich durch die allgemeine Uebereinstimmung der Tradition am meisten zu bewähren scheinen, und die selbst da, wo sie als geschichtliche Thatsache für zweifelhaft gelten mögen, wenigstens Sittengemälde abgeben.

Als nach dem entscheidenden Siege über die Tuatha-de-Danaan, die beyden Brüder Heber und Heremon (oder Herimon) die Insel dergestalt unter sich getheilt hatten, daß jener Leinster und Munster erhielt, dieser aber Ulster und Connaught, verliehen sie ihrem dritten Bruder, Namens Amergin, die Würde eines Erzbarden oder vorsitzenden Ministers (Breton) über die Geschäfte der Justiz, Poesie, der Philosophie und des Cultus, worin man den Ursprung jener dichterischen Gesetzgeber und Chronisten findet, die unter allen scotischen Fürsten an den Staatsgeschäften einen so wesentlichen Antheil nahmen, während man in der getheilten, von der Familie geführten Oberherrschaft die Elemente jenes Regierungssystems erkennt, das sich so lange unter ihren Nachfolgern erhalten hat.

Nachdem Heremon, wie bereits angezeigt worden, die Alleinherrschaft erreicht hatte, fiel auch sein jüngerer Bruder, der friedliche Barde, unter seinem siegreichen Schwerte. Es sollen von demselben noch drey Gedichte vorhanden seyn, über deren Aechtheit man Beweise geführt haben will.

Die nächsten Nachfolger des Heremon übergehend (seine drey Söhne Mumneus, Lugneus und Lagneus, hierauf Eurial und Ethrial, dann Conmalius, dessen Grabmal unter dem Namen Feart-Conmail bey Onachmacha noch vorhanden seyn soll), erwähnt der Verfasser von Tigheramas (dem Nachfolger des Conmail), daß man unter seiner Regierung in den Wäldern am Liffeyflusse eine Goldgrube entdeckt, und in Irland die ersten Goldarbeiten verfertigt habe. Auch sollen zu seiner Zeit (wie O'Flaherty erzählt, P. III. c. XXI) wiederum neun Seen und drey Flüsse entstanden, er selbst aber, der den Götzendienst in Irland eingeführt, bey einem Opfer, das er dem scheußlichen Götzen Coom-Cruach gefeyert, mit der ganzen ihn umgebenden Menge auf eine wunderbare Weise umgekommen seyn.

Unter Achy (oder Achaj) Edgathach ward ein Gesetz

gegeben, nach welchem bestimmt wurde, wie viele Farben ein jeder seinem Stande nach tragen dürfe. Die Anzahl stieg von Eins, bey dem gemeinen Volke und den Soldaten, bis Sieben, bey den Königen. Es ist dieses eine auffallende Uebereinstimmung mit jenem Gebrauche der patriarchalischen Zeiten, nach welchen die buntfarbigen Kleider die eigenthümliche Tracht der Prinzen und Prinzessinnen waren. Auch stammt von den buntfarbigen Kleidern der alten Scoten und Irländer das jetzt noch bey ihren schottischen Abkömmlingen übliche Nationalkleid (Plaid genannt) her.

Unter den Nachfolgern des Achy (nämlich Kermnai, Sobarch, Achai-Föbarglas, Fiach-Labran, Achai-Mumon — von welchem die Provinz Munster — Momonia — ihren Namen haben soll — Aeneas-Olmucad — oder Ollbhnad-dhach, der Siegreiche, indem ihm eine ganze Reihe von Siegen zugeschrieben werden —, Enn-Airghthach — der zuerst silberne Schilder hat verfertigen lassen, und sie, so wie auch Pferde und Wagen, unter die Seinigen austheilte —, Rotheact, Sednai, Fiach-Finnscotha, Munemon, — der zuerst die Vornehmeren mit goldenen Halsketten schmückte — und Faldergod — der den Edlen goldene Ringe gab —) nennt der Verfasser wiederum nur den Ollamh-Fodhla, Sohn des Königs Fiach, und Nachfolger Faldergods, als einen großen Gesetzgeber und königlichen Weisen. Einige seiner Einrichtungen sollen ihn nur kurze Zeit überlebt haben, allein was seine Regierung zu einer wichtigen Aera in der Gesetzgebung machte, war die Einführung des großen Fes oder der dreyjährigen Nationalversammlung zu Tara, wo die Hauptpersonen der drey die Nation (oder den Staatskörper) bildenden Stände, nämlich der Monarch, die Druiden oder Ollanchs und die Plebejer (Gemeinen), erschienen, um das Gemeinwohl betreffende Gesetze und Verfügungen zu erlassen *). Zugleich aber wurden in diesen Versammlungen die Urkunden des Königreichs geprüft, die für die Nationalgeschichte in den Provinzial-Annalen enthaltenen Materialien gesichtet und kurz zusammengefaßt, das Resultat aber in das große Nationalregister, der Psalter von Towa genannt, eingetragen. Diesen Psalter wollen einige neue Schriftsteller noch gesehen haben, andere dagegen behaupten, er sey schon längst zu Grunde gegangen, wohl aber sey die im zehnten Jahrhundert unter dem Namen Psalter of Cashel veran-

*) Daß die Plebejer auf diesen Versammlungen erschienen seyen, wird von Anderen bestritten. Der Verfasser kommt weiter unten noch einmal hierauf zurück.

staltete Sammlung irischer Urkunden zum Theil eine Copie jenes alten Psalters.

Dieser, z. B. auch den Persern durch Gesetz zur Pflicht gemachte Gebrauch, die Begebenheiten in Chroniken niederzuschreiben, hat sich in Irland bis in späte Zeiten erhalten, und der Seanachie oder Geschichtschreiber galt jederzeit an den Höfen der Könige, wie in dem Hause jedes untergeordneten Häuptlings, für ein ordentliches Glied des Familienverbandes. Späterhin lebte dieser Sinn für Aufzeichnung geschichtlicher Thatsachen fort in den klösterlichen Chronikenschreibern.

Gleichwie es bey den Aegyptiern und Lacedämoniern Sitte war, führte Ollanch Fodhla auch die bis auf die spätesten Zeiten herabgekommene Erblichkeit der Aemter, Künste und Gewerbe in den Familien ein, welches eine Folge des bey allen Völkern des Orients vorherrschenden Stabilitätsprinzipes war. Zu den wichtigsten dieser erblichen Aemter gehörten die der Herolde, der praktischen Aerzte, der Barden und der Musiker. Diesen wies Ollanch Fodhla Ländereyen an, und gründete zugleich eine öffentliche Schule zu Tara, welche späterhin unter dem Namen Mur-Ollam-ham oder Collegium der Gelehrten berühmt wurde.

So viel sich auch mit Recht gegen diese Erblichkeit, besonders in Bezug auf Künste und Wissenschaften, einwenden läßt, namentlich wenn sie als feststehendes Prinzip erscheint, so kann doch andrerseits nicht übersehen werden, daß sie auch ihre guten Seiten hatte, indem sie durch Forterbung der früheren Erfahrungen und Forschungen von einer Generation zu der andern in gewisser Hinsicht eine Art von Communität bildete, wodurch in manchem Betrachte dasjenige ersetzt werden konnte, was in späteren Zeiten die gelehrteren geistlichen Orden zu so großen und unsterblich gewordenen Leistungen vermocht hat.

Von Ollanch Fodhla kommt der Verfasser, mit Uebergehung von einigen dreyßig Königen (nach O'Flaherty fünf und dreyßig), sogleich auf den bereits oben erwähnten Kimbaoth (oder Kimbaith), oder die Erbauung des herrlichen Pallastes der Fürsten von Ulster, Ermania, wonach sie hinfüro Könige von Ermania heißen *). Von diesem Zeitpunkte soll,

*) Aus der ganzen Reihe der 35 Könige, welche O'Flaherty a. a. O. Cap. XXXI bis XXXVI aufzählt, ist nichts besonders Merkwürdiges anzuführen, als etwa, daß Sednä Innaradh zuerst den Sold für die Krieger eingeführt; Enny der Rothe zuerst Silbermünzen mit dem Bildnisse geprägt haben, und daß nach den bardischen Geschichtschreibern von allen diesen Königen nur drey eines natürlichen Todes gestorben seyn sollen.

wie wir gesehen haben, die Morgendämmerung der irischen Geschichte ihren Anfang nehmen.

In der Nähe des Pallastes Ermania stand die Wohnung der von den Barden hoch besungenen Ritter vom rothen Zweige.

Von den Nachfolgern des Kimbaoth (nämlich Macha, die einzige Frau, welche den hibernischen Thron inne gehabt; und Reactus, welcher Einfälle in Britannien gemacht) nennt der Verfasser den Hugony den Großen. Dieser König, welcher mehrere Eroberungen im westlichen Europa gemacht haben soll, hat die Pentarchie in Irland abgeschafft, und das Land in fünf und zwanzig kleinere Dynastien getheilt, welche dem königlichen Throne zinsbar waren. Wie O'Flaherty erzählt, hatte Hugony mit seiner Gemahlin Cäsarea, einer Heldin ex gente Gallorum, fünf und zwanzig Kinder, welche er an die Spitze jener fünf und zwanzig Landestheile stellte. Die früheren vier Provinzialkönige nöthigte er, auf ihr Erbfolgerecht zu Gunsten seiner Familie zu verzichten, und ließ sie »bey allen sichtbaren und unsichtbaren Dingen schwören,« nie aus einer andern Familie einen obersten Herrscher anzunehmen. Hierdurch befreyte er sich von der Eifersucht des Provinzial-Königthums, und begründete zugleich eine aristokratische Gewalt. Es dauerte diese Einrichtung ungefähr bis zum Anfang unserer Zeitrechnung, wo sie unter Achaj Fedloch mit der alten Form wieder vertauscht wurde.

Nach Hugony folgten bis auf Conary d. Gr., in einem von den Barden auf dreyhundert Jahre berechneten Zeitraume wiederum dreyßig Könige, von denen wenig zu erzählen ist *). Die Regierungsjahre des Conary werden als äußerst glückselig, ruhig, friedlich, fruchtbar und heiter geschildert. O'Flaherty bringt dieses (a. a. O. cap. XLV) auf eine sehr zarte und liebenswürdige Weise mit der Geburt des Weltheilandes in Verbindung, in deren Zeitalter die Regierung jenes Monarchen gesetzt wird. Nach den vielen bis dahin Statt gehabten Stürmen, sagt er, wäre es gewissermaßen nur die Zusammenstellung der Zeiten, welche den, jene Herrlichkeit schildernden Schriftstellern Glauben verschaffen könnte, »indem es nicht zu verwundern schiene, daß diese Tage vor allen andern höchst glückselig gewesen wären, in welchen der Elemente Erschaffer und der Verleiher aller Güter von der Kindheit bis zum Tode mit uns gemeinschaftliche Luft genießend (vescens), in menschlicher Gestalt die Länder durchwanderte, und bey dem Scheine goldener Dämmerung

*) Die Namen derselben s. bey O'Flaherty a. a. O.

des christlichen Glaubens die Botschaft des Evangeliums durch die Predigten der Apostel aller Orten sich verbreitete.«

Unter der, wie man sagt, sechzigjährigen Regierung Conary's des Großen leuchtet bey den Chronikenschreibern vorzüglich der Name des jungen Helden Cuchullin (oder Cuculland) hervor, dessen in seinem kräftigsten Lebensalter (sieben und zwanzigsten Jahre) und in der Mitte seiner ruhmvollen Laufbahn erfolgter Tod nach ihren Berichten im zweyten Jahre Christi Statt gefunden hat. Den Ruhm dieses irischen Kriegers, sagt der Verfasser, haben die Leser der neuern Zeit aus jenem glänzenden Gewebe von Dichtung und Fälschung kennen gelernt, welches der Welt als Ossian's Gedichte dargeboten wurde, und worin derselbe in einem jener kühnen, in diesem Werke häufig vorkommenden Fluge des Anachronismus mit dem Dichter und Helden Oisin, der erst um die Mitte des dritten Jahrhunderts geblüht hat, zusammengestellt wird.

Cuchullin gehörte, nebst seinem Vetter Conal-Cearnach und andern Helden, zu den Rittern vom rothen Zweige, und ward besonders berühmt in dem siebenjährigen Kriege zwischen Connaught und Ulster, Tain-bo-Cuailgen genannt, von einem Viehraube, den die Leute der Königin Maud von Connaugt zu Cuailgen in der Grafschaft Louth verübt hatten, und welcher die Ursache eines Krieges war, der so vielen Stoff zu Erzählungen und Romanen geliefert hat.

Cuchullin focht auf Seiten Conquovar's, Königs von Ulster, welcher sich dadurch noch besonders berühmt gemacht hat, daß er sich der Barden annahm, als das Volk, um der vielen Mißbräuche willen, welche sich allmälich in ihre Gewalten eingeschlichen, sie zu vertreiben drohte. Er brachte bey ihnen Reformen zu Stande, die ihnen die Gunst des Volkes wieder zuwendeten, und um für die Zukunft ihren gerichtlichen Entscheidungen eine festere Norm zu geben, veranstaltete er unter der Aufsicht Forchere's und einiger anderer Dichter eine Sammlung der alten Gesetze, welche ihre staunenden Zeitgenossen unter dem Namen Beathe Neimid oder himmlische Urtheile empfingen.

Unter diesem Conquovarus soll auch das erste Gerücht von dem Leiden und Sterben Jesu Christi nach Irland gekommen seyn, und auf diesen König einen solchen Eindruck gemacht haben, daß er, von Sinnen gekommen, sein Leben in einem Walde endete, gegen die Bäume streitend, als wären sie die jüdischen Peiniger des Herrn. Auf diese Weise soll er in hohem Alter sein Leben bis zum funfzehnten Jahre nach dem Leiden Jesu Christi hingeschleppt haben.

Mit dem Eintritte in die christliche Zeitrechnung gewinnt die Geschichte Irlands an nöthiger Sicherheit, theils weil man jener Periode näher kömmt, bis zu welcher die authentischen Annalen des Landes hinaufweisen, theils weil die römischen Nachrichten über Britannien, wenigstens von ferne her, einiges Licht über die Schwesterinsel verbreiten. Es war unter der Regierung des irischen Königs Crimthan (Nianair), oder nach Andern unter der seines Nachfolgers (Carbreus Feliceps), wo Agrikola seine siegreichen Unternehmungen in Britannien verfolgte; und die bloße (bereits oben erwähnte) Angabe des Tacitus z. B., sagt der Verfasser, daß zur Zeit, als er schrieb, die Gewässer und Häfen Irlands in Folge des Handels und der Schiffahrt besser bekannt waren, als jene Britanniens *), eröffnet einen solchen Rückblick in die frühere Geschichte, daß, in Verbindung mit ähnlichen, aus anderen Schriften des Alterthums hervorscheinenden Lichtfunken, die Ansprüche der Insel auf frühe Civilisation glaublich gemacht, und sogar manches Großsprecherische in ihren Annalen gerechtfertigt werden dürfte.

Daneben klagt der Verfasser indessen über die Aufschlüsse, welche derselbe Historiograph über die innere Politik Irlands liefert. Alles, sagt der Verfasser, was er uns darüber berichtet, ist von trauriger Wichtigkeit, indem es uns zeigt, wie frühe die Irländer durch innere Zerwürfnisse berühmt geworden waren, und wie frühe diejenigen, in deren Interesse es lag, sie zu schwächen, ihre Zwistigkeiten zu benutzen gelernt hatten.

Indem wir uns jedoch vorbehalten, in die nunmehr heller werdende Geschichte Irlands in einem noch folgenden Aufsatze näher einzudringen, glauben wir hier, gewissermaßen an der Gränzscheide der Mythe und Historie, einen schicklichen Ruhepunkt gefunden zu haben, und brechen daher unsere kritische Berichterstattung bey dem Anfange der christlichen Zeitrechnung ab.

H.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Tacit. Agricol. cap. 24.

Art. IX. Reise zum Ararat, von Dr. F. Parrot. Zwey Theile. Berlin 1834, bey Haude und Spener.

Wie das Buch selbst, so soll auch die Anzeige desselben, ohne Vorrede und Einleitung, sogleich zur Sache selbst übergehen. Am Ende wird das Werk seinen Meister loben oder tadeln, und an seinen Früchten wird man seinen Werth erkennen.— Es zerfällt in zwey Abtheilungen, deren erste die eigentliche Reisebeschreibung und die zweyte die damit verbundenen wissenschaftlichen Abhandlungen enthält.

Die Reise ging im März 1829 von Dorpat über Moskau, Orel, Charkow und Neu-Tscherkask im donischen Kosakenlande an der nördlichsten Spitze des schwarzen Meeres. Von da ging es dem Flusse Manetsch entlang bis an das östliche Ende des Manetsch-Sees, dann südlich nach Mosdok, Wladikavkas und Tiflis, von wo sie der Weg über Erivan und das Kloster Etschmiadsin an den Berg Ararat führte, auf dem die Reisenden im September ankamen und bis Ende October verweilten, wo sie dann wieder über Tiflis durch Imereti und Mingreli auf ihrem Rückwege Kaleh und Poti an dem östlichsten Ufer des schwarzen Meeres besuchten, von da über Robi, Grosnaja und Kislar am kaspischen Meere nach Astrachan kamen, und am 1. März 1830 wieder die Heimat begrüßten. Die Reisegefährten Parrot's waren vier junge Studierende aus Dorpat, Fedorov, Adlerskron, Hehn und Schiemann, die ihm, wie wir sehen werden, auf seinem Zuge gute Dienste leisteten.

Der Ararat ist, seit dem Frieden von Turkmantschai (10. Februar 1828), der Markstein der russischen Gränze gegen die Türkey und Persien. Der Verf. benützte die Zeit, wo eben die russischen Truppen jene Gegenden von den räuberischen Kurden, auf eine Weile wenigstens, gereinigt hatten, und er machte die Reise auf eigene Kosten, so wie auch seine Begleiter, von welchen bloß Fedorov einige astronomische und meteorologische Instrumente von der Regierung erhielt. Hehn suchte diese Reise zum Besten der Botanik und Schiemann zum Vortheile der Zoologie zu benützen. Doch wurden am Ende der Unternehmung allen die Kosten der Reise durch Geld und ehrenvolle Geschenke mehr als vergütet. An Instrumenten wurde mitgenommen ein Reichenbachscher Theodolit, zwey Chronometer, ein Pendel-Apparat, eine Declinations- und Inclinations-Nadel, drey Reisebarometer und eine feine Wage. Die Anschaffung dieser Werkzeuge verspätete die Abreise, und so kamen sie erst in der heißen Jahreszeit an den Ort ihrer Bestimmung, wo die Sonnenhitze alles ausgetrocknet hatte, und besonders von dem Pflanzenreiche nur eine spärliche Ernte erlaubte.

Der erste interessante Theil dieser Reise fällt in die Gegenden, die der Fluß Manetsch bewässert. Er entspringt in der Nähe der westlichen Ufer des kaspischen Meeres, mitten zwischen Astrachan und Kislar, und zieht von da westlich bis an das schwarze Meer, in welches er bey Asov, gegenüber von Taganrok, sich ergießt. Die Gegenden um diesen Fluß sind vorzüglich von Kalmücken bewohnt, aber auch christliche Armenier ziehen nomadisch in den weiten Flächen herum, und selbst an Kosaken fehlt es nicht, da das eigentliche Land der donischen Kosaken nördlich an diese Gegenden gränzt. Der Verf. hatte sich es hier zum Hauptzweck gemacht, das Gefälle dieses Flusses zu bestimmen, daher einer seiner Gefährten mit einem Barometer zwey bis drey deutsche Meilen dem Flusse entlang vorauszog, während er selbst zu gleicher Zeit an seinem Orte dieses Instrument gebrauchte, um dadurch die alte Meinung zu bestätigen oder zu widerlegen, daß das kaspische und das schwarze Meer in der Vorzeit nur ein einziger See gewesen seyn soll. Wir werden von den Resultaten dieser barometrischen Beobachtungen später sprechen, und verweilen jetzt nur mit dem Verfasser einige Augenblicke bey den Kalmücken, die ihrem Nomadenleben mit einer Art von Lust anhängen, da sie doch jetzt nicht mehr, wie wohl früher, dazu gezwungen sind, sondern vielmehr von ihren Nachbarn täglich Aufforderungen erhalten, auch ihr eigenes Leben bequemer einzurichten. So sehr sind sie durch Gewohnheit in diese Lebensart verliebt, daß eine Aenderung derselben sich nicht einmal mit den Grundsätzen ihrer Religion vertragen würde. Das Hauptgeräthe des Hauses ist dem Kalmücken sein Haus selbst, das auf einem leichten Wagen transportirt, und in der Zeit von einer Stunde herabgenommen und auf irgend einer Stelle bewohnbar aufgestellt werden kann. Ihr vorzüglichstes Getränke ist der Branntwein, aus Milch durch einfache Destillation gezogen, und von Tag zu Tag in der erforderlichen Menge bereitet. Gesäuerte Pferdemilch wird im Sommer zur Kühlung getrunken, und gekäste Milch, auf Filzdecken an der Sonne getrocknet, dient statt des Brotes, und wird für den kommenden Winter bewahrt. Ihre Speisen sind, etwa den schlechten Thee ausgenommen, den sie aus den nördlichen Provinzen von China beziehen, sämmtlich aus dem Thierreiche; denn das wenige Mehl, welches sie in ihrer Haushaltung verbrauchen, erhalten sie durch theuren Tausch von den benachbarten Russen. Wurzel, Kräuter und Früchte kennen sie kaum als Nahrungsmittel, und doch gehören sie zu den sanftesten und friedliebendsten Menschen der Erde. Die Häute ihrer Thiere gärben sie sehr einfach mit saurer Milch und Kalk. Leinwand aber, Tuch oder Baumwollenzeuge verschafft sich der wohl-

habendere Kalmück bloß durch Tauschhandel mit den Nachbarn, indem er ihnen für diese Waaren seine Pferde und Kamehle anbietet. — Sie bekennen sich zu der Religion des Budda', die in Indien entstanden, aber von da durch die braminische Lehre verdrängt, nach Tibet und der Mongoley übergegangen ist. Nach Budda'scher Lehre ist Gott mit der Welt wesentlich Eins, und steht nicht über ihr, so wie er auch nicht vor ihr bestand, sondern beyde sind aus dem unermeßlichen Raume zugleich hervorgegangen. Alle lebenden Wesen gehen durch mannigfaltige Metamorphosen einer stetigen Vollkommenheit entgegen, wenn sie anders nicht darin durch fremden Einfluß gehindert werden, und das Höchste, was sie zu erreichen haben, ist die Stufe des Budda selbst. Diese Seelenwanderung wird als ein Leben auf dem unermeßlichen stillen Weltmeere gedacht, an dessen Gestaden nur der vollendete Budda Ruhe findet. Doch ist alles dieß mehr Sache ihrer Priester; das Volk selbst modificirt sich diese Ansichten nach seinem Bedürfniß, und vergebens sucht man unter dem letzteren nach festen oder auch nur allgemein angenommenen Principien. Religiöser Unterricht fehlt gänzlich, selbst Priester und dem Gottesdienst gewidmete Orte sind oft auf großen Strecken nicht zu finden, sondern bloß da, wo sich eben ein sogenanntes Kloster befindet. In diesen Klöstern vereinigen sich die daselbst wohnenden Priester an Festtagen zum Gebete, das von gellenden Pfeifen, Trompeten und Trommeln begleitet wird. Das Volk nimmt daran keinen Theil, auch fehlt der Raum in der engen Stube dazu. Es begnügt sich, zu wissen, daß jene für sie alle beten, und kennt eigentlich den Unterschied zwischen Sonn- und Arbeitstag gar nicht. Es ist ihm genug, bey jeder wichtigeren Angelegenheit seines Lebens die Formel: omma nibad maechum herzusagen, von der die meisten selbst nicht recht wissen, was sie eigentlich bedeutet.

Oestlich von Andrejevka breitet sich der Manetsch-Fluß sehr aus, und bildet mehrere große Seen, von welchen die meisten viel Salz enthalten. In den Sommermonaten bedeckt sich das Wasser dieser Seen mit einer zolldicken Salzkruste, die mit Schaufeln in Böte gesammelt, am Ufer angehäuft und mit Schilf bedeckt wird, bis man es abholt. Diese Kruste ist offenbar die bloße Folge der durch die Sommerwärme vermehrten Ausdünstung des Wassers. Auch sind diese Seen alle so seicht, daß sie gleichsam als Pfannen von sehr großer Ausdehnung betrachtet werden können, in welchen das Salzwasser durch Erwärmung sehr leicht den nöthigen Grad der Concentration annehmen kann, um das Salz auszuscheiden.

In Wladikavkas (die Russen sprechen Kavkas statt Kaukas

oder Kaukasus) kam der Verfasser mit dem Prinzen Chosref-Mirza zusammen, einem von den 380 Kindern und Großkindern des jetzt regierenden Schahs von Persien, Fet-Ali. Der letzte hat gegenwärtig 86 Söhne und 53 Töchter, von welchen viele schon wieder verheiratet sind, und zahlreiche Nachkommenschaft haben. Fet-Ali hatte mehrmals in seinem Leben die Freude, wie er selbst es nennt, seine Familie in einer einzigen Woche um zwanzig neue Glieder vermehrt zu sehen.

Bey Kobi hat man bereits die bedeutende Höhe von 7530 Par. Fuß über dem Meere erreicht. Dieß ist ein Hauptpunkt der langen kaukasischen Gebirgskette, die sich zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, von Anapa bis Baku, hinzieht.

Tiflis ist der Hauptort der transkaukasischen Besitzungen der Russen. Diese Stadt könnte durch ihre örtliche Lage einer der reizendsten Puncte der Erde seyn, aber sie ist wasserarm, ohne Fluß, und auf der Südseite von einem Halbkreise nackter Berge umgeben, durch welche die ohnehin schon glühende Sonnenhitze noch sehr vermehrt wird. Die Luft in Tiflis, zur Zeit des höchsten Sommers, gleicht der eines Glühofens, und sie ist wohl die vorzüglichste Ursache der gallichten Krankheiten, die hier zu Hause zu seyn scheinen. Der Menschenschlag in und um Tiflis und überhaupt in ganz Georgien ist bey beyden Geschlechtern äußerst schön, aber diese wunderschönen Menschen sind auch ganz entsetzlich faul. Sparsamkeit, Reinlichkeit, industrielle Thätigkeit, weibliche Sitte, Ordnungsliebe und andere ähnliche Dinge sind ihnen beynahe gänzlich fremd. Die Feld- und Ackergeräthe sind noch so unvollkommen wie vor Jahrtausenden; bessere Mühlen sind unbekannt, so daß das feine Mehl aus Rußland eingeführt werden muß; ihr Fuhrwerk ist roh und ungeschickt, wie in dem gerühmten goldenen Zeitalter; die Weiber schminken sich auf das unmäßigste; die Männer scheren ihr ganzes Kopfhaar glatt ab, und tragen dafür, selbst mitten in ihrem heißen Sommer, große Pelzmützen; beyde besuchen täglich ihre heißen Schwefelbäder, und beyde lieben den Wein über alle Güter der Erde u. s. w. Vieles mögen zu diesen Umständen die ewigen Kriege beygetragen haben, unter welchen dieses Volk seit mehr als anderthalb Jahrtausenden zu leiden hatte. Die alten Römer, die griechischen Kaiser, die Araber, Chingis-Chan, Tamerlan, Türken und Perser tummelten sich hier herum, und ließen keine Kultur aufkommen. Die Kunst zu lesen und zu schreiben ist in diesem unglücklichen Lande, das doch so glücklich seyn könnte, nur das Eigenthum weniger Auserwählten, und was man auch, besonders von russischer Seite, zur Beförderung der Kultur und Industrie ver-

sucht hat, alles scheiterte an alten Vorurtheilen und an der Indolenz der Einwohner.

In Tiflis mußte übrigens der Verf. länger verweilen, weil in Erivan (dem alten Erzerum) die morgenländische Pest ausgebrochen war. Er benützte diese Zeit von nahe drey Monaten zu astronomischen und andern Beobachtungen, zu Ausflügen in die Umgegend u. dgl. Man fand die nördl. Breite des Thurmes der Kathedralkirche zu Tiflis 41° 41′, und die Länge von Ferro 62° 34′. Die Neigung der Magnetnadel war 55° 31′, und die westliche Abweichung derselben 3° 47′. Besonders merkwürdig erschien ihm die Regelmäßigkeit der Witterung in diesen Gegenden. Im May wird die Wärme und Trockenheit der Luft schon lästig, in den folgenden Monaten bis zum August steigert sie sich beynahe bis zum Unerträglichen. Im July und August bleibt alles, was kann, von 9 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends zu Hause, verschließt die Fenster, und besprengt den Boden mit Wasser, um nicht vor Hitze zu verschmachten. In Bengalen, wo diese Noth wohl noch in einem höheren Grade herrscht, besteckt man die offenen Fenster mit grünem Laubholz, welches durch seine Verdunstung eine Abkühlung von 5 bis 6 Grad Réaum. bewirken soll. Aber hier ist dieses Mittel unanwendbar, da es kein Laubholz in der Gegend gibt. Uebrigens scheinen die flachen und ebenen Dächer der Häuser, wie sie im ganzen Orient und auch hier schon gefunden werden, ein gar treffliches Abkühlungsmittel zu seyn. Sie bestehen bekanntlich nur aus einer rohen horizontalen Schichte von Erde oder Thon, deren Dicke etwa 1 bis 1½ Fuß beträgt. Diese Dächer ziehen die Feuchtigkeit des Regens und selbst die des Nachtthaues stark an, und lassen sie bey Tage wieder verdunsten, wodurch eine sehr beträchtliche Abkühlung in den Wohnungen entsteht, während im Gegentheil unter unseren gewöhnlichen europäischen Dächern eine wahre Reverberirhitze erzeugt wird. Jener Vortheil wird noch dadurch vermehrt, daß diese flachen orientalischen Söller gewöhnlich mit Kräutern dicht bewachsen sind, abgerechnet die köstlichen Abende, die man auf ihnen im Kreise seiner Familie und seiner Freunde zuzubringen, und auch wohl die ganze Nacht daselbst im sanften Schlafe zu verträumen pflegt.

Die größte Hitze, die der Verf. in Tiflis fand, betrug 30⁴⁄₁₀ Grad R. am 28. Julius. Aber nicht sowohl diese große Hitze, als vielmehr das geringe Nachlassen derselben zur Nachtzeit macht den Sommer daselbst so beschwerlich. Um 10 Uhr Abends findet man noch oft 23 bis 25° R., und selbst um Mitternacht 20 bis 21. Die höchste Temperatur des Tages fällt nicht, wie wohl sonst an andern Orten, auf 2 Uhr, sondern zwischen 5 und 6 Uhr des

Abends, und von da fällt sie wieder bis sechs Uhr Morgens, im höchsten Sommer nämlich, da diese Epochen mit den Jahreszeiten offenbar sich ändern müssen. — Eben so regelmäßig zeigte sich der tägliche Gang des Barometers. Im hohen Sommer steigt dasselbe ohne Ausnahme von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends um $1^4/_{10}$ Linien, wo es dann wieder bis 6 Uhr Morgens eben so regelmäßig fällt, so regelmäßig, daß der Verf., wenn gleich nur scherzweise, seinen Freunden öfter die Uhrzeit, die eben Statt haben mußte, am Barometer abgelesen hatte.

In Georgien wird der Wein nicht in Fässern, die man dort nicht kennt, sondern in Krügen und, nach Art der Alten, in Schläuchen aufbewahrt, welche letztere aus Thierhäuten verfertigt werden. Man sieht hier, nicht ohne Befremden, in den Vorrathshäusern und selbst auf den Straßen der Stadt Schafe, Ziegen und selbst Ochsen und Pferde liegen, die im Innern ganz hohl, durchaus, auch Hals und Füße nicht ausgenommen, mit Wein angefüllt sind; aber bald findet es der fremde Reisende sehr bequem, ein solches Weinzickelchen, das nur einige Bouteillen enthält, mit sich zu nehmen, und sich davon bey der großen Sonnenhitze zu laben. Der Georgier selbst aber begnügt sich mit einem solchen Antheil wohl nur selten. Am gewöhnlichsten wird der Wein in Krügen verkauft, sogenannten Tungen, deren jeder fünf unserer gewöhnlichen Bouteillen hat, und, da der Wein wohlfeil und beliebt ist, so ist es nichts seltenes, daß ein Mann täglich zwey solcher Krüge zu sich nimmt, ohne deßhalb für unmäßig angesehen zu werden.

S. 58 u. f. gibt der Verf. die Beschreibung der Ackerbaugeräthe mit Abbildungen, die manches von dem bey uns Bekannten Abweichendes enthalten, aber hier ohne Umständlichkeit nicht gut mitgetheilt werden können. Wir bemerken bloß, daß er dieselben Barometerbeobachtungen, die er oben an dem Flusse Manetsch angestellt hatte, auch von Tiflis bis zu dem Berge Ararat fortsetzte. Sein Zweck war nämlich, die Höhe des letztern Berges über der Meeresfläche zu erhalten, wozu er die Barometerhöhe auf diesem Berge, die zwischen ihm und Tiflis, und endlich eine ähnliche Kette von Beobachtungen zwischen Tiflis und dem Meeresufer benützen wollte.

Achtzig Werste von Tiflis, also südlich von dem Hauptzuge des Kaukasus, fängt ein System von weniger ausgebreiteten, unter sich gleichsam isolirten Gebirgsreihen an, zu deren einer der Ararat gehört. Auf dem Wege von Tiflis zum Ararat überstieg er den Berg Agibönk, der 5460 Par. Fuß Höhe über dem Meere hat, dann den Besobdal von 6268 Fuß, und den Pambak von 7355 Fuß, mit welchem letzten der in der ganzen Gegend

ausgezeichnete Berg Alaghe's, von 12870 Fuß Höhe, in Verbindung steht, der auf seiner Nordseite bereits beständigen Schnee trägt. Jenseits dieses Berges erblickt man zuerst den Ararat. Von hier ging sein Weg zunächst nach dem Kloster Etschmiadsin, nur eine d. Meile westlich von der Stadt Erivan, und etwa sieben Meilen nördlich vom Ararat, mit dem es nahe in demselben Meridian liegt. Man sieht hier, da die Gegend, wenigstens zwischen den Bergen, sehr fruchtbar ist, viele Dörfer und armenische Klöster, auch manche Ruine von alten Burgen, zum Zeichen der frühern guten Bevölkerung des Landes. Zwischen dem Kloster und Etschmiadsin liegt das breite Thal, in welchem der schon in der Vorzeit berühmte Fluß Araxes sich dem kaspischen Meere zuwälzt, in das er sich, nachdem er sich mit dem Kur vereinigt hat, bey Salian ergießt.

Das Kloster Etschmiadsin, zu dem viele Nebenklöster und Dörfer gehören, ist wohl das berühmteste Kloster der Erde. Es ist der Sitz des armenischen höchsten Priesters oder des Patriarchen, des heiligen Synods und der ganzen hohen Geistlichkeit der armenischen Confession. Es ist der Mittelpunct, von dem die Strahlen dieses Glaubens ausgehen, und welchem wieder aus allen Punkten der Erde, wohin er sich verbreitet hat, die Früchte der Dankbarkeit und der Verehrung in solchem Maße zuströmen, daß der Reichthum und der Glanz dieses obersten geistlichen Sitzes dem des päpstlichen Stuhles gegenüber wohl in Ehren bestehen würde, wenn die Machthaber Persiens sich diese Fundgrube nicht von jeher zu Nutze gemacht hätten, um daraus theils regelmäßige, theils von Umständen und Launen eingegebene Erpressungen zu holen. Man ließ sich dieß gefallen, weil man mußte, und weil dafür der armenische Glauben neben dem Islam eine Duldung erfuhr, die er in den türkischen Provinzen Kleinasiens lange nicht in diesem Grade hat. Auch sind die Armenier, dieser Gegend wenigstens, wieder so gescheidt, daß sie in ihrem Anzuge und in ihrem ganzen äußeren Benehmen sich ganz den Türken und Persern fügen, so daß man sie kaum mehr von einander unterscheiden kann, während sie in den eigentlich türkischen Provinzen zu dieser Conformität gezwungen werden. Die Perser sind überhaupt viel toleranter, als die Türken. Der gegenwärtige persische Befehlshaber sorgt selbst dafür, daß die christlichen Kirchen in gutem Stande erhalten werden, und Schah Abas wohnte öfter dem armenischen Gottesdienste mit vieler Andacht bey, und hing selbst in der Hauptkirche eine kostbare Lampe zu seinem Angedenken auf. Schon der berühmte Reisende Tavernier (dessen Reisebeschreibung mit noch fünf andern i. J. 1681 zu Genf

herauskam) bemerkte diesen großen Unterschied in der Toleranz bey den Persern und Türken.

Die Gegend um das Kloster ist öde, aller Baumvegetation beraubt, und schon im ersten Sommer ist alles von der Sonnenhitze verdorrt. Bäume werden nur um die Klöster gepflanzt. Gegenstände des Feldbaues sind hier die Baumwolle, der Ricinus, seines Oeles wegen, Melonen, Tabak und Reis, an den Ufern der Bäche etwas Getreide. Die Häuser sind von Lehmerde, ihre Dächer flach, die Fenster nur kleine Löcher, und diese größtentheils nach der Hofseite gewendet. Böse Hunde wehren jedem Fremden den Zutritt in die Dörfer, deren Anblick für den Ankommenden nichts Anziehendes enthält. Es ist schwer zu erklären, warum man den Hauptsitz der armenischen Christenheit in eine solche öde, unfruchtbare und traurige Gegend verlegt hat. Allgemein wird hier angenommen, daß der Erlöser, nach seiner Himmelfahrt, sich an diesem Orte, wo jetzt die Hauptkirche des Klosters steht, herabgelassen, und dem h. Gregor, dem Erleuchter des armenischen Volks, aufgetragen habe, hier einen Tempel zu erbauen. Etschmiadsin heißt daher noch in der armenischen Sprache »Niederlassung des Eingebornen.« Man setzt die Gründung dieses Klosters in das Ende des dritten Jahrhunderts. Die Tataren aber nennen dieses Kloster Utsch-Kilissa, d. h. Kloster der Drey, womit sie wahrscheinlich auf die Dreyeinigkeit anspielen, da sie mehrere christliche Kirchen eben so nennen.

Die Aufnahme unseres Reisenden in Etschmiadsin war die gastfreundlichste, die er nur wünschen konnte. Auch Tavernier vor 150 Jahren rühmte schon die edle Hospitalität dieser Mönche. Eine umständliche Beschreibung desselben mit einer angemessenen Zeichnung gibt dem Leser einen lebhaften Eindruck des Ganzen, so daß er alles gleichsam vor seinen Augen liegen sieht. Eben so lebhaft wird der öffentliche Gottesdienst in der Kirche und der erste Besuch bey dem Patriarchen geschildert. Dieser führt eigentlich den Titel: Katholikos, während von den Armeniern selbst der geringere Name Patriarch nur den Erzbischöfen zu Jerusalem und Konstantinopel beygelegt wird. Der gegenwärtige war ein Mann von 93 Jahren, und hatte in früheren Zeiten viele Reisen nach Indien, Persien u. s. gemacht. Er wurde als ein gebildeter Mann von offener Rechtlichkeit gerühmt. Aber der Verf. fand bey den meisten dieser Herren Mißtrauen und Zurückhaltung an der Stelle jener Tugend, was wohl eine Folge der traurigen Lage seyn mag, in welcher das Kloster seit so vielen Jahrhunderten unter oft sehr rauhen Herren und unter beständigen Kriegsunruhen geschwebt hat. Andere europäische Sprachen, als die russische, wurden in dem Kloster von Niemand gesprochen, und

auch russisch sprechen nur drey sehr unvollkommen. Dieß ist wohl die Folge des eingezogenen Lebens dieser Mönche, von welchen die meisten, ihr ganzes Leben durch, die Mauern ihres Klosters nicht verlassen. Aber auch die alten Sprachen, Griechisch und Latein, sind hier eben so gänzlich unbekannt. Und doch ist ihre Bibliothek voll von griechischen und römischen Klassikern, und doch haben sie, sollte man denken, Langeweile genug, um wenigstens aus diesem Grunde zuweilen zu jenen Büchern zu fliehen. Ueberhaupt fand der Verf. von irgend einer wissenschaftlichen Tendenz der Bewohner dieser Mauern auch nicht die geringste Spur. Er erkundigte sich über die Quellen der Geschichte des armenischen Volkes, und hörte, daß man in dieser Beziehung das Werk des Agathangägos aus dem dritten Jahrhundert und das des Moses von Chorene aus einer viel spätern Zeit vorzüglich hochschätzt. Die Geschichte der Bekehrung des armenischen Volkes zum Christenthume wird hier aus diesen Chronikenschreibern umständlich mitgetheilt. Traurig ist es, wie auch in diese weitverzweigte christliche Kirche früh schon Spaltungen eingerissen sind, die noch bis auf unsere Zeiten fortwuchern. So besteht ein eigener, zweyter Katholikos zu Sis in Cilicien, und ein dritter auf der Insel Achthamor im See Wan, der schon seit 700 Jahren dort regiert. Ein großer Theil der Geistlichkeit und der Layen Armeniens hat sich sogar ganz dem katholischen Glauben ergeben, wozu, wie unser Verf. S. 99 erzählt, vor etwa 100 Jahren ein Mann, Namens Warthabed Mechitar, Veranlassung gegeben haben soll. Er war von dem redlichen Bestreben beseelt, Wissenschaft, gute Sitten und Religiösität unter dem Volke einheimisch zu machen. Da er aber in seinem Unternehmen zu viel Widerstand von der übrigen armenischen Geistlichkeit erfuhr, so warf er sich dem Papst in die Arme, der ihn auch unter der Bedingung aufnahm, daß er die Artikel, in welchen die katholische von der armenischen Kirche abwich, aufgeben sollte. Er brachte dieses Opfer, und wurde anfangs in dem Benedictinerkloster in Morea aufgenommen. Als später die Republik Venedig dem Benedictinerorden die Insel St. Lazarus schenkte, wurde auch er hieher berufen. Obschon er hier seinem Volke in Armenien nicht mehr auf die Weise, wie er früher gewünscht hatte, helfen konnte, so blieb ihm doch immer ein großes Verdienst um dasselbe, das auch von der sogenannten orthodoxen Geistlichkeit in Etschmiadsin allgemein anerkannt wird. Er gründete nämlich auf dieser Insel St. Lazarus eine eigene, große und sehr wohl eingerichtete Druckerey, in welcher sehr viele nützliche Bücher in armenischer Sprache gedruckt, und dann nach Armenien versendet werden. Die ganze armenische Kirche Kleinasiens wird mit diesen Büchern

reichlich versorgt, und darunter sind nicht bloß erbauliche, sondern auch viele rein wissenschaftliche. Die Congregation der Mechitaristen fährt bis auf den heutigen Tag fort, diesen äußerst wohlthätigen Einfluß auf ihr Stammland auszuüben. So weit der Verfasser. Was er noch weiter über diesen Gegenstand sagt, wird der Leser am besten selbst S. 100 u. f. nachlesen können. Nur gestehen wir, nicht einzusehen, wie nach dieser Beschreibung der innern Organisation und der äußern Stellung des berühmten Klosters der Chef desselben mit dem des Vaticans in Eine Reihe gestellt werden konnte. Der Verf. wurde bey dem ersten Anblicke desselben von einer Begeisterung ergriffen, die wohl auf gutem historischen Grunde ruhte, aber bald durch Gefühle anderer Art umgestimmt wurde. Er nahte sich, wie er sagt, diesem altergrauen und weltberühmten Kloster während eines fürchterlichen Ungewitters, wo alles, Menschen und Thiere, die Straße und das freye Feld verließ, um unter irgend einem Obdache Schutz zu suchen, während er, von dem, was außer ihm vorging, nichts empfindend, und von dem über ihm brüllenden Donner nichts hörend, sich bloß den Eindrücken der vor ihm ausgebreiteten Landschaft und den tiefen Gedanken an eine alte, vielbewegte Zeit voller welthistorischer Ereignisse schwelgerisch überließ. »Konnte ich auch anders?« setzt er hinzu. »War ich nicht am »Fuße des Ararat, des heiligen Noahberges, auf dessen dürrem »Boden noch jetzt unverkennbare Spuren von jenen Fluthen zeu»gen, welche einst, zur Erhaltung des Menschengeschlechts, sich »von seinem himmelanstrebenden Gipfel herabstürzten?« (Wird uns der Verf. diese unverkennbaren Spuren jenes Ereignisses in der That an dem Ararat nachweisen?) »Befand ich mich nicht,« fährt er weiter fort, »in dem Thale des Arares, zu dessen Ufern »einst Hannibal flüchtete, nachdem er in Italiens Fluren das »Uebermaß seiner Kühnheit gebüßt hatte?« (Demnach war Hannibal bloß ein verwegener Abenteurer?) »War ich nicht in der »Nähe des ehemaligen Artaxata, der großen und reichen Haupt»stadt des alten Armeniens, wo Tiridates, der Parthe, die in »Rom empfangene Königskrone trug, und die ersten, spärlich »ausgestreuten Keime des Christenthums zu ersticken bemüht war, »bis er selbst, am Ende seines Lebens, von Gregor dem Erleuch»ter, den Schatz des christlichen Glaubens in sich aufnahm? »Befand ich mich nicht an den uralten Mauern E t s ch m i a d s i n's, »dem Glaubens-Palladium des armenischen Volks, bey dem das »Christenthum, von den ersten Jahrhunderten seiner Entstehung, »trotz der ewigen Verfolgungen, der unaufhörlichen Kriege zwi»schen Parthern, Römern, Persern und Türken, dennoch so innige »Pflege fand, daß unter all diesem Unkraut der glückliche Same

»nicht erstickte, sondern, obgleich entstellt, einer späteren, glück»licheren Zeit aufbehalten wurde, mit Opfern an Gut und Blut, »wie wohl schwerlich irgend ein anderes christliches Volk sie auf den Altar der Religion niedergelegt hat« u. s. w. Diese Stelle mag als eine Probe der Darstellung des Verfassers, da, wo er sich über den gewöhnlichen Vortrag des Berichterstatters erhebt, und zugleich als eine der vielen ähnlichen Aeußerungen gelten, zu welchen er die Gelegenheit, so oft sie sich in seinem Buche darbietet, mit einer Art von Vorliebe ergreift, und auf die wir später wieder zurückkommen werden.

Am 10. Sept. verließ er das Kloster mit seinem Katholikos, seinen 12 Bischöfen, 40 Archimandriten und einer Menge Diaconen, um sich dem Ziele seiner Reise, dem heiligen Berge Ararat, zu nähern. Auf dem Wege dahin fanden sie in dem trockenen Sandboden und an den kurzen Gräsern eine Menge von purpurrothen Würmchen, die besonders sehr häufig an den Wurzeln der Grasart Dactylis litoralis angetroffen wurden. Dieselben Würmchen braucht man in Persien zur Bereitung der Scharlachfarbe, und man verkauft daher auf den Märkten diese Thierchen getrocknet um sehr theures Geld. Daraus könnte also auch dieser Gegend um den Araxes ein schöner Handelszweig und ein großer Gewinn erwachsen. Der Scharlach, mit welchem in Europa gefärbt wird, kömmt bekanntlich von der amerikanischen Cochenille, die dort auf mehreren Cactus-Arten über der Erde lebt. Das Männchen der Cochenille ist ein geflügeltes Insect, das zum Färben nicht gebraucht wird; das Weibchen aber, welches bloß kriechen, nicht fliegen kann, ist von der Größe eines Kirschkerns, ganz weich, wie eine Beere, und durch und durch vom reinsten Dunkel-Amaranth, das in der Sonne, wegen der sammtartigen Oberfläche des Thieres, zwar im schönsten Lichte, aber mild und ohne Glanz scheint. Getrocknet schrumpft es zur Größe eines Hirsekorns ein, und bekömmt einen bläulichen Anflug.

Am Fuße des Ararat kamen sie zu dem großen Dorfe Arguri, von nahe 175 Familien. Hier soll, wie die Sage geht, Noah, als er aus der Arche stieg, dem Herrn einen Altar gebaut, und von allem reinen Vieh ihm Brandopfer gebracht haben (Genesis VIII. 20). An diesem Orte soll jetzt die Dorfkirche stehen, und die umliegenden Weinberge sollen dieselben seyn, von denen es heißt (ibid. IX. 20): »Und Noah fing an und ward ein Ackersmann und pflanzte Weingärten.« — In einer bedeutenden Höhe über diesem Dorfe liegt das kleine Kloster St. Jacob, wo die Reisenden eine Art von Stützpunct für ihre Excursionen auf dem

Berge hatten, und wo sie ebenfalls mit der größten Gastfreundschaft aufgenommen wurden.

Der Ararat trägt diesen seinen Namen wenigstens schon seit 3300 Jahren, da er in der Genesis schon und auch jetzt noch so genannt wird, wenigstens in der Bibel, selbst in der armenischen Ausgabe des alten Testaments. Das gemeine Volk in der Umgegend heißt ihn Massis, die Türken und Perser aber Agridagh, d. h. steilen Berg. Er besteht eigentlich aus zwey Bergen, die auch der große und der kleine Ararat heißen; ihre Gipfel stehen nahe $1\frac{3}{5}$ d. Meilen von einander ab, während sich ihr Fuß verschmilzt. Der Gipfel des großen Ararat liegt unter 39° 42′ Breite und 61° 55′ Länge von Ferro, und hat eine Höhe von 16254 Par. Fuß über dem Meere (also 38 Mal mehr, als die Höhe des Stephansthurms in Wien beträgt), oder nahe doppelt so viel, als der St. Gotthardsberg in der Schweiz. An seiner nördlichen Seite hat er eine große, tiefe Schlucht, die manche mit einem ausgebrannten Krater vergleichen, die aber wohl nur ein Spalt seyn mag, den der Berg in der Vorzeit erhalten hat. Der Gipfel ist bis auf eine senkrechte Höhe von 3300 oder in schräger Richtung nahe 13000 Par. Fuß mit ewigem Schnee und Eis bedeckt. Beyde Berge stehen als selbstständig, nicht als Theil eines andern Gebirges, in der Gegend, obschon sich allerdings in der Nähe andere, kleinere Gebirge an ihn anschließen. Die ersten Abbildungen desselben findet man schon bey dem alten Chardin (Journal de Voyage du Chardin. London 1686), aber sie sind sehr mittelmäßig und ungetreu. Tournefort (Relation d'un voyage du Levant. Amsterd. 1718) hat viel Vorzüglicheres geleistet, aber er ließ sich durch seine Phantasie zu grotesken Uebertreibungen verleiten. Morier (Voyage en Perse. Paris 1813) verfiel in denselben Fehler, und hielt sich nicht treu an die Natur des Gegenstandes, und so geht es auch dem geistreichen Ker-Porter (Travels in Georgia. London 1822) und Kotzebue (Reise nach Persien. Weimar 1819). Das Beste, was bisher an Zeichnungen dieses Berges geliefert worden, ist von William Ouseley (Travels in various countries of the East. London 1823) gegeben worden. Unser Verf. theilt nun hier S. 126 auch seine eigenen Zeichnungen mit, von welchen er versichert, daß sie wenigstens das Verdienst haben, daß sie der Wahrheit ganz gemäß, und auch in getreuer Perspective dargestellt seyen. Ref. muß natürlich die Beurtheilung dieser Zeichnungen, die sich dem Auge übrigens sehr artig darstellen, denjenigen überlassen, die das Original derselben in der Natur selbst gesehen haben.

Am 12. Sept. fing der Verf. von dem Kloster St. Jacob aus

seine Excursionen auf dem Ararat an. Schon am ersten Tage, wo sie der Schneegränze des Berges ziemlich nahe kamen, erreichten sie eine Höhe von 11675 P. F. über dem Meere. Hier blieben sie in einer Höhle über Nacht. »Kaltes Gestein war unser Lager und das starre Eishaupt des Berges unser Ofen« (?). An schattigen Stellen rings herum lag schon etwas Schnee, und die Temperatur der Luft war auf dem Gefrierpuncte, obschon sie am Mittag zuvor vor Hitze verschmachten wollten. Am folgenden Morgen ging es weiter aufwärts. Wie sie selbst höher stiegen, stiegen auch die Schwierigkeiten der Unternehmung. Nun ging der Weg bereits über Felsenkämme und Gletscher, und bey der Höhe von 13180 Fuß kamen sie an den untern Rand der Eisrinde. Die Neigung derselben betrug hier nahe 30 Grade gegen den Horizont. Nun gehört aber eine Böschung von 35 bis 40 Grad bereits zu den völlig unersteiglichen, wie alle Bergbesteiger wissen, wenn man nämlich nicht zu Stufen und Leitern Zuflucht nimmt. Unsere Reisenden mußten sich auch hier mit ihren Eisenstäben an vielen Orten zuerst Vertiefungen aushauen, um darin Fuß fassen zu können. Sie wären vielleicht schon bey diesem ersten Versuche an den Gipfel gelangt, aber als der Abend kam, und sie noch eine große Strecke vor sich hatten, und sich bereits sehr ermüdet fühlten, mußten sie auf ein Nachtlager denken, und deßhalb wieder rück- oder abwärts gehen. Sie hatten jetzt die Höhe von nahe 14550 P. F., also nahe die des Montblancs, erreicht, und dennoch lag der eigentliche Gipfel noch in beträchtlicher Hervorragung über ihnen. Das Herabsteigen war gefährlich, da man leicht ausgleiten konnte, und dann nichts da war, den Stürzenden aufzuhalten. Auch glitt einer der jungen Begleiter wirklich aus. Der Verf. wollte den Stürzenden mit seinem Eisenstabe aufhalten, wurde aber bey diesem Bemühen selbst mit fortgerissen, und legte auf diese Weise »besinnungslos wohl eine halbe Werst, also nahe 1600 Fuß, zurück, wo er dann zwischen den Lavatrümmern unweit des untern Randes des Gletschers liegen blieb. Dabey wurde sein Barometer zertrümmert, seine Taschenuhr ging auf, und wurde mit dem Blute seines Körpers bespritzt, »und von meinen übrigen Sachen war durch die Centrifugalkraft meiner wirbelnden Bewegung auch das Letzte mir aus den Taschen geschleudert, ich selbst aber nicht wesentlich beschädigt worden.« Der Verf. wird uns wohl erlauben, die ganze Geschichte nicht genau ad verbum anzunehmen. Ein bischen Licht und Schatten wird übrigens bey jedem Gemälde erfordert, und so wollen auch wir mit seiner Darstellung nicht weiter rechten. Den Bewohnern des Klosters wollten sie ihr Unglück nicht erzählen, weil diese das Mißlingen ihrer Unternehmung für eine Strafe

des Himmels erklärt hätten, indem man in jenen Gegenden allgemein glaubt, daß der Ararat seit Noah's Zeiten von keinem Sterblichen erstiegen sey, auch nicht erstiegen werden könne, und daß endlich auf dem Gipfel desselben die Arche noch bestehe, aber von Niemand, ohne zu sterben, gesehen werden dürfe. Auch soll der türkische Pascha der nahe liegenden Provinz Bajaset einen hohen Preis auf die Besteigung dieses Berges vergebens gesetzt haben. Der berühmte Reisende Tournefort, und nach ihm Morier, hielten den steilen Gipfel desselben für ganz unerreichbar, obschon man aus seiner Relation nicht recht klug wird, ob er seine Behauptung von der Unersteigbarkeit des Gipfels im Ernste oder bloß zum Scherz vorträgt, wie denn auch seine Begeisterung für diesen Gegenstand noch lange nicht an die unseres Verf.'s reicht, indem jener sagt: Cette Montagne est un des plus tristes et des plus désagréables aspects, qu'il y ait sur la terre.

Am folgenden Tage nach seiner Ankunft im Kloster wurde er krank, wahrscheinlich in Folge der ausgestandenen Ermüdung. Doch stellte er sich, so wie auch seinen ruinirten Barometer, bald wieder her, und nun ging es an die Zurichtung zur eigentlichen Ersteigung des Berges. Am 18. Sept. setzte sich der Zug in Bewegung, der aus dreyzehn Personen bestand. Am Abend des ersten Tages waren sie nicht weit von der Schneegränze, wo sie ihr Nachtlager aufschlugen. Am folgenden Morgen wurde die Eisregion überschritten. Bald mußten in dem glatten und steilen Eise Stufen ausgehauen werden, wenn man höher gelangen wollte. Der Vordermann der Gesellschaft machte mit seinem Instrumente nur leichte Einschnitte in den Boden, die dann von jedem Folgenden um etwas vergrößert wurden, auf daß jeder seinen Theil an der Arbeit haben, und beym Herabsteigen die jetzt nothwendigen größeren Stufen schon bereit seyn möchten. Auf diese Weise erhoben sie sich in einer Stunde nahe 600 Fuß senkrechter Höhe. Später kamen sie auf eine breite, horizontale Eisfläche, wo sie das große hölzerne Kreuz aufrichteten, das sie zum Andenken dieser Reise mitgeschleppt hatten, und durch welches zugleich die Mühe ihrer Unternehmung sehr erhöht wurde. Die Höhe dieses Eisfeldes über dem schwarzen Meere betrug 15138 P. Fuß, also schon beträchtlich mehr, als die Höhe des Montblanc. — Da es schon Mittag war, und die Witterung ungünstig zu werden drohte, so dachten alle, wenn gleich mit Wehmuth, dießseits des erreichten Zieles zu bleiben, an die Rückreise. Am 20. Sept. kam die Gesellschaft wieder in dem Kloster von St. Jacob an.

Am 26. Sept., da die Witterung sich so gut anließ, wurde der dritte Versuch gemacht, den Gipfel des Ararat zu erreichen.

Dabey wurden die Erfahrungen der zwey vorhergegangenen Versuche mit Einsicht benützt. Dießmal erreichten sie am ersten Abend bereits die Schneegränze. Am andern Morgen ging es frisch aufwärts. Aber die Beschwerden wuchsen bald zu einem schwer zu ertragenden Grade. Mehrere Bauern von der Gesellschaft fühlten sich unwohl, und mußten zurückbleiben. Um Mittag waren sie auf dem Eisfelde, wo sie letzthin das Kreuz errichtet hatten. — Endlich, nach drey Uhr Abends, am 27. Sept. 1829, standen sie auf dem ersehnten Gipfel. Er bildet eine schwach gewölbte, fast kreisförmige Fläche von nahe 200 Schritten im Umkreise, die am Rande nach allen Seiten hin steil abfällt. Der Verf. glaubte hier den Punct erkannt zu haben, auf dem Noah's Arche gestanden hat! Dabey wird Ker Porter's andere Meinung von diesem Puncte durch theologische und physische Argumente widerlegt. Nahe bey dieser Stelle wurde denn auch wieder ein neues, obgleich kleineres hölzernes Kreuz errichtet. Durch Barometer und durch trigonometrische Beobachtungen fand sich die Höhe des Berggipfels 16254 Par. Fuß über dem Meere. — Drey Viertelstunden nach ihrer Ankunft begannen sie den Rückzug, und kamen am späten Abend an dem Orte ihres letzten Nachtlagers und am folgenden Tage wieder im Kloster an.

Nach dieser Erzählung geht der Verf. zu seiner Selbstvertheidigung gegen die Angriffe über, welche man in Beziehung auf die Wahrhaftigkeit dieser Erzählung, man sieht nicht recht, ob schon aufgestellt hat, oder erst künftig aufstellen will. Zwar wird eines Mannes erwähnt, der die Unmöglichkeit der Sache nachzuweisen versucht habe, aber weder der Name des Mannes, noch seine Gründe werden angegeben. Das Nähere soll man in der Zeitung von Tiflis, Jahrgang 1831, Nr. 11 und 22 lesen, und damit, heißt es, scheint die Sache abgethan. Da es dem Verf. aber doch wieder nicht ganz abgethan scheinen mußte, so fand er sich veranlaßt, die ihn begleitenden Personen zu einer eidlichen Deposition vor ihren Vorgesetzten aufzufordern, die denn auch hier umständlich mitgetheilt wird. Ref. kann sich nicht in die nähere Untersuchung dieser Actenstücke einlassen, und würde es mit vielen Lesern lieber gesehen haben, wenn dieser Theil der Reisebeschreibung weggeblieben wäre, da sie Fremde nur wenig interessiren kann, und da die Wahrheit der hier zu bestätigenden Sache am Ende doch wohl mehr und kräftiger aus der Erzählung selbst, als aus der Zeugenschaft solcher Leute, wie die hier zu Hülfe gerufenen, hervorgehen muß. Gewiß wird gar mancher Leser, der die ganze Relation bis S. 166 mit Unbefangenheit gelesen, und gegen die Wahrheit derselben kein weiteres Bedenken gehegt hat, bey den nun folgenden Erörterungen

aufgescheucht, ohne doch durch sie, da sie, besonders die der S. 167, unvollständig ist, wieder gänzlich beruhigt zu werden. Wenigstens ist dieß das Gefühl des Referenten, dem es bis hieher nicht eingefallen ist, an der Wahrhaftigkeit der Erzählung, im Ganzen genommen, zu zweifeln. Der Verfasser, dessen Candidät wir, als Fremde, gern alles schuldige Recht widerfahren lassen, scheint, wie es aus mehreren seiner Ausdrücke hervorgeht, durch Angriffe eines Anderen in einen gereizten Zustand versetzt worden zu seyn, und in einer solchen Stimmung vertheidigt man sich nur selten gut. Warum ließ er nicht, in seinem Innern beruhigt und seiner Sache gewiß, die Reden anderer auf sich beruhen. Die Wahrheit wird sich, nach ihrer Art, selbst Bahn machen, wenn auch erst spät. Dieß geduldig zu erwarten — theilt er dieß nicht mit so vielen andern ehrenwerthen Männern? Und wenn nun seine Gegner in der That der Art sind, wie sie ihm erscheinen, werden sie sich durch diese Gegenreden nicht wieder zu neuen Repliken aufgefordert finden? — Wie gesagt, wir zweifeln durchaus nicht an der Wahrhaftigkeit seiner Aussage, daß er den Gipfel des Ararat in der That erstiegen habe, aber wir zweifeln an der Haltbarkeit der Gründe, welche er für diese Thatsache anführt. Er appellirt z. B. an mehreren Stellen seiner Schrift an seine Offenheit, an seinen geraden Sinn, an seine Liebe zur Wahrheit u. f. Wir geben dieses zu bey ihm und bey allen, von denen wir keine Beweise für das Gegentheil haben, aber wir wünschten, daß man weniger von diesen Eigenschaften sprechen möge, weil sie, nicht durch bloße Wortversicherungen, sondern durch den Character, durch die Thaten des Mannes erkannt zu werden pflegen, und diese Thaten sind hier die Schriften des Mannes, die eigenhändige Beschreibung seiner Reise selbst, die uns, wie gesagt, noch nicht den leisesten Zweifel gegen jene Eigenschaften eingeflößt hat, und auch wohl keinem andern Leser einflößen wird, der sich nicht mit der Diatribe befaßt, die derselben zum Schlusse, und, wie es scheint, zur Bestätigung angehängt ist. Eine an sich gute Sache, und als eine solche wird sie jeder unbefangene Leser ansehen, der von jenen Klatschereyen nichts weiß, muß man nicht durch seichte Gründe vertheidigen wollen, weil man ihr dadurch nur schaden kann. Welcher Grund ist aber der, der S. 177 vorgebracht wird: »Zur Beseitigung der Zweifel über die Offenheit, mit welcher ich die Sache »von Anfang an behandelte, erwähne ich hier nur, daß die Zei»tung von Tiflis (die hier zugleich wacker gelobt wird) die unmit»telbar von mir an dem Herrn Herausgeber gemeldeten Nachrich»ten von meinen Reisen auf den Gipfel des Ararat enthält.« — Als ob noch keine Zeitung der Welt irgend eine unrichtige Nachricht,

enthalten hätte, oder als ob alles, was in einer Zeitung steht, auch schon sofort wahr und ungezweifelt seyn müßte. Ich würde von irgend einer Nachricht viel lieber den umgekehrten Schluß gelten lassen: »sie wird wohl nicht wahr seyn, weil sie nur in einer Zeitung steht.« Auch legt der Verf. ein besonderes Gewicht darauf, »daß dieselbe Zeitung sogar auch die Angabe der barometrisch gemessenen Höhe des Berges enthält, die doch gewiß nicht anders, als durch die Beobachtung eines Barometers auf dem Gipfel gefunden werden konnte.« — Diese Argumentation erinnert an den alten Streit des griechischen Philosophen, der seinen Gegner, welcher an dem Daseyn des Mannes im Monde nicht glauben wollte, mit den Worten schlug: »Der Mann im Monde muß aber durchaus da seyn, denn wie könnte er denn sonst der Mann im Monde seyn.« — Als ob, wird der Gegner sagen, wer eine Nachricht von der Reise erfinden, nicht auch eine von Barometerbeobachtungen dazu erfinden könnte.

Was die mineralogische Beschaffenheit des Berges betrifft, so fand sie der Verf. durchaus vulkanischer Art, was S. 178 u. f. umständlich erläutert wird. Die botanische Ausbeute der Excursion konnte, wie auch der Verf. selbst bemerkt, wegen der Beschaffenheit des Bodens nur gering seyn, obschon er es an Fleiß und Eifer nicht fehlen ließ. Er fand hier das merkwürdige Cerastium ganz dem ähnlich, welches auf den Höhen des Elbrus getroffen wird. In derselben Höhe von 12000 Fuß über dem Meere wächst auch die Saxifraga muscoides, Aster alpinus, Draba incompta, Arenaria recurva u. f. Er fand auch hier die Bemerkung wieder bestätigt, die er schon früher auf den Pyrenäen und auf den Alpen gefunden hatte: daß bey den Pflanzen auf bedeutenden Höhen die Wurzeln immer stärker und größer sind, als in der Ebene; daß die Blüthen eben so vollständig und reich, oft selbst reicher als in der Tiefe sind, wenn anders der Boden Nahrung genug gibt: daß aber dagegen die Blätter und die den Stengel umkleidende Haut und überhaupt alles Grüne an den Pflanzen verkümmert, obschon sie der Kälte viel mehr widerstehen, als die zarteren Blüthentheile. Die Ursache sucht er darin, daß das Hauptgeschäft der Blüthenblätter in der Aushauchung luft- und dunstartiger Bestandtheile besteht, die durch die dünnere Atmosphäre auf hohen Bergen eher befördert als geschmälert wird. Die Blätter aber werden bey allen nur etwas höher wachsenden Pflanzen immer kleiner, je mehr sich ihr Standort von der Meeresfläche entfernt, selbst ihr Grün wird immer unansehnlicher, als unverkennbare Wirkung der verdünnten Atmosphäre, aus welcher die Blätter bestimmt sind, Nahrungstheile einzusaugen. Uebrigens findet man am Ararat noch Wallnüsse,

Apricosen, Weiden und italienische Pappeln bis 6000 Fuß über dem Meere und Birken bis 7800 Fuß.

Die Schneegränze des Ararat ist, nach des Verf.'s Beobachtungen, gegen 13300 P. Fuß über dem Meere, also sehr hoch, wozu wohl, nebst der südlichen geographischen, auch die topographische Lage und Umgebung des Berges beytragen mag.

Die Gastfreundschaft dieser Gegenden ist schon ächt orientalisch. Ueberall fanden sie die beste Aufnahme, die möglich reichste Bewirthung, und dafür Geld anzubieten, wurde für kränkend, ja beleidigend gehalten. Dieser Tugend entgegengesetzt ist die leider eben so in Mode stehende Sucht zu rauben und zu plündern, was besonders die Kurden sehr gut verstehen. Der Verf. erzählt, daß diese Kurden im Jahre 1827 die deutsche Colonie Katharinenfeld, unweit Tiflis, ohne alle äußere Ursache, in der Nacht überfallen und ausgeplündert, und alle Bewohner, die sie nicht niedermachten, mit sich genommen hatten, um sich von ihnen als von Sclaven bedienen zu lassen. Unter den letzten war auch ein alter Mann aus Schwaben. Der Kurde, sein neuer Herr, hatte bey dieser Gelegenheit, unter andern Dingen, auch eine Tabaksdose erbeutet, deren Inhalt er aber nicht zu benützen wußte. Der alte Colonist, der gern schnupfte, wagte es endlich, sich von seinem Herrn eine Prise aus dieser Dose auszubitten. Der Kurde war über das Manöver, das er den Alten machen sah, nicht wenig verwundert, und als er bey seinen Weibern ankam, war es eines seiner ersten Geschäfte, dieses Wunderthier, das sich trockenen, beißenden Staub in die Nase stopfte, vorzuführen. Er ließ ihn in der Gegenwart der Frauen das Experiment wiederholen, und diese unterhielten sich dabey so wohl, daß sie ihm, nachdem der Vorrath in der Dose ausgegangen war, selbst Tabaksblätter zerrieben, und die Dose füllten, und ihn überhaupt sehr gut behandelten.

Nach der Zurückkunft vom Berge beschäftigte sich der Verf. mit magnetischen und Pendelbeobachtungen, während Fedorow die geogr. Länge und Breite des Berges bestimmte, und in der Ebene des nahen Arares eine trigonometrische Vermessung der Umgegend unternahm.

Unter den Bewohnern Georgiens sind vorzüglich die Kurden merkwürdig. Sie sind noch jetzt größtentheils Nomaden, und haben seit undenklichen Zeiten die Ebenen des alten Mesopotamiens, des Euphrats und Tygris bewohnt. Von ihrem Ursprung weiß man nichts Gewisses. Von den Türken und Persern unterscheiden sie sich durch Gesichts- und Körperbildung sowohl, als auch durch ihren Character. Drouville, der lange unter ihnen war, hielt sie für Nachkommen der Beduinen oder für ehemalige

Araber. Sie sind die gebornen Feinde und Gegner der Christen, und doch leben sie in inniger Verbindung mit den Nestorianern, mit welchen sie gleichsam zu Einem Volke verschmolzen sind, obschon sie selbst sich zu dem Islam bekennen. Beyde haben gleiche Tracht und Gewohnheiten, ziehen mit einander in den Krieg, und genießen auch die Früchte des Friedens, oder vielmehr ihrer gemeinschaftlichen Räubereyen mit einander. Die Nestorianer sind eine christliche Secte, die in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts entstand, wo der Patriarch Nestorius in Konstantinopel, wegen seinen abweichenden Ansichten über einige religiöse Dogmen, auf zwey Synoden der Ketzerey beschuldigt und abgesetzt wurde. Seine zahlreichen Anhänger trennten sich darauf von der katholischen Kirche, und flüchteten sich sammt ihm und allen ihren Bischöfen nach Persien, wo sie gut aufgenommen wurden, und sich bald von da über Aegypten, Syrien, Arabien, Indien, die Tatarey und selbst bis China verbreiteten, besonders aber in dem alten Chaldäa Fuß faßten. Diese Secte ist daher eine der ausgebreitetsten der christlichen Religion. Bey ihrem Gottesdienste brauchen sie noch heut zu Tage die alte chaldäisch-syrische Sprache, und ihr Ritus ist dem katholischen sehr ähnlich, und von dem armenischen stark abweichend. Sie sind ohne Neigung für den Handel, zu dem die Armenier so viel Talent haben, aber dafür tapfere Krieger, während die letzten häufig feig sind. Ihre Weiber sind schön und arbeitsam; die Stickereyen derselben sind in ganz Kleinasien als die besten bekannt. Sie durchbohren sich, um ihren Männern noch mehr zu gefallen, das rechte Nasenläppchen, und hängen sich einen großen, bis zum Kinn herabhängenden Ring hinein. Vergebens würde man sie von dieser Mode abzubringen suchen, ohne welche sie den Anstand zu verletzen glauben. Diese Ringe sind öfter so schwer, daß sie das Nasenläppchen zerreißen, wo dann sofort ein neues Loch neben dem alten angebracht wird. Ihr Patriarch, den sie Kalifat nennen, übt eine moralische Gewalt ohne Gränzen über das ganze Volk aus. Er wird für unfehlbar, und als unmittelbar der Erste nach Gott angesehen.

S. 105 und 207 ff. bemüht sich der Verfasser, aus den vielen Wasseradern in der Umgegend des Ararat und aus den großen Felsenblöcken dieses Berges, die immer kleiner werden, je tiefer sie liegen, einen, wie er sagt, »physischen Beweis für die Richtigkeit der historischen Nachricht von der Sündfluth abzuleiten, und dadurch zu zeigen, daß eine aus reiner Quelle geflossene Wahrheit, was auch Zweifelsucht und Unglaube darüber sagen mögen, selbst nach Jahrtausenden noch aus Licht treten kann.« — Als Probe einer tatarischen Mahlzeit mag Folgendes

gelten. Die Tafel, d. h. die runde Steinplatte auf einem niedrigen Gestelle, einem Schämel gleich, war außer den dürren Brotkuchen noch mit folgenden Speisen besetzt: Gesalzene Lachsforellen; kaltes, gekochtes Schaffleisch in viereckigen, kleinen Stücken; hart gesottene Eyer aus den Schalen genommen und in Hälften geschnitten; gekäste Milch und weißer Käse nebst einigen Arbusen (Wassermelonen). Jedes dieser Gerichte lag auf einem besonderen metallenen Teller, und alle diese Teller standen auf einem sehr großen flachen Teller von verzinntem Kupfer. Jeder aß nun nach Belieben von welcher Schüssel er mochte, und nahm sich seine Speisen mit den Fingern, da von anderem Tischgeräthe irgend einer Art, wie sie bey uns gebräuchlich sind, nichts vorhanden war. Dazu kam eine große Kanne goldfarbenen Weins, ächter Noah-Wein, der die fröhliche Mahlzeit würzte, an deren Ende jeder mit herzlichem Händedruck von dem andern schied.

Rührend und sehr gut geschildert ist das Bild des ehrwürdigen Archimandriten Warthabed Karapet von dem Kloster St. Jacob am Fuße des Ararat. Solche Erscheinungen sind für ein wohlorganisirtes Gemüth gleich einem stärkenden Balsam zu achten, daher wir sie auch unseren Lesern nicht vorenthalten dürfen.

Schon früher, ja gleich bey seinem ersten Eintritt in das Kloster, machte unser Verf. die Bekanntschaft dieses edlen Mannes. Wir wollen ihn mit seinen eigenen Worten reden lassen. — Meine erste Frage bey dem Eintritt in den Hof des Klosters war nach dem geistlichen Vorsteher desselben. Er stand vor mir: ein ehrwürdiger Greis, von hoher Gestalt mit verklärten Zügen, die durchaus keine Leidenschaft, sondern nur tiefe Ruhe und edle Resignation ausdrückten. Ein graues Haupt, mit der spitzigen Kapuzinerkappe aus schwarzem, indischem Zeuge bedeckt; ein langer, grauer Bart; ein Paar große, tiefliegende Augen mit einem Blick voll sanftmüthigen Sehnens nach einer höheren, besseren Welt. Sein einfaches Gewand war von blauem Zeuge, in der einen Hand hielt er den Rosenkranz und die andere lag über der Brust. — Nachdem die neu angekommene Gesellschaft freundlich aufgenommen, und derselben die Wohnung angewiesen war, verfügte man sich in den Hof zurück, wo das Reisegepäcke lag. Der Verf. zog einen Weinschlauch aus dem Gepäcke, um die ermüdete Gesellschaft zu erquicken. Der erste Becher wurde dem Herrn des Hauses credenzt, dann nahmen die übrigen. »Eine muntere Freude ergoß sich in der Caravane, und unser ehrwürdiger Wirth entzog sich den lauter werdenden Ausbrüchen des Frohsinns der Uebrigen nicht; zwar blieb sein stilles Wesen unverändert, aber

eine milde Freundlichkeit legte sich in die Falten seiner edlen Gesichtszüge, und ein Ausdruck väterlichen Wohlwollens sprach aus seinem Blick zu unsern Herzen.« — Dieß war der Anfang ihrer Bekanntschaft. Sehen wir nun auch das Ende derselben. — Der Verfasser hatte seine Arbeiten in der Umgegend geendet, und zog nun von seiner letzten Excursion wieder dem Kloster St. Jacob zu, um daselbst Abschied zu nehmen, und die Rückreise in seine Heimat anzutreten. — »Bald befand ich mich wieder im Angesichte des lieben kleinen Gebäudes, das ich nun bald für immer verlassen sollte. War es ein ähnliches Gefühl der bevorstehenden Trennung, was den Archimandriten Karapet bewog, mir auf dem Wege entgegen zu kommen, oder war es sein täglicher Gang zum Gottesacker, der ein zufälliges Zusammentreffen von uns beyden veranlaßte. Er begegnete mir in einiger Entfernung vom Kloster, wandte sich zu mir, und drückte durch seine würdigen und bescheidenen Mienen im orientalischen Geiste so viel innige Freude des Wiedersehens, so viel rein menschliches Wohlwollen aus, als ein, unter lauter Entbehrungen und Drangsalen durch volle drey und neunzig Jahre dem Grabe herangewachsener Mann noch zu hegen und zu äußern fähig seyn kann. In der That war dieses Grab schon seit vielen Jahren ein heiteres Ziel seiner Wünsche. In einem ärmlichen Kloster, hoch am Abhange des alten Ararat, in völliger Abgeschiedenheit von der gebildeten, ja von der ganzen übrigen Welt, bloß von zwey Dienstleuten umgeben, die seinen geringen Hausstand und seine kleine Viehheerde besorgten, hätte der edle Greis in Betrachtungen über die Werke Gottes und die Fügungen des Schicksals immerhin noch ein glückliches Leben führen können. Aber es war ihm nicht einmal gegönnt, ungeachtet seiner Resignation auf die gewöhnlichen Glücksgüter dieser Erde, frey zu bleiben von den empfindlichen Wirkungen des Eigennutzes und der Habsucht persischer Unterbeamten, die sich nicht entblödeten, ihre Vexationen und ihre eigenmächtigen Besteuerungen selbst bis zu dem armen Kloster auf der Höhe des Ararat auszudehnen, die mühsam erzogene Heerde als eine Räuberbeute abzuführen, und den ehrwürdigen Greis sogar mit körperlichen Mißhandlungen zu betrüben. — Jene allgemeine Ruhestätte, zu der er schon so manchen seiner Brüder begleitet hatte, konnte daher auch ihm, im Leben noch, nur ein Ort der Sehnsucht seyn. Er durfte nicht hoffen, daß nach seinem Tode sich irgend wer bemühen würde, für seine Ruhestätte zu sorgen, und so machte es ihm Vergnügen, dieß selbst zu thun. Seit mehreren Jahren arbeitete er daher auf dem schönen Hügel unweit dem Kloster, auf welchem der Friedhof desselben liegt, mit eigenen Händen an

seinem eigenen Grabe. Nachdem er, mühselig genug, die Gruft ausgegraben hatte, war er beschäftigt, sie auch mit Steinen auszulegen, und täglich sah ich den guten Alten in seiner abgenützten Klostertracht, die Kelle und etwas Mörtel in der Hand, zufriedenen Herzens hinaufwandern, um wieder einen Stein zu den andern zu fügen. Auch traf ich ihn einst auf den zusammengetragenen Steinen sitzend eingeschlummert, vielleicht in behaglichem Vorgefühl der Ruhe, nach der er sich sehnte, und die ihn hier bald umfangen sollte. Noch sehe ich den Anflug von kindlicher Freude in dem veralteten Antlitz, als er mir die Steinplatte zeigte, die er sich von einem Steinhauer zurichten, und mit einer armenischen Grabschrift versehen ließ, und das war wohl die einzige Freude an vergänglichem Gute, wenn man einen Grabstein so nennen darf, welche der edle Greis in der ganzen Zeit unserer Bekanntschaft in seinen Zügen wahrnehmen ließ.«

Am 27. und 28sten October benützten sie noch die gute Witterung zur Besteigung des kleinen Ararat. Die Beschwerden der Expedition waren hier viel geringer, und das Gestein des Berges wurde ebenfalls ganz vulkanischen Ursprungs gefunden. Er fand den Gipfel des kleinen Ararat 12284 P. F. über dem Meere, oder 3970 Fuß geringer, als die Höhe des großen Berges. Was ihm besonders auffiel, war die Menge mohammedanischer Gräber, die er auf dem Gipfel des kleinen Ararat fand, und von denen man ihm auch schon vorausgesagt hatte. Sie bestanden in Kränzen von an einander gelegten, etwa kopfgroßen Steinen, die auf der bloßen Erde in Kreisen von meistens drey Fuß Durchmesser geordnet waren. Nur eins von diesen vielen Gräbern, das größte, hatte zwey schief aufgerichtete Steinplatten von 2½ Fuß lang und einen Fuß breit, mit tatarischen Inschriften, die nicht vollständig entziffert werden konnten. Das darauf befindliche Datum ist vom Jahre 650 der türkischen, also von dem Jahre 1292 der christlichen Zeitrechnung.

Nach seiner Rückkunft im Kloster St. Jacob fand der Verf. noch einen magnetischen Felsen nur 900 Fuß von diesem Kloster entfernt. Wenn er seine Magnetnadel innerhalb einer Fläche von etwa einem Quadratfuß auf einem Steine dieses Felsens hin- und herrückte, so zeigte sie bald Nord, bald Ost, bald Süd, und lief so alle Compaßstriche durch. Er hatte aber, da die Abreise drängte, nicht mehr Zeit, den interessanten Gegenstand näher zu untersuchen.

Wir verlassen auch hier die Reisenden, die nun in größtentheils bekannten Gegenden wieder der Heimat zuziehen, und wenden uns zu dem zweyten Theile dieses Werkes, der die zu

dieser Reise gehörenden wissenschaftlichen Abhandlungen enthält, die wir hier kurz anzeigen wollen.

Die erste dieser zehn Abhandlungen spricht über ein barometrisches Nivellement überhaupt. Hier werden zuerst die, wie es scheint, sehr guten meteorologischen Instrumente beschrieben, und dann kömmt die Art der Beobachtung, die hier näher beschrieben wird, wobey man allerdings mit viel Umsicht zu Werke gegangen ist. Es ist bereits oben gesagt worden, daß immer zwey Beobachter, jeder mit Barometer und Thermometer versehen, in beträchtlicher Entfernung (von 2 bis 3 d. Meilen) von einander zu gleicher Zeit beobachtet haben. Die zur Berechnung angewendete Formel ist die von Laplace in der **Mécanique céleste.**

Die zweyte Abhandlung betrifft die Bestimmung des Höhenunterschiedes zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere. Man hatte in den neuesten Zeiten als ganz richtig angenommen, daß der Wasserspiegel des kaspischen Meeres um nahe 300 P. F. tiefer liege, als der des schwarzen Meeres. Nachdem der Verf. die Arbeiten seiner Vorgänger besprochen, und einstweilen a priori aus dem Laufe der Flüsse u. dgl. allgemeine Betrachtungen über diesen Gegenstand abgezogen hat, geht er nun zu seinen eigenen barometrischen Nivellements längs des Manetsch-Flusses über. Er sah vorzüglich darauf, daß die beyden correspondirenden Beobachtungen gleichzeitig gemacht, und daß die beyden Barometer immer mit einander selbst verglichen wurden. Die vor der Ankunft auf dem Ararat Statt gefundene Nivellirung des Manetsch gab kein genügendes Resultat, da sie nicht weit genug fortgesetzt werden konnte. Aber auf der Rückreise wurde Astrachan, am Ausflusse der Wolga in das kaspische Meer, mit Alt-Tscherkask, am Ausflusse des Don in das schwarze (eigentlich in das mit dem schwarzen Meere verbundene asowische), durch eine fortlaufende Kette von Barometerhöhen verbunden, und dadurch gefunden: daß zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere ein erheblicher Höhenunterschied nicht Statt habe. In der That fanden sie aus ihren Barometerbeobachtungen das Niveau des schwarzen Meeres nur 3 1/5 P. Fuß tiefer, als das des kaspischen. Als Nebenresultate fand sich noch der Fall des Manetsch ungemein klein, nur 4 Zoll auf eine deutsche Meile, während der des Dons 3.6 Fuß, und endlich der der Wolga wieder nur 0.8 P. F. auf eine Meile beträgt, und mit dem letzten stimmt auch nahe der Fall des Uralflusses überein. Uebrigens fand sich auch bey diesen, wie bey den meisten andern Strömen, daß das untere Ende derselben ein viel schwächeres Gefälle hat, als die oberen, weiter von der Mündung entfernten Theile.

Das alles wäre nun recht schön, wenn nur das Mittel, welches man hier gewählt hat, um den Zweck zu erreichen, etwas sicherer wäre. Aber ich fürchte, daß man auch mit den besten Barometern und mit der größten Umsicht bey den Beobachtungen, doch in den meisten Fällen nur sehr wenig verläßliche Resultate erhalten werde. Barometerbeobachtungen sind nämlich, wie bekannt, sehr gute und bequeme Mittel, um *sehr große* Höhenunterschiede zweyer einander nahe liegender Stationen, also z. B. die Höhe eines bedeutenden Berges über seinem Fuße zu bestimmen. Aber das Gefälle eines Flusses wird sich auf diese Weise nur schwer mit einiger Genauigkeit finden lassen. Bezeichnet nämlich H den Unterschied der Höhen beyder Beobachtungsstationen, und ist b die beobachtete Barometerhöhe an der obern und b′ an der untern Station, so hat man bekanntlich, wenn man H in Par. Toisen ausdrückt, und auf die kleineren Correctionen wegen der Temperatur und der Polhöhe, die hier außer der Untersuchung fallen, keine weitere Rücksicht nimmt:

$$H = 9437 \log \frac{b'}{b}$$

Differentiirt man diesen Ausdruck, so erhält man.

$$dH = 4098 \left(\frac{db'}{b'} - \frac{db}{b}\right)$$

oder da hier b nahe gleich b′ ist, wenn von dem Gefälle eines Flusses auf die Strecke von einigen wenigen Meilen die Rede ist,

$$dH = \frac{4098}{b} (db' - db)$$

Wenn man nun annimmt, daß die *Differenz* der Fehler in den abgelesenen Barometerhöhen, sie mögen nun ihren Grund in der Theilung der Scale, in der Ausdehnung derselben, in der Einwirkung der Temperatur auf die Luft und auf das Quecksilber oder in der Ablesung selbst haben, den zehnten Theil einer Linie betrage, und dieß wird sehr oft der Fall seyn, besonders wenn die Fehler der beyden Beobachter entgegengesetzte Zeichen haben, wo dann aus der Differenz jener Fehler die *Summe* derselben wird, so erhält man den daraus entspringenden Irrthum im Nivellement dH gleich

$$dH = \frac{409.8}{b}$$

wo b in Linien und dH in Toisen ausgedrückt wird. Die folgende kleine Tafel zeigt diese Fehler des Nivellements für verschiedene Höhen über dem Meere:

Mittlere Barometerhöhe an den beyden Stationen.	Daraus folgender Fehler des Nivellements.
28 Zolle.	7.3 Par. Fuß.
27	7.6
26	7.9
25	8.2

Also selbst am Ufer des Meeres, wo die Barometerhöhe nahe 28 Zolle beträgt, ist der zu befürchtende oder schwer zu vermeidende Fehler schon über 7 Fuß. Nun gibt es aber bey unserer Reise S. 19 und 28 ff. mehrere Stationenpaare, deren Höhendifferenz in allem nur 4, 3, ja sogar nur 2 Fuß beträgt, während der Fehler, den man dabey nicht leicht vermeiden kann, 7 Fuß, also zwey- und dreymal größer, als diejenige Höhe ist, die man durch dieses Verfahren bestimmen will.

Noch deutlicher vielleicht wird dieser Umstand, wenn man nicht sowohl den absoluten Fehler dH, sondern vielmehr den relativen $\frac{dH}{H}$ für einzelne Fälle sucht. Ist nämlich wieder der Fehler am Barometer gleich $^1/_{10}$ einer Linie, so findet man für diesen relativen Fehler den Ausdruck

$$\frac{dH}{H} = \frac{34.15}{Hb}$$

also in der Nähe des Meeres, wo b nahe 28 Zoll beträgt, folgende Tafel:

Höhenunterschied der beyden Stationen.	Relativer Fehler des Resultates.
120 Fuß.	0.06
60	0.1
30	0.2
20	0.4
10	0.7
5	1.5
4	1.8
3	2.4
2	3.7
1	7.3

Wenn also der Höhenunterschied beyder Stationen 60 Fuß beträgt, so geht der relative Fehler der Resultats auf 0.1 dieser Höhe, es ist um den zehnten Theil dieser Höhe oder um 6 Fuß ungewiß. Wenn dieser Höhenunterschied aber nur 10 Fuß beträgt, so ist das Resultat um den 0.7ten Theil dieser Größe, das heißt um volle 7 Fuß ungewiß. Für eine Höhendifferenz der

Stationen von 3 Fuß endlich ist die Ungewißheit 2.4 oder nahe $2\frac{1}{2}$ Mal größer als diejenige Größe selbst, die man auf diese Weise messen wollte.

Der Verfasser bringt dann seine Gründe für die Wahrscheinlichkeit, daß das schwarze und kaspische Meer in der Vorzeit nur ein einziges gebildet haben. Die jetzt zwischen den beyden Meeren liegenden Gegenden, von denen der Verf. eben einen großen Theil durchreist hat, haben nämlich, wenigstens nördlich vom Kaukasus, überall nur eine sehr geringe Höhe über beyden Meeren, und die höchste Stelle ist die, welche der Manetsch durchzieht; so daß also auch diese Stelle die ehemalige Verbindungslinie beyder Meere gewesen ist. Ferner findet man bey Neu-Tscherkask am nordöstlichen Gestade des kaspischen Meeres ganz dasselbe Gestein und dasselbe Muschellager, das sich auch auf jener ganzen Strecke, dem Manetsch entlang, bis nahe zum nordwestlichen Ufer des schwarzen Meeres zeigt; die Salzlager beyder Meere scheinen sich auch in gewisser Tiefe zwischen ihnen hinzuziehen, wie man aus den vielen großen und kleinen Salzseen um den Manetsch schließen muß u. s.

Weiter finden sich hier noch die Nivellements des Verf. s von Tiflis bis zum Ararat und über den Kreuzberg in zwey anderen Abhandlungen umständlich angeführt. Um die mittlere Temperatur des Bodens zu erforschen, hat er an vielen Orten die Temperatur der Quellen mit Fleiß und Umsicht geprüft. Er stellte diese Untersuchungen immer nur bey dem Austritt der Quelle aus dem Boden und mit einem sehr empfindlichen Thermometer mit einer sehr kleinen Kugel an. Diesen folgen die magnetischen und die Pendelbeobachtungen und endlich die trigonometrischen und astronomischen Messungen, die hier nicht ohne Umständlichkeit näher angeführt werden können, obschon sie einen sehr schätzbaren Theil des ganzen Werkes bilden, besonders die Discussion und Berechnung der Pendelbeobachtungen, die Herr Struve in Dorpat vorgenommen, und hier umständlich mitgetheilt hat. Er fand als Endresultat für die drey Beobachtungsorte Dorpat, Tiflis und Ararat, deren Polhöhe in derselben Ordnung 58° 22′ 85, 41° 41′ 45 und 39° 46′ 20 ist, folgende Zahlen der Schwingungen des constanten Pendels im leeren Raume, auf das Ufer des Meeres und bey der Temperatur + 16° Centes.

Dorpat, Zahl der Schwingungen	110922.03
Tiflis	110836.59
Ararat	110833.20

Alles Vorhergehende wird genügen, zu zeigen, daß das vorliegende Werk ein sehr schätzbares, und in mehr als einer

Beziehung unter den wissenschaftlichen Reisebeschreibungen der neueren Zeit ausgezeichnet ist. Einige minder wichtige Dinge wird man vielleicht bey einer zweyten Auflage, die das Werk erwarten darf, berücksichtigen. Dahin gehört z. B. die verschiedene Schreibart der Eigennamen, die bey einem auch in typographischer Rücksicht lobenswerthen Buche nur desto mehr auffällt. So heißt der eine Mitreisende auf dem Titelblatte Fedorov, während er schon auf der fünften Seite des Werkes selbst Fedorow geschrieben wird. Der Kalmükenfürst heißt S. 12 Timenjew, und schon auf der nächstfolgenden Seite 13 wird er in Timenief umgetauft. Ueberhaupt sollte dem zuweilen etwas sonderbaren Hange zur Etymologie der Eigennamen weniger Raum gegeben werden. So wird S. 28 behauptet, daß der Name der Stadt Tiflis von dem georgischen Worte Tbili komme, entweder wegen den warmen Mineralquellen der Stadt, oder auch, weil es hier wärmer ist, als in der früheren Residenz der georgischen Könige, in Mzcheta! Eben so soll nach S. 29 der arabische Name der Georgier Gürdschi seyn, und daher müsse dann der russische Name Grusia kommen! — Muthmaßungen, die keine weitere Unterstützung haben, als so entfernte Aehnlichkeiten, sind kaum der Anführung werth. — Die Temperaturbeobachtungen der Atmosphäre, die man S. 44 u. f. findet, sind viel zu allgemein dargestellt, da sie nur ein Paar Monate umfassen, aus welchen sich doch die mittlere Jahrestemperatur nie mit Sicherheit ableiten läßt. Auch die Quellentemperaturen geben wohl lange nicht so verläßliche Resultate, als man aus dem Vortrage des Verf.'s glauben sollte. Ueberhaupt lassen unsere sämmtlichen meteorologischen Instrumente und Beobachtungsarten wohl noch gar manches zu wünschen übrig, und es muß daher auffallen, wenn man die auf diesen Wegen gewonnenen Resultate, als wären sie unfehlbar, vortragen hört. Wir haben es oben gewagt, unsere Ansicht von dem Nivellement der Flüsse durch Barometer einzuschalten, und wer derselben Ansicht ist, wird es auffallend finden, wenn er z. B. S. 73 liest, daß man nur noch von Tiflis bis zum Meere auf dieselbe Art fortnivelliren dürfe, um die gewünschte Höhe »so genau zu erhalten, als es nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft möglich ist.« Dieß ist auf alle Fälle viel zu viel gesagt, da eben dieses hier so hoch gepriesene Verfahren die eigentliche Ursache seyn mag, warum die Resultate für die Höhen des kaspischen und schwarzen Meeres, die der Verf. hier erhalten hat, so ganz und gar nicht mit jenen stimmen, die er mehrere Jahre früher in derselben Gegend und auf dieselbe Weise gewonnen hat, worüber dann in dem Nachtrage S. 191 des zweyten Bandes umständlicher gesprochen wird. — Endlich glauben wir

noch bemerken zu dürfen, daß der größere Theil der gebildeten Leser dieses Werkes von gewissen, schwer zu bezeichnenden Anklängen nicht erfreulich ergriffen werden könne. »Das ist ein »Kloster, war ein Wort, das mich tief bewegte, als ich es zum »ersten Male in diesen Steppen hörte. In der That, muß es »nicht höchst ergreifend seyn, hier unter dem hohen Himmelsge»wölbe« u. s. w. Ganz eben so trieb ihn eine innere, aber mächtige Stimme, den Noahberg, wenn nicht zu besteigen, doch wenigstens auch nur einige Augenblicke anzuschauen. Und als er ihn nun endlich angeschaut hatte, da schaute er auch zugleich die deutlichen, unverkennbaren Spuren der Verwüstung, welche die Sündfluth (vor mehr als fünftausend Jahren!) daselbst angerichtet hat, und sogar die Stelle war noch kenntlich, wo die Arche gestanden hat! Und doch wird diese Darstellung noch durch die Erzählung von der Wasserflasche, aus der Quelle bey Arguri gefüllt, übertroffen, da der Verf. dieser Erzählung seine ganze Beystimmung zu geben scheint. Dahin gehört auch die diplomatisch getreue Aufzählung der sonderbaren Alterthümer, die er S. 90 in der Kirche zu Etschmiadsin gefunden und bewundert hat. Es mag seyn, daß man noch an manchen Orten Geschmack an solchen Dingen findet, aber der größte Theil der Leser, für die ein Werk dieser Art bestimmt ist, wird solchen Sachen nicht leicht einen Reiz abgewinnen können. Ein wahrhaft frommes, gottergebenes Gemüth bedarf dieser Mittel nicht, um sich zu trösten über all die Erbärmlichkeiten, die es hier umgeben, und sich, im Geiste wenigstens, aufzuschwingen in eine höhere, bessere Welt, und zu jenen stillen, beseligenden Genüssen, die ihm durch Dinge dieser Art nur verleidet werden können.

Littrow.

Art. X. Oesterreich unter Kaiser Albrecht II. Von Franz Kurz, regulirtem Chorherrn und Pfarrer zu St. Florian. 2 Theile. Wien 1835. Verlag von Kupfer und Singer. 8. Erster Theil VIII. 334, zweyter Theil 889 S.

Dem Schreiber vorliegender Zeilen gereicht es zu nicht geringem Vergnügen, sich über das Werk eines Mannes äußern zu können, dem die österreichische Geschichte vielfache Aufhellung verdankt, ohne dessen gründliche, vielfache und umfassende Arbeiten es keinem von uns möglich wäre, eine Geschichte Oesterreichs in der älteren Zeit zu schreiben.

Der Verfasser hat sich das Ziel gesteckt, die Geschichte Oesterreichs von Albrecht I. bis Maximilian I. zu schreiben. Er hat diesen großen Vorsatz mit Beharrlichkeit und Glück durchgeführt. Vor drey und zwanzig Jahren erschien vom Verfasser

Oesterreich unter Kaiser Friedrich IV. in zwey Bänden; ein Werk, in welchem der Verfasser gründlichen Forschungsgeist und unbefangene Freymüthigkeit beurkundete. Es war eine Arbeit, gleichsam herausgerissen aus der Mitte jenes Kreises, den der Verfasser zu bearbeiten sich vorgesetzt. Bald begann er die Arbeit in chronologischer Ordnung, und es erschienen im Raume von 23 Jahren: Oesterreich unter König Ottokar und Albrecht I. in 2 Bänden; Oesterreich unter Kaiser Friedrich dem Schönen; Oesterreich unter Herzog Albrecht dem Lahmen; Oesterreich unter Herzog Rudolph IV., jedes dieser drey Werke in einem Bande; Oesterreich unter Herzog Albrecht III., 2 Theile; Oesterreich unter Herzog Albrecht IV., 2 Theile; und endlich das Werk, von welchem hier die Rede ist. Jedes der hier angeführten Werke weist einen Anhang von vielen früher unbekannten Urkunden, die der Verfasser auf eigens deßhalb unternommenen Reisen in verschiedenen, theils öffentlichen, theils Privatarchiven gesammelt hat; er selbst spricht für die Begünstigung, die ihm in dieser Beziehung geworden, seinen Dank zu wiederholten Malen aus, und jeder Geschichtsfreund muß ihm hier beystimmen; denn um aus dem vielen Neuen, was der Verfasser zu Tag gefördert hat, als Beyspiel nur eines zu erwähnen, ist die Geschichte Oesterreichs unter Albrecht III., man verzeihe mir den Ausdruck, unter den Händen des Verfassers entstanden. Wer die dreyzehn Bände, in welchen der Verfasser die Geschichte Oesterreichs von Albrecht I. bis ausschließlich Maximilian I. behandelt, mit Aufmerksamkeit durchgeht, muß gestehen, daß ein Mann, der diese Werke und so schrieb, als Schriftsteller Hinreichendes geleistet habe.

Und doch hat der Verfasser noch mehr geleistet; wir besitzen von ihm Beyträge zur Geschichte des Landes Oesterreich ob der Enns in vier starken Bänden; eine Geschichte der Landwehre in Oesterreich ob der Enns in zwey Bänden; Oesterreichs Handel in älteren Zeiten, und Oesterreichs Militärverfassung in älteren Zeiten, jedes in einem Bande, und somit abermals acht Bände gründlicher, unbefangener, höchst schätzenswerther Arbeiten.

Der Verfasser hat also vom Jahre 1805, wo seine ersten Beyträge zur Geschichte erschienen, bis zu dem hier zu besprechenden seinem letzten Werke, in einer Zeit von dreyßig Jahren 21 Bände zu Tage gefördert, und kann jetzt, am Abende seines Lebens, mit freudigem Bewußtseyn auf das vollbrachte Tagewerk zurückschauen, er hat sich die Mit- und Nachwelt hoch verpflichtet; und ich, wie wenig Andere, durch literarische Beschäftigung in die Lage gesetzt, die Werke des Verfassers in ihrem ganzen Umfange zu würdigen und zu benützen, habe das ehrende

Ansinnen der Redaction, Oesterreich unter Kaiser Albrecht II. zu besprechen, mit um so größerem Vergnügen ergriffen, weil es mir Gelegenheit darbot, meinen Dank für den Nutzen, den ich aus den genannten Werken geschöpft, und meine Achtung für den Verfasser derselben auszusprechen, und ich bin gewiß, daß keine gewichtige Stimme des In- oder Auslandes meine Aeußerungen der Ueberschätzung zeihen wird.

Auf das jüngste Werk des Verfassers: Oesterreich unter Kaiser Albrecht II., übergehend, glaube ich den Werth desselben am besten darzuthun, wenn ich in Kürze den Inhalt desselben erzähle; es läßt sich hieraus am besten Plan und Arbeit des Verfassers übersehen und würdigen.

Der Verfasser beginnt die Geschichte mit einem gedrängten Ueberblick der mißlichen Lage Oesterreichs bey dem Tode Albrecht IV., als der Zeit, in welcher seine Geschichte beginnt. Ich theile die Stelle mit, weil sie in Einem Styl und Auffassungsweise darthut: »Bey dem Tode H. Albrechts IV., der, 27 Jahre alt, am 14. Sept. 1404 gestorben ist, befand sich Oesterreich in einer sehr bedenklichen Lage. K. Sigmund und seine Bundesgenossen, die Oesterreicher, hatten Mähren und Böhmen mit einem zahlreichen Kriegsheere angefallen, unternahmen einen übel berechneten Feldzug, belagerten vergebens die Stadt Znaym, und sahen sich genöthigt, mit großem Verlust das feindliche Land zu räumen, und ruhmlos nach Hause zurück zu kehren. Von der Seite Böhmens und Mährens stand unser Vaterland feindlichen Einfällen offen. Zum Schutze desselben war kein Kriegsheer vorhanden, denn unglückliche Gefechte und Seuchen hatten den größten Theil der Truppen aufgerieben: die Ueberbleibsel, die dem Verderben entgangen sind, haben sich muthlos zerstreut, um den siegenden Feinden zu entkommen. Der Tod des Landesfürsten, den man ganz entkräftet und seinem Ende nahe in einer Sänfte von Znaym nach Oesterreich gebracht hatte, steigerte den Uebelstand noch mehr, und vergrößerte die Verwirrung und Verzagtheit des Volkes. Bey wem sollte es Hülfe suchen, von wem Rettung erwarten? Der einzige Sohn und Erbe des verstorbenen Herzogs Albrecht V. war ein siebenjähriger Knabe. Von seinen Vettern, den Herzogen Wilhelm, Leopold, Ernst und Friedrich, mußte man, nach früheren Erfahrungen, befürchten, daß sie aus Herrschsucht und Habsucht den Frieden im Regentenhause stören, Parteyen aufregen und einen Bürgerkrieg anfachen könnten.

Die Furcht vor einer unglücklichen Zukunft wurde durch außerordentliche Elementarunfälle noch mehr vergrößert. Während des Sommers 1404 ergoß sich der Regen beynahe ununter-

brochen in Strömen, und verdarb die Ernte. Die Kornfrüchte gelangten nicht zur Reife, und ein großer Theil derselben verdarb schon abgeschnitten auf den Feldern In Ebenen, die nahe an großen oder kleinen Flüssen lagen, wurden weite Strecken von Kornfeldern mit Schlamm und Steinen bedeckt; an eine Ernte war gar nicht zu denken. Die nächste Folge davon war eine drückende Theurung der Lebensmittel, zu der sich bald Krankheiten mancher Art gesellten. Im folgenden Jahre wurde unser Vaterland von einer schrecklichen Hungersnoth und Seuche verheert. Die ärmeren Classen verkauften, um ihr Leben zu fristen, die wenige Habe, die sie besaßen, und als dieses letzte Mittel nicht mehr auslangte, starben die elenden Ausgemergelten aus Mangel einer erquickenden Nahrung; Andere machten aus Verzweiflung als Selbstmörder ihrem Leben ein Ende.«

Der leichtsinnige Kaiser Sigmund war des jungen Albrecht einzige Stütze; der sonst wankelmüthige Fürst hielt das Wort treu, das er dem sterbenden Herzog von Oesterreich, Albrecht IV., gegeben, bey dem Sohne Vaterstelle zu vertreten.

Durch drey Kapitel schildert der Verfasser die Unruhen in Oesterreich, den Streit der beyden Herzoge Ernst und Leopold um die Vormundschaft über Albrecht, wobey aber keiner der beyden Fürsten das Wohl des Mündels beabsichtigt, sondern jeder nur Vergrößerungssucht und Habgier zu befriedigen strebt. Oesterreichs Zustand, im Innern zerrissen, nach außen mährischen und ungrischen Räubern preis gegeben, die Judenverfolgung, die Hinrichtung des Wiener Bürgermeisters Vorlauf und seiner Anhänger, die elende Kriegskunst des Bischofs Bertold von Freysingen, der trotzige Geist der Landstände sind mit einfachen, aber kräftigen Zügen dargestellt. Das dritte Hauptstück endet mit der Befreyung Albrechts aus der Veste Starhemberg und den Händen seiner Ohme durch Reimprecht von Walsee.

Reimprecht von Walsee, der schönste Charakter jener Zeit, ist vom Verfasser mit gerechter Vorliebe im Verlauf des ganzen Werkes behandelt. Der Geist des Lesers verweilt mit Vergnügen bey den Handlungen eines Mannes, der in jener schmählichen Zeit der Gewalt und des Truges, seiner Pflicht treu, Gut und Leben für seinen Herrn freudig in die Schanze schlug.

Das vierte und fünfte Kapitel umfaßt den Zeitraum von da an, wie Albrecht als selbstständig regierend auftritt, bis zum Schluß des Konstanzer Conciliums. Schon in den ersten Hauptstücken erwähnt der Verfasser der Kirchenspaltung, in sofern sie ihm zur Verständlichkeit des Ganzen nöthig scheint. Ausführlicher bespricht nun der Verfasser am Schluß des ersten Bandes die Kirchenversammlung von Konstanz; aus doppelter Ursache:

erstens wegen dem Streit, in welchen Herzog Friedrich von Tyrol mit dem Kaiser und der Kirchenversammlung gerieth; zweytens wegen dem Schicksal des Johann Huß, aus dessen Scheiterhaufen die weithin verheerende Flamme des Hussitenkrieges aufloderte. Der Streit Herzog Friedrichs ist für die Geschichte Oesterreichs höchst merkwürdig, denn das Haus Habsburg war nahe daran, das schöne Tyrol zu verlieren. Daß Herzog Ernst durch rasches und kräftiges Einschreiten das Land seiner Familie erhielt, mag ihm bey dem Leser Verzeihung erwirken für den Zwiespalt in der Familie, die Unruhen im Lande, die er sein ganzes sonstiges Leben über erregt und genährt. Was der Verfasser hie und da über die Kirchenspaltung, insbesondere aber ausführlicher von der Konstanzer Kirchenversammlung und Johann Huß sagt, ist unbefangen und freymüthig, und kann katholischen, besonders aber protestantischen Schriftstellern zum Muster dienen, wie der Geschichtschreiber die Fehler seiner Glaubensgenossen darzustellen und zu beurtheilen habe. Im Anfang des zweyten Bandes begegnen dem Leser drey bedeutsame Ereignisse. Albrechts Erkenntlichkeit für die Dienste, die ihm Reimprecht von Walsee geleistet, ehrt den Fürsten; aber für die Geschichte wichtig sind zwey Begebenheiten; die Vermählung Albrechts mit Elisabeth, Kaiser Sigmunds einziger Tochter, brachte in der Folge die Kronen von Ungern und Böhmen zum ersten Male an das Haus Habsburg; das zweyte wichtige Ereigniß ist die Abtretung Mährens an Herzog Albrecht, welche Kaiser Sigmund vollzog.

Den größten Theil des zweyten Bandes, durch vier Hauptstücke, füllen die Feldzüge Albrechts gegen die Hussiten, die Einfälle der Letzteren nach Oesterreich und der Gang des Hussitenkrieges überhaupt, in sofern derselbe zum Verständniß des Ganzen nothwendig ist. Bey den sparsamen, nicht immer klaren, in der Zeitrechnung verworrenen Angaben über den Hussitenkrieg in Bezug auf Oesterreich muß man dem Verfasser Dank wissen für die Mühe, die er sich gegeben, Licht und Ordnung in das Ganze zu bringen. Interessant sind die Daten über den ungeheuren Kostenaufwand, welchen die Söldner in jener Zeit verursachten. Die Ausgaben Albrechts zur Vertheidigung Mährens waren so groß, daß man, nach der Meinung der damaligen Zeit, um dasselbe Geld ganz Mähren hätte kaufen können.

Während des Hussitenkrieges hatten noch Streitigkeiten zwischen Herzog Albrecht und Herzog Ernst Statt, die nur der Tod des Letzteren löste. Die Judenverfolgung, eine Albrecht nicht zum Ruhm gereichende Handlung, ist gut und kräftig erzählt. Eben so der Hergang des Basler Conciliums, dessen Streit mit Papst Eugen und die Verhandlungen mit den Hussiten. Das

neunte Kapitel schließt mit dem Tode Kaiser Sigmunds und der Gefangennehmung der Kaiserin Barbara.

Das zehnte und letzte Kapitel enthält Albrechts kurze Regierung als römischer Kaiser und König von Ungern und Böhmen. Wie ich den Anfang des Werkes wörtlich mitgetheilt, möge hier eben so der Schluß des Werkes stehen, es ist ein Rückblick auf das ganze Leben Albrechts: »Dem Kaiser Albrecht war ein unglückliches Loos beschieden. Während seiner Kindesjahre stritten sich in seinem Erblande die Vettern um die Vormundschaft, und stürzten Oesterreich in ein fürchterliches Verderben. Als er die Regierung des Herzogthums angetreten hatte, wurde er in mancherley Fehden mit den benachbarten Fürsten und ihrem raubsüchtigen Adel verwickelt; dann folgte der schreckliche Hussitenkrieg. Ohne Kriegslärm verfloß beynahe kein Jahr. Die Unruhe stieg noch höher, als er drey Kronen auf seinem Haupte vereinigt hatte. Im deutschen Reiche hat man sich nach ihm gesehnt, aber seine Vorschläge zur Herstellung der Ruhe und Ordnung, welche Schlick bekannt machte, nicht angenommen. In Böhmen schwangen Hussiten und Utraquisten die Fahne des Aufruhrs, und riefen aus Polen einen andern König herbey. Das Königreich Ungern wollte er gegen den Andrang einer zahlreichen türkischen Armee vertheidigen, aber nur Wenige begleiteten ihn auf dem Zug, und selbst von diesen haben einige treulos das Lager verlassen, worauf sich die ohnehin kleine ungrische Armee gänzlich auflöste. Tief gekränkt, ruhmlos und todtkrank wollte Albrecht in sein getreues Oesterreich zurückkehren, um sich dort zu erholen; aber der Tod ereilte ihn auf dem Wege, und machte seinen Leiden ein Ende. Fürwahr ein unglücklicher Fürst, der verdient hätte, in einer mehr gebildeten Zeit zu leben; er wäre dann gewiß der Vater und Wohlthäter seiner Unterthanen geworden.«

»Er hat zwey Töchter hinterlassen: Anna und Elisabeth; der Sohn Ladislaus wurde erst nach des Vaters Tode am 22. Februar 1440 geboren. Er folgte Albrechten nach vielen Stürmen in der Regierung nach, unterlag aber noch als Jüngling dem Untergang, den ihm unversöhnliche Parteymänner geschworen haben.«

Die Beylagen, bey dem ersten sowohl als bey dem zweyten Bande, so wie der Anhang zu den Beylagen, Urkunden der Städte Krems und Stein enthaltend, sind dem Geschichtsforscher hochwillkommene Zugaben.

Johann Graf Mailáth.

Art. XI. ΑΝΕΚΔΟΤΑ. Anecdota Graeca e codicibus regiis descripsit annotatione illustravit F. Fr. Boissonade. Vol. IV. Parisiis 1832. Enthält nebst einigen Zugaben: Joannis Sabaei Hist. Barlaami et Joasaph.

Zweyter Artikel.

Wir haben im ersten Artikel unsern Joannes bis zu dem Punkte begleitet, wo Joasaph nach empfangenem Unterrichte durch die h. Taufe in die christliche Kirche aufgenommen wird. Bis dahin war alles ohne Kampf und ohne Widerstand seinen ruhigen Weg gegangen, freylich aber war auch die ganze Sache noch für Joasaphs Umgebung, ja für dessen Vater, einen erbitterten Feind der Christen, ein tiefes Geheimniß, und es war zu erwarten, daß der alte Abener den Uebertritt seines Sohnes zu der verhaßten neuen Lehre nicht gleichgiltig mit ansehen würde. Zuerst schöpfte des Prinzen Obersthofmeister, Zardan, aus Barlaams häufigem Aus- und Eingehen Verdacht; nach einem vergeblichen Versuche Joasaphs, den Zardan selbst zu bekehren, blieb letzterem nichts übrig, als dem Könige den Stand der Dinge zu enthüllen, und nun erfolgt der erste Kampf. Da aber die Entwicklung der Erzählung, als solcher, außer meinem Plane liegt, so muß das Nachlesen der Geschichte dem Liebhaber überlassen bleiben; wir wenden uns wieder zur Betrachtung des Textes, und fahren bey S. 179 fort, die merkwürdigsten Abweichungen der Wiener Handschriften, nach den früher schon angegebenen Beziehungen, in Auswahl mitzutheilen.

S. 179, 2 v. u. stimmen zwar die übrigen Wiener Hdss.'en mit der Vulgata überein in der Konstruktion von παῦσαι; doch scheint die richtige Lesart von dem einzigen CII aufbewahrt zu seyn: παῦσαι τούτῳ (LXXI, LIV τούτου) προσομιλῶν; die überwiegende Zahl der Codd., welche προσομιλεῖν geben, braucht uns nicht zu bestimmen, da es hinlänglich bekannt ist, mit welcher verwunderungswürdigen Hartnäckigkeit oft ganze Reihen von Handschriften eine augenscheinlich falsche Lesart behaupten, wie z. B. einige Zeilen weiter alle Wr. Hdss., abermals mit Ausnahme des einzigen CII, die völlig falsche Lesart μεμπταῖος haben. — S. 180, 1 wird τὸν πατέρα σου mit Recht von allen Wrn. gestützt; nur LIV tritt dem Paris. A. bey. — S. 180, 12 stimmen von den Wr. Hdss. XXI, LIV, XII mit der Vulgata in der Lesart ἐμφυτευθῇ μου τῇ καρδίᾳ; LXXI hat τῇ ψυχῇ; CII τῇ διανοίᾳ; es wechseln also sonderbar genug die Handschriften unter den drey Wörtern, welche in der gleich folgenden Rede Barlaams nach Luk. 10, 27 vorkommen, nur daß auch hier die Codd. in der Anführung derselben von einander abweichen, indem

die eine dieß, die andere jenes Glied wegläßt. — S. 181, 11 hat LIV die schöne Variante τὴν ἐκδεξομένην τ. ἀξ. τ. οὐρ. βασιλείαν. — S. 181, 6 v. u. muß man gewiß, auch ohne Handschriften, προκαλεσάμενος schreiben. Zardan hatte nämlich hinter einem Vorhange den ganzen Vortrag mit angehört; nach Barlaams Entfernung rief ihn nun Joasaph hervor. — S. 182, 3 v. u. CII ἀγαθὸν ἔργον ἐθέμην. — S. 183, 9. Der Ausdruck ἐφ' ὑδάτων σπείρειν oder εἰς ὕδωρ σπείρειν gehört aber nicht zu den ungewöhnlichen sprichwörtlichen Redensarten; nur dürfte er nicht mit Boissonade unter die proverbia de impossibilibus gerechnet werden; er bedeutet etwas Vergebliches, aber nicht etwas Unmögliches. — S. 183, 4 v. u. ist die Lesart aller Wr. οὐκ εἰς μακρὰν aufzunehmen. — S. 184, 5 ist τοῦ vor καταλιπεῖν mit allen Wiener und Paris. Cod. zu streichen; im Folgenden stimmt CII mit der Vulgata; LXXI καταλιπεῖν με οὕτως τῇ κόσμου ματαιότητι; XII καταλιπεῖν με οὕτω καὶ τῇ τοῦ κόσμου ματ. συναναστρέφεσθαι; LIV wohl am richtigsten καταλιπεῖν με οὕτω (dieses von zweyter Hand) τῇ τοῦ κόσμου ματαιότητι ἔτι (von zweyter Hand; vermuthlich wurde es vom Ende des vorhergehenden Wortes absorbirt) συναναστρέφεσθαι. — S. 184, 11 bietet LXXI die schönere Lesart: καὶ τὸ σὸν τίμιον πρόσωπον ἐνοπτρίζειν με πάντοτε. — S. 184, 2 v. u. hätte Boissonade ohne Bedenken die Worte δευτέρας ἱκετηρίας ἀρχή als Glossem streichen können, indem sie sich fast handgreiflich als solches zu erkennen geben; auch fehlen sie, außer Paris. C, in Vind. XII, LXXI, CII. — S. 185, 2 XII. ἀτιμίαν statt ἀθυμίαν; in der folgenden Zeile muß, mit allen Wrn., vor τραχὺ der unentbehrliche Artikel eingeschoben werden.

S. 185, 15. Die Verwechslung von τρύχινος und τρίχινος ist sehr gewöhnlich, und wir haben oben schon ein Beyspiel gehabt; an unserer Stelle hat Boissonade τρίχινα ῥάκη; alle Wr. dagegen haben τρύχινα, welches auch ohne Zweifel die richtige Lesart ist, da der in Ueppigkeit erzogene Königssohn in seiner Garderobe gewiß keine härenen Kleider hatte; τρύχινα καὶ παλαιά aber ließen sich wohl finden. — S. 185, 5 v. u. hat die Vulgata, vermuthlich nach einer Pariser Handschrift, τέκνον γλυκύτατον, ὃ διὰ τοῦ εὐαγγελίου ἐγέννησα; alle Wr. stimmen dagegen in ὃν διὰ τ. εὐαγγ. ἐγ. überein, und unbedenklich ist diese Lesart in den Text aufzunehmen, da nichts gewöhnlicher ist, als diese Fügung. — S. 186, 8 geben XXI und LIV ἀεὶ statt ποτὲ, eine sonderbare Abweichung, die nur vertheidigt werden kann, wenn man ἀεὶ zum vorhergehenden κολάζοντος zieht. Bey dieser Stelle wirft Boissonade die Frage auf, wer wohl der erste Urheber der Meinung vom lichtlosen Feuer der Hölle seyn möge.

Manchem wird es unbekannt seyn, daß ein Swinden ein eigenes Werk über diesen höchst anziehenden Gegenstand (de inferni ignis natura) geschrieben hat, von dem ich jedoch nicht angeben kann, ob darin alle mögliche Bedenklichkeiten gehoben sind. Die erste Veranlassung zur Lehre eines lichtlosen Feuers ist indeß ohne Zweifel in den bildlichen Ausdrücken der heil. Schrift zu suchen, von »ewigem Feuer« und »äußerster Finsterniß.« — S. 186, 10 XXI und CII παρεχόμενος statt χαριζόμενος, dieselben gleich darauf ἄναρχος statt ἄμαχος. — S. 187, 5 XXI, LIV ὑπὸ τίνα δὲ ἐγὼ (τὸν LIV) τοιοῦτον ποιμένα καὶ ὁδηγὸν γενοίμην; — LIV von zweyter Hand schiebt nach ὁδηγὸν noch ψυχικῆς σωτηρίας γενήσομαι ein. — S. 187, 10 stimmen zwar alle Wr. Hdss.'en, mit Ausnahme des CII, mit der Vulgata in der Lesart ὀρειάλωτος überein; aber was soll dieses Wort bedeuten? etwa auf dem Berge gefangen? und was gäbe dieses für einen Sinn? CII hat δορυάλωτον (l. δοριάλωτον), und ich trage kein Bedenken, dieses aufzunehmen; denn wenn auch in Beziehung auf das Folgende das Bild von einem im Gebirge verirrten Schafe passender wäre, so stimmt doch δοριάλωτον mit dem Vorhergehenden πονηρὸν δοῦλον (LXXI fügt ἀπατεῶνα hinzu) besser zusammen; überhaupt aber ist ja bekannt, mit welcher Unstätigkeit diese Klasse von Schriftstellern von einem Bilde zum andern überspringt; und gerade unsere Stelle kann auch sonst als Musterbeyspiel dafür dienen. — S. 187, 13 XXI, LXXI τῆς κακίας τοῦ θανάτου; die Vulgata verdient den Vorzug. — S. 187, 8 v. u. ist mit allen Wr. Hdss.'en zu schreiben: καὶ τὸ τῆς ἐμῆς εὐχ. ὑστέρημα.

S. 187, 4 v. u. hat die Vulgata ἐκκόπτων; alle Wr., mit Ausnahme von LXXI, ἐγκόπτων; so wie umgekehrt S. 185, 12 die Vulgata ἐγκόψω hat, während alle Wr. ἐκκόψω (XII ἐκόψω) geben; eben so S. 226, 4 v. u., wo die Vulgata ἐκκόπτεις hat (ἐκπόπτειν ist Druckfehler); so auch die Wr., mit Ausnahme von XII, LIV, welche ἐγκόπτειν geben; die häufige Verwechslung dieser beyden Wörter braucht kaum mit Beweisen belegt zu werden; mir scheint an beyden Stellen die Lesart ἐγκ- den Vorzug zu verdienen. — S. 188, 13 ist mit den Wrn. XXI, LIV, LXXI zu schreiben εἰς θυσίαν σου; XII und CII lassen σου weg; keiner hat σοι. — Einige Zeilen weiter wird die Vulgata καὶ δὸς αὐτὴν καρποφορῆσαι καρπὸν δικαιοσύνης von keiner der Wiener Hdss.'en unterstützt; XXI, CII, LIV erster Hand haben αὐτῇ; XII, LXXI und LIV zweyter Hand αὐτῷ, welches ich billige; der Dativ bedarf keiner Rechtfertigung, und das männliche Geschlecht, obgleich grammatisch zu τὴν ἄμπελον gehörig, wird Niemanden

auffallen. — S. 189, 6 streiche man καὶ vor ἔλεγεν; es fehlt in allen Wr. Hdss.'en. — S. 189, 7 schreibe man mit LXXI πρόσσχες. — S. 189, 17 scheinen die Worte τῶν πονηρῶν ein Glossem zu τῆς σάρκος; wirklich fehlen sie auch in XXI und LIV erster Hand. Θέλημα τῆς σάρκος bildet recht gut den Gegensatz zu τὸ σὸν (θεοῦ) θέλημα, und bedarf keines weiteren Zusatzes. — S. 189, 1 v. u. geben zwar die Handschriften ὁλονύκτοις; richtiger aber schreibt man wohl ὁλονυκτίοις, obgleich beyde Wörter der guten Gräcität fremd zu seyn scheinen. — S. 190, 1 fgg. findet sich in CII folgende bedeutende Abweichung: ἡμέρας μὲν γὰρ πολλάκις περικοπτόμενος ἐκ τῆς τῶν συνόντων αὐτῷ συναυλίας· ἔσθ' ὅτε καὶ ἐκ τῆς τοῦ βασιλέως πρὸς αὐτὸν ἐπιδημίας, ἢ τῇ αὐτοῦ εἰς ἐκεῖνον μετακλήσει· καὶ εἰ τοῦτο ἐγένετο ἡ νὺξ αὐτῷ τὰ τῆς ἡμέρας ἀνεπλήρου ὑστερήματα. Ich finde indeß hierin nichts, als die Hand eines Abschreibers, welchem der freylich ziemlich deutliche Sinn nicht deutlich genug war, und welcher deßhalb nachbessern wollte, leider aber mit unglücklichem Erfolge. — S. 190, 12 v. u. hat Boissonade die Form ὑγείας gesetzt; nun läßt sich nicht leugnen, daß bey den Neuern diese Form wirklich in Gebrauch war; eben so gewiß ist aber auch, daß dieses Wort überhaupt in den Handschriften unsäglich oft falsch geschrieben wird, so daß sie auch bey den Schriftstellern der guten Periode weit öfter ὑγεία geben als ὑγίεια. Ich rechne dieses Wort zu denen, welche ein äußeres Kennzeichen abgeben für die größere oder geringere Sorgfalt einer Handschrift. Uebrigens hat an unserer Stelle CII ὑγείας; XII ὑγίας; LIV und LXXI ὑγιείας. — Gleich darauf stimmen XII, XXI, LIV mit der Vulgata; LXXI hat ἰατρὸν αὐτῷ ἐκπέμπει; CII ἰατρὸν ἐξαπέστειλε δοκιμώτατον, alle, außer LIV, geben dann καὶ διὰ φροντίδος; und alle gleich darauf, wohl richtig, οὕτω (οὕτως) κεχαρισμένος; und ἐπιμελῶς αὐτὸν (LIV v. zweyter Hand) ἐπεσκέψατο. — S. 191, 1 fg. CII: αὔριον ἐλεύσομαί φησι καὶ θεωρήσω σε καὶ τὰ τῆς ἐπισυμβάσης (LIV erster Hand συμβάσης; LXXI και τὴν συμβάσαν . . . ἀῤῥωστίαν) σοι διαγνώσω (LXXI ἐπιγνῶναι) ἀῤῥωστίας. — S. 191, 4 haben alle Wr., mit Ausnahme von LXXI, richtiger περιβαλόμενος; LXXI περιβαλλόμενος ἑαυτῷ. Das von CII nach προσεκύνησεν αὐτῷ eingeschobene προσπεσὼν ist überflüssig.

S. 191, 11 schreibe man nach dem Vorgange aller Wr. Hdss.'en ἀῤῥωστιῶν; die Form ἀῤῥωστεία scheint überhaupt der griechischen Sprache fremd zu seyn. — S. 191, 6 v. u. LXXI ὁ δὲ, ἐν τῇ περὶ (CII πρὸς) τὸν υἱόν σου ἀκριβείᾳ ἠμέληκα, ἔφη. — S. 192, 1 möchte ich die Form γεγόνει, ohne Augment, nicht

aufnehmen, zumal da Paris. C. und alle Wr. Hdss.'en das gewöhnliche ἐγεγόνει bietet. Statt ὅλος hat XII ὅλως; LIV ὁ λόγος, deren keines die Vulgata verdrängen wird. — S. 192, 4 fg. Der CII faßt dieses als Worte des Königs, und liest so: ἀκήκοα γὰρ καὶ πρότερον, φησὶν ὁ βασιλεὺς, τὰ περὶ τοῦ Βαρλαὰμ καὶ ἀκροτάτης ἀσκήσεως αὐτοῦ. Freylich steht dieses in keinem gehörigen Zusammenhange mit dem Folgenden, welches jedenfalls Fortgang der Erzählung ist. Es geht aber aus dieser veränderten Fassung hervor, daß der Abschreiber an der gewöhnlichen Form Anstoß nahm, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Worte von ἀκηκόει bis ἀσκήσεως αὐτοῦ, an diesem Platze störend sind. Weit passender würde man sie parenthetisch zwischen βασιλεῖ und κλόνῳ einschieben; doch möchte ich ohne Handschriften keine Aenderung vornehmen. — S. 192, 12 hat keine der Wiener Hdss.'en ἀστρολογίας, sondern sie stimmen alle überein in ἀστρολογικῆς τέχνης, welches also bey der überwiegenden Auctorität aufzunehmen ist. — S. 192, 9 v. u. lesen wir: οὐκ ἀνέλπιστον γὰρ ἡμῖν ἔτι τὸ μεταπεσεῖν αὐτόν. Μεταπεσεῖν findet sich in keiner unserer Handschriften; nur XII hat μεταπεσειν, in welchem ich indeß nichts anders sehe, als die schöne Lesart der übrigen Wr. μεταπείσειν; statt ἀνέλπιστον hat LXXI ἀνέλπιστα; ἔτι fehlt in CII. — XII, LIV geben besser εἰσέτι, LXXI ἔστι. — Gleich darauf möchte ich, auch ohne Handschriften, ἐξαρνήσεσθαι und συνθήσεσθαι lesen. — S. 193, 4 hat CII statt πεπλανημένα die sehr zu beachtende Lesart πεπλασμένα; dann alle Wr., mit Ausnahme von XXI, φάσκων. — S. 193, 8 hat CII πρεσβύτην ναχὼρ καλούμενον; XXV, LIV die Vulgata πρεσβύτην μονερημίτην ναχ. καλ. die richtige Lesart; XII verdorben μονερημήτην; der Schreiber von LXXI scheint das freylich nicht klassische Wort μονερημίτης nicht gekannt zu haben, und gibt nun die, wenn auch nicht richtige, doch recht hübsche Lesart πρεσβύτερόν μου ἐρημίτην. S. 193, 16 alle Wr., mit Ausnahme von XXI, das richtigere φανεῖται. — S. 194, 3 v. u. haben alle Wr. mit dem Paris. A. die einfache Form ὁδεύσας, während zwey Zeilen weiter oben alle, mit Ausnahme von XII, in διαβεβαιωσαμένων übereinstimmen. Dergleichen Abweichungen sind in den Handschriften so häufig, daß ich bey den meisten Fällen schweigend vorübergehe, und ihrer überhaupt kaum erwähnen würde, wenn nicht Boissonade mit wahrhaft ermüdender Freygebigkeit gerade die Fälle hervorgehoben hätte, wo eine Handschrift das einfache Wort statt des zusammengesetzten, oder umgekehrt, gibt, um daran andere, wenn auch noch so ungehörige Beyspiele aus andern Schriftstellern zu knüpfen, eine Methode, wodurch der

so gelehrte und in den Handschriften so außerordentlich belesene Herausgeber die Frucht seiner Mittheilungen großentheils selbst zerstört hat, da nicht leicht jemand diese zerworfenen und nur zufällig hingestreuten Bemerkungen und Auszüge zusammenstellen, und erst dadurch brauchbar machen wird. — S. 194, 1 v. u. billige ich die Lesart aller Wr. μετὰ τοῦ σὺν αὐτῷ ὄχλου. — S. 195, 5. CII φθάσαντες περιεκύκλωσαν αὐτούς, wird die Vulgata nicht verdrängen; wenn aber dann Zeile 8 Boissonade aus C. σήμανδρα anführt statt σήμαντρα, so ist dieses ohne Zweifel einer von den Fällen, »ubi versu opus erat, qui columna in annotatione brevior vicinae adaequaretur nec claudicaret,« und gewiß würde man diese Variante um so weniger vermißt haben, da σήμανδρα überhaupt kein Wort ist. — Billigung verdient in der folgenden Zeile die Lesart aller Wr. Hdss.'en: ἐρημικῆς ἀσκήσεως. — S. 195, 13. Auch hier haben alle Wr. τρυχίνην statt des von Boissonade aufgenommenen τριχίνην, und wenn irgendwo, so muß hier τρυχίνην aufgenommen werden, da doch wohl die Askese der frommen Einsiedler schwerlich so weit ging, daß sie einen härenen Ranzen trugen.

S. 195, 8 v. u. ist nach allen Wr. Handschriften μὴ γένοιτο zu lesen. — S. 196, 8 ebenfalls nach allen Wrn. ἡμῖν ὑπόδειξον. — S. 196, 13 stimmen alle Wr. in der wohl richtigen Lesart ὀργίλως ἅμα καὶ θηριωδῶς zusammen; nur LIV hat von erster Hand die Vulgata. — S. 197, 2 v. u. fgg. Die Folge und Verbindung dieser Sätze ist so unbeholfen, daß sie auch bey einem Schriftsteller, wie unser Johannes ist, auffallen muß; besonders stößt man bey der Verbindung von κελεύσας ... κελεύει an, welche doch allzu nachläßig ist. Aus diesem Grunde mag wohl hauptsächlich der Schreiber von CII mit der ganzen Periode eine Veränderung vorgenommen haben, wodurch dem Satze zwar noch keine besondere Zierlichkeit gegeben, ihm aber doch seine Anstößigkeit benommen wird. Er schreibt nämlich so: καὶ ὃς ἰδὼν αὐτοὺς τῷ θυμῷ ὑπερζέσας μαινομένῳ ἐῴκει, καὶ τύπτεσθαι αὐτοὺς ἀνηλεῶς ἐκέλευσε· ὡς εἶδεν δὲ τ. πληγαῖς χαλ. καταχ. ꝛc. — S. 198, 5 v. u. hat LIV μακαρίζομεν; dann παραθήγομεν (dieses auch XXI); XXI und LIV erster Hand lassen dann σπεύδομεν weg; dagegen fassen die übrigen Wr., mit Ausnahme von XXI und LIV, das Folgende participialisch περιποιούμενοι .. ἀρνόμεθα. — S. 199, 3 schiebt LXXI nach βασιλεὺς die Worte ἀνταπεκρίνατο αὐτοῖς ein, und läßt das folgende φησὶν aus. Ueberhaupt mag hier ein für allemal bemerkt werden, daß unsere Handschriften mit den Zeitwörtern, welche die Rede eines andern anführen, sehr willkürlich verfahren, und dieselben bisweilen ganz weglassen,

bisweilen eins für das andere setzen; eben so willkürlich ist auch die Stellung; indem wir dieses φησὶν rc. bald vor der Rede, bald nach den ersten Worten eingeschoben finden. Die Abschreiber waren in diesem Stücke nicht sehr gewissenhaft, und in der That ist auch die Sache eben von keiner Bedeutung. — S. 199, 6 schwanken auch unsere Handschriften zwischen ἤπερ und εἴπερ; das letztere haben XII, LIV, LXXI; dazu Paris. C. Boissonade zieht ἤπερ vor, und supplirt ein ausgelassenes μᾶλλον; dann sagt er facillime ηπερ abiit in εἴπερ. Mir scheint indeß die Ellipse von μᾶλλον zu hart; dieses Wort durfte in dem angenommenen Sinne nicht ausgelassen werden. Da die überwiegende Zahl von Handschriften für εἴπερ ist, und facillime εἴπερ abiit in ἤπερ, so möchte ich εἴπερ vorziehen, was sich auch gut erklären läßt, wenn man das vorhergehende Verbum supplirt. Ein wohlgerundeter Satz kommt freylich auf keinen Fall heraus; der Sinn aber ist deutlich, man mag ἤπερ oder εἴπερ lesen.

S. 200, 11 fg. hat die Vulgata: τὴν ἰδίαν πιαίνεις σάρκα, ὕλην ἑτοιμάζων τῇ τῶν σκωλήκων καταβρώσει; eben so XII und LIV; umgekehrt dagegen CII πιαίνων . . . ἑτοιμάζεις; XXI und LXXI schlagen einen Mittelweg ein, der aber in diesem Falle gewiß nicht der beste ist, und setzen an beyden Stellen das Participium. Aehnliche Fälle haben wir schon einige gehabt, und ihre Zahl ließe sich aus unserem Schriftsteller bedeutend vermehren, wenn es nöthig wäre, das willkürliche Verfahren der Abschreiber bey dem vorliegenden Werke ausführlicher zu beweisen. — S. 200, 9 v. u. billige ich die Lesart der LIV und LXXI πράξωσι. — S. 201, 10; statt τοὺς μεμυκότας ὀφθαλμοὺς hat LXXI τοὺς τῆς ματαιότητης ὀφθαλμούς. Vermuthlich war dem Abschreiber die Vulgata nicht deutlich oder nicht stark genug; er änderte also; aber dahin rechne ich es auch, wenn derselbe kurz vorher, auch mit einigen andern Fehlern gepaart, den Text auf folgende Art umbildet: ἵνα μή σοι ὡς σκύβαλον καὶ σαπρίαν ἀχρηστότερος βρήσοιτο πλοῦτος. Das ist selbst σκύβαλον und σαπρία! — S. 201, 7 v. u. hat CII ἀθλητὴς statt ἀσκητὴς. — S. 202, 5 CII, LXXI und LIV erster Hand ἀνασχοίμεθα. — S. 202, 10 theilen sich auch unsere Handschriften; CII, XXI, XII geben mit dem Paris. A. περιβαλεῖς; LXXI mit Paris. C. περιβάλης (denn dieses liegt ja wohl in der Schreibart περιβαλῆς); dazu kömmt noch aus LIV περιβαλοῖς. Ich ziehe mit Boissonade περιβάλης vor. — S. 202, 15 geben XXI, LXXI, CII mit dem Texte Phil. 1, 21 ἀποθανεῖν. — S. 203, 4 stimmen alle unsere Hdss.'en in der Lesart ἀπέτεμνον überein; nur CII hat, vielleicht richtig, ἀπέτεμον; auch einige Zeilen weiter oben hatte Johannes

von derselben Sache das Wort ἀποτέμνω gebraucht. — S. 203, 7. Nur XII hat die Vulgata προσήρχοντο; XXI, LIV und CII geben ὑπήρχοντο, welches ich für die richtige Lesart halte; LXXI ὑπήγοντο, welches unzuläßig ist. — 203, 9 LXXI βασάνοις statt τιμωρίαις scheint vom Abschreiber herzurühren. — 203, 13. In dem Ausdrucke καθάπερ τις τῶν οὐχ ἡμετέρων ἔφησεν läßt XXI das οὐχ aus; in XII ist es ausradirt; wenn sich die Anführung auf Josephus bezieht, ist τὶς τῶν οὐχ ἡμετέρων passender. — S. 203, 15 haben XII, LIV, LXXI. — ἱερέως καὶ ἑπτὰ νεανίων σὸν ὁμόφρ. μ. — Gleich darauf liest LXXI μακάριοι statt θαυμάσιοι, und läßt das folgende οὗτοι mit XII, LIV weg; es scheint aber zur Deutlichkeit des Sinnes nothwendig. — S. 205, 1 geben XII, LIV κατήλλαξα, und lassen mit LXXI das folgende καὶ weg. Der Satz gewinnt dadurch unstreitig an Abrundung; bietet aber einen neuen Beytrag zu der Abschreiberwillkür, von welcher schon oben zu S. 200, 11 die Rede war. — S. 205, 5 lassen alle unsere Hdss.'en, und zwar mit Recht, das störende ἀλλ' vor ἀνερωτήτως weg. Die folgende Stelle ist in den Handschriften verdorben und zum Theil verstümmelt. In keiner der Wiener Handschriften findet sich τοῦ θράσους, welches zwar einen recht guten Sinn gibt, aber nicht unentbehrlich ist; aber so wenig bestätigen unsere Handschriften die Vulgata τῆς προσηκούσης μ. ἐν. φιλανθρωπίας, sondern einstimmig geben alle προσούσης, was man auch ohne Handschriften aufnehmen mußte. Ferner ist es anstößig, wenn es bey Anführung der e i g e n e n W o r t e des Königs heißt: »ich will Nachsicht mit dir haben, bis ich a m b e s t i m m t e n T a g e über deine Angelegenheit verfügen werde.« Man verlangt hier durchaus die Zeitbestimmung; gern trete ich daher dem LXXI bey, welcher statt τακτῇ ἡμέρα das bestimmte ἕκτῃ ἡμέρα bietet. Endlich läßt CII aus Nachläßigkeit ἀπολῇ οὕτως εἰπὼν τῷ ἀραχῇ τοῦτον aus.

S. 205, 15 schreibe man mit LXXI ἐγκρατῆ. — S. 205, 18 schiebt nach ὁ ἀγαθὸς der LXX θεὸς; LIV δεσπότης ein, beydes wohl nur Erklärungen. — S. 205, 7 v. u. LXXI διανοίας statt εὐσεβείας. — Z. 6 v. u. hat CII die wohl richtige Lesart der Vulgata πλήρη; XII, LIV geben, vermuthlich verführt durch das vorhergehende γενόμενος, πλήρης; LXXI πλησθεὶς. LIV von erster Hand läßt dann πρὸ μικροῦ λυπουμένην αὐτοῦ καὶ weg. Nachläßigkeit des Abschreibers. — S. 206, 1 LXXI ἡ ἀδικία αὐτοῦ, und gleich darauf derselbe nebst XII κατὰ statt νικᾷ, welches ich billige, indem ich ἐστὶ supplire. — S. 206, 7 LIV, LXXI ἀπάντησιν. — Z. 6 v. u. lautet die Vulgata: τίς ἡ διηχοῦσα μου τὰς ἀκοὰς φήμη. Der LXXI, welcher freylich im Allgemeinen

am freyesten mit seinem Schriftsteller zu verfahren scheint (falls nicht schon ihm eine abweichendere Bearbeitung vorlag), bietet hier die vortreffliche Variante διοχλοῦσά μου τ. ἀκοὰς, welche ich ohne Bedenken aufnehme; sie gewährt einen Beytrag zu den von Schneider s. v. gesammelten Stellen. — Gleich darauf ziehe ich die Lesart aller unserer Handschriften ἐμπεπλῆσθαι (nur LXXI ἐμπέπλησται) der Vulgata vor, und schiebe nach diesem Worte, mit XII und LIV, ποτε ein. — S. 207, 4 muß sicherlich mit LIV und LXXI γέγονα geschrieben werden. — S. 207, 7 LXXI τ. τ. ἀπαταιώνων (so findet sich das Wort oft geschrieben) ὁρμήμασιν, ἐξηκολουθήσας. — S. 207, 10 schreibe ich mit allen unsern Handschriften: ἵνα τί τέκνον, οὕτως ταῦτα πεποίηκας; — S. 208, 3 v. u. haben richtig alle Wr., mit Ausnahme des LIV, ἀλλ' ἄγε νῦν, φίλτατε υἱέ. — S. 208, 1 v. u. fg. LXXI: 9. προσελθὼν τοῖς μεγίστοις θεοῖς εὐμενιζόμενος, ἵνα συγγνώμην. — S. 209, 2 XII und LIV παράσχοειν.

S. 209, 9. Bis hieher gehen die Ermahnungen des Königs Abener an seinen Sohn Joasaph, nachdem er dessen Uebertritt zum Christenthume erfahren hatte. Es spricht sich darin ein oft wirklich rührendes, liebevolles, durch den heimlichen Abfall seines Sohnes von den alten Göttern tief betrübtes und für dessen vermeintliches Seelenheil innig besorgtes Gemüth aus. Ueberhaupt gehört die Charakterschilderung des Königs Abener zu den sehr schwachen Seiten des Buches. Unser Johannes gibt sich zwar an manchen Stellen viel Mühe, ihn als einen Wütherich darzustellen, und gefällt sich z. B. in der Schilderung der qualvollen Hinrichtung, welche der König über einige Mönche verhängte (S. 202 fg.). Indeß muß man auch gestehen, daß diese Märtyrer ihrer Freymüthigkeit auf eine Art mit dem Könige gesprochen hatten, wie man mit Königen nie sprechen darf (S. 200 fg.); und wenn es auch unbillig wäre, zu verlangen, daß diese gewiß frommen Männer in ihrer Wüste Anstand und Sitte gelernt haben sollten, so hätte ihnen doch die Vorschrift unseres Herrn und Meisters vor Augen schweben sollen: »gebet dem Kaiser was des Kaisers ist.« — Eben so knirscht der König oft mit den Zähnen, und benimmt sich wie ein Wahnsinniger (z. B. S. 214). Betrachtet man aber sein ganzes Benehmen gegen einen Sohn, der gegen seinen Vater gewiß nicht alle evangelischen Vorschriften in Ausübung brachte; ferner dessen theilnehmende Güte gegen seine Untergebenen (S. 190 fg.), dessen Ehrfurcht für seine Götter, — so können wir den Abener doch nicht für so gar schlimm halten. Bedauerlich ist es aber, daß Joasaph auf die herzliche Ermahnung seines Vaters durchaus nicht

in den gleichen Ton einstimmt, sondern statt jeder andern Erwiederung eine möglichst prägnante Dogmatik vorträgt, und dann mit der dilemmatischen Forderung schließt, entweder solle sein Vater auch Christ werden, ἢ τῆς σῆς ἀποστήσομαι, εὖ ἴσθι, υἱότητος (S. 213 unten, fg.). Es sind dieses Fehler der Ausführung, welche Johannes ohne Zweifel hätte vermeiden sollen und können. Fehlerhaft ist es auch, wenn dem Abener so oft Bibelstellen in den Mund gelegt werden.

S. 210, 1. LXXI. Χριστῷ συνεταξάμην, τῷ υἱῷ τοῦ θεοῦ καὶ σωτῆρι τῶν ὅλων, οὗ τ. ῥ. möchte ich der Vulgata vorziehen. Will man bey der aufgenommenen Lesart bleiben, so wäre doch λόγῳ zu schreiben. — S. 211 haben wir abermals ein langes Verzeichniß der Eigenschaften Gottes, gleichsam als ob das ewige Wesen verständlicher dadurch würde, wenn man es zersplittert und zerlegt, wie der Chemiker die Natur der irdischen Körper in ihrem Innern zu erfassen glaubt, wenn er sie in das zersetzt, was er wohl Urstoffe nennt. Das wahre Verständniß wird uns aber wohl weder durch den einen noch den andern dadurch näher gelegt. Für den Laien in der theologischen Wissenschaft scheinen freylich manche der in unserer Stelle aufgeführten Eigenschaften nicht recht zusammen zu passen; bey andern dagegen scheint nur in den Worten ein Unterschied zu liegen, wenigstens erkennt man nur eine sehr feine Schattirung; z. B. ἄκτιστος, ἀθάνατος, αἰώνιος; ἄπειρος, ἀπεριόριστος, ἀόριστος u. s. w. Zum Theil läßt sich dieser anscheinende Uebelstand vielleicht durch die Handschriften heben; so hat z. B. LXXI ἀόρατον statt ἀόριστον; wenn dieselbe Handschrift statt ἀθάνατον, ἀΐδιον hat, so ist dieses nur ein anderes Wort für denselben Begriff. — S. 211, 1 v. u. hat die Vulgata: πόσης οὐκ ἂν εἴη πέρα ἀνοίας καὶ παραφροσύνης; — und Boissonade beruft sich dabey auf S. 79, 9, wo ohngefähr derselbe Gedanke vorkömmt, und statt πέρα, ἐπέκεινα gesetzt ist. Beruht diese Lesart wirklich auf handschriftlicher Auctorität (bey der Einrichtung der Boissonade'schen Ausgabe sind wir darüber nie sicher), so kann sie recht gut stehen; denn es wird niemanden einfallen, zu glauben, daß ein Mann, wie der Herausgeber, unrichtig gelesen habe. Bemerkenswerth bleibt es aber, daß keine unserer Handschriften πέρα hat, sondern alle in πάτερ übereinstimmen, und zwar (zum Theil oder alle? kann ich in diesem Augenblicke nicht bestimmen) in der gewöhnlichen Abkürzung $\overline{\pi\epsilon\rho}$. Dasselbe liegt auch in der Lesart des Paris. A. εἴηπερ ἀναίας. Wie leicht aber daraus durch Zuziehung des α, womit das nächste Wort anfängt, πέρα werden konnte, sieht jeder. Da also die Lesart πάτερ durch alle unsere Handschriften bestä-

tigt wird, die Unterlage von πέρα aber unsicher ist, so können wir unbedenklich ersteres aufnehmen. — S. 213, 1 XII ἧς αὐτὸς εἶ πρόξενος ἑαυτῷ. — Z. 2. Die höchst unehrerbietigen Worte καὶ κακίας πάσης ὑπηρέτης καὶ ἀσεβείας hat LXXI und, nebst dem vorhergehenden γενόμενος, LIV erster Hand weggelassen, geleitet vielleicht von einem mehr moralisch als kritisch zu billigenden Gefühle. — S. 213, 5 v. u. XII ἀνόνητης; LXXI ἀνώνητος, worin die Lesart des XII liegt, welche der Vulgata den Platz streitig machen kann. — Z. 4 v. u. haben alle Wr. τοίνυν αὐτὸς, welches ich der aufgenommenen Lesart vorziehe. — Z. 3 v. u. fühlte der Herausgeber, daß ein Wort fehlen müsse, und vermuthet μετουσίαν; die andern Pariser Handschriften hätten ihn gewiß nicht im Stiche gelassen; alle unsere Codd. geben richtig καὶ τῶν ὑπὲρ ἔννοιαν πεῖραν λήψῃ ἀγαθῶν.

S. 214, 4 alle Wr. und Paris. A. θυμῷ ἀσχέτῳ ληφθεὶς, welches also aufzunehmen ist. — S. 214, 5 lassen auch XXI, CII mit dem Paris. A. μαινομένῳ ἐοικὼς weg, und gern werden alle Boissonade's Ausspruch unterschreiben: haec verba si periissent, sententia non foret peior. — S. 215, 5 schiebe man vor πολεμίοις, mit allen Wr. Hdss.'en, den nothwendigen Artikel τοῖς ein. — S. 215, 9 LXXI ἀθλόμενος (? ἀθλούμενος) statt ἀχθόμενος; in derselben Zeile schieben XII und LIV zweyter Hand nach πατὴρ recht passend ἔτι ein; alle Wr. geben aber mit dem Paris. C. κληθείη, welches also die entschiedene Auctorität für sich hat. — S. 215, 10 fgg. Ein Satz, dessen grammatische Fügung nicht recht zusammenhängt; denn so deutlich, leider, auch der Ausspruch des Sohnes zu seinem Vater ist, ἀποστήσομαι σου, ὥσπερ τις φεύγει ἀπὸ ὄφεως, so scheint doch im Folgenden die Konstruction ganz vernachläßigt, und unsere Handschriften geben keine Hülfe; XII hat τῇ ἐμῇ σωτηρίᾳ und LXXI εἰς ἀπώλειαν δὲ βιαίαν συνωθεῖς με χωρεῖν. Ist vielleicht εἰς ἀπώλειάν τε βιαίᾳ συνωθεῖν σέ με χειρὶ zu lesen? — S. 215, 2 v. u. LXXI καὶ τὴν εἰς αὐτὸν ὁμολογίαν. — S. 216, 5 LXXI ἄνεσις statt ἀνάνευσις; wenn derselbe dann, nach οὐκ ἔστιν, noch σοὶ ὑπάρχει einschiebt, so ist dieses wohl nur Glosse zu ἔστιν; so wie derselbe S. 217 οὐκ ἔστι statt der Vulgata οὐχ ὑπάρχει hat. — Die schon einigemal angeführte Stelle aus Jesai 40 leidet in den Hdss.'en manche Veränderung; in CII lautet sie so: ὅτι πᾶσα σὰρξ ἄνθος χόρτου· ἐξηράνθη ὁ χόρτος καὶ τὸ ἄνθος αὐτοῦ ἐκπέπτωκεν· τὸ δὲ ῥῆμα ꝛc. LXXI πᾶσα σὰρξ χόρτος, und dann πέπτωκε. XII kömmt am genauesten mit der Vulg. überein. XXI läßt ἐξηράνθη ὁ χόρτος aus; eben so LIV erster Hand, mit dem vorhergehenden καὶ πᾶσα bis χόρτου. Die Verwirrung wurde ohne Zweifel durch

das mehrmals wiederkehrende χόρτος und χόρτου veranlaßt. — S. 217, 8 XII, LIV, LXXI κατακαύσει τοὺς ἀπεράντους; der Artikel ist störend, und rührt vermuthlich von einem Abschreiber, welcher nicht sah, daß ἀπεράντους zu αἰῶνας gehöre. — S. 218, 5 LXXI ἐλεήμονι statt πανοικτίρμονι. — S. 219, 2 ist die Form ἀμνημονήσει aufzunehmen, welche auch von allen unsern Handschriften geschützt wird (nur CII ἀμνημονήσῃ).

S. 219, 10 fgg. Eine sehr unbeholfene Periode, die sogar bey einem Schriftsteller vom Schlage unseres Johannes auffallen muß. Doch gewähren die Handschriften wenig Trost, und eine Periode nach bloßer Konjectur abzurunden ist stets ein mißliches Unternehmen, ganz besonders aber bey einem Schriftsteller, dessen Haupteigenschaft Eleganz überhaupt nicht ist. Zu bemerken ist jedoch, daß unter allen unsern Handschriften nur XXI in τοῦ δὲ βασιλέως ... ληφθέντος mit der Vulgata übereinstimmt; die übrigen haben τὸν δὲ βασιλέα ... ληφθέντα; LXXI συλληφθέντα· τῇ μὲν ἐπὶ τοῦ παιδὸς ꝛc.; zwar gewinnt der Satz durch diese Lesart nicht viel, aber er verliert auch nicht; und da die meisten Handschriften dafür sprechen, gäbe ich ihr gern den Vorzug, wenn sich der Akkusativ nur einigermaßen erklären ließe; freylich ist auch die Fügung: τοῦ βασιλέως ληφθέντος ... ὁ βασιλεὺς ἐδέξατο gewiß nicht in den grammatischen Regeln gegründet. — S. 219, 2 v. u. LXXI ἀθανάτων statt ἀηττήτων. — S. 220, 2 haben wir abermals ein Beyspiel des willkürlichen Verfahrens der Abschreiber. Die Vulgata hat ἐκδώσας aus Paris. A.; Paris. C. ἐκδόσας; Vind. XXI ἐκδέδοσας; LIV ἐκδοὺς; XII, CII ἐκδεδωκώς; LXXI ἐκδωσω σε; zur Auswahl in der That mehr als genug! — Gleich darauf hat LXXI: οὐχ ὡς υἱός μου διατεθεὶς ἀλλὰ ὡς ἐχθρός τινι καὶ ἀποστάτης, eine Aenderung, welche, wenn auch an sich nicht übel, doch gewiß nur dem bessernden Abschreiber zuzuschreiben ist. — S. 220, 1 v. u. fg. CII ἀνομίας statt σατανικῆς ἐνεργείας; so passend auch ἀνομίας ist, so zweifle ich doch nicht, daß σατανικῆς ἐνεργείας die richtige Lesart sey, weil die meisten Handschriften dafür sprechen, und die Anfechtungen des Teufels bey der Klasse von Schriftstellern, zu welcher unser Johannes gehört, beynahe zu den stehenden Artikeln zu rechnen sind. — S. 221, 10 v. u. CII παῤῥησίαν καὶ ἀμετάθετον γνώμην. — S. 222, 1 LXXI προσελθὼν θῦσον τοῖς θεοῖς. ἐν τούτῳ γ. — Z. 7 CII πατρὶ εἰσακούειν; LIV τῷ π. ὑπακούειν; eben so XII und LXXI. Dieselbe Verschiedenheit findet sich S. 224, 3 v. u., wo XII u. LIV τῷ πατρὶ πείθεσθαι; die übrigen τὸ π. πείθ. haben. — S. 222, 10 läßt LIV erster Hand ἰέναι weg; vermissen wird man es nicht; Z. 10 CII ἀπορία, minder gut als die Vulgata, welche außerdem auch die meisten

Hdss.'en für sich hat. Mehrere Abschreiber verstanden übrigens diesen ganzen Satz falsch; so haben XXI, LIV zweyter Hand, LXXI, CII προέκρινας; und LIV zweyter Hand und LXX ἐξέδωκας; letzterer auch ἑαυτόν. Die Richtigkeit der ersten Person ist unzweifelhaft. — S. 222, 11 v. u. statt οὕτω δεῆσαν haben XII, XXI, LIV zweyter Hand, CII εἰ οὕτω δεήσειεν; LIV erster Hand οὕτω δεήσεν; LXXI οὕτω δὲ ὡς ἄν. Darauf CII φείδεσθαι. — S. 223, 4 LXXI ἄυπνος. — Z. 9 stimmen XII, LIV mit der Vulgata in ἔχω überein; CII, XXI ἔχων; LXXI ἔσχον, welches ich für das richtige halte. — S. 223, 3 v. u. LXXI τῆς σωτηρίας ὁδός, nicht so gut als die Vulgata; gleich darauf derselbe τιμηθεῖσα ὡς. Alle unsere Handschriften aber lassen πίστις aus, und zwar mit vollem Rechte. — S. 224, 2 ist τοῖς πᾶσιν zu schreiben, welches von Paris. C., allen unsern Hdss.'en, mit Ausnahme von LXXI, und dem Paris. A. erster Hand geschützt wird, eine Auctorität, welche auch bey einem eleganteren Schriftsteller als unser Johannes ist, zur Vorsicht ermahnen sollte. — S. 224, 6 v. u. LXXI ἔγνων καὶ προτεβαλόμην· (letzteres nach der so gewöhnlichen Verwechslung) ἐρωτῶ δὲ καὶ σέ. — S. 225, 7 schiebt LXXI nach μεγαλόφρων passend ἐκεῖνος ein; derselbe Z. 9 τὰ ... μηχανήματα. — S. 225, 7 v. u. lassen unsere Handschriften, mit Ausnahme von XXI, μάχην καὶ weg; eben so Paris. A. — S. 226, 3 haben alle unsere Hdss.'en, außer LXX (dieser φάσκων), φάσκοντος, welches sich als constructio ad sensum vertheidigen läßt, in sofern der Verfasser σολομῶντος ἐκεῖνο ῥῆμα im Sinne haben konnte. — S. 226, 8 wird die Lesart παρέλθῃ durch sämmtliche Wr. Hdss.'en bestätigt. — S. 226, 13 hat LXXI eine zwar verdorbene, aber doch beachtenswerthe Lesart; nämlich: ἐννοία τε καὶ φιλεία καθυπῆραι τὴν τοιαύτην ἐγκατασπεῖραν σπουδὴν, πάνυ δίκαιον ὑπάρχει· ὅτ' ἂν δ' ἐκ τ. γον. σχ. κ. ὀφέλεια πρ. αὐτὴν φέρει (die beyden letzten Worte alle Wr., außer XXI); und dann im Folgenden ποιεῖ mit dem XII; die übrigen ποιῇ. Z. 5 v. u. haben XII, XXI, CII τὴν ψυχὴν; LIV τῇ ψυχῇ; LXXI τῆς ψυχῆς; die etwas verschrobene Stellung der Wörter scheint die Abschreiber zu Aenderungen verleitet zu haben. Wäre es erlaubt, den Verfasser selbst zu korrigiren, so würde es gewiß im ganzen Buche nicht an Gelegenheit fehlen, und es würde namentlich nicht schwer seyn, hier, in der Antwort Joasaphs, passendere und entsprechendere Ausdrücke unterzulegen. Denn es scheint in der That, als ob der Neubekehrte in seinem Eifer und dem Wunsche, sich recht stark auszudrücken, manches sagt, was mit dem gewöhnlichen Verstande nicht recht zusammengehen will. So sagt er z. B. S. 226 unten: »man dürfe denen, welche uns von Gott abwendig

machen wollen, durchaus nicht folgen, sollte auch der Verführer der Vater, die Mutter, der König oder selbst der Herr des Lebens (d. h. Gott) seyn.« Gleich darauf sagt er, es gehöre zu den Unmöglichkeiten, daß um der Liebe zu den Aeltern willen: — »τὸν θεὸν ζημιωθῆναι.«

S. 227, 5 LXXI προσκυνήσωμην. — Z. 8 derselbe: εἰ δὲ μὴ τοῦτο βούλῃ, ὃ θέλεις ποιῆσαι με — und gleich darauf: καὶ οὔτε κολακίαις τῆς αὐτοῦ ἀποστήσεις με ἀγάπης. Alles dieses sind Aenderungen, die nicht von einem bloßen Abschreiber, sondern von einem willkürlichen Besserer herrühren; und es bedarf wohl kaum der ausdrücklichen Bemerkung, daß der LXXI von dieser genommenen Freyheit am häufigsten Gebrauch macht. — S. 227, 9 v. u. CII διαμαρτάνειν τοῦ σκοποῦ. Die Vulgata hat die Mehrzahl der Handschriften und die Stelle S. 224, 6 v. u. für sich; dagegen scheint unsere Stelle die Lesart ἔγνων aus LXXI, oben S. 224, 6 v. u. günstig zu seyn. Dagegen aber hat LXXI an unserer Stelle εἰδὼς statt ἔγνως. — S. 227, 2 v. u. hat LXXI βοράθροις statt φάραγξι; auf jeden Fall aber möchte ich mit LIV δειναῖς schreiben. Im Folgenden stimmt von unsern Handschriften nur XXI mit der Vulgata genau überein; LXXI hat περιπλανᾶσαι; eben so LIV erster Hand; die übrigen περιπλανώμενος οὐκ ὀρθοποδεῖς. — S. 228, 2 XII und CII ὑπὲρ ζωῆς; dann LXXI οἴῃ τὸ σύμφερον βεβ.; ferner alle unsere Handschriften mit Paris. A. C, ἐντεθυμεῖσθαι. — S. 228, 10 LXXI πρότερον statt πρὸς καιρὸν; dann lassen alle Wr. Hdss.'en, wohl mit Recht, γλυκαίνει καὶ aus, während in Paris. A. καὶ λεαίνει fehlt. — Z. 13 läßt XXI die überflüssigen und in der grammatischen Konstruction störenden Worte: καὶ ἠκονημένη μᾶλλον μαχαίρας διστόμου weg; LIV, LXXI geben ἠκονημένας; die übrigen ἠκονημένης. — S. 229, 4 ist statt πάντες nach allen unsern Handschriften παλιν zu schreiben. — S. 229, 7 v. u. LXXI σαλπίσει; die Form der Vulgata ist vorzuziehen; das folgende εἰς ist vermuthlich Druckfehler statt εἰς, — Das Geschäft des Trompetens besorgt übrigens, nach CII, nur ein Engel, welches die andern Handschriften mit größerem Rechte einem Erzengel zuweisen; sogar der LXXI, welcher doch gerade vorher καὶ ἀρχαγγέλων ausgelassen hatte. — S. 229, 6 v. u. CII εἰληθήσεται. — S. 230, 8 hat LXXI statt κἂν ἀστραπῇ τῇ φανοτάτ., die, wenn auch wohl nicht richtigere, doch hübsche Lesart: κἂν ἄστρω ἐπὶ τῇ φανότητι. — Z. 12 ist statt αὐτῶν, wenn es nicht bloßer Druckfehler ist, αὐτὸν zu schreiben. — S. 230, 5 v. u. fgg. In LXXI lautet der ganze Satz so: καὶ οἱ μὲν δίκαιοι τοιούτων τεύξονται τῶν ἀγαθῶν· οἱ δὲ τὸν θεὸν ἀρνησάμενοι καὶ τὸν τῶν ὅλων δημιουργὸν ἀγνοήσαντες ꝛc.; wollte man aber nach dieser Art alles Ueberflüssige

weglassen, und an die Stelle des Minderguten Besseres setzen, so würde am Ende Johannes sein eigenes Werk nicht wieder erkennen, ja vielleicht nicht einmal anerkennen wollen. — S. 231, 2 muß, mit allen Wrn., ἐν τῷ βορβόρῳ geschrieben werden; eben so ist Z. 8 nach eben denselben, mit Ausnahme von LXXI, ἐλεύσεται zu schreiben. — S. 231, 11 hat CII statt ἀφεγγὲς unrichtig ἀφόρετον. Uebrigens haben wir hier mit einem Blicke das Höllenfeuer mit seinen Eigenschaften vor uns: πῦρ ἄσβεστον, ἀφεγγὲς, τὸ σκότος τὸ ἐξώτερον, dazu den βρυγμὸν τῶν ὀδόντων und den σκώληκα τὸν ἰοβόλον. — S. 232, 3 fgg. CII ἵνα ζωὴν κληρονομήσῃ τὴν μακαρίον τὲ καὶ ἀνώλεθρον· ἀπαλλαγῇ δὲ τοῦ πικροῦ θανάτου; gleich darauf haben LXXI und LIV zweyter Hand περιλαμφθῆναι; ferner alle unsere Handschriften (mit Ausnahme von LIV), und zwar richtig, τῆς ἁγίας καὶ ζωαρχικῆς τριάδος.

(Der Schluß folgt.)

Anzeige=Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. LXXII.

Hammer's morgenländische Handschriften.

Als Seitenstück zu dem im neunten Bande seiner Geschichte des osmanischen Reichs gelieferten Verzeichnisse der Sammlung zweyhundert orientalischer Manuscripte über osmanische Geschichte.

(Fortsetzung.)

D. Biographische Werke.

a) Arabische.

233 *).

وفيات الاعيان فى انباء ابناء الزمان

d. i. die Sterbfälle der Vornehmen (Berühmten), zur Kunde der Söhne der Zeit, vom Richter Schemseddin Ebil=Abbas Ahmed B. Mohammed, berühmt unter dem Namen Ibn Challikian Das berühmteste biographische Werk der Araber, von dessen Inhalt Tydeman ausführlichen Bericht gegeben. Leider nur ein Theil dieses vortrefflichen Werkes, welches die folgenden Biographien enthält. Ungemein schönes Neschi, 379 S. Octav.

1) Ebu Omran von Kafa, der Fakih, d. i. der Rechtsgelehrte. 2) Ebu Thair Ebu Ishak Ibrahim Ibn Chalid, der Rechtsgelehrte. 3) Ebu Ishak Ibrahim El=Merwesi (sonst Murusi), der Rechtsgelehrte, gest. i. J. d. H. 346 (957). 4) Ebu Ishak Ibnol=Isferaini der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 418 (1017). 5) Ebu Ishak Ibrahim von Schiras oder Firusabadi, der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 476 (1083). 6) Ebu Ishak Ibrahim, berühmt als Iraki der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 613 (1216). 7) Ebu Ishak Ibrahim der Richter Salamije's, der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 610 (1213). 8) Ebu Ishak Ibrühim Ibnol Mohdi (sonst Mehdi), der Bruder Harun Reschid's, gest. i. J. 134 (838). 9) Ebu Ishak Ibrahim von Moßul, der Vertraute, gest. i. J. 188 (803). 10) Ebu Ishak Ibrahim Ibnol=Abbas Eß=ßuli der Dichter, gest. i J. 243 (857). 11) Ebu Ishak Ibrahim Essudschadsch der Grammatiker, gest. J. 316 (928). 12) Ebu Kasem Ibrahim von Cordova der Grammatiker, gest. i. J. 351 (936). 13) Ebu Ishak Ibrahim El=Harani Eß=ßabi der Stylist, gest. i. J. 380 (990). 14) Ebu Ishak Ibrahim, berühmt als El=Hadhri der Dichter, gest. i. J. 453 (1061). 15) Ebu Ishak Ibrahim Ben Chafadsche der

*) Durch ein Druckversehen sind die Nummern von 185 bis 205 um 27 zurückgesprungen, so daß die letzte 231 seyn soll.

Dichter aus Andalus, gest. i. J. 563 (1167). 16) Ebu Ishak Ibrahim El=Eschhebi der Dichter, gest. i. J. 524 (1129). 17) Ebu Ishak Ibrahim Ibn Karakul der Ueberlieferer, gest. i. J. 559 (1173). 18) Ebu Abdallah Ahmed Ibn Hanbel der Imam, gest i. J. 241 (855). 19) Ebul Abbas Ahmed B. Omer B. Sarih der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 806 (918). 20) Ebul Abbas Ahmed, berühmt als Ibnol=Kars der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 335 (946). 21) Ebu Hamed Ahmed El=merwesi (Murussi) der Rechtsgelehrte, gest. i J. 332 (943). 22) Ebul Husein Ahmed, berühmt als Ibnol=Katan der Imam, gest. i. J. 359 (969). 23) Ebu Dschaafer Ahmed Et=Tahawi der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 321 (933). 24) Ebu Hamid Ahmed El=Isferaini der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 406 (1015). 25) Ebubekr Ahmed B. El=Husein El=Bihaki der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 458 (1065). 26) Ebu Abderrahman En=Nisaji der Ueberlieferer, gest. i. J. 303 (915). 27) Ebul=Husein Ahmed, berühmt als Kudusi der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 428 (1036). 28) Ebu Ishak Ahmed Es=Saalebi der Exegete, gest. i. J. 437 (1045). 29) Ebu Abdollah Ahmed Ebi Daud der Richter, gest. i. J. 240 (854). 30) Ebu Naim El=Issfahani der Ueberlieferer, der Hafif, gest. i. J. 365 (975). 31) Ebubekr Ahmed B. Ali Sabit, berühmt als El=Chatib, d. i. der Kanzelredner, gest. i. J. 463 (1070), der Geschichtschreiber Bagdads. 32) Ahmed Er=Rawendi der Ueberlieferer, gest. i. J. 245 (859). 33) Ebu Obeid Ahmed El=Moeddib El=Kerwi der Philologe, gest. i. J. 401 (1010). 34) Ebul Mosaffir Ahmed El=Chawafi der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 580 (1106). 35) Ebul=Futuh Ahmed El=Ghasali (der Bruder des großen Ghasali) der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 520 (1126). 36) Ebulfeth Ahmed B. Ali, berühmt als Ibn Burhan der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 510 (1116). 37) Ebu Dschaafer Ahmed El=Missari der Grammatiker, gest. i. J. 338 (949). 38) Ebul Abbas Ahmed B. Bakih der Grammatiker, gest. i. J. 406 (1015). 39) Ebul Abbas Ahmed B. Sebil der Secretair, gest. i. J. 270 (883). 40) Ebul Abbas Ahmed B. Sejar, berühmt als Ssaaleb der Grammatiker, gest. i. J. 201 (816). 41) Ebus=Sahir Ahmed der Ueberlieferer, gest. i. J. 576 (1180). 42) Ebul=Fasl=Ahmed, berühmt als Ibn Junis der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 631 (1233). 43) Ebu Omer Ahmed von Cordova, berühmt als Ibn Abdi Rebbihi der große Philologe und erste Anthologe, gest. i. J. 328 (939). 44) Ebul=Ali Ahmed Et=Tenuchi der Dichter, gest. i. J. 449 (1057). 45) Ebu Aamir Ahmed Ben Ebi Merwan aus Cordova, gest. i. J. 426 (1084). 46) Ebul=Hasan Ahmed Ben Faris Er=Rasi der Geograph, gest. i. J. 395 (1084). 47) Ebul=Taib Ahmed El=Motenebbi der Dichter, gest. i. J. 354 (965). 48) Ebul=Abbas Ahmed B. Mohammed, berühmt als Nami der Dichter, gest. i. J. 399 (1008). 49) Ebulfasl=Ahmed Bedies=seman El=Hamadani der Rhetoriker, gest. i. J. 398 (1007). 50) Ebul Kasem Ahmed Taba Taba der Dichter, gest. i. J. 345 (956). 51) Ebu Hamid Ahmed, berühmt als Ibner=Rekmaak der Dichter, gest. i. J. 399 (1008). 52) Ebul Hasan Ahmed B. Dschaafer Bermagi, gest. i. J. 326 (937). 53) Ebu Omer Ahmed B. Durradsch El=Kasteli der Dichter, gest. i J. 421 (1030). 54) Ebul=Welid Ahmed Ben Seidun der Dichter, gest. i. J. 463 (1070). 55) Ebu Dschaafer Ahmed, berühmt als Ibnol=Ibad der Dichter, gest. i. J. 433 (1041). 56) Ebu Naßr Ahmed Es=Seliki der Dichter, gest. i. J. 439 (1047). 57) Ebu Abdallah Ahmed, berühmt als Ibnol=Cha=

jat der Dichter, gest. i. J. 450 (1058). 58) Ebul-Fasl Ahmed B. Mohammed B. Ahmed B. Ibrahim El-Merdasi der Philologe, gest. i. J. 518 (1124). 59) Ebul-Fasl Ahmed, berühmt als Ibnol-Chasin der Sectirer, der Dichter, gest. J. 550 (1155). 60) Ebubekr Ahmed, beygenannt Ebul-Feth Mokerrem, gest. i. J. 460 (1067). 61) Ebul-Husein Ahmed, beygenannt Ibn Minber der Dichter, gest. i. J. 473 (1080). 62) Ebul-Hasan Ahmed Ben Sobeir El-Aintabi der Dichter, gest. i. J. 561 (1165). 63) Ebul-Abbas Ahmed, beygenannt En-Nefis der Dichter, gest. i. J. 603 (1206). 64) Ebul Abbas Ahmed, Sohn Harun Raschids, gest. i. J. 184 (800). 65) Ebul Abbas Ahmed, berühmt als Ibnol Aarif der Fromme, gest. i. J. 536 (1141). 66) Ebul Abbas Ahmed aus Fars, der Fromme, gest. i. J. 478 (1085). 67) Ebul Abbas Ahmed, berühmt als Ibner-Rufaji der Fromme, gest. i. J. 576 (1180). 68) Ebul Abbas Ahmed Ben Tulun der Heilige, gest. i. J. 270 (883). 69) Ahmed Ben Ebi Schudschaa Boweih (Buje), gest. i. J. 356 (966). 70) Ebu Naßrollah Ahmed, Herr von Miafarakein, gest. i. J. 463 (1061). 71) Ebul Kasem Ahmed El-Mosteaali der ägyptische Fürst, gest. i. J. 496 (1102). 72) Ebul Abbas Ahmed Ibnol-Meschtub der Emir, gest. i. J. 570 (1174). 73) Ebul Abbas Ahmed El-Erbili der Kämmerer, gest. i. J. 631 (1233). 74) Ebu Naßr Ahmed, der Oheim Amad Kiatibi's, gest. i. J. 472 (1079). 75) Ortok Ibnol Ekseb, der Stammherr der Beni Ortok, gest i. J. 484 (1091). 76) Ebul-Hares Arslan El-Besasiri der Emir, gest. i. J. 451 (1059). 77) Ebul-Hares Arslan Schah, Emir von Moßul, gest. i. J. 607 (1210). 78) Ebubekr Esher El-Bahili der Ueberlieferer, gest. i. J. 203 (818). 79) Ebul-Mosafir Esamet, beygenannt Moejededdewlet Medschdeddin, Herr von Scheiser, gest. i. J. 488 (1095). 80) Ebu Jakub Ishak, beygenannt Ibn Rahweih der Ueberlieferer, gest. i. J. 166 (782). 81) Ebu Amru Ishak Esch-Scheibani der Grammatiker, gest. i. J. 118 (736). 82) Ebu Jakub Ishak B. Honein der Arzt, gest. i. J. 299 (911). 83) Ebul-Feth Saadi der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 507 (1113). 84) Ebul-Futuh Esaad, beygenannt Montedschebeddin, gest. i. J. 514 (1120). 85) El-Esaad der Richter, Dichter, gest. i. J. 606 (1209). 86) Ebus-seaadat Esaad Es-Sindschari, Zeitgenosse Ibn Challikian's. 87) Ebu Ibrahim Ismail der Imam, gest. i. J. 206 (821). 88) Ebu Ishak Ismail Ebul-Atahije der Dichter, gest. i. J. 111 (729). 89) Ebu Ali Ismail Ben Ajas der Lexicograph, Dichter ums J. 333 (944). 90) Ebul Kasim Es-ßahib Ibnol Ibad der Wesir, gest. i. J 385 (995). 91) Ebu Tahir Ismail Ibn Chalif der Koransleser Grammatiker, gest. i. J. 455 (1063). 92) Ebu Tahir Ismail El-Mohdi, Fürst von Irak, gest. i. J. 341 (952). 93) Ebul-Manßur Ismail, beygenannt Es-safir der Emir, gest. i. J. 549 (1154). 94) Eschheb Ebu Omru B. Abdollasis der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 204 (819). 95) Ebu Abdallah Eßbaa der Statthalter, gest. i. J. 225 (839). 96) Ebu Said Ak Sankor der Atabege, gest. i. J. 470 (1077). 97) Kasimeddewlet El-Borsaki, der Herr von Moßul, gest. i. J. 521 (1127). 98) Ebuß-ßalt Ommeije der Philologe, gest. i. J. 529 (1134). 99) Ebu Waßile Ajas Ibn Moawije der Richter, gest. i. J. 121 (738). 100) Ebu Suleiman Ejub, berühmt als Ibnol Karijet der Wohlredner, gleichzeitig mit Hedschadsch. 101) Ebusch-Schukr Ejub Ben Schadi, beygenannt Nedschmeddin, der Sohn Ssalaheddin's, gest. i. J. 580 (1184).

Der Buchstabe B: 102) Ebu Menad Badis, der Emir Ssinhadsche, geboren i. J. 374 (984). 103) Ebu Manßur Bachtiar, der Fürst der Dilemiten, lebte 374 (984). 104) Ebul=Mosaffer Berkjarok der Seldschuke, gest. i. J. 498 (1104). 105) Ebu Tahir Berekiat El=Choschami, gest. i. J. 598 (1201). 106) El=Ustad Ebul=Futuh Berdschewan, der ägyptische Emir, lebte ums Jahr 387 (997). 107) Ebu Moad Beschar der Dichter, gest. i. J. 168 (784). 108) Ebu Naßr Beschr, beygenannt El=Hafi, gest. i. J. 224 (838). 109) Ebu Abderrahman Beschr El=Merisi der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 218 (833). 110) Ebubekr Bekiar Ben Koteibe der Richter, gest. i. J. 270 (883). 111) Ebubekr Abderrahman El=Karschi, einer der sieben ersten Rechtsgelehrten des Islams, ohne Angabe des Todesjahres. 112) Ebu Osman Bakr Ben Bakijat der Grammatiker, gest. i. J. 249 (863). 113) Ebul=Jubuh Belkin, der Ahn des Badis, der Emir, gest. i. J. 373 (983). 114) Buran, die Tochter Hasans des Wesirs, gest. i. J. 271 (884).

Der Buchstabe T: 115) Tadschol=moluk Ebu Said B. Ejub B. Schadi, beygenannt Medschdeddin, der Neffe Ssalaheddin's, gest. i. J. 579 (1183) 116) Tadscheddewlet Ebu Said Tetesch B. Ali Arslan der Seldschuke, gest. i. J. 522 (1128). 117) Omm Ali Takije die Dichterin, gest. i. J. 559 (1163). 118) Ebu Ghaub Temam B. Ghalib, berühmt als Ibn Teitani, der Grammatiker aus Cordova, gest zu Merije i. J. 436 (1044). 119) Ebu Ali Temim Ibnol Moiſ, der Emir Aegyptens, gest. i. J. 374 (984). 120) Ebu Jahja Temim Ibnol Moiſ der Emir, regierte ums J. 422 (1030). 121) Schemseddewlet Turan Schah, der Herrscher Aegyptens, der Bruder Ssalahdin's, gest. i. J. 623 (1126).

Der Buchstabe Th, ausgesprochen S: 122) Ebul Husein Sabit der Philosoph, gest. i. J. 288 (900). 123) Ebul=Feiſ Soban Sin=Nun der Fromme, ohne Angabe der Jahreszahl.

Buchstabe Dsch: 124) Ebu Dschesret Dscherir der Dichter, gest. i. J. 110 (728). 125) Dschaafer Eß=ßadik, der sechste Imam, gest. i. J. 148 (765). 126) Dschaafer El=Barmeki, der Wesir Harun Raschid's. 127) Ebul=fadhl Dschaafer, berühmt als Ibnol=Hinsabet, gest. i. J. 391 (1000). 128) Ebu Mohammed Dschaafer, berühmt als der Gesandte von Bagdad, gest. i. J 500 (1106). 129) Ebu Maascher Dschaafer der Astronom, ohne Angabe des Todesjahres. 130) Ebu Ali Dschaafer der Scheich, gest. i. J. 360 (970). 131) Ebu Ali Dschaafer der berühmte Feldherr, lebte im J. 358 (968). 132) Ebul=fasl Dschaafer, beygenannt Medschdeddin der Dichter, gest. i J. 662 (1263). 133) Emir Dschaaber El=Kasri, gest i. J. 460 (1067). 134) Ebu Said Dschakar, der Statthalter Amadeddin Sengi's ums J. 527 (1132). 135) Ebu Amru Dschemil, der berühmte Dichter, gest. 82 (701). 136) Ebu Esamet Dschenadet B. Mohammed der Grammatiker, lebte ums Jahr 399) (1008). 137) Ebul=Kasim Dschoneid El=Kawarri der Einsiedler, gest. i. J. 297 (909). 138) Elkaid Dschewher der berühmte Feldherr, gest. i. J. 359 (969). 139) Ebu Manßur Dscheharkes, beygenannt Fachreddin, einer der Großen des Hofes Ssalaheddin's, lebte ums Jahr 608 (1211).

Der Buchstabe H: 140) Ebu Temam Habit der große Dichter, gest. i. J. 234 (848). 141) Ebu Mohammed Hedschadsch der Statthalter, gest. i. J. 95 (713). 142) Ebu Abdol=Hares B. Esed El=Mohasibi der Scheich, ohne Angabe des Todesjahres. 143) Ebu

Feras El-Hares El-Hamdani lebte im J. 348 (959). 144) Ebu Said Hasan El-Baßri der Scheich, ohne Angabe des Jahres. 145) Ebul Hasan B. Mohammed Eß-ßabah Es-Saaferani, der Rechtsgelehrte, der Ueberlieferer, gest. i. J. 260 (873). 146) Ebu Ali Hasan Ben Ebi Hureire der Rechtsgelehrte, gest i. J. 345 (956). 147) Ebu Said Hasan El-Ißtachari der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 328 (939). 148) Ebu Said Hasan Berhem Ettaberi der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 350 (962) 149) Ebu Ali Hasan B. Berhun, gest. i. J. 528 (1133). 150) Ebu Said Hasan Abdollah Mersebani der Grammatiker, gest. i. J. 368 (978). 151) Ebu Ali Hasan B. Ahmed El Farsi, gest. i. J. 377 (987). 152) Ebu Hasan Ahmed El Askeri der Imam, gest. i. J. 382 (992) 153) Ebu Hasan Ali Ben Reschik der Philologe, gest. i. J. 456 (1063). 154) Ebu Ali Hasan El Medschid der Scheich, ohne Jahrzahl. 155) Ebu Mohammed Hasan Ben Solak der Geschichtschreiber bis ins Jahr 246 (860). 156) Ebu Nesar Hasan, berühmt als Meleken-nohat, d. i. der König der Grammatiker, gest i. J 568 (1172). 157) Ebu Mohammed Hasan Ben Ali Musa Risa der Imam, gest. i. J 260 (873). 158) Ebu Ali Hasan, berühmt als Ebi Nuwas, gest. i. J 198 (813. 159) Ebu Mohammed Hasan, bekannt als Ibn Wekii, gest. i. J. 598 (1201). 160) Ebubekr Hasan, berühmt als Ibnol-Ola Edh-Dherir, gest. i. J. 319 (931). 161) Ebul-Dschewais Hasan B. Ali der Secretär von Wasith der Philologe, gest. i. J. 460 (1067). 162) Ebu Ali Hasan, beygenannt Ilmeddin der Rechtsgelehrte und Dichter, gest. i. J. 599 (1202). 163) Ebu Mohammed Hasan, beygenannt Ebul-Heidsche der Dichter, gest. i. J. 357 (967). 164) Ebu Ali Hasan Fena Chosrew der Bujide, gest. i. J 376 (986). 165) Ebu Mohammed Hasan B. Sehl der Wesir, gest. i. J. 235 (849). 166) Ebu Mohammed Hasan, beygenannt El Mohlebi der Wesir, gest. i. J. 352 (963). 167) Ebu Ali Husein, beygenannt Nisamol-mülk der Wesir, gest. i. J. 485 (1092). 168) Ebu Ali Husein, beygenannt Fachrol-kuttab der Secretär, gest. i. J. 586 (1190). 169) Ebu Ali Husein der Metaphysiker, gest i. J. 248 (862). 170) Ebu Ali Husein B. Chaisan der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 320 (932). 171) Ebu Ali Husein, bekannt unter dem Namen El-Kadhi, d. i der Richter, gest. i. J 662 (1263). 172) Ebu Ali Hasan Es-Sendschi der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 430 (1038). 173) Ebu Mohammed Husein, bekannt als El-Ferra el-Baghewi, gest. i. J. 510 (1116). 174) Ebu Abdollah Husein, bekannt als Halimi Dschordschani, gest. i. J 403 (1012). 175) Ebu Abdollah Husein El-Fardhi der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 451 (1059). 176) Ebu Abdollah Husein, bekannt als Ibn Chamis El-Kaabi, gest. i. J. 552 (1157). 177) Ebu Moghais Husein El-Halladsch der Mystiker, gest. i. J. 309 (921). 178) Suleiman B. Ebi Said Hasan El-Karmati der Sectenfürst, gest. i. J. 301 (913), 179) Ebu Ali Husein B. Sina der Arzt, Philosoph, gest. i. J. 428 (1036). 180) Ebu Ali Husein, beygenannt El-Chalil der Dichter, gest. i. J. 250 (864). 181) Ebu Abdollah Husein El-Kiatib, d. i. der Secretär, der Dichter, gest. i. J 391 (1000). 182) Ebul Kasim Husein, der Wesir in Maghrib, gest. i. J. 344 (955). 183) Ebu Abdollah Husein B. Chalweih der Grammatiker, Lexicograph, gest. i. J. 370 (980). 184) Ebu Ali Husein El-Dschejani der Ueberlieferer, gest. i. J. 408 (1017). 185) Ebu Abdollah Husein, beygenannt El-Bari der Dichter, gest. i. J. 527 (1131). 186) Ibnol Ahmed El-

Toghraji der Dichter, gest. i. J. 516 (1122). 187) Ebul-fewaris Husein, berühmt als Ibnol-Chasin der Sectirer, gest. i. J. 502 (1108). 188) Ebu Abdollah Husein, bekannt als Esch-Schii, lebte ums Jahr 302 (914). 189) Ebu Selmet Haffs El-Hilal, der Wesir Soffi's, gest. i. J. 132 (749). 190) Ebu Ismail Hammad, der Sohn Ebi Hanife's, gest. i. J. 176 (792). 191) Ebul-Kasim Hammad, beygenannt Er-Riwajet, gest. i. J. 158 (774). 192) Ebu Amru Hammad, bekannt als Adscherd der Dichter, gest. i. J. 161 (777). 193) Ebu Suleiman Ben El-Chattab der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 388 (998). 194) Ebu Amare Hamsa, bekannt als Es-Sejat, einer der sieben Leser, gest. i J. 156 (772). 195) Ebu Seid Honein, der berühmte Arzt, gest i. J. 260 (873). 196) Ebu Merwan B. Halef, der Geschichtschreiber Syriens, gest. i. J. 469 (1076).

Der Buchstabe Ch: 197) Ebu Seid Charidsche, einer der sieben ersten Rechtsgelehrten, gest. i. J. 99 (717). 198) Ebu Haschim Chalid B. Jesid B. Moawije der Alchemiker, gest. i. J. 58 (677). 199) Ebu Jesid Ben Chalid, Emir in Fars, gest. i. J. 115 (733). 200) Ebul-Abbas El-Chidhr der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 567 (1171). 201) Ebul-Kasem Chalef der Geschichtschreiber, gest. i. J. 578 (1182). 202) Ebu Omer Chalifet, bekannt als Schebab der Geschichtschreiber gest. i. J. 230 (844). 203) Ebu Abderrahman Chalid El-Ferahide der Metriker, gest. i. J. 170 (786). 204) Ebul-Dschisch Chumarüjet, der Sohn Tulun's, gest. i. J. 276 (889).

Der Buchstabe D: 205) Ebu Suleiman Daud, berühmt als Es-Sahiri der Fromme, gest. i. J. 70 (689). 206) Ebu Suleiman Daud, Sohn Ssalaheddin's, gest. i. J. 632 (1234). 207) Ebul-Aghardi's Nureddewlet, der Emir von Hellet, gest. i. J. 519 (1125). 208) Ebu Daabel der Dichter, geboren i. J. 148 (765). 209) Ebubekr Delf von Bagdad, gest. i. J. 334 (945). 210) Ebul Motaa Sulkarnein der Emir, gest. i. J. 428 (1036).

Der Buchst. R: 211) Rabiaat El-Adewijet die fromme Frau, ohne Jahreszahl. 212) Ebu Osman Rebiaat, bekannt als Rebiaat Rei der Gesetzgelehrte, gest. i. J. 130 (747). 213) Ebu Mohammed er-Rebii der Gebetausrufer, gest. i. J. 270 (883). 214) Ebu Mohammed er-Rebii B. Daud el-Aaredsch, gest. i. J. 256 (869). 215) Ebul-Kasem er-Rebii B. Junis, Zeitgenosse Mehdi's des Chalifen. 216) Ebul-Mokaddem Ridscha el-Kendi, gest. i. J. 112 (730). 217) Ebu Mohammed el-Idschadsch der Dichter, ohne Angabe des Todesjahres. 218) Ebu Hatim Ruh der Statthalter, gest. i. J. 170 (786).

Buchstabe S (lindes): 219) Ebu Abdollah Sobeir der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 256 (869). 220) Ebu Abdollah es-Sobeiri der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 320 (932). 221) Omm Dschaafer Sobeide, die Gemahlin Haruns, gest. i. J. 216 (831). 222) Ebul Hudeil Sifr, der fromme Gelehrte, gest. i. J 158 (774). 223) Ebu Dolama Send der Philologe, gest. i. J. 161 (777). 224) Amadeddin Sengi B. Ak Sonkor, gest. i. J. 541 (1146). 225) Amadeddin Sengi B. Kotbeddin Mewdud, gest. i. J. 594 (1197). 226) Ebul-fadhl Soheir el-Behaeddin, der Vater Ssalaheddin's, gest. i. J. 656 (1258). 227) Ebu Mohammed Sijad el-Bekaili, gest. i. J. 133 (750). 228) Ebul Jamin Seid Tadscheddin el-Kendi der Philologe, gest. i. J. 642 (1244). 229) El-Emir Seiri Ben Menad, lebte ums J. 360 (970). 230) Ommol-Moejed B. Seineb Hurre, geboren i. J. 608 (1211).

Der Buchstabe Sin (scharfes S): 231) Ebu Amru Selim der Rechtsgelehrte, ohne Jahreszahl. 232) Ebubekr Selim B. Rawi Aßim, gest. 193 (808). 233) Ebu Naßr Sabur, beygenannt Behaeddewlet der Wesir, gest. i. J. 403 (1012). 234) Ebu Hasan Sera B. Maghlas Es=Sokti der Mystiker, gest. i. J 257 (870). 235) Ebul Hasan esch=Schera der Dichter, gest. i. J. 360 (970). 236) Ebulfewaris Saad der Dichter, gest. i. J 540 (951). 237) Ebul Maali Saad el=Chatiri, bekannt unter dem Namen Delal el=Kutub, d. i. Mäkler der Bücher, gest. i J. 558 (1162). 238) Ebu Abdollah Ben Dschebir, einer der Jünger des Propheten, ohne Jahrzahl. 239) Ebu Mohammed Said B. el=Moseieb, einer der ersten sieben Gesetzlehrer, gest. i. J 95 (713). 240) Ebu Seid el=Anßari der Philologe der Dynastie Aßmani's, ohne Jahrzahl. 241) Ebul Husein Said el=Achfesch der Grammatiker, gest. i. J. 215 (830). 242) Ebu Mohammed Said B. el. Mobarik der Philologe, gest. i. J. 599 (1202). 243) Ebu Abdollah, Sohn Es=Semri aus Indien, gest. i. J. 62 (681). 244) Ebu Mohammed Sofjan, gest 198 (813). 245) Es=Seidet Sekinet, die Tochter Huseins, des Sohnes Ali's, gest. 117 (735). 246) Selim Ibn Ejub, der trefflichste der Philologen, gest. i. J. 491 (1097). 247) Ebu Ejub Suleiman B. Jesar, einer der ersten sieben Rechtsgelehrten, gest. i. J. 107 (725). 248) Ebu Mohammed Suleiman B. Mehran, bekannt als El=Aamesch der Imam, gest. i. J. 148 (765). 249) Ebu Daud Suleiman Es=Sedschestani der Ueberlieferer, gest. i. J. 75 (694). 250) Ebu Musa Suleiman, berühmt als El=Dschahif der Grammatiker, gest. i. J. 305 (917). 251) Ebul Kasim Suleiman El=Lachmi der Ueberlieferer, gest. i. J. 360 (970). 252) Ebul Welid Suleiman el=Badschi, gest. i. J. 426 (1034). 253) Ebu Ejub Suleiman Wesir Manßur's, Nachfolger Chalid Bermeg's. 254) Ebu Ejub Suleiman, der Secretär Jesids, des Sohnes Sofian's. 255) Ebul Hares Sindschar B. Melikschah der Seldschuke, gest. i. J 552 (1157). 256) Ebu Mohammed Et=Tusteri der Fromme, gest. i. J. 273 (886). 257) Ebu Hatim Sehl der Lexirograph, gest. i. J. 248 (862). 258) Ebul=feth Sehl, der Rechtsgelehrte aus Iran, gest. i. J. 499 (1105). 259) Ebut=taib Suleiman Eß=ßaaluki, gest. i. J. 337 (948).

Der Buchstabe Sch: 260) Ebu Schudschaa Schawer, gest. i. J. 564 (1168). 261) Ebul=Kasem Schahinschah, der Feldherr Aegyptens, lebte ums Jahr 490 (1096). 262) Nureddewlet Schehmschah der Ejubide, gest. i. J. 628 (1230). 263) Ebudh=Dhokak Schebib el=Charidschi, der Emporer unter dem Chalifate Abdolmelik B. Merwan's, gest. i. J. 77 (696). 264) Ebu Ommije Scherik der Richter, gest. i. J. 99 (717). 265) Ebu Abdollah Scherik der Richter, gest. i. J. 177 (793). 266) Faron=Nas Schehdet die Secretärin, gest. i. J. 475 (1082). 267) Ebul=Hares Schirkuh, gest. i. J. 637 (1239).

Der Buchstabe Ssad (das schärfste S). 268) Ebu Omer Ssalih el=Dschiremi der Grammatiker, gest. i. J. 225 (839). 269) Esededdin Ebu Ali Ssalih der Beduine, der Feldherr, gest. i. J. 417 (1026). 270) Ssaid El=rubii der Lexicographe in Andalus, ums Jahr 380 (990). 271) Ebul Hasan Ssadaka, beygenannt Seifeddewlet, gest. i. J. 500 (1106).

Der Buchstabe Dha (Dh): 272) Ebu Babr Edh=Dhohak, bekannt unter dem Namen Ahnef, gest. i. J. 70 (689).

Der Buchstabe Th: Ebu Abderrahman Taus, einer der Jünger ums Jahr 104 (722). 274) Ebut-Taib Tahir Taferi der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 348 (954). 275) Ebul-Hasan Tahir der Grammatiker, gest. i. J. 469 (1076). 276) Ebut-taib Tahir, der Feldherr Mamuds, gest. i. J. 207 (822). 277) Ebulfewaris Seifeddin Toghtekin B Ejub, gest. i. J. 565 (1169). 278) Ebul-gharet B. Refik, beygenannt El-melik Eß-ßalih, gest. i. J. 591 (1199). 279) Ebu Said Taifur el-Bestami der Einsiedler, geboren i. J. 261 (874).

Der Buchstabe Sa (lindes S): 280) Ebuleswed Salim Edduli, einer der Jünger, mit Ali ermordet. 281) Ebul-Manßur Safir el-Hadad der Dichter, gest. i. J. 46 (666)

Der Buchstabe Ain: 282) Ebubekr Aaßim der Koransleser, gest. i. J. 27 (647). 283) Ebu Seidet Aamir el-Eschaari der Imam, gest. i. J. 107 (725). 284) Ebu Amru Aamir der Prophetenjünger, gest. i. J 105 (723). 285) Ebulfadhl el-Abbas el-Ahmed der Dichter, gest. i. J. 150 (767). 286) Ebulfadhl el-Abbas Er-rejaschi der Lexicograph, lebte ums Jahr 257 (870). 287) Ebu Abderrahman Abdollah der Fromme und Gelehrte, gest. i. J. 181 (797). 288) Ebu Mohammed Abdollah, der Vater Melik's, gest. i. J. 114 (732). 289) Ebu Mohammed Abdollah El-Karschi der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 197 (812) 290) Ebu Abderrahman Abdollah Ebi Lehiaut, der Ueberlieferer, Richter zu Cairo i. J. 155 (771). 291) Ebu Mohammed Abderrahman Abdollah, berühmt als Kaani der Ueberlieferer, gest. i. J 221 (835). 292) Ebu Said Abdollah Ben Kesir, einer der sieben ersten Leser der Bücher gest. i. J. 121 (788). 293) Ebu Mohammed Abdollah der Grammatiker, gest. i. J. 296 (908). 294) Ebu Mohammed Abdollah, der Richter von Fes, der Grammatiker, gest. i J. 347 (958). 295) Ebul Kasem Abdollah el-Balchi, das Sectenhaupt der Motesele, gest. i. J. 319 (931). 296) Ebubekr Abdollah, berühmt unter dem Namen el-Kafal der Imam, gest. i. J. 417 (1026). 297) Ebu Mohammed Abdollah El-Dschuweini der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 434 (1042). 298) Ebu Seid Abdollah ed-Debusi der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 433 (1041). 299) Ebul Kasem Mohammed Abdol-Mortesa der Richter, gest. i J. 511 (1117). 300) Ebu Said Abdollah, beygenannt Scherefeddin der Ueberlieferer, gest. i. J. 585 (1189). 301) Ebulferdsch Abdollah, beygenannt der Mund von Moßul, der Rechtsgelehrte, zugleich Philolog und Dichter, gest. i J. 582 (1186). 302) Ebu Mohammed Abdollah, beygenannt Dschelal der Rechtsgelehrte, gest. i. J 610 (1213). 303) Ebul Abbas Abdollah, der Nachkomme Harun Raschids im vierten Gliede, der Chalif, Philologe, gest. i. J. 296 (908). 304) Ebu Mohammed Abdollah B. Taba Taba, die Tochter Ali's, gest. i. J. 348 (959). 305) Ebul-Abbas Abdollah el-Chosaai, gest. i. J. 228 (842). 306) Ebul-Emid Abdollah der Dichter, ohne Jahrzahl. 307) Ebul-Abbas Abdollah, berühmt als Ibn Scherschir der Dichter, gest. i. J 203 (818). 308) Ebu Mohammed Abdollah der andalusische Dichter, ohne Jahrzahl. 309) Ebu Mohammed Abdollah el-Batliusi der Philologe, gest. i. J. 521 (1127). 310) Ebul Kasim Obeidollah B. Nakia, Dichter, Philolog, Lexicograph, gest. i. J. 485 (1092). 311) Ebul-Baka Abdollah der Grammatiker, gest. i. J. 610 (1213). 312) Ebu Mohammed Abdollah, berühmt als Ibnol-Chaschab der Grammatiker, Philologe, Genealoge, Ueberlieferer, gest. i. J. 557 (1161). 313) Ebul Welid Abdollah Ben el-Fardhi der Geschichtschreiber, Ueberlieferer,

von Andalus, reiste i. J. 382 (992) nach Osten. 314) Ebu Mohammed Abdollah, bekannt als Ruschati der Ueberlieferer, gest. i. J. 542 (1174). 315) Ebu Mohammed Abdollah Ibn Beri der Grammatiker, Lexicograph, gest. i. J. 582 (1186). 316) Ebu Mohammed Abdollah, beygenannt el=Aadhid der letzte der Fatimiten in Aegypten, gest. i. J. 567 (1171). 317) Ebu Redad Abdollah el=Baßri ein frommer Mann, gest. i. J. 279 (892). 318) Ebu Abdollah Obeidollah el=Hefeli, einer der ersten sieben Rechtsgelehrten des Islams, gest. i. J. 202 (817). 319) Ebu Mohammed Abdollah, beygenannt Mehdi, der Stifter der Dynastie, gest. i. J. 322 (933). 320) Obeidollah B. Abdollah, ein bey Mamun als Reis in Ansehen stehender Name, gest. i. J. 223 (837). 321) Ebul=Hakem Obeidollah, bekannt als El=Maghribi der Philosoph, gest. i. J. 549 (1154). 322) Ebu Isa Abderrahman el=Anßari, ein Jünger, gest. i. J. 82 (701). 323) Ebu Amru Abderrahman el=Ewsaai der Gelehrte, gest. i. J. 157 (773). 324) Ebu Abdollah Abderrahman der Einsiedler, Rechtsgelehrter, gest. i. J. 191 (806). 325) Ebu Suleiman Abderrahman der Einsiedler, gest. i. J. 205 (820). 326) Ebu Kasem Abderrahman el=Fewsani der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 461 (1068). 327) Ebu Said Abderrahman der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 478 (1085). 328) Ebu Manßur Abderrahman, bekannt als Ibn Asakir der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 620 (1223). 329) Ebul Kasem Abderrahman Es=sudschadschi der Grammatiker, gest. i. J. 337 (948).

234.

الوافى بالوفيات

d. i. Was von den Sterbefällen genüget, von Ssafedi, dessen Todesjahr sich weder in dem bibliographischen Wörterbuche, noch in den chronologischen Tafeln Hadschi Chalfa's findet, doch gibt dasselbe Sachawi, der Fortsetzer Sehebi's, im J. 764 (1262), so daß derselbe 80 Jahre später als Ibn Challikian starb. Sein ganzer Name ist Ssalaheddin Ebußßafa Chalil Ibn Ibek Eß=ßafedi.

Die Einleitung handelt in 14 Abschnitten: 1) Von der Zeitrechnung; 2) von der Ableitung und dem Sinne des Wortes Tgrich; 3) von der Geschichtschreibung; 4) von den Beziehungen des Geschichtschreibers zum Geburtsorte, Aufenthaltsorte, seiner Profession, Secte, Zunft, Familie; 5) von der Definition der Wissenschaft, dem Beynamen (Kunijet), Vornamen (Lakab), Bezugnamen (Mensub), der letzte in Bezug auf den Geburtsort, Aufenthaltsort, die Secte, Profession u. s. w.; 6) von der Schreibung und dem Alphabete nach den einzelnen Buchstaben desselben; 7) von der Methode, der Geschichtschreibung nach Jahren oder Materien; 8) von den Sterbefällen und Nekrologen; 9) von dem Nutzen der Geschichte; 10) von den Sitten des Geschichtschreibers. Von den vorzüglichsten Geschichten. 1) Geschichten des Orients, sechzig. 2) Geschichten Aegyptens, zehn. 3) Geschichten des Westens (Maghrib), zwanzig. 4) Geschichte von Jemen und Hedschas, vier. 5) Universalgeschichten, vierzig. 6) Geschichten der Chalifen, sechzehn. 7) Geschichten der Könige, zwanzig. 8) Geschichten der Wesire und Statthalter, zehn. 9) Geschichten der Richter, acht. 10) Geschichten der Koransleser, vier. 11) Geschichten der Gesetzgelehrten, sechzehn. 12) Geschichten der Priester, dreyzehn. 13) Verschiedene Geschichten, acht und zwanzig. 14) Bücher der Ueberlieferer, vier. Also in Allem zwey=

hundert und siebzig geschichtliche Werke, der reichste Apparat, welchen, Hadschi Chalfa's bibliographisches Werk ausgenommen, irgend ein bekanntes geschichtliches der Araber, Perser und Türken aufführt.

Erstes Hauptstück: Die Mohammede. Zuerst die Biographie des Propheten in 18 Blättern. Dann: 1) Mohammed, der Vater des Propheten. 2) M. B. M. Bagherdi der Ueberlieferer, gest. i. J. 312 (924). 3) Mohammed B. Abdallah el-Bahili der Ueberlieferer, gest. 314 (936). 4) M. B. M. B. Akbat Esch-Scheibani der Scheich, gest. 309 (921). 5) M. B. M. B. Ibrahim En-Nesewi der Gesetzgelehrte, ohne Sterbejahr. 6) M. B. M. B Ahmed el-Chosaai der Grammatiker, gest. 349 (960). 7) M. B. M. B. Bakijet, der Wesir Ebu Tahir's, gest. 367 (977). 8) M. B. M. B. Abdallah el-Homaire der Grammatiker, gest. 339 (950). 9) M. B. M. B. Ismail el-Dschesuni der fromme Mann, gest. 291 (903). 10) M. B M. B. Isa, bekannt als Ibnol-Werd der Ueberlieferer, gest. 263 (876). 11) M. B. M. B. Chalid Et-Towaire der Richter, gest 317 (929). 12) M. B M. B. Tarchan el-Farjabi der Philosoph, gest. 339 (950). 13) M. B. M. B. Idris der Richter von Dschesiret, gest. 242 (856). 14) M. B. M. B. el-Kahir, gest. 395 (1004). 15) M. B. M. B. Dschemil der Ueberlieferer, gest. 346 (957). 16) M. B. M. B. Jakub der Fromme, gest. 368 (978). 17) M. B. M B. Ahmed el-Hafis En-Nisaburi, gest. 378 (988). 18) M. B. M. B. Abdallah der Richter, gest. 114 (732). 19) M. B. M. B. Naaman, bekannt als Scheich el-Mofid, ohne Sterbejahr. 20) M. B. M. B. Dschaafer der Richter, bekannt als Ibn Dokak, gest. 392 (1001). 21) M. B. M. B. Ebulferdsch el-Akeri der Secretär, gest. 423 (1031). 22) M. B. M. B. Ahmed, bekannt als Ibnes-Sewal, gest 458 (1065). 23) M. B. M. B. Isa el-Chischi el-Baßri der Grammatiker, gest. 438 (1046). 24) M. B. M. B. Omer der Nakib der Aliden zu Kufa, gest. 403 (1012). 25) M. B. M. B. Ibrahim der Rechtsgelehrte, der Hanefite, gest. 419 (1028). 26) M. B. M. B. Ali B. Abdallah B. Husein el-Aßghar, geboren 358 (949). 27) M. B. M. En-Naßihi En-Nisaburi, gest. 455 (1063). 28) M. B. M. B. Ahmed Esch-Schamati, gest. 474 (1081). 29) M. B. M. B. Ibrahim Elbesaf, gest. 440 (1048). 30) M. B. M. B. Ahmed der Dichter, gest. 443 (1051). 31) M. B. M. Ebulfeth der Secretär von Bagdad, gest. 155 (771). 32) M. B. M. B. Ali el-Haschimi Es-Seini, gest. 445 (1053). 33) M. B. M. B. Abdallah der Richter von Bagdad, gest. 468 (1075). 34) M. B. M. B. Ali der Ueberlieferer in Irak, gest. 499 (1105). 35) M. B. M B. Ahmed Senedetol-Ißfahani, gest. 530 (1135). 36) M. B. M. B. Dschehir, der Wesir Fachreddewlet's, gest. 483 (1098). 37) M. B. M. B. Ahmed Ibn Hemiman, gest. 490 (1096). 38) M. B. M. B. Aischun Mowefikol-melik der Astronome, gest. 506 (1112). 39) M. B. M. B. Abdallah, bekannt als Elfelanki, gest. 535 (1140). 40) M. B. M. B. Omar B. Kotrob der Dichter, gest. 156 (772). 41) M. B M. B. Abdol Hamid der Philologe, der Dichter, gest. 589 (1193). 42) M. B. M. B. Ali Ebulfeth el-Harim der Prediger, gest. 509 (1115). 43) M. B. M. B. Jakub der fromme Mann, gest. 368 (978). 44) M. B. M B. Arus der Dichter, der Secretär, gest. 280 (893). 45) M. B. M. B. Abdallah el-Baßri der Grammatiker, gest. 320 (932). 46) M. B. M B. Wischah der Rechtsgelehrte, gest. 333 (944). 47) M. B. M. B. Ssalih der Dichter, gest. 529 (1115). 48) M. B. M. B. Hamed Katibol Ißfahani, gest. 519 (1125), drey volle Blätter, sehr ausführlich. 49) M. B. M. B.

Chalid Ibnol Kaisrani der berühmte Secretär, gest. 556 (1161). 50) M. B. M. B. Safer der Secretär, der große Philologe, gest. 954 (1159). 51) M. B. M. B Seid B. Ali B. Musa Esch-Scherif, gest. 490 (1096). 52) M. B. M. B. Ebi Hanife Elferdhi. 53) M. B. M. B. Ebilwefa der Richter, gest. 537 (1142). 54) M. B. M. B. Hasan el-Chatib el-Iskafi, gest. 553 (1158). 55) M. B. M. B. Husein el-Chorasani der Ueberlieferer, lebte ums J. 606 (1209). 56) M. B. M. B Abdeß-ßamed, der Dichter, der Secretär, gest. 126 (743). 57) M. B. M B. Erafii, gest. 560 (1164). 58) M. B. M. B. Abdolkerim der Wohlredner, gest. 606 (1209). 59) M. B. M. B. Ebi Thalib Ebul-Chattab der Arzt, gest 500 (1106). 60) M. B. M. B. el-Kasem el-Achsiketi, gest. 522 (1128). 61) M. B. M. B. Salib der Secretär. 62) M. B. M B. el-Mobarek, gest. 593 (1196). 63) M. B. M. B. Ibnol-Mobarek der Secretär, der Dichter, gest. 595 (1198). 64) M. B. M. B. el-Enbari, Verfasser des Dewanol Inscha, gest. 575 (1179). 65) M. B. M. B. Mewahib Ebul-Ghasa der Dichter, gest. 576 (1180). 66) M. B. M. B. Saadollah B. el-Kilas el-Karchi der Dichter, gest. 570 (1174). 67) M. B. M. B. Ahmed Abu Thalib der Koransleser, gest. 332 (943). 68) M. B. M. B. Ahmed B. Ebu Dschaafer der Ueberlieferer, gest. 479 (1006). 69) M. B. M. B. Ahmed Esch-Schubla el-Kaßar, gest. 472 (1079). 70) M. B. M. B. Ahmed, bekannt als Ibnol-Lahas, ohne Todesjahr. 71) M. B. M. B. Ahmed B. el-Mohtedi, gest. 517 (1123). 72) M. B. M. B. Ahmed B. Ebul-Kasem Ebu Seaadat, ohne Sterbejahr. 73) M. B. M. B. Ahmed der Kanzelredner zu Bagdad, gest. 499 (1105). 74) M. B. M. B. Ahmed Ebul-Chattab der Dichter, ohne Sterbejahr. 75) M. B. M. B. Ahmed, bekannt als Ilham, gest. 616 (1219). 76) M. B. M. B. Dschaafer B. Lankek der Grammatiker, ohne Sterbejahr. 77) M. B. M. B. Dschumhur Esch-Schaabani der Philologe, ohne Sterbejahr. 78) M. B. M. B. Dschoneid der Scheich, lebte ums Jahr 520 (1126). 79) M. B. M. B. Hasan ed-Dinari, gest. 453 (1061). 80) M. B. M. B. Hasan B. Husan B. Hasankweih, gest. 157 (773). 81) M. B. M. B. Husein, beygenannt Saimol-Kufat der Kämmerer. gest. 501 (1107). 82) M. B. M. B. Husein el-Awani, gest. 523 (1128). 83) M. B. M. B. Husein B. Chalif B. el-Ferra der Rechtsgelehrte, gest. 527 (1132). 84) M. B. M. B. Husein B. Kasim B. Chamis Ebul-bereckiat, gest. 531 (1136). 85) M. B. M. B. Husein, bekannt als Seinoleimmet, gest. 645 (1247). 86) M. B. M. B. Hamdan, Gefährte des Propheten. 87) M. B. M. B. Chattab der Prediger, gest. 579 (1183). 88) M. B. M. B. Ibad der Koransleser, der Grammatiker, gest. 334 (945). 89) M. B. M B. Safjani Ed-Debas der Rechtsgelehrte. 90) M. B. M. B. Abdallah el-Ghasal der Koransleser, gest. 620 (1223). 91) M. B. M. B. Abdallah el-Ghasal, der Bruder des Vorigen. 92) M. B. M. B. Abdol-dschelil, bekannt als Ibnol-Kutah. 93) M. B. M. B. Abderrahman B. Husem, bekannt als Ibnol-Chaschab, gest. 540 (1105). 94) M. B. M. B. Abderrahman der Kanzelredner Keschmirini, gest. 578 (1182). 95) M. B. M. B. Abdolasis Abbas, gest. 515 (1121). 96) M. B. M. B. Abdol-Kahir B. Hischam Ibnol Tusi, gest. 518 (1124). 97) M. B. M. B. Abdekun, berühmt als Ibnodh-Dhadschet, gest. 572 (1176). 98) M. B. M. B. Abdol-Wahid Ibneß-ßabagh, geb. 493 (1099). 99) M. B. M. B. Abdol-Wahid Eß-ßabagh, gest. 615 (1218). 100) M. B. M. B. Abdolwehhab, bekannt als Ibn Sekine, gest. 581 (1185). 101) M. B.

M. B. Abdallah B. Es-Sechin Eß-ßairefi, ohne Sterbejahr. 102) M. B. M. B. Ali Ibn Mokla, der Sohn des Wesirs. 103) M. B. M. B. Ali, gest. 445 (1053). 104) M. B. M. B. Ali Ebul-Motak El-heiti der Dichter, gest. 499 (1105). 105) M. B. M. B. Ali Ibn Chosrew Balchi, gest. 514 (1120). 106) M. B. M. B. Ali B. Thalib, bekannt als Ibnet-Tatuh, gest. 544 (1149). 107) M. B. M. B. Ali, bekannt als Ibnol-Moawwedsch, gest. 565 (1169). 108) M. B. M. B. Said, Sohn des großen Ssahib, des Wesirs Gönners der Wissenschaften. 109) M. B. M. Scheich Ebtereddin, geboren 606 (1209). 110) M. B. M. B. M. Et-Tai der Scheich. 111) M. B. M. B. Ibrahim, bekannt unter dem Namen Sebil, mit dem Beynamen Mohesebeddin, gest. 658 (1259). 112) M. B. M. B. Ali B. Ebulferedsch Ibner-Rebab der Prediger, gest. 655 (1257). 113) M. B. M. B. Hasan Naßireddin Ebu Abdallah el-Tusi der Philosoph, gest. 972 (1273). 114) M. B. M. B. Abderrahman B. Rafii der Richter, gest. 672 (1273). 115) M. B. M. B. Ebu Thalib el-Alkami der Wesir, gewidmet dem Chalifat. 116) M. B. M. B. Ali Ibnol Aarabi et-Tei der Mystiker, gest. 656 (1258). 117) M. B. M. B. Abdol-asis B. Rustem el-Eschaardi der Dichter, gest. 656 (1258). 118) M. B. M. B. Abderrahman B. Ahmed B. Hebet Ibn Karnaß, gest. 662 (1263). 119) M. B. M. B. Ali B. Abdallah B. Arabi Amadeddin, gest. 657 (1259). 120) M. B. M. B. Ejub B. Schadi El-Melek el-Kiamil, geb. 576 (1180). 121) M. B. M. B. Ali B. Ghamjun der Scheich, gest. 649 (1251). 122) M. B. M. B. El-Mobarek, bekannt als el-Dschedai der Philologe. 123) M. B. M. B. Ahmed B. Abderrahman, bekannt als Ibn Mohrif, gest. 555 (1160). 124) M. B. M. Ssalis Saaeddin der Andalusier von Malaga, gest. i. J. 662 (1263). 125) M. B. M. B. Ebubekr Ebulfeth el-Ebjurdi der Ueberlieferer, geboren 600 (1203). 126) M. B. M. B. Ebisaad B. Ahmed der Prediger, gest. 669 (1270). 127) M. B. M. B. Hebetollah B. Hemil Erß-ßadrol-Kebir Amadeddin. 128) M. B. M. B. Abbas B. Ebubekr Ebu Abdallah el-Anßari, gest. 682 (1283). 129) M. B. M. B. Ibrahim B. Ebibekr Ibn Challikian, Bruder des Biographen, geboren 603 (1206). 130) M. B. M. B. Abdallah B. Melik der Imam, der Wohlredner, der Rechtsgelehrte. 131) M. B. M. B. Akail Fachreddin, gest. 693 (1293). 132) M. B. M. B. Selim B. Jusuf B. Ssaid der Richter, gest. 694 (1294). 133) M. B. M. B. Abdallah, bekannt als el-Esed (der Löwe) der Scheich, gest. 609 (1212). 134) M. B. M. B. Jusuf B. Naßr, der Herr von Andalus, gest. 709 (1309). 135) M. B. M. B. Ibrahim Husein B. Seraka der Andalusier, gest. 662 (1263). 136) M. B. M. B. Behram von Damaskus, gest. 905 (?) 705 (1305). 137) M. B. M. B. Jahja B. Abbas el-Busdschani, gest. 387 (997?). 138) M. B. M. B. Jusuf B. el-Hedschadsch Ebu naßr et-Tusi, gest. 348 (959?). 139) M. B. M. B. Abdallah Ebu Hamid Schehrsori der Richter, gest. 584 (1188). 140) M. B. M. el-Keschmihini der fromme Mann. 141) M. B. M. Et-Tekriti, gest. 618 (1221). 142) M. B. M. B. Moslemet von Sevilla, gest. 680 (1281). 143) M. B. M. B. el-Jameri El-Obosi. 144) M. B. M. B. Suleiman el-Anßari, bekannt als Ibn Ebilbaka, gest. 610 (1213). 145) M. B. M. B. Nuh el-Fafiki der Richter, gest. 614 (1217). 146) M. B. M. B. Dschebhur El-esedi der Philologe. 147) M. B. M. B. Selim Eß-ßahib, Sohn des Wesirs Behaeddin, geboren 707 (1307).

148) M. B. M. B. Dschaafer B. Ahmed B. Ghanim Ibnol-Dschaaferijet, gest. 606 (1209). 149) M. B. M. B. Ahmed B. Dschemaleddin Et-taberi El-Amuli, lebte i. J. 710 (1310). 150) M. B. M B. Husein B. Atik B. Reschik der Richter, gest. 720 (1320). 151) M. B. Ali der Rechtsgelehrte, der Ueberlieferer, gest. 722 (1322). 152) M. B. M. B. Haris B. Ali der Koransleser, gest. 722 (1322). 153) M. B. M. B. Mahmud B. Merdasch Schehabeddin, ohne Sterbejahr. 154) M. B. M. B. Sehl des Wesirs, der Eremite von Granada, gest. 730 (1329). 155) M. B. M. B. Kasim der Imam, gest. 734 (1332). 156) M B. M. B. Esch-Scheich Abdallah, vierthalb Blätter. 157) M. B. M. B. Abderrahman von Tunis, gest. 737 (1336). 158) M. B. M. B. Ali B. Motii Kemaleddin el-Abd el-Koschairi, gest. 710 (1310). 159) M. B M. B. Abdol Kadir-el-Anßari der Scheich. 160) M. B. M. B. Abderrahman Bedreddin, der Richter der Richter. 161) M. B. M. B. Ebol-monim der Secretär, der Richter, der Dichter, geb. 695 (1295). 162) M. B. M. B. Abdallah B. Ssaghir der Arzt, geboren 691 (1291). 163) M. B. M. B. Isa B. Nahem B. Nedschdet der Dichter. 164) M. B. M. B. Ahmed Dschelaleddin el-Kendi, gest. 724 (1323). 165) M. B. M , bekannt als Ibnol-Dschebeli el-Ferdschubi, gest. 737 (1336). 166) M. B. M. B. Abdol-kerim B. Redhwan, bekannt als Ibnol-Moßuli, gest. 699 (1299). 167) M. B. M. der Imam Schemseddin Sefakasi 168) M. B. M. Hasan Scheich Schemseddin Ben Netate der Dichter, gest. 749 (1348). 169) M. B. M. B. Mahmisch, gest. 400 (1009). 170) M B. M. B. M. B. Dschehir, der Wesir Amadeddewlet's. 171) M. B. M. B. Ebu Abdallah Et-Talkani der Ssofi. 172) M. B. M. B. M. El-Abkeri, gest. 472 (1079) 173) M. B. M. B. M. Seineddin Ebu Hamid Ghasali el-Tusi der Rechtsgelehrte, gest. 505 (1111). 174) M. B. M. B. M. B. Hamid B. Benik. 175) M. B. M. B. Husein B. Abdallah B. es-Suker, bekannt als Ibnol-Moawwedsch. 176) M B. M. B. M. B. Abdolasis der Ueberlieferer, gest. 524 (1124). 177) M. B. M. B. M. B. Omer Ebu Mohammed el-Anßari der Ueberlieferer. 178) M. B M. B. M. B. Abdallah B. Ahmed B. M. El-Beidhawi, gest. 470 (1077). 179) M. B. M. B. M B. Abdallah der Rechtsgelehrte, geboren 517 (1123). 180) M. B. M. B. M. Rokneddin Ebu Hamid, bekannt als el-Amedi, gest. 615 (1218). 181) M. B. M. B. M B. Benan el-Enbari der Philologe, gest. 695 (1295). 182) M. B M. B. M. Scheich Burhaneddin Nesefi der Logiker, gest. 687 (1288). 183) M. B. M. B. M. B. Amruk, gest. 665 (1266). 184) M. B. M B. Abdolmedschid, bekannt als Ibnol Mola, gest. 656 (1258). 185) M. B. M. B. M. Babel Monim, bekannt als der Kanzelredner von Hama, gest. 691 (1291). 186) M. B. M. B. M. Iseddin, der Sohn des Wesirs Alkami, der Grammatiker. 187) M. B. M. B. M B. Hebetollah B. Amadeddin el-Kiatib, gest. 720 (1320). 188) M. B M. B. M. Iftichareddin. 189) M. B. M. B. M. B. Ahmed Seineddin Ebu Hamed el-Osmani der Rechtsgelehrte, gest. 705 (1305). 190) M. B. M. B. M. B. Dschenraat Ben Asakir der Rechtsgelehrte, gest. 643 (1245), acht Blätter. 191) M. B. M. B. M. B. Seidon-nas der Scheich Imam, gest. 744 (1343). 192) M. B. M. B. M. B. Ebil-Hasan B. Nebeta el-Fariki, der berühmte Dichter, mit welchem sich Ssafedi i. J. 732 (1331) in Cairo befand. Nach diesen 192, oder mit dem Propheten 193 Mohammeden, deren Väter ebenfalls Mohammed hießen, folgen die Mohammede, deren Väter

einen andern Namen als Mohammed trugen, und die nach diesen Namen der Väter in alphabetischer Ordnung folgen.

194) Mohammed B. Adam B. Kemal, gest. 414 (1033), der Hafif. 195) Mohammed B. Aban, der Wesir von Balch, der Ueberlieferer, gest. 110 (728). 196) M. B. Aban, der Secretär Naßr B. Manßur B. Besam's. 197) M. B. Ebi Kaab, gest. 63 (682). 198) M. B. Ibrahim der Hafif, gest. 173 (789). 199) M. B. Ibrahim der Rechtsgelehrte, gest. 281 (894). 200) M. B. Ibrahim B. Monser der Rechtsgelehrte, gest. 318 (930). 201) M. B. Ibrahim der Astronome. 202) M. B. Ibrahim, berühmt unter dem Namen Taba Taba der Dichter, lebte i. J. 197 (812). 203) M. B. Ibrahim der Gebetausrufer, gest. 250 (864). 204) M. B. Ibr. B Dinar, berühmt als Ibn Ssandal, gest. 182 (298). 205) M. B. Ibr. El=Bacherfi der Ketzer. 206) M. B. Ibrahim El=Mißri, berühmt als Ibnol Chorasani. 207) M. B. Ibr. Et=Teimi der Rechtsgelehrte, gest. 120 (737). 208) M. B. Ibr. B. Dinar der Rechtsgelehrte, gest. 190 (805). 209) M. B. Ibrahim B. Dinar, gest. 190 (805). 210) M. B. Ibrahim B. Abdus der maghrebinische Rechtsgelehrte, gest. 280 (893). 211) M. B. Ibr. der Rechtsgelehrte von Busendsch, gest. 290 (902). 212) M. B. Ibr. Abderrahman, gest. 358 (968). 213) M. B Ibr. B. Ali B. Aaßim, gest. 381 (991). 214) M. B. Ibr. von Toledo, bekannt als Ibn Muschkiani, gest. 400 (1009). 215) M. B. Ibr. Dschordschan, gest. 408 (1017). 216) M. B. Ibr. von Toledo, der Rechtsgelehrte, gest. 455 (1063). 217) Ebu Dschaafer El=Enmati der Hafif, gest. 256 (869). 218) M. B. Ibr. der Ssofi von Bagdad, gest. 269 (882). 219) M. B. Ibr. B. Kahtba, gest. 160 (776). 220) M. B. Ibr B. Hafs, gest. 320 (931). 221) M. B. Ibr B. Abder=rebbihi, gest. 323 (534). 222) M. B. Ibr. B. Jusuf Ebu Omer Es=Sudschadschi der Scheich, gest. 348 (959). 223) M. B. Ibr. der fromme Mann, gest. 427 (1035). 224) M. B. Ibr. B. Sabit, bekannt unter dem Namen El=Kisani, gest. 560 (1164). 225) M. B. Ibr. B. M. B. Jahja B. Schahtweih der Ueberlieferer, gest. 427 (1035). 226) M. B. Ibr. B. M. Ebuabdallah, gest. 516 (1122). 227) M. B. Ibr. Ebul=Kasim Ibnol Mereini von Sevilla, der Philologe. 228) M. B. Ibr. B. Hani aus Andalus, der berühmte Dichter, gest. 263 (876). 229) M. B. Ibr. B. Gharib el=Chalik der Ueberlieferer, gest. 21 (641). 230) M. B. Ibr. B. Halef der Philologe, berühmt als Ibn Seruka, geb. 435 (1043). 231) M. B. Ibr. B. Ahmed El=Bihaki der Lexicographe. 232) M. B. Ibr. Ebu Abdallah El=Esedi, gest. 105 (723). 233) M. B. Ibr. B. Abderrahman von Telmesan, bekannt als Schersch, gest. 656 (1258). 234) M. B. Ibr Aßileddin el=Aauf der Scheich, gest. 668 (1269). 235) M. B. Ibr. B. Arslan der Arzt, berühmt als El=Kemali, gest. 675 (1276). 236) M. B Ibr. von Haleb, der Geschichtschreiber dieser Stadt, gest. 684 (1285). 237) M. B. Ibr. El=Temimi el=Kemuni der Dichter. 238) M. B. Ibr. B. Amran el=Kafesi der Dichter, 239) M. B. Ibr. Ebut=tajib El=Besti der Rechtsgelehrte, gest. 695 (1295). 240) M. B. Ibr. B Ali Fetheddin El=Kußi, gest. 734 (1333). 241) M. B. Ibr. B. Amran B. Musa El=Dschudschur der Philologe, der Grammatiker, gest. 354 (965). 242) M. B. Ibr. B. Ebil=Meni, gest 672 (1273). 243) M. B. Ibr. B. Ali der Scheich, gest. 480 (1087). 244) M. B. Ibr. B. El=monhal Ebubekr El=meheri der Dichter, gest. 560 (1164). 245) M. B. Ibr. el=Dschemimi, gest. ums J. 700 (1300). 246) M. B. Ibr. der Richter, der Gesetzgelehrte. 247) M. B. Ibr. B. Ebulfadhl el=Imam Moineddin el=

Dschadscherreis, gest. 613 (1216). 248) M. B. Ibr. B. Moslim B. Suleiman der Ssofi, gest. 333 (1235). 249) M. B. Ibr B. Ahmed B. Tahu von Schiras, der Ssofi, gest. 622 (1225). 250) M. B. Ibr. B. Abdol=Wahid B. Ali B. Surur der Richter, gest. 670 (1271). 251) M. B. Ibr. B. Ebil Kasim B. Inan der Ueberlieferer, gest. 711 (1311). 252) M. B. Ibr. B. Ebi Abdallah M. B. Ebi Naßr der Grammatiker, gest 698 (1298), zwey Blätter stark. 253) M. B. Ibr. Et=Tedscheri der Philologe. 254) M. B. Ibr. B. Jahja B. Ali El=Anßari El=Merwi, berühmt als El=Watwat, geboren zu Cairo 621 (1224). 255) M. B. Ibr. B. Saadallah B. Dschemaat der Richter der Richter, geb. zu Hama 636 (1238). 256) M. B. Ibr. B. Moadhad der Scheich, gest. 137 (754). 257) M. B. Ibr. El=Karschi el=Aamiri, der Grammatiker aus Badschet. 258) M. B. Ibr. B. Ghanim Eß=Ssalihi, gest. 731 (1330). 259) M. B. Ibr. B. Ahmed der Rechtsgelehrte. 260) M. B. Ibr. B. Ebibekr der Geschichtschreiber Dscheseri, geb. 658 (1259). 261) M. B. Ibr. B. Said Schemseddin, berühmt als Ibnol=Ekfani der Philologe, Polyhistor. 262) M. B. Ibr. B. M. B. Ali B. Refaa der Mufti, gest. 596 (1173). 263) M. B. Ibr. B. Ahmed der Richter, gest. 728 (1327). 264) M. Ibn Atabeg Schemseddin El=Pehliwan, der Fürst von Irak. 265) M. B. Ahmed aus den Söhnen Obeidollahs B. Kalis. 266) M. B. Ahmed B. Reschid, der Freygelassene des Chalifen Mohdi's, Dichter. 267) M. B. Ahmed B. Waßil. 268) M B. Ahmed B. Abdolasis El. Otbi aus Andalus, gest. 160 (776). 269) M. B. Ahmed B. Haaß el=Dschereschi, gest. 170 (786). 270) M. B. Ahmed, gest. 176 (792). 271) M. B. Ahmed B. Ishak von Nisabur, gest. 352 (963. 272) M. B. M. B. Seid B. Hamdweih Et=Temimi, gest. 301 (913). 273) M. B. Ahmed B. El=Mersehan der Richter von Damaskus, gest. 304 (916). 274) M. B. Ahmed B. Keisan Ebul=Hasan der Grammatiker, Lexicographe, gest. 299 (911). 275) M. B. Ahmed B. Ishak B. Jahja El=weschai der Philologe, gest. 325 (936). 276) M. B. Ahmed B. Ebi Daud Ebul Weled el=Edadi der Richter, gest. 239 (853). 277) M. B. Ahmed B. Suleiman B. Amru El=Amrawi. 278) M. B. Ahmed El=Kahirbillah der Chalife, der Sohn Moteaaßim Allahs, gest. 339 (950). 279) M. B. Ahmed Ebul=Hasan El=Dschordschani der Dichter, gest. 305 (917). 280) M. B. Ahmed Ebu Naßr el=Askelani der Dichter. 281) M. B. Ahmed B. Dschemad, gest. 310 (922). 282) M. B. Ahmed B. Soheir B. Tahmain El=Kairi der Ueberlieferer, gest. 317 (929). 283) M. B. Ahmed B. Mohammed B. Emrol der Ueberlieferer, gest. 317 (929). 284) M. B. Ahmed B. Ejub B. Eß=ßalt der Koransleser, gest. 328 (939). 285) M. B. Ahmed B. Jusuf Ebuttaib der Koransleser und Gesetzlehrer, gest. 349 (960). 286) M. B. Ahmed B. Ibr. Ebul=ferdsch Eschenbudi der Exegete, gest. 388 (998). 287) M. B. Ahmed B Jaakub B. Schebih Es=sudusi der Kanzelredner, gest. 331 (942). 288) M. B. Ahmed B. Amru, gest. 333 (944). 289) M B. Ahmed Er=Rebii B. Suleiman B Ebi Merjem der Dichter, gest. 335 (946). 290) M. B. Ahmed B. Dschemad von Bagdad, gest 336 (947). 291) M. B. Ahmed B. Ibrahim B. Koreisch der Secretär, gest. 336 (947), der Philologe. 292) M. B. Ahmed B. Balije von Nisabur, gest. 340 (951). 293) M. B. Ahmed B. Ali B. Sebur el=Eswari der Scheich, gest. 342 (953). 294) M. B. Ahmed B. Mahbub, gest. 346 (957). 295) M. B. Ahmed B. Ibrahim B. Suleiman Ebu Ahmed der Richter, bekannt als El=Asal (der Honighändler), gest. 349 (968). 296) M. B. Ahmed

Ebubekr von Cordova, der Rechtsgelehrte, gest. 350 (960). 297) M. B. Ahmed B. Ibr. der Sohn, berühmt unter dem Namen Ibnol=Kararili der Wesir, gest. 357 (967) 298) M. B. Ahmed El=Haschimi der Wesir. 299) M. B. Ahmed B. Ishak B. Eß=ßaari der Ueberlieferer, gest. 359 (969). 300) M. B. Ahmed B. Ali Schahweih der Gesetzgelehrte, gest. 362 (972). 301) M. B. Ahmed B. Sebil, berühmt als Ibnan Nablusi, gest. 363 (973). 302) M. B. Ahmed B. Abdallah Naßr B. Bedscheir der Richter, gest. 367 (977). 303) M. B. Ahmed B. El=esher der Grammatiker, gest 370 (980). 304) M B. Ahmed B. Jaakub B. Modschahid et=Tai der Metaphysiker, gest. 370 (980). 305). M. B. Ahmed B. Ali von Nisabur, der Ueberlieferer, Koransleser, Einsiedler, gest. 378 (988). 306) M. B. Ahmed Ibnol Abbas Ebu Dschaafer Es=Selmi, gest. 379 (989). 307) M. B. Ahmed B Talib Ebul=Hasan el=Achbari, gest. 371 (981). 308) M. B. Ahmed Ebu Abdallah el=Jeschkeri. 309) M. B. Ahmed, bekannt als Ibnol Hadschib, der Freund Ibner=Rumi's. 310) M. B. Ahmed B. Naßr Ebu Schadschaa der Kämmerer, gest. 517 (1123). 311) M B. Ahmed B. Naßr von Ißfahan. 312) M. B. Ahmed B. Jahja B. Ebil=baghal der Secretär, gest. 313 (925). 313) M. B. Ahmed, bekannt als Et=Tawal von Kufa, Kosai's Freund, gest. 342 (953). 314) M. B. Ahmed Ebul Hasan B. Ebi Leis der Secretär. 315) M. B. Ahmed B Namin. 316) M. B. Ahmed Ebulfeth Ed=Diawendi. 317) M. B. Ahmed B. M., gest. 380 (990). 318) M. B. Ahmed B. Ebi Borda von Bagdad, der Rechtsgelehrte, gest. ums J. 380 (990). 319) M. B Ahmed B. Dschemad der Ueberlieferer, gest. 384 (994). 320) M. B. Ahm. B. Ismail B. Aabis, gest. 387 (997). 321) M. B. Ahmed B. Abdallah B Chaweirmendad der Rechtsgelehrte, gest. 390 (999). 322) M. B. Ahmed B. Dschafa B. Jahja der Ueberlieferer, gest 396 (1005). 323) M. B Ahmed B. Ali der Secretär, gest 399 (1008). 324) M. B. Ahmed B. Abdallah der Rechtsgelehrte, gest 399 (1008). 325) M. B. Ahmed El=Fesaji von Damaskus, der Dichter, gest. 390 (999). 326) M. B. Ahmed B. Hamdan, bekannt als Chabbasol=beledi der Dichter. 327) M. B. Ahmed B. Husein der Dichter. 328) M. B Ahmed B. Ssaanun B. Ali, berühmt als El=Hadi, gest 495 (1101). 329) M. B Ahmed B. Abdallah der Rechtsgelehrte, gest. 305 (917). 330) M. B. Ahmed B. M. von Ssaida, gest. 402 (1011). 331) M. B. Ahmed B. Osman B El=Melik B. El=Hakem, gest. 405 (1018). 332) M. B. Ahmed B. M., berühmt als Ibnol=Dschini, gest. 408 (1017). 333) M. B. Ahmed B. M. B. Suleiman Ghandschar, gest. 412 (1021). 334) M. B. Ahmed B. M. B. Serukujet der Ueberlieferer, gest. 412 (1021). 335) M. B. Ahmed B. M. B. Faris B. Sehl, gest. 412 (1021). 336) M B. Ahmed B. M. Ebulfadhl ed=Dscharudi, gest. 413 (1022). 337) M. B. Ahmed B. Harun von Damaskus, gest. 410 (1019). 338) M. B. Ahmed B. Chalifet Ebul Hasan von Tunis, der Dichter, berühmt als Ssareiri. 339). M. B. Ahmed B. Musa Ebu Ali el=Hadschimi, gest. 418 (1027). 340) M. B. Ahmed Ebu Rihan el=Biruni. 341) M. B. Ahmed B. Abdallah Ebul Hasan el=Dschewaliki, gest. 431 (1039). 342) M. B. Ahmed B. Musa Ebu Abdallah von Schiras, der Prediger, gest. 439 (1047). 343) M. B. Ahmed B. Dschaafer Ebu Hasan El=Meseki, gest. 432 (1040). 344) M. B. Ahmed B. Abdallah von Sevilla, der Rechtsgelehrte, gest. 433 (1041). 345) M. B. Ahmed B. Isa B. Abdol der Richter, der Rechtsgelehrte, gest. 441 (1049). 346) M. B. Ahmed B. M. B. Ahmed Es=Semnani der Richter, gest. 444 (1052).

347) M. B. Ahmed B. M. B. Ahmed B. Abdallah, gest. 497 (1103). 348) M. B. Ahmed B. M. B. Omar B. Kaidar, gest. 498 (1104). 349) M B. Ahmed B. M. B. Ibr. B. Selfet der Ssofi, gest. 501 (1107). 350) M. B. Ahmed B. Ssaid B. M. der Richter von Nischabur, gest. 527 (1132). 351) M. B. Ahmed B. M., bekannt als Ibn Ssirma, gest. 538 (1143). 352) M. B Ahmed B. M., bekannt als Kulci el-Ißfahani, gest. 545 (1150). 353) M. B. Ahmed B. Saadan der Richter, gest. 552 (1157). 354) M. B. Ahmed B. M. Ebul Hasan el-Maghribi, Zeitgenosse Motenebbi's. 355) M. B. Ahmed B. Ibr. Ebu Obeidallah El-Maderai, gest. 322 (933). 356) M. B. Ahmed B. Dschaafer der Rechtsgelehrte, berühmt als Ibnol-Hadad, gest. 344 (955). 357) M. B. Ahmed B. Naßr der Rechtsgelehrte, gest. 592 (1195). 358) M. B. Ahmed B. El-Hasan B. El-Aßbagh der Philologe. 359) M. B. Ahmed B. Abdallah B. M. Ebuseid der Rechtsgelehrte, gest. 301 (913). 360) M. B. Ahmed B. Abdallah, bekannt als Ibnol-Chadhri, berühmt durch sein Gedächtniß. 361) M. B. Ahmed B. el-Hosein B. Omer der Imam, geboren zu Mifarakain i. J. 429 (1037). 362) M. B. Ahmed B. Mahmud Ebu Dschaafer En-Nesefi, gest. 414 (1023) 363) M. B. Ahmed Ebu Naßr el-Modhari, gest. 414 (1023). 364) M. J. Ahmed Ibnol-bewwab der Dichter. 365) M. B. Ahmed el-Mamuri el-Bihaki der Dichter, der Philosoph, gest. 485 (1092). 366) M. B. Ahmed B M. Ebu Saad-el-Amidi der Philosoph, Gelehrte, gest. 433 (1041). 367) Moh. B. Ahmed B. Abdallah B. Saad el-Kattan, gest. 341 (960). 368) M. B. Ahmed B. Abdollah Bedreddin von Haleb, der Dichter. 369) M. B. Ahmed B. Ibrahim El-Karschi, gest. 599 (1202). 370) M. B. Ahmed B. Hebetollah, bekannt als El-behdschet, gest. 603 (1206). 371) Ahmed B. M. B. Erkam el-Wadi. 372) M B. Ahmed B. M. B. Ibrahim Taba Taba der Dichter. 373) M. B. Ahmed B. Naßr el-Dscheihani, gest. 301 (913). 374) M. B. Ahmed B. Said Ebu Abdallah Et-temimi der Arzt zu Jerusalem, gest. 370 (980). 375) M. B. Ahmed B. el-Hosein der Ueberlieferer, gest. 350 (962). 376) M. B. Ahmed B. M. der Gesetzgelehrte, gest. 458 (1065). 377) M. B. Ahmed B. Sehl, berühmt als Ibn Beschran, gest. 462 (1069). 378) M. B. Ahmed B. Omer Ebu Dschaafer B. el-Moslemet von Bagdad, gest. 465 (1072). 379) M. B. Ahmed B. Naßir, gest. 377 (987). 380) M. B. Ahmed B. el-Hosein el-Dschordschani el-Batriki, gest. 377 (987). 381) M. B. Ahmed B. Abdallah B. Ahmed B. el-Welid der Scheich der Moteseliten, gest. 478 (1085). 382) M. B. Ahmed B. M. B. Ismail der Kanzelredner, gest. 476 (1083). 383) M. B. Ahmed B. M. der Rechtsgelehrte, gest. 476 (1083). 384) M. B. Ahmed B. Ibrahim von Ißfahan, gest. 477 (1084). 385) M. B. Ali B Osman Ebu Abdallah el-Kaisi der Andalusier Ibnol Hadid der Dichter, mit dem Beynamen Mosin der Prosodiker, Dichter. 386) M. B. Ahmed B. Abdallah Ebul-feth B. Semkuje von Ißfahan. gest. 482 (1089). 387) M. B. Ahmed B. Dschaafer Et-tabli von Nischabur, gest. 482 (1089). 388) M. B. Ahmed B. Ali der berühmteste Schriftsteller in seinem Fache. 389) M. B. Ahmed B. Manßur Ebubekr el-Chajat der Grammatiker, lebte ums Jahr 320 (931). 390) M. B. Ahmed B. Abdollah B. Manßur der Hafiſ, gest. 489 (1095). 391) M. B. Ahmed B. Suleiman B. Ejub Et-Tokati, gest. 382 (992). 392) M. B. Ahmed B. M. B. Ishak el-Ermeni el-Abjurdi der Grammatiker, Dichter aus der Gegend von Abjurd, gest. 508 (1114). 393) M. B. Ahmed B. Omar der Andalusier, gest. 590 (1193). 394) M. B.

Ahmed B. Ibrahim, bekannt als Ibnol=Chattab, gest. 525 (1130). 395) M. B. Ahmed B. M. El=Mohtedi, gest. 517 (1123). 396) M. B. Ahmed B. Chalef B. Ibr. Ebu Abdallah von Cordova, gest. 529 (1134). 397) M. B. Ahmed B. Osman Ben Aamir von Valencia, gest. 533 (1138). Nach diesen 397 Biographien beginnt die Ordnung der folgenden, nach den Jahren von 596 angefangen, so, daß jedem Jahre eine kurze Erzählung der merkwürdigsten Begebenheiten beygegeben ist, welcher dann erst die Tafeln dieses Jahres folgen, eine Eintheilung, welcher Ibn Esir, Ibn Kesir, Abulfeda, Hadschi Chalfa in seinem Feslike und andere befolgt haben.

398) Im Jahre 596 (1199) starben: Es=Said Mohammed von Askalon, welcher von Ssalaheddin seiner Stylistik wegen hochgeachtet; 399) der Schah Schehabeddin von Tus. Im Jahre 597 (1200): 400) Der gelehrte Ibnol Dschusi; 401) Amad der Wesir, berühmt als Amadol=Kiatib. Im Jahre 598 (1201): 402) Abol Melik B. Said B. Jasin es=Saalebi; 403) Bussiri der Verfasser der Bordet; 404) der Oberrichter Mohijeddin Mohammed B. Moh. Es=Seki der Philologe, Mystiker. Im Jahre 599 (1202): 405) Ibn Semerrud (Smaragd); 406) Ebu Sekeria Ibn Jahja, berühmt als Ibnen=nedschar von Bagdad, geboren i. J. 522 (1128); 407) Ebu Ali el=Hasan B. Said B. Abdallah der Rechtsgelehrte, Dichter. Im Jahre 600 (1203): 408) Der Hafis Abdol=Ghasi B. Abdolwahid von Jerusalem, der große Schriftgelehrte, berühmt als Mokaddesi; 409) der Hafis Behaeddin Ebu Mohammed el=Kasim, berühmt als Ibn Asakir der Geschichtschreiber von Damaskus; 410) Ebulfutuh Esaad der Rechtsgelehrte. Im Jahre 601 (1204): 411) Abdol=Momin Ali=Beneß=ßaikal Nedschmeddin el=Haresi; 412) Mohammed B. Saadollah der Prediger; 413) Ibn Betimur, der Herr von Achlath; 414) Mohammed, bekannt als Adles=Seidani; 415) Ali Ibnol=Hasan, berühmt als Schehim el=Hilla. Im Jahre 602 (1205): 416) Taschkin Ibn Abdallah; 417) Bedreddin Mewdud Ibnol=Hadschib, der Fürst von Damaskus. Im Jahre 603 (1206): 418) Dschemaleddewlet; 419) Ebul=Moharrem Mekki Ben Rijan; 420) Ebul=Abbas Ahmed, berühmt als Ibn Nefis; 421) der Scheich Ebuder Moßaab, berühmt als Ibn Ebi Neheb, der gelehrte Imam, Philologe. Im Jahre 604 (1207): 422) Alaeddin Jtamisch der Mamluke des Chalifen Naßir; 423) Behaeddin Ali B. Moh., berühmt als Ibnes=Saabi der Dichter; 424) Moschrifeddin Ibnol=Fakid; 425) Ebu Ali Hanbel Ben Abdollah; 426) der Emir Seineddin Karadscha, der Herr von Ssarched; 427) die fromme Frau Sittol Ketijet. Im Jahre 605 (1208): 428) Chisr B. Mohammed B. Ali Ebul=Abbas el=Dscheseri; 429) Moh. B. Ahmed, geboren i. J. 517 (1123). Im Jahre 606 (1209): 430) Der Imam Fachreddin Mohammed B. Omer B. Hosein Er=Nasi, der große Stylistiker, Philosoph; 434) Mobarek B. M. B Abolkem Ebus=saadat Medscheddeddin Ibnol Esir El=Dschusi, geboren i. J. 540 zu Dschesiret; 432) der Richter Ben Ekbi Melik, berühmt als Ibn Memati. Im Jahre 607 (1210): 433) Nureddin Arslan B. Jseddin Mesud, der Imam von Moßul; 431) Mosaffer B. Sasin der Ssofi; 435) Ebul Fadhli Ali B. Mosaffer Jusuf B. Ahmed, geboren i. J. 559 (1163)' 436) der Richter Es=Saad Hebetollah, der berühmte Dichter. Im Jahre 608 (1211): 437) Hasan B. Mohammed B. El=Hasan B. Hamdun, der Verfasser der Teskeret, das seinen Namen führt; 438) Dscherkes B. Abdallah Eß=ßalihi; 439) Abdol=Wahid Ibnol-Abdolwehhab; 440) Moh. Ibnen=Naim; 441) el=Amad Ibn

Junis der Rechtsgelehrte; 442) Mosaffer et-Temaschki der Sänger von Volksliedern zu Bagdad; 443) Ssarimeddin B. Berghasch el-Aadili von Damaskus. Im Jahre 609 (1212): 444) Ewhad Ejub, der Sohn Melek el-Aadil's, der Herr von Achlath. Im J. 620 (1223): 445) Ahmed B. Mohammed el-Erdschi; 446) der Intendant Ebulfadhl Ahmed B. Mohammed. Im J. 611 (1214): 447) Ibrahim B. Ali B. Mohammed B. Bekrus der Rechtsgelehrte, geb. i. J. 559 (1163); 448) der Rechtsgelehrte Kemaleddin Adud Esch-Schaghuri; 449) Mobarek Ibnol Mobarek der Grammatiker. Im J. 613 (1216): 450) Der Scheich Tadscheddin Seid el-Hosein B. Saad el-Kerdi; 451) Ghasi B. Jusuf B. Ejub, der Sohn Melik Soheirs des Sohnes Ssalahedin's. Im J. 614 (1217): 452) Der Scheich Amad; 453) Esch-Schodschaa Mahmud ed-Dimagh. Im J. 615 (1218): 454) Der Sultan Melikel-Aadil Seifeddin Ebubekr B. Ejub; 455) Ali B. Ismail B Hasan; 456) el-Kahir Iseddin Mesud B. Arslanschah Ibn Mesud Ibn Mewdud Ibn Sengi, der Herr von Moßul; 457) Nedschaheddin Abdollah der Mundschenke des Chalifen Naßir; 458) Daud B. Ahmed B. Jahja; 459) der Richter Amadeddin Ed-damaghani; 460) der Richter Scherefeddin Abdollah; 461) Schehab Fetjan B. Ali. Im J 616 (1219): 462) Seidetol-chawakin, d. i. die Frau der Chakane, die Tochter Ejubs; 463) Abdallah Ibnol-Hosein Ebul-Baka der Grammatiker, Verfasser von Werken in 60 Wissenschaften, geb. i. J. 538 (1143).; 464) der Hafis Amadeddin B. Asakir; 465) der Herr von Sindschar Kotbeddin Mohammed B. Amadeddin Sengi; 466) Tadscheddin Ebul Hosein der Staatssecretär; 467) Ebul-beschair Ishak B. Hebetollah B. Ssidik, der Richter von Achlath. Im J. 617 (1220): 468) Fars Ibnol Aadil; 469) Ebul-abbas B. Abdollah En-naßiri der Koransleser des Chalifen Naßir; 470) Kotade Ibn Idris El-Aleiwi; 471) der Scheich der Scheiche Ssadreddin Mohammed B. Omer B. Hamweih; 472) der Sultan Mohammed Ibn Tukusch Ibn Il-Arslan Chuaresmschah; 473) Manßur der Fürst von Hama; 474) Ssalih Naßireddin Moh. B. Moh. B. Kara Arslan B. Ortok, der Herr von Amed; 475) der Wesir Naßireddin B. Mehdi; 476) der Scheich Abdallah el. Junini. Im J. 618 (1221): 477) Der Kanzelredner der Scheich Mowafikeddin Omer B. Jusuf El-Mokaddesi der Dichter; 478) Selim B. Saade B. Abdallah Ebin-nedscha; 479) Dschelaleddin el-Hasan Ibneß-Ssabah, der Herr von Alamut; 480) Ismail Ibn Abdollah Ebu Tahir el-Enmati der Ueberlieferer; 481) Moh. B. Moh. von Tebris. Im J. 619 (1222): 482) Naßr B. Ebulferedsch; bekannt als Ibnol Hasiri; 483) Kotbeddin, der Sohn Melikel-aadil's; 484) Iseddin Ebul-Kasem Naßr B. Okail; 485) der Emir Amadedin Ahmed B. Sufeddin Ali B. Ahmed, berühmt unter dem Namen Ibnol-Meschtub; 486) der Scheich Junis B. Jusuf B. Mosaid Esch-Scheibani; 487) Ebu thaib Chasrin B. Bülbül Ibn Ebil-Heidscha, geboren zu Cairo i. J. 550 (1155); 488) der Scheich Ali B. Idris; 489) der gelehrte Kemaleddin Ali B. Moh. B. Jusuf, bekannt als Ibnen-nebih der Secretär, der Dichter. Im J. 620 (1223): 490) Der Emir Mobariseddin Sankor Eß-ßalihi; 491) der Reis von Damaskus Iseddin el-Mosaffer, bekannt unter dem Namen Ibnol-Kalanßi; 492) Moh. B. Suleiman B. Kotlomisch Ebu Manßur von Samarkand; 493) der große Scheich Fachreddin B. Abdollah, berühmt als Ibnol-Asakir, der Neffe des großen Hafis dieses Namens; 494) der Imam Mowaffikeddin Ebu Moh. Abdollah der Mokaddesi; 495) Ebu Jakub Jusuf B. Jakub B. Jusuf der Cha-

lise Moghribs; 496) Ahmed Ibn Moh. Ibn Ali Ebul-abbas El-Kadiri der Koransleser; 497) Abderrahman B. Moh. B. Abdes-semii el-Abbasi, geboren i. J. 538 (1143); 498) Hebetollah B. Ali B. Isa B. el-Mokallid, geboren i. J. 564 (1168). Im J. 622 (1225): 499) Der Imam Naßir lidinillah der Chalife; 500) Melik el-efdhal Nureddin Ali, der Sohn Ssalaheddin's; 501) der Scheich Fachreddin Mohammed B. Ebil-Kasim Mohammed, bekannt als Ibnol-Jetimet; 502) Ebudürr el-Jakub der Dichter; 503) Esaad B. Jahja B. Musa B. Manßur; 504) der Scheich Kemaleddin B. Musa, der Sohn des Scheichs Nasieddin Junis B. Mohammed; 505) der Nakib Behaeddin el-Hasan; 506) Seki Ebul-Kasim Hebetollah B. Abdollah B. Rewaha von Jemen; 507) Ebu Abdollah Moh. B. Naßr, berühmt unter dem Namen Ibnol Esir el-Dscheseri; 508) Ebul Hasan Ali B. Moh. El-Dscherud. Im J. 623 (1226): 509) Sahir biemrillah der Chalife. Im J. 624 (1227): 510) Der Beg Schereseddin Isa, der Sohn Melik el-aadil B. Ejub, der Gesetzgelehrte. Im J. 625 (1227): 511) Der Richter Dschemaleddin B. Abderrahim B. Scheia el-Karschi. Im J. 626 (1228): 512) El-melik el-mesud Aksis Ibnol Kiamil; 513) El-Hosein B. Hebetollah B. Mahfudh B. Ssaßari, einer der Reise von Damaskus; 514) Dschibreil B. Manßur B. Hebetollah B. Setina der Damasker; 515) Ebudürr Jakut der Geographe Im J. 627 (1229): 516) Der Ustadar, d. i. der Obersthofmeister der Chalifen Ebu Naßr el-Mobarek B Edh-Dhohak der Dichter. Im J. 628 (1238): 517) el-Melek el-Emdsched, der Herr von Baalbek Behramschah B. Ferruh Schah B. Schahruch B Ejub; 518) Ebu Ishak Ibrahim B. Ebukkerim der Secretär; 519) El-Kasim Ibnol Kasim B. Omer B. Manßur von Wasit der Dichter; 520) der Richter Ebu Ghanim Ibnol-Aadim von Haleb; 521) der Scheich Seineddin Jahja B. Moti; 522) der Emir Seifeddin B. Isfendiar. Im J. 629 (1231): 523) Der Scheich Schereseddin Ismail B. Ibrahim von Moßul; 524) Ebu Ali El-Hasan B. Ebibekr B. el-Mobarek B. Mohammed B. Jahja; 525) Dschemal B. Hafif Abdol-ghani Hanbeli. Im J. 630 (1244): 526) Melik el-Asis, Osman, der Sohn Melik el-Aadil Ebubekr Ebi Ejub; 527) der Scheich Schehabeddin Sührwerdi, der Neffe Nedschib Suhrwerdis, geboren 539 (1144); 528) der Sultan Mosaffereddin Kewkeri Ben Seineddin Ali, der Herr von Erbil; 529) der Scheich Isseddin Ali B. Moh. B. Moh. Ibnol Esir El-Dscheseri der Geschichtschreiber; 530) Moh. B. Ebi Naßrollah, berühmt als Ebi Aanin von Kufa, der Dichter. Im J. 639 (1232): 531) Der Scheich Abdallah El-Ermewi, auch der Armenier genannt; 532) der Scheich Seifeddin Ebul-Kasim Ali B. Moh. B. Selim von Amid; 533) Atabeg Toghrul, der Mamluke Melik Sahir Ghasis, des Herrn von Haleb; 534) der Scheich Tai von Kairo; 535) der Emir Rokneddin Menkus, Mamluke Melekeddin's, des Bruders Melikel-Aadils; 536) Schehabeddin Mosaffer Ibn Schereseddin; 537) der Oberrichter Mohijeddin Moh. B. Jahja B. Ali Ebi Fadhlan Esch-Schafii; 538) der Philosoph Nasieddin Jusuf Ebi Haider. Im J. 632 (1234): 539) Ssalaheddin; 540) Ebu Moh. Ebu Hamdani der Rechtsgelehrte von der Nisamijet; 541) der Emir Hosameddin Isa B. Sindschaa Ebi Behram von Erbil; 542) der Scheich Schereseddin Omer Ebil Faridh, der große mystische Dichter. Im J. 633 (1235): 543) Ebu Ssalih Naßrani der Scheich. Im J. 634 (1236): 544) Mellkol-Asis Moh. Ibn Sahir Ghasi, der Sohn Ssalaheddin's; 545) Alaeddin Keikobad B. Keichosrew B. Kilidsch Arslan, der Seldschuke Ibniums;

546) Ebu Daud Suleiman B. Mesud Ebil-Hasan B. Ahmed et-Tusi der Dichter; 547) Kemaleddin Ibn Mohadschir von Moßul; 548) Abderrahman Ibn Nedschm; 549) der Fürst Ibn Ghasi Ebi Jusuf Ebi Ejub, der Herr von Haleb. Im J. 635 (1237): 550) Melekol-Eschref, der Sohn Melikol-Aadils, der Sultan Aegyptens; 551) Ssarimeddin Chatlebalsi? 552) Der Richter Schemseddin Moh. Ibn Schirasi; 553) der Kanzelredner Dschemaleddin Moh. Ibn Ebilfadhl Ibn Seidani; 554) der Richter der Richter Schemseddin Jahja, bekannt als Ibn Seined-dewlet; 555) Ebu Abdallah Ahmed B. Ali B. Schiidel der Dichter; 556) Ebul-Kasim Abderrahman Ibn Ebil-Kasim Ibu Ghanim der Dichter; 557) Jusuf Ibn Ismail Ibn Ali Ibnol-Hosein, bekannt als Mehasinesch-schuara. Im J 336 (1238): 558) Der Scheich Dschemaleddin Mahmud; 559) der Wesir Dschemaleddin Ali Ibn Selamet Ibn Naßr Ibn Dscherir; 560) der Richter der Richter Schereseddin Mohammed B. Abdallah B. Ali. Im J. 637 (1239): 561) der Fürst Naßireddin Ortok, der Herr von Mardin; 562) der Fürst Esededdin Schirkuh B. Mohammed B Schirkuh B. Schadi; 563) der Scheich Ebu Abdallah Moh. B. Saad, berühmt als Ibnedbesti der Geschichtschreiber; 564) Ebul Berekiat el-Mobarek B. Ebil-feth Ahmed Ibnol-Mobarek; 565) Ebu Abdallah Moh. B. Hebetollah Ibn Haidere der Secretär; 566) Siaeddin Naßrollah B. Moh. B. Moh., berühmt als Ibnol Esir el-Dscheseri (der dritte große, unter dem Namen Ibnol Esir berühmte Schriftsteller, so wie es drey große Ibnol Dschusi, drey große Jakut und drey große Scheiche Sührwerdi gibt); 567) der Wesir Emineddin Ebul-gharnaim Salim Ibnol Hasan. Im J. 638 (1240): 568) Der Richter Nedschmeddin Ahmed, berühmt als Ibnol-Hanbeli; 569) Takieddin Omer, der Sohn Sultan Behramschahs, der Heer von Baalbek; 570) Schemseddin Ebul-Jusuf, berühmt als Scheitanesch-Scham, d.i. der Satan von Damaskus, der Dichter; 571) der große Scheich Mohijeddin el-Arabi, der größte Mystiker der Araber. Im J. 639 (1241): 572) Ebu Abdallah Ahmed, berühmt als Ibnol-Chabbas, d.i. der Bäckerssohn, der Philologe. Im J. 640 (1242): 573) der Chalife el-Mostanßarbillah Ben Sahir, des Sohnes Naßir's; 574) der Scheich Ebus-suud B. Ebil-aaschair; 575) der Dichter Ibnol-Ustad; 576) der Scheich Moh. Ibn Sial, bekannt unter dem Namen Aalimani. Im J. 641 (1243): 577) Der Richter Nedschmeddin Chalil B. Ali; 578) der Vorsitz der Reise Dschemaleddin Moh. Ibn Okail Ibn Kerus. Im J. 642 (1244): 579) der Scheich Nedschmeddin el-Hosein Ibn Selam; 580) der Richter Refii Abdol-Aasis, Sohn Abdol-Wahid B Ismail; 581) 581) der Emir Omer Ibn Schehabeddin Ghasi, der Sohn Melik Aadils; 582) der Scheich Mohesibeddin Ebu Talib Moh., bekannt als Ibnol-Haimi. Im J. 643 (1245): 583) der Emir Wesir Moineddin el-Hasan-nasir Melikß-ßalih Nedhami; 584) der Wesir Felekeddin Abderrahman Ibn Hebetollah, berühmt als El-Mesiri, der Wesir Melikol-aadil's; 585) die Frau Rebiaat, Tochter Nedschmeddin Ejubs, des Richters Ssalaheddin's; 586) der Scheich Hafis, Ueberlieferer Ssafieddin Ebul-Abbas Ahmed Ibn Abdol-Chalik Ibn Hischam; 587) der Scheich Serradscheddin Abderrahman Ibn Omer der Ueberlieferer; 588) der Richter Eschref Ahmed, Sohn des Richters Abderrahim's; 589) der Scheich Ebi Omer el-Mokaddesi; 590) der Scheich Alameddin Ebul-Hasan Ali, Sohn Moh. Es-Sechawi; 591) Ebulbaka Jaisch Ibn Ebil-Jesar; 592) der Scheich Moaammer Ebul-

Hasan Ali Ibnol-Hosein von Bagdad; 593) der große Fürst Seifeddin Ebul Hasan Ali B Kilidsch Ibn Abdollah. Im J. 644 (1246): 594) Melikol-Manßur Naßireddin Ibrahim Ibn Esededdin Schirkuh J. Moh. J. Esededdin J. Schadi, der Herr von Himß; 595) Aamadeddin Daud Ibn Mosik; 596) der Emir Rokneddin el-Heidschawi; 597) der Scheich Ssaineddin Moh. J Hasan J. Nafii el-Aami; 598) der Scheich Isseddin Ahmed J. Ali J. Maakal el-Esedi; 599) Hosein Ibn Ssahr, beygenannt Tadscholaarifin, d i. der Emir der Kundigen. Im J. 645 (1247): 600) Der Scheich Ali Ebil Manßur el-Hariri (nicht der Große). Im J. 646 (1248): 601) Schehabeddin Ghasi el-Melekol-Mosaffer, der Sohn Melikol-Aadils; 602) Melikol-Aadil Seifeddin Ebubekr B. Ejub; 603) der Scheich Dschemaleddin Ebu Omer, berühmt als Ibnol-Hadschib; 604) der Richter der Richter Esdhaleddin J. Namawer Ibn Abdolmelik el-Churdschi; 605) der Wesir Ali J. Jusuf J. Ibrahim J. Abdol Wahid el-Kofti, berühmt als Kasi el-ekrem, d. i. der Richter, der Uebersetzer, der große Schriftsteller; 606) der Philologe Siaeddin Abdollah Ibn Ahmed, berühmt als Ibnolbeitar. Im J. 647 (1249): 607) Ssalih Nedschmeddin Ejub der letzte Chalife der Beni Ejub in Aegypten; 608) Fachreddin Ibn Scheich Jusuf. Im J. 648 (1250): 609) Turanschah, der Sohn Ssalih Nedschmeddin's; 610) Melikiß-Ssalih Aamed-eddin Ismail, der Sohn Melikol-aadils; 611) der Scheich Abdolkawi J. Erta. Im J 649 (1251): 612) Der Richter Schemseddin Ibn Abdol-Kafi der Dichter, vier Blätter. Im J. 650 (1252): 613) Dscharollah el-Hasan Ebi Mohammed Eß-ßaghani el-Karschi, geboren i. J. 577 (1181), der Philologe; 614) Schemseddin Mohammed Ibn Saad el-Kiatib el-Mokaddesi; 615) der Scheich Ebu Mohammed Abdollah Ebi Fetjan El-Aakim; 616) der Scheich Ali J. Moh. Ibn Ali el-Kahhar, im Dienste Sindscharschahs; 617) der Kanzelredner Scherefeddin Abdollah J. Hasan J. Rafii J. Semir; 618) der Richter Naßrollah Ibn Hebetollah J. Moh. J. Abdolbaki; 619) der Rechtsgelehrte Nedschmeddin Moh. Ibn Musa J. Ahmed El-Omrawi; 620) Abdolkerim Ibn Manßur B. Ebibekr Ali von Moßul der Ueberlieferer. Im J. 652 (1254): 621) Farireddin Aktai, Emir zu Cairo; 622) der Scheich Schemseddin Abdol-Hamid Ibn Isa Ibn Amweih Chosrewschah; 623) Sedadeddin Mekki Ibn Ebil-Ghanaim; 624) der Scheich Moh. Ibn Talha; 625) Dschemaleddin Ibrahim J. Suleiman J. Hamsa, berühmt als Ibn en-Nedschem; 626) Naßir Ebi Nahidh Ibn Ahmed, bekannt als El-Haßri der Dichter. Im J. 653 (1255): 627) Der Scheich Siaeddin Ssakrani B. Jahja J. Salim; 628) Schehabeddin Ebul-arab Ismail J. Hamid, berühmt als Ala Kußi; 629) Abdol Kerim J. Abdol-Kawi J. Abdollah J. Selamet El-Monderi; 630) der Großfürst B Seifeddin Ebul-Hasan Ali J. Jusuf Ibn ol-Kimri; 631) Ebul-hedschadsch Jusuf J. Moh. J. Ibrahim El-bejasi; 632) der Seid Isseddin el-Mortesa Ibn Ebi Talib Ahmed J. Moh. der Nakib; 633) Ahmed Ibn Ata J. Dschebir Ebul-Abbas El-Edraai; 634) Kemal Ahmed J. Abderrahim J. Abdolwahid J. Ahmed; 635) Scherefeddewlet Ikbal der Mundschenke. Im J. 657 (1258): 636) Ibrahim J. Ewbne J. Abdollah der Dichter von Damaskus; 637) Sekieddin Abdol-aasim Ebi Abdolwahid Ebi Safir der Philologe; 638) Beschаret J. Abdallah der Armenier; 639) Sekieddin Abderrahman J. Moh. J. Abderrahman; 640) Abdolasis J. Abderrahman, berühmt als Ibn Karnaß; 641) Abdollah J. el-Hasan J. Ali J. Abdollah; 642) Isa J. Ahmed J. Elias J. Ahmed

der Scheich, Gefährte Juneini's; 643) el-Mobarek J. Ebibekr J. Hamdan, berühmt als Ibnesch-Schiar; 644) Moh. Ibn Junis J. Bedran J. Firus J. Ebu Hamid el-Karschi; 645) Jakub, der Sohn Melikol-aadil's, des Sohnes Ejub's; 646) Jusuf J. Ali Ebul Mosaffer Schemseddin von Bagdad, berühmt als Ibnol-Dschusi. Im J. 655 (1257): 647) Mohammed J. Abdollah Ji Mesud der Dichter; 648) Mahmud Ebul Hosein J. Mahmud; 649) Mahmud J. Hamsa J. Naßr el-Kermani; 650) Mahmud J. Asis el-Moaris; 651) Mahmud J. Hamam J. Mahmud der Imam; 652) Mahmud J. Omer T. Moh. J. Ibrahim J. Schodschaa der Philosophe; 653) Mahmud J. Ebil Hasan Ebil Hosein, beygenannt Bejanol-hakk; 654) Mahmud Tadscheddin el-Chuari. 655) Mahmud J. Moh. J. Abbas B. Arslan Moshereddin Ebu Mohammed El-Chuaresm, gest. 508 (1114). 656) Mahmud J. Naamet J. Arslan Ebus-sina el-Jesdi, gest. 365 (1169). 657) Mahmud J. Moh. Ebi Daud der Gesetzgelehrte, geboren 671 (1272). 658) Mahmud J. Ebibekr J. Ebil Ola der Ueberlieferer, gest. 700 (1300). 659) Mahmud J. Ahmed J. Bachtiar der Rechtsgelehrte. 660) Mahmud J. Aabide Ibnol-Hosein J. Mohammed der Grammatiker der Dichter. 661) Mahmud J. Obeidollah J. Ahmed der Mufti. 662) Mahmud Ebi Omer der Richter, gest. 677 (1278). 663) Ibn Abdallah J. Abderrahman Burhaneddin el-Meraghi, gest. 681 (1282). 664) Mahmud B. Moh. B. Ahmed der Koransleser, gest. 695 (1295). 665) Mahmud B. Tai, bekannt als El-Hafi, gest. 724 (2323). 666) Mahmud B. Suleiman Schehabeddin Abu Seir der Wohlredner, gest. 725 (1524), 12 Blätter. 667) Mahmud J. Ali B. Mahmud B. Nahil el-Iraki, gest. 733 (1332). 668) Mahmud B. Mesud B. Moßlih Ebu Sena Esch-Schirasi, gest. 710 (1310). 669) Mahmud B. Abderrahman B. Ahmed B. Moh. B. Ebibekr, gest. 749 (1348). 670) Mahmud J. Scherwin, der Emir Nedschmeddin's; 671) Mahmud J. Emdsched, gest. 749 (1348). 672) Mahißa Ibn Dschisw B. Abd Nuut. 673) Mahißa B. Mesud Kaab J. Aamir B. Adi Ebu Said el-Chasredschi; 674) Macharik J. Abdallah, der Sohn des Kabus. 675) Macharik el-ghani, gest. 239 (853). 676) Nedschmeddin der Philologe. 677) Mochtar B. Abderrahman El-Kortobi el-Meliki, gest. 534 (1139). Hier folgt auf einmal ein Abschnitt mit der Ueberschrift Elkab, das ist Beynamen von: 678) Ibn Mochtar Ahmed B. Moh., gest. 689 (1290). 679) Mochtim, Beyname von Chatim, der Dichter. 680) Abu Ssafsjan als Ebul-Eswed. 681) Machremet. 682) Machremet Ibnol-Kasim. 683) Machremet B. Behir. 684) Mohschi Ibn Webre. 685) Mochalled Ibn Jesid Elchosaai. 686) Mochalled Ibn Dschaafer B. Mochalled B. Sehl, gest. 369 (979). 687) Mochalled J. Malik el-Dschemel er-Rasi, gest. 250 (864). 688) Mochalled J. Jesid J. el-Mohelleb J. Ebi Ssafra. 689) Mochalled Ali Omer, beygenannt Mohellebi. 690) Mochalled Wesir von Moßul. 691) Ibn Mochalled, der Wesir Suleimans B. el-Hasan's. 692) Mochnif B. Selam el-Ghamidi. 693) Ebu Mochnif el-Ahbari. 694) Modrik B. Aamare. 695) Modrik el-Ghaffari. 696) Modrik B. Auf el-Idschli. 697) Modrik Ibnol Haris, gest. 50 (670). 698) Ebu Medin Es-ßalih El-Maghribi. 699) El-Merre, gest. 254 (868). 700) Bedreddin Laßin. 701) Ibn Moradschil Alaeddin. 702) El-moretteb Ed-dehan. 703) Morted Ibn Widaa Ebu Katile. 704) Morbed J. Tabran Esch-Scheibani. 705) Morted B. Sema Elewsaai, gest. 125 (700). 706) Morted Ibn Abdallah. 707) Ebu Morted El-Atewi der Philologe. 708) Merdschi B. el-

Digitized by Google

Hosein lebte ums Jahr 656, wo Ssafedi seine Biographie schrieb. 709) Ibnel Mordschil, gest. 566 (1164). 710) Merdschen der Eunuche, gest. 568 (1172). 711) Merhum B. Adolasif, gest. 187 (802). 712) Merdschan der Prediger. 713) Merdas B. Melik. 714) Merdas B. Irwe. 715) Merdas B. Nehank. 716) Merdas Esch=Schafii J. Merdweih. 717) Ssamßameddelwet el=Merseban B. Fena Chosrew J. Adhaddewlet, gest. 388 (998). 718) Merseban Ibu Kalendschar J. Sultan eddewlet J. Behaeddewlet, gest. 481 (1095). 719) Merseban Ibnen=Naaman. 720) Merseban Ibnen=Naaman J. Amrolkais. 721) Merseban J. Chosrew, gest. 486 (1093). 722) Mersuk. 723) Mersuki Ah. B. Moh. 724) El=Merkis; der Herr von Tyrus (der Markgraf) von Montferrat. 725) Meret Et=taib, gest. ums J. 90 (708). 726) Meret J. Abdollah B. Hilal el=Hindi. 727) Morehef J. Esamet B Morschid B. Ali B. Mokalled B. Naßr B. Monsid der Emir, gest. 613 (1216). 728) Merwan J. Melik=seddari. 729) Merwan J. Kais Ed=dusi. 730) Merwan Ibnol=Dschodaa B. Seid B. El=Hares. 731) Merwan J. Mohammed, der Chalife aus dem Hause Ommeje. 732) Merwan, beygenannt El=Himar. 733) Merwan B. Mohammed Ebuschamkamak der Dichter, gest. ums J 180 (796). 734) Merwan el=aßghar. 735) Merwan J. Abderrahman B. Merwan, bekannt unter dem Namen El=Tailak, ein großer Dichter, gest. ums J. 400 (1009). 736) Merw. J. Abdollah J. Abdolmelik in Andalus. 737) Merwan J. Saad J. Ibad J. Halib El=Mohellebi der Grammatiker. 738) Merwan J Ali J. Selamet B. Merwan El=Feneki, gest. 531 (1136). 739) El=Merkesch J. Noktat der Dichter, bekannt als Ibnol=Askeri. 740) El=Meseni Dschemaleddin Jusuf B. Abderrahman der Dichter. 741) Ebu Moshil el=Bedewi der Gelehrte. 742) Ibnol=Mestufi von Arbil. 743) El=Mosteaaßim Abdollah J. Manßur Mesded, gest. 228 (842). 744) Mesded J. Fita Ebul Hasan von Nischabur, gest. 300 (912). 745) Mesruk Ibnol=edschdaa. 746) Ebu Ibade et=Temimi. 747) Mesud J. Abd Saad B. Kais B. Chalid el=Anßari. 748) Mesud B Saad B. Kais B. Chalid el=Anßari. 749) Mesud B. Soweid B. Harire. 750) Ibade Ibn Ssamit Kerb. 751) Mesud Ibnol=Mesur Mesud B. Amru el=Kari. 752) Mesud B. el=Hakem B. er=Rebii B. Aamir el=anßari er=Riski. 753) Mesud J. Harsche der Dichter der Beni Temim. 754) Mesud Ibnol=Mohsin J Abdol=Wesir Ebu Dschaafer el=Bejaßi der Dichter. 755) Mesud B. Ali B. Ahmed B. el=Abbas el=Bihaki, gest. 544 (1149), beygenannt Fachres=seman, der Ruhm der Zeit. 756) Mesud Ibnol=Hosein B. Ebibekr Seid En=nakkasch der Dichter, gest. ums J 626 (1228). 757) Mesud J. Ilmeddin, bekannt als Ibn Haschisch der Secretär, gest 676 (1223). 758) Mesud J. Ibrahim B. Mesud B Mahmud J. Sebektekin der Sultan Alaeddewlet von Ghasne, gest. 508 (1114). 759) Mesud Ibn Mewdud Ibn Atabeg Sengi J. Aksonkor der Sultan, Herr von Moßul, gest. 589 (1193). 760) Mesud J. Jusuf J. Ejub der el=Melik el=Moejed, der Sohn Ssalaheddin's, gest. 686 (1287). 761) Mesud J. Mohammed J. Said, der Imam Ebulfeth Mesudi, gest 568 (1172). 762) Mesud B. Moh. B. Salil, beygenannt Melikol=Ulema. 763) Mesud J. Moh. B. Mesud B. Tahir Kotbeddin Nischaburi, gest. 578 (1182). 764) Mesud J. Nasser J. Seid Abdallah, gest 477 (1084). 765) Mesud J. Moh. B. Musa B. Moh. el=Chuaresmi, gest. 581 (1185). 766) Musa J. Mobarek der Emir Saadeddin, gest. 602 (1205). 767) Mesud J. Moh. J. Ahmed J. Abdol=monim B. Maschadet der Exegete, gest. 576 (1180).

768) Mesud B. Moh. B. Ali der Richter, gest. 512 (1118). 769) Mesud B. Mahmud en-Naßir lidinillah, Sohn Mohammeds, des Vaters von Ghasi. 770) Mesud J. Hebetol-Aufi der Dichter, gest. 619 (1222) 771) Mesud J. el-Wahid Ibnol-Chatib der Emir zu Damask, lebte ums J. 750 (1349). 772) Seadeddin el-Haresi el-Hanbeli, gest. 711 (1311). 773) Mesud, der Herr von Jemen, gest. 198 (813). 774) Abdol-mumin B Ssalih el-Karschi. 775) Moslim B. Abdollah el-Esedi. 776) Moslim J. Akraba el-Esedi. 777) Moslim J. Omeir Es-Sakfi. 778) Moslim el-Mustafa el-Chosaai el-Moßtalahi. 779) Moslim B. Akba, gest. 100 (718). 780) Moslim B. Ssobaih, gest. 100 (718). 781) Moslim B. Chalid Es-Sendschi, gest. 180 (796). 782) Maßaab B. Sobeir, gest. 72 (691). 783) Moslim J. Ibrahim Ebu Amru el-Esedi, der Verfasser des Ssahih, gest. 261 (874). 784) Moslim Ibnol-Welid Ebul Welid, bekannt als Dschariol-Ghawafi der Dichter, gest. 200 (800). 785) Moslim Ibnol-Chodhr Ibnol-Moslim J. Kasim el-Tenuchi der Dichter, gest. 541 (1146). 786) Moslim J. Koreisch B. Bedran, bekannt als Ibnol-Mosebeb Scherefeddewlet, der arabische Emir, gest. 478 (1085). 787) Moslim J. Abderrahman el-Dschormi, der berühmte Richter, gest. 230 (844). 788) Ebu Moslim el-Chorasani. 789) Moslim J. Abdollah J. Naßir Ibnol-Chilal der Richter von Rahba. 790) Moslim J. el-Mekki J. Chalef J. Alan der Ueberlieferer. 791) Mosleme J. Mochalled J. Ssamit B. Nijar el-Anßari, starb zu Ende des Chalifates Moawije's. 792) Mosleme J. Ahmed, bekannt als El-Medschriti von Cordova, der Mathematiker. 793) Ibn Moshir der Dichter. 794) Ebu Said Ibnol-Mosejet. 795) El-Mosejet J. Ebis-Saib Ibnol-Machsum el-Karschi. 796) El-Mosejet Ibn Wasih B. Scherdschan von Telmesan, gest. 105 (723). 797) Mosejet Ibneß-Ssofi, bekannt als Reis, der Wesir von Damaskus. 798) Ibn Moscherifeddin Ebubekr el-Moschattab B. Moh. B. Esamet B. Seid der Rechtsgelehrte, gest. 573 (1177). 799) Ibnol-Meschk der Chalife. 800) Moßadik J. Scheneb Eß-Ssalahi der Grammatiker, gest. 403 (1012). 801) Moßaab J. Sabit J. Sobeir Ibnol-awwam, gest. 157 (773). 802) Moßaab J. Moh. B. Ebil-Forat, der berühmte Dichter. 803) Moßaab J. Abdallah B. Moßaab B. Sabit B. Abdallah B. Sobeir. 804) Moßaab Ibnol-Hafif der Geschichtschreiber. 805) Moßaab J. Moh. B. Mesud. 806) Nureddin J. Moßaab Ahmed B. Ibrahim. 807) Madhar B. Temim Ebu Ahmed. 808) Ibnet-Tamiri der Dichter, dessen Namen Mikdad Ibnol-Mochtar. 809) Ebu Nedscha el-Werrak, d. i. der Papierhändler, gest. 129 (746). 810) Matar J. Akamis-es-Selmi. 811) Motrif J. Nehtal el-Maseni. 812) Motrif Ibnol Ola, berühmt als Ibn Schachm, gest. 160 (776). 813) Motrif B. Mosin der Richter, gest. 191 (806). 814) Ebu Moßaab el-Jesari. 815) Motrif B. Motrif Ebul-Hasan von Granada. 816) El-Mebruhi, der König Dschemaleddin Akusch Ibn Matruh. 817) Motallib J. Soheir. 818) Motallib J. Hantab Ibnol-Hares el-Karschi el-Machsumi. 819) El-Motahher B. Abdol-Wahid J. Moh. Ebul-fadhl el-Jerbuui. 820) El-Motahher B. Sedid B. Moh. B. Ali B. Ahmed, berühmt als Ibnol-Kuduri von den Tataren erschlagen 617 (1220). 821) El-Motahher J. Suleiman B. Moh. B. Sabit B. Hasan B. Hani der Rechtsgelehrte. 822) Motahher B. Ali el-Mortesa. 823) El-Motahher J. Salar B. Ebu Seid el-Chalidi der Freund Hariri's. 824) El-Motahher Ibnol-Mofadhdhal el-Tenuchi el-Maghribi der Philologe. 825) El-Motahher J. Chalef B. Abdol-Kerim Ebul-

Ghanaim von Nischabur, gest. 576 (1180). 826) Ibnol Motahher el-Hosein J. Jusuf El-Motahheri. 827) Mohßiri Ebu Selma el-Kenani. 828) El-Mosaffer B. Ahmed, der Arzt von Ißfahan, bekannt als Besedi. 829) El-Mosaffer B. Mohammed B. Ali B. Ismail B. Abdollah, der Emir Kotbeddin el-Ibadi, gest. 455 (1063). 830) El-Mosaffer B. Ahmed B. Abdol-Wahid Ebul-feth el-Holwani. 831) El-Mosaffer B. Abdolkerim B. Nedschmeddin B. Abdol-wehhab der Rechtsgelehrte. 832) El-Mosaffer Ibnet-Tarah, der Ueberlieferer von Wasith. 833) Mosaffer B. Ali Hadscheddin J. Ebil-fadhl es-Sehebi, geb. 607 (1209)., der Dichter, dritthalb Blätter. 834) Mosaffer B el-Hosein B. Ali B. Ebi Nesar El-Merdusi, gest. 532 (1137). 835) Mosaffer Ibn Ebil-Hasan B. Ismail el-Warani, gest. 620 (1224). 836) Mosaffer Ibn Saad B. Moh., bekannt als Schehabderi von Moßul. 837) Mosaffer B. Abdol-Ghaffar el-Burudscherdi, gest. 493 (1099). 838) Mosaffer B. Ali B. Hasan B. Ahmed, bekannt als Ibner-Reis erruesa, gest. 491 (1097). 839) Mosaffer B. Ali B. Moh. B. Moh. B. Dschehir der Wesir, gest. 649 (1154). 840) Mosaffer B. Omer B. Suleiman el-Amedi der Kaufmann. 841) Mosaffer Ibnol-Fadhl J. Jahja Ebu Ali von Moßul, gest. 584 (1188). 842) Mosaffer Ibnol-Mobarek B. Ahmed, bekannt als Ibn Harkher, gest. 621 (1224). 843) Mosaffer Moh. B. Moh. B. Hasan B. Moh. Ebu Manßur der Richter, gest. 675 (1276). 844) Mosaffer Ebu Schodschaa B. Hebetollah B. Elmesleme der Wesir, gest. 560 (1164). 845) Mosaffer B. Jusuf B. el-Feredsch, bekannt als Tabut el-Hanefi, gest. 574 (1139). 846) Mosaffer B. Modrik Ebu Kiamil el-Chorasani, gest. 207 (822). 847) Mosaffer B. Ali B. Naßir Kemaleddin, der berühmte Arzt, gest. 612 (1215). 848) Mosaffer B. Moh. B. Mosaffer B. Hosein el-Menbedschi der Dichter, lebte ums J. 649 (1251). 849) Mosaffer B. Abdollah B. Ali Takijeddin der Rechtsgelehrte, gest. 612 (1215). 850) Mosaffer Ibn Ebil-Chair, der gelehrte Imam von Tebris. Mosaffer der Beynamen, mehrere Bege, als: 851) Fachreddin Omer J. Schehinschah, der Herr von Irak. 852) Mosaffer Mahmud Takijeddin Ibn Manßur. 853) Mosaffer Fachreddin Mahmud B. Melekel-Manßur, alle Herren von Fars. 854) Mosaffer Schehabeddin Ghasi Ibnol-Aadil, Herr von Miafarehm. 855) Mosaffer Suleiman Schah, der Herr von Jemen. 856) Mosaffer Seifeddin der Mamluk der Moiſ Ibek, der Herr von Aegypten. 857) Mosaffer Ibn Naßir Ghasi Ibn Daud. 858) Mosaffer Ibnol-Eftas, der Herr von Badajos. 859). Mosaffer B. el-Emdsched Omer B. Behram. 860) Mosaffer Arslan, der Herr von Mardin. 861) Mosaffer Hadschi B. M. B. Kilawin, der Herr von Aegypten. 862) Mosaffer Rokneddin Bibars der Mundschenke, der Sultan Aegyptens. 863) Motahhereddewlet el-Aktar der arabische Emir. 864) Moas Ibn Aafar. 865) Moas Ibnol-Jns el-Dschoheim. 666) Moas Ibnol Hares el-Anßari. 867) Moas J. Hischam B. Abdollah ed-Destwai von Baßra. 868) Moas Ibn Abdallah el-Dschehini. 869) Moas J. Moas B. Naßr B. Hasan, gest 195 (810). 870) Moas B. el-Morena, gest. 288 (900). 871) Moas B. Esed B. Ebi Schedschret der Secretär, gest. 239 (843). 872) Moas Ibnol-Ola, der Bruder Ebi Amru Ibnol-Ola's, gest. 187 (802). 873) Moas B. Moslim, bekannt als Ebu Ali El-Herei der Grammatiker, gest. 192 (717). 874) Moadat, die Tochter Abdallah's Ommeß-Ssahba el-Adujet, gest. 90 (708). 875) Moas der Exegete. 876) Moasi B. Ismail B. Hasan Ibnol-Hares von Moßul, gest. 630 (1232). 877) Moasi B. Amran von Moßul der Hafis,

gest. 184 (800). 878) Moafi der Fromme. 879) Moawiet Ibn Ebi Sofran der Chalife. 880) Moaawjet B. Jesid, der zweyte Chalife dieses Namens. 881) Moawije B. el-Hakem es-Selmi der Wahrsager. 882) Moawije B. Hadidsch Es-sukum. 883) Moawijet Ibn Tora J. Ibade. 884) Moawijet B Ibade B. Okeil, bekannt als A c h i l, gest. ums J. 170 (786). 885) Moawije B. Kara el-Baßri, gest. 113 (731). 886) Moawije B. Hischam J. Abdol-Melik, gest. ums J. 120 (737). 887) Moawije B. Hischam Ebul-Hasan El-Esedi, gest. 205 (820). 888) Moawije B. Abdallah B. Dschaafer B. Ebi Thalib, gest. 100 (718). 889) Moawije B. Jesid B. el-Mohelleb B. Ebi Ssafra El-Esedi. 890) Moawije B. Ssalih B. Osman B. Said, der Richter in Aachlath, gest. 158 (774). 891) Moawije B. Abbas B. Hischam el-Dschodani, gest. 319 (931). 892) Moawije B. Saad aus Cordova der Dichter, gest. 324 (935). 893) Moawije B. Abdollah B. Jesar el-Eschaari, gest. 170 (786). 894) Moawije B. Ssalih el-Eschaari der Hafif, gest. 263 (876). 895) Ibn Moine Dschaafer B. Moh. B. Moobid el-Anßari. 896) Moobid B. Wehib el-Abdi 897) Moobid J. Soheir J. Ebi Ommeije. 898) Moobid el-Chosaai. 899) Moobid B. Ssabih. 900) Moobid, der Bruder Mohammeds, der Freygelassene Ins Ibn Meliks. 901) Moobid Ibnol-Mikdad Ibnol-Eswed el-Kerdi, gest. 36 (658). 902) Moobid Ibnol Abbas B. Abdol-Motalib B. Haschim, gest. 35 (656). 903) Moobid J. Abderrahman, gest. 72 (691). 904) Moobid el-Dschehini el-Baßri. 905) Moobid B. Weheb. 906) Moobid J. Hosein B. Dschebare. 907) Moobid Gholam, gest. 57 (676). 908) Motib B. Schebr el-Anßari. 909) Motib J. Leheb B. Abdolmotallib. 910) Maabuk Ibn Menii J. Mewahib der Kanzelredner von Bagdad, gest. 606 (1209). 911) Maabuk B. Naßr B. Dschemil Ebul-Feredsch, bekannt als I b n o l - M o a l l i m. 912) Moad Ibn Ismail d. i. Moiflidinillah, der Sultan der Fatimiten. 913) Moad J. Ali B. Manßur, d. i. Mostanßarbillah, der Sultan der Fatimiten. 914) Moad J. Ahmed J. Mochtar Ibnol-Mobschir der Dichter. 915) Moad Ibnol-Hosein B. Moad Ebu Temim J. Ebi Ali El-Musewi. 916) Moad B. Naßrollah B. Nedscheb der Philologe, bekannt als I b n e ß - ß a k i l, schrieb i. J. 677 (1278). 917) Moad J. Ebi Talha el-jaameri, gest. 780 (1378). 918) Moadani, der Secretär Mohammed B. Ghalib el-Moodil Eßßofari. 919) Maarur J. Soweid Ebu Ommeije El-Esedi, gest. ums J. 90 (708). 920) Moarif J. Harbud von Mekka, gest. 160 (776). 921) Maarif Ibn Meschkar der Koransleser, gest. 165 (781). 922) Maaruf J. Firuf el-Firesan el-Karchi der große Scheich, gest. 200 (815). 923) Moarif B. Ali B. Moslim B. Berka der Koransleser von Bagdad, gest. 614 (1217). 924) Ibn Maaruf, der Richter Mohammed B. Abdollah J. Maaruf Abdallah, lebte i. J. 407 (1016). 925) Ibnol-Moodil der Dichter, sonst Abdeß-ßamed Ibnol-moodil. 926) E b u M a a s c h e r der berühmte Astronom, dessen Name Dschaafer B. Mohammed. 927) Ebu Maascher der Ueberlieferer. 928) Maaßum B. Ahmed der Dichter. 929) Ibn Modhad der Scheich Burhaneddin Ibn Moodhad. 930) Moasam Mohammed B. Sindschar Schah. 931) Moasam, der Herr von Jemen. 932) Moasam J. Ssalih Turan Schah. 933) Moasam Turan Schah. 934) Moasam, der Sohn des Imam Naßir Ali B. Ahmed. 935) Moakil Ibnol-Monder B. Serh B. Channas el-Anßari. 936) Moakal B. Sinan. 937) Moakil Ibn Mokrin el-Meseni. 938) Moakil B. Jasar B. Abdollah. 939) Moakil B. Kai er-Rebahi. 940) Moakil von Himß der Grammatiker. 941) Ibnol Moallim der

Dichter. 942) Ibnol Moallim el=Maghribi. 943) Ibnol Moallim el=Ghabid. 944) Ibnol Moallim der Dichter. 945) Ibnol Moallim Dürüst. 946) Ibnol Moallim Abdollah B Moh. 947) Maatuk B. Naßr Ibnol Moallim. 948) El=Moalli Ibn Abdol=asis B. Abder=resak, ums J. 516 (1122). 949) Moalli B. Manßur Ebu Jaali er=Rasi. 950) Moalli J. Esed el=Adschemi. 951) Moalli B. Haidere der Emir. 952) Ibnol=Mimar Ghasi J. Ajar Moammer B. Hares el=Hatib el=Dschemahi, gest. 481 (1027). 953) Moaammer Ibn Ebi Schah J. Rebiaa, gest. 30 (650). 954) Moaammer Ibnol=Hares B. Kair B. Ada el=Karschi. 955) Moabbed B. el=Hares Moaammer. 956) Moaammer B. Harem B. Seid, gest. 153 (770). 957) Moaammer B. Amru B. Ibad, gest. ums J. 230 (844). 958) Moaammer B. Ahmed Eß=ßofi El=Ißfahani, gest. 418 (1027). 959) Moaammer Ahmed B. Moh. el=Abdi eß=ßofi, gest. 934 (1576). 960) Moaammer B= el=Mosenna Ebu Obeide, Verfasser einer Centurie philologischer Werke, deren Titel hier angegeben werden. 961) Moaammer J Ibad Es=selmi, einer der größten Kadrije (Lehrer der Freyheit des Willens). 962) Moaammer B. Moh. B. Moaammer Ebu Schehab el=Balchi, gest. 296 (908). 963) Moaammer B. Ali B. Moaammer B. Ebi Imamet Ebu Said el=Hanbeli. 964) Moaammer B. Suleiman Ebu Abdollah er=Rakken=Nachii, gest. 191 (808). 965) Ibn Madsch Moaammem. 966) Moaammem, der Leser des Korans. 967) Moin J. Hadschis. 968) Moin B. Aus el=Meseni der Dichter. 969) Moin B. Saide B. Abdollah B. Saidet B. Mater B. Scherik Esch=Scheilan. 970) Maaud B. Afra. 971) Maaud J. Amru Ibnol=Dschumuu es=Selemi. 972) Ibn Maischet der Metaphysiker. 973) J. Mogrith Moh B. Omer B. Jusuf. 974) El=Moghasi Omer B. Safer. 975) Moghasi Isa B. Ebi Moh. 976) Maghsil B. Ali B. el=Hasan Ebul=jaksan, berühmt als Ibnesch=schumul. gest. 587 (1123). 977) Ibn Maanes el=Maghribi. 978) Maghlatai. 979) Maghlatai der Emir Alaeddin. 980) Moghari J. Obeid B Ajas el=Belewi. 981) Moghais el=Eslemie. 982) Moghais B. Berekiat Abdolbasi. 983) Moghais, der Gemahl der Berber. 984) Moghairet B. el=Hares Ibn Abdol=Motallib el=Haschimi, der Neffe Mohammeds. 985) Moghairet Ibn Nausil B. el=Hares B. Abdol=Motallib. 986) Moghairet J. Schaabet B. Ebi Aamir. 987) Moghairet B. Schaabet, gest. ums J. 100 (718). 988) Moghairet B. Abderrahman B Chalid. gest. 1080 (1669). 989) Moghairet B. Saad von Moßul, gest. 160 (776). 990) Moghairet B. Abderrahman el=Machsumi der Imam. gest. 185 (801). 991) Ibn Medschd el=Moghairet Ibnol=Mohelleb B. Ebi Ssafra el=Esedi. 992) Moghairet B. Saad el=Bedscheli, der Imam von Cufa 993) Ben Moghaisel Nedschmeddin Abdol=ghaffar. 994) J. Moghaisel Tadscheddin Ahmed B. Moh. 995) Moghaisel Seineddin Ahmed B. Moh. 996) Moghaisel Ssalaheddin Jusuf der Kanzelredner. 997) J. Moghaisel Nureddin Ali B. Abderrahman der Gerechte. 998) El=Mofrik B. el=Hasan B. el=Hosein Ebu Dewa. 999) Melik der Gesandte Ebul el=Baghal (der Maulesel). 1000) Madsche Mofadhdhal B. Moh. B. Mosir et=Tenuchi, gest. 557 (1161). 1001) Mofadhdhal J. Fadhale B. Obeid der Richter, gest. 180 (796). 1002) Mofadhdhal Ibnol=Mohelleb J. Ebi Ssafra el=Esedi. 1003) Rasieddin Mofadhdhal J. Ibrahim der Arzt. 1004) Mofadhdhal B. Hasan B. Chisr Ebul=Jetjan el=Askelani. 1005) Mofadhdhal B. Sablt Ebul=Chattab eß=ßabi der Philologe. 1006) Mofadhdhal B. Selma B. Außim der Geometer, der Lexicographe, Ver=

fasser vieler Werke. 1007) Mofadhdhal B. Mohammed edh=Dhabi Ebul-Abbas, gest. 208 (823). 1008) Mofadhdhal J. Omer B. el=Mofadhdhal esch=Scheich Esereddin el=Ebheri. 1009) Mofadhdhal B. Hebetollah B. Ali Seineddin el=Homeiri, bekannt als Ibneß=ßaniaat, lebte ums J. 398 (1007). 1010) Mosliß B. Ali B. Jahja B. Ibad, gest. 561 (1165). 1011) Mefur Jusuf B. Ebil=Hasan der Schiite, berühmt als Scheichol=Moid. 1012) Mokatil B. Hajan en=Nabati. 1013) Mokatil B. Moh. Ebu Naßr esch=Scheibani zur Zeit Toghrulbegs. 1014) Mokatil B. Atije B. Mokatil Ebul=heidscha Schobleddewlet der arabische Emir, Schwager Nisamol=mülks. 1015) Mokbil J. Ahmed B. Berke B. Abdes=Selam, bekannt als Ibnol=ebjadh, gest. 556 (1160). 1016) Mokbil el=Eswed der Eremite. 1017) Mokbil el=Himßi der Dichter, sonst Moh Ibn Mobarek J. Mokbil. 1018) Mikdad Ibn Ebil=Kasem Hebetollah B. Ali Nedschibeddin. 1019) Mikdad Ibnol=Mochtar Ebul=Dschewair Ibnol=Matamiri der Dichter. 1020) Mikdad Ibnol=Hasan el=Emir Ebul=Hasan el=Kelbi, gest. 89 (707). 1021) Mikdam B. Daud B. Isa B. Telid Ebu Emru er=Raimi, gest. 283 (896). 1022) Ibnol Mokadder der Grammatiker. 1023) Ibnol=Mokaddesijet el=Maliki 1024) Ibnol=Mokaddem Ibrahim B. Moh. el=Aischuni en=Nesadsch. 1025) Makrisi, bekannt als Ebul Hemail von Tekrit. 1026) Mokalid B. Ali Mosejeb B. Rasii Ibnol=Mokallid. 1027) Mokallid B. Naßr B. Monked. 1028) Ibnol-Mokld Ali B. el=Hosein der Wesir. 1029) El=Mekarithi el=Achbari Obeidollah der Grammatiker. 1030) Ibnol=Mektum, gest. 589 (1195). 1031) Mekhul Ibn Ebi Moslim ed=Dimischki. 1032) Mekhul B. el=Mofadhdhal Ebu Motii en=Nesefi, gest. 318 (930). 1033) Mokerrem B. Ahmed B. Moh. der Richter von Bera. 1034) Kerbel el=Askalani der Dichter, Verfasser von achtzig Werken, gest. 437 (1045). 1035) Meki Ibn Dschabad Ebubekr ed=Dinweri der Hafis. 1036) Meliha Mohabeddin Ibnol=bahir. 1037) Mekri B. Abdollah B. El=Ferad. 1038) Mekki B. Ibrahim B. Berkir. 1039) Mekki B. Abded=demi B. Abdol=baki. 1040) Mekki Ibn Abdes=Salam B. el=Hosein. 1041) Mekki B. Abdol=mokrim. 1042) Mekki B. Moh. B. Abdolmelik B. Mekki. 1043) Mekki B. Moh. B. Hebiret. 1044) Mekki J. Ebi Moh. J. Ebihi ed=Dimischki, bekannt als Ibnes=sudschadschije, gest. 614 (1217). 1045) Mekki B. Rejan B. Schebih el=Mekenesi. 1046) B. Mekki J. Mekki der Emir. 1047) Melahi der Hafis. 1048) Malati der Grammatiker. 1049) Melik Timur. 1050) Melekschah Ibn Ali Arslan der Seldschuke. 1051) Meliket, die Tochter von Charidschet B. Seid. 1052) Meliket, die Großmutter Ishak B. Abdallahs. 1053) Meliket die Hudeilitin. 1054) Meliket, die Tochter Amru's des Seiditen. 1055) Ibn Ebi Melik der Prediger. 1056) Melek el=Maut der Hanbelite. 1057) Memusch B. el=Hasan B. Jusuf el=Kobra ed=Derendi. 1058) Memlulet Ebu Rebiaa der Grammatiker von Ißfahan. 1059) Mumasik Ibn Mamluk der Dichter. 1060) Menawi der Dichter. 1061) Mochlißi der Rechtsgelehrte. 1062) El=Bedr el=Menbedschi. 1063) Montechabeddin von Jemen. 1064) Montechab der Secretär. 1065) Ibnol Mondschia der Scheich Iseddin der Mohterib. 1066) Mobhodsch der Eremit. 1067) Mendschek der Emir. 1068) Ibnol=Mornedschim; diesen Beynamen führen: 1069) Ahmed J. Ali. 1070) Ahmed B. Jahja. 1071) Hasan B. Ahmed. 1072) Hasan B. Jahja. 1073) Abdallah B. Ali. 1074) Ali B. Harun. 1075) Ali B. Jahja. 1076) Abderrahman B. Merwan. 1077) Hasan B. Ali. 1078) El=Fadhl B. Sabit. 1079) Ali B. Harun B. Ali. 1080) Ebu Abdollah B. Moh.

1081) Jahja Bali. 1082) Jahja B. Ebi Manßur. 1083) Moh. B. Jahja. 1084) Moh. B. Mekki el-Maghribi. 1085) J. Mask, diese Namen stehen der Hafis B. Jahja. 1086) Der Hafis Abderrahman B. Moh. B. Jshak. 1087) Amadeddin Mahmud. 1088) Moh. B. Jshak. 1089) Mohammed B. Abdolwehhab. 1090) Mandil el-Aghmisch. 1091) Monder Jbn Amru el-Chajredschi es-Saadi. 1092) Monder J. Moh. B. Akba. 1093) Monder B. Aabad B. Monder B. Naaman. 1094) Monder ed-Darmi.

Aus dieser Liste erhellt, daß diese zwey Bände in der alphabetischen Folge der Beynamen nur die nach dem Buchstaben M geordneten Biographien enthalten, und es scheint, daß Ssafedi nur diese geschrieben; wahrscheinlicher aber ist es, daß diese beyden Quartbände nur den Buchstaben M seines in der alphabetischen Folge der Beynamen geordneten biographischen Bandes enthalten, dessen ganzer Umfang, nach diesem Verzeichniß zu rechnen, wenigstens 24 Quartbände betragen müßte. Zu Ende der in Haleb angegebenen neuen Verfasser steht bloß Ende des dritten Theils der Biographien Ssafedi's, also drey Theile, so in zwey Quartbänden gebunden, deren Inhalt der oben angegebene.

(Die Fortsetzung folgt.)

Register

des

neun und sechzigsten bis zwey und siebzigsten Bandes.

A.

E.

F.

H.

J.

M.

T.

U.

V.

W.

X.

Y.

Z.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Jahrbücher der Literatur.

Drey und siebzigster Band.

1836.

Januar. Februar. März.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des drey und siebzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LXXIII.

Jahrbücher der Literatur.

Januar, Februar, März 1836.

Art. I. Persische Geographie und Geschichte (Schluß).

Wir wenden uns nun von den zwey reisebeschreibenden Werken zu den fünf historischen, von denen zwey (der Auszug aus dem Schahname und dem ersten Theile Mirchuand's) die älteste Geschichte, die zwey von Sir Harford Jones Brydges die neueste Geschichte Persiens betreffen und die Geschichte der Ghasnewiden dem Mittelalter angehört. Der vorliegende Auszug Atkinson's aus dem Schahname umfaßt gerade die erste größere Hälfte desselben, das ist die Geschichte der beyden ersten Dynastien der Pischdadian und Keijanian, wie das Heldenbuch von Iran von Görres, welches im neunten und zehnten Bande dieser Jahrbücher angezeigt worden; wenn Atkinson's Arbeit in dieser Hinsicht als Seitenstück zu der von Görres betrachtet werden kann, so findet sich zwischen beyden doch ein ungeheurer Unterschied; Görres hat die nicht immer recht verstandenen Angaben des Schahname immer mit seinen eigenen mythologischen Ansichten vermengt, so daß es oft sehr schwer zu ermitteln, was in seinem Auszuge ihm und was dem alten Sänger angehöre. Atkinson hat sich durchaus keiner solchen Verquickung schuldig gemacht, und es findet sich im selben nichts, das nicht im Schahname enthalten ist; nur wäre es zu wünschen, daß der Auszug durchaus in Prosa und nicht mit eingemischten Bruchstücken in Versen gemacht worden wäre, indem es dem Uebersetzer durchaus an höherem, seinem Originale gewachsenen poetischen Talente gebricht. Nicht nur sind die von ihm in Versen übersetzten Stellen nicht immer die an poetischem Gehalte vorwiegendsten, sondern die Uebersetzung selbst hält mit dem Originale keineswegs gleichen Schritt; dieselbe ist bald in langen, bald in kurzen Versen, manchmal gar in Strophen und in daktylischem Versmaße gegeben, während das alte Epos (wie es sich für sein Wesen nicht anders geziemt) gleichgehaltenen, würdevollen Schrittes in doppelt gereimtem Verse auftritt. Die in Versen übersetzten Bruchstücke erscheinen wirklich bloß als Lappen schillernden Seidenzeugs, einfachem, goldenen Stoffe aufgenäht; dessen ungeachtet ist dieses Werk bis zur Erscheinung einer vollständigen Uebersetzung des Schahname ein sehr schätzbarer Beytrag zur Uebersicht seines Inhalts; aus den bisher bekannten theilweisen Auszügen des Schahname war es unmöglich, eine Uebersicht des Ganzen zu gewinnen. In diesem Auszuge gruppiren sich wenigstens die verschiedenen

persischen und türkischen Heldenfamilien um den Kern des Herrscherstammes von Iran und Turan recht deutlich zusammen, und wer die Reise von Burnes kennt, ist mittels derselben in Stand gesetzt, im Schahname fast überall festen geographischen Grund und Boden zu finden. Zuerst erscheint Iran und Turan, d. i. das Land der Perser und der Türken, dessen natürliche Gränze der Oxus; die Hauptstadt von Iran ist Ißtachr (Persepolis), die von Turan Beikend oder Peikend, deren Ruinen Burnes erwähnt; Sawulistan, dessen Hauptstadt Kabul, und das demselben südwestlich gelegene Sistan sind die Landschaften der Familie Rustems; das östliche Turan ist Choten (die kleine Bucharey), und die Herrscher der darüber hinaus gelegenen östlichen Länder, wie der Chakan von Tschin, erscheinen nur als Bundesgenossen des Herrschers von Turan. Sawulistan sammt dem daranstoßenden Chuast (dessen Hauptstadt Ghasna) heißt insgemein Bachter semin*), d. i. das Ostland, und Sistan sammt dem südlich daranstoßenden Mekran wird zusammen Nimrus, d. i. das Mittagsland, genannt; dieß ist der Schauplatz der Thaten des Schahname, denn anderer Länder wird nur nebenbey erwähnt; zwar ist von Arabien und Syrien und von Jerusalem und Aegypten die Rede, aber Hamaweran ist, wie schon oben erwähnt worden, nur auf steilem Bergufer an dem Gebirge von Astrabad (II. p. 117) und Berberistan, und eben so wenig als das in Syrien, dürfte Berberistan in der Barbarey, sondern vielmehr in der Nachbarschaft des Hindukusch zu suchen seyn, indem Burnes des Bendi Berber zwanzig Meilen von Bamian erwähnt (II. p. 162). In diesem Schauplatze zwischen dem kaspischen und indischen Kaukasus wurden die Schlachten, welche das Schicksal Irans und Turans entschieden, geschlagen; südlich am kaspischen Meere liegt Masenderan, welches, wiewohl schon vor Alters wie heut zu Persien (Iran) gehörig, dennoch im Schahname als ein demselben feindliches Land erscheint, als das Land der Diwe, welche Siamek, den Sohn des Kejumers, des ersten Königs auf Erden, erschlugen, dann aber von Tahmuras gebändigt wurden, weßhalb derselbe den Beynamen Diwbend, d. i. der Diwenbändiger, erhielt; Masenderan war ein Land der Dämonen, und der Herrscher derselben ein Zauberkönig; im Berge Demawend, welcher zwischen demselben und Irak liegt, ward der Tyrann Sohak für ewige Zeiten an Ketten gelegt, nachdem derselbe durch den Heldenmuth des Schmiedes Giawe, welcher sein Schurzfell zur Freyheitsfahne machte, gestürzt worden war; das

*) Dschih. S. 237.

in der Folge mit Juwelen von unglaublichem Werthe besetzte Schurzfell blieb unter dem Namen Direfschi Giawani das Panier des Reichs. Die Nachkommen desselben bilden eine Heldenfamilie, welche nicht weniger merkwürdig als die Rustems, nur bisher weniger bekannt, und die durch ihre Zahl ersetzten, was Rustem ganz allein durch die Riesenkraft seines Armes zu leisten im Stande war; eben weil sie weniger bekannt, wollen wir dieselben in dem folgenden kurzen Ueberblicke der Könige und Helden des Schahname und ihrer Thaten besonders hervorheben.

Huscheng, der Sohn des Kejumers, entlockte zuerst das Feuer dem Kiesel, und setzte das große Licht- oder Feuerfest Sede (nicht Siddeh), und führte den Gebrauch des Zobel und Hermelins ein; er schmiedete der Erste das Eisen. Der erste Feuerdienst wich dem Sonnendienste unter Dschemschid (Dejokes), dem Gründer medischer Herrschaft, durch weise Gesetze und Einrichtungen, deren berühmteste das Frühlingsfest Newruf. Er vermählte sich mit der Tochter Gurengs, des Herrschers von Sawulistan, und die Liebesgeschichte ist die erste der dem Schahname so hohen romantischen Werth verleihenden. Die alte Sage vom Tyrannen Sohak, welchem der Teufel die Schultern küßte, aus denen Schlangenköpfe emporwuchsen, die nur mit Menschenhirn gefüttert werden konnten, und die Befreyung Persiens vom Tyrannen durch den Schmied Giawe, welcher sein Schurzfell zur Freyheitsfahne machte, sind bekannt; Giawe befreyte die Schlachtopfer der Tyranney Sohaks aus dem Gefängnisse, darunter Schehrnaf und Ernewaf, die beyden Schwestern Dschemschids, und setzte den von der Kuh Permaje groß gesäugten Feridun auf den Thron; die drey Söhne Feridun's, Selem *), Tur und Iredsch, sind die Stammväter der Herrscher von R::m, Turan und Iran. Aus dem Morde, welchen Tur an seinem Bruder Iredsch beging, keimte die blutige Saat der Kriege zwischen Iran und Turan; die Gemahlin von Iredsch hieß Mahaferid, d. i. die Monderschaffene, deren Tochter die Mutter Minotschehr's (Minnegesicht), des Nachfolgers Feridun's, der aber noch bey des Großvaters Lebzeiten den Mord des Oheims Iredsch durch den von Selem rächte; hier beginnt die Geschichte der Heldenfamilie Sawulistans. Neriman und sein Sohn Sam, beygenannt Jeksachm, d. i. der Einwundige, weil er einen Drachen auf Einen Hieb niederschlug, waren schon die Helden Feri-

*) So und nicht Silim ist das Wort auszusprechen (Siebenmeer I. 145); eben so Iredsch und nicht Iridsch.

dun's; der Sohn Sams war Sal, beygenannt Saldestan, d. i. Sal tast' an, welchen Simurgh als Kind entführte. Diese Episode ist im dritten Bande der Fundgruben in Text und Uebersetzung bekannt gemacht worden; eine Vergleichung der von Atkinson gegebenen Bruchstücke mit dem in den Fundgruben gegebenen Texte und der dortigen Uebersetzung zeigt am besten die Willkürlichkeit des englischen Uebersetzers; Recensent hätte vielleicht gar nicht daran gedacht, diese Stelle zu vergleichen, wenn ihm nicht in den folgenden sechs Zeilen die letzte ganz unverständlich gewesen wäre, wodurch er veranlaßt ward, nachzusehen, was denn eine parteyfarbige Bestie für ein Thier seyn möge:

No human being of this earth
Could give to such a monster birth;
He must be of the Demon race,
Though human still in form and face.
If not a Demon, he, a least,
Appears a party-coloured beast.

Im Original ist diese Stelle gar nicht, wie bey Atkinson, in den Mund des Volks gelegt, sondern in den des Vaters selbst, der zum Himmel betet:

Wenn da kommen und fragen die Helden,
Vom Jungen mißgestaltet was soll ich melden?
Welch einem Diwe dieser Junge gleicht,
Gefärbten Pardeln oder den Peris vielleicht.

Hieraus erhellt, daß die parteyfarbige Bestie »farbigen Pardeln gleich« heißen soll; noch schlimmer ists mit dem gereimten Bruchstücke auf der folgenden Seite, wovon weder in dem zu Calcutta gedruckten ersten Bande des Schahname, noch in den hier in Wien befindlichen drey Exemplaren eine Spur zu entdecken ist. Im Original heißt es:

Der Herr flößt dem Simurg Liebe ein,
Daß er nicht dachte zu fressen das Kindlein;
Er kam aus den Wolken, und ergriff
Das Kind, aufhebend es vom Felsenriff.

Statt dessen läßt Atkinson eine Stimme vom Himmel ertönen, welche dem Simurgh das Kind übergibt:

A voice, not earthly, thus addressed
The Simurgh in his mountain nest:
To thee this mortal I resign,
Protected by the power divine;

und so noch durch sechs Zeilen fort, von denen kein Wort im Texte. Im zweyten Traume Sams, wo ihn die Mobede anreden, und ihm Vorwürfe machen, daß er sich des weißen Haares seines Sohnes schäme, heißt es im Original:

Und hat dein Sohn wie Hirschen weißes Haar,
Ist deines steif wie Weidenlaub fürwahr!
Wirst du durch Gottes Huld ein Greis,
Beschenkt Er dich auch mit Haaren weiß.
Wo ist liebvoller als Er eine Amme?
Er zog groß die Frucht von deinem Stamme.

Diese drey Distichen hat A. in den folgenden zehn Versen ausgewässert:

Unfeeling mortal, hast thou from thy eyes
Washed out all sense of shame? Dost thou believe
That to have silvery tresses is a crime?
If so, thy head is covered with white hair;
And were not both spontaneous gifts from Heaven?
Although the boy was hateful to thy sight,
The grace of God has been bestowed upon him;
And what is human tenderness and love,
To Heaven's protection? Thou to him wert cruel,
But Heaven has blest him, shielding him from harm.

Noch unverzeihlicher als diese Verwässerung ist es, daß hie und da fremde unerklärte Wörter in der Uebersetzung erscheinen, von denen im Originale keine Spur; so heißt es S. 76 Minüchibr (Minotschehr), ordered his son, Naúder, with a splendid *Istikbál*; wer nicht in Persien und Indien gewesen, oder wenigstens nicht persische und indische Reisebeschreibungen gelesen, weiß nicht was ein Istikbal sey, das hier ohne Uebersetzung und Note erscheint; Istikbal heißen die Ceremonien des feyerlichen Entgegenkommens; aber dieses arabische neuere Wort ist dem Schahname ganz fremd, in demselben heißt es bloß: »Er befahl ihm dem Herrscher entgegen zu gehen« *). Solcher Willkür und Einmischung von fremden Wörtern, die nicht einmal im Texte stehen, so wie einer wahren homöopathischen Auslaugung der poetischen Kraft des Originals hat Mr. Atkinson sich häufig schuldig gemacht.

Mihras, der Herr von Kabul, ein Abkömmling Sohak's, zahlte Tribut an Sam, den Herrn von Sistan und Nimruf, dessen Sohn Sal mit den silberweißen Haaren sich in Rudabe, die Tochter Mihrab's, verliebte (das zweyte Liebesabenteuer des Schahname), an welchem ihre Mutter Sindocht herzlichen Antheil nimmt. Durch die Vermählung Rudabe's mit Sal wird das Verderben Sawulistans, welches Minotschehr beschlossen hatte, abgewendet; die Entbindung Rudabe's nahte; in der höchsten Verlegenheit der Geburtsschmerzen erinnert sich Sal der

*) Bifermajedesch ta sui Schehriar schewed (Schahname, Ausgabe von Calcutta, S. 163).

Feder, welche ihm seine Nährmutter, die Simurgh, gegeben, und ihm empfohlen, dieselbe im Falle höchster Noth in das Feuer zu werfen, wo sie alsdann auf den Rauch derselben zu Hülfe erscheinen würde, was auch dießmal geschah; das Kind, womit Rudabe entbunden ward, war Rustem, der Herakles der persischen Geschichte (den Thaten nach, wiewohl dem Namen nach dieses eigentlich sein Großvater Sam, dessen Name einer und derselbe mit dem des ägyptischen Herakles Som). Dem Minotschehr folgte auf Persiens Thron Nauder oder Newser, dessen Tyranney dem Herrscher von Turan den Einfall in Iran erleichterte. Dort herrschte Pischeng, der Vater Efrasiab's, ein Nachkomme Tur's; nach dem Tode von Sam überzog Pischeng Sawulistan mit Krieg, die Vorkämpfer des turanischen Heeres waren Barman und Aghriras, der letzte der Bruder Efrasiab's; im persischen Heere, außer Rustem, Kobad und Karen, die Söhne Giawe's, und Guders, der Sohn Karen's; Kobad wurde von Barman getödtet; Nauder bestand einen Zweykampf mit Efrasiab, von welchem er ermüdet und betrübt ins Zelt kehrte, und seine beyden Söhne Tus und Gustehem mit dem Schebistan, d. i. mit dem Harem, nach Persien zurücksandte. Atkinson übersetzt das Schebistan nicht ganz richtig mit domestic establishment. Karen rächte seines Bruders Tod an Barman, aber dagegen wurde Nauder von Efrasiab getödtet, der nun Herr von Iran. Bey seinem Einfalle in Persien hatte Efrasiab ein von seinem Feldherrn Schimasas und Chaserwan, d. i. der Chasare *), befehligtes Heer nach Sawulistan geführt, wo Sal und Rustem von Sistan aus den Feind abwehrten; dahin flüchteten die Söhne Nauder's Tus und Gustehem und Korem sammt seinem Sohne Guders; sie wollten den Aghriras, den Bruder Efrasiab's, auf Irans Thron setzen, worüber Efrasiab ergrimmt den Bruder erschlug. Da Tus und Gustehem noch zu jung, ward Saw (nicht San) oder Sew, ein Abkömmling Selems, auf den Thron Irans gesetzt, welchen nach ihm dessen Sohn Gerschesb einnahm. In diesem zweyten Einfalle Efrasiab's tritt Rustem zuerst als Kriegsheld mit seinem Schlachtgaul Rachsch auf, dessen Namen A. ganz irrig Rakusch schreibt, während die richtige Vocalisirung doch im Ferhengi Schuuri und im Siebenmeere. Rustem setzte den Keikobad, einen Prinzen aus dem Blute Feridun's, auf Irans Thron und führte das Heer wider Efrasiab; Mihras, der Herr von Kabul, befehligte den rechten Flügel, Prinz Gustehem den linken, im Mittelpunkte

*) Chaserwan, das Land der Chasaren. Siebenmeer II. 127.

standen Karen (der Sohn Giawe's) und Kuschwad (nicht Kishwad), Rustem führte den Vortrab; im Heere Efrasiab's fochten die Helden Akbas, Schimasas, Weise, d. i. der Weise (nicht Wisah), und Kerschiwes *) (nicht Gersiwaz). Efrasiab ward besiegt, Piran Weise, d. i. der alte Weise, unterhandelte den Frieden, der auf die Bedingung, daß der Dschihun die Gränze zwischen Iran und Turan, abgeschlossen ward; Keikobad kehrte in seine Residenz Jßtachr (nicht Istikher) zurück; Keikobad hatte vier Söhne, deren ältester, Keikaus, sein Nachfolger. Ein Diwe, der ihm den Preis Masenderan's vorsang, entflammte ihn mit Begierde zur Eroberung dieses schönen, aber schwierigen Landes, und der Feldzug ward trotz den Gegenvorstellungen Sal's unternommen; den Vortrab führte Giw, der Sohn des Guders, der Urenkel Giawe's: dieser Giw ist der Kepheus der Griechen, nach welchem dieselben laut Herodot auch Kephenen genannt wurden. Der Zauberkönig von Masenderan rief den weißen Diw, den Schutzdämon Masenderan's, mit zwölftausend Diwen zu Hülfe; Keikaus wurde gefangen, und Ersenq, einer der Befehlshaber der Diwe, bemächtigte sich der Schätze und der Krone des Keikaus; dieser, im Kaukasus eingekerkert, fand dennoch Mittel, sein Schicksal dem Sal zu wissen zu thun, der seinen Sohn Rustem zur Befreyung des Herrn absandte; auf diesem Zuge bestand Rustem das siebenfache Abenteuer (Heftchuan) wider einen Löwen, Drachen, wider die Schrecken der Wüste und die Verführungen eines Dämons, wider den Diw Ewlad, welcher gefangen, ihm den Weg nach Siebenbürgen (Heftkuh), der Residenz des weisen Diws, zeigen mußte, dessen Vernichtung das siebente Abenteuer; er riß ihm das Herz aus, und nahm es mit sich, indem der sammt seinen Helden durch Zauberey mit Blindheit geschlagene Keikaus nur durchs Herzblut des weißen Diw wieder das Gesicht erlangen konnte; nichts desto weniger wollte der Zauberkönig Masenderans von keinen Friedensvorschlägen hören; ein zweyter oder erster Proteus, nahm er alle Gestalten an, bis Rustem ihn erlegte, worauf Keikaus eine Reise in fremde Länder unternahm, und bis an den Berg Kaf kam. Die Heere Mißr's, Berberistans und Hemawerans huldigten dem Herrscher Irans; daß Berber am Hindukusch, Hemaweran in der Nähe des Gebirges von Astrabad erhellt aus den Reisen von Burnes, wie schon oben bemerkt worden. Keikaus vermählte sich mit Sudabe, der Tochter des Königs von Hemaweran.

*) Steht in den Wörterbüchern und in dem Glossar des Schahname unter Kiaf Arebi, d. i. K und nicht G.

Keikaus, nach Persien zurückgekehrt, ließ durch Diwe am Caucasus zwey Palläste aus Edelsteinen erbauen, ließ sich aber dann vom Satan zu dem Gedanken verführen, die Himmel ersliegen zu wollen; er stürzte mit seiner von vier Adlern getragenen Gondel nieder, und irrte lange Zeit in China's Wüsten herum. Rustem, Guders und Tus (der letzte der Sohn Nauder's oder Newser's, von welchem die Stadt Tus in Chorasan ihren Namen hat) betrübten sich über die Thorheit des Königs, welcher nach so verwegenen Unternehmungen, wie die Feldzüge von Masenderan und Hemaweran, nun gar den Himmel ersliegen wollte. Bey einem Trinkgelage wird ein Jagdzug Rustems mit sieben seiner Gefährten nach Turan beschlossen. Diese sieben Helden waren Guders mit seinem Sohne Giw, Tus, Gurgin, Behram, Ferhad und Bersin (die drey letzten Namen erscheinen bey den Griechen und Römern als Varanes, Phraates und Perseus). S. 174 heißt es: The champion arrayed in his buberbaián, mounted Rakush, daß Rachsch der Schlachtgaul Rustems, weiß der Leser aus dem Obgesagten, der wievielte weiß aber, daß Beberbejan ein Tigerfell bedeute? das Wort ist weder im Text, noch in den Noten erklärt, und es ist so mehr zu vermuthen, daß dasselbe, wie das obige Istikbal, bloß eine Zuwage der orientalischen Gelehrsamkeit des Verfassers sey, als weder in dem zu Calcutta gedruckten Schahname, noch in den hiesigen diese Stelle aufzufinden ist; in dem ersten Bande der auf acht berechneten Ausgabe von Calcutta vom Jahre 1811 beginnt die Erzählung des Jagdzugs S. 527. Firdewsi war, als er in seinem Epos bis hieher, d. i. beyläufig auf den achten Theil des Ganzen, gekommen, wie er Eingangs dieser Erzählung sagt *), sechzig Jahre alt; da er allen Angaben nach dreyßig Jahre am Schahname gearbeitet, so kommen im Durchschnitte der runden Zahl von sechzigtausend, zweytausend Distichen auf Ein Jahr, so daß er, als er bis hieher gekommen, vier Jahre lang bereits daran gearbeitet, dasselbe im sieben und funfzigsten Jahre seines Alters begonnen und im sechs und achtzigsten vollendet haben mag. Auf der Rückkehr von diesem Jagdzuge machte Rustem Bekanntschaft mit Tehmine, der Tochter des Königs von Semenghan; die Frucht dieses Liebesabenteuers (das dritte des Schahname) war Sohrab, dessen Geschichte zwar nicht so verwickelt, als wie die Episode von Siawesch, aber nicht weniger rührend; dieselbe ist aus der früheren (hier im Anhange wieder abgedruckten) Bearbeitung

*) Calcuttaer Ausgabe S. 527, zweyte Zeile. Mera omr ber schasst schud saliun.

A.'s schon bekannt. Nach der tragischen Katastrophe, in welcher Rustem seinen Sohn Sohrab, erst nachdem er ihn im Zweykampfe erschlagen, erkennt, wird der Friede zwischen Iran und Turan wieder hergestellt, und Seware, der Bruder Rustems (älter als der zweyte Schighad)[1]), erhält den Befehl, die Truppen zurückzuführen:

Seware führt die Reiter auf den Wegen,
Mit Gottes Kraft von Schahes wegen[2]).

Dieses paraphrasirt A. in Zúára was appointed to see Húmán and the Tartar troops across the Jihún: im Texte ist weder von Human noch vom Dschihun, am allerwenigsten aber von Tataren die Rede, deren Name im ganzen Schahname nicht vorkömmt, und welchen der Uebersetzer nach höchst irrigem Sprachgebrauche als gleichbedeutend mit Türkisch (hier Turanisch) gebraucht. So wird auch S. 219 Efrasiab ein Tatar! genannt. Unmittelbar auf die Erzählung von Sohrab folgt die von Siawesch, so daß die zwey rührendsten Episoden des Schahname unmittelbar an einander gereiht sind; die von Sohrab ist höchst einfach, und endet mit seinem Tode, nur in der Folge erscheint noch einmal Basu, der Sohn Sohrab's, aber die von Siawesch ist eine höchst verwickelte, in das Schicksal Irans und Turans tief eingreifende, die sich durch mehrere Regierungen der beyderseitigen Herrscher dieser Länder durchzieht. Rustem, Tus, Godarf und Giw (Gotarzes und Cepheus) finden eines Tages an der Gränze Turans im Felde Deghawi[3]) ein Mädchen, das sie vor den König der Könige, Keikaus, bringen, welchem sie den Sohn Siawesch gebärt; als er zum schönen Jüngling herangewachsen, verliebt sich in ihn seine Stiefmutter Sewdabe (nicht Súdávch), die Tochter des Königs von Hemaweran, und die Geschichte ist ganz die der Phädra (viertes Liebesabenteuer des Schahname). Nach vielfältigen Ränken der Stiefmutter, um den Glauben ihres Gemahls an die Unschuld ihres Sohnes zu erschüttern, und wiewohl Siawesch die Feuerprobe bestanden, wird dieser nach Turan gegen Efrasiab gesendet; der Briefwechsel zwischen Keikaus und Siawesch ist im Auszuge A.'s ganz mit Stillschweigen übergangen. Die Bewohner Turans werden hier im Schahname zu wiederholten Malen Türken genannt, was am besten beweist, daß Turan

---

[1]) Siebenmeer III. S. 83.

[2]) Seware gusared sipehra berah
Be nirui Jefdan u fermani Schah.

[3]) Siebenmeer II. S. 238.

nur der alte Name für Turkistan; A. hat aber überall aus den Türken Tataren gemacht (S. 219). On the other side Gersiwaz, the ruler of Balghar (Bulgarien) joined the Tartar legions at Balkh. Gersiwes kam mit reichen Geschenken Efrasiab's zu Siawesch, denselben zum Uebertritte nach Turan einzuladen. Efrasiab übergab ihm:

Bochara, Soghd und Samarkand und Tschadsch als sein
Die Länder bis Sendschan, den Thron von Elfenbein [1]).

Was hat Mr. Atkinson hieraus gemacht! (S. 222): And Bokhára, and Samerkánd, and Haj, and the Punjáb; Sendschan ist in Pentschab verwandelt worden, das im ganzen Schahname nicht vorkömmt, und statt Tschadsch, der durch ihre Bogen berühmten Stadt Turkistan's, steht Hadsch! was gar kein Ortsname. Efrasiab kehrte nach Gengh, seiner Residenz, zurück, welches sonst auch Gengdisch [2]) heißt, so heißt aber auch der von Sohak zu Babylon erbaute Pallast; daß Tschadsch und Taschkend eine und dieselbe Stadt, ist schon oben gesagt worden, da aber hier Efrasiab Tschadsch an Siawesch abtritt, und sich dann nach Geng begibt, so ist es klar, daß die Angabe des Siebenmeeres (V. S. 25), daß Geng auch der Name der Stadt Tschadsch oder Taschkend sey, unrichtig.

Siawesch ward von Efrasiab auf das Glänzendste empfangen, und mit der schönen Gülschehr, d. i. Rosenstadt, oder Dscherire vermählt, aber der Wesir Efrasiab's, Piran Weise, brachte eine politische Heirat mit der Prinzessin Ferangis, der Tochter Efrasiab's, in Vorschlag, welcher Gülschehr großmüthig ihre Gefühle opferte (fünftes Liebesabenteuer des Schahname). Als Brautschatz erhielt Siawesch das Gebiet von Choten, mit einer Unzahl von Kamehlen, Pferden und Elephanten. Siawesch baute hier einen Pallast, welcher mit seinen weitläufigen Gärten und Anlagen Siaweschabad hieß [3]); die Wände des Pallastes waren mit den Bildnissen der Herrscher Irans und Turans und der Heldenfamilie Rustems geschmückt. Gülschehr genas von dem Sohne Ferud; Gersiwes, der Bruder Efrasiab's, eifersüchtig auf den Einfluß des fremden iranischen Prinzen, säete Samen der Zwietracht zwischen Efrasiab und Siawesch, indem er einen dem andern verdächtig machte, und nicht ruhte, bis er von Efrasiab den Befehl eines Heeres erhielt, um den

---

[1]) Bochara u Soghd u Semerkand u Tschadsch
Be Sendschan u an Kischwer u tachti aadsch.

[2]) Siebenmeer V. S. 20. [3]) Eben da III. S. 110.

Siawesch mit Gewalt nach Hof zu bringen. Siawesch zog mit seinen dreyhundert Iraniern dem Heere entgegen, und empfahl seiner schwangern Gemahlin Ferangis, wenn sie von einem Sohne entbunden würde, denselben Keichosrew zu nennen. Die dreyhundert Iranier fielen wie die dreyhundert Helden von Thermopylä; Siawesch wurde gefangen. Ferangis warf sich dem Vater zu Füßen, der gerührt zu verzeihen halb bereit war, als Gersiwes die Hinrichtung beschleunigte; aus dem Blute des unglücklichen Prinzen sproß die Pflanze, welche noch heute Chuni Siaweschan, d. i. das Blut von Siawesch, heißt (Drachenblut) [1]; diese Pflanze und der Granatenbaum, welcher aus dem mit dem Herzensblut Ferhad's getränkten Beile aufsproß, sind die zwey einzigen Beyspiele des persischen Mythos, welche an klassische Metamorphosen erinnern. Gersiwes wollte auch die Ferangis aus dem Wege räumen, aber ihr Leben ward durch Piran Weise gefristet, der sie mit sich nach Choten nahm; dorten ward sie von Keichosrew entbunden; die Stadt, in welcher sie mit ihrem Sohne lebte, hieß Kullat [2]). Die Geschichte Keichosrews, der unter Bauern aufwächst, und dann an den Hof des Großvaters kömmt, ist augenscheinlich die des Cyrus und Astyages. Keichosrew und seine Mutter besuchen die Ruinen der von Siawesch erbauten und nach seinem Tode verheerten Stadt, wo die aus dem Blute Siawesch's entsprossene Pflanze wucherte. Als Keikaus das tragische Ende seines Sohnes in Turan vernahm, flammte der Brand des Krieges von Neuem auf. Rustem an der Spitze der persischen Helden, Tus, Guders, Behram, Feriburs und Ferhad zog wider Turan aus. Firamurs (nicht zu vermengen mit Feriburs) nahm Serche [3]), den Sohn Efrasiab's, gefangen, und vollzog an ihm die Blutrache. Pilsam, der Bruder Piran Weise's, forderte Rustem zum Zweykampfe heraus, welchen Firamurs annimmt und ehrenvoll besteht. Auf einen Traum geht Giw den Keichosrew aufzusuchen aus; er entführte ihn auf dem Pferde Behsad, welches nicht minder berühmt als Rachsch, der Schlachtgaul Rustems; Efrasiab sendet den Kulbad mit dreyhundert Reitern, den Flüchtigen nachzusetzen, welcher sie zu Bulgar einholt, aber gleich in die Flucht geschlagen wird. Giw wollte auch den Piran Weise tödten, ward aber davon durch Ferangis abgehalten, welche ihm ihre und ihres Sohnes Erhaltung dankte. Am Dschihun wollten die Fährleute sie nicht überführen; Giw erinnert den Keichosrew, daß der Schmied

---

[1]) Capillus Veneris?

[2]) Siebenmeer IV. 102.

[3]) Nicht Sarkha (Siebenmeer III. 171).

Giawe im Freyheitskampfe wider Sohak den Fluß mit ganzer Rüstung durchschwommen; sie durchschwimmen denselben also auf ihren Pferden. Efrasiab kam zu spät, und kehrte von den Ufern des Dschihun nach Hause. Als Keichosrew nach Persien kam, huldigten ihm alle, ausgenommen Tus, welcher seine Huldigung dem Prinzen Feriburs, Sohn Nauders, darbrachte. Guders, darüber erzürnt, zieht mit Giw und den acht und siebzig Köpfen seiner Familie an der Spitze von zwölftausend Mann wider Tus; die beyden Helden Gegner schimpfen sich ganz wie homerische Helden. Wir setzen die folgenden Verse hieher, weil dieselben das hohe Verdienst der Familie Giawe's um Persiens Freyheit in das hellste Licht setzen, bemerken aber zugleich, daß sie in den hiesigen Handschriften des Schahname bis auf die vier letzten nicht zu finden sind.

To him then Gúdarz: »Hear me for this once
Then shut thy ears for ever. Ned I blush
To be the kinsman of the glorious *Gávah?*
It is my humour to be proud of him.
Although he was a blacksmith; — that same man,
Who, when the world could little boast of valour,
Tore up the name-roll of the fiend Zohák,
And gave the Persians freedom from the fangs
Of the devouring serpents. Him it was,
Who raised the banner, and proclaimed aloud
Freedom for Persia! Need I blush for him?
To him the empire owes its greatest blessing;
The prosperous rule of virtuous Ferídún.«
Tús wrathfully rejoined: »Old man! thy arrow
May pierce an anvil-mine can pierce the heart
Of the Káf moutain! If thy mace can break
A rock asunder-mine can stricke the sun!«

Die vier letzten Verse lauten im Original:

Und Tus entgegnete: Verständiger und Greiser,
Der du die Worte sprichst gefällig wie ein Weiser,
Wenn du in der Familie Keschwad's geboren.
So bin ich Tus, der Treue dem Nauder geschworen,
Wenn deine Klinge Ambos spaltet und den Stein,
Nehm' ich durch Herzensgram des Kaf's Gebirge ein.
Und wenn die Berge niederschmettern deine Keule,
So haften in dem Herz der Sonne meine Pfeile *).

*) بدو گفت طوس ای خردمند پیر * سخن گوی لیکن همه دلپذیر
اگر تو از کشواد داری نژاد * منم طوس نودرشه نژاد
وگر تیغ توهست سندان شکاف * ستانم بدرد دل کوه قاف
وگر ز توهست باکوه تاب * خدنگم رود در دل افتاب

Bey der Rüstung des Heeres nach der Thronbesteigung Keichosrews treten die Heldenfamilien Persiens in ganzen Massen auf; Guders mit seinen acht und siebzig Söhnen und Enkeln steht auf dem rechten, Gustehem, der Bruder des Tus, mit einer ungeheuren Schaar von Vasallen auf dem linken Flügel, in der Mitte drey und dreyßig Krieger aus der Familie Puschengs (Poshung), dann eine besondere Huth unter der Anführung von Bischen (Byzun). Das Heer rückt nach Transorana, wo in der Nähe Bocharas das obgenannte Schloß Kullat (nicht Kullab); dieß scheint das auf dem Wege von Meschhed nach Merw gelegene Schloß Kellat zu seyn, das von Natur aus sehr stark, und wohin Nadirschah seine Schätze gerettet; im Schahname wird der Bau desselben dem Bruder Keichosrews, Ferud, zugeschrieben, welcher dort mit Gülschehr, der Mutter desselben, eingeschlossen; Ferud ward im Kampfe von Behram erschlagen. Keichosrew verungnadet den Tus, weil er den Wohnort Bischnu's, der Mutter Gülschehr's, nicht geschont; Feriburs rückt gegen das von Piran Weise geführte turanische Heer vor; Giw und Pischen thun Wunder der Tapferkeit; doch ist dieses nicht die Schlacht von Peschen, auf welche Firdewsi anspielte, als er als einfacher Landmann vor den drey Dichtern Anßari, Asdschedi, Ferruchi erschien, und auf die drey von ihnen improvisirten Reime mit dem vierten aus dem Stegreife antwortete:

Wie Pfeile Giws am Tag des Kampfes von Pischen [1]).

Da Feriburs dem Guders in der Schlacht nicht zu Hülfe eilen wollte, schlug Bischen den Fahnenträger, der die Reichsfahne (des Schmieds Schurzfell) trug, todt, und brachte sie dem Guders, der dieselbe aufpflanzte, und von dessen Familie siebzig erschlagen wurden, so daß ihm nur acht Söhne übrig blieben; der Sieg blieb denen von Turan; Piran Weise nahm seine Zuflucht zum Zauberer Baru; Efrasiab sandte seinem Heere drey Verbündete zu Hülfe, den Chakan von Tschin (China), den Kamus von Kuschan (Hindukusch) und den Schengel (Shinkul) von Segsar. Segsar ist das fabelhafte Land, dessen Bewohner Hundsköpfe haben, aber Schengel scheint fast statt Schemchal, der bekannte Name des Fürsten von Tarchu in Daghistan zu seyn; hier erscheint er aber als ein König von Indien; wenn jenes bloß Vermuthung, so darf hingegen als gewiß angenommen werden, daß Kiafir oder Kiafur [2]) der

---

[1]) In der Geschichte der persischen Redekünste S. 51 irrig Kiw statt Giw.

[2]) Kiafuri merdimchuar, d. i. Kiafur der Menschenfresser.

König der Stadt Bidad, der Kannibale Nachbar von Choten (S. 290), der Fürst des durch Elphinstone erst bekannt gewordenen und auf der Karte von Burnes auf der nordöstlichen Seite des indischen Caucasus befindlichen Kiafiristan sey, dessen Bewohner ein wildes, in seinen Sitten von allen seinen Nachbarn verschiedenes Volk unmittelbar von den Macedoniern, Gefährten Alexanders, abzustammen vorgibt. Solche Ausbeute ist für den geographischen und historischen Gesichtspunkt, aus welchem wir hier das Schahname betrachten, wichtiger, als der Kampf Rustems mit dem Diw Ekwan und dem Diw Puladwend, welchen letzten A.'s Auszug ganz mit Stillschweigen übergeht. Nun folgt die Geschichte Bischen's und sein Liebesabenteuer (das sechste des Schahname) mit Menische (Manijeh) [1]), der Tochter Efrasiabs. Bischen ist der Sohn Giws, des Sohnes von Guders, des Sohnes Karen's, des Sohnes Giawe's, und folglich der Ururenkel des Gründers persischer Freyheit. Bischen wird, als Efrasiab von dessen Liebschaft mit seiner Tochter Kunde erhält, in einen Brunnen versenkt, der in den Sagen des Morgenlandes nicht minder berühmt, als der Brunnen, worein Joseph von seinen Brüdern geworfen ward, als der, worin Rustem zu Grunde ging, als die zwey wüsten Brunnen in Hadhramut [2]) und die zwey Zauberbrunnen, der von Babel, wo Harut und Marut bis zum jüngsten Tage bey den Füßen aufgehängt sind, und der von Nachscheb, aus welchem allnächtlich der Mond des Zauberers Mokannaa emporstieg, und über ganz Chorasan leuchtete. Dieß sind (im Vorbeygehen gesagt) die sieben berühmten Brunnen moslimischer Geschichte und Geographie. In dem Feldzuge, den Rustem zur Unterstützung Bischens unternimmt, kommen (S. 323) die folgenden beyden Distichen ohne allen Commentar der in dem zweyten Verse enthaltenen vier persischen Wörter vor:

In the tempest of battle, disdaining all fear,
With his *kamund*, and *khanjer*, his *garz*, and *shamshir*,
How he bound, stabbed, and crushed, and dissevered the foe;
So mighty his arm, and so fatal his blow!

Wie soll denn der Leser, der nicht persisch versteht, wissen, daß Kemend ein Fangstrick, Chandschar ein Dolch, Gürs

[1]) Biri moattale. Dschihannuma S. 491 und Biri Berhut eben da S. 492 erste Zeile.

[2]) منيژه ist im englischen Manijeh ziemlich richtig, warum aber, wenn hier der Buchstabe ژ richtig mit J ausgedrückt ist, warum schreibt Hr. A. Byzun statt Bischen, بيژن

(nicht Garz) eine Keule und Schimschir (nicht Shamschir) ein Säbel sey? Hierauf folgt die Episode Barsu's, des Heldenjünglings, welchen Efrasiab an der chinesischen Gränze auffindet, der nicht weiß, wer sein Vater. Efrasiab verwendet ihn im Kriege wider Rustem, von dem er bald erschlagen worden wäre, wenn nicht zeitig genug seine Mutter Schahru herbeygeeilt wäre, und sich dem Rustem als die Geliebte Sohrabs zu erkennen gegeben hätte, welcher der Vater Barsu's; wenig fehlte, daß Rustem nicht seinen Enkel Barsu wie vormals dessen Vater Sohrab erschlug. Efrasiab nimmt die Zauberin Susen (Susanna) in Anspruch; trotz ihrer Hülfe fallen in diesem Feldzuge die ersten Helden Turans: Human, Pilsem, der ehrwürdige Piran Weise und Schide, der Sohn Efrasiabs; endlich flüchtet sich Efrasiab in eine Höhle, wo zunächst der fromme Hum (der Omanes Strabo's) denselben aus einem Selbstgespräche erkennt, und, um dem Tyrannen den verdienten Lohn zu geben, erschlägt. Dieser Tod des großen Herrschers von Turan ist nicht minder romantisch tragisch, als der gleich darauf folgende Keichosrews.

Keichosrew, der König der Könige, der größte Herrscher der Welt, ward endlich derselben überdrüßig, und beschloß, vor seinem Tode sich der Andacht in Einsamkeit zu weihen; nach einem siebentägigen Feste vertheilte er die Länder seines Reichs. Rustem erhielt Sawul und Kabul (jenes ist der Name des Landes, dieses der der Hauptstadt) und Nimrus (der südliche Theil von Sistan); zum Thronfolger bestimmte er Lohrasp (nicht Lohuràsp), den Schwiegersohn von Keikaus, den Guders ernannte er zum Wesir und dessen Sohn Giw zum Befehlshaber der Heere; dem Tus verlieh er Chorasan und den Feriburs (Sohn des Keikaus) wies er an, dem Lohrasp in Allem unterthänig zu seyn; diesen, einen Abkömmling Huschengs, zog er dem Feriburs vor, weil dieser die zur Regierung nöthigen Eigenschaften nicht besaß; er theilte seinen Helden ein Gesicht mit, das ihm als den Ort seines Todes einen Quell bezeichnete. Rustem und sein Vater Sal nahmen Abschied; Guders, Giw, Tus und Gustehem (nicht Gustahem) *), Feriburs und Bische, die sich nicht von ihm trennen wollte, folgten ihm; ein heftiger Sturm erhob sich, als sie zum Quell gelangt waren, Schneegestöber verfinsterte die Luft, der König der Könige und seine Helden fielen in den Schlaf der Erstarrung, und wurden alle mitsammen verschneyet. Lohrasp hatte vier Söhne, deren ausgezeichnetster, Guschtasp, sich mit Ke-

*) Siebenmeer V. 28.

tabun (nicht Kitabun) [1]), der Tochter des Königs von Rum (Kleinasien), vermählte (siebentes Liebesabenteuer des Schahname); die Frucht dieser Ehe waren der Held Isfendiar, der mit so vielen Ansprüchen auf den Thron, doch nicht auf denselben gelangte, und Baschuten. Lohrasp weihte den Rest seines Lebens dem Gebete und der Andacht; ihm folgte sein Sohn Guschtasp, unter welchem Serduscht (Zoroaster) den Feuercultus nach dem Sendavesta predigte. Alle Könige der Erde erkannten die Oberherrlichkeit Guschtaps bis auf Ardschasp, den Herrscher von Tschin und Matschin, welcher wider ihn ein Heer von Diwen und Perien aufbrachte. Serduscht pflanzte vor dem Pallaste Guschtasps den Baum der Wissenschaft und der Erkenntniß; wer von den Blättern desselben aß, erkannte die Geheimnisse der Dinge von dieser und jener Welt; dieser Baum steht mitten inne zwischen dem Baume des Lebens und des Erkenntnisses im Paradiese, und zwischen der goldenen Platane der lydischen und persischen Könige, von welcher Alcibiades sagte, daß sie auch keiner Cicade Schutz gewährte [2]), welcher später zur Zeit des Chalifats im Pallaste des Chalifen zu Bagdad und in dem des Kaiser Theophilos zu Byzanz wieder erscheint; der Baum, welchen Zoroaster pflanzte, war der Baum der Freyheit, der religiösen; die Cypresse, deren Aeste alle gegen Himmel strebend, das Symbol der Erhebung aus dem Staube des Irdischen zum Himmlischen, sie heißt Asad diracht, d. i. der freye Baum, und ist nicht zu vermengen mit dem Orakelbaum Dana diracht, d. i. dem kundigen Baume, welche, wie die Eiche von Dodona, Orakel sprach; die zweyte Hälfte des Wortes Dodona scheint nichts als das persische Dana zu seyn? Ardschasp erklärte den Krieg, Guschtasp berieth sich mit seinem Wesir Dschamasp, dessen Sohn Bischu; in der ersten Schlacht wurden Ardeschir und Schidasp, die Söhne Lohrasps, getödtet. Die in diesen Namen häufig vorkommende Endsylbe Asp (eine und dieselbe mit Esb, Pferd) findet sich so häufig in den von den Griechen erhaltenen Namen, wie Hystaspes, Arimaspi, Choaspes, Pharnaspes u. s. w., und in den Namen neuerer persischer Könige, als Tahmasp, was bald Tahmasip und bald abgekürzt Tahmas ausgesprochen wird. Isfendiar hatte vier Söhne, deren ältester Behmen später den Thron bestieg. Das siebenfache Abenteuer Isfendiars (übersetzt in der Geschichte der persischen Redekünste) ist das Seitenstück vom siebenfachen Abenteuer Rustems.

---

[1]) Siebenmeer IV. 144.

[2]) Plutarchi de Alexandro Magno XI.

Kerkesar *) (nicht Kurugsar, es ist unglaublich, wie Hr. A. alle Namen ohne Rücksicht auf das Sylbenmaß verstümmelt), ein Held aus dem Heere Ardschasps, diente als Wegweiser nach Rujindis, d. i. dem ehernen Schlosse, wo Isfendiar seine beyden Schwestern befreyt. Der Tod Isfendiars ist ein tragischer, wie der Sohrabs; er wird vom Guschtasp nach Nimrus gesendet, um Rustem gefesselt nach Hof zu führen, indem dieser die Eifersucht Guschtasps erregt hatte; die gegenseitige Achtung, womit sich die beyden Helden behandeln, und beyde voll Charakter auf ihrer Forderung bestehen, Rustem darauf, daß Isfendiar sein Gast sey, und dieser darauf, daß sich ihm Rustem freywillig gefesselt überliefere, ist ein plastisches Gemälde antiker Heldenzeit; sie kämpfen endlich mitsammen, und Isfendiar fällt, von Rustem getödtet, welcher, nachdem er die größten persischen Helden wie die turanischen besiegt, bald hierauf selbst durch die Verrätherey seines Bruders Schighad (des Sohnes Sals aus einer Sclavin) vergeblich von seinem Gaule Rachsch gewarnt, in einen verdeckten Brunnen stürzt, aus dem er noch vor seinem Tode den verrätherischen Bruder durchpfeilt. Rustem war der Reichskämpe unter den drey letzten Herrschern der Pischdadian und der fünf ersten Keianian; die Zeit ihrer Herrschaft war nach dem Schahname wie folgt: Nauder regierte 7, Sab 30, Gurschasp 20, Keikobad 120, Keikaus 150, Keichosrew 60, Lohrasp 120, Guschtasp 120, zusammen also 627 Jahre. Daß das Epos der Thaten Rustems bis in sieben Jahrhunderte geht, mag im Gedichte gelten, aber leider schreiben diese unglaublichen Zahlen von Regierungsjahren auch die besten der arabischen Geschichtschreiber, wie Beidhawi im Nisamet-tewarich, nach.

Nach den sieben Abenteuern Rustems und Isfendiars ist die merkwürdigste Kriegsthat des Schahname die der zwölf Recken (Roch), welche schon deßhalb merkwürdig, weil dieselbe das Urbild der zwölf Ritter der Tafelrunde, welche im arabischen Romane Antar, in den zwölf Kämpen Nuschirwan's wiederholt durch die Kreuzzüge in die europäischen Ritterromane übergegangen ist; diese ganze höchst merkwürdige Episode hat Hr. A. ganz und gar mit Stillschweigen übergangen. Wer mit dem Auszuge A.'s in der Hand sich überzeugen will, wie Vieles und Wesentliches derselbe ganz und gar mit Stillschweigen übergangen, darf nur die Inhaltsanzeige der in 622 Abschnitte zerfallenden dreyßig Gesänge des Schahname nachsehen, welche sich im Anzeigeblatte des LXIV. Bandes der Jahrbücher befindet. Der

*) Siebenmeer IV. 114 l. 3.

Nachfolger Guschtasps ist sein Sohn Behmen, welcher von dem seinen Sohn Rustem überlebenden Sal (der also wenigstens über siebenhundert Jahre alt gewesen seyn mußte) sein und seiner ganzen Familie Leben als Blutrache für den erschlagenen Isfendiar abfordern läßt. Sal entschuldigte die That Rustems als Nothwehr; dennoch wird er in Fesseln gelegt. Firamurs, der Sohn Rustems, der mit einem Heere zur Hülfe Sals in der Nähe stand, ward geschlagen, und die ganze Bevölkerung Sawulistans niedergehauen; endlich stellte Behmen doch dem entfesselten Sal das verheerte Land zurück, wo er ruhig sein Leben beschloß; so endet die Geschichte der Heldenfamilie Rustems, welche zehn Helden zählt, nämlich: Gurschasp, der Vater Nerimans, des Vaters Sams, des Vaters Sal's, des Vaters Rustem's, Dschighad's und Seirur's, dieser der ältere und Dschighad der jüngere Bruder Rustem's; Rustem hatte zwey Söhne, Firamurs und Sohrab, und der Sohn des letzten war Barsu. Der Heldenfamilie Rustems steht die Giawe's, des Freyheitsschmiedes, zur Seite, dessen Söhne Kobad und Karen, der letzte der Vater von Hedschir und Guders, des Vaters Giw's, des Vaters Bischen's. Diese zwey Heldenfamilien mit den zwey Familien der Herrscher Irans und Turans durchflechten sich durch das ganze Epos als eine vierfache Schnur. Behmen vermählte sich mit seiner eigenen Tochter Humai, welcher er den Thron hinterließ, zum Nachtheil seines Sohnes Sasan, welcher der Stammherr der Sasanian und der Sasan; jene sind die vierte Dynastie der persischen Könige; diese, welche auch Sipasian heißen, sind die berühmtesten Landstreicher und Streichmacher, deren Name schon aus dem Makamat Hariri bekannt, die aber auch mit dem Desatir als Verbreiter desselben in Verbindung stehen [1]). Wenn das Dubistan nicht um diese Zeit verfaßt worden, so maßt es sich wenigstens dieses Alter an, und die Sasan erscheinen, ehe sie den Thron wirklich bestiegen, als Thronprätendenten und Missionäre zu Gunsten der Familie Sasan, welche während der Herrschaft der Aschghaniden und Arsaciden ihr Wesen im Finstern trieb, bis Ardeschir zur Herrschaft gelangte. Die Humai, auch Tschehrsad genannt, ist Zweifelsohne, wie schon Görres bemerkt [2]), die Parysatis der Griechen; da Görres überall die Verwandtschaften des persischen Mythos mit dem griechischen aufgegriffen, so ist zu wundern, daß er in der Geschichte des auf das Wasser ausgesetzten Darab nicht den Mythos des

[1]) Siebenmeer III. 147 — 150.

[2]) Das Heldenbuch von Iran. Berlin 1820. II. Thl. S. 353.

auf Wassern getragenen Perseus erkennt. Mit Darab beginnt die Verflechtung der persischen Geschichte mit der griechischen durch Iskender (Alexander), die älteste Quelle, aus welcher die fabelhaften Geschichten Alexanders in die europäischen Romane übergegangen, worüber A. aber ganz kurz weggleitet. Hier endet der Auszug Atkinson's, welchem die von ihm früher herausgegebene Episode Sohrabs als Zugabe angeschlossen ist; sowohl dem Umfange, als der Zahl der Gesänge nach sind dieses zwey Drittheile des ganzen Schahname, dessen dritter, noch übriger Theil (vom ein und zwanzigsten bis zum dreyßigsten Gesange) die Geschichte der vierten persischen Dynastie von Ardeschir bis zum Untergange des Reichs unter Jesdeschird enthält, in welchem das historische Element mehr vorherrscht als das poetische, indem fast jede Regierung aus den römischen Geschichtschreibern controllirt werden kann. Von den 622 Abschnitten, in welche mehrere Exemplare des Schahname getheilt sind, ist die Todtenklage der Weisen über den Tod Alexanders der 450ste. Gerade denselben Zeitraum der ältesten morgenländischen Geschichte, nämlich den der drey ersten persischen Dynastien, von Erschaffung der Welt bis zum Tode Alexanders, umfaßt der vorliegende Band der Uebersetzung Hrn. Shea's aus Mirchuand, welche unter die nützlichsten, bisher von dem Uebersetzungsausschusse zu Tage geförderten Werke gehört, und nur den Wunsch übrig läßt, daß Hr. Shea den ganzen Mirchuand auf diese Weise ans Licht zu fördern in Stand gesetzt werden möge; er ist der Aufgabe vollkommen mächtig, und folgt dem Texte mit gewissenhafter Treue, nur scheint die Handschrift, aus welcher die Uebersetzung verfertigt worden, nicht sehr correct zu seyn, wie gleich S. 40 aus den von Mirchuand angeführten Quellen seiner Geschichte erhellt. Diese sind: 1) Mohammed B. Ishak B. Jesar (nicht Saigár); 2, 3) die beyden Brüder Söhne Minijet's (nicht Monabbah); 4) Wakidi (nicht Wahádi); 5) Aßmaai; 6) Thaberi; 7) Ibn Kotaibe (nicht Ben Kanigah), der Verfasser des Kitabol Maarif, d. i. des Buchs der Kenntnisse (nicht Jámia al Arif); 8) Mohammed Ben Ali Ben Aaßim; 9) Abdallah Ben Mokannaa; 10) Miskuje oder wie die Araber vocalisiren Miskweih; 11) Fachreddin Mohammed Ebi Daud; 12) Suleiman Binaketi (nicht Benakite); 13) Ibnol Dschusi, der Verfasser des Montasem, d. i. des Wohlgeordneten in der Geschichte; 14) Ibn Kesir; 15) Mokaddesi; 16) Saalebi; 17) Abu Hanife von Deinwer; 18) Mesudi, der Verfasser der goldenen Wiesen; 19) Jafii; 20) Ebi Naßr El Otbi (nicht Allaki)), Verfasser des Jemini (nicht Algo-

mani), der berühmten Geschichte Mahmuds des Ghasnewiden. Nach diesen zwanzig arabischen Geschichten führt Mirchuand eben so viele persische als Quellen der seinigen auf: 21) Firdewsi (Fardausi), welchen Mirchuand den König der Rede (Melikol-kelam) nennt; dieses schreibt der Uebersetzer irrig als einen eigenen Namen: Melek al Kalám; 22) die Geschichte Bihaki's von Ibn Hasan Ali Ben Seid el Bihaki (nicht the Benhakite); 23) Abul Hasan Mohammed, der Verfasser des Tarichi Chosrewi (nicht Khausrui); 24) Abul Fasl Bihaki, der Verfasser der großen Geschichte Mahmud Sebuktegins *) in dreyßig Bänden; 25) Abbas Ben Moßaab; 26) Ahmed Ben Sejar (nicht Sigárah); 27) Ben Junis el-Besas (nicht Baizázi); 28) Mohammed Ben Okail (nicht Akeel); 29) Abul Kasim Ben Mahmud el-Kaabi, der Verfasser der Geschichten Herats, Balchs und Nischaburs; 30) Abul Hasan Abdol Ghafir (nicht Albákir), Verfasser des Sijaket-tarich, welches die Fortsetzung der großen Geschichte Nischaburs von El-Hakim; 31) Ssadreddin Mohammed Ben Hasan Nisami (nicht the Bastamite), Verfasser des Tadschel-Measir, d. i. der Krone der Denkmale, wovon in den Fundgruben des Orients Auszüge gegeben worden; 32) Minhadsch Ben Maaruf (nicht Mudud); 33) El-Dschordschani, Verfasser des Tabakati Naßiri; 34) Kesireddin El-Iraki; 35) Abul Kasim Mohammed Ben Ali el-Kaschi, Verfasser des Subdet-tewarich, d. i. des Ausbundes der Geschichten; 36) Ahmed Ben Ali, Verfasser des Machsenol-belaghat, d. i. des Magazins der Beredsamkeit, und des Fasailol-muluk, d. i. der Trefflichkeiten der Könige; 37) Ata mülk (nicht Atta Melik) Dschuweini, der Verfasser des Dschihanguschai, der berühmten Geschichte Dschengischans und seiner Nachfolger bis auf Holaku; 38) Hamdollah Mestufi, der Verfasser einer vortrefflichen Geschichte und Geographie, jene Güside, d. i. die Auserwählte, diese das Nushetol-kolub, d. i. die Ergötzlichkeit der Herzen; 39) Beisawi oder Beidhawi, der Verfasser des Nisamet-tewarich, d. i. Ordnung der Geschichten; 40) Reschiddedin, der Verfasser des Dschamiet-tewarich, d. i. des Sammlers der Geschichten, der berühmten Geschichte der Mongolen. Aus dieser Berichtigung der vierzig

*) Dieses ist die richtige Aussprache, nicht Sobokthegin, wie Wilken schreibt, denn im Siebenmeere (III. 149) heißt es ausdrücklich Befethi ewwel; eben so irrig schreibt Freyherr S. de Sacy Soboctéghin.

Geschichten, welche die vierzig Säulen des herrlichen Geschichtspallastes Chuandemirs, erhellt zur Genüge, wie uncorrect die Handschrift, deren sich der Uebersetzer bediente, in den eigenen Namen sey. Da er zur Uebersetzung der Vorrede, wie er selber sagt, die im neunten Bande der notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du Roi enthaltene, des Freyherrn S. de Sacy, benützt hat, so hätte Hr. Shea sehr wohl gethan, nach dem Beyspiele desselben die Feder als Feder zu übersetzen, und nicht die Phrase: and now the dusky *Kulum* is about to trace u. s. w. hinzuschreiben; es ist wohl vorauszusetzen, daß die meisten Leser wissen, daß calamus Feder heiße, aber nicht, daß dieses und das arabische Kalem eines und dasselbe Wort seyen. Statt Feder Kalem zu setzen, ist um nichts besser, als wenn der Verfasser Calamus geschrieben hätte. In der Note S. 19 sind die Erbabi Tahkik und Taklid richtig als Selbstforscher und Nachahmer commentirt, aber S. 137 sind die Erbabi Istihkak, d. i. die Männer vom Verdienste, nicht richtig als Arme und Dürftige übersetzt; solche Kleinigkeiten sind aber kaum bemerkenswerth, wo das Ganze richtig übersetzt ist. Wiewohl sich Mirchuand in diesem ersten Theile hauptsächlich an Firdewsi gehalten, so sind es doch vorzüglich zwey andere Geschichten, die er häufig als seine Gewährsmänner angibt, nämlich das Tarichi Moadschem, verfaßt von Fasllollah, gest. i. J. d. H. 654, und die Geschichte von Hafis Ebru [1]), welche bis ins Jahr 825 d. H. geht. Dieser Theil der Geschichte Mirchuands umfaßt, wie der Auszug aus dem Schahname, die Geschichte der Pischdadian und Kianian; jede dieser Dynastien zählt zehn Herrscher; die der ersten sind: 1) Keiumers; 2) Huscheng; 3) Tahmuras, der nicht nur Diwbend, sondern auch Niawend beygenannt; 4) Dschemdschid (Dejokes); 5) Sohak; 6) Feridun (Phraortes); 7) Minotschehr, der Enkel desselben aus Iredsch; 8) Newder [2]); 9) Sab Tahmasp; 10) Gurschasp. Die zehn Herrscher der zweyten Dynastie sind: 1) Keikobad; 2) Keikaus, von dessen beyden Söhnen Feriburs und 3) Keichosrew ihm der letzte als Herrscher folgte; 4) Lohrasp; 5) Guschtasp (Hydaspis), dessen Sohn Isfendiar durch Rustems Hand stirbt, so daß der Nachfolger Guschtasps, 6) Ardeschir Behmen, beyge-

---

[1]) Ebru, nicht Abru, jenes heißt Augenbraunen, dieses Gesichtswasser, Schminke und Ehre.

[2]) Dieß ist die richtige Aussprache, nicht Nauser, denn im Siebenmeer VI. S. 22 heißt es ausdrücklich Besethi ewwel we sukiuni waw.

nannt Dirasdest, d. i. der Langhandige (Artaxerxes longimanus); dann dessen Tochter 7) Humai, die Parysatis der Griechen; 8) Darab, d. i. der Wassergetragene, dessen Geschichte die des in den Kasten eingeschlossenen und auf dem Meere ausgesetzten Perseus (Natalis Comes VII); 9) Dara (Darius Codomanus), dessen Tochter Rufcheng, die Roxane der Griechen, mit 10) Iskender (Alexander) vermählt wird. Die Uebersicht dieser Regenten mit ihren Regierungsjahren aus Beidhawi hat Freyherr S. de Sacy im vierten Bande der Handschriften der königl. Bibliothek zu Paris S. 676 gegeben. Nirgends findet sich jedoch eine genealogische Uebersicht des Herrscherhauses von Turan, d. i. der ältesten Herrscher der Türken, wie die Bewohner Turkistans durchaus im Schahname genannt werden, und dennoch haben Recensenten bezweifeln wollen, daß Turan nichts anders, als der alte Name von Turkistan sey. Der Stammbaum dieser ältesten Herrscher der Türken ist der folgende: Pescheng, Efrasiab, Gersiwes, Ighriras, Karachan, Schida, Serche, Girdgir *). Der Schwiegersohn Efrasiabs ist Teschaw (Siebenmeer I. 280), seine Verwandte sind Keru, Sirgh und Demur (Siebenmeer II. 289, III. 80, II. 128), sein Hirte Kebude (II. 259), sein Wesir Piran Weise, dessen vier Brüder Nestehem, Pilsem, Keruchan, Lehak (Burhani Katii 741).

Wenn wir sagen, daß Turan nichts als das alte Turkistan, so ist dieß im weitesten Sinne seiner südlichsten Gränze des Oxus zu verstehen, wiewohl das heutige Turkistan südlich und westlich vom Sihun oder Jaxartes begränzt wird. Ungeachtet der türkischen Eroberungen von der ältesten Zeit her, nämlich von dem Einfalle der Scythen (Türken) unter Efrasiab und der Ghusen oder Turkmanen im Mittelalter, hat sich doch, wie aus Meyendorfs und Murawiew's Reisen zur Genüge bekannt ist, der persisch germanische Stamm der Sart oder Tat oder Tadschik bis auf den heutigen Tag in Transoxana und Chuaresm erhalten. Dieß sind die Δαδικοι Herodots, die Urväter der Teutschen oder Deutschen, deren ursprünglicher Wohnsitz aus der Geschichte gewiß nirgends höher hinauf nachzuweisen ist, als nach dem Lande zwischen dem Dschihun und Sihun an den östlichen Ufern des Aralsees. Wenn gleich die Lesart einer Handschrift Mirchuands, in welcher klar Dschermania für Dschordschania (der Name der Stadt Urgendsch) steht, irrig, so ist doch dem einstimmigen Zeugnisse aller persischen Geschichtschreiber,

*) Siehe das Siebenmeer, Ferhengi Schuuri und Burhani Katii unter diesen Namen.

daß der Name Bochara's in der ältesten Sprache des Landes der Sammelplatz der Schrift- und Buchgelehrten (der Bokareis des Ulfilas) bedeute, nichts anzuhaben. Ein anderes Zeugniß dieser Art geben die Benennungen der altesten Städte Transorana's und Turkistans, in welchen die altdeutschen Ortsbenennungen Ket und Kent fortleben. Ket, das deutsche Gaden, findet sich in den Namen der Städte Isbaniket, Schawiket, Nedschaniket, Chareschket, Barsinket, Achsiket, Dschebabiket, Dschaghaiket, Baranket, Ferteket, Surket, Homanket, Besket, Ferket, Biket, Binaket, Tunket und andern [1]). Kand oder Kend, das im Namen der englischen Grafschaft Kent fortlebt, findet sich in Taschkend, Uskend, Semerkent oder Samarkand, Bikend, Jenikend, Chokend oder Chokand [2]) u. s. w. Mehrere der Wörter, welche die Worterbücher als der Mundart von Chuaresm angehörig angeben, sind rein germanische, das berühmteste Pekend (Backend), das in Chiwa gebräuchliche Wort für Brot [3]); Sub (Suppe), das in Chiwa gebräuchliche Wort für Wasser [4]). Das Land zwischen dem Dschihun und Sihun (den beyden Paradiesesflüssen), von dessen Städtenamen so viele germanischen Ausgang haben, dessen Brot und Wasser rein germanische Wörter sind, wird also wohl die Ehre, der Ursitz der Deutschen gewesen zu seyn, behaupten müssen. Ob die Dschermanian (Germanen), welche in der Geschichte Mirchuands zu Timurs Zeit wie die Dschete (Geten) häufig vorkommen, wirklich türkischen oder germanischen Stammes, ist noch nicht ausgemacht; wäre aber auch das erste der Fall, so bewiese der Name doch für das Daseyn der Germanen und Geten in diesen Gegenden, welche sich bey dem Einfalle der Türken mit denselben natürlich vermischt haben, und da die Dschermanen so häufig in Mirchuand vorkommen, so läßt sich auch der Fehler eines Abschreibers, welcher Dschordschania in Dschermania verwandelte, leicht erklären.

Von der ältesten Geschichte Persiens gehen wir nun zur mittleren über, über welche die Geschichte der Ghasnewiden von Herrn Professor Wilken vorlegt. Eine höchst verdienstliche Arbeit zur Förderung der Kenntniß persischer Geschichte aus ihren Quellen, und ein schönes Seitenstück zu der vor 27 Jahren von demselben herausgegebenen Geschichte der Sämaniden und der früher von Jenisch herausgegebenen Geschichte der Sofariden. Hr. W. hat zu seiner Herausgabe vier Handschriften

[1]) Dschihannuma, S. 354 — 363. [2]) Ebenda.

[3]) Ferhengi Schuuri I. 227. [4]) Ebenda.

Mirchuands, zwey Pariser und die der Berliner und Wiener Hofbibliothek benützt, und den Text Mirchuands in den Noten durch Zusätze aus der Geschichte Firischte's nach der Uebersetzung von Briggs und der Geschichte Hindostans von Dow bereichert. Noch mehr hätte er aus den Auszügen, welche Freyh. Silv. de Sacy im vierten Bande der Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque nationale aus der persischen Uebersetzung des Jemini gegeben, hinzufügen können; aber der Herausgeber scheint sich derselben nicht weiter erinnert zu haben, indem er einerseits dieselben gar nicht nennt, und anderseits in Irrthümer der Aussprache geographischer Namen verfällt, welche sich in der Uebersetzung de Sacy's richtig ausgesprochen befunden oder später berichtigt worden sind. Richtig zwar Kasdar statt Koßdar, wie im Petis de la Croix bey Thevenot und Rennel [1]); aber unrichtig Gordschistan (p. 182, 186), was Freyherr S. de Sacy in seiner Uebersetzung irrig als Georgien übersetzt, dann aber sich in einer besonderen Abhandlung [2]) über diese Landschaft und über die von Dschuschdschan, welche mit Dschordschan vermengt worden, ausführlich verbreitet hat. Die falsche Aussprache Soboktegin statt Sebuktegin [3]) theilt Hr. W. mit de Sacy und Deguignes; hingegen ist seine Lesart des indischen König Tschipal die richtige und nicht Haibal, wie de Sacy liest, welcher eben so, wie Petis de la Croix, in der irrigen Lesart Kahender das wahre persische Wort für Schloß, nämlich Kuhundus oder Kohondos, nicht erkannte [4]). Das Wort Mostaghillat (p. 200) haec vox, quae in lexicis frustra quaeritur, videtur significare vectigalia, heißt Kornlieferung, und steht in den Glossarien Waßafs, aber selbst im Kamus steht Istighlal [5]). Chaldsch ist unrichtige Aussprache für Challadsch, welches nur die arabisirte Aussprache für Kalatsch, der ursprüngliche Name dieses türkischen Stammes [6]); die irrige Aussprache dieses Wortes als Choldsch und Childsch ist dieselbe, die mit dem Namen des großen arabischen Biographen Ibn Challikian lange als Ibn Chilkan Statt fand; wiewohl Abulfeda sagt, daß er von den Barmekiden stammte, dürfte er den Challadsch angehört haben.

---

[1]) Not. et extr. IV. p. 332 in der Note.

[2]) Im ersten Bande der Fundgruben S. 321.

[3]) Siehe Siebenmeer. Befethi Sin.

[4]) Not. et. extr. IV. p. 342 Note und Meninski.

[5]) Konstantinopolitaner Ausgabe III. p. 307.

[6]) Abul Ghasi hist. généalogique p. 84 und Chalatsch Burhani Katii unter Feth, nach der Form Charadsch. Konstantinopolitaner Ausgabe S. 332.

Wenn der Uebersetzer von der berühmtesten Geschichte Mahmuds, nämlich vom Jemini Otbi's, keine Kunde nimmt, so ergänzt er dafür die Angaben Mirchuands aus zwey persischen Geschichtschreibern, nämlich aus Firischte[1]) und Haider; die durch die Uebersetzung von Brigg's bekannte Geschichte des ersten ist im LI. Bande dieser Jahrbücher angezeigt, und eben dort (S. 36) die wahre Aussprache des Namens Firischte aus den persischen Wörterbüchern dargethan worden. Von der Geschichte Haider's, von welcher die königl. Bibliothek zu Berlin eine schöne (aber nichts weniger als correcte) Handschrift in zwey Foliobänden besitzt, gibt Hr. W. in der Vorrede Kunde; die Namen der Quellen, aus welchen Haider geschöpft, und welche in der Vorrede (S. XIV und XV) vorgeführt werden, sind folgendermaßen zu berichtigen. Dschami etthewarich auctore Reschido, Tebibi Tharich auctore Hafiso Abru, soll heißen: 1) Dschamiet-tewarich, d. i. der Sammler der Geschichten, von Reschiddedin dem Arzte (Tabib), das letzte Wort ist hier ganz irrig zum Titel der Geschichte Ebru's (nicht Abru's) gezogen worden; der Titel der Geschichte Hafis Ebru's ist 2) Subdetet-Tewarich, d. i. die Auswahl der Geschichten; eine ausführliche Notiz über den Verfasser und seine Werke gibt Abder-Resak, der Verfasser des Aufgangs der beyden Glückssterne, i. J. d. H. 834 (1436), dem Sterbejahre Hafis Ebru's. 3) Raudhetess-ssafa, nicht Rewseh essefa, d. i. der Garten der Reinigkeit, von Mirchuand; 4) Habibes-sijer (nicht Hebib essair)[2]), d. i. der Freund der Legenden; 5) das Tarichi Elfi; 6) die Geschichte Thaberi's[3]); 7) der Sammler der Geschichten Ghajasseddin's (nicht Gaiatsi); 8) Futuhat (nicht Fetuhath)[4]), von Ahmed Ibn Aassim von Kufa;

---

1) Firischte muß der Deutsche sprechen, nicht Ferischte, wie der Engländer schreibt, noch weniger aber Ferischtahus, wie Hr. W. schreibt; das persische He ist nur ein E, wenn zu Ende der Wörter, und hat nicht den geringsten Hauchlaut; es ist also irrig, Schahnameh statt Schahname, oder Mokademmeh statt Mokademme zu schreiben; ganz unstatthaft ist die graphische Verbindung مقدمهرا statt مقدمه را, welche S. 139 vorkömmt.

2) Sair wäre سایر, es ist aber سیر, sijer, der Plural von Seir, indem es sich auf Bescher reimt.

3) Der Verfasser drückt das ث durch Th und das ط durch T aus, während gerade das Umgekehrte richtiger.

4) Da das erste T فتوحات ganz dasselbe wie das zweyte ist, so ist

9) Feredsch baadesch-schiddet (nicht **Ferdsch**[1]) **bad is schiddet**, d. i. Freud nach Leid, die persische Uebersetzung der arabischen Geschichte Otbi's, wovon die kais. Hofbibliothek ein höchst schätzbares, schon i. J. d. H. 691 (1291) geschriebenes Exemplar besitzt; 10) Keschfol-ghammet (nicht **Keschf elgummeh**, d. i. die Enthüllung des Kummers, von Ali Ben Isa aus Erbil; 11) Dschamiol-hikajat, d. i. der Sammler der Erzählungen, von Mohammed Aufi; 12) Tarichi güside, d. i. die auserwählte Geschichte, von Hamdollah Mestufi (nicht **Mesthewfi**); 13) Waßajai Nisamolmülk, d. i. die Ermahnungen Nisamolmülk's; 14) dessen Werk Seirol moluk, d. i. die Legende oder Lebensweise der Könige; 15) Thabakati Naßiri (nicht **Tebekathi**, denn das Tha ist ein harter, das Te ist ein weicher Buchstabe; nach jenem ist das Feth als A, nach diesem als E auszusprechen); 16) die Geschichte Waßaf's; 17) die Geschichte Binaketi's (nicht **Benatheki**, in welcher Schreibart der Name der Stadt Binaket oder Fenakit, von welcher der Verfasser seinen Namen hat, gar nicht zu erkennen ist); der ganze Titel und Inhalt dieser Geschichte ist im Anzeigeblatte des **LXIX.** Bandes dieser Jahrbücher S. 33 und 34 gegeben; 18) Safername (nicht **Sefernameh**)[2]), d. i. das Buch des Sieges, von Scherefeddin Ali von Jesd; 19) Dschihanguscha, d. i. die welteröffnende Geschichte Dschuweini's; 20) der Aufgang der beyden Glücksgestirne von Abdorresak (nicht **Abdorrisak**)[3]); 21) Maaridschon-nubuwwet, d. i. die Aufsteigungen des Prophetenthums, von Molla und Moin (nicht **Main**); 22) Raudhatol-ahbab, d. i. der Garten der Freunde, von Dschemaleddin Atallah Fadhlullah aus Nischabur, die Lebensgeschichte Mohammeds und der vier ersten Chalifen; der Name **Nohaddetsi** ist dem Namen Dschemaleddin's ganz irrig beygesetzt, und steht vermuthlich durch Schreibfehler des Manuscripts statt Mokaddesi; 23) die Geschichte Sind's von Mohammed Maaßum; 24) Chulaßatol-achbar (nicht **Chilaseh**

---

keine Ursache vorhanden, das erste mit T und das zweyte mit Th zu schreiben.

[1]) Feredsch heißt Freude, Ferdsch heißt Spalte.

[2]) ظفرنامه Safername heißt das Buch des Sieges, سفرنامه, Sefername das Buch der Reise; den letzten Titel trägt eines der neuesten Produkte der türkischen Literatur, namlich die poetische Beschreibung der Reise des Sultans nach Adrianopel; zwey ganz verschiedene Werke sind also safername und sefername.

[3]) Siehe Schmidts Würdigung und Abfertigung der Klaproth'schen sogenannten Beleuchtung. Leipzig 1826.

clachbar), d. i. der Ausbund der Geschichten; 25) die Geschichte Firusschah's; 26) die Behadirschahs; 27) die Nisameddin Ahmed's; 28) die Ibn Challikan's; 29) die Ibn Esir's; und 30) die Bihaki's. Aus diesen dreyßig Quellen hat Haider seine weitläufige Geschichte compilirt, welche niemals vollendet worden zu seyn scheint, da die zwey Foliobände der königl. Bibliothek zu Berlin nur einen kleinen Theil des Werkes, nach dem in der Vorrede gegebenen Plane, enthalten. Noch muß Recensent bey dieser Gelegenheit auf die in diesen Jahrbüchern schon mehrmal gerügte irrige Berechnungsweise der Daten der Hidschret vom 15. Julius an statt vom 16ten (welches letzte die richtige der art de vérifier les dates ist) zurückkommen. Hr. Wilken verfällt, indem er die letzte, welche doch die in den Almanachen von Konstantinopel, Kairo und Tehran angenommene ist, nicht befolgt, mit Mirchuand und mit sich selbst in offenbaren Widerspruch; denn S. 231 ist der Sterbetag Sultan Mahmuds Donnerstag den 23. Rebiulachir d. J. 421 angegeben, welcher (nach der Berechnung vom 16. Julius an) auf den 30. April 1030 fällt, welcher (Sonntagsbuchstabe D) richtig ein Donnerstag. Wenn also hier aus dem beygesetzten Wochentage erhellt, daß nur die Berechnung vom 16. Julius die wahre, wenn nämlich der Anfang des Jahres 421 d. H. auf den 9. Jänner gesetzt wird, warum setzt Hr. W. S. 227 den Anfang desselben auf den 8. Jänner 1030, und widerspricht sich hiedurch selbst? warum ist S. 197 der 18. Schaaban des J. 407, welcher dem 20. Jänner 1017 entspricht, als der 18te ausgerechnet? Demnach sind die dem Rande beygesetzten Daten, mit Ausnahme jenes richtigen vom Tode Sultan Mahmuds, durchaus zu verwerfen. Statt uns mit derley Kritiken länger aufzuhalten, wollen wir lieber die Geschichte Sultan Mahmuds selbst, aber nicht nur nach Mirchuand und Firischte, sondern auch mit Berücksichtigung zweyer anderer, von Hrn. W. nicht benützter Hauptquellen, nämlich nach Otbi's Jemini und nach Mohammed Aufi's Sammlung von Erzählungen den Lesern vorlegen.

Mahmud, der Sultan von Ghasna.

Seit dem Islam, mit welchem erst eine feste Unterlage der morgenländischen Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit gegeben, sind die moslimischen Reiche im Mittel- und Vorderasien sowohl, als im nördlichen Afrika und westlichen Europa durch ein Paar hundert Dynastien *) beherrscht worden. Von

*) Die bisher vollständigste Aufzählung derselben in der Geschichte des osman. Reiches, Bd. IX, S. 60 — 268.

diesen sind die eine Hälfte arabische und persische, die andere Hälfte türkische, kurdische, armenische, georgische und tatarische. Unter den sechzehn türkischen Dynastien der ersten acht Jahrhunderte der Hidschret ist die der Sultane von Ghasna die erste, und von ihren vierzehn Herrschern Sultan Mahmud der größte, der erste aller Herrscher im Islam, welcher den Titel Sultan annahm. Vier Mahmude, Sultane und Chakane, sind in den dreyzehnthalb Jahrhunderten der Hidschret, welche bis heute verflossen, besonders geschichtlich merkwürdig: 1) Mahmud von Ghasna; 2) Mahmud Ghasan, der Herrscher der Mongolen in Persien; 3) Mahmud Nureddin, der große Fürst der Kreuzzüge; und 4) Mahmud, der regierende Sultan; der letzte nicht nur weil er uns der nächste, sondern auch weil seine Reformen unstreitig dem Reiche ein neues Loos bereiten. In unseren Tagen fließen die Quellen der Geschichte zu offen, als daß nicht die nächste Zukunft und schon zum Theil die Gegenwart sich vollständiger und umfassender historischer Darstellung der Begebenheiten unserer Zeit und der Herrscher unserer Zeitgenossen zu erfreuen hätte. Je entfernter die Vergangenheit, um so unsicherer und sparsamer strömen die Quellen. Nur wenigen großen Herrschern wird auch vom Glücke die Gunst, ihre Thaten durch große Geschichtschreiber der Nachwelt überliefert zu sehen; dieses Vortheils genießen aber die beyden Mahmude, der mongolische Herrscher in Persien und der Sultan von Ghasna. Die Geschichte des ersten und besonders die seiner Staatseinrichtungen hat dessen großer und gelehrter Wesir, der Arzt Reschideddin, in seiner großen mongolischen Geschichte, welche den Titel des Sammlers der Geschichten *) trägt, ausführlich beschrieben. Die Geschichte Mahmud's von Ghasna und seines Vaters Sebuktegin's ist der Gegenstand der berühmten Geschichte Otbi's, eines Zeitgenossen S. Mahmuds, Verwandten der beyden Wesire Otbi, der Familie Saman. Otbi wetteiferte in seiner Geschichte mit der Ssabi's, des Staatssecretärs der Beni Buje, welcher seiner Geschichte den Titel Kitab Tadschi, des Kronenbuches, gab, weil der Chalife dem Adhaddewlet, der sie veranlaßte, den Titel: die Krone des Volkes, beygelegt. Eben so gab Otbi der seinigen den Titel Jemini, d. i. die Rechthandige, weil Mahmud vom Chalifen den Ehrentitel Jemineddewlet, d. i. die rechte Hand des Hofes, erhalten hatte. Die Geschichte Jemini,

*) Dschamiet tewarich, nicht zu vermengen mit dem Dschamiolhikajat, d. i. dem Sammler der Erzählung Mohammed B. Aufi's, welcher nur zum Theil verbürgte Anecdoten liefert.

mit dem höchsten Schmucke arabischer Rhetorik geschrieben, ist das Muster, welchem spätere arabische Geschichtschreiber, namentlich Arabschah in seiner Geschichte Timurschahs, ohne den Glanz derselben zu erreichen, nachgeeifert haben, nur von dem persischen Geschichtschreiber Waßaf ist dieselbe an Fülle und Glanz der Beredsamkeit übertroffen worden [1]). Das Jemini umfaßt nur zwey Drittel [2]) der dreyßigjährigen Regierung S. Mahmuds, doch sind die Begebenheiten des letzten Jahrzehends durch andere große persische Geschichtschreiber, wie Hamdallah Mestufi (der Verfasser des Auserwählten), Firischte, Mirchuand und Chuandemir [3]), umständlich überliefert worden. Bey solcher Wichtigkeit des Stoffes und solcher Fülle der Quellen verdient die Lebensbeschreibung Mahmuds größeren Umfang, als die so vieler anderen Herrscher des Orients; sie verdiente wohl in einem besonderen Werke beschrieben zu werden nicht nur weil er der erste türkische Sultan, der erste moslimische Eroberer Indiens, sondern vorzüglich weil seine Regierung das Blüthenalter der persischen Poesie, da ihm Firdewsi das Schahname sang.

Der Vater Mahmuds war Sebuktegin, ein Sclave Alptegin's; jenen und diesen näher kennen zu lernen ist so nothwendiger, als die Lebensgeschichte Mahmuds mit der seines Vaters enge verbunden, und Sebuktegin's Auftritt unter Alptegin, welcher zu Ghasna herrschte, Statt fand. Auch sind die Herrscher Ghasna's vor Sebuktegin [4]) so wenig bekannt, daß nicht einmal Deguignes von denselben Kunde hat, und sie schon deßhalb mit ein paar Worten erwähnt zu werden verdienen. Alptegin, ein Sclave Ahmed's, des Sohnes Ismail's, des Fürsten des Hauses Saman, hatte unter dem dritten Nachfolger desselben, Abdolmelik, die Statthalterschaft von Chorasan

---

[1]) Sowohl die arabische Geschichte als die persische Uebersetzung Dscherdabakani's, wovon Silvester de Sacy im IV. Bande der Extraits Auszüge gegeben, in meiner Sammlung. Eine sehr alte Handschrift der persischen Uebersetzung vom Jahre 691 (1291) auf der k. k. Hofbibliothek.

[2]) Sie geht bis ins Jahr 410. Mahmud starb i. J 421 und nicht 428, wie de Sacy in den Extraits IV. p. 325 irrig angegeben.

[3]) Außerdem noch die arabischen Abulfeda's, Beidhawi's und Ibn Challikian's, die persischen Binaketi's, Ghaffari's und Lari's, die türkische Nochbetet-tewarich, Dschenabi's und Munedschimbaschi's, und der Sammler der Erzählungen Mohammed B. Aufi's, in Allem zweymal sieben.

[4]) Die Beni Alptegin zu Ghasna, die 56. Dynastie im Munedschimbaschi s. osm. Gesch. IX. Bd. S. 260.

erhalten, und sich später unter Manßur empört. Nachdem er wieder zum Gehorsam zurückgekehrt, sandte Manßur den Sohn Alptegin's, Ishak, als Feldherrn nach Chorasan und den Vater an die Gränze Indiens dieselbe zu vertheidigen. Nach dem Tode Alptegin's [1]) und in der Abwesenheit Ishak's von Ghasna stand Ebu Ali Kumuk, der Sohn des von Alptegin getödteten vorigen Herrschers von Ghasna auf, und bemächtigte sich in Ebu Ishak's Abwesenheit der Herrschaft; der Fürst der Samaniden belehnte aber damit den Sohn Alptegin's, der aber bald hierauf kinderlos starb [2]). Die Einwohner Ghasna's übertrugen nun die Regierung dem Oberstkämmerer des letzten Fürsten, Bulkategin, welcher fünf Jahre hernach [3]) während der Belagerung einer indischen Stadt starb. Seine Stelle nahm Biri, einer der großen Sclaven Alptegin's, ein. Ebu Ali Kumuk hatte unterdessen den nächsten Herrscher der indischen Gränze, den König Tschipal [4]), mit einem Heere wider Ghasna gehetzt. Bey dessen Vertheidigung zeichnete sich Sebuktegin durch solche Tapferkeit und Einsicht aus, daß die Einwohner den Biri absetzten, und mit dessen Zustimmung die Regierung Ghasna's dem tapfersten Vertheidiger desselben Sebuktegin, dem vorigen Sclaven und nachmaligen Schwager Alptegin's übertrugen [5]). Wiewohl darüber, daß Sebuktegin ein freygelassener Sclave, alle Geschichtschreiber einig, so fehlt es nicht an solchen, welche, zur Verherrlichung seiner Abkunft, dieselbe auf alten Königsstamm zurückleiten. Firischte, nach Dschordschani [6]), knüpft Sebuktegin's Ursprung an Jesdedschird, den letzten König der Dynastie Sasan, an, und Munedschimbaschi, nach Lari, führt denselben gar auf Oghusghan, den Stammvater aller türkischen Herrschaft, zurück. Andere machen ihn zu einem Verwandten der Beni Saman, der, nur durch Mißgeschick in Sclaverey gerathen, aus derselben hernach von Alptegin frey gegeben worden sey. Wie dem auch sey, Sebuktegin tritt nach den obigen Regenten des Hauses Alptegin's als Herrscher von Ghasna und in der Geschichte durch die Eroberung von Bost mit Glanz

---

[1]) Nach Einigen i. J. 352 (963), nach Anderen i. J. 354 (965).

[2]) Im Silhidsche 355 (Dezember 966).

[3]) Im J. 360 (970).

[4]) Bey S. de Sacy durchaus irrig Haipal; richtig in Wilken's Hist. Ghaznewidarum.

[5]) Ghaffari im Dschihanara, und nach demselben Munedschimbaschi.

[6]) Brigg's History of the rise of the mohammedan power in India, translated from the original of Mahomed Kasem Ferischta (Firischte). London 1829. I. p. 13.

auf. Toghan, der Herr von Bost, hatte Sebuktegin wider einen gewissen Baituſ, der ihn verdrängen wollte, zu Hülfe gerufen, und Sebuktegin dieselbe gewährt; als dieser aber die dafür versprochene Summe foderte, weigerte sich Toghan, und verwundete den Sebuktegin sogar an der Hand. Sebuktegin verjagte sowohl ihn als den Baituſ aus Bost, und setzte sich in Besitz der Stadt [1]). Mehr als diese nützte ihm in der Folge der mit derselben gemachte Erwerb des gelehrten Staatssecretärs Ebilfeth Bosti, welcher, bis zum Beginne der Regierung Mahmud's, seines Vaters, Staatssecretär, erst unter Mahmud entfernt, sich nach Turkistan begab, wo er sein Leben beschloß [2]). Die zweyte Eroberung war die von Kaßdar [3]), einer indischen Gränzstadt, dann wurde der Krieg wider Tschipal, den indischen König, geführt, welcher vor Ghasna erschien, in dessen Vertheidigung sich Mahmud zuerst durch glänzende Waffenthaten auszeichnete. Der Friede ward gegen eine Million Ducaten und funfzig Elephanten [4]) und das Abtreten mehrerer Städte und Schlösser geschlossen, als aber Tschipal denselben bald hierauf brach, verheerte Sebuktegin ganz Lemgan, die Pagoden zerstörend, und ihrer Statt Moscheen erbauend. Die Afghanen und Challadschen, Bewohner dieser Länder, verband sich Sebuktegin durch die Gewährung ihrer Unabhängigkeit unter der Bedingniß, im Nothfalle hunderttausend Mann stark ihm zur Hülfe aufzusitzen.

Sebuktegin war noch an der indischen Gränze beschäftigt, als er eine Botschaft von Nuh, dem Sohne Manßur's, dem Fürsten der Samaniden, erhielt, welcher, von seinen Feinden hart bedrängt, die Hülfe Sebuktegin's anrief. Die Feinde des auf seinem Throne wankenden Herrschers des Hauses Saman waren Ebu Ali, der Fürst von Sedschistan, aus der Familie Simdschur, Faik, der mit demselben verbündete rebellische Statthalter von Chorasan, und Baghrachan, der Herrscher von Turkistan, welcher, von Ebu Ali über den Sihun gerufen, den Fürsten des Hauses Saman aus seiner Residenz Bochara

---

1) Jemini im IV. Bande der Notices et extraits p. 331; Wilken p. 144.

2) Wilken p. 145; Diwani Resail ist das Amt des Staatssecretärs, und nicht das Archiv, tabularium Diwani. Bosti ist der Verfasser des Kitabol-tedschnis.

3) So liest Wilken richtig den Namen dieser Stadt, nicht Cosdar, wie bey de Sacy Not. IV. p. 332.

4) Merbet (nicht Merbit): je m'imagine que ce mot répond à une *paire*, sagt S. de Sacy; es heißt aber nur so viel als Stück, wie Ser bey Mirchuand und Firischte.

vertrieben hatte. Die Dynastie der Fürsten des Hauses Simdschur [1]) in Kuhistan ist bisher europäischen Forschern morgenländischer Geschichte eben so unbekannt geblieben, als die derselben gleichzeitige der Beni Ferighun [2]) in Dschurdschan, der kleinen, nördlich von Balch zwischen demselben und dem Oxus gelegenen Landschaft [3]). Simdschur, d. i. der Silberne, seiner Schönheit willen so genannt, war ein Sclave Ismails, des Sohnes Ahmeds, des zweyten Fürsten des Hauses Saman, der sich der Herrschaft von Sedschistan bemächtigt hatte, in welcher ihm sein Sohn Ibrahim, sein Enkel Ebul Hasan Mohammed und jetzt sein Urenkel Ebu Ali gefolgt war. Der letzte führte, wie der Fürst des Hauses Buje, den Ehrentitel Amadheddewlet, die Säule des Hofes [4]). Durch Briefe und Geschenke bewogen Faik und Ebu Ali den Herrscher Turkistans, Baghra Chan, in Transorana einzufallen. Die Dynastie, welcher Baghra Chan angehörte, wird von den moslimischen Geschichtschreibern die der Türken aus dem Stamme Efrasiabs genannt, wahrscheinlich aus dem Stamme Hoeihe oder Kai, indem sie in den Ländern derselben unmittelbar nach ihnen herrschten [5]). Der erste Sitz ihrer Herrschaft war die sogenannte kleine Bucharey, Choten, das östliche Turkistan, während im westlichen, d. i. nördlich vom Sihun bis an das vielnamige Volk der Ghusen oder Usen zog [6]), welche sich selbst Kunen nennen, und ein und dasselbe Volk mit den Turkmanen, Polowzern und Kumanen. Baghra Chan, mit welchem Ebu Ali Simdschur einen heimlichen Theilungstractat der Länder des Hauses Saman geschlossen, hatte den Emir Nuh aus seiner Residenz Bochara vertrieben, verließ dieselbe aber bald nachher, weil er die Luft seiner Gesundheit nicht zuträglich fand. Er verließ die Stadt in einer Sänfte, ward von den Einwohnern und den Ghusen, durch deren Land er zog, verfolgt, und befand sich noch auf dem Gebiete der letzten als er starb [7]). Nuh kehrte nun zwar in seine Hauptstadt zurück, aber der Verräther Faik verbündete sich mit Ebu Ali Simdschur, und beyde rüsteten Krieg zu Nischabur. In dieser Bedrängniß hatte sich Nuh an Sebuk-

---

[1]) Die Beni Simdschur, die 55. Dynastie, in Munedschimbaschi; Gesch. des osm. Reichs IX. S. 26.

[2]) Die Beni Ferighun; ebenda die 53ste.

[3]) Notices et extraits IV. p. 378.

[4]) Munedschimbaschi.

[5]) Deguignes I. p. 233.

[6]) Notices et extraits IV. p 354.

[7]) Ebenda, p. 374.

tegin gewandt, und dieser wandte sich von der indischen Gränze sogleich nach Transoxana. Der Emir Nuh ging ihm bis Kesch, der vierhundert Jahre später als der Geburtsort Timurs so berühmt gewordenen Stadt, entgegen [1]). Sebuktegin bat sich vor dieser Zusammenkunft die Erlaubniß aus, seiner Altersschwäche willen nicht vom Pferde steigen zu dürfen, was gerne gewährt ward. Nach einer prächtigen Mahlzeit und reichen Geschenken an Ehrenkleidern, und nachdem der Kriegsplan berathen worden, kehrte Nuh nach Bochara, Sebuktegin nach Ghasna zurück. Nuh verstärkte sich mit Hülfe der Schare von Ghardschistan (Schar oder Zar heißen die Fürsten dieser Landschaft, wie schon beym Herodot die Fürsten der Saken oder Saksin Zarini, d. i. die Zaren, heißen) und mit der des Fürsten von Dschusdschan Ebulhares, aus dem Hause Ferighun [2]). Sebuktegin führte ihm zweyhundert Elephanten mit tapfern Truppen zu. Ihnen rückten Ebu Ali und Faik, durch die Hülfstruppen Fachreddewlets, des Fürsten der Beni Buje, verstärkt, entgegen. Unter ihren Fahnen focht auch Dara, der Sohn des Fürsten der Beni Siad, Kabus, des Sohnes Weschmgir's, welcher durch seinen Uebergang zu Nuh die wankende Schlacht entschied, so daß Ebu Ali und Faik gänzlich geschlagen entflohen, und ungeheure Beute in die Hände der Sieger fiel. Der Emir Nuh ertheilte dieses glänzenden Sieges willen dem Vater Sebuktegin den Ehrentitel Naßireddin, d. i. Helfer der Religion, und dem Sohne Mahmud den Beynamen Seifeddewlet, d. i. Schwert des Hofes, welchen er beybehielt, bis er denselben, zum Gipfel der Macht gelangt, mit dem prächtigeren Jemineddewlet we Eminol-millet, d. i. die rechte Hand des Hofes und der Intendent des Volkes, vertauschte [3]). Von nun an werden die Namen Sebuktegin oder Naßireddin und Mahmud oder Seifeddewlet als gleichbedeutend gebraucht.

Mahmud rückte abermals gegen Nischabur vor, welches Ebu Ali der Simdschure verließ, und sich zu seinem Bundesgenossen Fachreddewlet nach Dschordschan flüchtete. Mahmud und sein Vater Sebuktegin beschäftigten sich, die Wunden, welche die Erpressungen Ebu Ali Simdschur's dem Lande geschlagen, zu heilen. Da sich Sebuktegin, um das Land zu bereisen, von Nischabur entfernt, und die Befehlshaberschaft seinem Sohne übergeben hatte, hielten Ebu Ali und Faik den Augenblick für

---

[1]) Notices et extraits IV. p. 555; Wilken's Hist. Ghaznewidarum.

[2]) Wilken's Hist. Samanidarum, p. 117.

[3]) Mirchuand in Wilken's Hist. Sam. p. 121; Jemini im vierten Bande der Notices, p. 351.

günstig zu einem Ueberfalle [1]). Mahmud benachrichtigte seinen Vater hievon durch einen Eilboten, ehe aber derselbe zu Hülfe kommen konnte, ward er von Ebu Ali und Faik angegriffen und geschlagen [2]). Ebu Ali befolgte nicht den ihm von weisen Rathgebern gegebenen Rath, den Mahmud zu verfolgen; er begann mit Sebuktegin zu unterhandeln, deßgleichen that seinerseits Faik. Sebuktegin aber, beyde hinhaltend, sammelte Truppen, indem er aus Sistan den Chalef Ben Ahmed, aus Dschusdschan den Abulhares Ben Ferighun zu sich berief [3]). Während Sebuktegin mit diesem Heere gegen Nischabur vorrückte, lagerte Ebu Ali zu Tus, wohin ihm Sebuktegin entgegenzog. Mit Tagesanbruch begann die Schlacht; als sie am wüthendsten tobte, erhob sich im Rücken des Heeres Ebu Ali's eine Wolke von Staub, und aus derselben blitzten die Geschwader Mahmuds hervor, der dem Vater zu Hülfe, dem Feind in den Rücken kam. »Seifeddewlet (Mahmud) wüthete so,« sagt Mirchuand, »mit seinem Schwerte in den Reihen der Feinde, daß der Rücken des Stieres, welcher die Erde trägt, gekrümmt, und die Erde mit dem Blute der Feinde getränkt ward« [4]). Ebu Ali und Faik entflohen nach dem festen Schlosse Kelat, dem festesten in Chorasan, das siebenhundert Jahre hernach als der feste Hort der Schätze Nadirschahs berühmt. Von da begaben sie sich nach Abiwerd [5]), Serchas und Merw, und von den beyden Emiren Naßireddin (Sebuktegin) und Seifeddewlet (Mahmud) verfolgt über den Oxus. Bey Gelegenheit dieses zweyten Zuges nach Chorasan befestigte Kabus, der Sohn Weschmgir's, die Bande der Freundschaft mit Mahmud, die er schon bey dem ersten Zuge mit dem Vater Sebuktegin angeknüpft [6]). Ebu Ali und Faik sandten Gesandte nach Bochara, um mit dem Emir Nuh Versöhnung zu unterhandeln. Der Ebu Ali's wurde wohl aufgenommen, und seinem Sender sogar der Aufenthalt in Dschordschan gegönnt, aber der Gesandte des Verräthers Faik wurde eingekerkert. Faik flüchtete jenseits des Oxus zu Ilekchan, dem Sohne Baghrachans, dem Herrscher Turkistans, welcher, den Flüchtling zu unterstützen, mit einem Heere nach Transorana zog. Nuh wandte sich zum dritten Male an Sebuktegin, der damals zu Merw stand, mit Bitte um Hülfe. Sebuktegin willfahrte seinem Be-

[1]) Notices et extraits IV. p. 358.

[2]) Im Jahre 385 (995).

[3]) Wilken's Hist. Sam. p. 105.

[4]) Hist. Samanidarum, p. 127.

[5]) So, nicht Baiward, wie in der Hist Sam. p. 127.

[6]) Hist. Sam. p. 171.

gehren, indem er die Truppen von Chorasan, Ghasna, Sabulistan an sich zog, und zu Rasi, einem zwischen Keschf und Nesef gelegenen Flecken, lagerte, um dort die Truppen aus Dschusdschan, Chotal und Ssighnak zu erwarten. Hier stieß sein Sohn Mahmud mit den Truppen Nischabur's zu ihm. Ilekchan, von diesen Rüstungen benachrichtigt, machte den Vorschlag eines Bündnisses, um das Reich des Hauses Saman unter sich zu theilen, aber Sebuktegin wies denselben zurück. Sebuktegin bat, der Emir Nuh möge selber inmitten des Lagers erscheinen, aber dieser begnügte sich, die Offiziere und Truppen seines Hauses zu senden. Sebuktegin, der gewahr ward, daß dieses eine Maßregel des Wesirs Nuh's, der ihn verderben wolle, sandte seinen Sohn Mahmud mit 20000 Reitern, um den Emir mit Gewalt ins Lager zu holen. Nuh kam dennoch nicht, opferte aber seinen Wesir auf. Sebuktegin, als er sah, daß Nuh nicht selbst erscheinen wolle, schloß Frieden mit Ilekchan unter der Bedingniß, daß Kotun [1]) die Gränze beyder Länder, und Faik im Besitze von Samarkand bleibe. Sebuktegin hatte sich früher bey Nuh verwendet, um für Abulkasem Simdschur, den Bruder Ebu Ali's Simdschur, die Belehnung Kuhistan's zu erhalten, welches das alte Lehen der Familie Simdschur; weil er aber im Feldzuge wider Ilekchan Truppen zu senden sich geweigert, sandte jetzt Sebuktegin die seinigen wider ihn, und zwang ihn, sich zu Fachreddewlet dem Bujiden zu flüchten, der ihm die Städte Dschordschan, Damaghan und Kumis übergab [2]). Bald darauf starben im selben Jahre Nuh Ben Manßur, der Herrscher des Hauses Saman [3]), Fachreddewlet, der Fürst der Beni Buje [4]), und endlich Sebuktegin selbst, nachdem er noch kurz vor seinem Tode mit Zustimmung des Heeres seinen Sohn Ismail zum Nachfolger in der Regierung ernannt hatte [5]).

Mahmud war zwar der älteste der drey Söhne Sebuktegin's, demselben vor dreyßig Jahren aus der Tochter eines Länderbesitzers von Sabulistan geboren [6]), sein jüngerer Bruder Ismail war aber der Sohn der Tochter Alptegin's, des vormaligen Herrschers

---

[1]) So in beyden Exemplaren, sowohl dem arabischen als persischen Jemini's.

[2]) Notices et extraits IV. p. 365.

[3]) 13. Redscheb 387 (22. Julius 997, nicht der 16te, wie S. de Sacy, Notices et extraits IV. p. 365, irrig ausgerechnet).

[4]) Schaaban 387 (August 997).

[5]) Notices IV. p. 366.

[6]) Am 9. Moharrem 375 (12. Dez. 967); aber der 9. Moharrem ist nicht die Geburtsnacht des Propheten, wie es in der Geschichte Firischte's bey Briggs p. 33 heißt, sondern der 12. Rebiulewwel.

von Ghasna, und diese edlere Geburt bestimmte wahrscheinlich die letztwillige Anordnung des Vaters, wiewohl Mahmud, durch Tapferkeit und Talent vor allen seinen Brüdern ausgezeichnet, auf den Feldzügen in Indien und Transoxana davon so vielfältige Proben gegeben, wo von seinen Brüdern gar nie die Rede gewesen. Mahmud schrieb an seinen Bruder Ismail, daß, wenn ihn der Vater zum Nachfolger ernannt, er vermuthlich zu dieser Anordnung durch die Furcht bestimmt worden sey, daß nicht wegen seiner (Mahmud) Erhebung Unruhen ausbrächen. Seine Geschäftskenntnisse und Tüchtigkeit gäben ihm den nächsten Anspruch auf die Herrschaft von Ghasna, die ihm Ismail überlassen möge, wofür er ihm die von Balch oder, wenn er es vorzöge, die von Chorasan sichern wolle. Ismail blieb gegen diese Vorstellungen taub; er gab auch nicht mehr denen des Statthalters von Dschusdschan und Otbi's, des Verfassers des Jemini, Gehör. Dieser führte ihm die Verse ins Gedächtniß, welche der Fürst der Beni Hamdan seinem Bruder Naßireddewlet, mit dem er sich um die Herrschaft gestritten, zugesendet [1]):

Ich überlasse dir die Größen, der ich würdig;
Ich sprach: Ihr habt vom Bruder mich getrennt,
Ich hab' mit euch hinfüro nichts zu schaffen,
Indem ich all mein Recht dir zugewendet;
Und willst du nicht, daß ich nun ruhig lebe.
Nachdem den Vorrang ich dir zuerkennt?

Mahmud unterrichtete von dem vergeblichen Bemühen, sich mit seinem Bruder auszugleichen, seinen jüngern Bruder Naßir und seinen Oheim Baghradschik, den Bruder Sebuktegin's, die sich mit ihm wider Ismail vereinten. Die Schlacht zwischen den beyden Brüdern hatte in der Nähe von Ghasna Statt, Ismail verlor dieselbe, und übergab die Schlüssel der Schätze dem Sieger, welcher der Stadt den Landvogt Kahir vorsetzte [2]). Mahmud, nachdem er einige Zeit seinen Bruder um sich geduldet, fragte ihn eines Tages beym Mahle, wie er ihn denn behandelt haben würde, wenn er Sieger geblieben wäre; »ich hätte dich,« antwortete Ismail, »für dein Lebetag in einen Kerker gesperrt, dich aber darin an nichts Mangel leiden lassen.« Mahmud that, wie sein Bruder an ihm thun wollte, und Ismail brachte sein Leben im Gefängnisse zu [3]). Mahmud, Herr von Ghasna,

---

[1]) Im Original und in der persischen Uebers. Dscherdabakani's.

[2]) Wilken's Hist. Ghaznew. p. 155: »Schehnam Kahirum;« Schehna ist kein eigener Name, sondern Schohna heißt der Landvogt.

[3]) Haideri nach dem Sammler der Erzählungen Aufi's in der Hist. Ghaznew. p. 157.

stellte im ganzen Lande Steuereinnehmer an, und kam nach Balch, von wo er an Abul Hasan Manßur, den Fürsten des Hauses Saman, schrieb, um sich zu beklagen, daß er Chorasan und die Oberbefehlshaberschaft dem Türken Jektusun [1]) übergeben. Manßur antwortete, er gebe ihm Balch, Tirmed [2]) und Herat zurück, aber den Jektusun könne er seiner Aemter nicht berauben. Mahmud sandte nun den Abul Husein Hamuli als Gesandten nach Bochara, dieser aber, von Manßur zum Wesir erhoben, vergaß sich seines Auftrages, welcher Mohammeds Beschwerden anbringen sollte, zu entledigen. Mahmud zog sich nach Nischabur, und Manßur, vom Jektusun zu Hülfe gerufen, eilte sogleich nach Serchas herbey [3]); aber Jektusun, mit dem Einschlage Manßurs unzufrieden, verschwor sich mit dem Verräther Faik; sie ließen dem Fürsten die Augen ausstechen, und setzten seiner statt seinen Bruder Abdolmelik, den letzten Herrscher der Beni Saman, auf den schlotternden Thron [4]). Jetkusun und Faik suchten mit Mahmud in Unterhandlung zu treten, der aber ihren Vorschlägen kein Gehör gab, und bis Merw vorrückte; sie begehrten Frieden, und Mahmud, wiewohl wenig geneigt dazu, gab ihren Anträgen dennoch Gehör; aber eben als sein Heer im Abzuge, fielen feindliche Plünderer über das Gepäcke seines Nachtrabes; sogleich ordnete Mahmud sein Heer zur Schlacht, und schlug die vereinten Kräfte seiner Feinde. Abdolmelik, der Herr des Hauses Saman, und sein treuloser Rathgeber Faik flohen nach Bochara, Jektusun nach Nischabur und Abul Kasem der Simdschure nach Kuhistan, dem väterlichen Erbe. Jektusun ward gezwungen, sich nach Bochara zu begeben, und der Simdschure ward aus Kuhistan vertrieben. So siegreicher Erfolg wider seine verbündeten Feinde verschaffte dem Sohne Sebuktegin's das Diplom des Chalifen Kadirbillah mit einem herrlichen Ehrenkleide und den beyden Ehrentiteln: Rechte Hand des Hofes und Intendent des Volkes [5]).

Ilekchan, der Herrscher Turkistan's, kam von Kaschghar mit einem Heere nach Bochara, um, wie er in seinem Staatsschreiben erklärte, in den Unruhen des Reiches der Samaniden

---

[1]) So richtig in der Hist. Ghaznew., nicht (wie in den Notices IV. p. 368) Regtusun.

[2]) Nicht Termend, wie in der Hist. Sam. p. 239.

[3]) Hist. Sam. p. 141.

[4]) Im Jahre 389 (998).

[5]) Jemini in den Notices et extraits IV. p. 372; Hist. Ghaznew. p. 157; Emin als Defensor ist nicht ganz richtig.

mit gewaffneter Hand einzuschreiten, da er als nächster Nachbar nicht ruhig zusehen könne, daß Fremde wie Mahmud sich darein mischten. Die Großen der Beni Saman, seinen trügerischen Worten Glauben beymessend, gingen ihm entgegen, wurden aber alle sogleich gefesselt: Abdolmelik der Emir versteckte sich, Ilekchan aber zog zu Bochara ein, und sandte den letzten Herrscher des Hauses Saman gefangen nach Usfend, wo er bald hierauf starb. Der gänzliche Ruin des Hauses Saman war die Frucht von Ilekchans nachbarlicher Dazwischenkunft. Von den drey Söhnen Nuh's des Samaniden, welche Ilekchan mit ihren Oheimen gefangen genommen, entrann Prinz Montaßir, welcher noch durch fünf Jahre als rechtmäßiger Erbe des gestürzten Thrones die verlorenen Länder mit Heeren durchzog, allen Schlägen des Schicksals starkmüthig begegnend, seinen Feinden keine Ruhe lassend, überall, wo man ihn am wenigsten vermuthet hatte, gegenwärtig, großen und kleinen Krieg mit einer Tapferkeit und Ausdauer führte, welche des Gründers einer Dynastie und eines besseren Schicksals würdig. Er hatte nicht nur Ilekchan, den Herrscher Turkistans, sondern auch Mahmud, den Herrn Ghasna's, wider sich, indem es Beyder Interesse, ihre Reiche durch die Trümmer des der Beni Saman zu vergrößern. Zu Abiwerd kam es zwischen Montaßir und Naßr, dem Bruder Mahmud's, zu einer Schlacht, worin Naßr, geschlagen, nach Herat zu entfliehen gezwungen war. Mahmud rückte nach Nischabur vor, und Montaßir entfloh erst nach Isferain und dann zu Kabus, dem Sohne Weschmgir's, der ihn, als den Sohn seines Gönners und Schutzherrn, auf das großmüthigste aufnahm, ihm zehn arabische Pferde mit goldenem Sattel und Zeug, dreyßig mit silbernen, dreyßig mit seidenen Schabracken, zwanzig Maulesel mit goldenem Gezieme, dreyßig Kamehlladungen kostbarer Stoffe, eine Million Dirhem, dreyßigtausend Dukaten, funfzig gestickte Kleider mit vielen andern königlichen Gaben zum Geschenke machte [2]). Montaßir folgte Anfangs dem ihm von Kabus gegebenen Rathe, sich nach Rei zu begeben, und sich dort durch die Hülfe Dara's und Minotschehr's, der beyden Söhne von Kabus, zu verstärken, aber hierauf, durch die Einstreuungen Abulkasem Simdschur's und des Kämmerers Arslan Hadschib verleitet, begab er sich nach Rei, und die beyden Söhne des Kabus gingen nach Dschordschan zurück. Montaßir kam zum zweyten Male nach Nischabur [3]), vom Lande Steuern erhebend. Emir

[1]) 10. Silkide 389 (23. October 999).

[2]) Hist. Sam. p. 153.

[3]) Im Schewwal 391 (September 1001).

Naßr begehrte Hülfe vom Bruder Sultan Mahmud, und dieser sandte ihm den Kämmerer Altuntasch, d. i. Goldstein. Mit demselben zog Naßr zu Nischabur ein, von den Einwohnern freudig und festlich empfangen, weil Montaßir alle Herzen durch zu große Strenge und Erpressung von sich abgewendet hatte. Montaßir floh nach Abiwerd, und, als ihn Naßr verfolgte, an Dschordschan's Gränze, von der ihn aber Kabus, den verschmähten Rath nicht verschmerzend, durch zweytausend Kurden abwehren ließ. Er fand Unterstützung zu Serchas, wo ihn Naßr aufsuchte, schlug, und viele von dessen Emiren, worunter auch Abul Kasim der Simdschure, gefangen nach Ghasna sandte. Montaßir suchte nun Schutz und fand denselben bey den Ghusen, welche, dem Hause der Saman ergeben, die Unterstützung des Kronprätendenten als Ehrenpunkt ansahen. Sie schlugen den Ilekchan, welcher mit zahlreichem Heere nach Samarkand herbeygeeilt war [1]); aber er entzweyte sich bald mit diesen neuen Verbündeten wie mit Kabus, und schrieb nun an Sultan Mahmud, um bey ihm Zuflucht und Schutz zu suchen, indem er an seinem Hofe dienen wolle [2]). Mahmud nahm das Schreiben und den Ueberbringer desselben gnädig auf, und erließ an den Statthalter von Merw, einen Neffen Montaßir's, der diesem aber nicht günstig, den Befehl, den Oheim zu unterstützen; auch Abu Naßr, einer der Kämmerer Sultan Mahmuds, war dem flüchtigen Fürsten, so lang er zu Merw, hülfreich zu Diensten. Montaßir sammelte neuerdings Truppen, und, neuerdings von den Ghusen unterstützt, schlug er sich zweymal mit Ilekchan, das erste Mal ihn besiegend, das zweyte Mal, durch die Abtrünnigkeit der Ghusen, von ihm besiegt [3]). Montaßir ging über den Oxus nach Chorasan. Mahmud, der nun fürchtete, daß er hier festen Fuß fasse, kam selbst von Ghasna nach Balch, und sandte den Mohammed Ferighun mit vierzigtausend Mann wider ihn, der vor dessen Heere nach Kuhistan und Bostam entfloh; von hier durch zweytausend Mann, welche Kabus, der Sohn Weschmgir's, gesandt, um ihn von seinen Gränzen abzuhalten, zurückgetrieben, ging er nach Nesa, und durch trügerische Verheißungen im Namen Ilekchans getäuscht, begab er sich nach Bochara. Auf dem Wege verschworen sich seine eigenen Krieger wider ihn, weil sie des langen Herumziehens und der unendlichen Beschwerden müde. Montaßir floh, und kam auf seiner Flucht unter die Zelte des arabischen Stammes Behidsch, dessen Emir Mahrui,

[1]) Im Schewwal 391 (September 1001).

[2]) Hist. Sam. p. 161.

[3]) Im Schaaban 394 (Junius 1004).

d. i. Mondgesicht, sich durch Montaßir's Mord Mahmud's Gunst zu erwerben hoffte. So fiel der unglückliche Prinz unter den Dolchen arabischer Meuchler, der letzte seines Herrscherstammes. Mahmud, als er die Kunde vernahm, ließ den Mahrui hinrichten und zerstreute den Stamm.

Montaßir, der letzte unglückliche Sprosse der Beni Saman, ist einer der abenteuerlichsten Charactere, die durch das (wiewohl meist selbst verschuldete) Unglück, welches ihre Unternehmungen begleitet, größeres Interesse erwecken, als wenn dieselben vom Glücke begünstigt gewesen wären oder auf einem Throne gesessen hätten. Wenn einem Eroberer und Reichsgründer das Loos nur ohnmächtige Feinde und schwache Regenten in seinen Zeitgenossen entgegenstellt, so mindert ihr Unwerth den Werth des Uebermüthigen, dem sie erliegen, so wie im Gegentheile große und heldenmüthige Charactere den des großen Herrschers, ihres Besiegers, nur in desto größerem Glanze hervorheben. Nur ein Edelstein erster Größe und des reinsten Wassers wird durch eine Einfassung von Brillanten gehoben. Von den Gegnern, welche der sich aufschwingenden Macht Mahmuds entgegenstanden, haben wir bisher die wankelmüthigen Fürsten der Simdschuren, Ebu Ali und Abul Kasim, den Verräther Faik und den abenteuerlichen Montaßir kennen gelernt, deren zwar jeder, in zahlreiche Begebenheiten, und besonders in jene, welche den Sturz des Hauses Saman herbeygeführt, verwickelt, in einem biographischen Wörterbuche merkwürdiger Männer des Morgenlandes für sich einen Artikel zu füllen verdient, aber keiner ein großer Regent oder großer Character. Als solche treten unter den Feinden Mahmuds zwey Männer auf, deren einen wir schon zu wiederholten Malen genannt, und noch weiter unten auf ihn zurückkommen werden, nämlich Ilek Chan, der Herrscher Turkistans, der andere jetzt zum ersten Male den Schauplatz betretend, Chalef, der Sohn Ahmed's, der Herr von Sedschistan. Diesem hat die persische Geschichte Mirchuand's in der Geschichte des Hauses Ssofar einen besondern Abschnitt geweiht, so wie dem Sohne Weschmgir's Kabus zu Ende der Geschichte des Hauses Saman, und den Leser wird es nicht reuen, mit demselben aus Mirchuand's und Otbi's Werken näher bekannt geworden zu seyn. Zuerst aber lerne er das bisher aus persischen Reisebeschreibungen und Geographien wenig bekannte Land Sedschistan oder Sistan selbst näher kennen. Nördlich vom südlichen Chorasan, dessen Hauptstadt Herat, östlich von Afghanistan, dessen Hauptstadt Kandahar, südlich und westlich von großen Wüsten begränzt, durch deren erste man,

Ruinen alter Städte vorüber [1]), nach Kerman und Beludschistan, durch die zweyte erst nach sechs und dreyßig Tagreisen nach Jesd, der ersten bewohnten östlichen Stadt des persischen Irak, gelangt, verdient Sistan vorzugsweise das Land der Wüste zu heißen. Auf den Feldern wächst häufig Assa fötida, und Biber werden an den Seen wie Katzen genährt [2]). Es wird von dem Flusse Hindmend, welchen die Karten Helmend nennen, durchströmt, der sich in den großen See Sare ergießt, in dessen Mitte eine große Insel, dreyßig Farsangen lang und eine Tagreise breit, reich an gutem Wasser, köstlichen Fischen und Geröhricht [3]). Der Fluß Hindmend, der, in Ghur entspringend, von Osten nach Westen fließt, theilt sich zu Bost in mehrere Arme [4]), und strömt nach der Hauptstadt des Landes, welche einst Ram, später Sernidsch hieß, und an deren Stelle das heutige Dreschak oder Dschelalabad zu stehen scheint. Die Hauptstadt Sernidsch hatte ein Schloß und war mit Wällen umgeben, das Schloß hatte fünf, die Stadt dreyzehn Thore [5]). Amru Leis baute einen Markt, dessen Einkünfte für die Moschee und für Mekka bestimmt waren; außerdem ist die große Straße, welche die Stadt von zwey entgegengesetzten Thoren [6]) durchschneidet, eine Parasange lang, Bude an Bude ein langer Markt. Die heiße Luft wird durch kalte Stürme gemäßigt, aber im Winter schneit es nicht. Ströme gibt es wenige, wiewohl die Stadt, wohl bewässert, ein großes Becken hat, woraus das Wasser vertheilt wird. Nach der Hauptstadt sind die merkwürdigsten Städte Bost, am Hindmend gelegen, durch den Namen des Staatssecretärs, Dichters, Wohlredners, Ebulfeth Bosti, verherrlicht; Rachdsch, ebenfalls am Hindmend gelegen, Ferah am gleichnamigen Flusse auf dem Wege von Sernidsch nach Herat. Eine Parasange davon der behauene Berg Marendegi, wo immer Wasser träuft, ein Wallfahrtsort, wo die Pilger, je nachdem das Wasser minder oder mehr träuft, auf die Erhörung ihres Gebetes und die Erfüllung ihrer Wünsche schließen [7]); Nubendan, sechs Tagreisen westlich von Ferah im Gebirge [8]). Im Lande ziehen der türkische

[1]) Dschihannuma, S. 251, Z. 2. [2]) Ebenda, S. 251, Z. 3. [3]) Ebenda S. 251. [4]) Die Flüsse Basrus, Taam, Sitarus, Mela ebenda S. 251. [5]) Die Namen und Richtungen der Thore eben da S. 249

[6]) Vom Thore Pars zum Thore Mina.

[7]) Ferah ist der Geburtsort Ebu Naßr's, Verfassers des gereimten persischen Glossars Nißabi ßibjan.

[8]) Im Dschihannuma S. 250, nebst den folgenden Oertern: Sefenhai, Mabein, Rudan.

Stamm der Choldschen oder Childschen und der afghanische der Peta oder Patanen herum [1]).

Aus diesem von zwey Seiten durch Wüsten verinselten Lande erhob sich die zweyte persische Dynastie des Islams, die der Beni Ssofar, von denen insgemein nur drey Regenten, die beyden Brüder Jakub und Amru, die Söhne des Leis, und Tahir, der Sohn Amru's, bekannt sind [2]). Aber das Dschihannuma nennt nach diesen dreyen noch drey Abkömmlinge der Familie Leis [3]), denen Ahmed, der Vater Chalef's, diesem sein Sohn Chalef und endlich diesem sein Sohn Tahir folgt, so daß die Zahl der geschichtlich bekannten Regenten Sistan's nicht drey, sondern dreymal drey. Einige Geschichtschreiber machen den Chalef zu einem Enkel Jakub's, des Sohnes Leis; Ibn Esir sagt, daß die Mutter Chalef's die Tochter Amru's, des Sohnes Leis, gewesen; wie dem auch sey, Ahmed, der Sohn Chalef's, der Herr von Sistan, war einer der gebildetsten, freygebigsten Fürsten, ein großer Gönner der Gelehrten und Dichter, welche sein Lob in Kaßideten sangen. Bedii Hamadani, der große Wohlredner, der erste Verfasser von Makamen, welche denen Hariri's zum Muster dienten, sang zu seinem Lobe die Kaßidet Lamijet, d. i. die aus dem L, welche nicht minder berühmt, als die gleichnamige Toghraji's, in welcher er die doppelte Verwandtschaft desselben mit Jakub und Amru, den Söhnen des Leis, preiset. Ebulfeth Bosti, der Staatssecretär, Redner, Dichter Sebuktegin's, erzählt, daß er, ohne den Sohn Chalef's anders als durch den Ruf von dessen großen Eigenschaften zu kennen, und ohne etwas bey ihm zu suchen, drey Distichen zu seinem Lobe gesagt, welche dann allgemein im Munde des Volkes gäng und gäbe. Diese drey Distichen sind:

Chalef, der Sohn Ahmed's, der beste der Chalifen [4]),
Der durch die Herrschaft setzt Altvordern [5]) all in Tiefen,
Chalef, der Sohn Ahmed's, ist zwar in Wahrheit einzig,
Ein Spiegel Tausenden, die ihn um Hülf' anriefen.

---

[1]) Dschihannuma S. 250.

[2]) In Deguignes I. S. 403; so auch in Hadschi Chalfa's chronologischen Tafeln S. 162.

[3]) 1) Leïs Ben Ali B. Leis, 2) Modil B. Ali, 3) Amru B. Jakub; S. 252.

[4]) Achlef ist nicht der Plural für Chalife, welcher Chelufa heißt, sondern bedeutet bloß Nachfolger; aber um das Wortspiel des Originals zwischen Chalef und Achlef beyzubehalten, ist Chalife vorgezogen worden.

[5]) Eslaf, die Vorfahren, im Gegensatze von Achlaf.

Vom Hause Leis pflanzet die Fahnen er empor,
Wie der Propheten Haus, das reich an Adelsbriefen *).

Ibn Chalef, als er diese drey zu seinem Lobe gesagten Distichen vernommen, sandte dem Lobredner dreyhundert Dukaten dafür; eben so glänzend belohnte er den Redner Bediol Hamadani, dessen schöne Kaßidet Otbi in seine Geschichte aufgenommen. Die erste Veranlassung einer Berührung zwischen Chalef Ahmed und dem Fürsten von Ghasna hatte schon unter Sebuktegin Statt, indem während Sebuktegin's Abwesenheit auf dessen letzten indischen Feldzuge Chalef, der Sohn Ahmed's, sich der Stadt Bost (welche die erste Eroberung Sebuktegin's war) bemächtigte, dort auf seinen Namen das Kanzelgebet verrichten ließ und die Steuern wegnahm. Als Sebuktegin zurückkehrte, kamen ihm die Geschäftsleute Chalef's entschuldigend entgegen, und Sebuktegin ließ sich durch ihre Entschuldigungen und vorzüglich durch das Zureden seines Staatssecretärs Ebilfeth von Bost dießmal besänftigen. Die Händel, in welche Chalef früher mit Manßur, dem Fürsten des Hauses Saman, und später mit dem Fürsten des Hauses Buje verwickelt, zu erzählen, wäre hier zu weitläufig, die mit Mahmud hatten den folgenden Anlaß: Chalef war während der Abwesenheit Mahmud's in Transoxana in Chorasan eingefallen, hatte sich der Städte Herat und Fuschendsch, welche das Gebiet Baghradschik's, des Oheims Mahmud's, bemächtigt, diesen in einem Treffen getödtet, und außerdem bey der Nachricht des Todes Sebuktegin's große Schadenfreude geäußert. Deßhalb überzog ihn Mahmud im letzten Jahre des ersten Jahrtausends der christlichen Zeitrechnung mit Krieg, und belagerte ihn im Schlosse Ißfehbed. Chalef kaufte sich mit der Summe von hunderttausend Dukaten für dießmal los, und erhielt von Mahmud die Bestätigung der Herrschaft Sistan's; hierauf in Bürgerkrieg mit seinem rebellischen Sohne Tahir verwickelt, ward Chalef von demselben entweder durch natürlichen Tod im Kerker oder durch giftbeschleunigten befreyt. Die Völker Chalef's, unzufrieden mit seiner Herrschaft, wandten sich an Mahmud um Hülfe, und dieser unternahm den Zug nach Sistan. Chalef befand sich dazumal im Schlosse Tab, welches sich in sieben befestigten Bezirken erhebt, »so hoch« (sind Mirchuand's Worte), »daß in deren jedem die Bewohner der Bollwerke die Aehre der Jungfrau zu schneiden im Stande, und daß sie die himmlischen Lobgesänge der Engel vernahmen.« Mahmud bezwang das Schloß mittels seiner Elephanten, deren einer das Thor mit seinem Rüssel aufhob und in die Luft schleuderte, deßgleichen mit

*) Im Hause Menaf.

bewaffneten Reitern that, die er dann, auf die Erde gefallen, zertrat. Dieses Schauspiel bewog Chalef zur Uebergabe des Schlosses und zur Bitte um die Verzeihung Mahmud's.

Chalef redete den Sieger als Sultan an, ein Titel, der ihm so sehr schmeichelte, daß er den Anredenden zu Gnaden aufnahm, und ihn mit Ehren überhäufte. Er gestattete ihm nicht nur, seine Schätze ungehindert mit sich zu nehmen, sondern auch seinen Aufenthalt künftig wo es ihm gefiele zu wählen. Er wählte die Landschaft Dschusdschan, welche, ehemals ein Angehör der Familie Ferighun [1]), in dem Winkel liegt, welchen der Oxus und der Hindukusch bilden. Dschusdschan ist eben so oft mit Dschordschan (Hyrkanien), als Ghardschistan mit Gurdschistan (Georgien) vermengt worden. Es ist deßhalb der Mühe werth, ein paar Worte über die Lage dieser beyden Landschaften und der ihnen benachbarten Bedachschan, Tocharistan, Kiafiristan und Ghur zu sagen, welche alle nördlich des Hindukusch zwischen Chorasan und Klein-Tibet gelegen. Im östlichsten Winkel des Hindukusch, zunächst an Klein-Tibet, ist das Land der Kaffern oder Siahpuschen, d. i. der Schwarzgekleideten, eines sehr alten, aber erst in neuerer Zeit näher bekannt gewordenen Volkes, welches von allen seinen Nachbarn an Gesichtsfarbe und Sitten verschieden, in Vielem Europäern ähnlich, seinen Ursprung von den seit Alexanders Eroberung zurückgebliebenen Griechen ableitet. Nach demselben ist Bedachschan, das durch seine Rubinen und Lasur so berühmte Land der Edelsteine; westlich demselben und östlich von Balch liegt Tocharistan, woraus die Hunnen Euthaliten [2]) und später die Tataren hervorbrachen, um das westliche Asien zu überschwemmen, weßhalb die Tataren von den Byzantinern auch Tocharen genannt werden. Die vorzüglichste Stadt ist Welwalidsch [3]). Südlich von Bedachschan und von Tocharistan liegt die Landschaft Dschusdschan, deren Hauptstadt Inderab [4]) irrig auf einigen Charten unter dem Namen Kundus aufgeführt, von der Stadt Kundus so genannt, welche ehemals ebenfalls zu Dschusdschan gehörte. Ghur, auf drey Seiten von Chorasan, auf der vierten von Sedschistan oder Sistan und Gardschistan umgeben, vormals ein mit Schlössern und Städten wohlbebautes

---

[1]) Notices et extraits IV p. 288, 378.

[2]) Dschihannuma S. 253. [3]) Eben da.

[4]) Nicht Farjab, wie in den Notices IV. p. 371 durch einen großen geographischen Irrthum steht; Farjab liegt nördlich dem Schun und nicht südlich des Dschihun: »Le Djouzdjan fait partie de la province de *Fariab!!*«

Land, reich an Saaten und Früchten und Silberminen, dessen Hauptstadt Ahengeran [1]). Ghardschistan endlich, im südöstlichen Winkel von Ghur, westlich von Bamian, dessen Fluß dasselbe durchströmt [2]), sonst auch Ghardscha genannt, ist ein kleiner, nicht mehr als funfzig Flecken in sich begreifender District, inmitten unzugänglicher Berge, voll tiefer Abgründe und fester Schlösser, reich an Aepfeln, Birnen, Feigen und Granatäpfeln, dessen Einwohner im selben Rufe der Dummheit stehen [3]), wie ehemals die Böotier unter den Griechen. Die beträchtlichsten Städte desselben sind Ewschin und Schumnin [4]). In der Landschaft Dschudschan also wohnte Chalef ruhig vier Jahre lang, bis er sich in einen Briefwechsel mit Ilekchan einließ, worauf sich Mahmud in einer Festung seiner versicherte, in der er sein Leben beschloß. Chalef's Name lebt noch mehr in der Literaturgeschichte als in der Regentengeschichte durch den größten und berühmtesten Commentar des Korans in hundert Bänden, von Gesetzgelehrten zusammengetragen, denen dafür ein Ehrensold von zwanzigtausend Dukaten ward [5]). Dieser Commentar befand sich an der Moschee Ssabuni zu Nischabur, und ward von da nach Ißfahan übertragen, wo denselben der persische Uebersetzer des Jemini Otbi's in der Bibliothek der Familie Chodschend sah [6]). Ebu Manßur Saalebi, der große Philologe, Dichter, Blüthensammler, besang den Sieg über Chalef und die Eroberung Sistan's [7]) in einer Kaßidet, aus welcher Otbi die folgenden Verse aufgenommen:

---

[1]) Dschihannuma S. 254.

[2]) Ebenda S. 238, Z. 10.

[3]) Ebenda S. 324. Auf der besten Charte dieser Gegenden, nämlich auf der von Burnes, findet sich Ghur unter dem Namen von Ghoraut, und Inderab, die Hauptstadt Dschufdschan's, ohne den Namen der Landschaft. Tocharistan's und Ghardschistan's Namen fehlen.

[4]) Observations sur le Gardjestan et Djauzdjan im ersten Bande der Fundgruben des Orients S. 321.

[5]) Jemini und nach demselben Mirchuand, welcher aber hier seinen Gewährsmann nicht anführt, und dadurch zu dem Irrthum verleitet wird, daß Otbi diesen Commentar gesehen, was nicht Otbi erzählt, sondern nur der persische Uebersetzer desselben hinzufügt. Solche Nachläßigkeit findet sich häufig selbst in dem besten der türkischen Reichshistoriographen Naima.

[6]) Die persische Uebersetzung Bl. 161, im arabischen Texte nichts davon.

[7]) 8. Moharrem 392 (27. November 1001); Notices et extraits IV. p. 379.

Dein Stirnenhaar macht das Gesicht der Tage kraus,
Und deine Dauer schmücket künft'ge Jahre aus.
Du fliegst mit hohem Muthe zu dem Größten hin,
Vor dem ermatten muß der Flug der Phantasien.
Du breitest aus den Teppich der Gerechtigkeit,
Auf dem für Löwen und für Reh das Mahl bereit;
In Städten, über die geschwungen du dein Schwert,
Das Volk zu seinem Tod empor am Morgen fährt.
Doch hast dir von Sernidsch nicht den Besitz gewährt,
Du hast als selbst Verbotenes es dir verwehrt;
Du hast es zwar erobert, aber weggeschenket,
Und dich damit begnügt, daß man des Diensts gedenket.
Die Tage treten vor, die Tugend zu besingen,
Und dir ein Lied für Zeiten künftige zu bringen.
Die Hülfe Gottes und Erob'rung ist gekommen.
Die zu beschreiben alle Federn sind entglommen.
Im höchsten Glanze, vor dem Glücksglorien herschreiten,
Im Glücke, welches Dauer hat für alle Zeiten [1]).

Auf dem Pallaste Ibn Chalef's war über dem Thore die folgende Inschrift zu lesen [2]):

Wer wünscht zu sehn im Paradies Altan,
Der schaue diese hohe Pforte an,
Und wer da wünscht zu sehen den Ridhwan [3]),
Der schaue hier auf die Myrobolan!

Mahmud, Herr von Chorasan und Sistan, wandte sich nun als Eroberer das erste Mal nach Indien, wohin er schon im Geleite seines Vaters zweymal die Waffen getragen. Er sann auf die Eroberung Bihatia's [4]), einer in der Nähe von Multan gelegenen Stadt. Im Herbste des letzten Jahres des ersten Jahrtausends nach Christi Geburt [5]) brach er mit zehntausend auserlesenen Reitern von Ghasna nach Pischawer auf, wo Dscheipal, der Radscha von Bahor, ihm mit einem Heere von 12,000 Reitern, 30,000 Fußgängern und 300 Elephanten entgegenkam. Am 27. November des folgenden Jahres [6]) ward die entscheidende Schlacht geschlagen. Dscheipal mit funfzehn seiner Feldherren, mit seinen Brüdern und Söhnen wurde gefangen, und fünftau-

[1]) Jemini sowohl im Arabischen, als in der pers. Uebersetzung.

[2]) Im Jemini.

[3]) Der Hüter des Paradieses.

[4]) Bihatia, das laut dem Tarichi Haideri in der Landschaft Multan gelegen, scheint das in dieser Landschaft am Flusse Ghura befindliche Bihawelpur zu seyn.

[5]) Schewwal 391 (September 1000).

[6]) 8. Moharrem 392 (27. Nov. 1001) ist ein Donnerstag und kein Montag, wie im Firischte Brigg's p. 37.

send Erschlagene deckten das Feld. Unter der Beute waren sechzehn mit Edelsteinen besetzte Halsbänder, von welchen das, welches dem Dscheipal gehört hatte, auf 180,000 Dukaten geschätzt ward Er zog hierauf von Pischawer vor das Schloß Bitende, gab im folgenden Frühlinge die Gefangenen gegen reiches Lösegeld los, tödtete aber viele der afghanischen Häuptlinge, die sich der Ausführung seiner Eroberungspläne widersetzt hatten, und kehrte nach Ghasna zurück. Nach einem damals in Indien üblichen Staatsgesetze war jeder Radscha, welcher zweymal vom Feinde besiegt worden, weiters die Krone zu tragen für unwürdig erachtet. Dscheipal übergab dieselbe also seinem Sohne, und bestieg den selbstgebauten Scheiterhaufen. Drey Jahre später [1]), als der von Multan ausbedungene Tribut nicht einging, zog Mahmud abermals durch Multan vor Bihatia, dessen Radscha [2]) den ihm auferlegten Theil des Tributes an Anendpal, den Sohn Dscheipal's, abzuführen sich geweigert. Der Radscha von Bihatia ging dem Heere Mahmud's entgegen, und machte drey Tage lang den Sieg zweifelhaft. »Heute,« sagte Mahmud am vierten, »sey der Loostag; Sieg oder Tod!« Dann sein Angesicht gegen Mekka wendend und sich auf die Erde werfend, um Hülfe von Gott zu erflehen, gab er den Befehl des Angriffs mit den Wortes: »Vorwärts! Gott hat unser Gebet erhört!« Ein allgemeiner Freudenruf erscholl im Heere, das die Feinde bis an die Thore der Stadt zurücktrieb. Am nächsten Tage ward dieselbe umzingelt. Mahmud ließ den flüchtigen Radscha bis ans Ufer des Indus verfolgen, wo dieser sich selbst das Schwert in die Brust stieß; zugleich ward Bihatia erstürmt; zweyhundert und achtzig Elephanten und viele Sclaven waren die Beute, mit welcher Mahmud siegreich nach Ghasna zurückkehrte. Im folgenden Jahre [3]) kehrte Mahmud abermals nach Indien zurück, weil der Regent Multans, der Enkel dessen, welchem schon Sebuktegin den ersten Tribut auferlegt hatte, denselben verweigernd sich in offenem Aufruhr gesetzt, und mit Anendpal, dem Sohne Dscheipal's, verbündet hatte. Anendpal, seinem Bündnisse treu, sandte ihm Truppen bis Sodra oder Weirabad, einer am linken Ufer des Tschenab oder Accines gelegenen Stadt. Er selbst aber, als er sah, daß er der überlegenen Macht des Feindes nicht gewachsen, flüchtete ins Gebiet von Kaschmir. Mahmud marschirte

---

1) Im J. 395 (1004).

2) Im Firischte Bidschi, im Jemini und Mirchuand Bahur, nicht Bohaira, wie S. de Sacy, Note IV, p. 382, den Namen verkleinernd, arabisirt.

3) Im J. 396 (1005); Briggs I. p. 40.

gerade nach Multan. David, der ghur'sche Statthalter, welcher den Tribut verweigert hatte, unterwarf sich nach siebentägiger Belagerung Multan's gegen die Bedingniß, jährlich den Tribut von 20,000 Golddirhem zu zahlen; doch flüchtete er später mit allen seinen Schätzen nach Ceylon. Mahmud war eben im Begriffe, von diesem dritten indischen Feldzuge nach Ghasna zurückzukehren, als er hörte, daß Ilekchan, der Herrscher von Turkistan, in seine Länder feindlich eingefallen. Diese Nachricht beschleunigte seinen Rückmarsch; er übergab die Verwaltung der indischen steuerbaren Länder, nämlich Pischawer's und Multan's, in die Hände Schewekpal's, eines indischen Prinzen, welcher den Islam angenommen. Von Ilekchan ist schon oben bey der Erzählung des Ruines des Hauses Saman gesagt worden, daß er sich mit Mahmud in die Länder der Dynastie Saman zu theilen gewünscht; da er aber jetzt unmittelbar in die Geschichte der Regierung Mahmud's eingreift, sind ein Paar Worte über das frühere freundschaftliche Verhältniß Beyder erforderlich.

Ilekchan, mit dem Beynamen Schemseddewlet, d. i. die Sonne des Hofes, der Herrscher von Turkistan, dessen Residenz die Stadt Belasaghun, war zur Zeit der letzten Herrscher des Hauses Saman zu wiederholten Malen in Transoxana eingefallen und daraus vertrieben worden, bis er, wie eben erwähnt worden, die ganze Dynastie, den Prinzen Montaßir ausgenommen, ausgerottet. Als während der Kreuz- und Querzüge des Letzten Mahmud nach Nischabur gekommen, hatte er den Imam der Ueberlieferung, Abul-Taib Sehl B. Suleiman Saaluki als Gesandten an Ilekchan gesendet, um die Hand einer seiner Töchter zu erhalten. Er führte eine reiche Ladung von goldenen Schnüren, Perlenknoten, Rubinen [1]), Ballen, Kleiderstoffen, Ambraeyern, Silbergeschirren voll von Kampfer, Aloe und andern edlen Erzeugnissen indischen Bodens, flammende Schwerter, schlachtgerüstete Elephanten mit Kleidern und edelsteingestickten Gürteln als Geschenke mit sich. Der Gesandte war zu Uskend, wo sich Ilekchan damals aufhielt, auf das glänzendste empfangen worden, und nachdem er den Ehevertrag abgeschlossen, mit der köstlichsten Perle, nach welcher er getaucht, nämlich mit der Prinzessin [2]), und mit köstlichen Gaben

---

[1]) Jakut sind keine Hyacinthen, wie in der Hist. Ghaznew. p. 157 übersetzt wird, sondern Rubinen; die flores dactyli sind nicht im Texte.

[2]) Durri jetimi ki der tahssili an ghawassi kerd ist wie oben zu übersetzen, nicht: »cum unionibus marinis, quas urinatores colligant;« es ist nur von einer einzigen Perle (Jetimi) die Rede, nämlich von der Prinzessin, nach welcher der Gesandte getaucht, die Rede.

und Seltenheiten jenes Landes, mit gediegenem Golde und Silber, mit chataischen Mädchen und chinesischen Knaben, mit Hermelin, Zobel und andern Kostbarkeiten zurückgekehrt. Durch diese Bande der Vermählung war einige Jahre lang die Freundschaft zwischen Mahmud und Ilekchan aufrecht erhalten worden, bis der letzte, eifersüchtig auf die durch dessen indische Eroberungen immer wachsende Macht des ersten, während desselben Abwesenheit zu Multan in Mewerainnehr einfiel. Sein Verwandter Siaschitekin [1]) führte das Heer, und Dschaafertekin trat als Statthalter von Balch auf; nachdem sich der Mahmud's, Arslan Dschasib, nach Ghasna zurückgezogen, sandte er einen seinigen Bestellten nach Herat, dort die Steuern für Ilek einzusammeln. Mahmud kam in der größten Eile von Multan nach Ghasna, und sandte den Arslan Dschasib [2]) mit zehntausend Mann, den Dschaafertekin zu verfolgen, der sich nach Tirmed [3]) flüchtete. Siaschitekin aber war, da ein Sturm ihn verhindert hatte über den Oxus zu setzen, nach Merw zurück gegen Serchas [4]), und als ihn Arslan auf dem Fuße verfolgte, über Abiwerd nach Nischabur gezogen. Arslan verfolgte ihn bis an die Gränze von Dschordschan, wo Siaschitekin von den Gilanen angegriffen und geschlagen ward. Arslan zog durch Dschusdschan nach Nesa [5]) und von da nach Merw, wo seiner Mahmud wartete. Um den Siaschitekin zu verfolgen, sandte er Araber aus dem Stamme Tai durch die Wüste, wo kein Wasser als trüglicher Wüstendunst und keine Grüne als die des Schwertes [6]). Der Bruder Siaschitekin's wurde mit siebenhundert der Seinigen gefangen, und Siaschitekin kehrte entmuthigt zu Ilekchan zurück. Dieser suchte Hülfe bey Kadrchan, dem Herrscher von Choten, und die beyden Herrscher Turkistan's und Choten's gingen mit ihren vereinten Heeren über den Oxus. Mahmud sammelte ein

---

[1]) Weder Siasitegin, wie in der Hist. Ghaznew., noch Sinaschitegin, wie in den Notices et extraits IV, sondern Siaschitekin ist die rechte Lesart laut drey Exemplaren des Jemini, deren ältestes das obige der k. Hofbibliothek.

[2]) So, nicht Hadeb, im arabischen Original des Jemini und in der persischen Uebersetzung.

[3]) Tirmed, nicht Thermod, wie in der Hist. Ghaznew. zu lesen, ist die richtige Aussprache; Zeuge das Merasid und Fraser's Reisebeschreibung.

[4]) Serchas nicht Sirchas ist die richtige Aussprache.

[5]) Nesa oder Nisa, daher die nisäischen Pferde.

[6]) »Ubi nulla aqua esset nisi saliva diaboli« hätte durch eine Note erklärt werden sollen. Satansspeichel ist dasselbe wie Sonnenspeichel, nämlich Wüstendunst. Sirab.

Heer von Türken, Challadschen, Indern, Arabern und Ghusen [1]), und lagerte damit vier Farasangen von Balch. Am folgenden Morgen ordnete er die Schlacht. Voran sein Bruder, Emir Naßr; Abu Naßr Ferighun, der Statthalter von Dschudschan [2]), und die Emire des arabischen Stammes Tai standen im Mittelpunkte mit fünfhundert Elephanten; Altuntasch, der Kämmerer, befehligte den linken, Arslan Dschasib den rechten Flügel; gegenüber Ilekchan im Mitteltreffen, auf seinem rechten Flügel Kadrchan, auf dem linken Dschaafertekin; seinen Vortrab bildeten fünfhundert der geschicktesten türkischen Bogenschützen, mit Bogen aus Tschatsch und Pfeilen aus Ghaidak, welche, sichern Schusses, die meisten Begleiter Mahmud's zu Boden streckten. Schon schwankte die Schlacht, als Mahmud unter Anrufung Gottes seinen Elephanten mitten unter die feindlichen Reihen trieb. Der Elephant Mahmud's schleuderte den Panierträger Ilekchan's in die Luft, warf die Reiter von den Pferden und zertrat sie; die fünfhundert türkischen Bogenschützen unterlagen den fünfhundert indischen Elephanten; der Sieg ward entschieden für Mahmud, der mit reicher Beute zurückkehrte [3]).

Mahmud verfolgte seinen Schwiegervater inmitten des strengsten Winters. In der dritten Nacht ward das Heer in der Wüste von einem Schneesturme überfallen. Mohammed wärmte sich mit den Seinigen am Kohlenbecken [4]), und mehrere seines Gefolges hatten die Kleider ausgezogen, als sein Possenreisser Dilchak zu ihnen ins Zelt trat. »Geh, Dilchak« [5]), sprach Mahmud, »geh hinaus und sage dem Winter, daß wir hier seinen Stürmen sicher Trotz bieten.« Dilchak ging hinaus, kam nach einer kleinen Weile wieder, und sagte: »Ich habe des Sultans Botschaft dem Winter ausgerichtet; er sagt, daß, wenn er auch an des Sultans Majestät und seine Umgebungen Hand

---

[1]) Ghuzi, nicht Ghazidae, wie bey Wilkens p. 164.

[2]) Nicht Dschordschan, wie in der Hist. Ghaznew. p. 165; de Sacy hat in den Notices et extraits p. 378 schon gezeigt, daß es nicht Dschordschan seyn könne, was dem Kabus und nicht dem Mahmud gehörte; eben so unrichtig in Briggs Joorjistan, d. i. Gurdschistan; p. 53.

[3]) Im J. 397 (1006). Im Jemini die auf diesen Sieg verfaßte Kaßidet Hasan B. Abdallah Mestufi's und das Sendschreiben Bedii Hamdani's.

[4]) Munkuls or stoves; Brigg's p. 44; Mankals sind Kohlenbecken und keine Oefen, noch weniger aber Tassen für Zuckerwerk, wofür dasselbe S. de Sacy gehalten, durch das wurzelverwandte Nokl (Zuckerbissen) zu dieser irrigen Uebersetzung verleitet.

[5]) Bey Brigg's Dilchuk, was Diltschek auszusprechen.

nicht anlegen dürfe, er diese Nacht das Heer so bedienen werde, daß morgen die Besorgung der reiterlosen Pferde des Sultans und seiner Umgebungen Sache seyn wird.« Der Sultan lachte, beherzigte aber die gute Lehre, und da in derselben Nacht die Kunde eintraf, daß in Indien der Statthalter Schewekpal oder Ssabsa das Joch des Gehorsams abgeworfen, wandte er seine Waffen zum vierten Male gegen Indien. Der Rebelle ward unversehens überfallen, und mit der Summe von 40,000 Dirhem und lebenslänglichem Gefängnisse gestraft [1]). Den Winter brachte Mahmud in Ghasna zu, aber schon im nächsten Frühjahre unternahm er den fünften Feldzug gegen Indien, um Anendpal, den Radscha von Lahor, für die dem Rebellen David geleistete Hülfe zu züchtigen. Die sechs Radschas von Audschein, Gwaliar, Kalendscher, Kanudsch, Dehli und Adschmir verbündeten sich mit dem von Lahor, als dem siebenten. Die Inderinnen schmolzen, wie einst die Frauen von Carthago, ihren goldenen Schmuck ein, um den Bedürfnissen des Krieges abzuhelfen. Vierzig Tage lang standen die beyden Heere in der Ebene von Pischawer unthätig einander gegenüber, endlich sandte Mahmud 6000 Bogenschützen voraus, den Feind anzugreifen; aber sie stießen auf den kriegerischen Stamm der Gebern, von denen 30,000 barhaupt und barfuß, mit verschiedenen Waffen versehen, bis ins Lager Mahmud's vordrangen, und in wenigen Minuten 5000 Moslimen erschlugen. Erst als der Elephant, den ihr Befehlshaber ritt, durch Naphtafeuer und Pfeile wild geworden, Reißaus nahm, ergriff die Inder panischer Schrecken. Der Befehlshaber des Stammes Lai mit 6000 arabischen Pferden und Arslan Dschasib mit 10,000 Türken, Afghanen und Challadschen verfolgten sie Tag und Nacht, so daß 20,000 Inder erschlagen, 30 Elephanten erbeutet wurden [2]). Mahmud marschirte wider die Inder von Nagarkot, eine starke, 122 Miglien nordöstlich von Lahor gelegene Festung [3]), welche damals Behim hieß, und wohin der Reichthum des ganzen Landes geflüchtet war. Am dritten Tage ergab sich die Festung, in welcher ungeheure Schätze gefunden wurden: 700,000 Ducaten, 700 Menn, d. i. 1400 Pfund Silber und Gold, 4 Zentner Goldbarren, 40 von Silber und 40 Pfunde von Edelsteinen [4]). Darunter zeichnete sich ein großes silbernes Zelt aus, dreyßig Ellen

[1]) Brigg's p. 45; im Jemini Nawaschte; Notices et extraits IV. p. 387.

[2]) Briggs p. 47.

[3]) Hamilton East India Gazeteer.

[4]) Firischte und Briggs p. 48.

lang und funfzehn breit, welches auf das leichteste zerlegt und zusammengesetzt werden konnte. Zu Ghasna wurden diese Schätze auf Teppiche ausgebreitet, und in der Folge den Gesandten Toghanschahs, des Bruders Ilek's, welcher jetzt dessen Nebenbuhler um den Thron, auf dem er ihm drey Jahre später gefolgt, gezeigt [1]). Jetzt unternahm Mahmud den sechsten indischen Feldzug wider Nardin, wo er die Götzenbilder zerschlug und den Befehlshaber tödtete. Im folgenden Jahre empfing er zu Ghasna die Botschafter des Königs von Indien, mit welchem der Friede unter der Bedingniß geschlossen ward, daß er jährlich Tribut von den Erzeugnissen des Landes entrichte und tausend Inder am Hofe Mahmud's unterhalte [2]). In den nächsten zehn Jahren wechselten indische Feldzüge mit anderen ab, indem S. Mahmud die Verhältnisse mit seinen nördlichen und westlichen Nachbarn freundlich und feindlich unterhielt und ordnete; freundlich mit dem Herrn von Dschusdschan, in welcher Landschaft nach dem Tode Abulhares Ahmed's demselben sein Sohn Abunaßr gefolgt; freundlich mit Kabus, dem Sohne Weschmgir's, dem Herrscher Dschordschan's, bis zum Tode desselben, nach welchem er dessen Sohn Dara anfangs ungnädig, dann gnädig behandelte; feindlich hingegen trat Mahmud auf wider die Länder Ghur [3]) und Ghardschistan [4]), wider den Statthalter von Koßdar und den Schah von Chuaresm, und wider Kaschmir, das sich empört hatte.

Ghawer oder Ghur, d. i. das Schluchtenland, heißt die von drey Seiten von Chorasan, südlich aber von Sistan begränzte gebirgige Landschaft, von deren Bewohnern nur wenige Moslimen [5]), wiewohl der Islam schon zur Zeit des vierten Chalifen den Weg nach Ghur gefunden, und die Einwohner noch zur Zeit des Sohnes Sultan Mahmud's ein von Ali, dem Eidam Mohammed's, unterfertigtes Diplom vorweisen [6]). Das Land hat beyläufig funfzig Dörfer und viele Schlösser, deren berühm-

---

[1]) Dieß ist die richtige Benennung, nicht Tigat Khan; Notices IV. p. 388. Ilekchan war i. J. 403 (1012) gestorben (Munedschimbaschi). Der folgende Zug nach Nardin hatte i. J. 400 Statt.

[2]) Notices IV. p. 389; Hist. Ghaznew. p. 171.

[3]) Ghur, richtiger Ghawr oder Gaur, wie Wilkens in der Hist. Ghaznew. p. 172; man sehe die letzte und beste Charte zu Burne's Reisen: Goraut.

[4]) Ghardschistan, nicht Gordschestan, wie in der Hist. Ghaznew. p. 180.

[5]) Dschihannuma S. 254.

[6]) Mirchuand; Hist. Ghaz. p. 173.

testes Firuskuh, in welchem die Fürsten des Landes residirten. Die Hauptstadt hieß Ahengeran, d. i. Schlossersheim. Ibn Suri, der Fürst des Landes, der Stammvater der Fürsten, welche hundert sechzig Jahre später die Herrschaft dem Hause Mahmud's entrissen, schlug sich an der Spitze von 10,000 Mann und ward gefangen. Im selben Jahre [1]) wüthete eine fürchterliche Hungersnoth in Chorasan. Mahmud ließ alle öffentlichen Speicher öffnen und Korn an die Armen vertheilen.

Jetzt erschienen am Hofe Mahmud's die Gesandten seines Schwiegervaters Ilek und dessen Bruders Toghan, um seinen schiedsrichterlichen Ausspruch in ihren Streitigkeiten anzurufen. Mahmud empfing sie mit vorher nie gesehener Pracht. Zweytausend türkische Sclaven in farbigen Kleidern waren zu beyden Seiten des Thrones aufgeschaart, fünfhundert Pagen standen dem Throne zunächst in byzantinischen Kleidern und goldenen, mit Edelsteinen besetzten Gürteln, mit indischen, aus goldenen Scheiden gezogenen Säbeln auf den Schultern; vierzig Elephanten mit byzantinischen Schabracken und goldenem Kopfzeug waren gegenüber aufgestellt, hinter dem Thronsaal aber siebenhundert Elephanten mit gestickten Decken und kostbarer Geziemirung; die Reiter mit davidischen Panzern und fränkischen Helmen; das Fußvolk vor ihnen mit vorgehaltenen Schilden und aufgepflanzten Lanzen; unmittelbar vor dem Sultan der Kämmerer mit der Hand an dem Schwert, dasselbe auf den ersten Wink zu ziehen bereit. Die Gesandten nahten sich ehrfurchtsvoll, die Erde nach eingeführtem Gebrauche küssend. Sie wurden dann auf goldenen und silbernen Geschirren in Zelten bewirthet, die mit seidenen und byzantinischen Tapeten behangen. Vor dem Zelte ein großer Mankal, d. i. Kohlenbecken [2]). Das Zelt des Sultans war mit viereckigen, sechseckigen und runden Zelten umgeben, die mit funkelndem Gesteine die Augen blendeten. Vor dem Throne (Mesned), auf dem der Sultan saß, wölbte sich ein

[1]) 401 (1410).

[2]) Meine geehrten Freunde S. de Sacy und Wilkens sind in großem Irrthume, wenn sie Mankal (das im ganzen Morgenlande Kohlenbecken heißt) für Dessertteller halten: »est patina bellariis repleta; Hist. Ghazn. p. 49; nach S. de Sacy; dieß sind die Munkuls, welche Briggs als Ofen übersetzt. Ein bedecktes Mankal heißt zu Konstantinopel Tandur, welches nur die verderbte Aussprache von Tennur, welches ebenfalls ein Herd und nicht ein Luster, wie Wilken in der Geschichte der Kreuzzüge (I. S. 296 Note) nach S. de Sacy irrig erklärt, aus einem Tennur, d. i. Kohlenherde, eines alten Weibes zu Kufa brach nach der moslimischen Uebersetzung die Sündfluth hervor.

Dom, dessen Breter und Dielen mit goldenen Nägeln und Schienen befestigt waren. Rund um den Thronsaal dampften goldene Gefäße mit Moschus und Ambra gefüllt, mit kaißarischem Kampfer und kumarischer Aloe, Citronen und Orangen und andere Früchte aus Gold oder übergoldet hingen von goldenen Bäumen. Schöne Knaben kredenzten rubinfarbenen Wein in krystallenen Bechern. Alle, die es sahen, mußten gestehen, daß solche Pracht vordem weder an dem Hofe der Chosroën des alten Persiens, noch an dem der byzantinischen Kaiser, weder bey den Fürsten der Araber, noch bey den indischen Radscha gesehen worden; so überbot die Pracht Sultan Mahmud's die von Chosrew Perwis, die der Höfe von Byzanz und Bagdad und die der Herrscher von Lahor und Dehli. Mahmud entließ die Botschafter mit der Weisung, daß es Brüdern nicht zieme, das Schwert gegen einander zu ziehen, daß sie dasselbe in die Scheide stecken und sich friedlich vertragen sollen. Sie fügten sich dem Ausspruche, und hielten Frieden bis zu dem im nächsten Jahre erfolgten Tode Ilek's, welchem sein Bruder Toghanschah auf dem Throne Turkistan's als Herrscher von Kaschghar und Belasaghun folgte. Mahmud züchtigte hierauf den empörten Statthalter von Koßdar, welchem er die Zahlung des ausständigen Tributes von eilf Millionen Dirhem auferlegte, funfzehn Elephanten wegnahm, und dann wieder nach Ghasna zurückkehrte [1]). Hierauf sandte er ein von seinen beyden Generalen, Altuntasch, d. i. Goldstein, dem Kämmerer, und Arslan Dschasib, geführtes Heer wider die beyden Schare (Czare) Gardschistan's, die sich wider ihn empört. Ehemals dem Hause Saman zugethan und mit Sebuktekin verbündet, hatten sie vor Kurzem in die Hände Otbi's des Geschichtschreibers [2]), welchen Mahmud mit dem Auftrag, seine Oberherrlichkeit dort anerkennen zu machen, dahin gesendet hatte, den Eid der Treue geschworen, und Münze und Kanzelgebet dem Namen Mahmud's angeeignet. Da sie sich jetzt empört hatten, wurden sie durch die Generale Mahmud's zu Paaren getrieben; der junge Schar wurde ins Gefängniß geworfen, dem alten kaufte Mahmud alle seine Besitzungen ab, so daß das Land von nun an Krongut war.

Im Jahre vor der prächtigen Aussöhnung Ilekchan's und Toghanschah's sah sich Mahmud gezwungen, zum siebenten Male seine Waffen gegen Indien zu wenden, indem David, der Statthalter von Multan, sich empört hatte, der gefangen nach Ghasna

---

[1]) Im J. 402 (1011).

[2]) Mit gleichen Aufträgen sandte Selim I. den Geschichtschreiber Idris nach Kurdistan.

geführt, und für den Rest seines Lebens eingekerkert ward [1]). Im Jahre selbst des prächtigen Empfanges der Botschafter Turkistan's beschloß Mahmud die Eroberung der dreyßig Miglien westlich von Dehli gelegenen Stadt Tenaßir. Als er Pendschab erreicht, foderte er den steuerpflichtigen Anendal vermöge der stehenden Verträge auf, ihn ruhig durchziehen zu lassen. Anendal, der Radscha von Multan, sandte seinen Bruder Mohammed, ihm vorzustellen, daß Tenaßir ein indisches Heiligthum, daß Mahmud dem Eifer des Islams bereits durch die Zerstörung des Tempels von Nagarkot Genüge gethan, daß er das Heiligthum von Tenaßir schonen, und dafür Summen zur Entschädigung der Kosten des Feldzuges und von ihm funfzig Elephanten und Edelsteine annehmen möge. Mahmud antwortete, ihm liege, als Moslim, die Ausrottung des Götzendienstes in Indien ob, und setzte seinen Marsch fort. Ehe der Radscha von Dehli Zeit gewonnen, die andern Fürsten Indiens zur Hülfe aufzurufen, stand Mahmud vor Tenaßir. Die Stadt wurde geplündert, die Götzenbilder wurden zerbrochen, das große Idol nach Ghasna gesendet, um dort unter die Füße getreten zu werden; in einem der Tempel ward ein Rubin gefunden von 450 Miskalen, und Mahmud wollte wider Dehli ziehen, aber auf den Rath seiner Feldherren, daß die Unternehmung nicht sicher, so lange er nicht Herr von Lahor seyn würde, indem ihm Anendal im Rücken, begnügte er sich mit zweymalhunderttausend Gefangenen, die er nach Ghasna schleppte [2]). Im folgenden Jahre, wo Ghardschistan der Krone anheim fiel, schrieb Mahmud an den Chalifen Kadirbillah, von demselben Sendschreiben an alle Statthalter Chorasans begehrend, daß ihm, da er schon im Besitze des größten Theiles des Landes, auch die übrigen Städte übergeben würden. Der Chalife, die Macht Mahmud's scheuend, gewährte das Begehren; als aber Mahmud gleiches Schreiben für Semarkand forderte, und widrigenfalls nach Bagdad zu marschiren drohte, gab der Chalife lakonisch verweigernde Antwort, wodurch Mahmud seine Drohung auszuführen verhindert ward [3]). In diesem Jahre war Toghan seinem Bruder Ilek auf dem Throne Turkistan's gefolgt; Mahmud zog die zwischen ihm und demselben schon bestehenden Bande der Verwandtschaft (indem dessen Nichte die Gemahlin Mahmud's) noch enger, indem er seinem ältesten Sohne Mesud eine Prinzessin aus der Familie Ilek's zur Frau gab, seinen Sohn Abu Ahmed mit der Tochter Naßir Fe-

---

[1]) Firischte bey Briggs p. 50.

[2]) Im J. 402 (1010).

[3]) Briggs p. 54.

righun's vermählte, und ihn zum Statthalter von Dschusdschan, dem Erbe der Familie Ferighun, ernannte [1]), seine Schwester aber drey Jahre später an Abul Abbas Mamun, den Schah von Chuaresm, vermählte [2]). Im folgenden Jahre [3]) hatte der neunte indische Feldzug Mahmud's Statt. Derselbe begann mit der Wegnahme des dem Radscha von Lahor gehörigen, im Gebirge von Belnat [4]) gelegenen Schlosses Nindun a. Anendal war gestorben, und ihm sein Sohn Dscheipal II. in der Regierung gefolgt, der vor Mahmud's Heere nach Kaschmir entfloh. Mahmud eroberte Lahor, und plünderte die Hauptstadt Kaschmirs, aus der Dscheipal ins Gebirge entflohen war. Zwey Jahre hierauf [5]) (der zehnte indische Feldzug) kehrte Mahmud abermals nach Kaschmir zurück, um einige empörte Herrscher zu züchtigen. Das feste Schloß Lakot trotzte den ganzen Sommer hindurch seinen Streitkräften, und als er im Herbste nach Ghasna abzugehen gezwungen, gerieth er, von seinen Wegweisern verführt, in Moräste, aus denen er nur mit Mühe sein Heer rettete [6]). Im folgenden Jahre riefen ihn die Begebenheiten Chuaresm's, wo Aufrührer seinen Schwager Mamun erschlagen hatten, gegen Norden. Er marschirte über Balch nach Chasarbend. Zu Hesarasb wurden die Chuaresmier geschlagen; der verlieh die Statthalterschaft Chuaresm's unter dem Titel Schah seinem Kämmerer Feldherrn Altuntasch (Goldstein), und schlug die Landschaft Uskend (das heutige Chuakand) dazu [7]). Nach Balch zurückgekehrt, verlieh er die Statthalterschaft von Herat seinem Sohne Mesud, indem er ihm den Wesir Ebu Soheil (dem gleichnamig, nach dem die persische Uebersetzung der Fabeln Bidpai's den Titel der Lichter Soheir's führt) und seinem Sohne Mohammed verlieh er die Statthalterschaft von Gurgan unter der Leitung Ebubekr Kuhistani's. Zwey Jahre hernach unternahm er den eilften indischen Feldzug wider Kanudsch an der Spitze von hunderttausend auserlesenen Reitern und zwanzigtausend aus Turkistan, Chorasan, Transoxana geworbenen Fuß-

---

[1]) Abunaßr Ferighun, der Vater der Braut, war i. J. 401 (1010) gestorben; Notices IV. p. 389.

[2]) Briggs p. 55.

[3]) 404 (1013).

[4]) Bulnat in Baber's Memoirs.

[5]) 406 (1015).

[6]) Briggs p. 55.

[7]) Briggs Orkund statt Uskend; er meint irrig, es stehe für Orgendsch, was ja die Hauptstadt Chuaresm's! die nicht dem Lande zugeschlagen werden durfte.

gängern. Drey Monate Weges und sieben Flüsse lagen zwischen Ghasna und Kanudsch. Der Radscha Kwoer Rai, unversehens überfallen, flehte um Frieden; Mahmud verweilte drey Tage zu Kanudsch und zog wider Merut, dessen Radscha den Frieden um dritthalbhunderttausend Silberdinare und dreyßig Elephanten erkaufte; zu Mohawen am Dschemna stürzte sich der Radscha in sein Schwert; die Festung, der Schatz und achtzig Elephanten waren die Beute des Siegers. Er plünderte die Tempel von Matra, des Heiligthums Krischna's; die Rubinwangen von fünf goldenen Götzenbildern wurden auf 50,000 Dukaten geschätzt. Das Saphirauge eines andern Idols wog 400 Miskale; geschmolzen gab der Leib 98,300 Miskale des reinsten Goldes, und außerdem wurden noch hundert silberne Idole auf eben so viele Kamehle geladen [1]). Zwey Tage weilte Mahmud zu Matra, und setzte dann seinen Marsch nach Mendsch fort längs des Flusses, an welchem sieben Vesten und viele über viertausend Jahre alte Tempel standen. Die Radschputen, welche die Besatzung von Mendsch, stürzten sich lieber von den Mauern oder mit Weib und Kindern ins Feuer, als sich zu ergeben; nicht Einer erblickte die Einnahme. Die Radscha Tschendpal und Tschender Rai entflohen bey der Annäherung Mahmud's, dem letzten hatte Mahmud Frieden und eine große Summe Geldes angetragen, wenn er ihm seinen großen, ob seiner Fündigkeit berühmten Elephanten überlassen wolle. Der Radscha weigerte sich dessen, der Elephant brach aber in der Nacht aus seiner Hürde und dann von selbst ins Lager Mahmud's, der ihn Chodadad, d. i. den Gottgegebenen, nannte. Nach Ghasna zurückgekehrt, stellte Mahmud die Beute des Feldzugs zur Schau aus. Sie bestand aus zwanzig Millionen gemünzten Goldes und Silbers, 5300 Gefangenen, 350 Elephanten und einer unschätzbaren Menge von Perlen und Edelsteinen. Die Privatbeute des Heeres war um nichts geringer.

Bey seiner Rückkehr vom letzten indischen Feldzuge begann Mahmud den Bau der großen Moschee von Ghasna aus Marmor und Granit, mit reichen Teppichen und goldenen und silbernen Leuchtern geschmückt; sie trug den Namen des himmlischen Baues. In der Nähe war eine Akademie mit einer Bibliothek in verschiedenen Sprachen, und was bisher im Islam einzig, indem dergleichen weder vor noch seitdem da gewesen, eine Sammlung naturhistorischer Seltenheiten [2]); zu diesen Naturalien gaben die Feldzüge nach Indien Stoff genug, und Mahmud trat

[1]) Briggs II. p. 59.

[2]) Firischte bey Briggs p. 61.

hierin in die Fußstapfen Alexanders, der von seinen persischen und indischen Feldzügen aus die Sammlungen des Aristoteles bereicherte. Wenn sich sogar in der Naturgeschichte des letzten Fabeln von indischen Thieren erhalten haben, die er nur der Sage nach beschrieb, so ist es zu wundern, daß die morgenländische, dem Wunderbaren so sehr ergebene Geschichte nur ein Paar Anecdoten von einem wunderbaren Vogel und Steine erzählt, denen doch immer einige Wahrheit zu Grunde liegen mag. Die indische Taube, welche Mahmud aus Indien gebracht, und dem Chalifen Kadirbillah nach Bagdad gesandt, soll die Eigenschaft besessen haben, verborgenes Gift zu entdecken, indem, so oft sie demselben nahe kam, sie in ihrem Käfich zu zappeln und wie irr herumzuflattern begann; dem Steine soll die (glaublichere) Kraft innegewohnt haben, wenn in Wasser getaucht und auf Wunden gelegt, dieselben zu heilen [1]) Mahmud's Liebe für die Baukunst beseelte die Einwohner der Hauptstadt mit gleichem Sinne, so daß sie in Verschönerung derselben durch Palläste, Moscheen, Brücken, Wasserleitungen wetteiferten. So geschah es, daß bey einer unter Mahmud oder bald nach ihm vorgenommenen Beschreibung Ghasna's (oder Ghasnin's) zweytausend Moscheen und Medreseen gezählt wurden, und daß jeden Tag auf den Märkten zehntausend Vögel verkauft wurden [2]). Ghasna, die Hauptstadt der Landschaft Kabul, und Kandahar, die Hauptstadt der Landschaft Ghur, waren damals unter dem gemeinsamen Namen Sawulistan begriffen [3]). Alle die Herrlichkeit der Bauten Mahmud's ging zweyhundert Jahre später in der Verheerung Tschengis-Chans zu Grunde [4]). Mahmud sandte einen Bericht des letzten indischen Feldzuges an den Chalifen, der denselben von den Kanzeln von Bagdad lesen ließ, wo die Ausbreitung des Islams bis ins Herz von Indien große Freude verursachte [5]). Während der gewaltige Sultan die Götzendiener am Indus bändigte, war der schwache Chalife nicht einmal im Stande, die Pilgerkaravanen vor den Anfällen räuberischer Beduinen zu sichern. Mahmud sandte den Oberstlandrichter Abu Mohammed unter starker Begleitung und mit 30,000 Dirhem, um, wenn die Araber zu stark, den freyen Durchzug von den Scheichen der Wüste zu erkaufen. Der Oberstlandrichter trug dem

---

1) Firischte bey Briggs p. 62.

2) Dschihannuma (nach dem Tarichi Mobarekschah's) S. 238).

3) Dschihannuma eben da nach dem Wakiati Baberi.

4) Dschihannuma eben da.

5) Firischte bey Briggs p. 62.

Häuptling der Räuber erst 5000 Dirhem für freyen Durchzug an, als dieser aber, hiemit nicht zufrieden, die Karavane angriff, tödtete ihn der glückliche Pfeilschuß eines türkischen Sclaven, so daß die Karavane ungehindert in der heiligen Stadt einzog [1]). In diesem Jahre und zwey Jahre später unternahm Mahmud den zwölften und dreyzehnten indischen Feldzug, im ersten Jahre wider den Radscha von Kalendscher, welcher den von Kanudsch, weil er sich mit Mahmud verträgt, getödtet. Nenda Rai, der Radscha von Kalendscher, harrte an seiner Gränze Mahmud's mit 36,000 Reitern, 45,000 Fußgängern, 60 Elephanten, zog aber, als Mahmud genaht, in der Nacht ab. Mahmud blieb Herr des Lagers, und führte außer der Beute noch ein halbes Tausend Elephanten, die aus den Wäldern aufgejagt wurden, mit sich. Zwey Jahre hierauf [2]) zerstörte er den Götzentempel von Nardin, von dem er einen Inschriftstein zurückbrachte, der ein Alter von 40,000 Jahren (wohl eine Nulle zu viel) ausgewiesen haben soll. Lahor wurde geplündert und verwüstet. Im dritten Jahre zog er abermal wider Nenda Rai, den Radscha von Kalendscher. Der Zug ging vor der starken Bergveste Gwalior vorbey, deren Radscha sich mit reichen Geschenken und 35 Elephanten loskaufte. Nenda Radscha trug 300 Elephanten an, um den Frieden zu erkaufen; um aber die Tapferkeit der Krieger Mahmud's auf die Probe zu setzen, ließ er die Elephanten mit geistigen Getränken berauschen, und so ins Lager Mahmud's los. Dieser sandte eine Partey Reiter wider dieselben, um sie zu fangen oder wegzutreiben; unerschrocken schwangen sich die Türken auf den Rücken der wilden Elephanten, und trieben sie in einen benachbarten Wald, wo sie ihrer Meister wurden. Nenda Rai überreichte dem Sultan ein indisches Gedicht auf die Tapferkeit von dessen Truppen, das von allen Gelehrten des Hofes Mahmud's hoch gepriesen ward. Mittels desselben und mittels reicher Geschenke in Edelsteinen erhielt Nenda Rai den Frieden.

Im folgenden Jahre [3]) musterte Mahmud sein Heer; es bestand aus 5400 auserlesenen Reitern und dreyzehnhundert für Feldzüge abgerichteten Elephanten. Er trieb Alutekin, den tyrannischen Statthalter Transoxana's, aus dem Lande, und empfing den Besuch Kadirchan's, des Herrn von Choten, mit dem er Freundschaftsvertrag schloß. Alutekin ward gefangen und für lebenslang eingekerkert. Wichtiger als diese Begeben-

---

[1]) Im J. 412 (1021).

[2]) Im J. 414 (1023); Briggs p. 66.

[3]) 405 (1024).

heiten war der zweymal siebente indische Feldzug, dessen Beginn in dieses Jahr fällt, der glänzendste der indischen Feldzüge Mahmud's, der von Sumenat, dessen zerstörter Götzentempel in den Augen des Moslims der schönste Edelstein in der Krone Mahmud's, des moslimischen Eroberers. Sunnenat war das Heiligthum, in welchem Krischna viertausend Jahre sich verborgen aufgehalten, eine der heiligsten Stätten der Brahmanen. Im October brach Mahmud mit seiner Reiterey und 30,000 Türken von Ghasna auf, und hatte sechs Wochen hernach Lahor erreicht. Zwanzigtausend Kamehle trugen Wasser und andere Bedürfnisse des Heeres durch die Wüste von Adschmir, dessen Radscha geflohen. Die Stadt wurde verheert, das Schloß zu belagern nicht des Aufenthaltes werth gehalten. In Schnellmärschen erreichte er Sumenat, das auf einer von drey Seiten meerumgebenen Halbinsel gelegen, durch Kunst nicht minder als durch Natur befestigt. Drey Tage lang widerstand die Stadt den Stürmen der Moslimen, am vierten wurde das von den indischen Königen Brahmadiw und Dabischlim angeführte Heer geschlagen; viertausend der Bewohner Sumenat's schifften sich ein, um sich nach Ceylon zu retten. Mahmud zog als Sieger, nur von seinen Söhnen und einigen Wenigen seines Gefolges begleitet, in die Stadt. Er stand vor dem Tempel, dessen von sechs und funfzig Säulen getragener Dom sich über dem fünf Ellen hohen Götzenbilde Nat oder Sumenat wölbte. Mahmud schwang seine Streitkeule und brach die Nase des Bildes, dann ließ er zwey Stücke abschlagen, welche zu Ghasna als Thürschwellen seines Pallastes und der großen Moschee verwendet wurden, und nach sechs Jahrhunderten, wo Firischte seine Geschichte schrieb, noch an Ort und Stelle waren. Zwey andere Stücke wurden an die heiligen Stätten Mekka's und Medina's gesandt. Die Brahmanen wollten den Steinkloß des heiligen Bildes mit Gold aufwiegen, und Einige seiner Offiziere riethen ihm den Vorschlag anzunehmen; aber er antwortete ihnen: »Die Nachwelt würde mich Mahmud den Götzenhändler nennen, während ich Mahmud der Götzenzerstörer heißen will.« Der zweyte Streich der Streitaxt Mahmud's öffnete den Bauch des Bildes, aus welchem eine Fluth von Edelsteinen sich ergoß. Unter den Reichthümern des Tempels war eine goldene, 200 Menn, d. i. vier Centner schwere Kette, welche vom Gipfel des Gebäudes niederhing, und an eine große Glocke stieß, welche, geläutet, das Volk zum Tempel rief. Derselbe wurde vorzüglich zur Zeit von Sonnen- und Mondesfinsternissen besucht, wo zwey- bis dreymalhunderttausend Pilger dahin zusammenströmten. Das Bild wurde täglich zweymal mit frischem Wasser aus dem Ganges

gewaschen, der über tausend Meilen entfernt. Außer 2000 Brahmanen gehörten noch zum Dienste des Tempels 500 Bajaderen, 300 Musikanten und eben so viele Barbiere, um die Pilger, ehe sie den Tempel betraten, zu scheren. Das Licht erhielt derselbe von einer einzigen Lampe, deren Licht von Juwelen zurückgestrahlt ward. Nach Sumenat's Eroberung beschloß Mahmud, den Radscha von Nehrwala Brahmadiw zu züchtigen, welcher dem Dabischlim geholfen. Statt in seiner Hauptstadt Nehrwala schloß er sich in dem vierzig Parasangen von Sumenat entfernten Schlosse Gendala ein, woraus er vertrieben ward. Mahmud marschirte nach Nehrwala, von dessen Klima und schöner Lage er so entzückt ward, daß er den Gedanken hatte hier zu bleiben, und seinem Sohne Mesud die Statthalterschaft von Ghasna zu übertragen; endlich aber entschloß er sich doch zur Rückkehr nach Ghasna. Als seinen Statthalter ließ er den weisen Dabischlim, einen Fürsten der Familie der Radscha's, deren einer in den sogenannten Fabeln Bidpai's figurirt, und nahm einen andern Prinzen derselben Familie und desselben Namens mit sich, weil er ein Nebenbuhler um den Thron. Dabischlim der Weise, der aber diesen Namen nicht verdient, wenn die folgende Anecdote wahr, soll Mahmud um seines Verwandten Auslieferung gebeten, dafür doppelten Tribut versprochen, und von Mahmud die Gewährung seines Begehrens erhalten haben. Der unglückliche Prinz sollte nach dem Reichsbrauche indischer Könige in einem unter dem Throne gebauten Gewölbe für seine Lebenszeit eingekerkert werden. Als derselbe schon im Anzuge, schlief der sogenannte weise Dabischlim in freyem Felde, die Augen mit einem rothen Shawl bedeckt; ein Geyer, der den rothen Flor für rothes Fleisch hielt, stürzte aus der Luft, und hackte dem Könige die Augen aus, der blind, und also nach indischen Gesetzen nun zur Regierung unfähig. Der ausgelieferte Prinz, welcher mit einem Becken auf dem Kopfe, mit einer Kanne in der Hand den ganzen Weg zu Fuße hergeführt worden, kam in diesem Augenblicke an; mit Freudengeschrey empfangen, setzte er das Becken auf des Blinden Haupt, gab ihm die Kanne in die Hand, und ließ ihn vor sich her zu dem Throne ziehen, den er bestieg, und unter welchem der Vorfahr in das von diesem dem Nachfolger bereitete Gewölbe für lebenslang eingekerkert ward. Hätte er ihm verziehen, so könnte der Geschichtserzähler, welcher die Anecdote selbst nicht bezweifeln sollte, wenigstens bezweifeln, welcher von Beyden der Weise gewesen.

Nach dritthalbjähriger Abwesenheit kehrte Mahmud triumphirend nach Ghasna, aber nicht ohne große Schwierigkeiten des Marsches durch die Wüste zurück. Drey Tage und Nächte lang

ward das Heer in der Wüste von Sind durch einen Wegweiser irre geführt, so daß Viele des Heeres, aus Durst rasend, den Geist aufgaben. Mahmud, Verrätherey des Wegweisers ahnend, erpreßte ihm durch die Folter das Geständniß, daß er einer der Priester von Sumenat, welcher auf diese Weise die gestürzten Altäre seiner Götter zu rächen gesucht; er ward hingerichtet. Mahmud warf sich zur Erde, und flehte um göttlichen Beystand; da flammte ein Nordlicht auf, und Mahmud, sich nach demselben gegen Norden richtend, fand sich am Morgen glücklicher Weise am Ufer eines Sees [1]). Er sandte den Bericht seiner Siege an den Chalifen von Bagdad, der ihm in seinem Glückwünschungsschreiben den neuen Titel: Zuflucht des Reiches und der Religion, seinem Sohne, dem Emir Mesud, den Titel: Flamme [2]) des Hofes und Schönheit des Glaubens, dem Emire Mohammed den Titel: Majestät des Hofes und Schönheit des Volkes, und dem zweitgebornen Sohne Emir Jusuf den Titel: Arm des Glückes und volksbegünstigt, ertheilte; zugleich versicherte er dem Sultan im Voraus die Bestätigung der Herrschaft auf dem Haupte dessen, dem er sie in seinem letzten Willen übertragen werde [3]). Noch zu Ende desselben Jahres, in dessen Hälfte Mahmud von seinem zweymalsiebenten indischen Feldzuge zurückgekehrt war, zog er zum funfzehnten Male nach Indien wider die Dscheten (aller Wahrscheinlichkeit nach Abkömmlinge der Geten), welche das Heer auf seinem Zuge nach Sumenat belästigt hatten; sie wohnten längs des Flußgebietes des Pentschab. Zu Multan angelangt, ließ er 1400 Boote jedes mit 6 eisernen Spitzen bewaffnen, um die Dscheten, welche geschickte Flußräuber, vom Besteigen des Bordes abzuwehren. In jedem Boote waren 20 Bogenschützen und 5 Naftafeuerwerker, um die feindliche Flotte in Brand zu stecken. Die Dscheten erwarteten die Macht des Sultans mit 4000, Andere sagen mit 8000 Booten, aber die des Sultans enterten mittels der Spitzen, warfen Naftafeuer in die feindliche Flotte, welche theils verbrannt, theils versenkt, theils zerstreut ward. Mahmud kehrte von diesem Feldzuge, der sein letzter indischer, im Triumphe nach Ghasna zurück, versetzte

---

1) Firischte bey Briggs p. 78.

2) Kehef und Schihab übersetzt Briggs irrig als Guardian und lustre, Wilken richtig als Asylum und flamma; Moejdedolmillet heißt der Volksbegünstigte, und weder Establisher of empires, wie Briggs, noch confirmator religionis, wie Wilken übersetzt. Uebrigens muß Schihab, nicht Scheiheb, gelesen werden.

3) Firischte bey Briggs p. 81.

den Statthalter von Tus, Arslan Dschasib, nach Badwerd, um die Türken zu züchtigen, welche über den Oxus gesetzt hatten, aber, zu verschiedenen Malen geschlagen, rief Arslan des Sultans eigene Gegenwart an; er kam und schlug den Feind. Indessen hatten Andere seiner Feldherren das persische Irak erobert, wohin er sich nun in Person begab, alle Schätze der Dynastie Buje dem seinigen einverleibte, und seinen Sohn Mesud als Statthalter von Rei und Ißfahan einsetzte. Mahmud kränkelte nun zwey Jahre, und starb nach Einigen am Abweichen, nach Andern am Sand und Stein [1]) zu Ghasna im drey und sechzigsten Jahre seines Alters, wie der Prophet, nach einer Regierung von drey und dreyßig [2]). Zwey Tage vor seinem Tode ließ er alles Gold und alle Edelsteine seines Schatzes vor sich ausstellen, weinte bitter als er dieselben sah, und ließ sie wieder in den Schatz zurückbringen, ohne Jemanden davon ein Geschenk gemacht zu haben, was seinem Geize zugeschrieben ward; am folgenden Tage ließ er sein Heer, seine Pferde, Kamehle, Elephanten und Kriegswagen vor sich aufziehen, und kehrte noch tiefer betrübt in seinen Pallast zurück. Eines Tages fragte er seinen Wesir Meimendi, wie viel Schätze die Dynastie des Hauses Saman aufgehäuft? Meimendi antwortete, daß sie allein an Edelsteinen das Gewicht von sieben Rotl besaßen. »Dank sey Gott,« rief Mahmud aus, »der mir deren hundert verliehen« [3]). Kurze Zeit vor seinem Tode hatte er einen reichen Mann von Nischabur, welcher des Unglaubens angeklagt war, vor sich gefordert. »Ich bin,« sagte der Mann von Nischabur, »weder ein Ungläubiger, noch ein Götzendiener, aber ich besitze Reichthümer; nimm dieselben, aber sey nicht doppelt ungerecht, indem du mich zugleich meines namhaften Gutes und meines guten Namens beraubst.« Mahmud zog die Güter desselben ein, ließ ihm aber ein Zeugniß über die Reinigkeit seiner religiösen Grundsätze ausstellen. Dieß mochte er mit so leichterem Gewissen thun, als er selbst die Strafen der Hölle und ein künftiges Leben bezweifelte. Doch schwanden diese Zweifel vor einem Traum, in welchem ihm der Prophet erschien, und ihm in beyden Welten Glück gewünscht.

---

[1]) Am 23. Rebiulachir 421 (30. April 1030), der ein Freytag, nicht Donnerstag, wie Mirchuand sagt, nach Ibn Haider und Anderen am 11. Ssaafer 421 (18. Februar), der aber ein Mittwoch und kein Freytag war.

[2]) Nicht 35, wie Briggs sagt, denn er bestieg den Thron i. J. 388 (Munedschimbaschi).

[3]) Briggs p. 85.

Sultan Mahmud war von mittlerer Statur und wohlgebaut, aber von häßlichem, stark durch Pockennarben zerrissenem Gesichte. Eines Tages besah er sich im Spiegel, und, denselben traurig aus der Hand legend, sagte er zu seinem Wesir: »Ist's nicht traurig, daß mein Gesicht, welches die Welt erleuchten soll, vielmehr alle, die es ansehen, zurückstoßen muß?« Der Wesir antwortete: »Liebe das Gold nicht, so wird der Glanz desselben dich in Aller Augen vergolden« [1]). Gold war die große Lockspeise seiner Eroberungssucht, die sich daher natürlich nach Indien wandte. Das Glück, das ihn so sehr begünstigte, scheint seine Regierung durch ein Wahrzeichen als eine goldene verkündet zu haben, denn im ersten Monat seiner Regierung ward eine Goldader in Sistan entdeckt, welche einen Baum vorstellte, und, fünf Ellen tief, die ganze Regierung Mahmud's hindurch Gold gab, bis sie kurz vor seinem Tode versiegte [2]). Wie dieses Wahrzeichen durch Mahmud's Goldgier und seine aufgehäuften Schätze, so ging der Traum, welchen sein Vater Sebuktekin kurz vor seiner Geburt geträumt, durch Mahmud's Gerechtigkeitsliebe in Erfüllung. Sebuktekin hatte geträumt, daß aus dem Feuerherde seines Hauses ein mächtiger Baum sprosse, dessen Aeste, die Welt überschattend, die ganze Schöpfung vor Stürmen sicherten. Diesen Traum wiederholt die osmanische Geschichte, stattet denselben aber noch viel herrlicher aus im Traume Osman's im Hause Edebali's, aus dessen Brust der Vollmond aufstieg, und, zu Osman sich neigend, in dessen Busen barg, worauf aus seinen Lenden ein weltüberschattender Baum emporwuchs [3]). Die osmanische Sage schreibt auch auf die Rechnung der Gerechtigkeitsliebe Sultan Mahmud's II. die Anecdote, welche persische Geschichten von der Sultan Mahmud's erzählen, daß er nämlich, von einem Manne zum Schutze seines vom Neffen des Sultans entehrten Harems aufgerufen, sich in der Nacht in das Haus des Gekränkten begeben, den Schuldigen mit dem Weibe im Bette gefunden, und mit verhülltem Kopfe den Ehebrecher getödtet habe, um nicht durch den Anblick des von ihm vielgeliebten Neffen in der Vollziehung dieser Handlung strenger Gerechtigkeit gestört zu werden [4]). Dasselbe wiederholt die osmanische Ge-

[1]) Im Sammler der Erzählungen die 807te, weit lakonischer und besser als bey Dow; wo es heißt: Der Wesir antwortete: »Es ist nicht einer von Zehntausend, der eines Blicks von E. M. gewürdigt worden, über welchen sich nicht alle Ihre Tugenden ausbreiten sollten.«

[2]) Briggs p. 33; Dow's deutsche Uebersetzung S. 63.

[3]) Geschichte des osman. Reichs I. S. 49.

[4]) Firischte bey Briggs p. 86.

schichte, aber ohne allen historischen Grund, von dem Tode Mustafa's, des Sohnes Mohammed's II., welchen sein Vater aus gleichem Anlasse auf gleiche Weise hingerichtet haben soll [1]). Von dreyßig Anecdoten, welche der Sammler der Erzählungen von S. Mahmud aufbewahrt, sind die meisten Belege seiner großen Gerechtigkeitsliebe und strengen Kriegszucht. Soldaten, welche etwas genommen und sich verklagt zu werden fürchteten, gaben lieber das Zehnfache [2]), oder aus Furcht vor des Sultans Grimm den Geist auf [3]). Die Sage erzählt, daß Mahmud nach seinem Tode einem Scheich im Traume erschienen sey, seine ganze Gestalt in Graus und Moder zerflossen, nur seine Augen leuchtend wie Fackeln unter Ruinen; der Scheich habe ihn gefragt, warum denn die Augen allein der Verwesung widerständen, und Mahmud habe ihm erklärt: weil er mit denselben über der Rechtspflege und der Völker Wohlfahrt gewacht [4]). Mahmud wachte aber nicht nur über die Handhabung der Gerechtigkeit, sondern hatte auch in Allem, was seine Herrscherrechte betraf, die Augen offen. Da er gehört, daß Altuntasch, sein Statthalter in Transoxana, viele türkische Sclaven kaufte (die große Anzahl derselben konnte den Statthalter zu mächtig machen), ließ er ihm durch einen Brief vorstellen, daß es dem Herrn von Turkistan, dem Schwager Mahmud's, unangenehm seyn dürfte, so viele seiner Unterthanen zu Sclaven gemacht zu sehen. Der Statthalter verstand den feinen Wink, und fügte sich demselben [5]). Sein Bruder Naßr hatte einen Inder, der ihn bestohlen, geißeln lassen. Mahmud, über diesen Eingriff in sein Souveränitätsrecht der Strafe aufgebracht, befahl, daß die Heermusik, welche fünfmal des Tages vor seinem Pallaste spielte, vor dem des Bruders spielen solle (was ein Herrscherrecht), weil sich der Bruder dergleichen herausnahm [6]). Auf die Anforderung eines seiner Wesire, daß er die Anweisung einer verschenkten Summe Geldes in der gewöhnlichen Form begründen möge, antwortete er: »Der größte Genuß der Macht bestehe darin, nach Willkür großmüthig seyn zu können, ohne Jemanden davon Rechenschaft

[1]) Die Grundlosigkeit der Angabe dargethan in der osm. Geschichte I. S. 561; Erläuterung zur S. 130; im Sammler der Geschichten die 202te, vom Sohne statt vom Neffen erzählend.

[2]) Im Sammler der Erzählungen die 308te.

[3]) Ebenda die 309te.

[4]) Aus dem Nigaristan Kemalpaschasade's in den Fundgruben des Orients II. S. 107.

[5]) Im Sammler der Erzählungen die 868ste.

[6]) Ebenda die 289ste und wieder die 1178ste.

geben zu dürfen« [1]). Einem seiner Kämmerer, welcher seine Gemahlin, eine Verwandte des Schahs von Chuaresm, mit drey Faustschlägen mißhandelt hatte, ließ er hundert Peitschenhiebe geben, und wandte dadurch den Zorn des Schahs von Chuaresm in voraus ab [2]). Er ehrte hohen Sinn, besonders in Frauen. Als die Gemahlin Fachreddewlet's des Bujiden nach dem Tode ihres Gemahls von Mahmud die Weisung erhielt, das Kanzelgebet auf seinen Namen verrichten zu lassen, wenn sie nicht Land und Volk verlieren wolle, antwortete sie dem Gesandten: »Sage dem Sultan, dieß hätte ich bey meines Gemahls Lebzeiten fürchten können, aber nicht jetzt, wo es ihm unrühmlich wäre, wider ein Weib zu Felde zu ziehen.« Mahmud ließ sie in Ruhe [3]).

Mahmud war noch ein Jüngling, als er in einem seiner Schönheit willen bewunderten neu angelegten Garten seines Vaters Sebuktekin von diesem die Lehre erhielt: »Solchen Garten kann jeder der Unterthanen anlegen, Herrschern zieme es, solche Gärten zu pflanzen, die kein Anderer anlegen könne, durch Bewässerung der Wissenschaften mit dem Wasser der Huld, durch Pflege großer Männer, deren Früchte der Nachwelt ein Genuß für immer« [4]). Mahmud beherzigte diese Lehre, und den Glanz seiner Regierung haben nicht nur seine indischen Feldzüge, sondern auch große Wesire, Scheiche, Gelehrte, vor allem aber Dichter verherrlicht. Ihm zunächst stand sein Günstling Ajaf, dessen Name in allen persischen Gedichten im unzertrennbaren Geleite Mahmud's, als ob zwischen ihnen das innigste Verhältniß der Liebe bestanden hätte, aber keiner schändlichen, wogegen schon der Umstand günstig zeigt, daß Mahmud, in die Schwester von Ajaf verliebt, aus Furcht, eine Mißheirat zu thun, sich lange nicht mit ihr vermählen wollte, und dazu erst durch den Rath seines Emirs Ebu Naßr Kenan bestimmt ward, welcher ihm die Lebensgeschichten der größten Könige und Helden der altpersischen Geschichte als Beyspiel anführte, wie Rustem an

[1]) Im Sammler der Erzählungen die 319te.

[2]) Eben da die 228ste. Andere Anecdoten, welche Mahmud betreffen, im Sammler der Erzählungen; so die 394ste über seine Rückkehr von Sumenat durch die Wüste, die 391ste über Chalef's Tod, die 494ste über Tscheipal, die 954ste über Ileb's Einfälle, die 1079ste von einem närrischen Statthalter, die 195ste, die 455ste von Räubern u. s. f.

[3]) Ebenda die 1136ste.

[4]) Der Sammler der Erzählungen hat diese zweymal, unter Nr. 213 und 767, und eine dritte unter 380 von einem von Mahmud selbst angelegten Garten, der ihm aber keine Freude gemacht, weil er der Frohnarbeiten, welche derselbe gekostet, gedacht.

der Gränze Irans und Turans sich in Temine, die Mutter Sohrab's, verliebte, wie Kobad auf seinem Feldzuge nach Turkistan die Tochter eines Bauers ehlichte, aus welcher Nuschirwan der Gerechte geboren ward, wie Behramgur, der ritterlichste der persischen Kaiser, die Tochter eines Walkers heiratete [1]). Der Wesire der drey und dreyßigjährigen Regierung S. Mahmud's waren nur drey, Ebul-abbas Fadhl [2]) Ahmed el-Isferaini, dann Ahmed B. Hasan Meimendi und Hosnek Mekaul [3]). Der zweyte, ehemals der Secretär Faik's, war nach dessen Tode in die Dienste Sebuktekin's übergegangen, und ward nach zwey Jahren Wesir Mahmud's. Des Arabischen unkundig, aber ein vollkommener Geschäftsmann, führte er die Geschäfte in persischer Sprache, bis unter seinem Nachfolger Ahmed Meimendi die persische die herrschende ward; sein Sohn und seine Tochter aber zeichneten sich so in den arabischen als Ueberlieferungswissenschaften als Gelehrte aus. Er verlor seine Stelle eines schönen Knaben willen, welchen er dem Sultan vorenthaltend, für sich allein behalten wollte [4]). Ihm folgte Ahmed, der Sohn Hasan Meimendi's, der Schulgenosse Mahmud's. Sein Vater war unter Sebuktekin Steuereinnehmer zu Bost gewesen, von Sebuktekin aber wegen Veruntreuung gehängt worden. Ahmed schrieb eine außerordentlich schöne Hand, und war auch durch seine andern Eigenschaften dem Sultan so angenehm, daß er ihm erst das Amt eines Staatssecretärs [5]), dann das des obersten Kammerpräsidenten [6]), endlich die Wesirschaft verlieh. Achtzehn Jahre lang verwaltete er die Wesirschaft mit dem höchsten Glanze und Erfolge, bis er, durch Verläumder verschwärzt, abgesetzt, und in einem Schlosse an der indischen Gränze mehrere Jahre lang im Gefängnisse gehalten ward, woraus ihn erst der Tod Mahmud's befreyte. Sein schönster Ruhm ist die Gönnerschaft für Firdewsi, welcher, weil er es mit Ajas, dem Günstlinge, verdorben, von diesem als Freygeist beym Sultan verläumdet, verungnadet worden war. Als Mahmud bald nach dem Feldzuge von Kanudsch ein Schreiben an den Radscha von Dehli erlassen, und sich an Ahmed Meimendi mit der Frage

[1]) Im Sammler der Erzählungen die 923ste.

[2]) Fadhl ist nicht Fuzeel, wie bey Briggs p. 88.

[3]) Nicht Husein, wie bey Briggs p. 89.

[4]) Chuandemir's Geschichte der Wesire; in Briggs p. 88: »an object on whom Mahmood had fixed his affection.«

[5]) Diwani Inscha we Resail.

[6]) **Mestufil-memalik.**

gewendet, was zu thun, wenn die Antwort nicht günstig ausfalle, antwortete ihm dieser mit dem Verse des Schahname:

»Wenn wider Wunsch die Antwort wird zu Theile,
»Dann laß, Efrasiab, das Schlachtfeld und die Keule.«

Dieser Vers brachte dem Sultan den vergessenen Sänger des Schahname wieder ins Gedächtniß; er fragte, wie es ihm gehe? Ahmed Meimendi antwortete, daß er alt und verborgen in seiner Vaterstadt Tus lebe. Mahmud ließ zwölf Pferde mit Indigo beladen, und sandte sie dem Dichter als Geschenk; doch als das Geschenk eben bey einem Thore der Stadt einzog, zog der Leichenzug Firdewsi's beym andern hinaus. Die Schwester Firdewsi's sandte die Geschenke mit edlem Stolze mit der Botschaft zurück, daß sie derselben nicht bedürfe. S. Mahmud hatte dem Firdewsi das persische Heldenepos aufgetragen, von welchem vor ihm der Dichter Dakiki tausend Verse verfaßt hatte. Mahmud trug ihm die Beschreibung des Krieges zwischen Rustem und Isfendiar auf, und war damit so zufrieden, daß er ihm die Vollendung des ganzen Schahname auftrug, und ihm für jedes Distichon ein Goldstück versprach. Wills Gott! sagte Firdewsi, und auf Mahmud's Befehl, daß er einen Vers zu seinem Lobe sagen solle, antwortete er aus dem Stegreif:

Das Kind, das an der Brust die Mutter trägt,
Sobald es spricht: Mahmud, zum ersten sagt.

Mahmud wies ihm alsogleich Wohnung und Unterhalt an. Vier Jahre arbeitete er zu Ghasna, vier zu Tus, worauf er dem Sultan vier Gesänge des Schahname darbrachte, die gnädig aufgenommen wurden; als aber das Ganze vollendet ward, sandte ihm Mahmud statt der 60,000 Goldstücke so viele Silberstücke. Firdewsi befand sich im Bade, als er dieselben erhielt; entrüstet über das Honorar, vertheilte er es auf der Stelle, indem er ein Drittel dem Inhaber des Bades, ein Drittel dem Sorbetverkäufer, ein Drittel dem Ueberbringer schenkte, und dann wider Mahmud seine berühmte Satyre schrieb *).

Außer Firdewsi haben noch andere acht persische Dichter erster Größe die Regierung S. Mahmud's verherrlicht, welche zusammen die dreymal drey, die türkische heilige Zahl. Anßari besang die Liebe Wamik und Asra's, den ältesten Stoff des persischen romantischen Epos, und die Thaten Mahmud's, welcher ihm das Hofamt des Dichterkönigs übertrug. Sein Schüler war

*) In der Geschichte der persischen Redekünste S. 53; sie beginnt mit dem Verse:

Sultan Mahmud, der länderobernd droht,
Wenn du mich fürchtest nicht, so fürchte Gott.

Ferruchi, Lobredner des Statthalters von Balch, zu dessen Lob er seine berühmte Brandmalkaßidet sang zur Feyer des Lustlagers, das alle Jahre in Persien im Frühling Statt hat, wo den noch nicht gemaalten Pferden und Mäulern das Zeichen ihrer Besitzer eingebrannt wird. Esedi, der Meister Firdewsi's, vollendete nach dessen Tode das Schahname mit ein Paar tausend Distichen, so wie Dakiki demselben mit ein Paar tausend Distichen vorgearbeitet hatte. Asairi aus Rei erhielt für eine zum Lobe S. Mahmud's gedichtete Kaßidet sieben Beutel mit vierzehntausend Silberstücken gefüllt. Asdschedi, auch ein Lobdichter S. Mahmud's, war mit Anßari und Ferruchi der dritte in Gesellschaft beysammen, als Firdewsi der Pächter in bäurische Tracht gekleidet erschien, und zu ihrem Erstaunen die drey Reime, womit sie ihn anredeten, mit einem vierten, welcher eine große Kenntniß der alten persischen Geschichte voraussetzte, beantwortete. Der Lehrer Anßari's war Abulferradsch aus Sistan, der Lobredner der Familie Sindschar, welchem nicht nur Anßari, sondern auch Minotschehr Sißad Kelle, d. i. Himmelsangesicht von dreyhundert Schafsköpfen, seine dichterische Bildung verdankte. Den Beynamen hatte er von der Menge der Herden, welche auf seinen Triften weideten; seine berühmteste Kaßidet ist die zum Lobe Anßari's gedichtete der Kerze. Naßir Chosrew aus Ißfahan, der im nächsten Jahre nach Mahmud starb, war nicht nur Dichter, sondern auch Philosoph, von Einigen als Heiliger verehrt, von Andern als Freygeist verdammt. Seine Gedichtesammlung, 30,000 Distichen stark, meistens ethischen und didaktischen Inhalts; außerdem schrieb er das Buch der Aufklärung, die gereihten Perlen des Wahrheitsschatzes und das Buch der Reise, indem er die Früchte seiner vieljährigen Wanderungen in Versen niederlegte. Die Bewohner Kuhistan's nennen ihn bald Seid (Herr), bald Schah (König), bald Sultan (Herrscher) *). Es war ein schöner Flor der Poesie und eine schöne Zeit für die Dichter, denen sie goldene Früchte trug; dem Firdewsi, wenn nicht 60,000 Goldstücke, doch eben so viele Silberstücke, aufs wenigste 20,000 Thaler, was immer ein artiges Honorar für ein Heldengedicht. Der Dichter Rudegi, der am Hofe der Samaniden lebte, machte fürstlichen Aufwand; 200 Knaben traten ihm als Sclaven vor, und 400 Kamehle folgten ihm reich beladen; dem Minotschehr weideten 300 Heerden,

*) Die Geschichte der schönen Redekünste Persiens unter den Artikeln Firdewsi, Dakiki, Esedi, Asairi, Asdschedi, Ferruchi, Abulferradsch, Minotschehr, Naßir Chosrew, Rudegi.

und der Dichter Anßari stand als reicher König an der Spitze von 400 Dichtern, welche die Regierung S. Mahmud's verherrlichten. Ihm mußten die Dichter ihre Werke zur Beurtheilung darlegen, ehe dieselben dem Sultan dargebracht wurden, als königlichem Präsidenten dieser Dichterakademie von vierhundert. Nach der aus ihnen genannten heiligen dreymal Drey sey es noch erlaubt, die berühmten Scheiche, Zeitgenossen S. Mahmud's, vorzuführen. Der Scheich Abulkasim Kurkani verweigerte dem Sänger des Schahname die Bestattung auf moslimischem Kirchhofe, weil derselbe die Heldenthaten der Ungläubigen und Gebern gepriesen, und der Prophet gesagt: »Wer sich einem Volke anähnelt, der ist von demselben.« In derselben Nacht erschien ihm Firdewsi in der vollen Glorie des Paradieses, und belehrte den darob Verwunderten, daß ihn Gott des einigen (einzig schönen) Verses wegen ins Paradies aufgenommen, den er zum Preise der Vereinheitung gesagt:

»Das Höchste in der Welt das Tiefste bist Du;
Ich weiß nicht was Du bist; was ist, das bist Du [1]).

Der Scheich Ebu Rihan Mohammed B. Ahmed Biruni der Chuaresmier, der Astronom, verfaßte unter S. Mahmud's Regierung sein Werk: Die Kenntniß der Gestirne [2]), und unter der Regierung von dessen Nachfolger Mesud den Mesudischen Canon [3]); endlich Tadscheddin Ahmed Ibnol-Chatib, d. i. der Sohn des Kanzelredners aus Gendsche, berühmt durch die poetische Controverse mit der schönen Mehesti, die seine Liebe zuerst in geringschätzenden Versen verschmähte [4]). Solche Bäume, wie diese Wesire, Dichter, Scheiche, pflanzte Mahmud, der Lehre seines Vaters eingedenk, in dem Garten der Herrschaft; sie trugen Früchte der Humanität und Kultur, die süßer schmecken als die Wildlinge des Krieges und der Eroberung, und auf ihren Blättern steht der Name Mahmud's als der eines der größten morgenländischen Herrscher seit achthundert Jahren, die seit seinem Tode verflossen, und für künftige Zeiten geschrieben.

Ein künftiger Geschichtschreiber mag zu diesem biographischen Gemälde Mahmud's von Ghasna, des größten und berühmtesten

---

[1]) Güside unter dem Artikel Abulkasim Kurkani.

[2]) Kitabet-tendschim.

[3]) Güside unter dem Artikel seines Namens verfaßte das erste Werk im J. 421 (1030).

[4]) Die Verse im Güside, aber der sotadischen Replik wegen hier unübersetzbar.

aller moslimischen Herrscher dieses Namens und des ersten, welcher den Titel Sultan annahm, den lebensbeschreibenden Umriß des letzten Sultans Mahmud, nämlich des jetzt regierenden türkischen Kaisers, als Gegenstück in einem historischen Gemäldesaale aufhängen; Recensent fühlt sich als Zeitgenosse eben so wenig hiezu berufen, als zu einem historischen Gemälde der Regierung Feth Ali Schahs und der neuesten Geschichte Persiens, wiewohl nicht nur in den beyden vorliegenden Werken von Sir Harford Jones, sondern hauptsächlich in dem von Feth Ali Schah S. M. weiland Kaiser Franz durch den Botschafter Mirsa Abul Hasan zum Geschenke geschickten und auf der kaiserl. Hofbibliothek befindlichen Schehinschahname (das Buch des Königs der Könige) *) reichliche Quellen strömen. Die vorliegende Arbeit von Sir Harford ist eine doppelte: der erste Theil seines Werkes enthält die Uebersetzung einer persischen Geschichte der Kadscharen, welcher eine 187 Seiten starke Uebersicht der ältesten, mittleren und neuesten Geschichte Persiens vorausgeschickt ist; der zweyte Theil hingegen die Geschichte seiner Sendung nach Persien, welcher eine Geschichte der Wehhabi als Anhang folgt; die letzte, welche wenig mehr Neues enthält, als die i. J. 1810 zu Paris erschienene Histoire des Wahhabis, liegt außer dem unmittelbaren Bereiche der persischen Geschichte, welche dieser Anzeige Gegenstand ist, desto mehr aber gehört hieher die Uebersicht der ältesten, mittleren und neuesten Geschichte Persiens, die Geschichte der Kadscharen und die der Sendung des Verfassers. Die Uebersicht ist nach Malcolm bearbeitet, mit Zusätzen vom Verfasser als Augenzeuge der Begebenheiten der jüngsten Zeit. Die Handschrift der Geschichte der Kadscharen erhielt Sir Harford von seinem Freunde, dem Mirsabisürg (Großfürsten), dem damaligen Kaimakam Persiens, als die vom Reichshistoriographen verfaßte Reichsgeschichte, ohne den Namen des Verfassers zu nennen; dieselbe ist aber augenscheinlich keine andere, als die später unter dem Titel Meaßiri sultanije, d. i. Herrscherdenkmale, von Ibn Nedscheffkuli Abderresak Seid, deren Inhaltsanzeige im Anzeigeblatte des LIII. Bandes dieser Jahrbücher gegeben worden, nur ist die von S. Harford übersetzte Handschrift darin von der gedruckten Ausgabe verschieden, daß diese bis zum J. 1241 (1825) reicht; während jene schon mit dem J. 1226 (1811) aufhört; auch fehlt in der von S. H. übersetzten Handschrift die (im Anzeigeblatt des LIII. Bandes S. 64 übersetzte) Herstammung der Kadscharen, wodurch das Geschlecht der

*) Die Kunde und Auszüge aus demselben im Anzeigeblatte des XI., XVII. und XVIII. Bandes dieser Jahrbücher.

selben an die Dschelaire und folglich unmittelbar an den Herrscherstamm Dschengischans angeknüpft wird. Diese Geschlechtsableitung scheint wirklich eine neugebackene, und von Nedscheffuli Abderresak zur Begünstigung des uralten Adels der Kadscharen erfundene zu seyn, indem dieser ganze Abschnitt in der von S. H. übersetzten Handschrift fehlt. Weit einfacher und wahrscheinlicher sagt diese gleich Anfangs, daß der edle Stamm der Kadscharen aus Kiptschak stamme, und den in Turkistan herumziehenden Ulusen angehöre, während der Verfasser der Herrscherdenkmale dieselben unmittelbar mit den Seldus, Tanghut und Dschelair, welche alle drey mongolische Stämme, in Verbindung setzt. Da er die Kadscharen, welche ihres Ursprungs Türken sind, nicht zu Persern machen kann, so macht er sie zu Mongolen, weil noch heute, nach sechs Jahrhunderten, das Geschlecht Dschengischans als die Wurzel der größten Herrscher gilt. Diese Mongolisirung der Kadscharen ist ganz und gar ein Seitenstück zu der Verwandlung der Türken der Krim in Tataren, welche gerne mit dem Namen des herrschenden Volkes, aus welchem ihre Fürsten stammten, groß thaten. Wiewohl die Regierungsgeschichte Feth Ali Schahs erst mit dem letzten Jahre des verflossenen Jahrhunderts beginnt, so geht diese Geschichte doch bis ins J. 1193 (1779) zurück, wo Kerim Chan, der großsinnige Beherrscher Persiens aus dem Stamme der Send, am 13. Ssafer 1193 (2. März 1779) starb *). Sehr interessant ist, was S. H. in dem historischen Vorberichte über seine Verhältnisse als Kaufmann der englischen Faktorey zu Baßra mit Kerim Chan und dessen Nachfolgern Dschaafer Chan und Lutf Ali Chan erzählt; der letzte wollte durch ihn die beyden berühmten persischen Krondiamanten, deren einer das Lichtmeer und der andere die Mondskrone heißt, verkaufen. Der erste ist derselbe, welchen Tavernier zu Golkonda sah, und dessen Gewicht zu 242 5/16 Karat angibt. S. H. berechnet den Werth der vierzehn Steine der beyden Armbänder, deren Mittelstück die beyden obgedachten größten Diamanten, nach den Tafeln von Jefferies das Karat zu 1 Pfund 10 Sh., wie folgt:

---

*) Tuesday the 13th of Safar, der 2. März (Sonntagsbuchstabe C), richtig ein Dinstag, eben so S. 232 Wednesday, the 12th of Rabi-us-sani d. J. 1218 = 20. Julius 1804, richtig ein Mittwoch, nach der Berechnung vom 16. Julius an; abermal zwey Beyspiele mehr für die Richtigkeit dieser in Persien, wie in der Türkey und Arabien gäng und gäben Berechnungsweise der Hidschret; wie lange werden noch die Berliner Chronologen der anerkannten Wahrheit widerstreben?

Derjai nur, d. i. das Lichtmeer	296,016
Tadschimah, d. i. die Mondskrone	103,740
Zwölf Tafeldiamanten im Durchschnitte zu 60 Karat, das Karat zu 1 Pfund	518,400
	L. 918,156

Ein größerer Schatz für den Liebhaber der Wissenschaft, als das Lichtmeer und die Mondskrone, ist ganz gewiß die herrliche Bibliothek Lutf Ali Chan's, welche S. H. sah, und deren herrliche Einbände beschreibt; viele in Gold- und Silberplatten in mannigfaltigem Schmelz mit Edelsteinen besetzt, andere mit Blumen bemalt, gefirnißt, vergoldet; S. H. erwähnt nur einer einzigen unschätzbaren Handschrift, nämlich des Schahname, welches Mahmud von Ghasna besaß, und mit Randglossen und Varianten versehen, welche Firdewsi selbst angegeben haben mochte. Diese Abschrift, nicht nur die älteste der bekannten, sondern überhaupt die älteste aller, indem sie gleichzeitig mit Firdewsi, kann allein über die Aechtheit des Urtextes des Schahname und die späteren Interpolationen desselben entscheiden. Es ist zu wundern, daß die ostindische Compagnie, welche die Herausgabe des Schahname zu Calcutta begünstigt hat, sich nicht hievon eine Abschrift zu verschaffen bemüht gewesen, und zu hoffen, daß die asiatische Gesellschaft von England durch die diplomatischen Agenten in Persien sich eine solche verschaffen wird. Wiewohl die Uebersetzung treu zu seyn scheint, so wäre es doch zu wünschen, daß der Uebersetzer überall, wie S. CXXI, die Erklärung der fremden Wörter aufgenommen, und dieselben nicht, wie in der Folge geschieht, gänzlich unerklärt gelassen hätte; dort wird Felek (in der Türkey Falaka) als die Maschine erklärt, worin die Füße beym Prügeln auf die Sohle eingezwängt werden; eben da Taknuma (Tauk-nemauh) bogenförmige Wandverzierungen, welche sich zu eigentlichen Gewölben wie Wandsäulen zu Säulen verhalten. Welcher Leser, der nicht Orientalist, versteht den folgenden Satz (S. CXXXIII): he wished, to contend *Soha-like* against the sun of divine mercy; wie soll er, wenn er nicht arabisch kann, wissen, daß Soha das Reiterlein im großen Bären; oder S. 207: he despatched his Ishak Akasy, wie soll der nicht schon mit allen persischen Hofwürden bekannte Leser wissen, daß Ischik Agasi den Ceremonienmeister bedeutet; S. 380 ist der schon oben in Shea's Uebersetzung gerügte Uebersetzungsfehler des fischförmigen statt des mondförmigen Panieres: the Pisciform banner, der indische Gott der Liebe, Kamadiu, hat zwar einen Fisch im Panier, wie auch bey den Griechen die Fische Aphroditen heilig waren; aber

auf der Spitze moslimischer Fahnen ist kein Fisch, sondern der Halbmond aufgesteckt, und sie heißen deßhalb Mahpeiker, d. i. mondförmig, was Shea und Sir Harford mit Mahipeiker, d. i. fischförmig, verwechselt haben; eben so unrichtig heißt es S. 227: the curve-backed ancient of the sky (i. e. the sun) broke out into loud exclamations of wonder and praise; der gekrümmte Alte ist nicht die Sonne, sondern der Himmel selbst, dessen Gewölbe den runden Rücken der Welt vorstellt; zur S. 260 Tak Karra (gefehlt statt Tak Kesra), der Dom des Chosroes; statt der nöthigen und an ein Paar Orten versprochenen, aber nirgends befindlichen Noten, welche im Anhange hätten erscheinen sollen, sind nur hie und da einige, ganz überflüssige beygesetzt, so z. B. S. 80 ist zur Stelle: »Dschaafer Chan sank wie die Asche einer verzehrten Kohle zusammen,« bemerkt: This appears a beautiful simile. Dieselbe Bemerkung könnte wohl positiver ausgedrückt, und an mancher anderen Stelle stehen, wie z. B. S. 258: »Die Oberfläche des lazurnen Himmels klärte sich auf wie der Spiegel des Gemüthes in der Brust des Weisen.« Durch Druckfehler, wie es scheint, steht S. 126 das Jahr d. H. 1216, d. i. 1803, statt 1801; S. 155 das J. d. H. 1217 wieder als 1803 statt 1802; S. 165 das J. d. H. 1218 als 1802 statt 1803; S. 411 das J. d. H. 1125 statt 1225 u. s. w. Sehr zu tadeln ist, daß in sehr vielen Fällen die persische Verstümmlung europäischer Namen statt der wahren Schreibweise derselben hingeschrieben worden ist; so z. B. der Fluß Sena statt die Seine, Tameez statt die Themse; besonders ist dieses der Fall bey den russischen Namen, während doch die französischen, wie Jaubert, Jouannin, gleich richtig geschrieben, oder wie Lazar in Lajard und Kiardan in Gardanne berichtigt sind; bey den russischen Benennungen hingegen steht immer Godowich statt Gudovitsch, Bulkuneck statt Polkownik u. s. w., so daß nicht zu errathen, wer denn der General Nibalsin oder der Admiral Shufat. Zizianow, welcher, wie bekannt, vor den Thoren der Stadt Baku meuchlerisch getödtet worden, wird hier immer Ashpukhdar genannt, was nur eine falsche Schreibweise oder Aussprache für Eschdschender, wie derselbe im Schehinschahname genannt wird; die unglaublichste Verstümmlung ist die des Namens Baku in Badkobah. Zizianow's Ermordung wird S. 252 ganz kurz folgendermaßen erzählt: »Im Augenblicke als Eschpekder (Eschdschender, d. i. Zizianow) und Husein Kuli Chan zusammenkamen, tödtete jenen Ibrahimbeg mit der Erlaubniß Husein's, aber ohne des Prinzen Gutheißen, mit einer Musketenkugel.« Im Schehinschahname wird dieser Meuchelmord als eine Heldenthat ausgeschmückt, und der Abschnitt beginnt dort

mit einer poetischen Beschreibung der Athletenfigur des Fürsten Zizianow, der als ein gefährlicher Drache geschildert wird, dann heißt es:

Als Baku's Oberster den Drachen sah,
Ward ihm aus Furcht das Herz zertheilt in Stücken,
Er sprach zu Ibrahim: o Löwenherz!
Befreye mich von dieser schlechten Seele.
Wend' deinen Blick von allem anderen ab,
Und sey um deinen Tod nicht zu besorgt;
Vor diesem Drachen hat noch keiner sich gerettet,
Stürz unvorsichtig nicht in seinen Rachen u. s. w.

Merkwürdig ist das sieben und vierzigste Kapitel, wo die zwey Söhne Begidschan's, des Herrn von Transoxana, erscheinen, beyde Tora (was ein Synonym für Jasa, das Gesetzbuch Dschengischan's) beygenannt. Außer der historischen Ausbeute gewährt diese Uebersetzung noch reiche geographische Nachlese zu der im VII. und VIII. Bande dieser Jahrbücher erschienenen, und dann in den Memoires der geographischen Gesellschaft von Paris aufgenommenen geographischen Beschreibung Persiens; bey der Umarbeitung derselben müßte vorzüglich die schätzbare persische Geographie Nushetol-kulub, d. i. die Ergötzlichkeit der Herzen, wovon jetzt die kaiserl. Hofbibliothek ein sehr schönes Exemplar aus der Verlassenschaft des Protomedicus Behdschet Efendi besitzt, zu Grunde gelegt werden. Unter die Curiositäten der Kunst- und Literargeschichte gehört das dem Titelblatte vorgebundene Kupfer, welches die höchst verschlungenen Arabesken des Audienzsaales im Pallaste zu Choi vorstellt, und die Uebersetzung der beyden persischen Diplome im Anhange, deren erstes dem Baronet Sir Harford Jones das persische Wappen, nämlich den Sonnenlöwen, im Siegel zu führen erlaubt, das andere die Sendung eines brillantirten Reigerbusches als eine Auszeichnung vor allen anderen Botschaftern begleitet. Wiewohl es zu wünschen, daß den beyden Diplomen, der Authenticität willen, der Text beygefügt worden wäre, so sind wir doch weit mehr von der Verleihung des persischen Reichswappens an den englischen Baronet überzeugt, als von den Bedeutungen, welche durch falsches Ohr oder irrige Aussprache den beyden Namen Howick und Jones im Persischen beygelegt werden. »Es ist merkwürdig,« sagt S. H. (in der Note S. 366), »daß die Beynamen Howick und Jones ohne Vocal geschrieben, das erste im Persischen Wahrheit, Gerechtigkeit, Billigkeit, Gesetz, Geradheit, Festigkeit, Wachsamkeit; das zweyte aber das Haupt einer Gattung bedeutet.« Hier ist mehr als Ein blunder: 1) Wenn diese Wörter auch ohne die Vocale geschrieben würden, so müßten dieselben,

wenn es die englischen Beynamen seyn sollten, doch Dschons und Hauwick ausgesprochen werden, und diese Wörter bedeuten im Persischen gar nichts; 2) ist es ganz unmöglich, **Howick** auf Persisch so wie Hakk zu schreiben, indem wenigstens ein Waw da seyn müßte; 3) hat das arabische Wort Hakk *), welches Gott, Wahrheit und Gerechtigkeit, aber nicht Geradheit, Festigkeit und Wachsamkeit bedeutet, immer ein doppeltes K; endlich 4) heißt Dschins (nicht Dschons) wohl die Gattung (genus), aber keineswegs das Haupt einer Gattung. Diese höchst verunglückte philologische Bemerkung gehört zu den vielen Wunderlichkeiten des Verfassers, von denen der zweyte Theil seines Werkes, nämlich die Geschichte seiner Gesandtschaft nach Persien, eine gute Anzahl enthält. Diese ganze Erzählung ist eine der sonderbarsten, welche je aus dem Munde eines Gesandten gekommen, und beweist am besten, daß die Wahl Lord Melvilles, welcher den Verfasser zum Gesandten nach Persien ausersah, keine glückliche war. In diesem Werke sowohl, als in dem historischen Vorberichte des vorigen, tritt S. H. überall als warmer Vertheidiger der Perser auf, und verbirgt nicht, daß er nicht wohl zu sprechen auf Morier, welcher ihn auf dieser Sendung als Privatsekretär begleitete, und seitdem in seiner Novellentrilogie (die beyden Hadschi Baba und Sohrab) von persischen Sitten und Charakter mit so vielem Witze und so guter Laune ein treffliches Gemälde gegeben. Indessen ist diese Erzählung zugleich Reisebeschreibung, und als solche nicht ohne Interesse, indem sie manches Neue enthält, das sich in den neuesten über Persien in Europa erschienenen Reisebeschreibungen nicht findet; so z. B. S. 105 die Sitte des oftmaligen Kleiderwechsels der Frauen, um den Luxus ihrer Garderoben zur Schau zu stellen; eine dieser persischen Damen wechselte bey einem Feste zwanzigmal die Kleider, von denen je eines reicher als das andere; dieß stimmt mit dem überein, was ältere Reisebeschreiber, wie Rubruquis und Plan Carpin von dem Kleider- und Farbenwechsel bey den Thronbesteigungsfesten der Mongolen erzählen. Das persische Sprichwort (S. 117): Das Feuer lügt nicht, stimmt ganz mit dem Schrifttexte (Jeremias XXIII. 29): Ist mein Wort nicht wie Feuer! spricht der Herr, überein. Bisher haben die Perser für die Franzosen des

*) حقّ sieht doch ganz anders aus als هويك, wie der Name Howick geschrieben werden muß, wie könnte denn ohne Waw Au gelesen werden?

Ostens gegolten, aber S. H. stellt sie durch die folgende, aus seinem Tagebuche gezogene Parallele den Irländern an die Seite:

Die Irländer sind ein sehr artiges Volk — so die Perser;
Die Irländer haben dichterische Anlagen — so die Perser;
Die Irländer betrinken sich gern — so die Perser;
Die Irländer zanken bey ihren Trinkgelagen — so die Perser;
Die Irländer gefallen sich in Raufhändeln — so die Perser;
Die Irländer sind sehr verliebter Natur — so die Perser;
Die Irländer sind sehr gastfrey — so die Perser;
Die Irländer antworten fertig aus dem Stegreif — so die Perser;
Die Irländer spielen das Hackbret (Dulcimen) — so die Perser;
Die Irländer halten eine Art Todtenklage — so die Perser.

Aus der Uebereinstimmung persischer Localitäten und Sitten (S. 174) schließt S. H., daß der Verfasser der Tausend und Einen Nacht ein Perser oder ein Araber, der lange in Persien geweilet, gewesen seyn müsse; er würde diese Uebereinstimmung aber noch weit auffallender in Aegypten angetroffen haben, indem das Colorit der Tausend und Einen Nacht am meisten den Sitten Aegyptens unter den Mamluken zur Zeit der Kreuzzüge zusagt. Das Geschenk, das S. H. Jones von Seite des Königs von England dem Schah von Persien brachte, bestand aus einem auf 25,000 Pfund Sterling geschätzten Diamanten, einer goldenen mit Schmelz verzierten Dose, worauf das Porträt des Königs mit Diamanten umgeben, einem kleinen Kästchen aus Ebenholz, worauf die Schlacht von Trafalgar in Elfenbein geschnitten. Der persische Premierminister Mirsa Schefii sog, so oft ihm etwas in die Quere kam, Orangen aus, und wiederholte in einem fort das persische Sprichwort: »Der Esel ward geboren, der Esel hat gelebt, der Esel ist gestorben.« S. H. entgegnete dieses Sprichwort mit einem andern, nämlich: »Eine große Trommel macht großen Lärm, hat aber nichts im Bauch.« S. 209 wundert sich S. H. mit einem englischen Verse darüber, daß sein vormaliger Privatsekretär, Hr. Morier, auf einmal englischer Minister geworden, und er selbst schon dreyßig Jahre außer Dienst. S. 232 Beschreibung eines englischen Wettrennens und S. 237 die des Lagers des Schahs; die königlichen Zelte befinden sich immer am Ende des Lagers, und sind mit Wänden mit rothem Kanavas umspannt, welche Chanat oder Perde heißen; auf jeder Seite dieser Perde sind Zelte für die Offiziere der Leibwache, innerhalb des ersten Vierecks der Chanat; etwa zweyhundert Klafter vom Eingange ist ein großes Zelt aufgeschlagen, welches das Diwanchane oder der Audienzsaal, von drey mächtigen Pfeilern, an deren Ende große ver-

goldete Kugeln, getragen; einige von des Königs Zelten sollen dreyßig- bis vierzigtausend Pfund St. gekostet haben; hinter dem Diwanchane sind andere Kanavaswände, welche das zweyte Viereck, Miane, d. i. das mittlere, genannt, bilden, und hinter denselben endlich das Chalwet, d. i. das innerste Gemach, wo die Frauen und kleinen Prinzen vom Geblüt.

Die Beschreibungen der Audienzen sind sehr umständlich, und S. H. bemerkt, daß die Beschreibung des Anzuges des Darius, wie dieselbe Rollin nach Arrian und Quintus Curtius beschreibt, ganz auf den Anzug des Schahes passe, welchen derselbe am Tage des Empfanges der Gesandtschaft zu Sultanije trug. Ein persisches Mittagsessen (Tschast) besteht nur aus Brot, Früchten, Käse, Butter, Brunnkresse, kleinen Zwiebeln und einer Schüssel gedünsteten Bratens; das gewöhnliche Getränke bey Tisch ist das Palude, eine Art von Scherbet, in welchem kleine Kügelchen Zuckerwerks von auserlesenem Geschmacke schwimmen, das Ganze durch ein großes Stück Eis abgekühlt, das inmitten des Napfes fluthet. Die Beschreibung einer der Gesandtschaft gegebenen großen Treibjagd ist der einer schottländischen so ähnlich, daß S. H. in der Note (S. 340) selbst die Furcht ausdrückt, man möge glauben, diese Beschreibung sey ein Plagiat aus Waverley; die Jagd dauerte drey bis vier Stunden, und 160 Rehböcke wurden getödtet. Die Beschreibung der Kronjuwelen, welche dem Verfasser gezeigt worden, ist wohl die verläßlichste, da kein anderer Reisender dieses Vortheils genoß, und S. H. das Auge des Kenners mitbrachte; er schätzt ihren Werth auf funfzehn Millionen Pfund Sterling. S. H. glaubte im Garten Alaeddin's, des Inhabers der Zauberlampe, aus der Tausend und Einen Nacht zu seyn; da er in der Note (S. 385) die darauf sich beziehende Stelle aus der Tausend und Einen Nacht anführt, so hätte er wenigstens als Kenner von Juwelen und des Persischen nicht ruby, called *Bahais* nachschreiben sollen, was nichts anderes, als der rubis balais, der balascio der Italiener, und nur eine Verstümmlung des Wortes Bedachschi, weil die berühmtesten dieser Rubinengruben zu Bedachschan. Eben so soll S. 393 das Wort shahr Scheri heißen, d. i. das Gesetz, im Gegensatze mit Urf, der Willkür. Was die persischen Landschaftsscenen betrifft, so gesteht S. H., trotz seiner Vorliebe für alles Persische, daß der überall fühlbare Mangel von Holz und Wasser den Eindruck der schönsten Ansichten gar sehr mindere, und daß Kleinasien unendlich schönere und mannigfaltigere Landschaftsscenen darbiete, als Persien. Ueber die Einkünfte gesteht S. H. nichts Bestimmtes angeben zu können, als daß die Einnahme alljährlich die Ausgabe überschreitet,

was wohl nicht anders seyn kann, weil sonst der Schah die Schätze nicht gesammelt haben könnte, deren größter Theil in den russischen Staatsschatz floß. S. 408 kömmt das Gesetz als **Shehr** statt als Scheri vor, während jenes nur eine Stadt bedeutet. Schehrollah heißt Stadt Gottes und nicht das Gesetz Gottes. Die Lebensweise Feth Ali Schahs und seine Zeiteintheilung sind S. 417 u. folg. beschrieben. Er stand vor Sonnenaufgang zum Morgengebete auf, vor dem er wahrscheinlich ein warmes Bad nahm; nach dem Morgengebet empfing er seine Frauen und Kinder, was für ihn kein angenehmer Zeitvertreib, da es gewöhnlich so viele Klagen anzuhören, so viele Eifersuchtsscenen auszugleichen, so viele Ansprüche auf Blumen, Juwelen u. dgl. zu befriedigen gab; wenn die Frauen nicht gar zu zänkisch waren, wurde das Frühstück (Naschte) im selben Gemache, wo sie empfangen worden, sonst aber in einem kleinen Zimmer aufgetragen, wo die Minister vor dem Diwan aufwarteten; um acht Uhr im Sommer und um neun Uhr im Winter hatten die Minister Privataudienzen, um eilf Uhr begab er sich in den Diwanssaal, wo er auf dem Throne oder in der oberen Ecke des Saales Platz nahm; der Wesir (Mirsa Schefii) stand, abgesondert von den anderen Ministern, zunächst an dem Schah, und zunächst an dem Wesir sein Kaimakam, d. i. Stellvertreter, Mirsabüsürg (Großfürst); alle in der Hauptstadt befindlichen Statthalter der Provinzen und alle großen Beamten erschienen im Diwan; die Gesetzgelehrten aber nur am Freytag, wo der Mollabaschi und der Scheichulislam (nicht **Shaikus-Salam**) *) allein des Vorrechtes, in Gegenwart des Schahs zu sitzen, genossen. Seine Söhne standen ihm zur Seite. Der Diwan dauerte nur eine halbe Stunde; um zwölf Uhr ward das Mittagsessen (Tschast) aufgetragen, welchem die Prinzen stehend beywohnten; hierauf zog sich der Schah zur Mittagsruhe zurück, von der er beym Nachmittagsgebet aufstand; ganz irrig heißt es hier: **from which he rises to the evening prayer**; wenn dieses wahr wäre, müßte der Schah täglich von Mittag bis zu Sonnenuntergang Sieste gehalten, und darüber das dritte der fünf täglichen Gebete, nämlich das Nachmittagsgebet, verschlafen haben. Gleich nach dem Nachmittagsgebete erschien der Schah in einem der Säle, um den Privatdiwan (Diwani Chaß) zu halten; so genannt im Gegensatze des Morgendiwans, welcher Diwani uam, d. i. der allgemeine Diwan, hieß; der

*) Scheichul-islam heißt der Scheich des Islams und Scheiches-selam heißt der Scheich des Heiles.

Nachmittagsdiwan ward manchmal auf dem Balkon gehalten, wann die Truppen zur Heerschau (Surgun nicht sogoon) aufzogen. Nach dem Abendgebete (das im Text hier zum zweyten Male vorkömmt) erschien der Schah zum dritten Male öffentlich im Gesellschaftssaale zur Versammlung, welche Medschlisi Schah, d. i. die Gesellschaft des Königs, heißt, und welcher außer den großen Hof- und Staatswürden, auch der Hofdichter und Reichshistoriograph beywohnten. Diese Auszeichnung der Dichter und Geschichtschreiber durch die Zuziehung derselben in die Gesellschaft des Schahs ist uralte persische Sitte; in dem Hofdichter, welcher der Dichterkönig hieß, ehrte der Schah das Verdienst der Poeten, und in dem Geschichtschreiber das der Historiker seines Reichs; zu Konstantinopel hat das Amt des Dichterkönigs nie bestanden, und der Reichshistoriograph ist nie der Gesellschaft des Sultans beygezogen worden, dafür aber haben dort der Hofarzt und der Hofastronom den Rang der höchsten Würde des Gesetzes; jene dem persischen Hofe eigene Auszeichnung der Dichter und Geschichtschreiber ist allein bezeichnend genug für das hohe Ansehen, in welchem in Persien von jeher Poesie und Geschichte standen, indem der erste Dichter und Geschichtschreiber des Reichs, gleich den Trägern der ersten Staatsämter und Hofwürden, der Ehre der Gesellschaft des Schahs würdig erachtet ward, wofür freylich beyden die Pflicht oblag, die Thaten des Königs der Könige in Verse und Prosa zu preisen; dieß haben Feth Ali Schahs Hofdichter und Reichshistoriographen, jener im Schehinschahname (das 40,000 Distichen stark), dieser in der zu Tehran gedruckten, und von S. H. Jones zum Theil übersetzten Geschichte der Regierung Feth Ali Schahs getreulich gethan, und der zweyte Theil von S. H.'s Werk ist gleichsam als Commentar zu dem, was die Reichsgeschichte von der englischen Gesandtschaft erzählt, zu betrachten; kaum hätte ein Perser parteyischer für Persien schreiben können, als der brittische Baronet, Inhaber zweyer persischer Adelsdiplome, nämlich des Reigerbusches und der Gestattung der Einverleibung des persischen Reichswappens in sein eigenes: quod felix faustumque sit! oder auf Persisch: Mubarek bad!

Hammer-Purgstall.

Art. II. Israeli's Curiosities of Literature (Schluß).

Der in dem vorhergehenden Bande gegebenen Zusage gemäß, fahren wir in der Anzeige dieses interessanten und gehaltreichen Werkes fort, da Schriften dieser rhapsodistischen Art mehr durch Angabe ihres Inhalts, als durch unmittelbare Reflexionen über einzelne Artikel derselben nach ihrem wahren Werthe erkannt zu werden pflegen. Das allgemeine Urtheil über das Ganze wird dann der verständige Leser am besten selbst fällen, und dabey, wie wir hoffen, noch den Vortheil voraus haben, sich eine große Anzahl von, unter uns Deutschen wenigstens, minder bekannten Merkwürdigkeiten vorgeführt zu sehen, da der Verfasser seine Ernte meistens nur auf dem Felde der englischen Literatur zu machen gesucht hat, indem ihm unsere vaterländische größtentheils unbekannt geblieben ist.

Wir haben bereits in der früheren Anzeige zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß der Verf., so viele interessante Gegenstände der Literatur er auch behandelte, doch eines, wie es scheint, das reichhaltigste von allen, gänzlich übergangen hat: das von der Eitelkeit der Schriftsteller, welche, wie man sagt, größer seyn soll, als die irgend eines andern lebenden Wesens, selbst die weiblichen nicht ausgenommen. Zur Entschädigung dafür gibt er uns ein anderes Capitel: Ueber verachtete Eitelkeit, das nun allerdings sehr klein ist, denn es füllt nur eben den dritten Theil einer einzigen Octavseite, das aber eben deßhalb und pour la rareté des choses hier nicht übergangen werden darf. Wir geben es, um an einer so wichtigen und seltenen Sache nichts zu ändern, hier diplomatisch genau nach dem Wortlaute wieder.

»Alle Menschen sind ruhmsüchtig, und selbst diejenigen Philosophen, die gegen die Ruhmsucht geschrieben haben, setzen, aus Ruhmsucht, ihrer Schrift auch ihre Namen vor. Es muß daher (als eine ganz besondere Ausnahme von dieser allgemeinen Regel) hier bemerkt werden, daß die Verfasser von zwey Erbauungsbüchern ihre Namen vor der Welt verborgen gehalten haben, obschon diese ihre Schriften mit dem größten, ja mit allgemeinem Beyfall aufgenommen worden sind, und noch zu ihren Lebzeiten mehrere Auflagen erlebt haben, so daß sie also selbst Zeugen dieses Beyfalls gewesen sind. Das eine dieser Werke ist die allbekannte Schrift »de imitatione Christi,« die man, aber ohne Beweis und selbst ohne allen wahrscheinlichen Grund, dem Thomas von Kempis zuschreibt; und das andere ist das nicht minder von Jedermann geschätzte Werk: »Die ganze Pflicht des Menschen.« Die Verfasser dieser beyden Schriften sind

»gänzlich unbekannt, aber diese Schriften selbst kennt jeder nur »einigermaßen gebildete Mann, und sie sind nicht zu Tausenden, »sondern zu Millionen in der gesammten christlichen Welt verbrei»tet. — Wenn sie ihre Namen der Mitwelt mitgetheilt hätten, »so würden sie der dankbaren Anerkennung ihrer Zeitgenossen und »selbst des glänzendsten Nachruhms bey ihren Nachfolgern sicher »gewesen seyn. Diese Namen würden, mit ihrem soliden und »dauernden Glanze, viele andere in unserer sogenannten Welt»geschichte überstrahlt haben. Aber sie mißachteten diesen Ruhm, »und ihre Religion war über alle, selbst über die gewöhnlichste »und stärkste aller menschlichen Leidenschaften erhaben.«

Reichhaltiger hätte das Capitel von den Nachahmern ausfallen können, da es an Stoff dazu wahrlich nicht fehlte. Einer der extravagantesten von diesen imitatorum servum pecus war wohl Lebrun (geb. 1739, gest. 1824), der französische Uebersetzer Homer's und Tasso's. In seinen jüngeren Jahren gab er, nach dem Geschmacke seiner Zeit, eine große Masse lateinischer Gedichte heraus, und unter diesen vorzüglich zwey, durch welche er sich bey seinem Orden, denn er war ex S. I., ungemein zu empfehlen wußte. Seine Absicht war, den Ruhm Virgil's und Ovid's durch seine eigenen Gedichte zu verdrängen, und zugleich seinen anderen, oft sehr unpoetischen Ansichten allgemeinen Eingang zu verschaffen. Das erste Werk dieser Art war sein Virgilius christianus, das ebenfalls aus Eclogen, aus vier Büchern vom Landbau und aus einem epischen Gedichte in zwölf Bänden bestand. Aber allen diesen Gedichten lagen, statt den alten polytheistischen, modern-devote Imaginationen zum Grunde, wie denn z. B. sein Heldengedicht: Die Ignaciade, die Pilgrimschaft seines Herrn nach Jerusalem mit selbsterfundenen Einfällen, die nicht den geringsten geschichtlichen Grund haben, auszuschmücken sucht. Sein zweytes Werk: Ovidius christianus, ist in demselben Geschmacke gearbeitet. Die Epistolae schöpfen ihren Stoff aus den Legenden; die Fasti beschreiben die sechs Schöpfungstage; die Elegiae sind aus den Lamentationen des Jeremias genommen; aus der Ars amandi ist eine Amor Dei entstanden, und die Metamorphosen sind durch Geschichten von wundersamen Conversionen der Ungläubigen ersetzt worden.

Weiter noch auf dieser Bahn hat es schon früher der wegen seiner schönen lateinischen Schreibart selbst jetzt noch bekannte Jacobo Sannazaro (geb. 1458, gest. 1530) gebracht. Dieser in seinen übrigen Schriften sonst sehr freysinnige Mann hat in lateinischer Sprache eine Masse von Elegien, Eclogen und Epigrammen geschrieben, die größtentheils recht artig sind, und feines, gebildetes Gefühl beurkunden, während eines seiner be-

rühmtesten Gedichte: De partu Virginis, von dem allersonderbarsten Geschmacke zeigt, da in demselben profane und religiöse Dinge auf ganz monstrose Weise unter einander geworfen werden. Die Virgo sacra wird in diesem Gedichte nirgends mit ihrem Eigennamen genannt, sondern nur durch die Benennung Spes *deorum* bezeichnet. Das Geheimniß der Incarnation wird von Proteus auf prophetische Weise voraus verkündigt, und da die Spes deorum dieser Prophezeyung nicht sogleich Glauben beymessen will, so sucht sie sich, nicht in der heiligen Schrift des alten Bundes, sondern in den sybillinischen Büchern, Raths zu erholen. Ihre sie stets umgebende Dienerschaft besteht aus Dryaden, Nereiden u. dgl. m. Diese abenteuerliche Mischung zweyer so heterogener Dinge, an welcher er einen besonderen Gefallen fand, suchte er nicht bloß in seinen Gedichten, sondern selbst in seinem Hause überall, wo sich ihm Gelegenheit dazu bot, anzubringen. In einer Kapelle seines Landsitzes hatte er neben dem Altar sein künftiges Grab angebracht, dem zur Seite er zwey griechische Statuen, Apollo und Minerva, als seine christlichen Schützlinge, gestellt hatte. Obschon diese beyden Figuren mit den sie bezeichnenden Attributen versehen und jedermann als Apollo und Minerva kenntlich waren, so nahm er doch keinen Anstand, an das Fußgestelle der ersten mit großen Uncialbuchstaben den Namen David, und an das der zweyten Judith zu setzen. In seinem berühmten Schäferromane »Arcadia« herrscht dieser Geschmack ebenfalls vor, aber er muß den Leuten seiner Zeit zugesagt haben, da dieser Roman, der mit wunderbarer sprachlicher Vollendung geschrieben, aber bis zur Dürftigkeit inhaltsleer ist, das unter allen andern Büchern wohl unerhörte Schicksal gehabt hat, noch bey dem Leben seines Verfassers sechzig Auflagen zu erleben.

Auch in England hat es, selbst in den späteren Zeiten, nicht an diesen elenden Nachahmern gefehlt. Charles Churchill (geb. 1731, gest. 1764) bespottete in seinen oft mit der größten Nachlässigkeit geschriebenen Versen seine Zeitgenossen, besonders die Schauspieler, mit dem beissendsten, aber auch nicht selten mit dem gemeinsten Witze, und kein Monat verging, wo es ihm nicht einer der allzeit fertigen Scribler jener Zeit nachzumachen suchte. Der englische Juvenal lebt noch in dem Andenken seiner Landsleute, während alle jene Tausende seiner Nachahmer schon längst vergessen sind. Mit Sterne's empfindsamer Reise ging es nicht besser, nicht bloß in England, sondern auch in Deutschland. Alles wollte mitempfindeln, und seinen Gefühlen auf dieselbe Weise Luft machen. Und wo sind sie nun, diese schalen Empfindler alle! Sie sind längst schon, mit den Nachahmern des Tom Jones und des Werthers, hingewandert

die dunkle Straße, unde negant redire quenquam, und sie und ihre Werke sind der verdienten Vergessenheit übergeben. Diese Leute erinnern an die Worte des Königs Philipp von Macedonien. Ein Grieche rühmte sich vor ihm, daß er den Gesang der Nachtigall auf das täuschendste nachahmen könne, und als er sich anschickte, dieß durch die That zu zeigen, wandte sich der König von ihm ab mit den Worten: »Ich ziehe die Nachtigall selbst vor.«

Uebrigens scheint dieses Uebel bereits sehr alt zu seyn. Seneca erzählt in seinem 114. Briefe, daß der Geschichtschreiber Sallust mit seinem eigenthümlichen Style eine Art von literarischer Seuche unter die Schriftsteller Roms gebracht hatte. Alle wollten fortan nur in kurzen Sentenzen und mit ungewöhnlichen Worten schreiben. Ein gewisser Arruntius besonders, der die Geschichte der punischen Kriege beschrieb, soll dieß bis zum Lächerlichen getrieben, und daher auch den Beynamen des Affen von Sallust erhalten haben.

Auch Cicero hat eine ähnliche Art von Influenza, und zwar nicht bloß über seine nächsten Zeitgenossen ausgeübt, sondern eine, die im Grunde noch immer dauert, und die, mehr als manche von uns wissen, auf unsern Styl, selbst der besseren Schriftsteller unter den Neueren, nachtheilig eingewirkt hat. Ein gewisses sententioses und dabey doch gedehntes Wesen, ein gesuchter und daher unnatürlicher Schmuck der Darstellung, eine Verflachung der Ideen in lange, mühsam aufgebaute Perioden, die doch dem Geiste der neueren Sprachen und selbst ihrem Bau ganz entgegen sind — diese und verwandte Eigenschaften herrschen selbst in den besten Werken der Neueren vor. Er gab den ersten Ton an, und da er nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften in den Schulen fortherrschte bis zu unsern Zeiten, so klingen diese Töne für ein dafür empfindliches Ohr noch immer nach. Gewiß, unsere gesammte moderne, sogenannte schöne Literatur würde eine ganz andere und ohne Zweifel bessere geworden seyn, wenn statt den Römern, die Griechen die Lehrer des neueren Europas geworden wären, und wenn man seit den Zeiten Petrarca's statt Cicero, Xenophon in den Schulen zum Muster aufgestellt hätte. Es ist beynahe unglaublich, wie weit man, besonders in früheren Zeiten, diese Idolatrie mit Cicero getrieben hat. Einer seiner eifrigsten Anhänger war Paulus Manutius (geb. 1512, gest. 1574), einer der berühmtesten und gelehrtesten Buchdrucker seiner und aller Zeiten. Nicht eine Zeile konnte er niederschreiben, ohne sich vorher auf das Genaueste zu versichern, daß sie ganz im Geiste und mit den ipsissimis Ciceronis verbis geschrieben sey. Ganze Monate soll er

mit der Abfassung eines lateinischen Briefes an seine literarischen Freunde zugebracht haben. Auch war er es, über den sich Erasmus von Rotterdam in seiner satyrischen Schrift, die den Titel Ciceronianus führt, besonders lustig machte.

Da die Rede auf Cicero gekommen ist, so mag es nicht unangemessen erscheinen, des berühmten Montaigne's Ansichten über diesen Fürsten der Redner, wie er genannt wird, hier angeführt zu finden, um so mehr, da die Stelle aus dem Werke unseres Israeli's genommen ist, wo sie sich Vol. I. S. 58 befindet. Israeli hielt es nicht für gut, seine Meinung über diese Ansichten mitzutheilen, und so wollen auch wir dem Leser in seinem Urtheile nicht vorgreifen.

»Geradeaus zu gestehen,« sagt Montaigne, »so gefällt mir seine Manier zu schreiben eben so wenig, als die aller seiner langgestreckten und vielfach gewundenen Nachahmer, selbst die besten unter ihnen nicht ausgenommen. So oft Cicero etwas vortragen will, nehmen die Vorreden, Einleitungen, Definitionen, die Divisionen und Subdivisionen den größten Theil des Vortrags weg, und was immer noch von eigentlichem Mark und Leben in der Sache stecken mag, wird durch diese Vorbereitungen entnervt und weggewaschen. Wenn ich eine ganze volle Stunde mit seiner Lectüre zugebracht habe, was mir meistens schwer genug fällt, und wenn ich dann zusehen will, was ich denn etwa dadurch gewonnen habe, und worin der Kern, die Substanz des Gelesenen besteht, so finde ich meistens nichts, als eitel Wind. Für mich, der ich durch Bücher eigentlich nur ein bischen gescheidter, nicht gelehrter oder beredter werden möchte, sind alle diese logischen oder aristotelischen Disquisitionen von ganz und gar keinem Nutzen. Ich möchte gern, so auf den ersten Griff, gute und haltbare Dinge lernen. Einen solchen Vortrag wünschte ich, der gleich seine volle Ladung auf das innerste Herz meiner Zweifel abschießt: der seine aber geht matt um diese Zweifel herum, und sucht nur meine Erwartung immer noch weiter hinauszuschieben. Das mag gut genug seyn für die Schule, für den Gerichtshof, für die Kanzel, aber nicht für Männer, die nur lernen und einer Sache gleich auf den Grund gehen wollen. Der gute Alte, meine ich, mag wohl recht viel sogenannte Gelehrsamkeit, aber nur wenig eigentliches philosophisches Talent besessen haben. Er war ohne Zweifel ein sehr guter römischer Bürger, ein artiger Gesellschafter, ein witziger Kopf, aber sein Schiffchen ging nicht tief, und er selbst war ganz entsetzlich eitel. Wie wäre es nur sonst möglich gewesen, seine elenden Verse ins Publicum zu schicken. Ich verzeihe es ihm, daß er schlechte Verse machte, aber ich kann es ihm nicht verzeihen, daß er nicht einmal einge-

sehen hat, wie schlecht sie sind, da er sie sonst gewiß bey sich behalten hätte. Was aber seine Beredsamkeit betrifft, so ist diese über alles Lob erhaben, und vielleicht noch von keinem andern Menschen erreicht worden.« — So weit Montaigne. Unser Autor läßt diese Betrachtungen zur Seite liegen, und wendet seine Blicke auf eine ganz andere Seite des Mannes, nämlich auf die witzigen Einfälle, durch die sich Cicero bey seinen Zeitgenossen so bekannt gemacht hatte. Sie müssen von großem Werth gewesen seyn, da selbst ein Cäsar es nicht unter seiner Würde fand, diese Einfälle sorgfältig zu sammeln. Ewig schade, daß diese Sammlung nicht auf uns gekommen ist. In der That sind nur sehr wenige derselben erhalten worden, da sie mehr dem Gespräche und der Conversation, als den eigentlichen Schriften angehören. Zu einem Senator, der der Sohn eines Schneiders war, und auch einmal einen guten Einfall gehabt haben mag, sagte er: Eheu, rem acu tetigisti, und dieser Witz hat sich seit achtzehn Jahrhunderten als ächtrömisches Sprichwort erhalten. Zu einem anderen, dem Sohne eines Koches, sagte er, indem er ihm seine Patrocinanz ankündigte: Ego quoque tibi jure favebo. Die Alten sprachen nämlich höchst wahrscheinlich beyde Worte, quoque und coce, wie ko-ke aus, und auch das jure involvirt eine Zweydeutigkeit, da jure favere eben so gut heißen kann: »mit Recht begünstigen,« als auch: »mit einer guten Brühe aufwarten.« — Als ein Sicilianer, der in dem Verdachte stand, ein Jude von Geburt zu seyn, sich des nichtswürdigen Verres annehmen wollte, schrie ihn Cicero an: »Was hat ein Jude mit Schweinefleisch zu thun?« Quid Judaeo cum Verre negotii est? — Verres heißt nämlich auch ein verschnittener Eber.

Eine Vorrede, sagt der Verf. in einem anderen Kapitel, ist der Eingang zu einem Buche. Man sollte daher dafür sorgen, daß der Eingang die Fremden einlade in das Haus zu treten, da man von dem Vorzimmer auf die übrigen zu schließen pflegt. Gewöhnliche Leser überschlagen diese Vorreden meistens, aber sehr mit Unrecht. In gar vielen Büchern ist die Vorrede mehr werth, als das ganze übrige Buch, und gewöhnlich hat sie der Verfasser des Werks, wenn er nicht ganz zu den mittelmäßigen gehört, mit besonderem Fleiße ausgearbeitet. Selbst viele schlechte Bücher haben Vorreden von sehr berühmten Männern erhalten, wodurch ihre Autoren ihr Schiffchen flott zu erhalten suchten. Cicero schrieb an seinen Freund Atticus, daß er eine ganze Sammlung von solchen Vorreden und Einleitungen besitze, die er bey seinen Arbeiten gar oft und immer mit Nutzen zu Rathe ziehe. Eine gute Vorrede ist das beste Mittel, den

Leser auch in gute Laune und in die rechte Stimmung zu versetzen, wie ein guter Prolog für ein Schauspiel, eine gute Symphonie für eine Oper. Die Italiener nennen die Vorrede la salsa del libro, die Soße des Buchs, und in der That, wenn sie gut ist, erregt sie auch die Lust, die eigentliche Speise, das Buch selbst, zu genießen. Es ist übrigens nicht immer so leicht, eine wahrhaft gute Vorrede zu machen. Es gibt berühmte Autoren, die viel eher ein dickes Buch, als eine kurze Vorrede gut machen konnten, und wieder andere, die wohl recht niedliche Vorreden, aber kein gescheidtes Buch machen können. Es ist oft recht unterhaltend zu sehen, wie dick der eine Autor in seiner Vorrede thut, und wie dünn sich wieder der andere zu machen weiß. Mancher der letzten kann von seinen geringen Verdiensten mit so pietistischer Demuth sprechen, als wenn er besorgte, die Leser möchten zerschmelzen, wenn er sich ihnen in seinem ganzen Lichte zeigen wollte. Andere spielen den Enthusiasten für die Wissenschaft, da sie doch nur des lieben täglichen Brotes wegen schreiben, und wieder andere suchen ihre moralische Backside, die Niemand gern ohne Noth zeigt, so gut als sie nur eben können mit der Culotte des äußern Anstandes zu verstecken u. s. w. Alles dieses ist für einen verständigen Leser oft sehr interessant.

In dem Kapitel von der Erfindung der Buchdruckerey bemerkt unser Verf. mit Recht, daß man sich verwundern muß, sie nicht schon von den alten Römern ausgeführt zu sehen. Wir besitzen mehrere Thongeschirre derselben, auf deren Außenseite ganze Worte mit unbeweglichen Lettern, gleich unseren Stereotypen, aufgeprägt erscheinen. Wie war es möglich, bey dieser Sache, die ihnen täglich, selbst im gemeinen Leben, vorkam, nicht noch einen einzigen kleinen Schritt weiter zu gehen, und die Buchstaben, die sie auf Thon oder auf ein anderes Metall abdrucken wollten, von einander abzusondern? Fürchtete der Senat den Mißbrauch der Sache, oder wollte man, wie dieß der Fall bey der Einführung der Buchdruckerey in Konstantinopel war, das große Heer der Abschreiber nicht aufregen, da dasselbe dadurch um seinen Nahrungszweig gebracht worden wäre? — Gewiß ist nur, daß in allen Schriften, die uns die Alten hinterlassen haben, auch nicht der leiseste Wink enthalten ist, der sich auf eigentliche Buchdruckerey, wie wir sie jetzt kennen, deuten ließe. Uebrigens haben wir in unserer Literaturgeschichte Beweise genug, wie langsam und mühselig der menschliche Geist in seinen Entdeckungen und überhaupt in der Erkenntniß der Wahrheit fortschreitet. Ce n'est jamais, sagt Lagrange in seiner Geschichte der Hydrodynamik, par les routes les plus simples ou

les plus directes, que l'esprit humain parvient aux vérités, de quelque genre qu'elles soient.

Weniger bekannt in Deutschland ist die vielleicht ungegründete, aber von dem Verf. sehr positiv dargestellte Nachricht, daß Faust und Guttenberg, um ihre ersten großen Auslagen wieder hereinzubringen, vorzüglich die Bibel sehr häufig abdruckten, und diese gedruckten Bücher als Manuscripte zu verkaufen suchten. Sie fanden es als in ihrem Interesse, ihre Erfindung, so lang sie konnten, zu verheimlichen, und das Volk war von jeher nur an Manuscripte gewöhnt. Sie verkauften aber ihre Exemplare zu 60 Kronen, während die Abschreiber für ein sauber geschriebenes Manuscript gegen 500 zu fordern pflegten. Dieß erregte bald eine allgemeine Verwunderung, und zwar um so mehr, als diese sogenannten MS nur wenige Tage nach ihrer Bestellung, und später selbst noch um niedrigere Preise, geliefert wurden. Der Aberglaube jener Zeiten verfiel daher auf den Verdacht der Zauberey und unnatürlicher Mittel, deren sich diese Leute bedienen müßten, um so unglaubliche Dinge hervorzubringen. Die beyden Unternehmer wurden angefeindet, und endlich vor der Obrigkeit förmlich verklagt. Man durchsuchte ihre Wohnungen, und fand eine große Anzahl dieser vermeintlichen Copien daselbst vorräthig liegen. Die rothe Farbe, mit welcher die Initialbuchstaben gedruckt waren, wurden als mit dem Blute Faust's gedruckt erklärt, und dies Blut sollte er dem bösen Feinde verschrieben haben. Die heftigsten Anklagen dieser Art gegen ihn hatten in Paris Statt, wo er auch die meisten seiner Bibeln abgesetzt hatte, und er fand sich am Ende gezwungen, dem Parlamente, das ihm schon mit dem Scheiterhaufen drohte, sein Geheimniß zu enthüllen.

Wenn diese Kunst in der Zeit ihrer Kindheit noch sehr unvollkommen war, so erfreute sie sich dafür eines Vorzugs, dessen unsere heutigen Werke leider nur zu oft entbehren müssen. Es ist wahrlich bewunderungswürdig, mit welcher Correctheit die Werke gedruckt worden sind, die etwa ein halbes Jahrhundert nach der eigentlichen Erfindung dieser Kunst erschienen. Die vorzüglichsten Gelehrten der Zeit geizten förmlich nach der Ehre, Correctoren irgend eines geschätzten Buches zu werden. Berühmte Aerzte, Juristen, selbst Bischöfe bewarben sich um dieses Amt, und so kam die Sitte auf, nächst dem Autor und dem Drucker, auch noch den Corrector auf dem Titel des Werkes zu nennen, und die Preise derselben stiegen mit den Verdiensten des letzteren. Diese Preise der besser gedruckten Werke waren übrigens öfter unmäßig hoch. Papst Leo X., selbst ein wissenschaftlich gebildeter Mann, ertheilte dem Aldus Manutius ein Privile-

gium, vom Jahre 1553 datirt, die Schriften des Varro abzudrucken, aber in dem Privilegium war die Bedingung angegeben, daß er das Werk, zum Besten der Leser, um einen gemäßigten Preis verkaufen müsse. Einer der correctesten Buchdrucker war Robert Stephanus, der seine Aushängebogen an den öffentlichen Plätzen der Stadt ausstellte, und jedem eine ansehnliche Belohnung gab, der ihm einen Druckfehler in denselben anzeigte. Plantinus, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, verdankte seinen großen literarischen Ruf vorzüglich den sehr correcten Werken, die aus seiner Druckerey hervorgingen. Das Gebäude, welches er dazu erbaut hatte, wurde als die Zierde der Stadt Antwerpen, als ein neues Weltwunder angestaunt. Man sah hier eine zahllose Menge von Pressen, gegossene Buchstaben für alle bekannte Sprachen, eigene Schriftgießereyen und selbst Papiermühlen, alles in demselben Hause vereinigt. Die drey Manutii in Italien sahen nicht sowohl auf äußere Schönheit, als auf Correctheit ihres Drucks, und alle drey haben sich auch als berühmte Gelehrte ausgezeichnet. Von den heutigen Buchdruckern wird man dieß wohl nur selten zu rühmen haben, da sie zu Kaufleuten und öfter sogar zu bloßen Handwerkern herabgesunken sind. Damals wurde eine Ausgabe vorzüglich deßhalb geschätzt, weil sie aus der Presse eines Aldus Manutius oder eines Stephanus kam, so wie man auch wohl jetzt noch in England diejenigen Ausgaben für die besten hält, die aus der Officin von Bowyer oder Dodsley hervorgegangen sind. Pelisson erzählt in seiner Geschichte der Pariser Akademie der Wissenschaften, daß Camusat zum Buchhändler dieser Akademie ernannt worden sey, aus der Ursache, weil aus seinen Pressen durchaus nur geschätzte Werke hervorgingen. Camusat hatte selbst eben so viel Geschmack als wissenschaftliche Kenntnisse, und er ließ nie ein Werk bey sich drucken, von dessen innerem Werthe er nicht überzeugt war. Die jüngern Studierenden wendeten sich nur an ihn, wenn sie nützliche und gute Bücher kaufen wollten, weil sie versichert waren, in seinem Laden kein mittelmäßiges zu finden. Der Name seines Verlegers war zugleich das beste Zeugniß seiner innern Güte. — Welchen Nutzen könnte ein Mann dieser Art für die Jugend, für die ganze künftige Generation stiften. Alle besseren Köpfe der Nation, die sich fühlen, würden sich um ihn drängen, und man würde es für eine Ehre halten, in seinem Büchercataloge zu erscheinen. Aber dazu ist wenig Hoffnung in unseren Tagen, wo man viel mehr auf Gewinn als auf Ehre sieht, und wo schwer zu entscheiden ist, was bey so vielen neueren Büchern das Schlechteste seyn mag, die Lettern, die Farbe, das Papier, der Buchdrucker oder der Corrector,

oder endlich das Buch selbst. Denn es ist ein wahrer Jammer, alle diese Mißgeburten von Büchern zu sehen, die mit jeder Messe zur Welt befördert werden, und von denen die wenigsten auch nur wieder die nächste Messe zu erleben bestimmt sind. Es scheint, daß man in unsern Tagen mit einer Negligenz ans Bücherschreiben geht, die man sich nicht einmal im bloßen Gespräche mit einer nur etwas honetten Gesellschaft erlauben sollte. Unwissenheit auf der einen und Schulfuchserey auf der andern Seite drängen sich zu dem Throne der Gelehrsamkeit und des Geschmacks, und unbärtige Jungen, die nichts gelernt haben und nichts lernen wollen, treten als Lehrer der Nation auf. Dafür ist aber auch die Waare, die sie zu Markte bringen, ganz ihrer Urheber würdig, und es ist kein Wunder, wenn diese Waare endlich so verschrieen wird, daß sich kein ehrlicher und gescheidter Mann mehr damit abgeben mag. Schon gehören allbereits die meisten unserer neuesten Bücher zu den sonderbarsten, wunderlichsten Dingen in der Welt. Sie werden gedruckt von Leuten, die sie nicht verstehen; gekauft und gebunden von Leuten, die sie nicht verstehen; gelesen und recensirt von Leuten, die sie nicht verstehen; und nun gar auch geschrieben von Leuten, die sie nicht verstehen.— Doch genug von dieser verhaßten Sache, damit sie nicht, denn an Stoff dazu könnte es nicht fehlen, Gelegenheit zu einem neuen Buche gebe, wodurch am Ende das Uebel nur noch ärger werden möchte.

Interessant und lehrreich zugleich wäre es, wenn man in der Biographie eines jeden ausgezeichneten wissenschaftlichen Mannes hinzufügen könnte, wie und durch welche erste Veranlassung er zu dem Geschäfte gekommen ist, durch welches er sich seinen Ruhm in der Literärgeschichte erworben hat. Hier nur einige kurze Andeutungen. — Man weiß, wie Gibbon dazu kam, seine unsterbliche Geschichte of the decline and the fall of the roman empire zu schreiben. Er saß eines Abends müßig auf den Stufen des Capitols in Rom, die Ruinen der alten Stadt vor sich, als eine Prozession von Mönchen, heilige Lieder singend, zu seinen Füßen vorüberzog. Der Contrast der beyden Dinge, der alten und der neuen, erregte in ihm die erste Idee, die Geschichte von jener zu verfassen, und sich dadurch gleichsam für die Unbild zu rächen, die er kurz zuvor im Parlamente zu London erfahren hatte, wo er mit seiner maiden-speech durchgefallen war. Einer der schlechtesten Redner Englands wurde, par dépit, der erste Geschichtschreiber desselben. — Ein bloßer blinder Zufall machte Moliere zu dem, was wir jetzt noch, und wahrscheinlich immer an ihm bewundern. Sein Großvater liebte das Theater, und nahm den Enkel oft mit sich, wenn er es besuchte.

Der Vater sah dieß ungern, da sich der junge Mensch ohnehin zum Müßiggange hinneigte. »Was wird endlich aus dem Burschen werden,« sagte er einstmal aufgebracht zu dem Großvater, »wohl gar noch ein Schauspieler.« — Wollte Gott, entgegnete dieser, ein solcher, wie Montrose ist: ich würde stolz auf meinen Enkel seyn. — Der Junge hörte und merkte diese Worte, die sich tief in sein Inneres gesenkt hatten. Nach einigen Monaten verließ er die Tapetenhandlung seines Vaters, und wandte sich fortan ganz der Bühne zu. Jenen Worten verdanken wir den größten Schriftsteller, der vielleicht je im komischen Drama erschienen ist.

Tycho Brahe wurde durch eine Sonnenfinsterniß zum Astronomen, und Newton, wie man erzählt, durch einen von dem Baume gefallenen Apfel zum Entdecker der allgemeinen Gravitation gemacht. — Corneille war ein Rechtsgelehrter, und lebte ganz in seinen Prozessen. Erst gegen sein dreyßigstes Jahr wurde er plötzlich verliebt. Da er seine Göttin nicht oft genug sprechen konnte, so gingen häufig Briefchen hin und her. In einem derselben fiel es ihm ein, Verse zu machen. Sie gelangen, ein vertrauter Freund lobte sie, und er fühlte, wie leicht sie ihm geworden waren. Er hatte sich selbst von dieser Seite noch nicht kennen gelernt. Aber in wenigen Monaten darauf schrieb er seine **Melite**, und nach diesem Drama alle seine übrigen unsterblichen Werke. — Jean Jeaques Rousseau war in seinem achtzehnten Jahre seinem Meister, einem Uhrmacher, dessen Geschäft er langweilig fand, davon gelaufen. Nach manchem überstandenen Abenteuer beschloß er, eine Reise nach Paris zu machen. Sein erster Gang in dieser Stadt war zu Diderot, den er aus einigen seiner Schriften kannte, und der damals, einer dieser Schriften wegen, in der Bastille saß, eine Auszeichnung, die sich in jener Zeit jeder Schriftsteller erwerben mußte, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Diderot erkannte bald das Talent des jungen Mannes, und rieth ihm, sich von seinem bisherigen müßigen Leben ab, und zur Beschäftigung hinzuwenden. Rousseau bekannte seine Unwissenheit, und bat ihn, die Art dieser Beschäftigung näher anzugeben. Diderot schlug ihm zu diesem Zwecke die Beantwortung der Preisfrage vor, welche die Akademie zu Dijon vor Kurzem über den Nutzen der Wissenschaften aufgegeben hatte. Und wie wollen Sie diese Frage beantworten, sagte er, als Rousseau sich dazu willig zeigte. Nun ich werde, fing der junge Mann in jugendlicher Begeisterung an, von den Vortheilen, welche die Wissenschaften für das Glück der Einzelnen und der Staaten, für die Sitten — — Das ist die große Heerstraße, fiel ihm Diderot ins Wort, auf der alles

Vieh einherzieht: nein, umgekehrt, Sie müssen das Verderben, das Elend und all den Gräuel schildern, den Cultur und Wissenschaft über die Menschen gebracht hat, und je ärger Sie es machen, desto mehr können Sie Ihres Erfolges gewiß seyn. Rousseau lächelte anfangs ungläubig, ging sinnend nach Hause, überlegte die Sache besser, und folgte endlich seinem Rathe. Die Preisschrift wurde gekrönt, und der Ruhm des jungen Autors war gegründet, so wie der paradoxe Character, den er späterhin als öffentlicher Schriftsteller so glänzend entwickelt hatte, durch denselben Zufall für immer entschieden war.

Es sey uns erlaubt, hier die Weise anzuführen, auf die unser Mendelsohn zum Schriftsteller geworden ist. Er war ein armer Jude von nahe zwanzig Jahren, und lebte als Erzieher einer ebenfalls unbegüterten jüdischen Familie in Berlin. Seine Verhältnisse erlaubten ihm kaum, einige der nothwendigsten Bücher anzukaufen, und noch weniger sie fleißig zu studieren, da er den ganzen Tag mit Unterricht über den Talmud zubringen mußte. Er benützte daher die Nächte zu seiner eigenen Ausbildung, und brachte dieselben großentheils in einer Dachstube unter seinen wenigen Büchern zu. Da um diese Zeit Lessing zufällig in das Haus kam, und da Mendelsohn bald gehört hatte, daß jener eine große Bibliothek besitze, so wagte er es, ihn um einige Bücher zu bitten. Lessing gab ihm, ohne eben auf ihn und seine geistigen Bedürfnisse sehr zu achten, eine Schrift des bekannten Christlob Mylius, die kurz vorher herausgekommen war, und eben auf seinem Tische lag. — Lesen Sie das Ding, sagte Lessing, und sagen Sie mir, wenn Sie es wieder zurückbringen, Ihre Meinung darüber. Mendelsohn ging nach Hause, las die Schrift wiederholt durch, und je länger er las, desto unzufriedener wurde er damit. Es waren philosophische Betrachtungen über verschiedene Naturgegenstände in dialogischer Form abgefaßt. — Nachdem er die Sache lange genug von allen Seiten betrachtet hatte, wollte er eine Art von Kritik darüber schreiben, um sie dann Lessing vorzulegen. Allein, so oft er dieselbe auch anfing, er kam damit nicht zu Stande, und so entschloß er sich endlich, um doch vor seinem Gönner nicht mit leeren Händen zu erscheinen, die ganze, übrigens nur einige Bogen haltende Schrift umzuarbeiten, und den Gegenstand so vorzutragen, wie er glaubte, daß er vorgetragen werden solle. Als er sein Manuscript vollendet und rein abgeschrieben hatte, wiederholte er seinen Besuch bey Lessing, in der Erwartung, daß dieser seine Gabe sehr gut aufnehmen, und wohl auch sogleich lesen werde. Allein der Erfolg entsprach seinen Wünschen nicht. Lessing lächelte, als er ihm seine Umarbeitung des Mylius

übergab, hieß ihn dieselbe nur dort auf den Tisch legen, und sprach dann sehr eifrig über einige talmudistische Gegenstände, über welche er von dem jungen Juden Aufklärung zu erhalten hoffte und auch erhielt. Er entließ ihn am Ende eines langen und eifrigen Gespräches sehr freundlich, belud ihn mit einer Masse neuer Bücher, und hieß ihn bald wieder kommen. — Als Mendelsohn ihn nach einigen Monaten zum dritten Male besuchte, fand er ihn einer leichten Kränklichkeit wegen im Bette liegen, und mehrere Tische im Zimmer hochauf mit Büchern aller Art beladen. Mendelsohn gab dankend die erhaltenen Bücher zurück, und bat um neue. Heute kann ich, sagte Lessing, Ihnen nur eines geben, das Sie aber wohl gern näher ansehen werden. Suchen Sie dort in der Ecke des Tisches, setzte er hinzu, und beschrieb ihm den Einband des Buches. Mendelsohn fand und öffnete es, und erblickte seinen Namen auf dem Titelblatte. Es war das letzthin gebrachte Manuscript, das Lessing für so gut hielt, daß er es sogleich dem Drucke übergab. — Mendelsohn erschrack vor Freude und vor Furcht. Er wollte für die Ueberraschung, die ihn entzückte, danken, und drückte zugleich seine ängstliche Besorgniß aus, daß es nicht vollendet genug wäre, daß er, wenn er dieß gewußt hätte, es gern besser gemacht, und mit viel mehr Fleiß ausgearbeitet hätte, daß er nun besorge — Lassen Sie das, sagte Lessing, wenn das Buch nicht gut wäre, hätte ich es nicht drucken lassen. — Der Jüngling nahm, überwältigt von seinen Gefühlen, stumm seinen Abschied, eilte nach Hause in seine finstere Dachstube, und weinte hier seine Freude in einen Strom von Thränen aus. Dieß war die Stunde seiner Weihe, wie er selbst oft noch in späten Jahren erzählte. Dieß war der heilige Augenblick, wo er der Wissenschaft und seinem vielgeliebten Lessing ewige Liebe schwur, und wir wissen alle, wie er seinen Schwur gehalten hat.

La Fontaine, der berühmte Fabeldichter, war 22 Jahre alt geworden, und hatte noch immer nichts gelernt. Nicht einmal zu einem Handwerke, wozu ihn endlich die Aeltern bestimmen wollten, schien er brauchbar zu seyn. Da fielen ihm eines Tages zufällig einige Gedichte von Malherbes in die Hand. Er las sie und las sie wieder, und las die ganze Nacht, und am folgenden Morgen vertiefte er sich in den benachbarten Wald, diese Gedichte, die er bereits auswendig wußte, den Vögeln oder den Dryaden mit einem Entzücken vorzusagen, das ihm bisher ganz fremd gewesen war, und das ihn seit diesen Tagen nie mehr verließ.

Der junge Bonnet sah in seinen ersten Studienjahren Réaumur's Geschichte der Insecten auf dem Tische seines Pro-

fessors liegen. Er blätterte darin, und fühlte sich von dem Gegenstande angezogen. Da seine Bitte, das Buch nach Hause nehmen zu dürfen, abgeschlagen wurde, entzündete sich seine Begierde, Dinge dieser Art näher kennen zu lernen, bis zur Leidenschaft. Er suchte alles zusammen, was mit Naturgeschichte jeder Art in Verbindung stand, und von diesem Augenblicke an war seine Bestimmung als Naturforscher entschieden. Dr. Franklin erzählte noch in seinem Alter mit Wohlgefallen, wie er auf eine ähnliche Art die Richtung seines Geistes, durch die er sich später so sehr auszeichnete, durch De Foe's Werk: »Essay on Projects,« schon in der frühesten Jugend erhalten hatte.

Die Geschichte der Entstehung und des frühen Untergangs der Port-Royal-Société in Paris, die so viel zur wissenschaftlichen Bildung Frankreichs beygetragen hat, wird hier von unserm Verf. zwar nur kurz, aber mit treffenden Zügen geschildert. Im Jahre 1637 verließ Le Maitre, damals erst 28 Jahre alt, den Advocatenstand, in dem er sich als Conseiller d'Etat bereits einen berühmten Namen gemacht hatte, und eben so sein Bruder, de Sericourt, den Militärstand, um sich mit einigen Freunden in ein kleines Haus von Paris, das Port Royal genannt, zurückzuziehen, und da ganz den Wissenschaften zu leben. Unter diesen Freunden waren die ausgezeichnetsten de Sacy, St. Elme, Valmont, Arnauld und Nicolle. Die beyden letzten sind die gemeinschaftlichen Verfasser der »Logique ou l'art de penser,« die durch die Klarheit und Bestimmtheit ihres Vortrags so viel Aufsehen gemacht, und die Bildung des besseren Theils des Volks in einem so hohen Grade befördert hat. Arnauld hatte sich früher durch seine Vertheidigung der Sache Heinrich's IV. und bald darauf durch seine meisterhafte Schrift zum Schutze der Pariser Universität ausgezeichnet, wodurch er sich den Haß der Jesuiten zugezogen hatte. Seine zwanzig Kinder bildeten den Stamm der Anhänger des Jansenismus, der größten Gegner der Jesuiten. Diese zwangen endlich durch ihre Verfolgungen jenes Häufchen, Paris zu verlassen, und sich in der Nähe dieser Hauptstadt, auf dem Lande, in einem eigenen Hause niederzulassen, das fortan Port Royal des champs genannt wurde. Die hier versammelte Gesellschaft hatte weder Regeln, noch Vorschriften, noch irgend eine Art von Statuten. Wissenschaftliche Untersuchungen, Gebete und Handarbeiten aller Art waren ihre einzigen Beschäftigungen. Bald widmeten sie sich auch der öffentlichen Erziehung, und bildeten um sich herum auf dem Lande andere kleinere Akademien, der ersten Stammgesellschaft ähnlich, deren Vorgesetzte die ausgezeichnetsten Männer Frankreichs geworden sind, da man es bald für eine hohe Ehren-

sache hielt, dieser Vereinigung anzugehören. Die Geburt gab hier keine Auszeichnung, und alle Mitglieder waren, als solche, einander völlig gleich. Als die Herzogin von Longueville, die lange an der Spitze der Politik Frankreichs gestanden hatte, auch in diese Gesellschaft trat, und derselben einen großen Theil ihres beträchtlichen Vermögens gewidmet hatte, erweiterte sich das Schloß von Port royal des champs, und der Wohlstand der Versammlung nahm seitdem mit jedem Jahre zu, so wie der wohlthätige Einfluß, der sich von ihr über das ganze Land verbreitete. Der gelehrte D'Andilly, der Uebersetzer des Flavius Josephus, ließ sich auch hier nieder, und widmete seine von den Studien freye Stunden der Baumzucht, die er in den weitläufigen Gärten der Akademie zu einer früher unbekannten Vollkommenheit brachte. Das Obst von Port-Royal galt durch ganz Frankreich sprichwörtlich als das beste und schönste. Viele Große, ganze angesehene Familien traten in die Gesellschaft, oder erbauten sich wenigstens Landhäuser in der Nähe von Port-Royal, um die ausgezeichneten Männer und Frauen, die sich hier mit jedem Tage in großerer Anzahl versammelten, öfter sehen und sprechen zu können. Hier erhielt auch Racine seine Erziehung, und, die hier empfangenen Wohlthaten dankbar erkennend, drückte er noch in seinen letzten Augenblicken den heißen Wunsch aus, daselbst begraben zu werden, um hier neben seinem Lehrer und Meister Arnauld zu liegen, den die Verfolgungen seiner Feinde gezwungen hatten, sein Vaterland zu verlassen, und in der Fremde zu sterben, dessen Herz aber in den Gärten der Akademie in einer Urne beygesetzt war. Auch Anna von Bourbon, eine Prinzessin aus königlichem Geblüte, trat in diese Gesellschaft, und blieb bis an ihren Tod i. J. 1679 die kräftige Beschützerin des immer schöner aufblühenden Vereines. Aber dieser Tod war zugleich das Signal zu dem des Instituts selbst. Die oben erwähnten Feinde desselben brachen, da sie die mächtige Beschützerin nicht mehr fürchten durften, mit verdoppelter Wuth über diese Anstalt aus, und begnügten sich nicht eher, bis die Gesellschaft in alle Winde zerstreut, und ihre Gebäude der Erde gleich gemacht waren. Exinanite, exinanite ea usque ad fundamentum, schrieen sie in ihren Versammlungen, nachdem sie von dem Hofe die Erlaubniß erhalten hatten, die Gesellschaft aufzulösen. Selbst die Fundamente der Mauern mußten aus einander geworfen werden; die Todten wurden aus ihren Gräbern gerissen, und Hunde zerrten die zerfetzten Leichentücher in den Gärten umher. Selbst die vielen Kupferstiche wurden vernichtet, durch welche man früher die Gärten und Gebäude der Akademie im Andenken der Nachwelt erhalten wollte, alles aus dem Grunde,

weil, wie ihre Gegner sich ausdrücken, die Schulen von Port-Royal die eigentlichen Mistbeete der Ketzerey seyn sollten.

Auf seiner Flucht vor diesen Feinden verbarg sich Arnauld lange Zeit verkleidet in einem Dorfe der Herzogin von Longueville, die damals in dem Schlosse des Dorfes wohnte. Er wurde hier vom Fieber befallen, und fragte den neben seinem Bette stehenden Leibarzt der Herzogin, was es Neues in der Welt gebe. — Man spricht viel, sagte dieser, von einem neuen Buche des Port-Royal, das einige dem Arnauld, andere dem Sacy zuschreiben: aber es wird's wohl der erste seyn, denn der andere schreibt lange nicht so gut. — Wie, mein Herr, schrie Arnauld, aus dem Bette aufspringend, und seine bisherige Rolle so wie seine gefährliche Lage vergessend: glauben Sie immer, mein Herr, daß mein Neffe Sacy noch viel besser schreiben kann, als ich selbst. — Der Arzt betrachtete seinen Patienten mit verwundernden Augen, und eilte von ihm zur Herzogin, ihr zu sagen, daß der Kranke nicht gefährlich darnieder liege, vorausgesetzt, daß ihn kein Fremder zu sehen bekomme, und daß er selbst reinen Mund halten wolle. — Die Herzogin erschrack, und ließ Arnauld sofort auf ein Zimmer ihres eigenen Schlosses, ganz in ihrer Nähe, bringen, wo sie ihm bey seinem Eintritt erklärte, daß sie von nun an ihn selbst und allein bedienen wolle. Sagen Sie, was Sie brauchen, hier diesem alten, treuen Diener, er wird mir es sogleich wieder sagen, und bringen werde ich es selbst. — Späterhin, als die größten Gefahren für Arnauld sich verloren hatten, er selbst aber doch nicht zurück zu kommen wagen durfte, schrieb er seinem Freunde Nicole, ihm bey der Abfassung seines neuen Werkes zu helfen. Diese Schrift sollte ebenfalls wieder gegen seine Verfolger gerichtet seyn. Nicole war durch die bisher ausgestandenen Leiden bereits matt und müde geworden, und wünschte, seine letzten Tage in Frieden zu verleben. »Wir sind jetzt beyde alt geworden,« schrieb er ihm zurück, »und es ist Zeit, däucht mich, endlich einmal auszuruhen.« — Auszuruhen, entgegnete Arnauld, o mein guter, alter Freund, bleibt uns nicht eine ganze Ewigkeit zum Ausruhen übrig? — Dieser Zug ist nicht nur ihm, sondern den meisten seiner Nachkommen durch mehrere Generationen characteristisch geblieben, und noch ein Jahrhundert nach seinem Tode erkannte man mehrere seiner Verwandten an denselben Gesinnungen.

Die Dichtkunst der Spanier unterscheidet sich bekanntlich vor der aller andern Europäer durch eine glühende Imagination und durch so kühne Bilder, daß sie die kühleren Nordländer oft nur lächerlich finden, während die Spanier selbst sie für sehr

natürlich halten. Offenbar ist daran ihre frühere enge Bekanntschaft mit den Arabern und Mauren schuld, deren Dichtkunst von jeher an diesem Fehler, wie es uns wenigstens scheint, gelitten hat. Hier nur einige Beyspiele aus den ersten spanischen Dichtern. — Lopez de Vega beschreibt eine am Gestade des Meeres über den Verlust ihres Geliebten weinende Schäferin auf folgende Weise:

Y el mar como imbidioso
A tierra por las lagrimas salia,
Y alegre de cogerlas
Las guarda en conchas, y convierte en perlas.

»Die Wogen des Meeres kommen lechzend ans Gestade, die Thränen der Schäferin aufzusammeln, um sie in Muscheln aufzubewahren, und dann in Perlen zu verwandeln.« — Villegas spricht einen Fluß mit den Worten an: O du, der du mit Silberflossen auf Goldsand hinläufst. Derselbe will einem Freunde die Glut seiner Liebe malen: Lege deine Hand auf meine Brust, ruft er aus, wenn du an der Macht von Lydia's Auge zweifelst: fühle her, und du wirst mein Herz zu Asche verbrannt finden. — Um den Reichthum und die Abwechslung der Töne in dem Gesange einer Nachtigall auszudrücken, sagt er, daß dieser Vogel hunderttausend Nachtigallen in seiner Brust habe, die bald eine nach der andern, bald wieder alle zugleich aus ihm singen. In seiner Ode an den Fluß von Madrid, der bekanntlich ein sehr erbärmlicher Bach ist, nennt er ihn den Herzog der Ströme und den Viscount der Flüsse: Duque de Arroyos y Visconde de los Rios. Ein anderer Spanier, der diesen Fluß besser kennt, sagt von ihm, daß er im Sommer größtentheils austrockne, wo dann der Mançanares dem verdammten reichen Manne gleicht, der in der Hitze der Hölle nach einem Tropfen Wasser schmachtet. Dem ungeachtet schwillt er im Frühjahre, wenn der Schnee der Gebirge schmilzt, oft zu einer bedeutenden Größe an, wo er dann die beyderseitigen Ufer weit und breit überschwemmt. Aus dieser Ursache ließ Philipp II. eine ungeheure Brücke von eilfhundert Fuß Länge über ihn bauen. Ein spanischer Landbewohner, der diese Brücke im Sommer passirte, konnte nicht begreifen, warum sie so lang sey, und meinte, das dafür ausgelegte Geld wäre besser verwendet worden, wenn man damit für die armen Madrider Wasser gekauft hätte.

Daß die Gelehrten im Umgange und in der Conversation meistens eine schlechte Rolle spielen, ist eine längst bekannte Sache. So mancher Autor erscheint in seinem Buche als das wahre Licht der Welt, und in der Gesellschaft als ein unbeholfener Klotz, aus dem man, mit allem Stahl der Erde, keine Funken

ziehen kann. Der große Peter Corneille, der die Helden in seinen dramatischen Stücken so wohl zu malen verstand, hatte in seinem Aeußeren und in seiner ganzen Persönlichkeit durchaus nichts, was auf dieses sein hohes Talent schließen lassen konnte. Seine Conversation war so geschmack- und inhaltleer, daß sie Gähnen erregte. Er konnte nicht einmal die Sprache, in der er doch so meisterhaft schrieb, correct sprechen, und behielt noch immer das Patois seiner ersten Jugend bey, wie er es auf dem Dorfe gelernt hatte. Als ihm einst seine Freunde dringend zuredeten, sich doch von diesen gemeinen Fehlern los zu machen, sagte er ihnen lächelnd: Ey was, ich bin deßhalb doch der große Corneille. — Descartes, der seinen Geist in der Einsamkeit des Studierzimmers ausgebildet hatte, war in der Gesellschaft stummer, als ein Fisch. Die Natur hatte ihm, wie man sagte, ihren Tribut in lauter schweren Goldbarren gegeben, aber dafür alle gangbare Münze versagt. Auf seiner Studierstube war er für jeden seiner Gegner unüberwindlich, aber schon auf der Treppe vor dieser Stube übergab er sich jedem Angreifenden auf Discretion. Er mochte sich damit brüsten, mit Themistokles sagen zu können, als man ihm eine Flöte zum Daraufspielen anbot: Ich kann nicht auf der Pfeife blasen, aber ich kann aus einem kleinen Dorfe eine große Stadt machen. — Auch Virgil soll zu dieser Klasse gehört haben, und La Fontaine excellirte darin auf eine Weise, daß er noch immer als ein Phänomen, einzig in seiner Art, dasteht. Sein ganzes Aeußeres, so wie sein Benehmen, war das eines stupiden Pinsels; er konnte im Gespräche nicht fünf Worte gehörig an einander fügen, ohne, wie es schien, in seinen Gedanken aufgehalten und gehemmt zu werden; es war ihm unmöglich, eine Sache, die er so eben gesehen hatte, deutlich und nur einigermaßen erträglich zu beschreiben, und selbst seine alte herzensdumme Wärterin mußte über seine Stupidität lachen. Und doch war er ein Meister in der Kunst zu erzählen, nämlich schriftlich zu erzählen, wie vielleicht noch Niemand vor und nach ihm gewesen ist. Es ist sehr leicht, sagte Labruyere, indem er von La Fontaine sprach, ein geistreicher, witziger Mann, und eben so leicht, ein ausgemachter Dummkopf zu seyn, denn beydes wird man geboren: aber wie beydes, und in diesem Uebermaße, in einem einzigen Kopfe zusammengekommen ist, das wird mir immer unbegreiflich bleiben.

Ueber die Kritik der Großen, unter der die Kleinen so oft leiden, finden sich hier zwey interessante Nachrichten. Soderini, der Gonfaloniere von Florenz, hatte eine Statue bey Michel Angelo bestellt. Als sie vollendet war, kam er, sie zu besehen. Er lobte sie über die Maßen, wie es sich, nicht für

einen Gonfaloniere, aber wohl für einen Angelo gezientte; aber er mußte nun auch etwas zu tadeln haben, um dadurch seine Kennerschaft zu bezeugen. Er suchte lange hin und her, ohne was Erhebliches zu finden. Endlich meinte er, die Nase sey nicht ganz gelungen, sie sey nämlich nicht griechisch genug. Angelo, der seinen Meister kannte, schien mit dieser Aeußerung einzustimmen, und ließ sich den Fehler etwas näher bezeichnen. Dann nahm er Meißel und Hammer und etwas Marmorstaub in die linke Hand, und ließ, während er einige leere Schläge auf den Meißel that, von dem Sande so viel fallen, daß es der Gonfaloniere fallen sehen und bemerken mußte, der dann auch ganz entzückt von seiner Künstlereinsicht, sofort ausrief: Ah Angelo, ganz vortrefflich, nun ist alles, wie es nicht mehr besser seyn kann. — Als Pope seine meisterhafte Uebersetzung der Iliade dem Lord Halifax, der ebenfalls einen großen Kenner spielte, vorlas, lobte dieser das Ganze wohl auch mit allgemeinen Ausdrücken, aber dann wollte er doch mit dieser Stelle, mit jenem Worte, mit dieser Wendung, mit jenem Ausdrucke u. s. nicht recht zufrieden seyn. Pope war darüber ganz betrübt, denn der Tadel traf meistens eben diejenigen Stellen, die ihm selbst die gelungensten schienen. Er klagte deßhalb seine Noth einem Freunde, zu dessen kritischem Talente er viel Vertrauen hegte, und mit dessen Hülfe er sich sofort anschicken wollte, alle jene Stellen zu verbessern. Oh lassen Sie das nur, sagte der Freund lachend, ich kenne Ihr Gedicht und auch Seine Lordship besser als Sie selbst. Jenes muß gut seyn und dieser muß kritisiren, jedes nach seiner Natur und Abstammung. Wenn Sie nächstens wieder zu ihm kommen, so sagen Sie ihm nur, daß Sie die von ihm getadelten Stellen verbessert hätten, und lesen Sie ihm die alten noch einmal vor. Es geht gewiß, ich habe es schon oft mit meinen eigenen Sachen bey ihm so gemacht. — Pope befolgte den Rath, und es gelang, wie dort mit dem Marmorstaub: Theurer Pope, schrie Se. Lordship, indem er ihn herzlich umarmte, jetzt sind Sie unverbesserlich!

Das Kapitel von den gelehrten Streitigkeiten und den sogenannten Federkriegen ist gewiß eines der reichhaltigsten in der Literaturgeschichte. Auch ziehen sich die Adern und Verzweigungen dieses reichen Stroms durch das ganze Werk unseres Verfassers, obschon er dieselben nirgends in einen einzigen Brennpunct zu sammeln gesucht hat. Es ist nicht eben ergötzlich, Männer von ausgezeichnetem wissenschaftlichen Rufe in der Sprache des Pöbels zanken zu hören, aber es ist lehrreich, den Menschen in allen seinen Lagen und Verhältnissen zu kennen, um davon wenigstens zu lernen, was man nicht nachahmen

soll. So darf man der Jugend einen Trunkenbold in seiner ganzen Verworfenheit zeigen, damit sie ihre Blicke mit Abscheu von einem so ekelhaften Gegenstande abwenden und für immer fliehen lerne. Beyspiel und Gewohnheit! Wenn unsere Erzieher einmal vollkommen einsehen lernen, welche zwey mächtigen Hebel diese beyden Dinge in der menschlichen Gesellschaft sind, so wird es um die wahre Bildung derselben vielleicht bald anders stehen. Es ist sehr übel, wenn man alles nur aus Gründen und mit Ueberlegung thun soll, und zu nichts gewöhnt wird. Die besten Grundsätze verlassen uns gewöhnlich in dem Augenblicke, wo wir sie am meisten brauchen. Daher scheint es auch, daß die Natur bey uns es nicht gern auf Vernunftschlüsse allein ankommen ließ. Der Trieb kömmt uns oft schon über den Hals, wenn wir mit dem Beweise kaum zur Hälfte fertig sind. Es ist daher sehr angemessen, diesen Trieb auch ein bischen zu cultiviren, und das geschieht am besten durch Beyspiel und Gewohnheit. — Doch zur Sache! Wir wollten hier des Streites erwähnen, der zwischen dem berühmten Milton einerseits und zwischen den nicht minder ausgezeichneten Männern Salmasius und Morus andererseits ausgebrochen ist, und gegen ein Viertel-Jahrhundert währte, während welchem er beynahe alle öffentlichen Blätter beschäftigte, und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Salmasius vertheidigte die Sache des Königs Karl von England, und die beyden andern die des Volkes. Sie erhitzten sich in ihrem gegenseitigen Streite so sehr, daß sie sich zu den gemeinsten Schimpfreden herabließen, aber ihre Wuth war der Gelehrsamkeit gleich, die sie beyde in diesem Streite zu entwickeln suchten. Salmasius war ohne Zweifel ein Mann von vielen Kenntnissen, aber von sehr wenig Geschmack, und seine Gelehrsamkeit fiel, da es ihr an Judicium fehlte, häufig ins Lächerliche. Er gab seinem Werke die Aufschrift: Defensio regia. Da er gegen Milton mit Gründen nicht wohl aufkommen, da er dem Verstande, dem Geiste Milton's keine Mängel aufbürden konnte, so suchte er dieß wenigstens seinem Körper zu thun. Er beschrieb daher seinen Gegner als einen kleinen, häßlichen Mann, als einen Zwerg von kaum mehr menschlicher Gestalt, als einen Homunculum, als ein bloßes Gerippe mit einer runzligen Haut überzogen; er nannte ihn einen verächtlichen Pädagogen, der bloß seine Buben peitschen könne, und, da Milton an den Augen litt, ein blindes Ungeheuer: Monstrum horrendum, informe, ingens, cui lumen ademptum. Der sonst so große Dichter war klein genug, auf diese Schmähreden einzugehen, und sie umständlich, sogar durch Zeugen, zu widerlegen. Auch scheint es, daß Salmasius in

dieser Beziehung von seinen Londoner Freunden übel berichtet worden sey, denn wenn Milton auch kein Apollo von Gestalt, so war er doch auch kein Thersites. Milton also entgegnete ihm, daß ihn die Leute schon öfter sogar einen schönen Mann genannt haben, daß sein körperlicher Wuchs mehr groß als klein sey, daß er noch dieselbe Kraft und denselben Muth wie in seiner Jugend fühle, daß seine Gesichtszüge ihn jedem Fremden sogleich empfehlen, daß er, obschon bereits vierzig Jahre vorbey, doch kaum für einen Dreyßiger gelte, und daß selbst seine Augen, wenn sie gleich nicht viel mehr sehen, doch wenigstens sehr gesund aussehen, und was dergleichen Dinge mehr sind, die man kaum von einem alten Weibe erwarten sollte, wenn sie ihre längst vorübergegangene Schönheit angegriffen fühlt. Als Salmasius sah, daß die Veste auf dieser Seite unangreifbar war, wandte er sich mit verdoppelter Wuth an das dichterische Talent seines Gegners, dem er doch noch viel weniger beykommen konnte, so sonderbar und beynahe rasend er sich auch dabey geberdete. Milton war damals bereits auf einem Auge blind, und seine Aerzte sagten ihm voraus, daß er es auch auf dem andern werden würde, wenn er diesen Streit und die damit verbundenen vielen Schreibereyen nicht aufgeben wollte. Aber er ließ sich dadurch nicht abschrecken, und selbst als die Prophezeiung der Aerzte bereits eingetroffen war, fuhr der nun ganz blinde Mann in seinem oft auch eben so blinden Eifer unermüdlich fort bis an sein Ende. Sein Gegner benützte von nun an diese Blindheit, um sie zu dem Gegenstande seines beißendsten Spottes zu machen. Er bedauert ihn, daß er, der einst so schöne und jetzt blinde Mann, in Italien nicht mehr das Glück machen kann, das er einst daselbst gemacht hat, und erlaubt sich dabey die abscheulichsten Ausfälle, welche die Scham näher zu bezeichnen verbietet, über einen Mann, der zwar Fehler haben konnte, dessen Sittenreinheit aber allgemein bekannt, und selbst von seinem Gegner nie im Ernste in Zweifel gezogen wurde. Aber auch Milton überschritt in seinen Angriffen alle Gränzen, die Vernunft und Ueberlegung jedem nur einigermaßen ruhigen Manne setzen müßten. Als er hörte, daß Salmasius frohlocke, daß Milton durch den Kampf mit ihm sein Auge verloren habe, rief er voll Wuth aus: »Und ich will machen, daß dieser Streit ihm noch das Leben kosten soll.« — Und er führte diesen Vorsatz aus. Durch elende Schmeichlerkünste wußte er die Königin Christine von Schweden dahin zu bringen, daß sie seinem Gegner ihren Schutz und die Pension entzog, von der er lebte. Von nun an wendete sich auch die allgemeine Meinung von Salmasius ab, und er starb, da er diese Mißachtung nicht ertragen konnte, wenige Mo-

nate nachher an gebrochenem Herzen. Ja selbst mit diesem Ausgange war Milton noch nicht zufrieden. Er verfolgte seinen Gegner selbst im Tode noch, und, da sich Morus in Holland des Verstorbenen angenommen hatte, so ließ er in diesem Lande durch bezahlte Spione scandalöse Anecdötchen sammeln, mit welchen er dann den Todten sowohl, als auch seinen noch lebenden, in der That sehr schwachen Freund überschüttete, und nicht eher hörte der elende, geifernde Streit auf, als mit dem Leben Milton's selbst.

Ueber die in verschiedenen Zeiten und bey verschiedenen Völkern gebräuchlichen Titel theilt unser Verf. auch manches Interessante mit. Der Titel illustris wurde schon zur Zeit der römischen Republik den ausgezeichneten Feldherren gegeben, und Suetonius hat ein eigenes Buch geschrieben, in welchem er die kurzen Biographien derjenigen Männer aufführt, die diesen Titel erhalten haben. Die Aufschrift des uns erhaltenen Werks des Cornelius Nepos: Vitae illustrium imperatorum, muß daher auch in diesem Sinne genommen werden. — Kaiser Constantin, der überhaupt das Titelwesen als eine Sache von großer Wichtigkeit betrachtete, und dasselbe daher durchaus reformirte, bestimmte diese Benennung nur für diejenigen Prinzen seines Hauses, die sich im Kriege bemerkbar gemacht hatten. Im Mittelalter trugen die Könige diesen Titel, dem die Italiener noch das super hinzufügten, so daß sie ihre Könige mit superillustris anredeten. In Spanien wurde ein eigenes Buch von den Titeln der Könige publicirt, aber da diese Titel bald zu einer ganz enormen Länge herangewachsen waren, so mußte man auf ein Gegenmittel bedacht seyn. Dieß Mittel wurde in einem eigenen Act von Philipp III. bekannt gemacht, in welchem es hieß, daß künftig alle Schriften an den Monarchen nur mit den Worten Regi Domino nostro bezeichnet werden sollen. Auch der Großsultan wollte in dem edlen Bestreben, sich durch ellenlange Titel berühmt zu machen, den andern nicht zurückstehen. Man findet diesen Titel, der seiner Umständlichkeit wegen hier keinen Platz finden kann, nebst vielen andern hieher gehörenden viel und wenig interessanten Dingen in Selden's Werke: Titles of Honour, ein Folioband von nahe tausend Seiten, in welchem diese Merkwürdigkeiten mit seltener Ausdauer und, man kann sagen, mit großer Gelehrsamkeit in diesem Fache zusammengetragen sind. — Im funfzehnten Jahrhundert kam die Sitte auf, die Könige mit dem Titel Euer Hoheit zu beehren. Ferdinand und Isabella gingen darin mit ihrem Beyspiele in Spanien voraus. Karl V. nahm der erste den Titel Majestät an, aber nur als deutscher Kaiser, nicht als König von Spanien. Ludwig XI.

in Frankreich, der Tiberius dieses Landes, ließ sich auch als König der erste mit diesem Titel nennen, obschon er in seinem Aeußeren von allem, was diesen Namen bezeichnen soll, das Gegentheil affectirte. So erschien er, selbst bey öffentlichen Audienzen, in der Kleidung seiner letzten Unterthanen, und setzte sich dann auf einen alten, hölzernen, halbzerbrochenen Stuhl, einen großen, schmutzigen Hund zu seinen Füßen. In seiner Hausrechnung fand sich ein Conto für zwey neue Aermel, die auf eine alte Jacke genäht werden mußten, und die er wahrscheinlich noch mehrere Jahre getragen hat. — Der Unterschied zwischen Hoheit und Excellenz muß ehedem sehr groß gewesen seyn. Don Juan, der Bruder Philipp II., durfte nur den letzten Titel tragen, und als ihm dennoch die Deputation der Stadt Granada mit Euer Hoheit anredete, entstanden darüber bey dem Hofe in Madrid so lebhafte Erörterungen, daß Don Juan, der anfangs nicht nachgeben, und den Titel Hoheit beybehalten wollte, nahe daran war, sein Leben zu verlieren. Die Cardinäle hießen bis zu dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts **Signoria illustrissima**. Dann nahm der Herzog von Lerma, der bekannte spanische Minister und Cardinal, den Titel **excellencia reverendissima** an. Die Sache fand in Rom Beyfall, und der Name **reverendus** wurde hoch über die Benennung **illustris** gesetzt. Aber wie aller Dinge, so auch **titulorum verborumque interit aetas** — am Ende blieb der **reverendus** den Dorfpfarrern, und die andern wurden Eminenzen. Was Wunder, wenn dann auch zuweilen einer von den armen Dorfpfarrern verdrießlich wurde, wie jener zu Montserrat, der sich, obschon man ihm mit lebenslänglichem Gefängnisse drohte, standhaft weigerte, dem Herzoge von Mantua den Titel **Altissimus** zu geben, aus dem Grunde, weil er in seinem Brevier die Worte gefunden hatte: **Tu solus Dominus, tu solus Altissimus.** — Außer Europa ist übrigens diese Titelsucht auch zu Hause, ja man trifft sie sogar bey den Wilden an. Der Anführer der Natchez heißt »der Sohn der Sonne.« Der König von Quiterva nennt sich selbst »den großen Löwen,« und der von Monomotapa ist sogar »der Herr der Sonne und des Mondes.« Nicht so kurz ist der des Beherrschers von Arracan ausgefallen: »Inhaber der weißen Elephanten und der zwey großen Ohrringe; Herr der zwölf Provinzen von Bengalen und von den zwölf Königen, die ihren Nacken unter meinen Fuß beugen« u. s. w. — Noch etwas bescheidener drückt sich der Beherrscher von Ava aus, der sich, in seinen Schreiben an andere Könige, den Gott der Erde und den Herrn aller Könige nennt, der da ist die Ursache des Lebens aller Menschen und Thiere, der Regulator der Jahreszeiten, der Gebieter über die

Ebbe und Fluth des Meeres, der Bruder der Gestirne des Himmels, und, um das Maß ganz voll zu machen, der Besitzer der zwölf großen Sonnenschirme. Die Könige von Achem stylisiren sich selbst als den Herrn des Universums, dessen Körper so glänzend ist als die Sonne, dessen Geist so vollendet wie der Mond in seiner Fülle, dessen Auge blitzt wie der Polarstern, der, wenn er sich von seinem Sitze erhebt, sein ganzes Reich und all sein Volk überschattet, und unter dessen Füßen, wenn er einherschreitet, Kräuter und Blumen sprießen u. s. w.

Ueber die Treue und Verläßlichkeit unserer und wohl überhaupt aller Geschichtschreiber findet man hier auch manche nicht zu übergehende Bemerkungen. Sie beginnen mit den Chroniken der Araber über die Kreuzzüge, von denen sich noch viele unter den Türken und Persern erhalten haben, die aber uns größtentheils unbekannt sind. Longerue hat uns mehrere Stellen aus denselben übersetzt, und es scheint, daß sie mit viel Unparteylichkeit geschrieben sind. Allein die Sachen gewinnen in diesen Darstellungen eine ganz andere Gestalt, als sie bisher bey uns angenommen haben. So erscheint durchaus nicht Gottfried von Bouillon, sondern der Graf von St. Gallen (Count de St. Gilles) als der eigentliche Held des Dramas. Von jenem wird in den arabischen Schriften nur sehr wenig gesprochen, während dieser durchaus als die Seele der ganzen Unternehmung hervorgehoben ist. Tasso hat durch sein Gedicht auch beygetragen, diesen Irrthum, wenn es einer ist, bey uns zu verewigen. Der Graf von St. Gallen hat unter uns weder einen Geschichtschreiber, noch einen Dichter gefunden, und so ist er untergegangen, illacrimabili morte, caret quia vate sacro. Und mit wie vielen andern mag es nicht besser gegangen seyn. Sie hatten die Arbeit et tulit alter honores. Die Dichter sind überhaupt gefährliche Leute, vor denen man sich nur immer ein wenig in Acht nehmen sollte, wenn von Wahrheit und Nachruhm die Rede ist. Dido, die Königin von Carthago, erscheint uns als eine verliebte Närrin, während sie vielleicht eine sehr brave Frau war, bloß weil es Virgil beliebte, sie lächerlich zu machen. Und umgekehrt, Penelope, die wahrscheinlich ein liederliches Weib gewesen ist, wird jetzt als eine schuldlose, über ihr unverdientes Unglück wehklagende Matrone gepriesen, weil Homer sie so zu schildern für gut gefunden hat. So setzen sich die Ideen fest in den Köpfen der Menschen, und spuken dann ungehindert Jahrtausende fort. Uebrigens wollen wir von den Dichtern nicht verlangen, daß sie Geschichtschreiber, wahrhaftige Geschichtschreiber seyen, aber von den letztern dürfen wir dafür fordern, daß sie uns keine Dichtungen für Geschichte verkaufen. Aber

guter Himmel, wie oft mag wohl diese Forderung, so gerecht sie auch seyn mag, in der That befriedigt worden seyn. — Die griechischen Historiker sprechen nur mit Verachtung von dem zahllosen Heere der Perser, die von kleinen Häufchen griechischer Soldaten wie eine Heerde Schafe zerstreut worden sind. Was mag der Zufall, Unglück, die Elemente zu diesen berühmten Siegen mit beygetragen haben. Wenn wir die Geschichtschreiber der Perser hätten, wir würden ohne Zweifel diese Wunderthaten der Griechen mit ganz anderen Augen betrachten, und die von ihnen selbst so hochgerühmten Siege etwas verkleinert sehen. Nicht minder verächtlich spricht der große Cäsar in der von ihm selbst verfaßten Beschreibung jener Feldzüge von den Caledoniern, den alten Bewohnern Britanniens, und, wie alles muthmaßen läßt, sehr mit Unrecht. Diese Wilden, wie er sie nennt, gaben ihm, dem Zahmen, gar viel zu schaffen, und er erwähnt auch nicht einer einzigen Niederlage seiner Truppen, obschon er deren mehrere erlitten hat. Noch parteyischer verfuhren die gesammten römischen Geschichtschreiber mit den Carthaginiensern, weil sie jene tödtlich haßten, nachdem sie sie vorher wacker zu fürchten Ursache gehabt hatten. Nach diesen Römern zu urtheilen, waren alle Carthager feig, grausam und lügenhaft, kurz ein ganz verworfenes Volk. Aber wir würden vielleicht ganz anders von ihnen denken, wenn die Zeit auch ihre Historiker für uns erhalten hätte. Die Römer haben sie vertilgt, das Volk und ihre Schriften, bis auf ihre letzte Spur; sie haben es eben so mit den Etruriern und mit allen gemacht, mit denen sie es so machen konnten. Und dieser barbarischen Zerstörungswuth der Römer ungeachtet, hat sich doch der Glaube, der, wie es scheint, sehr wohlgegründete Glaube bis auf unsere Zeiten erhalten, daß die Carthager den Handel und die Schiffahrt, also nothwendig auch die wissenschaftliche Kultur, die dazu unumgänglich nöthig ist, auf einen Grad der Vollkommenheit gebracht haben, wie kein anderes Volk des Alterthums, selbst ihre weltbeherrschenden Eroberer nicht, deren Schiffahrt überhaupt, in Vergleich mit ihrer nationellen Macht und dem Reichthume ihres Staates, selbst in ihrer blühendsten Periode, auf einer sehr niedrigen Stufe der Ausbildung stehen geblieben ist. Auch in Beziehung auf die gesammte Agricultur scheinen sie sehr große und viel größere Fortschritte gemacht zu haben, als die Römer. Denn wie hätte sonst der römische Senat, der alles, was von Carthago kam, haßte und verachtete, sich dennoch entschließen mögen, die carthagischen Werke über den Landbau auf Unkosten des Staates in die römische Sprache übersetzen zu lassen. Wo aber in irgend einem Lande Handel, Schiffahrt und Agricultur,

die drey ersten und wichtigsten Hebel der Nationalwohlfahrt, auf einen so hohen Grad der Vervollkommnung gebracht wurden, da scheint ein weises, verständiges und industrielles Volk gelebt zu haben, nicht aber ein verworfenes und moralisch verdorbenes, wie uns die Römer glauben machen wollen. Aber, setzt unser Autor hinzu, but Livy was a Roman, and there is such thing, as a patriotic malignity.

Bey dem Worte »Nachahmer« denkt man sich gewöhnlich einen Menschen von sehr untergeordneten Fähigkeiten. Allein auch unter dem imitatorum servum pecus gibt es oft sehr vorzügliche Leute, ja selbst die Meister ihrer Kunst haben zuweilen keinen Anstand genommen, sich in diese Heerde zu mengen. Hier davon nur einige Beyspiele. — Michel Angelo hatte einen schlafenden Cupido in Marmor verfertigt, und vergrub ihn, nachdem er ihm einen Arm abgenommen hatte, an einem Orte, wo er bald wieder aufgefunden werden mußte. Er wurde gefunden, und die Kunstrichter konnten die Vortrefflichkeit dieser herrlichen Antike nicht genug bewundern, bis endlich Angelo mit seinem abgenommenen Arm hervortrat, und die Alterthumskenner enttäuschte. — Der bekannte französische Maler Peter Mignard hatte die Leinwand eines Bildes, auf der das Porträt eines Kardinals stand, mit einer Magdalena übermalt. Ein Bilderhändler kaufte ihm diese Magdalena ab, und wollte sie, als einen ächten Guido, an den Chevalier de Clairville für 2000 Kronen überlassen. Clairville fragte zuerst andere Künstler, unter andern auch den berühmten Le Brun, und keiner zweifelte an der Aechtheit dieses Guido. Mignard, der von dem Bilderhändler nur eine sehr unbedeutende Summe erhalten hatte, wollte den neuen Käufer nicht betrügen lassen, und äußerte demselben seine Zweifel über die Aechtheit des Bildes, doch ohne sich selbst als den Verfertiger desselben zu nennen. »Wenn es denn durchaus,« sagte er endlich in Gegenwart Le Brun's, »ein Guido seyn soll, so ist es doch gewiß eines seiner schlechtesten, und vielleicht nur aus seiner Jugend.« — Es ist gewiß ein Guido, schrie Le Brun, und zwar aus seiner besten Zeit, worüber ich mit Jedemann eine Wette von 300 Louisd'or eingehen will. — Mignard hätte diese Wette und noch ein ansehnliches Geschenk des Bilderhändlers gewinnen können, aber der Ruf eines ehrlichen Mannes und der eines so großen Künstlers war ihm theurer. »Nun wohl,« sagte er, indem er einen feuchten Schwamm aus der Tasche zog: »dies Bild ist mein Werk, ich habe es auf das alte Porträt eines Kardinals gemalt — hier seht ihr,« indem er mit dem Schwamm über das Bild fuhr, »hier seht ihr das rothe Käppchen.« — Man war erstaunt, in Mignard einen so gro-

ßen Meister vor sich zu sehen, und bestürzt zugleich über die Verunstaltung des Bildes. Seyd getrost, sagte er lächelnd, wer das Bild geschaffen hat, wird es auch verbessern können.

Von Mikrographen haben wir in alten und neuen Zeiten mehrere Beyspiele. Aelian erzählt uns, daß ein solcher Künstler ein Distichon auf ein Goldblättchen schrieb, das so klein war, um in der Rinde eines Weizenkorns, als in einem Futteral, Platz zu finden. Der ältere Plinius sagt, daß Cicero einst in einer Gesellschaft versichert habe, die ganze Iliade Homer's in einer Nußschale eingeschlossen gesehen zu haben. Man hat dieß immer für eine Fabel, und die Sache selbst als unmöglich angesehen, bis der gelehrte Huet es einmal unternahm, die Möglichkeit der Ausführung durch die That zu beweisen. Auf einem Blatte feinen Velinpapiers von zehn Zoll Länge und acht Zoll Breite, das sich vollkommen in eine Nußschale bringen ließ, schrieb er selbst mit einer feinen Feder eine Zeile, die auf acht Zoll Länge dreyßig Verse der Ilias enthielt, und solcher Zeilen gingen 250 auf eine Seite des Blattes, so daß also diese Seite 7500, und die beyden Seiten die vollen 15000 Verse enthielt, oder doch enthalten konnten, aus welchen die Ilias besteht. — Zu Elisabeth's Zeiten zeichnete sich der englische Pfarrer Peter Bales als ein solcher Mikrograph aus. Seine Abschrift der ganzen Bibel wurde in eine Wallnuß von der Größe eines kleinen Hühnereys eingeschlossen, und das Manuscript hatte ganz die Form eines gewöhnlichen Buchs, das genau so viele Blätter hatte, als die damals gewöhnliche große Bibel, und wo jede Seite in beyden Exemplaren genau dieselben Worte enthielt. In der St. John's Bibliothek zu Oxford sieht man ein Porträt von Karl I., dessen Kopf ganz aus solcher Kleinschrift besteht, die, selbst in beträchtlicher Nähe, bloß wie die verschiedenen Linien eines Kupferstichs erscheinen: Gesicht und Halskrause enthalten auf diese Weise den ganzen Psalter mit mehreren anderen Stellen aus der Bibel.

Noch gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts war der Glaube an Astrologie allgemein in Europa. Der berühmte englische Dichter Dryden (gest. 1701) ließ sich noch für seine Kinder die Nativität stellen. Katharina von Medicis brachte den neugebornen Heinrich IV. von Frankreich zu dem alten Astrologen Nostradamus, um ihm die Nativität stellen zu lassen. Das Kind mußte, wie alle andern, nackt ausgezogen werden, wo dann der Sterndeuter den Körper untersuchte, und besonders aus der Gesichtsbildung und aus den Lineamenten der inneren Hand sein künftiges Schicksal vorhersagte. Karl IX. ernannte ihn zu seinem Leibarzt, und da er diesem König voraus-

gesagt hatte, daß er so viele Jahre leben würde, als er sich auf der Ferse eines Fußes stehend in einer Stunde umdrehen kann, so übte sich S. M. jeden Morgen in dieses Manövre ein; bald wurde diese Bewegung für sehr gesund gehalten, und alle Hofleute erwarben sich eine besondere Gewandtheit, sich auf ihrer Ferse sehr schnell und lange um sich selbst zu drehen.

Das reiche Kapitel »von den Thorheiten der Gelehrten« wird mit den Tändeleyen eröffnet, die sich öfter selbst ausgezeichnete Männer mit einzelnen Buchstaben erlaubten. Schon die Alten hatten davon zahlreiche Beyspiele aufzuweisen. Hieher gehören die Lypogrammatisten (Auslasser von Buchstaben). So schrieb Tryphiodor eine neue Odyssee, wo in dem ganzen ersten Gesang kein α, im zweyten kein β u. s. f. zu finden war. Ein gewisser Nestor hatte schon früher eine Iliade im ähnlichen Style geschrieben. Athenäus erwähnt sogar einer Ode von Pindar, in welcher dieser große Dichter absichtlich den Buchstaben S vermieden hatte. So sah man also auch schon damals selbst die ausgezeichnetsten Männer an diesem Thorheitskarren ziehen, und wir dürfen uns daher nicht verwundern, wenn wir unter unsern Zeitgenossen ähnlichen Erscheinungen begegnen. — Ein altes lateinisches Gedicht von einem gewissen Fulgentius aus dem vierzehnten oder funfzehnten Jahrhundert enthält 23 Kapitel, deren erstes kein A, das zweyte kein B hat u. s. w. Lopez de Vega hatte fünf Novellen geschrieben, die nach der Reihe die Vocale A, E, I, O und U nicht enthalten. Der Mönch Hugbald schrieb Hirtengedichte von Kahlköpfen (Eclogas de Calvis), in welchem jedes Wort mit einem C anfängt. Eben so fangen in dem Gedichte: Pugna Porcorum, alle Worte mit P an. Gregorio Leti legte der Akademie der Humoristen zu Rom eine gelehrte Abhandlung vor, in welcher der Buchstabe R nicht vorkam, daher er sie auch »das exilirte R« betitelte. Einer seiner Freunde schrieb ihm, daß er eine Copie von diesem außerordentlichen Werke wünsche, und Leti antwortete ihm in einem langen Briefe, ebenfalls ohne R, um ihm zu zeigen, daß die Sache nicht so schwer sey, als er glaube. Diese Thorheitsfalte hatte auch unser Burmann, der i. J. 1805 zu Berlin starb, und einen ganzen Band Gedichte ohne R herausgegeben hatte (Berlin 1788, und sogar zweyte Auflage ibid. 1796). Lord North, am Hofe des gelehrten Jacob's I., hat eine große Anzahl Sonneten verfaßt, von welchen jede Zeile mit den auf einander folgenden Buchstaben A, B, C, D u. s. des Alphabets beginnt. Der englische erotische Dichter Tom Nash schrieb mehrere Bände voll Gedichte, deren kurze und längere Verse, von fern anzusehen, die Form einer Brille, einer Scheere, eines Handschuhes

u. dgl. hatten. Hieher gehören auch die Acrostiche, wie man aus den zerstreuten Buchstaben eines Verses den Namen eines Helden, einer Geliebten u. dgl. zusammenlesen kann, eine Tändeley, zu der sich auch Boccaccio öfter hingegeben hat. Gewöhnlich suchte man auf diese Weise merkwürdige Jahreszahlen auszudrücken, wo sie dann Chronogramme hießen. Die Anagramme gehören auch hieher, und als ein gelehrtes, da die meisten nur von Dichtern gebraucht wurden, mag das von Scioppius gelten, der zu seiner großen Freude in dem Namen seines erbitterten Gegners Scaliger anagrammatisch Sacrileg gefunden, und mit jubelndem Triumph bekannt gemacht hatte. Diese Anagramme waren schon bey den Alten sehr beliebt. Lycophron hat uns zwey dergleichen auf Ptolemäus Philadelphus, König von Aegypten, und auf seine Gemahlin Arsinoë hinterlassen:

ΡΤΟΛΕΜΑΙΟΣ	ΑΡΣΙΝΟΗ
Ἀπὸ μέλιτος.	Ἥρας ἴον
Aus Honig gemacht.	Veilchen der Juno.

Das Veilchen war bekanntlich die Lieblingsblume der Griechen, wie schon ihr Name sagt. — Unter den Franzosen war besonders Daurat glücklich in solchen Tändeleyen. Man kennt die schönen Anagramme auf die alles bezaubernde Geliebte des K. Karl IX. von Frankreich, Marie Touchet (Je charme tout), und auf den Mörder Heinrich's III., den Frère Jacques Clement (c'est l'enfer, qui m'a créé). Die Königin Elisabeth, die Liebe der Engländer und der Schrecken der Spanier, gab zu folgendem Anagramm Gelegenheit: Elisabetha Regina Angliae (Anglis Agna, Hiberiae Lea). — König Jacob I. von England, der selbst, sonderbar genug, seinen Stammbaum aufwärts bis zu König Arthur fortsetzte, erhielt das Anagramm: Charles James Steuart (Claims Arthur's Seat). Der General Monke, später Herzog von Albemarle, der Karl II. wieder auf den Thron von England zurückführte, wurde in folgendem schönen chronographischen Anagramm gepriesen: Georgius Monke, Dux de Aumarle (Ego Regem reduxi. An. Sa. MDCLVV). Schon in unsern ältern Zeiten waren die einsylbigen Reime, die das Echo nachahmen sollten, sehr im Gebrauche. Hieher gehören auch mehrere von unserem bekannten neueren Satyriker Falk. Z. B. auf die Nachfolger der Kant'schen Schule:

Dichter: Echo, Jeglichem gibst du Bescheid: ich bitte, was sagst du
Zu der Schulen Gezänk über die Philosophie?
Echo: Fi!

dem hier ein älteres französisches zur Seite stehen mag, das sich in der That recht artig anhört:

Pour nous plaire, un plumet
met
Tout en usage:
Mais on trouve souvent
Vent
Dans son langage.

On y voit des Commis
Mis
Comme des Princes,
Après être venus
Nuds
De leurs Provinces.

Ein älterer französischer Dichter gedachte in den folgenden Versen den wirbelnden Gesang der Lerche nachzuahmen:

La gentille alouette, avec son tirelire,
Tirelire, à lire, et tireliran tire,
Vers la voute du ciel, puis son vol vers ce lieu,
Vire et désire dire adieu Dieu, adieu Dieu.

Aehnliche, wenn auch nicht so grelle Versuche finden wir auch in unsern besten neueren Dichtern. Man erinnere sich an Schiller's Laura am Klavier und an so manche Stelle in Bürger's Liedern und Balladen. Die Verse, die man aus Virgil und selbst aus Homer zu diesem Zwecke citirt, sind zu bekannt, um hier angeführt zu werden, wie z. B. die von den im Galopp laufenden Pferden, von den schmiedenden Cyclopen, von dem den Stein auf den Berg wälzenden Sysyphus u. dgl. Gewiß sind die meisten dieser Stellen nicht, wie manche glauben, dem Dichter nur entwischt, wie ihnen allerdings zuweilen etwas unserm Reime Aehnliches zufällig begegnet ist, sondern sie sind offenbar absichtlich zu diesem Zwecke ausgearbeitet.

Eine eigene Gattung dieser poetischen Tändeleyen bilden die sogenannten Nonsense Verses, die im vorigen Jahrhundert noch bey den Franzosen sehr beliebt waren. Dieß sind Verse, die auf den ersten Blick einen, obschon nicht eben leicht aufzufassenden Sinn zu haben scheinen, aber bey näherer Betrachtung ganz ohne Sinn und Zusammenhang sind. Zum Beyspiele mögen folgende dienen, die in der Abendgesellschaft der berühmten Madame de Tencin in Gegenwart Fontenelle's vorgelesen wurden:

Qu'il est heureux de se défendre,
Quand le coeur ne s'est pas rendu.
Mais qu'il est fâcheux de se rendre,
Quand le bonheur est suspendu.
Par un discours sans suite et tendre,
Egarez un coeur éperdu;
Souvent par un mal-entendu
L'amant adroit se fait entendre.

Lesen Sie das noch einmal, sagte Fontenelle, als er diese Verse bey der ersten Lectüre nicht verstand. Es geschah, und noch erschienen sie ihm nicht deutlicher. Aber merken Sie denn nicht, fragte Madame Tencin, daß es Nonsense-Verse sind? — Ah so, sagte Fontenelle etwas gedehnt, und zugleich den Pfeil der Frage gegen den Schützen kehrend: sagen Sie selbst, Madame, sind diese Verse nicht denen so ähnlich, die man uns bey ihnen schon so oft als sehr schöne verkaufen wollte? — Nahe verwandt mit diesen sind die sogenannten Centos, oder Gedichte, in welchen jeder Vers aus einem anderen, bereits bekannten Gedichte genommen ist. Ausonius, ein lateinischer Dichter des vierten Jahrhunderts, hat uns die Regeln hinterlassen, nach welchen diese Centos gemacht werden sollen. Die griechische Kaiserin Eudoxia verfaßte auf diese Art, im fünften Jahrhundert, das Leben Jesu in 2343 Hexametern, die sämmtlich unverändert aus Homer's Iliade und Odyssee genommen waren. Die neueste Auflage dieses Zwittergedichts ist von L. H. Teucher, Leipzig 1793. Viel später machte Proba Falconia einen ähnlichen Versuch mit Virgil's Aeneis, und erst im vorigen Jahrhundert erschien des Alexander Roß: Virgilius Evangelizans sive historia Domini Salvatoris Virgilianis versibus descripta.

Eine angenehmere Gattung dieser jetzt schon sehr ungewöhnlichen Verse bilden die burlesken Gedichte, wenn sie wohl gehandhabt werden, was wohl schwerer ist, als mancher glauben mag. Scarron in Frankreich war darin ein Meister, und diese Versart war zu seiner Zeit, größtentheils durch ihn, sehr beliebt in Paris, bis endlich der Kritiker Boileau seine Geißel erhob, und die Verkäufer solcher, meistens sehr schlechter Waare aus dem Tempel der Musen verjagte, wobey er jedoch Scarron, den Meister in dieser Kunst, stets zu verschonen wußte. Der Geschmack an solchen Versen wurde so allgemein, daß die Pariser Buchhändler keine Gedichte mehr annahmen, wenn sie nicht das Beywort Burlesque auf dem Titelblatte trugen, wie denn auch i. J. 1649 sogar ein Leiden Christi in dieser Versart erschien. Dahin können, wenigstens ihrer diminutiven Form nach, auch die Reime mit sehr kurzen Zeilen gezählt werden, wie z. B. das bekannte Gedicht unseres Bürger's:

Ich lobe mir
Mein Dörfchen hier;
Denn schön're Auen
Sind nicht zu schauen u. f.

Auch darin zeichnete sich Scarron aus, der sehr viel dergleichen Verse schrieb, die aber auch in der französischen Sprache

viel leichter sind, als z. B. in der deutschen. Swift, ein großer Verehrer Scarron's, nannte diese Verse scherzweise lilliputische Oden. In einem dieser Gedichte beschrieb sich Scarron, der bekanntlich sehr verwachsen und mißgestaltet war, auf folgende Weise:

Un pauvret,
Trais maigret,
Au col tors,
Dont le corps
Tout tortu,
Tout bossu,
Suranné,
Decharné,
Est réduit
Jour et nuit
A souffrir
Sans guérir
Des tourmens
Véhémens.

Indem er sich in einem Briefe an Sarrazin beklagte, daß ihn derselbe so selten besuche, droht er ihm, daß er ihn bey seiner nächsten Visite vor Zorn in einem Mörser zerstampfen wolle, doch, setzt er zum Schlusse hinzu:

Mais pourtant
Repentant
Si tu viens
Et te tiens
Seulement
Un moment:
Entre nous
Mon courroux
Finira
Etcaetera.

Zuweilen bediente er sich auch seiner Kunst in der burlesken Darstellung zu höheren Zwecken, nicht bloß zur Belustigung der Leser. Er war fast immer krank und sehr arm, selbst mehrere Jahre nach seiner Heirat mit Mad. d'Aubigné, die späterhin als Madame Maintenon eine so große Rolle spielte. Er schrieb daher ein Gesuch an die Königin, in welchem er bat, ihm die schon lang unbesetzte Stelle eines königlichen Hofpatienten zu geben. Hier eine Stelle aus diesem Gedichte:

Scarron, par la grace de Dieu,
Malade indigne de la Reine,
Homme n'ayant ni feu, ni lieu,
Mais bien du mal et de la peine;
Dans l'hopital allant et venant
Des jambes d'autrui cheminant;

Des siennes n'ayant plus l'usage,
Souffrant beaucoup, dormant bien peu,
Et pourtant faisant par courage
Bonne mine et fort mauvais jeu.

Scarron erhielt für sein Gedicht eine beträchtliche Pension. Bemerken wir noch, daß er auch die Aeneide Virgil's in französische Verse, so wie Cotton in englische travestirte, daß aber beyde Gedichte weit hinter dem unseres Blumauer zurückstehen.

Hieher gehören auch die sogenannten reciproken Verse oder Palindromen, die vom Ende gegen den Anfang gelesen einen ganz andern Sinn geben, wie z. B. das Distichon auf eine bekannte Person:

Laus tua non tua fraus, virtus, non copia rerum
Scandere te fecit hoc decus eximium.

Oft geben diese Verse gar keinen Sinn, aber sie sind gleichlautend, man mag sie vor- oder rückwärts lesen, als:

Roma tibi subito motibus ibit amor,

oder auch:

Signa te, signa temere me tangis et angis.

Noch auffallender und wohl auch schwieriger sind diejenigen Verse, die man in mehr als zwey Richtungen lesen kann, ohne andere Worte zu erhalten, als z. B.:

Sator Arepo tenet opera rotas,

welcher Vers, wenn er so gestellt wird:

SATOR
AREPO
TENET
OPERA
ROTAS

zugleich von der Linken zur Rechten, von der Rechten zur Linken, von oben senkrecht herab oder von unten hinauf gelesen, immer dieselben Worte wieder gibt.

Nicht viel besser, als diese gehaltlosen Spielereyen, sind die zahllosen Sonnete oder Sinngedichte, die manche unpoetische Poeten auf einen und denselben, oft sehr geringfügigen Gegenstand gemacht haben. So schrieb Antonio Cornezano ein volles Hundert Sonneten auf »die Augenbrauen seiner Geliebten,« und Nicholas Franco, der wegen seiner ewigen Pasquille auf alle Leute in Rom aufgehenkt wurde, verfaßte 218 satyrische Sonneten auf seinen berüchtigten Gegner Peter Aretin. Der französische Dichter Breboeuf schrieb 180 Epigramme gegen eine Frau oder vielmehr gegen ihr Porträt, und da er über dieser

Arbeit starb, setzte einer seiner Freunde noch 300 andere Gedichte auf denselben Gegenstand dazu. Der gelehrte Pasquier schrieb ein voluminöses Gedicht: La Puce des grands jours de Poitiers, »der Floh des Carnevals zu Poitiers,« den er eines Morgens auf dem Busen der berüchtigten Catharina des Roches gefunden haben wollte. De Saussay gab einen ganzen Folioband von panegyrischen Biographien, aber bloß solcher Männer heraus, deren Vornamen Andreas war, aus Ursache, weil er selbst so hieß. Aehnliche Sammlungen haben wir auch von den Namen Philipp und Anton, und selbst der berühmte Buchanan gab ein sehr voluminöses Werk über alle seine Namensvettern, die übrigens sämmtlich unbekannte Leute waren.

Als Milton's Paradise Lost schon längst in England bekannt war, gerieth ein verrosteter, alter Gelehrter über eine französische Uebersetzung dieses Gedichts, die er für ein Original hielt, und sie daher, in englische Prosa übertragen, seinen Landsleuten zum Besten gab. Auch unternahm es ein gewisser Green, das verlorene Paradies, das er für schwer zu verstehen hielt, zum Besten der Leser in ungereimten Versen verständlicher zu machen. Ein noch lebender, in seinem Fache sehr schätzbarer Gelehrte, der aber kein Literator ist, hielt lange Zeit die Voyage du jeune Anacharsis, die er mit besonderem Vergnügen las, für die französische Uebersetzung eines alten griechischen Auctors. Derselbe las gern in seinen wenigen Mußestunden die Gedichte Ossian's, wie sie uns Macpherson in der englischen Sprache gegeben hat, und verwunderte sich gegen seine Freunde nicht wenig, daß diese englische Uebersetzung ihm viel besser dünke, als selbst das Original in deutscher Sprache von Denis, welches er früher auch gern gelesen habe, aber jetzt, wo er diese Uebersetzung kenne, nicht mehr ansehen könne. Dieß erinnert an den berühmten Fabeldichter Lafontaine, der in der Kirche einem fremden Nachbar in sein Gebetbuch sah, und einige Psalmen David's mit jenem gemeinschaftlich herauslas, die ihm so sehr gefielen, daß er den Nachbar fragte, wo dieser David lebe, und ob er noch mehr so schöne Sachen geschrieben habe.

Beschließen wir dieses Kapitel of literary follies mit einigen Nachrichten, welche uns unsere gar zu gelehrten Literatoren über die antidiluvianischen Schriftsteller gegeben haben. Der Bibliograph Astle bemerkt zum Eingang seines Werkes mit gravitätischem Ernste: »Was die Schriftsteller vor der Sündfluth betrifft, so ist es der Vernunft und der Wahrheit angemessen, zu gestehen, daß wir nicht viel Gewisses von ihnen zu sagen vermögen.« — Dem ungeachtet behauptet Dr. Parsons in seinem gelehrten Werke: »Ueberreste Japhet's,« daß Adam schon die

Buchstaben gekannt haben muß, und daß in Noah's Arche bereits mehrere Bücher vorgefunden worden sind. Die Sabäer rühmten sich durch Jahrhunderte eines Buches, das Adam mit eigener Hand geschrieben hatte. Hugo Broughton, ein sehr fruchtbarer Schriftsteller unter Jacob I. von England, beweist auf vielen Folioseiten, daß Eva schon hebräisch gesprochen und geschrieben hat. Ein anderer gelehrter Mann, Covarruvias, der im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts in England lebte, schrieb eine umständliche Abhandlung über den ersten Schrey der Kinder gleich nach ihrer Geburt, und nachdem er die Meinungen aller seiner Vorgänger discutirt und sattsam widerlegt hatte, zeigte er, daß die Knaben A und die Mädchen E schreyen, jene dem Adam und diese der Eva zu Ehren. — Chevrau beginnt seine endlose »Weltgeschichte« mit folgender Periode: »Obschon verschiedene tiefgelehrte Männer vor mir die Frage zu beantworten gesucht haben, in welcher Jahreszeit Gott die Welt erschaffen hat, und obschon zu einer Zeit, wo weder Sonne, noch Mond, noch Sterne existirten, auch nicht gut von einer Jahreszeit die Rede seyn kann, auf der andern Seite aber doch die Welt irgend einmal, das heißt also, in irgend einer Jahreszeit erschaffen werden mußte, so haben einige dieser Gelehrten gefunden, daß es im Monat Nisan, d. h. im Frühling, gewesen seyn müsse, während andere ihre gründlichen Beweise für den Monat Tisri gebracht haben, als in welchem das bürgerliche Jahr der Juden beginnt, und dieß zwar an einem Freytag gegen vier Uhr des Nachmittags, weil an einem solchen Wochentage zu dieser Stunde« u. s. w. Die irländischen Antiquare zählen uns förmlich alle Bibliotheken auf, die vor der Sündfluth existirt haben, und sie geben uns nicht minder lächerliche Nachrichten von der Gründung ihres eigenen Landes durch Schiffer aus Indien, die lange vor Chr. G. an Irlands Küste verschlagen wurden, und sie erzählten die weiteren Schicksale und selbst die häuslichen Geschichten derselben auf eine Art, als ob sie selbst mit ihnen gelebt, und diese Dinge alle mit eigenen Augen angesehen hätten. Andere haben wieder ihre Abgötterey mit den alten klassischen Schriftstellern bis zu einer Art von Wuth getrieben. Wie oft wurde Homer als der erste Geograph, als der eigentliche Geschichtschreiber, ja als ein vollendeter Gelehrter gepriesen, dem nichts von dem fremd war, was wir jetzt in unseren Encyclopädien finden. Ein stockgelehrter englischer Wundarzt behauptet sogar in der Einleitung zu seinem Werke über Anatomie, daß Homer ein großer Chirurge gewesen seyn muß, wie man aus der Beschreibung der verschiedenen Wunden sehen soll, die seinen Helden beygebracht worden sind.

Wenn es aber schon betrübend ist, einzelne Männer auf solchen Irrgängen zu erblicken, wie viel trauriger noch ist es, ganze große Gesellschaften, und, was nicht zu übersehen ist, ganze Gesellschaften von Gelehrten, Jahrhunderte durch ähnlichen, vielleicht noch erbärmlicheren Thorheiten hingegeben zu sehen. Erinnern wir uns nur, um aller anderen zu geschweigen, des systematischen Unsinns, den die sogenannten scholastischen Philosophen von dem Jahre 1100 bis gegen 1500, also durch volle vier Jahrhunderte, zu Markte gebracht haben. In dieser Schule vereinigten sich die besten Köpfe, die ersten Denker Europas, Männer, deren geistige Kraft und deren Scharfsinn, selbst in ihren Mißbräuchen dieser Kraft, nicht verkannt werden darf, und die demungeachtet von jedem nüchternen, seinen gesunden Menschenverstand bewahrenden Mann, nur als Abersinnige, als wahre Wahnwitzige erkannt werden müssen. Ihre Quaestiones Quodlibeticae, von denen auf unsere Tage nur noch das Spottwort Quodlibet übrig geblieben ist, mit welchen sie sich, nicht die einzelnen bloß, sondern ganze Corporationen, einander zusetzten und verfolgten, zeigen uns nicht ohne eine Art von Entsetzen, bis zu welcher Tiefe sich der menschliche Geist verirren kann. Die Thomisten, Scotisten, Occamisten und wie sie alle hießen, stritten sich über Dinge, von denen sie alle nichts verstanden und nichts verstehen konnten, mit einer Hitze, die nur zu oft in Verfolgungen und förmliche blutige Kämpfe ausartete, und wegen welcher gar mancher sonst brave Mann excommunicirt oder gesteinigt oder als ein Ketzer lebendig verbrannt worden ist, und dieß alles wegen Dingen, die heut zu Tage, wo diese Wuth unbekannt und unerklärbar ist, kaum mehr der Erwähnung werth erscheinen können. Einer von ihnen, und zwar einer der berühmtesten, der große Doctor Angelicus, wie er genannt wurde, schrieb einen ungeheuren Folioband von 1250 Seiten »über die Natur und Wesenheit der Engel.« Wir begnügen uns hier nur mit einigen Titeln der 358 umständlichen Kapitel dieses Werkes, in welchen die Eigenschaften dieser höhern Geister bewiesen, und so im Detail angeführt werden, als ob der Verf. selbst lange Zeit unter ihnen gelebt hätte. Es wird also mit geometrischer Schärfe bewiesen, daß die Engel nicht vor der Erschaffung der Welt existirten: daß sie in dem empyrischen Himmel entstanden sind; daß jeder derselben aus Action und Potentialität zusammengesetzt ist; daß sie unter sich nicht in essentia, aber wohl in specie verschieden sind; daß die Körper, welche sie zuweilen annehmen, aus dichter Luft bestehen; daß sie nicht im Raume, aber wohl der Raum in ihnen enthalten ist; daß ihre Bewegungen bloß in der Aufeinanderfolge ihrer verschiedenen Operationen

bestehen, und daß diese Bewegungen sowohl continuirlich als auch discontinuirlich seyen; daß die Geschwindigkeit dieser Bewegung nicht der Quantität seiner Kraft, sondern nur der Macht seines Willens proportional ist; daß ihre intellectuelle Kraft am Morgen jedes Tages größer ist, als am Abend; daß ihrer mehrere Tausende auf einer Nadelspitze stehen können, ohne sich zu drängen oder zu hindern u.s.w. Ganz ähnlicher Art, nur, wenn möglich, noch ungereimter, sind die berüchtigten Fragen, jene oben erwähnten Quaestiones Quodlibeticae, welche sich diese scholastischen Philosophen (Anselmus, Abälard, Berengar, Petrus Lombardus, Folioth, Bernard, Hugo, Johannes Scotus Erigena, Alexander ab Hales, Vincentius Bellovacensis, Albertus M., Roger Bacon, Duns Scotus, Raymund Lullus, Occam u. m. a.) unter einander aufgaben, worüber sie und ihre Anhänger Jahre lang stritten, dicke Folianten schrieben, und nicht bloß Tinte, sondern oft auch Blut vergossen. Mehrere dieser absurden Fragen spalteten England, Frankreich und besonders Oberitalien in Parteyen, die sich auf das Volk fortpflanzten, und nur zu oft blutige Fehden zur Folge hatten, wobey gewöhnlich Steine und Dolche die Hauptrolle spielten. Man muß gerechten Anstand nehmen, diese Fragen hier näher anzugeben, da sie nur zu oft nicht bloß mit dem gesunden Menschenverstande, sondern auch mit jedem sittlichen Anstande unverträglich erscheinen, während sie von jenen weisen Männern als Gegenstände der größten Wichtigkeit mit einem Ernste behandelt wurden, der nur lächerlich seyn würde, wenn er nicht zugleich ein vermischtes Gefühl von Erbarmen und Abscheu erregte. So wurde z. B., um nur einige der am wenigsten auffallenden dieser Untersuchungen zu erwähnen, die Frage aufgestellt, ob es im Paradiese auch Excremente gebe? Welches Alter und welches Kleid der Engel G. hatte, als er seine Botschaft ausrichtete? Ob die h. J. M. schon das librum Sententiarum des Peter Lombardus gekannt habe? Ob ein Mensch mit einer halben Seele auch denken kann? Welche Sprache die Engel sprechen? Diese letzte Frage war es besonders, die in Italien eine Spaltung unter den Gelehrten erregte, welche über funfzig Jahre anhielt, und ganze Bibliotheken von Folianten erzeugte, in deren einem behauptet wurde, daß die Engel griechisch sprechen müssen, weil dieß die vollkommenste aller Sprachen sey, während die andere Partey die hebräische Sprache in Schutz nahm, weil diese die älteste unter allen Sprachen wäre. Der berühmte Streit der Nominalisten und Realisten dauerte volle 450 Jahre, nämlich von 1050 bis 1500. Es han-

delte sich zwischen diesen beyden Parteyen darum, ob die Universalia ohne die Particularia existiren können, ob also z. B. die Idee von einem Thiere möglich ist, ehe noch das Thier selbst existirt. Rosselin, der Stifter der Nominalisten, und Abälard, sein größter Schüler, behauptete, daß die Universalia keine reelle Existenz haben, daß sie also auch nicht vor den Particulariis bestehen können. Die Realisten im Gegentheil, an deren Spitze Thomas Aquinas und Duns Scotus standen, waren der Ansicht, daß die Universalia auch ohne und vor den Particulariis da seyn können. Die Nominalisten zogen bald den Kürzern in dem heftigen Streite, und sie waren im vierzehnten Jahrhundert nahe daran, von ihren Gegnern ganz zermalmt zu werden, als sich plötzlich der berühmte Klopffechter Occam erhob, und die Nominalisten wieder zur Aufnahme brachte, besonders seit sich derselben auch Ludwig XI. in Frankreich sehr thätig angenommen hatte. Nun waren die Realisten ihrem schmählichen Ende nahe, und sie würden auch von ihren mächtigen Gegnern erdrückt worden seyn, wenn sich nicht Johann XXIII. zu Rom ihrer auf das eifrigste angenommen hätte. Von dieser Zeit an war es in Italien für einen Nominalisten gefährlich, auch nur seinen Mund zu öffnen. Ludwig XI. widerstrebte lange, aber endlich gab auch er nach, und i. J. 1474 erschien ein Edict, in welchem bey strenger Strafe geboten wurde, alle Werke der Nominalisten in den Bibliotheken mit eisernen Ketten an die Wand zu schmieden, und sie keinem ohne Ausnahme mehr zum Lesen zu verabfolgen. Seit dieser Epoche flüchteten sich die Nominalisten, die auf noch schlechtere Dinge gefaßt seyn mußten, nach Deutschland und England, wo sie den Fortgang der Reformation kräftig befördern halfen. — Wir können in unsern Tagen kaum mehr glauben, mit welcher Heftigkeit der Streit zwischen diesen beyden Parteyen geführt wurde. Vives, ein Augenzeuge und Mitkämpfer, drückt sich darüber in folgenden Worten aus: »Wenn die streitenden Parteyen sich in gegenseitigen Schimpfreden erschöpft hatten, so gingen sie gewöhnlich auf Faustkämpfe über, und nicht selten endete dieser Handel über Universalien und Particularien mit Stock- oder Säbelhieben, so daß diese Gelehrten blutige Köpfe davon trugen, und zuweilen selbst ihr Leben einbüßten.«

Zu allen diesen Extremitäten gab eigentlich Aristoteles die erste Veranlassung, dessen Art zu philosophiren und sich auszudrücken so allgemeinen Beyfall fand, daß er durch mehrere Jahrhunderte die sämmtlichen besten Köpfe Europas verdrehte. Die Araber gingen mit ihrer Liebe zu Spitzfindigkeiten und mit ihrer lebhaften Imagination voraus, und durch dieses Volk lernt

das Abendland den peripatetischen Philosophen zuerst kennen, der an den hohen Schulen so abgöttisch verehrt wurde, daß die Professoren bey dem Antritte ihres Lehramtes einen Eid ablegen mußten, in ihren Lehren nie, weder von dem Evangelium, noch von den Schriften des Aristoteles abzuweichen. Petrus Ramus (gest. 1572) hatte es der erste gewagt, nur einige Stellen des Stagyriten für falsch zu erklären. Die Folge dieser Frevelthat war eine allgemeine Revolte seiner Schule, ja der ganzen Stadt Paris. Das Parlament machte die Sache des Aristoteles zu seiner eigenen Angelegenheit. Ramus wurde entlassen, der König proscribirte seine Schriften, und er war der Gegenstand einer allgemeinen Verfolgung. Bey der bald darauf ausbrechenden Pest, wo man in der allgemeinen Calamität seiner vergessen hatte, wagte er es wieder, den Lehrstuhl zu besteigen, aber er hütete sich sehr, auch nur den Namen des Aristoteles auszusprechen. Dafür drang der neuerungssüchtige Professor darauf, das Qu in der lateinischen Sprache nicht mehr wie kw, sondern bloß wie k auszusprechen, weil er gefunden haben wollte, daß die alten Römer es eben so gemacht haben. Er sprach also Kiskis für Quisquis, und Kamkam für Quamquam u. s. Sofort erwachten seine Gegner in erneuerter Wuth, und der verruchte Anti-Aristoteles wurde mit Stöcken von seinem Lehrstuhle getrieben, und durfte fortan sich nicht mehr öffentlich sehen lassen. Aller Vorsicht ungeachtet wurde er bald darauf doch von einem seiner philosophischen Gegner meuchlings ermordet.

Um die Leser nicht weiter mit diesen eben so geschmacklosen als betrübenden Gegenständen zu ermüden, wollen wir ihnen einige mehr heitere Nachrichten folgen lassen. Dazu gibt uns zuerst das Kapitel unseres Autors Gelegenheit, das er mit literary blunders (gelehrte Schnitzer) bezeichnet hat. Der bekannte Roman »Utopia« von Thomas Moore stellt das Gemälde einer vollkommenen, aber bloß imaginären Republik in einer entfernten Insel auf, die erst kürzlich durch einen englischen Seefahrer entdeckt worden seyn sollte. Da die Zeit, wo das Buch erschien, der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, eine wahre Zeit der Entdeckungen war, so glaubten die meisten Leser, es sey von einer in der That auf jener Insel existirenden Republik die Rede, und sogar der stockgelehrte Budäus stand in diesem Wahne, da er den Roman für eine wahre Geschichte annahm, und seinen Monarchen alles Ernstes anging, Missionäre nach jener Insel zu schicken, um so gescheidte Leute auch zum christlichen Glauben zu bekehren. — Das Werk des Campbell, das unter dem Titel Hermippus Redivivus herauskam, und von dem Stein der Weisen, dem Lebenselixir u. dgl. handelte, wurde

viele Jahre von den größten Gelehrten und den erfahrensten Aerzten für ein in vollem Ernste und vortrefflich geschriebenes Buch gehalten, und besonders fand sein Rath, das Leben durch das Einhauchen des Athems junger Mädchen zu erhalten, allgemein Eingang, bis man endlich durch den Verf. selbst erfuhr, daß er das Werk nur in Folge einer Wette geschrieben habe, um zu zeigen, daß Bayle nicht der einzige Mann sey, der die Kunst versteht, einen schwierigen Gegenstand umständlich abzuhandeln, ohne den Leser merken zu lassen, auf welche Seite sich der Autor hinneige. Nun sah man das Buch, das anfangs für die Summa Sapientiae gegolten hatte, für das an, was es in der That war, für ein Spiel des Witzes über Dinge zu disseriren, von denen man nichts versteht. — Fabiani, der Uebersetzer einer französischen Reisebeschreibung, auf deren Titelblatt die Worte standen: Enrichi de deux listes, »mit zwey Verzeichnissen vermehrt,« hielt diese Worte für den Namen des Verfassers, und ertheilte in seiner italienischen Vorrede dem Mr. Enrichi die größten Lobsprüche über seinen Beobachtungsgeist. — Der berühmte Lord Bolingbroke legte die bekannten Verse Virgil's: »Excudent alii..« dahin aus, daß Virgil damit sagen wolle, die Römer hätten in der Kunst der historischen Composition ihre Lehrer, die Griechen, weit übertroffen. Diese Auslegung ist schon sonderbar genug, aber noch viel mehr ist es der Zusatz Bolingbroke's, durch welchen er diesen Satz auch von seiner Seite erhärten wollte: »In der That,« sagt der Lord, »hat Livius und noch mehr Tacitus die Historiker Griechenlands weit hinter sich gelassen,« da doch Virgil schon gestorben war, als Livius seine Geschichte noch nicht angefangen hatte, und als Tacitus noch nicht geboren war. — In der chronikenmäßigen Kirchengeschichte eines englischen Mönchs aus dem sechzehnten Jahrhundert findet man den italienischen Dichter Guarini mit unter den kirchlichen Schriftstellern aufgezählt, weil er den Pastor Fido geschrieben hatte, welchen verliebten Roman unser Historiker für ein religiöses Erbauungsbuch gehalten hatte, wahrscheinlich ohne es gelesen oder auch nur gesehen zu haben. — Als die Fragmente des Petronius, des angenehmen und geistreichen erotischen Dichters aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, in dem Winkel eines alten Hauses entdeckt wurden, war alles entzückt über diesen herrlichen Fund, und die deutschen Philologen besonders konnten es nicht genug bewundern. Da las der berühmte Meibomius in Lübeck in dem Briefe, den sein Freund aus Italien gefunden hatte, daß man in Bologna den ganzen Petronius aufgefunden habe. Sogleich ließ Meibomius einspannen, und fuhr nach Bologna. Da-

selbst angekommen, ging er unverweilt zu dem Bibliothekar Capponi, und bat denselben, ihm den ganzen Petronius zu zeigen, den sie so glücklich gewesen sind aufzufinden, und den zu sehen er diese weite Reise gemacht habe. Der Bibliothekar nahm keinen Anstand, und führte ihn in eine Kirche, wo er ihm unter einem Altar den ganzen wohlerhaltenen Körper des h. Petronius zeigte. Meibomius erröthete, biß sich in die Lippe, und fuhr wieder nach Lübeck zurück. — Der französische Uebersetzer einer deutschen Seereise gab die Worte: das lecke Schiff wurde endlich am Schlepptau geführt, auf folgende Art wieder: Le navire lèché étoit enfin conduit á Sleptou. Er verstand das Wort »Leck« nicht, und hielt Sleptou für eine Stadt oder einen nahen Hafen. — Eine andere Stelle: »Die Mahomedaner feyern diesen Unglückstag noch jetzt durch ein allgemeines Fasten,« übersetzte er: »Les Turcs immolent encore à-présent ce jour-là par un jeune général,« sie opfern alljährlich an diesem Tage einen jungen General. — Ein Chirurgien-Major de la grande armée, die i. J. 1812 nach Rußland gegangen, und nicht mehr zurückgekommen ist, sagt in seiner Beschreibung dieses Feldzuges, indem er von dem bekanntlich sehr schönen weißen Brote von Kiew spricht: qu'on trouve dans cette ville une espèce de pain très blanc, qu'on nomme par excellence Kleb; da doch die allgemeine Benennung jedes Brotes in der russischen Sprache Chleb ist. Da ferner derselbe scharfsinnige Chirurgien-Major gefunden hatte, daß von den Marodeurs der Armee, die in der großen Kälte Branntwein (russisch wotki) getrunken hatten, alle zurückblieben, einschliefen, und auf der Straße zu Grunde gingen, so erzählte er, daß die russischen Bauern den französischen Soldaten absichtlich ein poison somnifère, qu'on nomme Botki en ce pays barbare, unter dem Schilde des Mitleids mit ihrem Elend gegeben hätten, um sie zu vergiften, und auf diese Weise ganze Compagnien dem gewissen Tode zu opfern. Als er endlich Rußland verlassen hatte, und mit den débris de la grande armée in die Gegend von Lüneburg gekommen war, wollte er sein Beobachtungstalent auch in Deutschland in steter Uebung erhalten, ohne übrigens mit der deutschen Sprache mehr als mit der russischen bekannt zu seyn. Er hörte daselbst von der benachbarten Lüneburger Heide, und daß man unter andern auf derselben eine eigene Gattung von dichtbewollten Schafen, Heideschnucken genannt, den ganzen Sommer durch ohne nähere Aufsicht und gleichsam wild herumlaufen lasse. Da er diese Erzählung nur halb verstand, so mußte er sich wahrscheinlich einzelne Worte, unter andern auch was wild und Schafe heiße, durch Umschreibungen erklären lassen, und auf diese Weise

entstand denn folgender Bericht von den Lüneburger Heideschnucken: Il y en a (dans ce désert immense) depuis long tems un peuple sauvage, tout couvert de laine au lieu de cheveux, marchant à quatre pattes, et qu'on nomme des Oidesnoukes.

Der Mißbrauch, welchen die Schriftsteller, besonders die der unteren Ordnungen, mit ihren Dedicationen getrieben haben, würde Stoff zu einer sehr interessanten und gewiß nicht kleinen Sammlung geben. Hier nur ein kleiner Beytrag zu dem großen Werke, wenn es je erscheinen sollte. — Politi, der Herausgeber des Martyrologiums, das 1751 zu Rom erschien, schickte jedem einzelnen der 365 Tage des Jahres eine eigene Dedication an irgend einen großen oder reichen Herrn voraus. Dieß ahmte Galland, der Uebersetzer der »arabischen Nächte,« getreulich nach, indem er jede Erzählung mit einer Dedication versah, so daß er, wenn er das ganze Werk vollendet hätte, woran ihn aber der Tod gehindert hat, tausend und eine Dedication geschrieben, und daher jenen Martyrologen noch weit hinter sich zurückgelassen hätte. — Rangouze, der zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Paris lebte, verfaßte eine Menge Briefe an bedeutende Personen, die er, ohne sie diesen Personen zuzuschicken, sämmtlich drucken ließ, aber ohne sie zu numeriren. Er traf nämlich mit seinem Buchbinder die Uebereinkunft, daß diese Briefe in verschiedener Ordnung für jeden Band gebunden wurden, so daß immer der Brief an die Person, welcher er diesen Band übergeben wollte, unter allen anderen die erste Stelle einnahm. Da er nun in jedem Briefe demjenigen, an welchen er denselben gerichtet hatte, viel Verbindliches zu sagen wußte, und da, wie er voraussetzen durfte, diese Mäcene alle sein Werk nicht weiter lesen werden, so sollte sich jeder geschmeichelt, und das Buch allein an sich gerichtet denken, und sich dafür, was die Hauptsache war, gehörig dankbar bezeigen. Wenn die Leser dem armen Rangouze diese Erwerbsart übel deuten, so mögen sie sich erinnern, daß der Spanier Perez, Staatssecretär von K. Philipp II., es mit seinem »Obras« nicht anders machte, indem er dieses sein Werk in einigen Exemplaren dem Santissimo Padre, in anderen aber dem Sacro Collegio, und wieder in anderen dem K. Heinrich IV. dedicirte. Diese Dedicationssucht nahm in England besonders zur Zeit der K. Elisabeth überhand. So hatte Chapman's Uebersetzung Homer's nicht weniger als sechzehn Dedicationen, in Form von Sonneten, an ihrer Spitze, und selbst der berühmte Spenser setzte seinem »Fairy Queen« funfzehn solche adulatorische Dedicationen vor. In Spanien nahm auch diese Sitte eine sehr sonderbare Richtung

an. Als unter K. Alfonso X., der Weise genannt, die castilischen Gesetze gesammelt, und, was man so lange vergebens gewünscht hatte, in einen eigenen Codex zusammengetragen wurden, fand der Staatsrath, der das Werk redigiren und herausgeben sollte, für angemessen, dasselbe in sieben Capitel zu theilen, und jedes derselben einem der sieben Buchstaben des Namens Alfonso zu dediciren. Aber auch unsere Nachbarn über dem Rheine blieben in diesem Stücke nicht hinter den anderen zurück, wie man noch in manchem älteren französischen Buche, besonders aus der Zeit Richelieu's sehen kann, der nebst so vielen anderen Rollen auch die eines großen Mäcens spielen wollte und auch konnte, da er seine Pensionen und Gnadenbezeugungen nicht aus seiner eigenen Börse nehmen durfte. Es erregt Unmuth und Ekel, zu sehen, wie weit die armen Scribler dieser Zeit ihre Kriecherey getrieben haben. Unser Verf. führt eine Stelle aus einer solchen Dedication an Richelieu an, die wir in seinen eigenen Worten wiederholen müssen: »Who has seen your face without being seized by those softened terrors, which made the prophets shudder, when God showed the beams of his glory. But as he, whom they dared not to approoch in the burning bush and in the noise of thunders, appeared to them sometimes in the freshness of the zephyrs, so the softness of Your august countenance dissipates at the same time, and charges into dew, the vapours, which cover Your majesty.«

Ueber die Sitten und Gebräuche der nächstverflossenen Jahrhunderte findet man in dem Werke unseres Verf.'s mehrere zerstreute Nachrichten. Wir wollen hier nur einige derselben kurz anführen. Heinrich VIII. von England (gest. 1547) begünstigte die fremden Kaufleute mehr, als es den einheimischen lieb seyn konnte. Eines Morgens fand man ein Pasquill auf ihn an dem Kirchthore von St. Paul angeheftet. Der König war darüber so erzürnt, daß er den Verfasser dieser Schmähschrift um jeden Preis entdeckt haben wollte. Um ganz sicher zu gehen, ließ er in jeder Pfarrey alle diejenigen, welche schreiben konnten, vor den Alderman und einen k. Rath treten, wo sie einige Zeilen eigenhändig niederschreiben mußten, die dann gesiegelt und nach Guildhall geschickt werden mußten, um die Handschrift mit dem Original des Pasquills zu vergleichen. Wie mußte es, wenn solche Mittel als die sichersten in Bewegung gesetzt wurden, in dieser Zeit um die Schreibekunst bey den Einwohnern in London stehen. Jetzt würde man lächeln, wenn man einen solchen Versuch auch nur in einer kleinen Landstadt machen wollte. — Wie sehr hat sich ferner unsere Zeit zu Tische zu gehen seit demselben

sechzehnten Jahrhundert geändert. Unter Franz I. in Frankreich war ein Volkslied allgemein bekannt, in welchem es hieß:

> Lever à cinq, diner à neuf,
> Souper à cinq, coucher à neuf,
> Fait vivre d'ans nonante et neuf.

Als Gegenstück dazu mag die bekannte Anecdote von Pope stehen, der eines Tages in einem vornehmen Hause, das noch der alten Sitte anhing, um 5 Uhr zu einem solennen Abendessen geladen wurde, und um Verzeihung bitten ließ, da er schon in einem andern Hause um 6 Uhr zu Mittag geladen sey. Von Ludwig XII. in Frankreich erzählt man, daß er diese alte Art zu speisen plötzlich änderte, und dadurch seinen Tod beschleunigte. Statt um 9 Uhr Morgens, aß er erst um 12 Uhr zu Mittag, und statt um 9 Uhr Abends, ging er erst gegen Mitternacht zu Bette. Bayard, in seiner Geschichte, schreibt dieser gewaltsamen und unnatürlichen Aenderung der Lebensweise den frühen Tod des Königs zu. Unter Karl V. von Frankreich, der nahe 200 Jahre vor Franz I. lebte, speiste man bey Hofe um 10 Uhr des Morgens, suppirte um 7 Uhr Abends, und gegen 9 Uhr war der ganze Hof schon zu Bette, selbst mitten im Sommer. Unter Heinrich IV. speiste man schon um 11 Uhr zu Mittag, eine Sitte, die noch in den ersten Regierungsjahren von Louis XIV. beybehalten wurde. Die Bauern und gemeinen Arbeiter in Frankreich haben die alte Sitte beybehalten, indem sie eigentlich drey Mal des Tages, um 9 Uhr Morgens, um 3 Uhr Abends und dann gegen Sonnenuntergang ein Mahl zu sich nehmen. Wenn die Handwerker nicht jeden Tag, selbst im Sommer, entweder des Morgens oder des Abends, zwey Stunden bey Kerzenlicht arbeiteten, so wurden sie allgemein für faul gehalten. — Kutschen waren im funfzehnten und selbst in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts noch ganz unbekannt. Wenn Fürsten und Prinzen mit ihren Damen außer Haus seyn mußten, so ritten sie zu Pferde, wo dann gewöhnlich die Prinzessin hinter ihrem Vater oder Gemahl auf demselben Pferde, auf einem eigenen Reitkissen saß. In London wurden die Kutschen zuerst durch Fitzalan Earl of Arundel i. J. 1580 eingeführt, und lange nachher sah man nie mehr als zwey Pferde vor einer solchen Kutsche. Erst der berühmte Liebling der Königin, Buckingham, ließ vier Pferde vor seine Kutsche spannen, zum nicht geringen Erstaunen aller Einwohner Londons. Derselbe sybaritische Buckingham führte auch der erste die Tragsessel oder Sänften ein. In Frankreich fuhr Katharina von Medicis zuerst in einer Kutsche, die statt der Glasfenster lederne Vorhänge hatte. Zur Zeit von Heinrich IV. waren diese Kutschen noch so selten, daß selbst

der König für sich und seine ganze Familie nur eine einzige hatte, wie wir aus einem seiner Briefe an Sully sehen, wo er ihm schreibt, daß er heute das Zimmer hüten müsse, weil er Arzney genommen habe, und nicht ausfahren könne, indem die Königin bereits die Kutsche für heute in Beschlag genommen hat. Selbst zu Louis XIV. Zeit pflegten nur die Damen in Kutschen zu fahren, da die Herren, wenn sie zu Hofe oder zu ihren Freunden gehen wollten, das Reiten vorzogen, auch das Fahren für eine Art von Schande hielten, daher dasselbe nur den Damen oder den Kranken nachgesehen wurde Im J. 1658 hatte man in Paris nur 310 Kutschen, im J. 1758 zählte man deren schon 14000, und jetzt über das Doppelte der letzten Zahl.

Möchten übrigens unsere Vorfahren immerhin diese und andere Bequemlichkeiten des Lebens entbehrt haben, deren Mangel sie nicht fühlen konnten, quia ignoti nulla cupido. Aber sie mußten auch lange Zeit solche Dinge entbehren, die zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehören, und deren Vernachläßigung sie oft schwer büßen mußten. Ihre Städte und selbst das Innere ihrer Häuser war so unrein und schmutzig, daß die Gesundheit der Bewohner darunter litt. Erasmus von Rotterdam, der, als ein Holländer, an größere Reinlichkeit gewohnt war, konnte sich nicht genug verwundern, als er nach London kam, und den gränzenlosen Schmutz bemerkte, der auf den Straßen und selbst in den Pallästen der Großen herrschte. »Der Fußboden in diesen Zimmern,« sagt er, »ist gewöhnlich von gestampftem Thon, wie unsere Tennen, mit Heu oder Stroh belegt, wie unsere Ställe. Unter diesem Stroh, das oft wochenlang nicht gewechselt wird, liegt aller Schmutz und jeder Unflat, den man bey uns so fern als möglich von der Wohnung zu halten hat, altes, bey Tische weggeworfenes Fleisch und Knochen, ausgegossenes Bier, Speichel, Excremente von Hunden und Katzen, und alles, was einem an Reinlichkeit gewöhnten Mann Ekel und Abscheu erregen kann.« — Erasmus leitet daher vorzüglich die bekannte englische Schweißkrankheit und die so oft damals in England auftretende Pest her. In der That ist jetzt in diesem Lande, bey den Wohlhabenderen wenigstens, die Reinlichkeit der Wohnung und Kleidung so groß, daß die andern europäischen Sprachen noch keinen angemessenen Ausdruck für das Wort »Comfortable« haben, das vorzüglich den Begriff der auf Reinlichkeit gegründeten Behaglichkeit in sich schließt. Man hat oft genug die Frage aufgeworfen, warum die orientalische Pest, die sonst alle zwey oder drey Jahrzehende irgend ein europäisches Land verwüstete, seit etwa einem Jahrhundert so selten ist, daß man sie, für diese Gegenden, als ganz erloschen betrachten kann.

Man spreche nicht von den Quarantänen und Sicherheitsanstalten, als verdanke man ihnen allein oder auch nur vorzüglich die Befreyung von jenem entsetzlichen Uebel. So gut und wirksam diese Anstalten auch in der ersten Nähe der mit der Pest noch so geplagten Länder, z. B. an der österreichischen Gränze der Türkey, seyn mögen, so müßte doch diese Krankheit durch englische, französische und spanische Schiffe, welche die Levante befahren, eingeschleppt werden, da die Aufsicht, welcher diese Schiffe in Malta oder bey ihrer Ankunft in den vaterländischen Häfen unterworfen sind, bekanntlich so lax als möglich ist, etwa diejenigen Zeiten ausgenommen, wo die Pest in den morgenländischen Gegenden eben mit besonderer Heftigkeit wüthet. Da darin die Erklärung jenes Räthsels nicht gefunden werden kann, so hat man dafür den Satz aufgestellt, daß die Empfänglichkeit für diese Krankheit bey den übrigen Bewohnern Europas aufgehört habe. Allein dieß heißt die Antwort nur hinausschieben. Denn warum, muß man weiter fragen, warum hat diese Empfänglichkeit, den Krankheitsstoff in sich aufzunehmen, aufgehört? — Und hierauf, dünkt mich, muß man mit Erasmus antworten: weil unsere Schmutzerey aufgehört hat, die uns früher für dieses und alle ähnliche Uebel so empfänglich gemacht, die in sich selbst den Keim zu so vielen andern Uebeln enthalten hat. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieser hochwichtige Gegenstand von unsern Aerzten einer genauen und umfassenden Untersuchung gewürdigt werden möchte. Vielleicht würden sie das Aufhören unserer Empfänglichkeit für manche andere Krankheiten, die früher Europa verheerten, ebenfalls aus dieser Quelle ableiten können. Jener Fußboden von Thon, mit Stroh bestreut, war auch der der Hörsäle in der Universität zu Paris, wo die Zuhörer, für welche die Bänke noch nicht erfunden waren, auf dem halbverfaulten Stroh stehen mußten, das ganze Monate durch nicht gewechselt wurde. Und in Constantinopel, so wie in Alexandrien und Cairo herrscht in und außer den Häusern noch immer dieselbe Unreinlichkeit, die diesen Städten schon vor Jahrhunderten eigen gewesen ist, daher sie auch noch unter ihrer alten Landplage seufzen müssen.

Der Name eines Menschen, als bloßer Wortlaut betrachtet, ist wohl ein sehr gleichgültiges Ding, und doch weiß unser Verf. auch über diesen Gegenstand manches Interessante mitzutheilen. Wir wollen nur einiges davon kurz anführen. — Zuerst räth er den Aeltern und Pathen, manches erzählten Beyspieles wegen und aus guten Gründen, ihren Kindern, besonders den Mädchen, keine solchen Namen zu geben, die bey dem Volke in Mißkredit stehen, und Nebenbegriffe erwecken, die dem Menschen, der nun einmal mit einem solchen Namen geplagt ist, oft

selbst schädlich werden, oder ihn doch lächerlich machen können. Jedes Land hat darin seine eigenen Namen, auf welchen, oft ohne den Grund davon zu wissen, eine Art von Interdict liegt, und diese müssen daher sorgfältig vermieden werden. Hanns, Michel, Kaspar klingen uns, ohne ihre Schuld vielleicht, so schwerfällig und tölpelhaft, und wer möchte wohl, wenn ihn auch alles übrige dazu auffordern sollte, einer Urschel oder Cordula eine Liebeserklärung halten. Muß nicht, bey dem ersten Versuche dieser Art, an eine Petronella, Genovefa oder Scholastica gerichtet, das Wort im Munde stocken? — Hat man doch selbst bey den Wilden eine gewisse Vorliebe zu solchen Namen bemerkt, die ihrem, wenn auch nicht unserem Ohre, milder oder schöner klingen. Ludwig XI., den man doch gewiß nicht seines zu großen Zartgefühles wegen anklagen kann, hielt sehr auf den Eindruck, welchen die Namen seiner Lieblinge, und welcher Lieblinge, auf ihn selbst und auf sein Volk machten. Sein Barbier und innigster Vertrauter hieß Olivier le Diable. Der König, dem dieser Zusatz etwas zu diabolinisch klang, veränderte den Namen seines würdigen Freundes in Olivier le Malin, damit er doch etwas von der kaustischen Eigenschaft der ersten Benennung beybehalten möge. Aber diese Wahl, er fühlte es selbst, war nicht glücklich, und nach einigen Monaten wurde der Liebling Olivier le Mauvais geheißen. Allein auch diese Verbesserung wurde später nicht ganz probat gefunden, und nun bekam der mächtige Barbier den Namen Olivier le Daim (der Damhirsch), und dabey sollte es bleiben, denn Ludwig, mit dem bekanntlich nicht zu scherzen war, hatte ein eigenes Decret ergehen lassen, in welchem Jedem bey Todesstrafe verboten wurde, sein Kleinod Diable oder Malin oder Mauvais zu nennen, so sehr er auch alle diese Namen verdienen mochte. — Nach Platina's Geschichte war Sergius II. der erste, der bey der Besteigung des h. Stuhls seinen ererbten Namen mit einem anderen verwechselte, da jener, den man im Englischen Hog's-mouth nennen mußte, ihm seiner neuen Würde nicht eben sehr angemessen schien. Seit jener Zeit ist diese Sitte der Namenänderung in Rom beybehalten worden. Uebrigens war sie auch schon den alten Römern nicht unbekannt, da die Namen der in den Ritterstand Aufgenommenen, wenn sie dem Senate nicht gefielen, mit anderen, besser klingenden verwechselt wurden.

Als der Gelehrte Barbier Erzieher des Sohnes von Colbert wurde, fand er seinen Namen ebenfalls etwas unverträglich mit seinem neuen Geschäfte, und nannte sich daher d'Aucour, unter welcher letzteren Benennung er auch später allgemein be-

kannt wurde. Besonders wählig scheinen in solchen Puncten die Spanier zu seyn. Guez (Bettler) hat manches treffliche Werk in französischer Sprache herausgegeben, aber er nannte sich auf dem Titel derselben immer nur Balzac, nach der Provinz, in der er geboren war. Madame Gomez behielt auf den vielen Romanen immer diesen Namen bey, obschon ihr Mann, und also seit ihrer Ehe auch sie, Bonhomme hieß, welche Benennung aber der stolzen Spanierin nicht anständig genug war. Eine andere spanische Dame aus zwar altem, aber sehr verarmten Geschlechte sollte einen eben so reichen als liebenswürdigen jungen Franzosen, Mr. de Beautrou, heiraten, aber sie wollte lieber ihre Familie und sich selbst in Armuth umkommen lassen, als Madame Beautrou heißen. Ein spanischer Hidalgos wollte gar keinen Namen als den seines Standes haben, er unterzeichnete daher einen Brief an einen andern Hidalgos bloß mit den Worten: El Marques (der Marquis), als ob es außer ihm keinen Marquis mehr in der Welt geben könnte, offenbar eine Nachahmung der königlichen Sitte, nach welcher unter den Decreten der spanischen Monarchen bloß El Re (der König) gesetzt wird. Allein derjenige, an welchen der Brief gerichtet war, und der mit jenem von gleichem Stande war, nahm diese Freyheit als für sich beleidigend auf, und um seiner eigenen Würde durch diesen Angriff nichts zu vergeben, unterzeichnete er seine Antwort bloß mit: Otro Marques (ein anderer Marquis). — Der bekannte französische Dichter Dorat hieß eigentlich Disnemandi, was in dem Dialecte seiner Geburtsstadt einen, der des Morgens Mittag hält, also einen Armen bedeutet, der des Tags nur eine Mahlzeit hat. Er wählte sich dafür den Beynamen Dorat (der Goldene), wie einer seiner Vorfahren spottweise wegen seiner rothen Haare von den Nachbarn genannt wurde. Seine Tochter betrübte ihn später sehr, als sie einen Herrn Goulu (Vielfresser), in welchen sie sterblich verliebt war, heiraten wollte, was der Vater durchaus nicht wünschte, um sein Haus nicht neuerdings mit einem so garstigen Namen zu beflecken. Aber Mademoiselle Disnemandi dachte anders, und ging ihren eigenen Weg.

Im sechzehnten Jahrhundert war es allgemein Sitte unter den Gelehrten, ihre Namen zu ändern, wobey sie gewöhnlich ihren vaterländischen Namen in die lateinische Sprache übersetzten. Erasmus von Rotterdam hieß ursprünglich Gerhard (der Geliebte), welchen Namen er anfangs ins Latein übersetzte, und in Desiderius umschmolz, bis ihm später auch dieser nicht mehr gefiel, und er ihn mit dem gleichbedeutenden griechischen Worte Erasmus verwechselte, unter welchem letzten er dann

allgemein bekannt wurde. Sein berühmter Freund Reuchlin oder Rauchlin nannte sich auf seinen Werken Capnio, von dem griechischen Worte καπνος, der Rauch. Und der gelehrteste Freund dieser beyden Männer hieß Herz Schwarz, was er auf den Titeln seiner Werke mit Melanchton übersetzte. Eben so verfuhr der berühmte italienische Dichter Metastasio, der ursprünglich Trapasso hieß, und sich auf den Rath des gelehrten Gravina jenen ersten, besser tönenden Namen gab. — Die Alten erzählen von Virgil, daß er in seiner Jugend ein vaterländisches Gedicht, von den Helden der alten Römer, verfertigen wollte, aber an der Ausführung bloß durch die unpoetischen Namen Decius Mus, Vibius Cauder u. s. gehindert wurde. Dasselbe widerfuhr einem englischen Dichter, der die Entdeckungen des großen Weltumseglers Drake in einem epischen Gedichte besingen wollte. Der ominöse Name (Drake, Enterich, und draked, in einer Pfütze steckend) ließ aber durchaus keinen höheren Schwung zu. — Die langen Namen der Spanier sind bekannt genug, aber folgende darauf sich beziehende Nachricht ist es vielleicht weniger. Als der spanische Gesandte von Philipp II. nach England kam, beorderte Elisabeth, nach der Sitte jener Zeit, einen reichen Bürger von London, John Cuts, den Gesandten in ihrem Namen am Ufer zu empfangen. Als dieser aber den gar so kurz zugeschnittenen Namen John Cuts vernahm, hielt er die Sache für einen Schimpf, den man ihm anthun wollte, und schickte sich sofort an, unverrichteter Dinge wieder nach Spanien zurückzukehren. Doch ließ er sich am Ende bedeuten, und die sehr langen Dinés, die ihm der Mann mit dem sehr kurzen Namen gab, schienen ihm recht wohl zu behagen.

Einen bereits durch andere Personen berühmten Namen zu haben, kann wohl nur selten als ein Glück angerechnet werden. Die Forderungen, die man an einen solchen Namenserben macht, übersteigen meistens die Kräfte desselben. Wenn jetzt ein zweyter Gibbon mit einer Geschichte, ein zweyter Goethe oder Schiller mit einer Sammlung Gedichte erschienen, so würde er und sein Werk mit ganz anderen Augen betrachtet werden, als wenn er einen bisher unbekannten Namen trüge. Die Nachfolger berühmter Autoren sollten sich im Allgemeinen fern von aller Autorschaft halten. Thomas Corneille würde größer seyn, wenn sein Bruder Peter Corneille nicht so groß gewesen wäre. Albert Euler ist als Mathematiker bereits vergessen, weil er in dem blendenden Lichte seines Vaters, Leonhard Euler, wie ein Komet in der Nähe der Sonne, nicht mehr bemerkt werden konnte. Der Sohn des berühmten Racine

mochte dieß gefühlt haben, weil er diesem Eindruck seines Namens bey dem Publicum zuvor zu kommen suchte. Er erscheint nämlich auf dem Titelblatte seines Buches mit den Werken seines Vaters in der Hand, mit der Unterschrift aus der Phädra:

Et moi, fils inconnu d'un si glorieux père.

Selbst der geringfügige Umstand, daß sich ein Eigenname mit einem verrufenen Worte reimen läßt, hat schon manchen in Verlegenheit und selbst in Schaden gebracht. Freret, eines der unschuldigen Opfer von Boileau's caustischer Satyre, galt sein ganzes Leben durch, bey Fremden wenigstens, für einen Trunkenbold, obschon er in der That ein sehr nüchterner Mann war, und das bloß, weil Boileau den unseligen und ihn selbst schändenden Einfall hatte, Freret mit Cabaret zu reimen. Es war eine erbärmliche Rache, die Voltaire an Lessing nehmen wollte, daß er den Namen desselben nur immer Le singe schrieb, ohne auch nur einen einzigen der vielen und großen Fehler wieder gut zu machen, die ihm Lessing in seiner Dramaturgie vorgeworfen hatte. Der bekannte römische Satyriker Modera hatte in einem seiner beißenden Gedichte eine unbescholtene römische Dame von hohem Range, Formana, angegriffen, und sie unter andern eine Putana gescholten. Als die Klage über diese Beschimpfung vor Sixtus V. kam, ließ er den Dichter rufen, und fragte ihn, aus welchem Grunde er jene Dame so nennen konnte. Dieser wußte keine andere Ursache anzugeben, als weil er auf Formana keinen andern Reim als Putana finden konnte, und er glaubte, mit diesem Einfalle vor seinem Richter, der gute Saillies wohl leiden konnte, durchzuschlüpfen. Aber er irrte sich sehr. »Und wie heißt du?« fragte Sixtus. — Modera, sagte der Dichter. — »Modera, Modera,« wiederholte der Richter, »du mußt auf die Galera, und zwar aus dem Grunde, weil ich auf Modera keinen andern Reim als Galera finden kann.« Und die Sentenz wurde ohne Gnade vollzogen. — Wenn dieser und mancher andere durch seinen Namen in Unglück kam, so verdanken viele wieder ihr Glück demselben Umstande. Der römische Regillianus wurde in einem Aufstande der Prätorianer zum Kaiser erwählt, bloß weil sein Name in den Ohren der Soldaten, wie sie sagten, einen königlichen Klang hatte; und Jovian, früher ein Gemeiner in der prätorianischen Kohorte, wurde zum Kaiser ernannt, weil sein Name mit dem des beliebten Julian ähnlich lautete. Die Römer waren bekanntlich ein sehr abergläubisches Volk, und sie trieben daher auch viel Mißbrauch mit den Namen. Bey der Aushebung der Truppen oder bey der Zählung der Bürger durch den Censor war

man stets darauf bedacht, den ersten Aufzurufenden so zu wählen, daß sein Name von guter Vorbedeutung schien, wie z. B. Salvius, Valerius u. dgl. Cäsar selbst, in seiner Expedition nach Africa, übergab einem ganz unbekannten und sehr entfernten Verwandten des Scipio Africanus ein wichtiges Commando in seiner Armee, weil man allgemein glaubte, daß die Scipionen in Africa unüberwindlich sind, und Cäsar, ohne vielleicht selbst derselben Meinung zu seyn, diesen Volksglauben zu seinem Vortheile benützen wollte. — Als die Gesandten des K. Ludwig VIII. von Frankreich um eine der beyden spanischen Prinzessinnen Urraca und Blanca anhielten, um sie als die Gemahlin Ludwig's nach ihrem Lande zu bringen, wurde Urraca, obschon die schönste und vorzüglichste, ausgeschlagen, und die ältere Blanca gewählt, um als Königin von Frankreich zu glänzen, während die schöne Urraca, bloß ihres Namens wegen, ihr Leben in einem Kloster vertrauern mußte. — Zur Zeit Cromwell's war es unter den Puritanern allgemeine Sitte, ihre Namen immer nur am Ende einer, gewöhnlich religiösen Sentenz in öffentlichen Schriften zu unterzeichnen. So fand man z. B. auf der Todesacte Karl's I. folgende Unterschrift eines seiner sogenannten Richter: »Wenn der Heiland nicht auf die Welt gekommen wäre, so würde ich seyn ein verdammter Barrabene.« Ein anderer dieser fanatischen Regiciden unterschrieb sich: »Si omnes consentiunt, ego non dissentio, Barrabas Whitstone.« Als dieser letzte später unter der Regierung Karl's II. zur Verantwortung gezogen werden sollte, bewies er durch eben diese seine Unterschrift des Todesurtheils, daß er gegen den Tod des Königs gestimmt habe. Er hatte nämlich nach dem Worte non ein kaum sichtbares, aber bey näherer Ansicht doch nicht zu verläugnendes Komma angebracht, und dadurch den Sinn seiner Sentenz in das Gegentheil dessen, was sie zu sagen schien, verwandelt.

Diese Diatribe über die Namen einzelner Personen führt uns durch Analogie oder Induction auf die höchst sonderbaren Namen, die sich ganze große Corporationen von Gelehrten, nämlich die sogenannten Academien in Italien gegeben haben. Kein Land hat so viele und so alte Academien dieser Art aufzuweisen, als Italien. Schon zur Zeit der Wiedererweckung der Wissenschaften im vierzehnten Jahrhundert hatte jede größere Stadt dieses Landes eine, oft auch mehrere solche Gesellschaften, und nicht leicht fand man einen Mann von einiger Wohlhabenheit, der nicht in eine derselben eingeschrieben, und stolz darauf war, das Wappen der Academie zu dem seinigen machen zu können. Aber welche wunderliche Namen haben sich diese Academien

gegeben. So sah man in Rom die Academie der Arcadier, in Genua die der Schläfrigen, in Viterbo die Obstinati, in Siena die Academie der Geschmacklosen (Insipidi), der Dummen, der vom Donner Gerührten; in Neapel die der Secreti, der Otiosi und der Furiosi; in Macerata die Catenati (an Ketten Geschlossene) und die Tollen, und in Florenz sogar fünf Academien, die della Crusca, die Scheuen, die Betäubten, die Nassen und die Insensati u. s. w. (M. s. darüber Tiraboschi Vol. VII. Cap. IV, und Quadrio's Della Storia e della Ragione d'ogni Poesia, so wie Menken's Charlataneria Eruditorum). Die Mitglieder dieser Academien waren nicht nur die ausgezeichnetsten Gelehrten ihrer Zeit, sondern auch häufig Männer aus dem höheren Adel, die sich alle wieder nicht entblödeten, für ihre eigene Person nicht minder barocke Namen zu wählen, durch welche sie als Mitglieder dieser Academien bezeichnet wurden. So hießen von den Mitgliedern der Academie der Umidi oder der Nassen der eine der Erfrorne, der andere der Dunstige, ein dritter der Hecht, der Schwan, der Roche (la Lasca), welchen letzten Namen z. B. der berühmte Novellenschreiber Grazzini trug. In der Academie der Insensati zu Florenz gab es Stupidi, Tenebrosi, Storditi u. s. Die Academia della Crusca in derselben Stadt hatte ihren Namen von der Crussa (Kleyen), von der sie das Mehl reinigen sollte, indem sie unter Mehl die italienische Sprache und unter Kleyen die vielen Barbarismen verstand, welche sich durch Fremdlinge und Idioten in die Sprache eingeschlichen hatten. Ihr Wappen enthielt eine Mühle, und ihr Versammlungssaal war nicht weniger phantastisch möblirt, als, wie es scheint, das Innere ihrer Köpfe. Das Pult, vor dem der Redner stand, war der Trichter einer Mühle; die Stühle der Mitglieder waren umgekehrte Mehlkörbe, der Sitz des Präsidenten war ein Mühlstein; der große Tisch in der Mitte hatte die Form eines umgestürzten Backtrogs, und das eben vorlesende Mitglied stand vor diesem Tische in einem großen Siebe, das die ganze untere Hälfte seines Körpers verbarg u. s. w. Nicht weniger sonderbar geberdeten sich die Mitglieder der Academie der Arcadier in Rom. Jeder neu eintretende arcadische Schäfer erhielt einen idyllischen Namen und einen bestimmten Titel, als Besitzer einer Stadt oder einer Gegend des alten Arcadiens. Ihre Gesetze waren ganz nach jenen der zwölf Tafeln geformt; ihre Sprache affectirte den majestätischen Styl der alten Imperatoren, und sie datirten ihre Acten nach den Olympiaden. Goldoni, der berühmte Dichter, erzählt seine Aufnahme in diese Academie mit folgenden Worten: »Vor meinem Eintritte in den »Saal erhielt ich zwey Diplome, von welchen das eine mir den

»Namen Polisseno gab, während das andere mich mit dem Be-
»sitze der phlegäischen Gefilde investirte. Als ich mit diesen bey-
»den großen Bogen in der Hand den Saal betrat, erhoben sich
»alle Mitglieder, und begrüßten mich im Chor unter dem Namen:
»treuer Hirt und Bruder Polisseno Phlegeio. So sind
»wir denn,« setzt er dann scherzhaft hinzu, »alle plötzlich reiche
»Leute geworden, denn wir besitzen nun große Herrschaften in
»Griechenland, die wir mit unsern Händen bebauen und mit un-
»serm Schweiße begießen, um vielleicht dermaleinst einige dürre
»Lorbern zu ernten, während die Türken sie neben uns mit Ge-
»treide und Reis bepflanzen, und in ihrer Einfalt über unsere
»Mühe und über unsere Titel lachen.« Als der berühmte Fon-
tenelle bey seiner Ankunft in Rom mit der Aufnahme in diese
Academie beehrt wurde, erhielt er den Beynamen Il Pastor Pi-
grasto, und zum Geschenk die ganze Insel Delos auf ewige Zei-
ten für sich und alle seine Descendenten. Es verdiente wohl eine
genauere Untersuchung, wie ein ganzes, sonst so gescheidtes und
geschmackvolles Volk dazu kommen kann, daß Possen dieser Art
allgemein, selbst unter den Besten und Gelehrtesten, Eingang
finden und so beliebt werden konnten. Wahrscheinlich liegt die-
ser sonderbaren Erscheinung irgend eine tiefer gehende Ursache zum
Grunde. Unser Verf. bringt hier (Vol. II. S. 420) einige Muth-
maßungen darüber vor, die sehr viel Wahrscheinlichkeit, wenn
nicht völlige historische Gewißheit haben.

Beschließen wir diese Anzeige mit einigen Bemerkungen aus
dem Capitel: Literary Composition. Es gab und wird immer
Schriftsteller geben, die mit allen Requisiten zur Unsterblichkeit
versehen sind, und doch sich kaum über die Mittelmäßigkeit erhe-
ben, weil sie die Feile hassen: Quos offendit limae
labor et mora. Ein solcher war der bekannte englische Dichter
und Satyriker Charles Churchill (gest. 1764). Er schrieb
sehr viel, sehr geistreich, und doch ist alles schlecht. Er konnte
es nicht über sich gewinnen, eine Zeile oder auch nur ein Wort,
das er einmal hingeschrieben hatte, wieder anzusehen, um es
vielleicht durch ein anderes, angemesseneres zu ersetzen. Als ihn
ein Freund aufforderte, ein kleines, eben vollendetes Gedichtchen
durchzugehen, um einige Nachläßigkeiten desselben zu corrigiren,
fuhr er zornig auf, und betheuerte ihm, daß er das nie und eben
so wenig thun würde, als sich selbst ein Stück Fleisch aus seinem
eigenen Körper herauszuschneiden. — Ein solcher scheint auch der
römische Dichter Ovid gewesen zu seyn. Er hätte vielleicht,
aus seinen Anlagen zu schließen, den ersten Rang unter den Dich-
tern seines Vaterlandes einnehmen können, wenn er nicht so
nachläßig und flüchtig gearbeitet, und wenn er seine Arbeiten

später wieder angesehen hätte. Was er während seiner Verbannung schrieb, sagt Bayle, ist größtentheils nur eine geistlose Wiederholung dessen, was er früher geschrieben hatte. Die Lebhaftigkeit, die ihn bey der Abfassung seiner Gedichte beseelte, verließ ihn gänzlich, wenn er sie verbessern und ausfeilen sollte: und die Correction derselben war ihm eine Last, die er um jeden Preis zu vermeiden suchte. — Ein solcher war auch der Dr. More, der bekannte Platoniker. Bis zum Ueberfließen voll von Ideen, wenn er an die Composition ging, hatte er, wie er von sich selbst erzählte, nur immer abzuwehren, was sich ihm aufdrängte, und wegzuwerfen, was ihn hinderte, sein Ziel durch das Dickicht von Gedanken und Vorstellungen zu erreichen; aber einmal an diesem Ziele angekommen, war er nicht mehr zu bewegen, auch nur einen Schritt seines Weges wieder rückwärts zu machen. »Ich bin geplagt genug,« sagte er, »wenn ich schreibe, und so vieles von dem, was mir dabey einfällt, wegwerfen muß, das hinreichen würde, zehn andere zu bereichern. Soll ich mich nun noch damit quälen, die gelegten Eyer auch noch auszubrüten. Das will ich andern überlassen, und es wie der Guckguck machen, der seine Eyer auch in fremde Nester legt, oder wie der Strauß, der sie im Sande von der Sonne ausbrüten läßt.«

Auf der andern Seite, denn jedes Ding hat wenigstens zwey Seiten, ist Leichtarbeiten, also bey angewohnter Thätigkeit auch Vielarbeiten, immer ein Zeichen von Talent für die Sache, die so betrieben wird. Es gibt Menschen, die nur diejenigen Arbeiten für verdienstlich halten, die ihnen recht sauer werden. Unglückliche Menschen! Man sollte vielmehr immer nur das zu thun suchen, was einem recht leicht wird. Man soll weiter gehen in seiner Kenntniß und Bildung: allerdings, aber das muß sich, wenn es recht gehen soll, gleichsam von selbst geben. Was wir erst mit vielem Kopfbrechen erlangen, ist meistens von sehr geringem Werth. Ja das Brauchbarste in jedes Menschen Leben hat ihn gewöhnlich Niemand gelehrt: er kam dazu, ohne selbst recht zu wissen wie? Auch findet man bey allen Männern von Geist eine Neigung, sich kurz auszudrücken, und was sie zu sagen oder zu schreiben haben, schnell zu thun. Ausnahmen von dieser Regel gibt es allerdings, wie bey allen Regeln, aber sie mögen hier seltener seyn, als anderswo. Auch der einfachste Mensch hat Augenblicke, wo er, durch Umstände angespornt, wie durch Wein, hell sieht, wie ein Clairvoyant. Was nur bey jenem vorübereilende Augenblicke sind, geht bey dem Genie in Stunden, ja oft in ganze Tage über, und dieß sind die Zeiten, die eilig ergriffen und benützt werden müssen, wenn was Großes, Ungewöhnliches geschaffen werden soll. Wie der Gott den Rücken

wendet, fällt der Vorhang wieder zu, und was früher in blendend hellem Lichte vor dem Auge des Geistes stand, kann jetzt, zu spät, nicht einmal mehr von dem Gedächtnisse festgehalten werden. Woher sollte sonst die Fruchtbarkeit kommen, die wir an so vielen Talenten, an den wahren Meistern in ihrer Kunst, so häufig bemerken? Wer bewundert nicht die Menge von Gemälden, die Raphael, Rubens, Michel Angelo u. a. während ihrem oft nur kurzen Leben verfertigen konnten? Auch unter den Schriftstellern, selbst den alten classischen, welche Reihe von Bänden würden die Werke eines Plato, Cicero, Plinius, Livius u. a. füllen, wenn sie alle auf uns gekommen wären. Sophokles hat hundert und drey Trauerspiele hinterlassen. Hundert und drey Tragödien! ruft Lessing aus, und zwar solcher Tragödien, deren eine einzige schon hinreichen würde, ihren Verfasser unsterblich zu machen, und, sollte man hinzusetzen, auch sein ganzes Leben durch zu beschäftigen.

Damit soll aber weder der Polygraphie, noch der Tachygraphie das Wort geredet seyn. Wer sich fühlt, mag sich versuchen, und sich selbst Glück wünschen, wenn es ihm gelingt. Wir andern wollen zusehen und bewundernd genießen, was uns jene aus ihren Höhen bringen, ohne selbst mit ihnen bis dahin uns erheben zu wollen. Das Fliegen, sagt ein Sprichwort, muß man den Vögeln überlassen, und in den Sprichworten liegt oft viel Wahrheit, und was der Ceder frommt, taugt nicht auch sogleich für das Moos, das sich besser bescheiden an seinem Boden hält. Uebrigens ist es bekannt, daß jene Meister in der Kunst, so sehr sie auch in der Stunde der Begeisterung dem Drängen des Gottes in ihrem Inneren nachgegeben haben, so frisch und munter auch die Quellen ihres Geistes, wenn sich die Schleußen öffneten, gleich so viel reinen, reichen Wasserstrahlen sich sprudelnd in die Lüfte hoben, daß dieselben Männer, wenn die Zeiten der Empfängniß und die Wehen der Geburt vorüber waren, in den Stunden der Ruhe und der Erholung wieder zu ihren Productionen zurückkehrten, die Fehler und Mängel derselben gleichsam mit dem Mikroscope untersuchten, und dieselben oft mit dem ängstlichen Fleiße einer Ameise verbesserten. Es liegt nicht in der menschlichen Natur, gleich auf den ersten Wurf so zu schreiben, wie z. B. Horaz oder Tacitus bey den Alten geschrieben haben. Und wenn auch der Ungeübte einem Werke nicht die Mühe ansehen kann, die es dem Urheber desselben gekostet hat: das Auge des Meisters sieht gar wohl, was allerdings nur der Kenner zu sehen im Stande ist. Und meistens hat eben das, daß man dem Werke diese Mühe nicht ansieht, dem Werkmeister selbst die größte Mühe gekostet. Um einen einzigen Gedanken, größerer Werke ganz zu geschweigen, gehörig darzustellen,

ist oft viel Abwaschen und Absüßen nöthig, wie Lichtenberg sagt, und bey dieser Arbeit verliert sich der eitle Kitzel, der alles gern nur auf äußeren Glanz berechnen möchte, daher man dann auch immer mehr wegstreicht, was bloß dieses Glanzes wegen da zu stehen scheint. Eine Emilie, ein Nathan, eine Iphigenia auf Tauris gingen durch diese Feuerprobe. Man sieht es diesen Werken an jeder Zeile an. Aber wie viele noch, von unseren vaterländischen Schriften, besonders von denen aus den neueren Tagen? — Wir werden sie hoffentlich ohne große Mühe zählen können, die Werke, die das feine Sieb passirt sind, womit die Zeit sie der Ewigkeit zusichtet. Die andern alle aber? — Sie haben ein gemeinsames Schicksal mit ihren Verfassern. Sie spielen, wie die Mücken, am Mittage des Tages, wo sie geboren werden, in der Sonne, und sterben am Abend zu Tausenden hin und werden vergessen.

Unter denen, die sichs sauer werden ließen, um das Schicksal der Letztgenannten nicht zu verdienen, kann man vorzugsweise den berühmten Malherbe (gest. 1628), den Vater der französischen Dichtkunst, nennen. Seine großen Verdienste um Reinheit und Wohllaut der Sprache und des Vortrags werden noch jetzt mit allgemeinem Danke anerkannt. Ihm kostete, wie er selbst sagte, das Ausfeilen und Verbessern seiner Gedichte zehnmal mehr Zeit und Mühe, als die Verfassung derselben. Den größten Theil seines Lebens brachte er mit der Correction der wenigen Gedichte zu, die wir noch von ihm besitzen. Dasselbe läßt sich auch von Balzac, dem Vater der französischen Prose, sagen, der Wochen, ja Monate damit zubrachte, um in die Rede von einigen wenigen Seiten Wohlklang und Vollendung zu bringen. Von Tasso's befreytem Jerusalem hat man einen Theil des eigenhändigen Manuscripts bis auf unsere Zeiten erhalten: es ist beynahe unleserlich wegen den zahllosen Correctionen, die er mit eigener Hand, eine über die andere, geschrieben hat. Die meisterhaften Lettres provinciales von Pascal sind auf eine ähnliche Weise entstanden. Monate durch beschäftigte ihn die Abfassung eines einzigen Briefs, und die meisten von ihnen wurden fünf-, sechs- und mehrmals angefangen. Dafür ist aber auch dieses Werk, nach dem Urtheile aller Kenner, das vorzüglichste unter allen, die in französischer Sprache erschienen sind. Vaugelas arbeitete volle dreyßig Jahre an seiner Uebersetzung des Quintus Curtius, und Knebel verwandte zu seiner Uebersetzung des Lucrez mehr als vierzig Jahre. Der große Geschichtschreiber Hume wurde des ewigen Verbesserns seines Werkes nicht müde, auch ist jede der vielen Ausgaben sehr von ihrer vorhergehenden verschieden. Das Ma-

nuscript von Pope's Uebersetzung des Homer wird in der Bibliothek des brittischen Museums in drey Quartbänden aufbewahrt. Das Meiste ist auf der Rückseite von Briefen geschrieben, die Pope von seinen Freunden Addison, Steele, Young, Congreve u. s. erhalten hatte, was diese Manuscripte um so schätzbarer macht. Pope lernte bekanntlich von sich selbst die Schreibekunst, indem er gedruckte Bücher nachcopirte, wovon auch noch deutliche Reste in seiner Handschrift zu sehen sind. Unser Verf. gibt uns hier auf einer Kupferplatte ein Facsimile dieses Manuscripts, das den Abschied Hector's von Andromache enthält, und das so voll von Lituren und durchstrichenen und überschriebenen Zeilen ist, daß es kaum mehr für lesbar gelten kann. Auch Milton's verlornes Paradies, wovon das Manuscript noch in der Bibliothek von Cambridge aufbewahrt wird, ist ganz bedeckt mit Correcturen von der Hand des Autors. Als man es dem berühmten Johnson zeigte, sagte er: »Da kann man sehen, wie man unsterblich wird, und daß wir alles, was wir später Gutes mit Leichtigkeit thun wollen, zuerst mit Fleiß und Mühe thun müssen.« — Auch die Alten müssen diesen Weg gegangen seyn, sie wären sonst nicht leicht bis auf uns gekommen. Man sieht dieß in der Vollendung und in der hohen Politur, die sie ihren Werken gegeben haben. Auch hat sich die Nachricht davon bey mehreren bis in unsere Zeiten erhalten. So soll Diodor von Sicilien volle dreyßig Jahre an seiner Geschichte gearbeitet haben. Isokrates feilte ganze zehn Jahre an einer einzigen Rede, und Virgil bat in seiner letzten Stunde seine Freunde, sein Manuscript, die Aeneide, zu verbrennen, damit es nicht unvollendet auf die Nachwelt komme. Wenn der letzte Wunsch des sterbenden Freundes erfüllt worden wäre, so müßten wir jetzt eines der schönsten Denkmäler der römischen Dichtkunst entbehren.

Das Vorhergehende wird mehr als hinreichen, den Leser von dem Reichthume an interessanten Notizen zu überzeugen, die in diesem Werke enthalten sind. Vieles mußte übergangen werden, weil es nicht gut eines Auszugs fähig ist, weil es mehr nur des Verf.'s Landsleute angeht, und auch, weil es unsere Ohren noch nicht ertragen können. Aber auch des Uebrigen ist noch immer so viel, daß es als einer der schätzbarsten Beyträge zur Kenntniß der Literatur betrachtet werden muß. Zu bedauern ist nur, daß es dem Verf. nicht gefallen hat, die Quellen anzugeben, aus welchen er so gut zu schöpfen wußte. Allerdings würden diese Citate das Volum des Werkes sehr vergrößert haben, da, um diese Sammlung zu Stande zu bringen, ohne Zweifel ganze Bibliotheken durchwühlt werden mußten; aber welcher

Leser wird sich dieß nicht gern, ja mit Dank gefallen lassen, da er dadurch in den Stand gesetzt wird, nicht nur die Wahrheit jeder Nachricht selbst zu untersuchen, sondern auch zugleich von ihnen, als von oft sehr schätzbaren Anhaltspuncten, weiter zu gehen, und sie, wie eben so viele Meilenzeiger, zu verwandten Untersuchungen zu benützen. Wer das Vergnügen einer desultorischen Lectüre kennt, wird Schriften dieser Art am meisten geeignet finden, diesen geistigen Genuß zu nähren und zu befördern. In der That muß nicht immer das Buch, was man eben vor sich hat, den Gang unserer Ideen wie an einem Gängelbande führen, und es kömmt, in letzter Instanz, nicht sowohl auf den Weg des Buches, sondern auf den unserer Gedanken an. Die Lectüre einer Stelle in irgend einem Werke gibt uns Veranlassung, eine verwandte Idee, auf die wir durch das Buch geführt wurden, zu verfolgen, zu deren Beleuchtung man ein anderes Buch zu Hülfe ruft, das uns wieder an ein drittes mahnt, so daß wir am Ende eine Reihe von Vorstellungen und Ideen aufbauen, zu der uns jener erste Schriftsteller wohl Gelegenheit gegeben hat, die wir aber als unser Eigenthum betrachten dürfen. Auf diese Weise verfuhr Ancillon, der bekannte Geschichtschreiber, einer der lebhaftesten und stärksten Köpfe des verflossenen Jahrhunderts. Denn es gehört ein gutes Maß von geistiger Kraft und ein sehr treues Gedächtniß dazu, seine Lectüre auf diese Art mit Nutzen zu treiben. Er las nur selten ein Buch in einem Athem fort, sondern sprang, wie sich die Veranlassung dazu anbot, von einem zu dem andern über, und die Tische seiner Studierstube lagen meist mit Büchern hoch bedeckt, die alle an gewissen, unter sich auf irgend eine Weise zusammen gehörenden Stellen offen oder aufgeschlagen waren. Weit entfernt, daß diese Abwechslung unter den Autoren den Gegenstand verwirrt hätte, diente sie vielmehr nur dazu, immer mehr Licht, und zwar von verschiedenen Seiten einfallendes Licht über sie zu verbreiten. Ein anderer berühmter Schriftsteller, Gibbon, vielleicht der erste Geschichtschreiber aller Zeiten, konnte am Ende nie anders, als auf diese desultorische Art lesen. »Eine Stelle im Homer,« erzählt er von sich selbst, »die ich eben lese, erinnert mich an eine andere in Longinus; dieser führt mich auf einen Brief des jüngern Plinius, der mich wieder an eine verwandte Idee des Burke mahnt, von dem ich auf Xenophon oder Theophrast zurückgeleitet werde, und so fort, bis endlich meine Gedankenreihe irgendwo abbricht, und ich nun den ganzen zurückgelegten Weg in meiner Büchersammlung übersehe.« — Zu solchen geistigen Unterhaltungen also sind Werke, wie das gegenwärtig vor uns liegende, ganz besonders geeignet, wenn, was

nicht übersehen werden darf, wenn erstens die Quellen angegeben sind, aus welchen der Autor geschöpft hat, und wenn zweytens ein umständliches Namen- und Sachregister dem Buche beygefügt ist, damit sich der Leser bey der zahllosen Menge von Erscheinungen, die vor seinen Augen vorübergleiten, fest halten und zurecht finden kann. An beyden fehlt es aber bey unserm Verfasser, denn das kleine Inhaltsverzeichniß, welches er jedem Bande vorauszuschicken beliebte, ist von sehr geringem Werthe. Wenn dieses Buch, nicht sowohl zu einer unmittelbaren Uebersetzung, sondern zu einer ähnlichen Bearbeitung desselben Gegenstandes in unserer Sprache Gelegenheit geben sollte, was uns und, wie wir hoffen, auch allen unsern Lesern nicht anders als sehr willkommen seyn würde, so würden wir, wie wir von deutscher Gelehrsamkeit und deutschem Fleiße mit Recht erwarten dürfen, ein köstliches Werk erhalten, das im höchsten Grade das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, und das dem eigentlichen Literator, so wie dem bloßen Freunde der Literatur ein höchst willkommenes Geschenk seyn würde, wenn es anders in die rechten Hände kömmt, und in demselben Geiste redigirt wird, mit welchem wenigstens der größere Theil des gegenwärtigen Werkes verfaßt worden ist. Littrow.

Art. III. Friedrich Schlegel's philosophische Vorlesungen, aus den Jahren 1804 bis 1806. Nebst Fragmenten. Aus dem Nachlasse des Verewigten herausgegeben von C. J. H. Windischmann. Erster Band. Bonn, bey Eduard Weber, 1836. Großoctav. 512 S.

Je lebhafter schon seit längerer Zeit die Erwartung Vieler auf den literarischen Nachlaß des verewigten Friedrich von Schlegel gerichtet war, in so willkommnerer Weise wurde durch die Erscheinung dieses ersten Bandes — Vorlesungen jenes genievollen Denkers aus der Epoche seiner zur vollsten Reife sich ausbildenden männlichen Kraft enthaltend — die Erinnerung an dessen philosophische Bestrebungen und die Aufmerksamkeit darauf erneuert. In ungemein klarer und sehr ausgebildeter Sprache, und mit einer in anderen Werken desselben sonst eher vermißten wissenschaftlichen Vollständigkeit und Bestimmtheit werden hier so manche der interessantesten Untersuchungen und eigenthümlichsten Resultate vielseitigen Nachdenkens mitgetheilt, welche auch zum besseren Verständniß der sonstigen bekannten Schriften des Verfassers dienen, und abgesehen hievon für jeden Freund philosophischer Forschungen, auf welchem Standpuncte er auch stehen möge, von wahrem Interesse und für Viele von fruchtbarer Be-

lehrung und Anregung seyn dürften. Dieser erste Band enthält zunächst die im Jahre 1805 zu Cöln öffentlich gehaltenen Vorlesungen über Propädeutik und Logik, als der Wissenschaft von den Regeln des Denkens, welche zu Anfang in mehr historische Erörterungen von der sokratischen und platonischen Dialektik, von der Logik des Aristoteles, sodann von jener des Mittelalters und der Scholastiker, und hierauf von jener der neueren Philosophie handeln; dann zur Psychologie und der Lehre vom Begriff (im allgemeinen Sinne des Worts), den verschiedenen Arten, dem Ursprung und der logischen Vollkommenheit der Begriffe, — zu den verschiedenen theoretischen Vermögen des Menschen (Sinnlichkeit, Verstand, Vernunft, Urtheilskraft), ihrer Verschiedenheit und gegenseitigen Verbindung in durchaus eigenthümlicher Behandlungsweise fortschreiten. Das zweyte Hauptstück wird Ontologie oder die Lehre von den Grundsätzen genannt. In dieser Untersuchung der Grundsätze erkennt der Verfasser den beyden Sätzen des Widerspruchs und des zureichenden Grundes zwar die vollste praktische Gültigkeit zu (begründet durch das Gesetz des menschlichen Bewußtseyns, keine Erscheinungen ohne die Voraussetzung eines beharrlichen Substrats wahrnehmen und denken zu können), spricht denselben aber die Brauchbarkeit für die Ermittlung und Begründung höherer Erkenntnisse ab, welche er vielmehr den zwey ursprünglichen Ideen der unendlichen Fülle und unendlichen Einheit zuschreibt (welche letztere Idee man als die eigentliche Wurzel der Geisteskraft des Menschen denken müsse), worauf aus diesen beyden Ideen auch der Begriff des organischen Zusammenhangs, und in diesem der Grund für die Verbindung aller übrigen Begriffe hergeleitet, auch der Unterschied dieses Begriffs und Grundsatzes von dem der bloßen Causalität mit vieler Klarheit gezeigt wird (S. 94). Es folgt die Lehre von den Kategorien oder Prädikamenten (abstracten Begriffen der allgemeinsten Eigenschaften der Dinge), wobey nach vorheriger Prüfung der aristotelischen und kantischen Kategorien mit vielem Scharfsinn aus dem angeführten Urbegriff oder Grundsatz eine dreyfache Reihe von Kategorien, die der Verfasser die ästhetische (Ideal — Form — Stoff), die mathematische (Construction — Position — Negation) und die physikalische (Tendenz — Qualität — Quantität) nennt, hergeleitet, außerdem aber noch eine vierte, philosophische, aufgestellt, und darunter die Begriffe des Ich, des Objects und der Substanz gerechnet werden. Sodann beginnt nach einer interessanten, obgleich hinsichtlich der letzten Resultate allerdings noch sehr ungenügenden Untersuchung über das Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen eine Darlegung der

genetischen Gesetze, namentlich jenes des sich erneuernden Kreislaufs, des Ueberspringens ins Gegentheil (einseitig verfolgter Kraft), der Anziehung des Gleichartigen und der Verknüpfung des Ungleichartigen: — welchem sodann im dritten Hauptstück Anwendung auf die Lehre von der Syllogistik gegeben, die natürliche Gedankenfolge mit der künstlich ordnenden verglichen und in Verbindung gebracht, und dann erst in der Lehre vom Satze und den syllogistischen Figuren, von den fehlerhaften Syllogismen, von der Analogie und Methode, der Inhalt der gewöhnlichen Logik mit in die eben so leicht faßliche als geistvolle und vielfach tiefe und lebendige Darstellung des Ganzen aufgenommen wird. Man darf wohl sagen, daß eine solche Logik noch nie geschrieben worden ist. — Besonders klar wird aus diesen Vorträgen, daß die Lehre des Denkens keineswegs mit Hinwegsehen von allen wesentlichen Erkenntnissen, als eine Theorie bloß formeller, gleichsam mechanischer, überall gleichmäßig vorkommender Thätigkeiten und daraus abstrahirter Regeln behandelt werden könne, sondern daß eine Lehre von den Regeln des Denkens zugleich die Anfänge des auf die höchsten Gegenstände gerichteten Denkens selbst enthalten muß. Der Unterschied der spirituellen von der materialistischen Auffassung macht sich schon bey der sinnlichen Vorstellung selbst, mehr aber noch bey der Bildung des Begriffs im Menschen geltend, welche, wenn sie als ganz ungeistige Wirksamkeiten materieller Kräfte gedacht würden, durch Verallgemeinerung und Folgerung nie zu höheren geistigen Erkenntnissen führen könnten; wogegen sie, wenn zu ihnen schon der Geist mitwirkt, für das höhere Denken selbst auch fruchtbar und bedeutend seyn müssen. — Der Verfasser stellt sich nun das Verhältniß der Anschauungen und Begriffe zu den Ideen so vor, daß alle sinnliche Vorstellungen selbst schon als unvollkommene Begriffe, und die Begriffe als solche Vorstellungen erklärt werden können, welche zugleich Ahnung und Erinnerung seyen, Vergangenes und Zukünftiges umfassen. Die Begriffe selbst aber vermag derselbe sich gleichfalls nicht ohne Ableitung aus den ursprünglichen Ideen zu denken, auf welche sich dieselben auch wieder zurückführen lassen müßten. »So wie alle »Anschauungen zu Begriffen gebildet werden sollen, so sollen auch »alle Begriffe aus den Ideen hergeleitet und zu diesen zurückge»führt und erhoben werden. Man kann freylich die abstrakten »Begriffe denken, ohne eben die Herleitung aus den Ideen mit»zudenken, und so sind denn freylich im menschlichen Denken »Begriffe möglich, die nicht Ideen sind. Allein denkt man sich »die Begriffe im vollständigen Zusammenhange, so »zeigt sich ihre Herleitung aus den Ideen, und sie selbst erscheinen

»nur als abgeleitete Ideen. Nach dieser gründlich umfassenden, »vollständigen Ansicht werden also die Begriffe in Ideen verwan»delt, oder sollen doch darin umgeschaffen werden. Sind nun,« wird hinzugefügt, »auf diese Weise alle Begriffe des Menschen »in Ideen umgebildet, so ist die Menge der Ideen unbestimmbar. »Dieses streitet aber keineswegs mit der früheren Annahme, daß »es nur zwey Ideen gebe; denn diese beyden bleiben denn doch »die Urquellen aller Begriffe, alle werden aus ihnen hergeleitet, »und eben durch diese Herleitung und Beziehung erst zu Ideen »erhoben.«

Einige characteristische Stellen mögen aus dem, was über alle erwähnten Gegenstände gesagt wird, hier noch näher mitgetheilt, und daran sowohl die Behandlungsweise, als die Fruchtbarkeit der angeregten Ideen näher gezeigt werden. »Die Lehre von der logischen Vollkommenheit der Begriffe,« wird z. B. gesagt, »ist für die Logik selbst von der äußersten Wichtigkeit. Es werden hier weit häufigere und gröbere Fehler begangen, weit bedeutendere, gefährlichere Irrthümer veranlaßt und fortgepflanzt durch unbestimmte, dunkle, verworrene Begriffe, als durch falsche, fehlerhafte Schlüsse. Die eigentlichen Fehlschlüsse sind eher hier zu entdecken, aber wo einmal verworrene Begriffe herrschend geworden sind, da ist der Irrthum oft tief versteckt, eingewurzelt und äußerst schwer auszurotten. Nicht in irrigen, verkehrten Schlüssen, sondern weit mehr in der logischen Unvollkommenheit der Begriffe liegt der Grund der hartnäckigsten, beharrlichsten Vorurtheile und Irrthümer in der gemeinen Denkart sowohl, als in den Systemen der Philosophen. Haben sie sich hier schon gleich in die Grundsätze eingeschlichen, so theilen sie sich auch allen übrigen aus diesen entwickelten und abgeleiteten mit, und pflanzen sich durch die ganze Reihe der systematischen Folgerungen fort« (S. 78).

»Die allgemeine Regel,« heißt es nicht lange nachher, »welche für jede philosophische und theoretische Definition Gültigkeit hat, besteht darin, daß jede Definition, die wissenschaftlich seyn soll, genetisch seyn muß; denn eine philosophische Sacherklärung ist nur dann befriedigend, wenn sie mit der Auffassung der innersten Natur eines Gegenstandes die Ergründung seines ersten, ursprünglichen Entstehens natürlich zu verbinden sucht. Jede philosophische Definition muß demnach genetisch seyn, so wie jede wahrhaft genetische Definition philosophisch ist. Wir machen beyläufig hier die Bemerkung, daß das, was man gewöhnlich in der Behandlung anderer nicht philosophischer Materien philosophischen Geist nennt, eigentlich nur in dieser genetischen Erklärung besteht. Jeder wahrhaft philosophische Kopf wird den

Gegenstand seiner Untersuchung, er sey welcher er immer wolle, so historisch wie möglich darzustellen suchen. So hoch sein Forschungsgeist sich nur immer zu heben vermag, wird er bis zu der ersten Quelle durchzudringen streben, um aus dieser sein ursprüngliches Entstehen herzuleiten und zu erklären; dann wird er ihn durch alle Stufen der allmälichen Entwicklung, durch die mannigfaltig abwechselnden Formen der Bildung hindurch bis zu dem Zustande verfolgen, worin er ihn in der Wirklichkeit findet, um so aus dem natürlichen Gange der Entwicklung das gegenwärtige Daseyn eines Gegenstandes, so wie die Form dieses Daseyns begreiflich zu machen.« (Als zweytes Erforderniß einer philosophischen Definition wird sodann angeführt, daß sie characteristisch sey; so jedoch, daß eine Definition, die nicht genetisch, auch nicht philosophisch seyn, wohl aber auch die wahrhaft philosophische Definition mehr oder minder characteristisch seyn könne, in sehr verschiedenen Graden, ohne daß sie darum aufhörte, philosophisch zu seyn.) (S. 81—82).

Der wichtige Begriff des organischen Zusammenhangs wird dahin erläutert: »Organisch heiße dasjenige, worin Einheit und Fülle auf das innigste verbunden sind; was in sich selbst ganz und in seinen Theilen vollendet ist, ein Ganzes, wo alle Glieder und Theile in ein System harmonisch verschmolzen, zu einem Zwecke wechselseitig zusammenwirken, so daß jeder Theil für das Ganze nothwendig ist, die einzelnen Theile und Glieder aber doch nur durch das Ganze bestimmt und beherrscht werden« (S. 94).

Von dem Gesetze des ewigen Kreislaufs, als einem allgemeinen Daseynsgesetze, welches jedes Ganze betrifft, sofern es eine lebendige Thätigkeit und Kraft ist, wird gesagt: »Eine solche Thätigkeit und Kraft wird sich von ihrem ersten Keime und Anfang an entwickeln, ausdehnen, verändern, wechseln und steigen, so lange dieß nur immer geschehen kann. Ist aber endlich die Möglichkeit des Wachsens und Steigens erschöpft, hat die Kraft der Entwicklung und Ausdehnung einen äußersten Grad erreicht, über den sie nicht hinauszugehen vermag, so bleibt alsdann nichts mehr übrig, als daß ein solches Wesen, in sofern es in sich geschlossen und vollendet ist, und nicht in ein anderes übergehen kann, in seinen eigenen Anfang und Ursprung zurückkehre. Nun muß man aber nicht glauben, daß der Zustand nach dieser Rückkehr gleich sey dem des ersten Anfangs und Ursprungs, weil ja doch unmöglich anzunehmen ist, daß die Thätigkeit und Kraft während der ganzen Entwicklung nicht beträchtlich verändert und modifizirt worden sey, vielmehr aus offenbar einleuchtenden und nothwendigen Gründen zugegeben werden muß,

daß sie durch die verschiedenen Formen der Entwicklung und Bildung, die sie durchlief, äußerst vermehrt und bereichert zurückkehre, und das organische Wesen, wenn es nun noch einmal von dem nämlichen Punkt ausgeht, bey diesem zweyten Anfang zu einem weit gebildeteren, reicheren, mannigfaltigeren Zustande unter einer von der ersten, ursprünglichen gar sehr verschiedenen Form und Gestalt erscheinen müsse. — Dieses ontologische Gesetz des Werdens, welches sich bezieht auf die Thätigkeit und Entwicklung der Wesen, in sofern diese ein für sich bestehendes Ganze ausmachen, kann das Gesetz des ewigen Kreislaufs genannt werden. Es gilt für den himmlischen Körper eben so gut, wie für den kleinsten organisirten Atom; für die einzelnen Gedanken der einzelnen Geister, wie für die Entwicklung ganzer Nationen, Geschlechter und Zeitalter« (S. 118).

Wir übergehen die nähere Bezeichnung des Gesetzes, nach welchem die Thätigkeit eines Theilwesens, wenn sie ihre äußerste Gränze erreicht, in ihr Gegentheil überspringt, — so wie das abgeleitete Gesetz der Anziehung des Gleichartigen, wobey eine vorhergegangene Trennung und Störung des gleichartigen Wesens vorausgesetzt werden muß, und welches der Verfasser als mit der Abstoßung des Ungleichartigen nothwendig verbunden, oder als eins und dasselbe, nur in positiver und negativer Hinsicht betrachtet. — Das Gesetz der Verknüpfung des Ungleichartigen dagegen wird als auf die organische Bildung in der Körperwelt gehend bezeichnet. »Ein Wesen ist um so mannigfaltiger, je umfassender es ist, je mehr verschiedene ungleichartige Theile es in sich aufnehmen und vereinigen kann. Das Streben nach Fülle und Mannigfaltigkeit ist also identisch mit dem Streben, jede mit dem Grundcharacter eines Wesens nur immer vereinbare, höchst mögliche Summe von Verschiedenheit sich anzueignen. Freylich darf diese Ungleichartigkeit, die ein Wesen in sich aufzunehmen strebt, nicht absolut seyn, weil in diesem Falle ja keine Vereinigung möglich wäre, sondern es muß eine Ungleichartigkeit in der Gleichartigkeit selbst seyn, ungleiche Species in demselben genus, so wie in der Natur die Geschlechter sich entgegengesetzt sind, und sich doch zu verbinden suchen, aber nur in derselben Gattung. Dieses Ungleichartige im Gleichartigen könnte man das Verwandte nennen, und sonach müßte das Gesetz heißen: das Gesetz der Verknüpfnng des Verwandten oder Gleichartigen. — Ferner heißt es in diesem Gesetze nicht Anziehung, sondern Verknüpfung. Denn wenn es in dem Weltall nichts als Anziehung gäbe, so würde ja alles in eins sich auflösen und zusammenfließen, und alle Mannigfaltigkeit wegfallen. — So wie also die Ungleichartigkeit, von der

in diesem Gesetze die Rede ist, nicht bloß eine einfache, schlechthin ungleiche Ungleichartigkeit seyn soll, sondern eine Ungleichartigkeit im Gleichartigen, so soll auch die Vereinigung zwischen diesen verwandten Wesen nicht eine einfache, unbedingte Verbindung und Verschmelzung, sondern eine bedingte seyn; d. h. eine bloße Verknüpfung, wo die beyden sich verbundenen Wesen nicht absolut in Eins zusammenfließen, sondern auch in der engsten Verbindung noch abgesondert existiren.« Auf dieser Verknüpfung des ungleichartigen Verwandten ruht in der Körperwelt »Leben — Erhaltung — Fortpflanzung — Wachsthum — und Bildung aller organischen Wesen.«

In einem Anhang zur Logik wird eine kurze Kritik der verschiedenen philosophischen Systeme gegeben. Nach einer historischen Aufzählung der Schulen werden der Empirismus, der Skeptizismus und der Materialismus einer Kritik unterworfen, und als die niederen und verwerflichen Arten erkannt; und sodann die verschiedenen Intellektualsysteme näher geprüft, von denen jenes des Realismus (realistischen Pantheismus) als das dem Leben und der Wahrheit am meisten entgegengesetzte, das System der Emanation zum Theil als Mißverstand der Wahrheit betrachtet, von dem Idealismus aber drey Hauptarten aufgeführt, und einzelne Unvollkommenheiten und Lücken darin nachgewiesen, und am Ende auch der Synkretismus erwähnt wird.

Weit vollständiger wird dann aber diese Prüfung der verschiedenen philosophischen Systeme in den folgenden, die größere Hälfte dieses ersten Bandes ausmachenden Vorlesungen, welche der Zeit nach etwas früher, und nur vor drey gewählten Zuhörern gehalten worden, gegeben. Die Systeme finden sich hier so aufgeführt: Empirismus, Materialismus, Skeptizismus; dann aber: Pantheismus; intellektuelle Philosophie überhaupt, und in dieser unterschieden: intellektueller Dualismus (platonische Philosophie) und Idealismus. Hierauf folgen sehr bedeutende Bemerkungen über das wechselseitige Verhältniß dieser verschiedenen Arten der Philosophie unter einander, und sodann eine reichhaltige historische Charakteristik der Philosophie in ihrer successiven Entwicklung als vorläufige Untersuchungen, nach welchen auf die eigentliche Geschichte und Characteristik, und zwar zunächst der griechischen Philosophie übergegangen wird, indem dort in den älteren Systemen schon die ersten Grundideen und Keime aller späteren enthalten, und mit großer Kühnheit ausgesprochen waren.« — Insbesondere werden sodann mit näher eingehender Characteristik die Pythagoräer, Sokrates, Plato (unter andern mit kritischen Resultaten über die unter seinem Namen auf uns gekommenen Werke, wie sie auch von Schleiermacher wahren-

theils befolgt worden; aus jener Zeit herrührend, da sich der Verfasser mit letzterem zur Uebersetzung der Werke Plato's verbunden hatte, welchem er aber dann später seine Vorarbeiten überließ); — es werden ferner Aristoteles, die Akademiker, Epikuräer und Stoiker: hierauf die Alexandriner mit den daran sich reihenden lateinischen Kirchenvätern hinsichtlich ihrer philosophischen Ansichten, und sodann die Epochen der mittelalterlichen und neueren Philosophie behandelt, und zwar die letzteren nach dreyfacher Abtheilung, nämlich:

Erstens vom Entstehen der Vulgarsprachen und dem Skotus Erigena, bis zu der neuen Denkrevolution und dem Wiederaufleben der griechischen Literatur im funfzehnten Jahrhundert.

Zweytens, von letzterem Zeitraum bis zum Descartes (wo sich die Philosophien theils als Mystiker, — von Ficinus angefangen bis zu dem sehr hervorgehobenen Jakob Böhme, — theils als Polemiker und als Philologen gruppiren); und

Drittens von Descartes bis auf unsere Zeit. Als Stifter in der modernen Periode werden Descartes, Locke und Kant erwähnt, so jedoch, daß aus der Schule jedes von ihnen weit bedeutendere Philosophen als sie selbst hervorgegangen seyen, wie aus jener des Descartes Malebranche und Spinoza und im Gegensatz mit Letzterem Leibnitz; — aus jener des Locke, Bako und Rousseau (wobey auch Berkeley, Newton u. s. w., und im Uebergange auf Kant Lambert und Lessing erwähnt werden); — endlich aus jener von Kant Fichte. — Am Ende kömmt der Verfasser auf eine Untersuchung über den Gang des menschlichen Denkens nach den Gesetzen desselben zurück, als vorläufige Untersuchung für eine Theorie der Vernunftkunst, worin das Ungenügende der gewöhnlichen logischen Sätze der Identität, des Grundes und Widerspruchs ($a = a$; und $a = b$, $b = c$, also $a = c$; dann $+ a$ ist nicht gleich $- a$) für die höheren Erkenntnisse bewiesen, und der Versuch gemacht wird, die relative Gültigkeit dieser Sätze mit den Widersprüchen des Lebens und in der Wissenschaft, und mit den Gegensätzen in der Natur dadurch zu vereinigen, daß die Einheit sich durch Gegensätze zu einer unendlichen Fülle entwickeln könne, während sie den Grund, die Bedingung zur Einheit immer in sich trage. Hiernach könne a wohl von einer gewissen Seite und für eine gewisse Zeit auch nicht a seyn, es könne in den Theilen Widersprüche geben, während das Ganze mit sich Eins sey; welches dann auch in Gleichungen auszudrücken versucht wird.

Eines eigentlichen Auszugs sind diese geistvollen Untersuchungen um so weniger fähig, als der Verfasser in dem bis jetzt

mitgetheilten Theile der Entwicklung der Philosophie seine eigenen Ueberzeugungen und Ansichten hinsichtlich der wichtigsten Fragen, wie namentlich über das Verhältniß der Natur zum Geiste und der Welt zu Gott, mehr nur unvollkommen andeutet, oder nur in einzelnen wesentlichen Zügen und Anfängen ausspricht, als daß er es sich hier schon zur Aufgabe gemacht hätte, den Leser so tief als möglich in die höhere philosophische Wahrheit selbst, so weit er diese als dem menschlichen Nachdenken erreichbar erkennt, einzuführen. Es können jedoch wohl einige Momente ohne Gefahr des Mißverstandes hervorgehoben werden, was wir in folgender Art versuchen wollen:

1) Die entschiedenste Verwerfung alles Materialismus tritt überall hervor, nämlich aller Versuche, die Philosophie auf ein von geistigen Beziehungen ganz getrenntes, für den Geist bedeutungsloses, in todter Weise beharrendes bloßes Seyn zu begründen. — Unter den vielen sich hierüber mannigfaltig aussprechenden Stellen glauben wir ihrer besonderen Wichtigkeit wegen auf folgende aufmerksam machen zu sollen: »Eine Naturansicht kann idealistisch seyn, wenn nicht das grobe Körperliche, der bloße Mechanismus der Naturgesetze, sondern die in der Körperwelt unsichtbar wirkenden Kräfte und Thätigkeiten als das Erste, Ursprüngliche angesehen werden. Solche Naturansicht heißt dynamisch. — Eben so kann auf der andern Seite eine Philosophie, die einzig vom Ich, vom Bewußtseyn ausgeht, doch ganz und gar nicht idealistisch seyn, wenn sie nicht in dem Ich eine freye, thätige Kraft, sondern einen blinden Mechanismus nothwendiger, beharrlicher Denkgesetze als das Erste, Höchste anerkennt. — Wer den Mechanismus, es sey nun des Bewußtseyns oder der Natur, an die Spitze seiner Philosophie stellt, der ist kein Idealist, sondern ein mechanischer Philosoph, und seine mechanische Philosophie ist nun entweder materialistisch oder pantheistisch oder ein Gemisch von Beyden.«

Wie wenig übrigens der Verfasser die dynamische Naturansicht für sich selbst schon hinreichend und befriedigend findet, wenn nicht die in der Natur wirkenden Kräfte und Thätigkeiten aus der Beziehung zum Geiste näher erkannt oder erklärt werden (was eine Erkenntniß ihres wesentlichen Unterschiedes voraussetzt), erhellt insbesondere näher aus folgender Stelle (S. 252). »So sehr nun auch das Verfahren des dynamischen Materialismus dem Idealismus gemäß ist, indem er einverstanden mit demselben von der äußeren Erscheinung materieller Dinge gänzlich abstrahirt, sich über den stupiden Glauben: die Körper kämen uns vor, wie sie wirklich sind, erhebt, das Reelle in den innern Kräften und ihren gesetzmäßigen Verhältnissen aufsucht, das Wesen aller

Dinge auf wenige einfache innere Prinzipien reduzirt, und in sofern, gerade wie der Idealismus, alles (gleichsam) in Geist auflöst; — so kann er dennoch nur als Physik, keineswegs als Philosophie bestehen. Als Physik steht er freylich der intellektuellen Philosophie sehr nahe, weil er bey seiner Ansicht der Natur ganz das Verfahren dieser Philosophie beobachtet, weßhalb denn auch diese Art Physik die einzige ist, welche eine befriedigende Erklärung der Natur gewährt. Als Philosophie aber steht er sehr weit von dem Idealismus ab, da er nicht, wie dieser, das Ganze umfaßt, sondern von einer niedrigeren Stufe, einem niedrigeren Prinzipe anhebt, als dieser, und als die Philosophie überhaupt anheben muß. Er steigt nicht zu einer ersten Ursache der Natur hinauf, sondern nimmt gleich in der ersten Construction des Universums zwey oder drey Elemente an, und hierin kann ihn eben der Pantheismus, dem er durch das Gesetz der ewigen Veränderlichkeit der Natur gerade entgegengesetzt ist, vollkommen widerlegen, indem er ihm die Nothwendigkeit und Evidenz eines einzigen ersten Prinzips der Beharrlichkeit, der rein geistigen Beharrlichkeit nämlich, welches er über seine Elemente hätte setzen müssen, beweist. — Endlich wird der Idealismus ihm immer vorwerfen, daß es ihm, freylich noch weniger dem Atomistiker, je gelingen könne, den Geist aus der Materie herzuleiten, ohne einen Machtspruch zu thun — (den Machtspruch nämlich, daß unser Geist ein Produkt des Körpers, die höchste Blüthe der körperlichen Organisation sey).« — »Es läßt sich höchstens darthun, daß die menschliche Organisation eine günstige und günstigere Disposition zu einem geistigen Prinzip habe, als irgend ein anderes organisches Wesen. Dieß reduzirt sich indessen alles nur darauf: daß unser Körper die Bedingung sey für unsern bedingten Geist. — Wie das auch ganz natürlich, da nur das Gleichartige (nicht das Gleiche) sich verbinden, erzeugen und fortpflanzen kann, nicht aber das Ungleichartige, völlig Heterogene. So wird man leichter zeigen können, wie der Geist aus dem Geiste, der Körper aus dem Körper entstehen könne, als umgekehrt der Geist aus dem Körper, oder der Körper aus dem Geist. Letzteres versucht nun freylich der Idealismus, und es ist dieß auch eine sehr schwierige, nie ganz befriedigend zu lösende Aufgabe. Jedoch ist es immer ein höherer, besser begründeter, dem Wesen der wahren Philosophie angemessenerer Versuch, die ersten materiellen Grundkräfte aus einer höheren geistigen Grundkraft herleiten zu wollen, als aus der verwickelten, groben, körperlichen Organisation, aus einem ganz speziellen Körper den eben so speziellen Geist.«

2) Wenn dem Verfasser im Gegensatz mit jenem bloßen abstracten Seyn, dem materialistischen Ding an sich allerdings das Leben, die Kraft, Thätigkeit u. s. w. als der einzig richtige Anfangspunct oder Vermittlungsbegriff für das höhere Nachdenken gilt, so ist vor allem andern das geistige Leben und der aus diesem selbst hervorgehende Begriff gemeint, und in diesem findet er sodann auch das Prinzip der Gotteserkenntniß oder den zur Gotteserkenntniß befähigenden Begriff. Ehrend jene Bestrebungen des Alterthums, welche auf dem Wege des Anaxagoras, des Pythagoras und vor allem des Plato, aus dem Geiste zwar die Wirksamkeit eines göttlichen Verstandes, die Herrschaft des Geistes über den Stoff, und die Urbilder für alle geistige Selbstbestimmung des Menschen erkannten, weiset er zugleich mit einleuchtender Klarheit das Mangelhafte nach, welches die Annahme einer Gott beschränkenden Materie den erhabensten Ideen dieser Forscher beymischte, das Inkonsequente jedes intellektuellen Dualismus, so fern derselbe einen die ordnende und bildende Macht Gottes ursprünglich bedingenden Stoff nicht zu beseitigen weiß. — Zugleich deutet er an, wie durch eine vollständigere Auffassung des menschlichen Bewußtseyns (nämlich nicht bloß des Verstandes und der Vernunft, sondern auch des Begehrens, freyen Strebens und Wollens aus dem vollständigeren Begriff des Geistes von sich selbst eine Ahnung der göttlichen Kraft als einer solchen gewonnen werden könne, woraus das geistige sowohl als körperliche Leben hervorgehe. »Plato hatte ganz recht,« wird gesagt, »dem Geiste, der Intelligenz den Vorrang vor dem Körper zu geben, ihn zum ersten Prinzip zu erheben, die Quelle alles Daseyns im Bewußtseyn zu suchen; aber er faßte dieß Bewußtseyn bloß als Verstand, als Vernunft auf; Verstand und Vernunft sind aber schon sehr abgeleitete, verwickelte, künstliche Formen des Bewußtseyns, keineswegs aber die Wurzel, die Urquelle. — — — Denkt man sich die Herrschaft des Geistes über den Stoff, das Verhältniß der Welt zu ihrem ersten Ursprung, wie das Verhältniß des bildenden Künstlers zu dem von ihm gebildeten Kunstwerke, des Nachgebildeten zum Urbilde, so muß ein Stoff vorausgesetzt werden, auf den der Verstand habe wirken, den er nach den ewig in ihm vorhandenen Urbildern habe bilden und gestalten können, den der Verstand nicht ursprünglich erzeugen und erschaffen kann. Mit dieser außer dem Geiste ursprünglich vorhandenen Materie sind aber zugleich zwey Prinzipien angenommen worden. Die Intellectualphilosophie verfällt in den Dualismus, und verfehlt ihren Zweck, den Geist zum ersten, höchsten, einzigen Prinzip zu machen. Auch werden sich eben Mängel und Widersprüche genug auffinden lassen. — Ist

der göttliche Verstand bey der Weltbildung durch die ursprüngliche Beschaffenheit, Formlosigkeit und Roheit der Materie beschränkt und bedingt gewesen, hat er diese Unvollkommenheit, als die Quelle alles Uebels, nicht heben können, so war er ja durch eine höhere Nothwendigkeit, ein unabänderliches Fatum gebunden, das in dieser Hinsicht die Stelle über ihm einnimmt. Und preise man dann auch die Macht und Weisheit des göttlichen Bildners noch so hoch, so hat sie doch, durch die ursprünglichen Gesetze der Materie gebunden, aus dieser nur ein unvollkommenes Kunstwerk hervorbringen können. — Diesen Grundfehler zu vermeiden, hätte Plato das Bewußtseyn nicht einseitig als Vernunft, als Verstand, sondern in der höchsten, ursprünglichsten Form auffassen sollen. Kann gezeigt werden, daß dieß in der Natur wie im Menschen ist, so ist der einzige Weg, alle Schwierigkeit zu heben, gefunden. In uns gibt es aber außer dem Verstande, der Vernunft ein Begehrungsvermögen; fände sich in diesem die Quelle, der Anfang, die Wurzel des Bewußtseyns, welches in dieser ursprünglichen Form als ein Sehnen, als ein Streben, als Liebe aufgefaßt würde, so wäre alle Schwierigkeit in Rücksicht des Stoffes gehoben. Denn wie aus dem Streben der Liebe — Leben, aus dem Leben aber der Stoff gleichsam niederschlagen, und körperliche Organisation hervorgehen kann, dieß zeigt uns schon die Physik sehr deutlich (S. 373 u. f.).

»Man müßte,« sagt der Verfasser an einer andern Stelle, den gleichen Gegenstand betreffend, »man müßte also, wenn man übrigens annehmen kann, daß es in der Natur so beschaffen wie in uns selbst, daß wir nach unseren Fähigkeiten, unserem Geiste u. s. f. ein wiewohl unvollkommenes Ebenbild Gottes seyen, versuchen, ob das erste Prinzip der Philosophie, statt aus dem Erkenntnißvermögen, nicht besser aus einem anderen menschlichen Vermögen, ob nicht aus dem Begehrungs- und Gefühlsvermögen, aus dem Vermögen zum Trieb abzuleiten, und so jene Unvollkommenheit zu vermeiden wäre. — (Man) würde, um es vorläufig kurz zu sagen, von dem der Intellectualphilosophie (so weit sie die Vernunft, den Verstand für das Höchste nimmt) entgegenstehenden, den ihr ganz entgegengesetzten Weg bezeichnenden einen Satz ausgehen müssen: Gott ist die Liebe.« (S. 276 u. f.)

3) Völlig genügend erscheint nun auch dem Verfasser der hier bezeichnete, so höchst merkwürdige Weg nicht, indem er in Verfolg der letzterwähnten Stelle hinzufügt (S. 277): »Obschon nun dieser neue Versuch, das Entstehen des Geistes und der Materie aus der Liebe, als ihrem gemeinschaftlichen Prinzipe,

zu erklären, noch nicht vollkommen befriedigend aufgestellt worden, und noch manche Einwürfe möchte leiden können, so ist denn doch diese Vorstellungsart verhältnißmäßig wahrscheinlicher und befriedigender, als jene, deren Unzulänglichkeit sich gleich bey der ersten Betrachtung kund thut.«

Zugleich aber sieht der Verfasser jede Erkenntniß Gottes im Menschen als aus Gott mitgetheilt, aus Gott herfließend an. Das reine Sehnen, die Liebe des endlichen Wesens, kann nur aus dem Urquell aller Liebe, der göttlichen, herfließen; »das einzelne Wesen, welches die Liebe in sich erfunden hätte, würde zugleich die Welt erschaffen haben, selbst Gott seyn« (S. 377). — »Die Idee der unendlichen Fülle, der positiven göttlichen Allmacht und Liebe,« heißt es an einer andern Stelle, »kann in dem Menschen weder durch die Vernunft allein, noch durch Erfahrung und sinnliche Wahrnehmungen erzeugt werden, wie sich dieß philosophisch streng beweisen läßt. Es bleibt uns also nur übrig, anzunehmen, was die Religion uns lehrt, was Geschichte und Tradition, so weit wir diese immer verfolgen können, durch ihr Zeugniß bestätigen, daß die Bildung des menschlichen Geschlechts ihre erste Urquelle in einer höheren Offenbarung gehabt, und daß der wahre Begriff des göttlichen Wesens dem Menschen unmittelbar von diesem selbst mitgetheilt worden sey« (S. 210). — Es wird aber »der Begriff der Offenbarung hier überall spekulativ genommen; es ist darunter in der Philosophie nichts anderes zu verstehen, als daß die Gottheit den Begriff ihrer selbst im Geiste des Menschen angeregt habe, nicht gerade die Offenbarung und Eingebung, woraus die heiligen Bücher (die freylich auch von jener ersten Offenbarung handeln) als von Gott eingegeben entstanden sind, und abgeleitet werden; diese gehört in das Gebiet der positiven Theologie« (S. 481). Es wird vielmehr vielbedeutend gesagt, »jene Offenbarung kann nicht zur ersten und einzigen Erkenntnißquelle geeignet seyn, indem sie ja immer einer Erklärung bedarf, nicht anders mitgetheilt werden kann, als durch Erklärung; diese ist aber etwas ganz von der Offenbarung Verschiedenes, und Sache des menschlichen Verstandes; es müßte sonst eine Kette von fortgesetzten Offenbarungen geben, wo eine die andere erklärte« (S. 476). — Als fruchtbarer Anfangspunct der Philosophie wird ausdrücklich die Selbstanschauung hervorgehoben, nicht die bloß passive Selbstbetrachtung des Empirikers, der sich in Ruhe und Unthätigkeit nur in dem Spiegel seiner Sinne beschaut, und wahrnimmt, was da vorgeht; — sondern die thätige Selbstanschauung des Idealismus, welcher handelt und sein Handeln beobachtet;

er schreibt sich selbst Gesetze vor, was er thun will, um es dann zu beobachten.« (Mit Freyheit erkennt sich der Geist als Prinzip seiner Thätigkeit.) — Von diesem Anfangspuncte aus soll dann die nach sicheren Denkgesetzen fortschreitende (nicht die wilde, sich selbst überlassene, kunstlose) Vernunft alles das erreichen, was sich überhaupt wissen und erkennen läßt. — Kraft der dem Menschen inwohnenden Ideen der unendlichen Einheit und der unendlichen Kraft und Fülle (jedoch nach des Verf.'s Ansicht nicht ohne vorausgesetzte Anregung von Gott aus) kann sodann allerdings ein mehr als negativer Begriff von dem wahren, durch keine Materie bedingten Gott erlangt werden, wobey jedoch noch manche Fragen übrig bleiben, hinsichtlich derer in den vorliegenden Vorlesungen die eigene damalige Ansicht Schlegel's noch nicht mit genügender Bestimmtheit mitgetheilt wird. — Hierüber dürfte ohne Zweifel der nächstfolgende Band manche nähere Aufschlüsse darbieten, als welcher nach des Herausgebers Anzeige die Einleitung zum eigentlichen System der Philosophie, welches sich sodann in Vorlesungen über höhere Psychologie, Theorie der Natur, des Menschen und der Gottheit, Moral, Naturrecht und Politik entfaltet, alles aus derselben kraftvollen Mittelepoche des verewigten Verfassers enthalten soll. — Ueber die Stellung der gesammten Vorlesungen zu der letzten Gestalt aber, in welcher derselbe die Philosophie erfaßt und dargestellt hat, behält sich Herr Professor Windischmann vor, in einem Anhange zum Ganzen sich ausführlich zu erklären, und da Schlegel selbst seine philosophischen Bestrebungen als eine Folge von Lehrjahren angesehen habe, besonders die Characterisirung derselben sich zur Aufgabe zu machen.

Von den mehrentheils sehr bedeutenden, obwohl im Ganzen nur kurzen Bemerkungen des Herausgebers glauben wir zum Schlusse noch zwey hervorheben zu sollen, wovon eine die indische Philosophie, die andere die ganze Methode und Form der philosophischen Bestrebungen und deren Bedeutung für die Philosophie selbst zum Gegenstande hat. — Die mitgetheilten Vorlesungen erwähnen der orientalischen Philosophie nur vorübergehend, doch wird die indische Vorstellung von der Emanation in Vergleichung und Verbindung mit der platonischen Lehre näher erwähnt, und als »mißverstandene Offenbarung« erklärt (S. 211, 379—381, 479, 482). Die an letzterer Stelle beygefügte Bemerkung aber, »daß die historische Frage, ob die älteste Philosophie mit der Offenbarung in Verbindung stehe und wie? noch nie befriedigend gelöst worden sey« — wird vom Herausgeber durch die folgende ergänzt: »Die Lösung dieser Frage wird auch jederzeit schwierig, ja unmöglich bleiben, wenn man, wie bisher, den

Blick nur auf die Entstellung und Verunstaltung der göttlichen Offenbarung richtet, wenn man jene eigenthümlichen Zustände der menschlichen Seele, worin ihr Geist für ihn selbst annoch überwältigende Anschauungen seines eigenen Lebens und seiner Weltverhältnisse hat, nicht mit in Erwägung bringt. Solche Selbst- und Weltbeschauungen machen die Grundlage der indischen Veda's aus, und gelten für göttliche Offenbarung, wie dieß in der Schrift: Die Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte, urkundlich erwiesen ist.«

Die Methode des Philosophirens aber bey Schlegel ist die einer progressiven Dialektik, wonach die Forschung den in thätiger Selbstanschauung gefundenen Gesetzen gemäß fortschreitend, durch nie ganz aufhörenden Zweifel wach erhalten, und nicht durch die ersten Resultate befriedigt, sich mehr und mehr der Wahrheit zu nähern streben soll. »Die philosophische Erkenntniß könne,« wird gesagt, »eben weil ihr Gegenstand ein unendlicher, nie ganz erschöpft und vollendet werden. Daher sey es die ursprüngliche wahre Bestimmung des Zweifels, das Denken stets wach zu erhalten, immer wieder von neuem zu beleben, und bey einem dauernden und steigenden Interesse zu unermüdetem, rastlosem Forschen aufzufordern« (S. 187—189). — Die Liebe für eine solche mit Vernunftkunst fortschreitende Methode zeigt sich auch in des Verfassers Lobpreisung des platonischen Dialogs, dessen Character als »gemeinschaftliches Selbstdenken« bezeichnet, und umständlich gewürdigt wird (S. 31, 362 2c.). — Diese eigenthümliche Liebe des Verfassers für fortschreitende Annäherung und Dialectik, und die hiedurch gebildete Form seiner philosophischen Bestrebungen bringt nun der Herausgeber mit jener oben erwähnten Darstellung des Begriffs vom »Ding an sich« oder der todten Substanz als einer Scheidewand zwischen dem in sich gebannten Geist und dem lebendigen Gott in sehr bedeutender Weise in Verbindung, mit diesen Worten: »Uebrigens ist durch diese tragische Bedeutung des Dings und der Substanz die Untersuchung über diese Begriffe, sofern sie nicht als Letztes und Höchstes gelten sollen, sondern innerhalb des Kreises der logischen Gedanken-Genesis liegen, keineswegs abgeschnitten, sondern vielmehr eben für die nähere Entwicklung und Bestimmung gefordert: denn beyde zeigen sich bey näherer Betrachtung keineswegs als fixirte Punkte und bloße Schranken, sondern als Anhaltspunkte, die aber zugleich bewegliche lebendige Momente bey der Fertigung des Gedankens zum vollständigen Begriff sind. Die genaue Beleuchtung dieses lebendigen Fortgangs im Gedanken, wie er nämlich in jedem Momente seiner Bewegung sich darstellt, und in der Art dieser Darstellung selbst

seine weitere Entwicklung und Ausbildung verlangt, indem das ideale Ziel ihm keine Ruhe läßt, sondern immer genauere Bestimmung, höhere Vollkommenheit fordert, ist das Characteristische der Philosophie unseres Freundes. Es ist die künstlerisch bildende Fassung und Ausführung des Gedankens bis zu dessen Vollendung in seiner idealen Natur, was ihn beschäftigt, und was er als eigenthümliche Aufgabe der Philosophie behandelt; es ist zugleich überall das Bestreben zur tiefsten Spekulation und auf jedem Punkte seines genetischen Weges eine Zusammenfassung und Darstellung aller Lebenselemente in der Tiefe des Gedankens.« — Es ist auch anzunehmen, daß die Worte des Herausgebers in der Ankündigung: »diese Vorlesungen seyen schon dadurch merkwürdig, weil sie beurkunden, wie in jener für die Philosophie so wichtigen und kritischen Epoche ein denkender Geist ganz im Stillen dem philosophischen Bestreben der Zeit eine heilsame Wendung abgewonnen und einen sicheren Fortgang vorbereitet hat« — ganz besonders auf die Begründung eines rechten Gebrauchs des dialektischen Gegensatzes und dadurch vermittelten positiven Fortschritts, im Gegensatz mit berühmt gewordenen, ganz entgegengesetzten Anwendungsweisen bezogen werden müssen.

Art. IV. K. L. von Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel. Herausgegeben von Varnhagen von Ense und Th. Mundt. Erster Band. Leipzig, bey Reichenbach. 1835.

Von dem in der Geschichte der deutschen Literatur für immerwährende Zeiten merkwürdigen Siebengestirn, das von dem Jahre 1770 bis auf unsere Tage über dem Horizonte von Weimar glänzte, waren Knebel und Wieland zuerst aus dem dichten Nebel der Unbedeutenheit und der Mißachtung, der bisher die meisten deutschen Literatoren bedeckt hatte, als hellleuchtende Sterne hervorgegangen. Fünf Jahre nach ihnen trat Goethe, der bald seine Vorgänger und Nachfolger alle weit überstrahlte, in den Verein, dem sich in späteren Epochen Schiller, Herder, Einsiedel und Müller beygesellten. So mächtig anziehende Kräfte konnten, gleich eben so vielen Centralsonnen, nicht verfehlen, alle anderen wahlverwandten Geister in der Nähe und in der Ferne, gleich Planeten, in ihr Sonnensystem aufzunehmen, und ihnen diejenige Richtung und Bewegung zu ertheilen, von welcher wir die unverkennbaren Züge in beynahe allen vorzüglichen Schriftstellern der schönen Literatur in unseren Tagen bemerken, und wahrscheinlich, so hoffen und wünschen wir, noch lange bemerken werden.

Unter diesen sieben Weisen Deutschlands hat, nebst dem echten Hofcavalier von Einsiedel, unser Knebel am wenigsten dazu gethan, die Wirksamkeit, durch welche er sich in jenem enggeschlossenen Kreise so vortheilhaft auszeichnete, auch durch schriftstellerische Erzeugnisse außer jenem Kreise kund zu geben. Nebst seiner Uebersetzung des Lucrez, die allerdings der Art ist, daß sie allein schon den Nachruhm ihres Urhebers begründen kann (Leipzig 1821, und zweyte Auflage ebenda 1831), nennen wir nur noch die Uebersetzung des Properz, die schon i. J. 1798 erschien, und durch die spätere Uebertragung desselben Dichters von Voß in Schatten zurückgestellt wurde, und die von Knebel selbst veranstaltete »Sammlung von Gedichten« (Leipzig 1815), und endlich seine »Lebensblüthen« (Jena 1826), als diejenigen Schriften, durch die er dem größern Publicum bekannt geworden ist. Er hatte einen eigenen Widerwillen gegen solche öffentliche Mittheilungen seiner innersten Gedanken, und selbst die eben genannten, die er bloß auf das Drängen seiner Freunde durch den Druck bekannt zu machen sich entschloß, versah er, die Uebersetzung des Lucrez ausgenommen, bloß mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens, ohne sich weiter viel um die Aufnahme derselben im Publicum zu bekümmern. »Mein Leben,« schrieb er in seinen letzten Jahren in sein immer sehr sorgfältig geführtes Tagebuch, »mein ganzes Leben ist bloßes Stückwerk, aus mannigfaltigen und sehr verschiedenen Theilen zusammengesetzt. Zum eigentlichen Schriftsteller bin ich nicht geboren. Der gegenwärtige Augenblick macht zu viel Eindruck auf mich, und zu viele zerstreute Gedanken hängen sich diesem an. Dazu kömmt noch die Laune und die Unzufriedenheit mit mir selbst. Der Augenblick scheint mir nicht wichtig genug, ich warte auf das Bessere, und darüber verfliegt Zeit und Gelegenheit. Und doch möchte ich gern etwas aus meinem Eigenen produziren. Aber was? Wozu? Wem hilft oder nützt es? — Ein Schriftsteller muß gleichsam von seiner eigenen Productionskraft besessen seyn: er muß hervorbringen — zur Zeit oder Unzeit. Das Uebrige wird sich nach seinen Einsichten und Kräften schon fügen. Aber zu strenge Sorgfalt und Ueberlegung vertrocknet ihm gleichsam die Tinte in der Feder. — Wer, wie ich, der Welt nicht mehr angehört, hat ihr auch nichts mehr zu sagen. Und dann, wenn man überlegt, was schon alles geschrieben ist, und daß wir selbst nicht den zehnten, vielleicht nicht den hundertsten Theil von dem kennen und gelesen haben, was Schönes und Vortreffliches in der Welt existirt, so scheint uns unsere Bemühung, auch noch etwas zu allem dem hinzuzusagen, beynahe überflüssig. Nur bloß streng wissenschaftliche Untersuchungen scheinen noch von

Nutzen zu seyn. Denn was die Werke der Einbildungskraft betrifft, so ist darin Kenntniß und Geschmack so verschieden, daß bey den meisten der Vortheil, den sie daraus ziehen, sehr zweydeutig scheinen möchte.«

Solcher Ansichten ungeachtet konnte doch ein Geist seiner Art nicht unthätig bleiben; und wie bey so vielen andern trefflichen Männern, so trat auch bey ihm die auffallende Erscheinung ein, daß die größte productive Thätigkeit erst in diejenigen Jahre fiel, wo, der allgemeinen Meinung zu Folge, die geistige Sonne des Menschen sich schon sehr ihrem Untergange zuwendet, nach dem funfzigsten Lebensjahre. In dieser Zeit erst heiratete er Fräulein Luise von Rudorf, eine Berlinerin, die als Kammersängerin am weimarischen Hofe und besonders bey der Herzogin Amalie sehr beliebt war. Mit ihr verlebte er in glücklichem Verein die übrigen 36 Jahre seines Lebens, nämlich die ersten eilf in dem reizenden Bergstädtchen Ilmenau, und die letzten 25 zu Jena, an welchem letzten Orte er ein sehr anmuthig gelegenes Gartenhaus, das sogenannte Paradies, in romantischer Zurückgezogenheit bewohnte. Hier vertheilte er die Tage, die ihm der Abend seines Lebens gewährte, zwischen behaglichem Genuß mit Büchern und Freunden, besonders mit Goethe, Müller und Lynker, die ihn oft besuchten. Hier saß der geehrte glückliche Greis, in seinem Paradiese, vor seinem großen, mit Büchern und Schriften aller Art bedeckten Tische, Wieland's berühmt gewordenes Käppchen auf dem Kopfe, das er von dem verewigten Freunde geerbt, und zu seinem Andenken bis an seinen letzten Tag getragen hat. Sein Zimmer in Jena wurde bald zur Reunion der ganzen deutschen klassischen Literatur, da von nah und fern unablässig Besuche zuströmten. Hier und in diesen späten Jahren erst schien sich die ganze Liebenswürdigkeit seines inneren Wesens zu entwickeln. Knebel verstand sich jetzt auf die Kunst, alt zu seyn, nicht minder vortrefflich, als er in früheren Jahren die Kunst zu leben von der besten und schönsten Seite aufzufassen gewußt hat. Er schien, auf der Stufe des Greisenalters, ein immer dauerndes Wesen darzustellen, das nicht verwelken zu können meint, und oft wieder, gleich einer Pflanze, neue, anmuthige Lebenssprossen ansetzt. Von der Vergangenheit wohl genährt und gesättigt, und von keinem Drang in die Zukunft getrieben, prägen Menschen dieser Art mit emsiger Betriebsamkeit den Inhalt ihres ganzen Lebens, erst am Abend desselben, in den reinsten Formen aus, während dabey das Räderwerk ihrer Tage unvermerkt und doch mit starken, kraftvollen Schlägen abläuft. Auf diese Weise verband auch Er, mit dem behaglichsten Genuß eines fröhlichen Alters, die unablässige

Geschäftigkeit, die sonst nur der Jugend eigen ist. Mit gespannter Theilnahme richtete er seinen Blick auf alles, was in der Welt, besonders in der wissenschaftlichen, um ihn vorging, und nicht leicht ein Tag ging hin, an dem er nicht etwas gedichtet oder übersetzt oder aus seiner Lectüre in seine Sammelbücher niedergeschrieben hätte. Diese Bücher liefern durch ihre Anzahl und Gehalt den besten Beweis von seiner Thätigkeit, von seiner ausgebreiteten Lectüre in allen gebildeten Sprachen Europas und von seiner unermüdlichen Lust zur Beschäftigung. Man findet in diesen Memoranden- und Excerptenbüchern umständliche Uebersetzungen aus Plato, Pindar, Horaz; die ganze Psyche des Apuleius, Bruchstücke aus Ossian, Macchiavel, Cervantes, Byron u.a.m.

An Stoff würde es daher den beyden Herausgebern des gegenwärtigen Nachlasses des seltenen Mannes nicht gefehlt haben, wenn sie die Absicht gehabt hätten, uns mit den literarischen Erzeugnissen desselben, womit er selbst so zurückhaltend war, näher bekannt zu machen, wodurch sie ohne Zweifel vielen Freunden und Verehrern des Dahingeschiedenen einen sehr angenehmen Dienst erwiesen haben würden.

Allein sie fanden die meisten dieser Aufsätze »nicht ausgearbeitet genug, mit so viel subjectiver Färbung und nur für eigene Unterhaltung des Verf.'s unternommen;« besonders aber beklagen sie sich darüber, daß Knebel's Uebersetzungen der neueren Dichter »fast sämmtlich reimlos seyen, und daher den Character des Originals mehrfach verwischen.« Allein vielleicht theilen noch gar manche der nachgelassenen Freunde mit dem Geschiedenen den Widerwillen, den er gegen den Reim hegte, und sie könnten leicht, besonders bey Uebersetzungen, ihre sehr guten Gründe dazu haben, so wie es ihnen vielleicht auch interessant gewesen wäre, den Mann nicht immer nur in seinem Staatsrocke kennen zu lernen, den die Natur mit geistigen Gaben so reich ausgestattet hatte, daß er desto liebenswürdiger erschien, je mehr er sich selbst frey gehen ließ. — Indeß, die Herausgeber sind einer andern Ansicht, und wir müssen uns mit dem, was sie uns geben, begnügen, in der Hoffnung, daß vielleicht später noch einige neue, vielen von uns gewiß nicht minder werthe Geschenke nachkommen können.

Damit soll nun nicht gesagt seyn, daß wir nicht auch das gegenwärtige Geschenk mit innigem Dank anerkennen. In der That ist es auch des besten Dankes werth.

Das Ganze wird nämlich in drey Bänden, jeder von 17 bis 20 Bogen, bestehen. Von diesen dreyen liegt der erste vor uns. Er enthält nebst der Biographie Knebel's (63 Seiten) dessen noch

nicht oder doch nicht mit den von K. selbst besorgten Aenderungen bekannte 5 Hymnen, 8 Elegien, 69 sogenannte vermischte Gedichte und »Lebensblüthen in Distichen.« Diese Gedichte nehmen die erste Hälfte des ersten Bandes bis S. 104 ein. Dann folgen, bis zu Ende des Theiles, Briefe an Knebel, geschrieben von dem Großherzog Carl August von Sachsen-Weimar, von der Herzogin Amalie von S.-W., von der Großherzogin Louise von S.-W., von Einsiedel und von Karl von Dalberg.

Diese Briefe an und auch von Knebel bilden überhaupt den größten Theil dieses Nachlasses, wie sie denn auch noch den ganzen zweyten Band füllen werden, wo wir die Briefe von Altenstein, Böttiger, Boie, Gleim, Hegel, Herder, Lavater, Müller, Oken, Voß, Wieland u. a. zu erwarten haben. Der dritte Band endlich wird diejenigen Briefe Knebel's enthalten, die er selbst an mehrere der genannten Personen geschrieben hat, und mit den vermischten Schriften desselben (über philosophische und literarische Gegenstände) und mit interessanten Auszügen aus seinen Tagebüchern schließen.

Diese letzten wurden auch größtentheils schon von den Herausgebern benützt, um das dem ersten Bande vorgeschickte Leben Knebel's zu verfassen, da sie dazu in den Tagebüchern mehrere Selbstbiographien gefunden hatten, deren keine aber von dem Verf. vollendet worden ist.

Dieses »Leben« unseres verblichenen Freundes ist von den Herausgebern des Nachlasses mit besonderer Sorgfalt verfaßt worden, und wird gewiß mit allgemeiner Theilnahme von dem gebildeten Publicum aufgenommen werden. Wir wollen daraus nur einige vorzüglich bezeichnende Züge herausheben.

Gleich zum Eingange wird Knebel'n neben den Heroen der Literatur, die aus unwiderstehlicher Nothwendigkeit hervorbringen, ein Platz unter denjenigen Männern angewiesen, die mehr zum Anschauen und Genießen des von Jenen Hervorgebrachten, von der Natur erzeugt werden. »Jene unterliegen der bindenden Macht des Schicksals, und müssen, oft zu ihrer Qual, den unruhigen, schöpferisch waltenden Gott in ihrem Busen dulden, der sie drängt, indem er sich aus ihnen loswinden will; diese betrachten harmlos die Wunder, die ihre Meister heraufbeschworen, und bereichern sich wohl noch an ihren Schätzen, ohne dafür, wie jene, das Glück ihres Lebens und die Ruhe ihrer Seele einzusetzen. Diese von der Natur vielleicht vorzüglich Geliebten besitzen die Kunst, sich auf ein trauliches, genießendes Zufriedenleben zu verstehen. Denn ihnen gehört der Tag, und dem Vergnügen nachgehend, können sie wählen und beginnen, wozu eben der

süße Zug der Laune sie lockt. Behaglich siedeln sie sich in jeder Liebhaberey an, und sind immer mit so Vielerley beschäftigt, daß sie eben so gut nichts thun können, ohne sich dadurch leer zu finden. Vor lauter Dichten und Denken, das wie ein vergnügter Müßiggang immer in ihnen spinnt, können sie nie zum eigentlichen Denken und Dichten gelangen. Sie blicken zum Fenster hinaus, und unterhalten sich Stunden lang mit den vorübersegelnden Wolkenbildern, und während die anderen, producirenden Geister von der Leidenschaft des Müssens gepeinigt werden, den Reizen des gewohnten Hinlebens entfremdet sind, den Glockenschlag der liebenden Stunde überhören, und für sich selbst und für ihre nächsten Verhältnisse nur zu oft ganz verloren gehen, — wissen diese mit ihren feinen Fühlhörnern sich überall anzuempfinden, und als gute Gesellschafter und eigentlich accompagnirende Geister die widerstrebendsten Elemente zu vereinigen, zu mischen und geistig zu vermitteln. Sie schmiegen sich den Trägern der Ideen ihrer Zeit gelenkig an, suchen das Neue und Gewaltige in das heimische Leben einzubürgern, und die großen Conceptionen ihrer Meister, die das daran krankende Genie nur eben, wie die kranke Muschel die kostbare Perle, von sich ausgestoßen, und als bange Wagniß in die Welt geschickt hat, in ihrem aufnehmenden Geiste zu bewahren und zu hegen, bis sie dieselben, den bisher gewöhnlichen Ideen assimilirt, ins öffentliche Leben übergehen lassen, wo sie, durch ihre Vermittlung, als etwas Natürliches sich erkennen lassen, und sich unter der Menge fruchtbringend fortpflanzen können. Diese weiblichen Geister, wenn man sich so ausdrücken darf, haben oft unberechenbar auf das Ganze gewirkt, und der verschwiegene Hintergrund der Geschichte deckt gar manches bescheidene Verdienst, das neben und unter den Heroen der Zeit den Sieg mit erringen half. — Zu diesen Glücklichen gehörte vorzugsweise unser Knebel.«

Die Leser werden wohl mit dieser Probe der Darstellung unserer Biographen zufrieden seyn. — Und doch ist sie nur eine sehr schwache, verjüngte Copie des wahrhaft schönen Gemäldes, welches sie aufgestellt haben.

Karl Ludwig von Knebel wurde am 30. November 1744 auf dem Schlosse zu Wallerstein im Oettingenschen geboren, wo sein Vater als fürstlicher Kanzler angestellt war. Seine Voraltern stammten aus Belgien, wo einer derselben seiner Religion wegen i. J. 1572 in Antwerpen verbrannt worden war, weßwegen sich seine Kinder nach Deutschland flüchteten. Erst der Vater unseres Knebel erhielt den Adel von K. Friedrich II., weil er, beym Anfange des siebenjährigen Kriegs, in Regensburg sein Votum zu dem Bannedict verweigerte, welches

die Reichstagversammlung gegen den König von Preußen beschlossen hatte.

Seine Erziehung war die gewöhnliche jener Zeit. Das Latein, allem übrigen vorausgehend, war das Steckenpferd der Pädagogik, und dann folgte der Katechismus, der zu einer fast militärischen Tactfestigkeit einexercirt wurde. Die Geschichte wurde in trockenen Tabellen nebenhin dem häuslichen Fleiße überlassen, da den ganz im Familienleben versunkenen Deutschen, selbst durch die Thaten des großen Königs, kein historischer Sinn eingeimpft werden konnte. Bildung und Unterricht waren bloße Gedächtnißsache, der Verstand blieb unbebaut liegen, an höhere Ideen wurde nicht gedacht, und alles freyere, geistige Leben wurde unterdrückt. Wie viel anders ist es wohl seitdem bey uns geworden! — Einer seiner Lehrer war der bekannte fromme lyrische Dichter Uz.

Am Ende mußte er, wie alle, die sich irgend einen bedeutenden Ruf erworben haben, sich selbst helfen. Die Wissenslust spannte die Flügel seines jugendlichen Geistes. Er kramte unter den Büchern seines Vaters, und vertrödelte viel Zeit mit zwecklose Lectüre. Unter diesen Büchern fand er auch Spalding's Schrift »über die Bestimmung des Menschen.« Sie regte die beunruhigendsten Fragen in ihm auf, über seinen Ursprung, seine Bestimmung und über alle die geheimnißvollen Gegenstände, mit welchen die räthselhafte Sphynx die Gemüther der besseren Menschen, in der Jugendzeit vorzüglich, zu plagen pflegt. Vor dieser Klippe retteten ihm Young's Nachtgedanken, die ihm sein älterer Bruder empfohlen hatte, und die ihn auf eine unwiderstehliche Weise lange Zeit durch ganz gefesselt haben.

Da aber auch durch diese Gedichte seine frühere Schwärmerey in ihrer Richtung nicht geändert wurde, und wohl sogar neue Nahrung erhielt, so hatte er es für ein Glück zu rechnen, daß ihn bald darauf Kleist's Frühling eben so mächtig, wenn gleich auf eine lieblichere und unschädliche Weise, anzog.

Knebel sollte nun, in seinem zwanzigsten Jahre, die Universität beziehen. Jene früh gelesenen Schriften erzeugten in ihm eine Neigung zur Theologie. Aber seine Verwandten waren dagegen, weil sie es für unrühmlich hielten, in ihrer adeligen Familie einen Pfarrer zu zählen. Er studierte also in Halle Jurisprudenz. Aber das Leben auf der Universität gefiel ihm nicht, und den Vorlesungen konnte er auch keinen Geschmack abgewinnen. Da schrieb ihm sein Bruder, Page des Königs in Berlin, daß er zu ihm kommen sollte. Er kam, und wurde von Friedrich i. J. 1763 als Fähnrich aufgenommen. Zehn Jahre ertrug er die Beschwerden des unter Friedrich nicht leichten Militär-

diensteś, ohne, in Friedenszeit, zu avanciren. Endlich der Sache müde, nahm er seinen Abschied, entschlossen, lieber von den zwey Louisd'or zu leben, die ihm sein Vater monatlich gab.

Er verließ Potsdam, und zog — da er selbst nicht recht wußte, wohin — einstweilen nach Weimar, um Wieland zu sehen, für den er eine ganz besondere Achtung hegte. Der Kronprinz von Preußen, in dessen Regiment er gedient, und der ihn lieb gewonnen hatte, gab ihm einen Brief an die Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar mit. Dieser Brief machte einen Wendepunkt seines Lebens.

Amalie besorgte damals noch die vormundschaftliche Regierung ihres unmündigen Sohnes Carl August, dessen Erzieher Wieland war. Amalie war eine der besten und gebildetsten Frauen ihrer Zeit, und eine der edelsten Beschützerinnen der Literatur und ihrer Pfleger. Sie hatte von der Natur viele köstliche Geistesgaben, und unter denselben auch das einem Fürsten vielleicht unentbehrlichste Talent erhalten, für ihren Zweck die rechten Leute auszuwählen. Sie suchte und fand ihren Ruhm in der Beglückung ihres Landes, und ihren Glanz in der Aufnahme, die sie den Wissenschaften gewährte. Schon hatten sich einige ausgezeichnete Männer um sie versammelt, aber bald sollten sie durch andere, bessere ersetzt werden.

Knebel hielt sich, obschon sehr gut aufgenommen, nur vierzehn Tage in Weimar auf und zog dann zu seinem Vater nach Nürnberg. Hier erhielt er bald darauf durch den Minister Fritsch im Namen der Herzogin eine Einladung, als Erzieher des Prinzen Constantin, des Bruders von Carl August, nach Weimar zu kommen. Er weigerte sich, weil er sich, seinem Vorgeben nach, weder zu einer solchen Stelle, noch zu dem Leben am Hofe geschickt genug fühle. Aber die Einladung wurde auf die schmeichelhafteste Weise wiederholt, und er kam i. J. 1774, in dem dreyßigsten seines Alters, nach Weimar, wo er sofort, mit dem Character eines Hauptmanns, als Erzieher des Prinzen angestellt wurde.

Noch in demselben Jahre mußte er mit den beyden Prinzen nach Paris über Karlsruhe, in welcher letzten Stadt der Erbprinz Carl August um die Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt warb, die sich damals in Karlsruhe aufhielt. Auf dieser Reise war es, wo Knebel in Frankfurt am Main den beyden Prinzen den jungen Goethe vorstellte, und dadurch eine Bekanntschaft einleitete, die später in so hohem Grade bedeutend geworden ist. Schon in dem nächsten Jahre 1775 kam die Prinzessin Louise als Gemahlin des Erbprinzen, und Goethe als

Freund desselben und als die Zierde seines Landes nach Weimar. Ein Jahr darauf stellte sich auch Herder ein.

Nach ihrer Zurückkunft begab sich Knebel mit seinen Prinzen nach dem Gute Tiefurt bey Weimar, weil den schwächlichen Kleinen die Landluft besser zusagte. Knebel ließ das früher vernachläßigte Gut schön zurichten, und lebte hier lange Zeit recht vergnügt, da er Ursache hatte, mit dem Erfolge seiner Erziehung zufrieden zu seyn, und da der Hof sowohl als auch die daselbst versammelten ausgezeichneten Männer beynahe wöchentlich in Tiefurt zu Besuche kamen. Hier bildete sich das innige Freundschaftsverhältniß aus, das Knebel bis an das Ende seines Lebens an den Herzog Carl August, an die beyden Prinzessinnen Amalie und Louise und an Goethe, Einsiedel u. a. band. Als aber nach einigen Jahren der Prinz Constantin auf Reisen gehen sollte, um Italien, Frankreich und England zu besuchen, entspann sich bey Hofe eine Intrigue, indem mehrere die Führer desselben zu seyn wünschten. Hatte gleich K. den meisten Anspruch darauf, so zog er sich doch willig zurück, und hatte am Ende die Genugthuung, zu sehen, daß keiner von denen, die sich um diese Stelle so eifrig bewarben, sondern daß ganz unerwartet ein anderer, Hofrath Albrecht, den Prinzen begleitete. K. wurde auf Pension gesetzt, und benützte diese Ruhe zu einer Reise in die Schweiz, die er i. J. 1780 unternahm. Da er demungeachtet immer in gutem Vernehmen mit Weimar blieb, so ging er nach der Reise wieder dahin zurück. Hier wandelte ihn nach einiger Zeit, die er ungern geschäftslos zubrachte, die Lust an, in fremde Civildienste zu treten. Wir werden unten sehen, auf welche Weise der Herzog Carl August ihn von der Ausführung dieses Entschlusses zurückhielt. Er blieb demnach in Weimar, oder doch in der Umgegend dieser Stadt. Als guter, heiterer Gesellschafter war er bey Hofe sehr beliebt, aber er suchte doch öfter, als es dort gefallen mochte, die Einsamkeit, daher ihn Herder gewöhnlich nur den »menschenfreundlichen Timon« nannte. Mit diesem lebte K. lange in der innigsten Freundschaft, aber mit Goethe fanden öfter Zwistigkeiten und selbst heftige Wortwechsel Statt. Diese drey und Carl August kamen öfter in Tiefurt und in Stützerbach, einem Dorfe bey Ilmenau, zusammen, wo man, mit Beyseitsetzung aller Etikette, der genialen und oft übermüthigen Laune den Zügel schießen ließ, und manches abenteuerliche Geschichtchen aufführte. K. hielt sich bey solchen Dingen meistens im Hintergrunde, da er an Extremitäten dieser Art kein Vergnügen hatte. Desto auffallender ist es, daß er eben bey diesen Lustgelagen von den andern vorzugsweise auserlesen wurde, das Werk des Lucrez

»von der Natur der Dinge« zu übersetzen, indem Lucrez allen als der geschickteste Lehrer der echten Weisheit Epicur's, die sie selbst practisch auszuüben suchten, erschienen war. Diese Uebersetzung beschäftigte Knebeln, allerdings mit vielen Unterbrechungen, volle dreyßig Jahre. Er vertauschte seinen Aufenthalt öfter mit dem in Jena oder in Ansbach, wo seine geliebte Schwester Henriette lebte, die später an den Hof der regierenden Herzogin Louise als Erzieherin der Prinzessin Caroline berufen wurde. — Seiner späten Heirat i. J. 1798 haben wir bereits oben erwähnt, so wie seines zurückgezogenen, aber glücklichen Lebens zu Jena in dem Gartenhause bis an seinen Tod, der am 23. Febr. 1834 im neunzigsten Jahre seines Alters erfolgte. Sein Geist blieb während seiner ganzen Krankheit, die eigentlich bloß in Altersschwäche bestand, heiter und kräftig. Oefter sprach er zu den ihn besuchenden Freunden von der Beruhigung, die ein reines, sittliches Lebensverhalten im Tode gewährt. Auf eine natürliche Moral, sagte er, kömmt am Ende Alles an, und daß man sich hüte, daß kein schwarzer Strich ins Leben komme. Einer Freundin, die ihn fragte, ob er viele Schmerzen habe, antwortete er lächelnd: »Ey nun, die Natur ist weise überall, und weiß was sie thut: es kömmt auf den Amboß an, auf den die Schläge fallen, und ich kann schon etwas aushalten.« Die letzten Tage seines Lebens unterhielt er sich gerne mit seinem vertrauten Arzt, dem Hofrath Stark, über religiöse Gegenstände, die ihm früher nicht eben sehr zugesagt hatten. Unter anderm behauptete er einmal, daß die Alten schon mitunter sehr helle und erhabene Ansichten von der Gottheit gehabt hätten, und citirte zum Belege eine Stelle des Lucian: Jupiter est quodcunque vides et quocunque moveris. Sodann äußerte er: die Kraft, die in uns denke, könne unmöglich mit dem Körper untergehen, sondern werde sicher in dem großen Haushalte der Natur irgendwo wieder verwendet, und zu höherer Reife ausgebildet werden, aber wo, wie und in welcher Form, das sey nicht zu ergrübeln. — Diese Aeußerungen Knebel's sind um so merkwürdiger, je mehr sie von der Skepsis seiner früheren Jahre, die er oft sehr prägnant auszudrücken wußte, abwichen.

Wir wenden uns nun zu einigen besonderen Nachrichten, welche in diese Biographie mit eingeflochten wurden, und von denen vielleicht mehrere unsern Lesern nicht bekannt sind. — Der Eintritt in das preußische Militär zu Potsdam kam unserm Knebel wie der Eintritt in ein Kloster vor, so trüb und gedämpft soll der Anstrich desselben gewesen seyn. Obschon der König mit seinem hohen geistigen, aber auch oft tief einschneidenden Wesen ein Gefühl der Selbstwürde bey den Offizieren

weckte, so mischte sich doch in dieses Gefühl auch das der Furcht und der willenlosen Abhängigkeit, die keine rechte Freudigkeit des Lebens aufkommen ließ, und an jeder selbstständigen Thatkraft verzagen machte. Es war kein Band vorhanden, das den strengen Mechanismus der Disciplin auf eine menschliche Weise gelindert und mit einiger Seele durchwärmt hätte. Aus dieser Quelle floß auch vielleicht die sonderbare Erscheinung, daß bey diesem Potsdamer Militär statt der sonst üblichen Renommistik des Portedépées, Religiosität und sogar ascetische Uebungen zur Tagesordnung gehörten. Statt dem früheren »auf Ehre« wurde nur »auf Tugend« geschworen, und auf der Parade unterhielt man sich über die letzte Predigt; auf den Tischen der Wachtstuben lagen nur moralische Schriften, und die Offiziere schrieben Sonntags in der Kirche die Predigt nach, um sie den auf der Wache Zurückgebliebenen Nachmittags vorlesen zu können.

Damals, um das Jahr 1760—80, spukte auch der kleinliche und spießbürgerliche Gelehrtenklub in Berlin, an dessen Spitze sich, mit Recht oder Unrecht, Ramler selbst gestellt hatte. Dieser geberdete sich wie eine Art Jupiter auf dem literarischen Olymp, und wo ihm ein fremdes deutsches Gedicht vorkam, nahm er seine große Gartenscheere, und stutzte es regelrecht und unbarmherzig zu. In dieser Weise hat er sich z. B. an den Gedichten des braven Joh. Niklas Götze, der als Pfarrer in Winterburg lebte, schwer versündigt. Wenn Ramler nach Potsdam herüberkam, donnerte er den großen König mit seinen hohlen, patriotischen Oden an, und kehrte dann wie im Triumphe nach Berlin zurück, um an der Kadettenschule mit »Batteux's schönen Künsten« den Geschmack der jungen Leute zu verderben. (Die Leser werden sich erinnern, daß wir hier mit den Worten unserer Biographen sprechen.) — An diesem Thun und Treiben konnte Friedrich keinen Geschmack finden, und es bestärkte ihn nur in der Meinung, die er in seiner, in dieser Zeit erschienenen Schrift: De la littérature allemande, mit solcher Wegwerfung ausgesprochen hatte. Aber er hatte auch das Unglück, die bereits sich zeigenden Anfänge einer Literaturgestaltung, wie er sie in Deutschland wünschte, und die schönen Gestirne zu übersehen, die über dem Horizonte von Weimar aufgegangen waren.

Aber auch dieser Weimar'sche Verein hatte seine besonderen Eigenheiten, die ihm nicht eben zum Lobe gereichten. Man hoffte, daß von hier aus, nach dem Beyspiele des Hofes zu Weimar, das geistige Verdienst an sich selbst, ohne Rücksicht auf Vorzug der Geburt, etwas zu gelten anfangen werde, da man hier, zum ersten Male im Vaterlande, dieses Verdienst in eine vertraute Nähe zu Fürst und Thron treten sah. Allein der

seit so vielen Jahrhunderten in Deutschland vorherrschende Geist war noch viel zu mächtig, und er verlangte seine Opfer. Die Genies, die sich aus ihrer bürgerlichen Tiefe mit eigener Kraft hinaufgehoben hatten bis zum genauen Umgange mit den edlen Fürsten und Fürstinnen des kleinen Landes, mußten, um sich in dieser Höhe zu erhalten, selbst wieder Aristokraten werden. Sie wurden geadelt und mußten geadelt werden. Goethe's Name hatte, wie er von dem seines Götz von Berlichingen sagte, einen schönen Klang in Deutschland — aber seinen Ohren klang er doch nicht schön genug, bis er ihn in einen »von Goethe« umgewandelt hatte. Und so mit den übrigen, die beynahe alle von bürgerlicher Geburt waren, aber sobald sie einmal die Luft der höheren Region geathmet hatten, nichts eiligeres zu thun fanden, als sich adeln zu lassen, worin man ihnen denn auch gutmüthig genug entgegenkam.

Von Klopstock, den Knebel zuerst i. J. 1774 in Karlsruhe gesehen hatte, erzählt der letzte, daß er in Gesellschaft immer im hohen Kothurn auftrat, und von allen Anerkennung seines Verdienstes zu fordern schien. Der Hof in Karlsruhe hatte ihn mit der größten Gefälligkeit aufgenommen, aber die alte Hofetiquette ließ es nicht zu, ihn anders als »Herr Legationsrath« anzureden. Allein damit war Klopstock, der auf eine höhere Cultur Anspruch machte, nicht zufrieden. Er blieb nur wenige Tage, zeigte sich mürrisch und übelgelaunt, und trieb es so weit, daß er, ohne Abschied zu nehmen, von Karlsruhe abreiste. Dies ganze Benehmen sieht der pedantischen Großartigkeit dieses mit Recht berühmten Dichters sehr ähnlich, der in einer Krankheit auf seine Kniee fallen und beten konnte: »Gott, erhalte mich für Deutschland.«

Goethe, der im J. 1775 in Weimar ankam, erwarb sich sogleich Aller Anhänglichkeit, besonders die der Damen. Er hatte noch die Werther'sche Montirung an, und viele kleideten sich darnach. Bald gingen auch manche Excentricitäten vor, die Knebel in seinem Tagebuche nicht näher beschreiben will, die uns aber, wie er sagt, auswärts nicht in den besten Ruf setzten. Doch wußte Goethe's Geist auch diesen Sachen einen Anstrich von Genie zu geben. In dem Bilde der Iphigenia fanden viele der nächsten Umgebung den Character der jungen Herzogin Louise. Mit K. stieß er öfter feindlich zusammen, besonders wenn jener, nach seiner Gewohnheit, zu viel moralisirte, wozu ihm Goethe am meisten dann Veranlassung gab, wenn er mit dem Großherzog sich ganz dem Uebermuthe des wohlbehaglichen Augenblicks ergab. Noch in späteren Zeiten machte ihm K. einmal Vorwürfe über seine »Wahlverwandtschaften,« deren Tendenz

er für unsittlich ansah. Goethe antwortete ihm: »Ach so schweig doch: ich habe sie ja nicht für dich, sondern für die Mädchen geschrieben.« Solche Aeußerungen, die Goethe wohl oft im Muthwillen hinwarf, wurden dann allzuwörtlich aufgenommen, und hoch angerechnet, wie man denn überhaupt noch heute im ganzen Umkreise von Weimar vielen ähnlichen Anecdoten begegnet, die mit einseitigem Herausstellen dem Character Goethe's leichtfertige Züge anmuthen, wozu aber er selbst durch seine häufigen, ganz rücksichtslosen Aeußerungen Gelegenheit gegeben hat. Auch hatte er die unlöbliche Gewohnheit, alles mit fortzunehmen, was er bey irgend einem Freunde ihm Behagliches erblickte, wie er denn einmal unserm Knebel über hundert Stücke Albrecht Dürer'sche Zeichnungen, die er besaß, von der Stube holte, um sie ihm nie wieder zu geben.

Herder endlich stand unter den hell und rein glänzenden Sternen des weimarischen Himmels gleich einem düsteren, nebelumhüllten Meteor da. Er war meistens melancholisch und unzufrieden, weil er sich in keiner einzigen Lage des Lebens zurecht zu finden wußte, und sich immer mit dem Gedanken quälte, daß er seinem eigentlichen inneren Beruf nicht gehörig nachkomme. Er gehörte zu jenen unglücklichen, schmerzdurchzogenen Individualitäten, die immer unruhig nach allen Seiten hinstreben, ohne je befriedigt zu werden; die etwas Aufzehrendes in ihrer Brust haben, und von einem bald da, bald dort auflodernden, unstäten Feuer getrieben werden. Er war (setzen unsere Biographen hinzu) der umfassendste und reifste Geist (?) unter seinen weimarischen Zeitgenossen, aber er würde viel mehr gewirkt haben, wenn er nicht in einer beständigen Empfindsamkeit seiner Subjectivität verloren gewesen wäre.

Noch wollen wir erwähnen, daß Knebel bey seiner klassischen Uebersetzung des Lucrez von eigenen Grundsätzen über die Behandlung der deutschen Sprache und Verskunst ausging. Meister Voß wollte bekanntlich den deutschen Hexameter nach den strengen metrischen Gesetzen der römischen und griechischen Sprache modeln. Knebel aber hielt einen freyeren, zwanglosen und leichter gefügten Bau desselben unserer Sprache für angemessen. Den gewichtigen Ausdruck des antiken Hexameters gab er auf zu erreichen, weil uns die Bestimmtheit und Schwere der Sylben fehlt, und diesen Verlust suchte er durch den Accent und die Stellung der Worte zu ersetzen. Er war überdieß der Ansicht, daß die Einführung des Hexameters in unsere Sprache derselben einen großen Vorzug vor allen anderen neueren Sprachen gegeben habe. Die neueren südlichen Sylbenmaße haßte er, so wie überhaupt die Richtungen der ganzen romantischen Schule.

Als man im Winter 180¾ der Frau von Staël in Weimar viel von dem Vermögen unserer Sprache, die Distichen der Alten wiederzugeben, vorgeredet hatte, meinte sie lächelnd, solche Verse müßten doch nur, wie eine Fuhre auf einem Knüppeldamme, einherpoltern. Knebel ließ ihr das bekannte Distichon Schiller's vordeclamiren:

In dem Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

und ersuchte sie, den Sinn in zwey Alexandrinern wieder zu geben. Sie ging den gewagten Vorschlag ein, und fiel durch. Doch verblendete sich Knebel dabey nicht über die Schwierigkeiten, welche unsere zwar reiche, aber ursprünglich starre und widerspenstige Sprache dem Dichter entgegensetzt. Er klagte bitter über den Mangel an Spondäen, über die vielen einsylbigen Worte, über das Hemmende der überall rechts und links hinpurzelnden Vor- und Flickwörter u. s. w.

In seinen philosophischen Aufsätzen, im dritten Bande dieses Nachlasses, erscheint er als Materialist, was er wohl vorzüglich seinem Umgange mit Lucrez zu danken hat. Aber diese Ansicht der Dinge that seiner edlen Gemüthlichkeit keinen Eintrag. Sein Philosophiren geschah meistentheils auf dem Wege des Raisonnements, während er sich, so oft sein Verstand nicht in den Weg trat, oft den populärsten Gefühlsvorstellungen hingab. Er hatte viel und vielartig über diese Dinge gelesen und gedacht, aber, wie die meisten andern, ohne zu einem stehenden Resultate zu gelangen. »Das Traurigste von allem,« sagte er in seinen letzten Jahren, »ist, daß die Menschheit, wie ich nun sehe, nie zu einem ganz richtigen Gesichtspunct ihres Daseyns kommen kann, noch kommen darf. Sie schwankt in ihren Meinungen ewig hin und her, zwischen Irrthum und Wahrheit; sie lebt in Träumen und Einbildungen, und der Weiseste ist am Ende, wenn er Ruhe haben will, genöthigt, sich über das Leben zu täuschen.«

Von seinen Characterzügen mag noch Folgendes angeführt werden. Cholerisch, wie er war, und oft unbändig heftig, erschien er zuweilen ganz wie der gutherzige Polterer: aber wie der Jähzorn verraucht war, konnte man wieder alles von ihm erlangen. Wer ihn besuchte und etwas sehr lobte, mußte es gewöhnlich mitnehmen. Er war sehr unruhig, und konnte nicht leicht fünf Minuten still sitzen. Diese Lebhaftigkeit ließ ihn oft selbst possierlich erscheinen. In den letzten zehn Jahren nahmen seine Geistesfähigkeiten, besonders sein Gedächtniß, sehr ab. Doch trat, seltsam genug, gegen zehn Uhr Abends jedesmal eine Er-

höhung seines ganzen geistigen Wesens ein. Dann sprach er lebhafter, die Ideen und Worte jagten sich, und die den Tag durch stumpf erschienenen Geisteskräfte erhielten ihren vollen Ton wieder. Bis zwey Uhr nach Mitternacht blieb er beynahe alle Tage seines Lebens auf, dann legte er sich auf sein einfaches, soldatisches Bette, in dem er, wie er oft versicherte, nie einen unangenehmen Traum gehabt hat.

Von den mitgetheilten Gedichten scheinen mir die Hymnen, obschon in recht leichten Hexametern, der Prosa näher als der Poesie. In den darauf folgenden Elegien läßt sich diese Herabstimmung des Vortrags leichter hinnehmen, auch lesen sich die letzten sehr lieblich. Vorzüglich erscheint: Die Stunden, Adrastea und Herder's Tod. Unter den vermischten Gedichten finden sich mehrere ausgezeichnete, wie: Die Grazien beym Bade der Mädchen, das Lied der Hoffnung, Lorenzo von Medici u. a. Mehrere derselben sind offenbar dem Goethe'schen Prometheus und anderen ähnlichen, über die sich Wieland so erfreute, nachgebildet, aber sie stehen den letzten an Schönheit und Kraft weit nach. Einige von ihnen sind spielend, ja tändelnd, wie z. B. das Gürtelband, und an vielen möchte man wohl, wenn man das Versmaß zerstört, kein Gedicht mehr erkennen, aber die gutmüthige Bonhommie, die auch dann noch aus jeder Zeile hervorblicken wird, mag den Leser für höhere Schönheiten entschädigen, und — muß hinzugesetzt werden, die Wahrheit der Ideen mit ihrem kurzen, prägnanten, wenn auch nicht immer poetischen Ausdruck. Am gelungensten erscheinen die kleinen Gedichte, die oft nur einige Zeilen enthalten, und so, wie die lieblichen »Lebensblüthen in Distichen,« immer einen richtigen, schön abgerundeten Gedanken enthalten, der Stoff zu weiteren Reflexionen gibt. Von diesen sind mehrere so rein ausgeprägt, daß sie nichts mehr zu wünschen übrig lassen. Hier nur einige derselben:

Ist doch, wie ihr uns sagt, der Mensch zur Erziehung geboren:
 Warum geht er denn meist schlechter davon, als er kam?

Wen die Götter lieben, dem flechten sie Irren des Lebens;
 Sicheren Fußes geht der, den sie lieben, hindurch.

Tritten des Wandrers über dem Schnee sey ähnlich mein Leben:
 Es bezeichne die Spur, aber beflecke sie nicht.

Dein ist die ganze Welt, vermag dein Herz sie zu tragen;
 Was man oft sehnlich gewünscht, trägt man mit Mühe zuletzt.

Nach dem Unendlichen streben wir oft und suchen es ferne:
Was in der Nähe uns liegt, werden wir minder gewahr.

Große Menschen sind meist melancholischen Temperamentes,
Sagt Aristoteles: Du, Vaterland, machest uns groß.

Wem von den beyden letzten Versen der Inhalt nicht ansteht, mag sie als Probe der Härte nehmen, mit der noch manche anderen in dieser Sammlung wetteifern.

Wir verlassen nun diese im Allgemeinen recht artigen Gedichte, und wenden uns zu dem Hauptinhalte des Nachlasses, zu den Briefen. Unter den in diesem ersten Bande aufgenommenen ragen vor allen anderen die des Großherzogs Carl August hervor. Der Zögling Wieland's, der Freund und innige Vertraute Goethe's, wußte, wie die Biographen sagen, den genialsten und schäumendsten Lebensgenuß mit der geistreichsten Erfassung alles Höchsten in Kunst und Welt zu verbinden, und die innige Gemeinschaft desselben mit jenen auf der Höhe des Lebens stehenden Geistern war um so merkwürdiger, da ein wahrhaft geistiges Band sie verknüpfte, das sich in jeder Zeile, die sie an einander schreiben, durch gleichmäßige Gegenseitigkeit ankündigt. — In der That bilden diese Briefe bey weitem den merkwürdigsten Inhalt des ersten Bandes dieser Sammlung. Jene der Herzoginnen Amalie und Louise drücken in allen Zeilen die edle Gutmüthigkeit und die Empfindungen einer schönen Seele aus, aber sie sind größtentheils ohne den fremden Leser näher interessirenden Inhalt, da sie sich nur auf häusliche Angelegenheiten, gegenseitige Geschenke, Stadtneuigkeiten u. f. beziehen. Einsiedel's Briefe sind mit einer gewissen höfischen Nachlässigkeit niedergeschrieben, und besprechen größtentheils nur frivole Gegenstände mit sehr mittelmäßigen Versen verbrämt. Die sieben von Carl von Dalberg zum Schlusse angehängten Briefe endlich sollen metaphysisch oder doch philosophisch seyn, lassen aber mit ihren trockenen und inhaltlosen Reflexionen den Leser kalt vorübergehen. Ref. lernt hier erst, daß D. auch als Tragödiendichter sich versucht hat. Er bemüht sich hier, die Ausstellungen zu beschönigen, die ihm seine Weimarer Freunde an seinen dramatischen Productionen gemacht haben mögen. Ueberall blickt die Begierde durch, den Beyfall jener Herren zu erhaschen, und eine philosophische Abhandlung bittet er Herder'n ja gewiß zu übergeben, aus Ursache, weil ihm, dem Verfasser, das zu dieser Schrift gewählte Motto vorzüglich am Herzen liege.

Wie ganz anders nehmen sich dagegen die Briefe des Großherzogs aus. Sie athmen Geist und Leben in solchem Maße, daß man in ihnen, wie in einem Spiegel, den Verfasser derselben zu er-

blicken glaubt, und obschon nur Kinder des Augenblicks, sind sie doch mit eben so viel Kraft als Glück hingeworfen. Die ersten, in seiner Jugend geschrieben, tragen das Gepräge seines Alters, aber unter den späteren finden sich mehrere, die als Muster der Diction und Darstellung aufgestellt werden könnten. Welche biedere Treuherzigkeit, welche harmonische Gleichheit der Conversation zwischen diesem Fürsten und seinen Freunden, die doch in seinen Diensten standen und von ihm besoldet wurden. Wo hat man das im Vaterlande wieder gesehen! »Jetzt leb wohl,« heißt es am Schlusse eines Briefes, »leb wohl, alter Knebel, und »laß Dir noch einmal sagen, wie lieb ich Dich habe. — Meine »Frau und die Waldner denken Deiner oft; sie grüßen Dich »aufs schönste. Hier geht sonst alles ziemlich gut. Verliebt ist »fast Niemand mehr. Ich mache seit dem Brande neue Feuer»anstalten, gute und schlechte durch einander, und die andern »schreiben und spielen Comödien, sehen dann zu, und geben Stoff »zu herrlichen, polirten Gesprächen. — Du siehst, daß wir uns »gar nicht ändern. Wenn Du Dich lange genug in Deiner »Schweiz herumgetrieben, so komme wieder zu uns. Aber beob»achte dabey noch eins: Wenn Du Bedürfniß fühlst zurückzukehren, »so halte erstens an Dich, folge Deiner Neigung nicht gleich, son»dern streiche noch etwas wider Willen herum, so daß das Be»dürfniß äußerst werde. Zweytens hüte Dich, Dir etwas vor»zusetzen, was Du nach Deiner Rückkunft treiben sollst. Ueber»lasse Dich dem Schicksal, und mache Dir keinen Plan vom Le»ben. Das Schicksal ist ein Feind von unsern Plänen, und »macht sie zu unserm Schmerzen eitel. Leb wohl, Lieber.« — Auch an fröhlich scherzhaften Briefen fehlt es nicht, in denen die muntere Laune, wie ein Fisch im klaren Wasser, spielend hin und wieder fährt. »Unser Briefwechsel, lieber Knebel, scheint »wie die Belagerung von Gibraltar zu gehen. Alle Monate kaum »geschieht ein Schuß, und es wird so egal hinüber und herüber »gefeyert. Hohe und fürstliche Besuche haben auf meinen Batte»rien abermals verschiedene meiner besten Kanonen demontirt, »und ehe ich sie wieder dienstfertig machte, brauchte es Zeit. — »Mir ist eingefallen, daß der neu entstehenden, rein adeligen »Gesellschaft (siehe oben) ein eben so großes Unglück bevorsteht, »als Du für unsern G. befürchtest. Ich sehe sie nämlich schon »so ätherisch werden, daß ihnen endlich das Athemholen ausblei»ben wird. Du wirst vielleicht einwenden, daß sie anders orga»nisirt sind als wir, und daß sie gleich den Menschen und Kin»dern, die unter dem Wasser oder in dem Fluidum der Matrix »leben, im Falle die Lunge ihren Dienst versagte, diese Luft »durch eine ihnen besondere Oeffnung im Herzen holen können.

»Ich widerspreche diesem nicht, aber ich bitte Gott, mich lieber »zu ersticken, als mich, gleich jenen, amphibisch und durchlö-»cherten Herzens werden zu lassen. — Ich sagte es schon öfter: »es ist Schade, daß Du keinem bestimmten Talent nachhängst. »Du bekömmst viel von Rousseau's Wesen. — Aber sage mir »doch ein Wort von der Pilatiade. Wie kann so etwas Albernes »und ganz Geschmackloses, ich möchte sagen Uebelriechendes, aus »einem so wohlduftenden Lavater kommen? — Der Fürst von »Dessau leidet hier gar sehr an Reißen in seinen Gliedern; so »kränkeln steht gar nicht zu seinem großen und robusten Körper.« — Auch an entgegengesetzten, trüben Betrachtungen fehlt es nicht, wozu dem guten Fürsten vorzüglich seine häufigen Kränklichkeiten Stoff geliefert zu haben scheinen. Auch von ihnen eine Probe aus einem Briefe vom 8. Dezember 1784: »Die anhal-»tende trübe Finsterniß, die mich hier seit drey Wochen umgeben »hat, fängt heute an, durch etwas Sonnenschein unterbrochen »zu werden. Es ist aber nur ein vorübergehender Augenblick, »der dem Reisenden leere Hoffnungen macht. Schnee und Regen »werden bald wieder zu stürmen anfangen, und uns vollends in »den zusammenziehenden Winter einhüllen. Und wenn er endlich »weichen wird, so ist es nur, uns einen kurzen Genuß süßer Jah-»reszeit zu geben, und uns dann wieder in unabsehbare Wolken, »kurze Tage und cimmerische Nächte zu stürzen. Dieß paßt alles »gar sehr zum menschlichen Leben und Schicksal. Kurzer Son-»nenschein stärkt uns nur, um die überwiegende Trübe auszustehen. »Das menschliche Leben ist ein ewiges Aushalten; Erhaltung und »Fortpflanzung des Daseyns scheint beynahe Zweck der Mensch-»heit zu seyn. Genuß ist selten mehr als bloßes Ausruhen, um »wieder neue Wolken zu durchbrechen. Ja unter Tausenden ist »kaum einer, der irgend etwas mehr begehrt oder der von seiner »Natur weiter getrieben wird, als sich um den Wendepfahl der »Erhaltung und Fortpflanzung zu drehen. Ihr Treiben, ihr Ler-»nen, ihr Vergnügen und ihre Ruhe zeigt selten weiter, als auf »diesen Wendepunct.«

Wir würden nicht Raum genug finden, wenn wir von jeder Art der Darstellung eine ähnliche Probe liefern wollten. Doch däucht uns zu einem getreuen Referate nothwendig, auch von den inneren Ansichten des Briefstellers über verschiedene Gegenstände einige Rechenschaft zu geben. Zuerst von der ihn selbst umgeben-den Gesellschaft, die doch, sollte man voraussetzen, eine sehr ge-wählte war. Immer aber muß sie dieß doch nicht gewesen seyn, wenn anders das Folgende nicht bloß als Ausbruch übler Laune zu betrachten ist. »Die öffentliche Gesellschaft ist diesen Winter »so insipid wie nur möglich. Da meist alles verheiratet, und

»der weibliche verheiratete Theil nicht von der Art ist, daß er »leicht häusliche Unruhe veranlassen könnte, und da, was übrig »geblieben ist, die gute Zeit überlebt hat, so ermangelt ein Haupt-»interesse ganz. Niemand bekümmert sich um den andern, und »man sieht sich ordentlich nur zur Frohne. Unsere Gesellschaft »ist wirklich die allerennuyanteste des ganzen Erdbodens. So »lange kein Frost war, jagten einige; jetzt ist auch dieser Nagel, »an welchen eine Menge Menschen sich hingen, ausgerissen. Ein »neuer Comödienplan schien dann eine Weile zu beschäftigen, da »er aber nicht recht verdaut war, ging er wie Haselnüsse hart ab, »und der moralische Magen blieb abermals leer.«

Wie der Fürst über die arge Selbstquälerey der Hypochondrie dachte, mag folgender Brief bezeugen, den Knebel noch volle 47 Jahre überlebte, da er vom Jahre 1787 ist. »Es thut mir »sehr leid, lieber Knebel, daß Du Dich mit dem Gedanken der »Auszehrung so bekannt gemacht zu haben scheinst, indem Du »ihm wie dem kommenden Herbst entgegen zu sehen scheinst. Laß »diese Ueberzeugung nicht Wurzel greifen. Das Lebendigseyn ist »doch im Grunde das Solideste und Beste, was wir besitzen. »Der Gedanke, dieses bald zu verlieren, benimmt schon den Ge-»nuß, und man soll sich doch jeden Genuß so sehr als möglich zu »verlängern suchen. Du nagst zu viel an Dir selbst. Man sollte »Dich mit etwas Bitterem bestreichen, wie den Kindern die Fin-»ger, damit sie nicht daran saugen.— Du irrst Dich sehr, wenn »Du glaubst, daß ich durch einen Dritten einen Verdacht gegen »Deine häusliche Ordnung (die, im Vorbeygehen, nicht groß »war, nam illi semper fuit curta res) hätte bemerken lassen. »Hätte ich das für nöthig gefunden, so hätte ich mich gewiß des »einfachsten Mittels bedient, Dir selbst geradezu meine Besorg-»niß zu eröffnen. — Warum setzest Du also einen verhaßten »Werth auf den vielleicht ganz müßigen Discours eines andern, »der Dich nun glauben machen will, Dein hiesiges Verhältniß »sey verdorben, und Du müssest anderswo Zufriedenheit suchen. »Ich glaube vielmehr, dergleichen Mißverhältnisse kommen daher, »weil Du öfter unsere Gesellschaft vermeidest, wo Du doch so »gern gesehen bist, und wo sich jedes Mitglied derselben bemüht, »Dich so oft als möglich zu besitzen. Ich läugne nicht, es that »mir oft leid, zu sehen, daß Du andere Wege zur Zufriedenheit »suchst, als die des freundschaftlichen Umgangs, welchen wir, »Deine hiesigen Freunde, Dir so dringend anboten.«

Welchen Werth haben solche Aeußerungen in psychologischer Beziehung! Ich achte sie, da sie aus Privatbriefen entnommen, und so ganz ohne alle Ostentation aus der Seele gequollen sind, zur anthropologischen Characteristik der innersten Individualität

eines Menschen höher, als alles, was uns die Geschichte, selbst die Biographien, sie mögen nun von andern geschrieben oder selbst verfaßt seyn, in dieser Gattung nur immer geben können. Ja diese vertrauten Privatbriefe, die nie zur Oeffentlichkeit bestimmt waren, schätze ich nicht bloß für die besten, sondern als die einzigen Quellen, aus welchen ein getreues Bild des Menschen, aus welchen seine wahre Geschichte geschöpft werden kann. Wenn wir solche Briefe von Alexander, Cäsar, Cromwell u.f. hätten, wir würden ohne Zweifel ganz anders über diese Männer denken, und ganz andere Resultate aus ihnen abstrahiren, als selbst unsere ersten Geschichtschreiber aus den Hof- und Staatsactionen derselben abgeleitet haben. Nur müssen es nicht solche Briefe seyn, wie der eitle Cicero sie an seine Freunde gerichtet zu haben scheinen wollte, während er sie in der That an die ganze römische Welt und Nachwelt gerichtet hat. Diese sind zur Characteristik des Autors und zur getreuen Geschichte ihrer Zeit, von demselben Werthe, wie die meisten Autobiographien oder Rousseau's Confessionen, die mehr irre zu führen, als auf den rechten Weg zu leiten gemacht scheinen.

Wir schließen diesen Bericht von dem ersten Bande dieser schätzbaren Sammlung mit einigen Stellen aus einem Briefe desselben Herzogs, der uns ganz geeignet scheint, die edlen Gesinnungen, die ihn beseelten, und noch mehr die vertraute Innigkeit, mit welcher er seine Freunde, die auch zugleich seine Diener, ja seine Unterthanen waren, zu behandeln pflegte. Wir haben bereits oben erwähnt, daß Knebel, nachdem er der Erziehung des Prinzen Constantin überhoben war, wahrscheinlich aus der Oede, welche Geschäftslosigkeit und Mangel an einem bestimmten Lebenszwecke in uns erzeugt, den Entschluß gefaßt hatte, in einem anderen Lande Civildienste anzunehmen. Er wollte, sagte er, irgend ein Amt mit täglicher Beschäftigung am Actentische, der dem Herzog ein Gräuel war, haben, und demselben durch die Pension, die er von ihm bezog, nicht weiter lästig fallen. Schon früher hatte ihm der Großherzog von diesem Wege freundlich abgerathen, aber Knebel kehrte neuerdings auf denselben zurück, und war daran, seine Entlassung zum zweyten Male zu fordern. Wo ist der Ort, an dem er sie nicht erhalten hätte? — Sehen wir, wie ihn sein fürstlicher Freund behandelt. — »Ists möglich,« schreibt er ihm unterm 4. October 1781, »daß Du, der so wohl und scharf die guten »Eigenschaften der andern ausspähen kann, über Dich selbst so »dunkel bist? Das Schicksal kann einen Menschen doch nicht mehr »quälen, als wenn es ihm die Augen blendet, daß er selbst den »Zweck nicht sieht, wohin er geradewegs treibt, während

»ihn doch die andern geradehin gehen sehen, und nur er immer »wähnt, er laufe zwecklos umher. Und mit diesem Elende noch »nicht zufrieden, wirft uns das Schicksal oft noch in ein anderes; »es läßt uns nämlich glauben, daß, wenn wir auf gebahntem »Wege gehen, es rühmlich und besser wäre, wir gingen daneben »im Graben, mit Bettlern und Krüppeln im Schlamm bis an »die Kniee, und trügen Lasten, die nur für Rücken von Saum-»thieren gemacht sind. Dadurch glauben wir dann unsere Exi-»stenz zu erfüllen und unsern Freunden zu nützen, wenn wir mit »ihnen im Schlamme waten, statt daß wir uns selbst wohl er-»halten, und jenen durch fröhlichen Zuruf oder Handreichung, »vom festen Boden her, Hülfe bringen sollten. Keiner mag dann »seine Natur richtig erkennen: der Eine am Ufer will in den »Schlamm, und das Lastthier will auf das Ufer, um sich zu »sonnen. Jener bleibt stecken und versinkt, und dieses, den Platz »von jenem erhaltend, muß aus lauter Wohlseyn und Nichtsthun »verfaulen. Sind denn Deine Freunde so sinnlicher Bedürfnisse »voll, daß Du nur durch Graben und Hacken und Ausmisten und »Actenverschmieren ihnen nützlich und angenehm seyn kannst? »Oder sind wir so hungrig, daß Du für unser Brot, oder so un-»stät und furchtsam, daß Du für unsere Sicherheit arbeiten mußt? »Sind wir nicht mehrerer Freuden, als der des Tisches und »der Ruhe fähig, und können wir keinen Genuß finden, wenn »Du, von dem Schmutze des Weltgetriebes Reiner, Deine volle »Zeit zur Schmückung des Geistes anwendend, uns, die wir »nicht Zeit zum Sammeln haben, den Strauß von den Blumen »des Lebens gebunden vorhältst? Sind wir bloß zu Amboßen der »Zeit und des Schicksals gut genug, und können wir nichts neben »uns leiden, als Klötze, die uns gleichen, und nur von harter »Masse sind? Ist es denn ein so geringes Loos, die Hebamme »guter Gedanken zu seyn? — Bist Du nun so im Bösen, so »über Dich selbst verblendet, zu glauben, Du habest uns nie »dergleichen Nutzen geschafft, und achtest Du uns so gering, »daß Du meinen kannst, wir würden Dich so lieben, wie wir »thun, wärest Du uns hierin unnütz oder überflüssig gewesen?« — Dieß wird genügen, die Leser aufmerksam zu machen, um nicht nur diesen ganzen, langen Brief S. 126, sondern alle Briefe dieses trefflichen Fürsten selbst in der Sammlung nachzusehen. Welch ein Himmelsleben muß es seyn, mit einem so hochgestell-ten und zugleich so hochgesinnten Manne, im Schooße einer so wahrhaft edlen Familie und in der Mitte der trefflichsten Geister des Vaterlandes, eines solchen Umganges sich zu erfreuen! — Gegen dieses Paradies von geistigen Genüssen, wie öde und dürre erscheinen die Einöden, in welchen die meisten anderen,

vom Schicksale weniger begünstigten deutschen Gelehrten oft bis an das Ende ihres Lebens, unerkannt und mißgeachtet sogar, einsam ihre Tage vertrauern, fern von jedem Reiz, von jeder äußeren Ermunterung, jeder geistigen Mittheilung, selbst jedes erhebenden Freundesgespräches baar und bloß, und oft, nur zu oft noch mit getäuschten Hoffnungen und mit Sorgen für die nächste Zukunft ringend. In den meisten andern Geschäften des Lebens, wozu nur einige geistige Kraft erfordert wird, findet man Talent, Glück und Eifer von den Mitgenossen willig anerkannt, und von den in der Gesellschaft Hochgestellten getragen und gefördert, während im Gegentheil diese, auf jede Ermunterung, auf jede Hülfe von außen verzichtend, sich allein überlassen bleiben, und selbst die Anreizung zur fortgesetzten Thätigkeit nur aus ihrem eigenen Innern nehmen müssen. Während jene im behaglichen Genusse die Blumen der Gegenwart pflücken, mögen diese für ihre geistigen Erzeugnisse und für ihre schlaflos durchwachten Nächte sich mit dem, ihrer vielleicht wartenden Nachruhm und mit der von jenen selbst wohl sehr unbeneideten Ehre begnügen, mit den beyden ersten Heroen unserer Literatur, mit Kepler und Lessing, ein gleiches Schicksal zu theilen, von welchen der eine nur nicht eben Hungers starb, während man den andern gleich einem gejagten Edelhirsch zu Tode hetzen ließ, ohne daß man sich übrigens dadurch gehindert sähe, von der Aufmunterung zu sprechen, deren sich Kunst und Wissenschaft bey uns an allen Orten und zu allen Zeiten zu erfreuen hätten. — Warum aber muß eine solche Erscheinung, wie diejenige ist, die, obschon an sich sehr erfreulich, uns zu so betrübenden Betrachtungen Anlaß gegeben hat, warum muß sie so selten, oder vielmehr noch so einzig bey uns seyn? Sollte es in der That noch nothwendig seyn, den Nutzen, welchen sie den Wissenschaften, den Vortheil, welchen sie der Cultur und sonach auch dem Glücke der Völker, und endlich den Glanz, die unvergängliche Ehre, welche sie ihren Stiftern bringen würde, erst umständlich zu beweisen? — Dann wäre unsere Menschen- und Literargeschichte für Blinde geschrieben, sie, die uns sagt, daß eines jeden Volkes Glanzpunct, ohne Ausnahme in alten und in neueren Zeiten, immer nur in diejenige Epoche fiel, wo Kunst und Wissenschaft bey ihm in höchster Blüthe standen, und daß Perikles, August, Harun, Cosmo von Medicis und Ludwig XIV., die in der Pflege dieser Blüthen ihre eigene höchste Ehre suchten, sich eben dadurch für alle Folgezeit mit unsterblichem Ruhme umgeben haben. Littrow.

Art. V. ΑΝΕΚΔΟΤΑ. Anecdota Graeca e codicibus regiis descripsit annotatione illustravit F. Fr. Boissonade. Vol. IV. Parisiis 1832. Enthält nebst einigen Zugaben: Joannis Sabaei Hist. Barlaami et Joasaph (Schluß).

Seite 232, 8 v. u. muß σκέψιν geschrieben werden, wenn nicht die Vulgata σκῆψιν nur Druckfehler ist. Alle unsere Handschriften bieten auch die richtige Lesart. — S. 233, 13. LXXI αὐτὸς γὰρ ὁ ἀγαθὸς ἐκέλευσε τῆς ὁδοῦ τ. εὐθ. μὴ πλ. — S. 234, 6 fgg. XXI οἱ μὲν γὰρ τῶν πιστῶν θανόντες ἦσαν ὑπὸ τῆς τῶν κατὰ πόλιν οἰκούντων ἀρχόντων μανίας κατασφαγέντες. Ohne Zweifel ist entweder οἰκούντων oder ἀρχόντων Glossem; wegen der überwiegenden Anzahl der Handschriften für ἀρχόντων, wohl das erste. Um den Johannes nichts Abgeschmacktes sagen zu lassen, möchte ich auch θανόντες für ein ungehöriges Einschiebsel halten. LXXI hat: θανόντες ἦσαν ὑπὸ τῶν κατὰ πόλιν ἀρχόντων σφαγέντες. — S. 234, 11 LXXI ἐτόλμουν εἰς φῶς ἐλθεῖν. — S. 235, 2 v. u. schieben unsere Handschriften, mit Ausnahme von XXI, nach θάτερον passend σήμερον ein. — Z. 1 v. u. lassen auch XII, LIV, LXXI καὶ weg; dagegen schreiben sie aber πλανᾶσθαί τε (LIV δὲ); sollte es im Paris. A. nicht ebenfalls so seyn? — S. 236, 8 XII, LXXI, CII καταδικάσω δουλεία. — S. 236, 15 LXXI ἐπείρασάς με τὸν μὲν πατρῷον ἀπώσασθαι νόμον καὶ ἀγνώστω λατρεύειν θεῷ. — S. 236, 13 v. u. LXXI προστάγμασι. — S. 237, 1 LXXI, CII παραδώσω. — S. 237, 6 CII läßt καὶ τὴν ῥομφαίαν bis εἰσδυομένην weg; in LXXI fehlt das überflüssige κατανοῶν, deßgleichen in XXI; dann hat LXXI εἰσδυμένην; XXI καταδυομένην; LIV erster Hand καταδυομένην, zweyter Hand κατανοῶν εἰσδυομένην, wodurch die Entstehung der Variante erklärt zu werden scheint. Z. 12 hat LXXI nicht unpassend σαφῶς statt σοφῶς; doch steht die Vulgata fest durch die überwiegende Anzahl der Handschriften. — Z. 6 v. u. LXXI ἑλλήνων statt εἰδώλων. — S. 238, 9 hat LXXI die zu beachtende Lesart: σὺ εἶ ὁ ἀναίσχυντος καὶ ἰταμὸς, ὁ τοὺς ἡμῶν θεοὺς ἐξυβρίζων. — S. 239, 1 schlägt Boissonade vor, τῷ πλήθει zu lesen, statt τὸ πλῆθος. Eigentlich nothwendig scheint die Veränderung nicht, auch passen die beygebrachten Beyspiele nicht ganz auf unsern Fall; doch würde auch ich τῷ πλήθει billigen, wenn nur Eine Handschrift dafür wäre. In Ermanglung dessen nehme ich die Lesart von LXXI auf: κατασείσας δὲ τῇ χειρὶ, τὸ πλῆθος σιγᾶν ἠξίωσε. ἀνοίξας δὲ τὸ στόμα αὐτοῦ (und dann weiter mit CII) καθάπερ ὁ βαλααμ ἃ οὐ προέθετο (LXXI ἃ προτέθετο) εἰπεῖν, ἐκεῖνα (oder nach der Vulgata ταῦτα) λελάληκε. Sonderbar ist es, daß alle übrigen Handschriften nebst der Vulgata καθάπερ ὁ τοῦ βαλαὰμ ὄνος geben, eine Lesart, welche entschieden falsch

und wahrhaft lächerlich ist. Denn zieht man diesen Ausdruck zum Vorhergehenden, so gestehe ich, daß in einer ernsthaften Erzählung ein Gleichniß wie dieses, ohne allen Vergleichungspunkt, nothwendig Lachen erregen muß; »er winkte mit der Hand und gebot Ruhe; dann öffnete er den Mund, wie Balaams Esel, und sprach« &c. Zieht man ihn aber zum Folgenden, so bekenne ich aufrichtig meine Unwissenheit in Bezug auf das, was die erwähnte Eselin anfänglich eigentlich sagen wollte, ehe sie sich anders vernehmen ließ. Den Abschreibern mag aber wohl das Sprechen von Balaams Eselin geläufiger gewesen seyn, als die Geschichte Balaams selbst, und da hier von Sprechen und von Balaam die Rede war, meinten sie, es müsse nothwendig dessen Esel gewesen seyn; als ob der Herr desselben nicht auch hätte sprechen können. Nein, geben wir, mit Hülfe des Cod. CII, dem Johannes wieder, was ihm gehört. Balaam zog aus, den Kindern Israels zu fluchen, und er segnete sie; Nachor trat auf, das Christenthum zu bekämpfen, und ward dessen Vertheidiger; er öffnete also seinen Mund, und wie Balaam sprach er anders, als er sich anfangs vorgenommen hatte.

Es folgt nun, von S. 239, 3 an, die Rede des Pseudo-Barlaam, eigentlich genannt Nachor, vielleicht der anziehendste Theil des ganzen Buches. Nachdem nämlich alle Versuche Abeners, seinen Sohn vom Christenthume ab, zu den alten Göttern zurückzuführen, an dessen Festigkeit gescheitert waren, nahm er seine Zuflucht zu einem mit Araches (ὃς τῶν δευτερείων μετὰ τὸν βασιλέα ἠξιοῦτο καὶ πρῶτος αὐτῷ ἐν πάσαις ταῖς ἀποκρύφοις συμβουλίαις ἐτύγχανεν, S. 192; daher πρωτοσύμβουλος, S. 203, 8 v. u.) für den äußersten Fall verabredeten Plan (S. 193), dessen Erfindung zwar ziemlich schwach zu nennen ist, welcher aber dennoch den Wendepunkt der ganzen Erzählung ausmacht. Es lebte nämlich im Lande ein Eremit, Namens Nachor, ein treuer Anhänger der alten Götter, und dem Barlaam so ähnlich, daß es unmöglich war, beyde von einander zu unterscheiden. Diesen wollte man nun von dem ganzen Vorhaben gehörig unterrichten; dann sollte ein Streifzug angestellt werden, um den Barlaam nämlich zu fangen, und hier beginnt die Rolle Nachors. Er wird als Barlaam eingebracht; Abener benachrichtigt seinen Sohn von der Gefangenschaft seines Lehrers, und schlägt ihm ein Religionsgespräch vor zwischen diesem Barlaam nebst den übrigen christlichen Lehrern auf der einen, und den heidnischen Schriftgelehrten auf der andern Seite; wessen Partey siege, diese solle im ganzen Lande eingeführt werden. Joasaph geht in diesen Vorschlag ein; denn (seinen Kindern gibt es Gott im Schlafe) ein Traum hatte ihm den ganzen Plan der Gegner offenbart. Nun

wird durch das ganze Land eine große Versammlung aller christlichen und heidnischen Schriftgelehrten ausgerufen; zahlreich erscheinen die Vertheidiger des Heidenthums; von christlicher Seite stellt sich der einzige Barachias, alle andern waren todt oder geflüchtet. Nun sollte, nach der Verabredung, Nachor, als Barlaam, das Christenthum vertheidigen, und sich endlich überwinden lassen, worauf denn, dem Vertrage gemäß, Joasaph zu den alten Göttern zurückkehren sollte. Als die feyerliche Versammlung eröffnet war, wendet sich der Prinz zum Pseudo-Barlaam, und fordert ihn auf, jetzt die Religion zu vertheidigen, die er ihm eingeprägt habe, und ihn nicht zu Schanden werden zu lassen vor dem ganzen Volke; »denn wenn du dich heute besiegen lässest, sey es in Wahrheit oder durch Hinterlist, und mich zu Schanden machest vor aller Welt, so werde ich dir auf der Stelle diese Verhöhnung bezahlen, und dir mit eigenen Händen das Herz aus dem Leibe reißen und die Augen ausbohren, und deinen Körper den Hunden vorwerfen, damit du allen andern zur Lehre dienest, die Söhne der Könige nicht zu verführen.« Diese eben nicht glänzenden Aussichten brachten den Nachor zum Nachdenken, und da er keineswegs Lust hatte, sich das Herz aus dem Leibe reißen zu lassen, faßte er plötzlich den Entschluß, als wahrer Vertheidiger des Christenthums und als Bekämpfer des Heidenthums aufzutreten, und führt dieses auch mit einer Geläufigkeit und Sicherheit durch, daß man von dem Stegreife durchaus nichts merkt. Er theilt nun alle heidnischen Religionen in drey Klassen (welche wir demnach wohl in dem Lande der äthiopischen Inder annehmen sollen?), die ägyptische, chaldäische und hellenische (zugleich nimmt er auch die indische mit, für den dogmatischen Zweck des ganzen Werkes ganz passend, aber ungehörig für den Gang der Erzählung), und zeigt von jeder einzeln die Unzuläßigkeit und Unwürdigkeit, etwa nach der Manier, wie der Epikuräer Vellejus die Mängel der philosophischen Systeme darlegt, und auch ungefähr mit derselben Bündigkeit; nur findet er zahmere Gegner, als der ciceronische Vellejus. Wir können uns hier in die Einzelnheiten nicht einlassen.

S. 239, 5 nehme ich vor *γῆν* und *θάλασσαν*, aus LIV, LXXI den Artikel auf; LXXI hat ihn auch vor *σελήνην*; derselbe Z. 8 *τηρεῖται* statt *κινεῖται*. — S. 240, 15. Alle unsere Handschriften *ἐκτύπωμα*. — Z. 17 LXXI *στοιχείων τε καὶ φωστήρων*; XII *στοιχείων καὶ φωστήρων*. — Z. 7 v. u. LXXI *περὶ τῆς ἰδίας ἐξουσίας*. Derselbe Z. 4 v. u. *καὶ θαυμάζω, ὦ βασιλεῦ, ἔφη, πῶς οἱ λεγ. φ.* — Z. 2 v. u. CII *ὅτι καὶ αὐτὰ τὰ στοιχεῖα φθαρτά ἐστιν καὶ ὑποτασσόμενα κατὰ ἀνάγκην, καὶ οὐκ εἰσὶ θεοί· εἰ δὲ τὰ στοιχεῖα κ. λ.* Auch LXXI, XII lassen *εἰ δὲ τὰ στοιχεῖα φθαρτά*

ἐστι weg, ohne jedoch das Folgende zu ändern; die Ursache der Auslassung liegt vor Augen. — S. 241, 5 v. u. ziehe ich die Lesart des LXXI εἶναι θεὸν der Vulgata vor. — Z. 4 v. u. fg. LIV erster Hand: ὑβριζομένην καὶ φυρομένην καὶ ἄχριστον γινομένην; dann sind die Worte καὶ φυρομένην im Texte ausradirt, und von zweyter Hand am Rande: καὶ κατακυριευσμένην, σκαπτομένην (dieses Wort alle unsere Handschriften) καὶ φθειρομένην; eine Lesart, die nicht zu verwerfen ist, vergl. S. 242, 1. — S. 242, 3. Auch alle unsere Handschriften haben, wie Paris. C, διορύσσεται, γεμίζεται, νεκρῶν θήκη γιν. Die Stelle scheint verdorben. — Z. 9 XXI χρήμασι. — Z. 10 nach πηγνύμενον schieben unsere Handschriften, mit Ausnahme von LXXI, passend καὶ αἵμασι μολυνόμενον ein. — S. 242, 12 lassen XXI u. LXXI ἀλλ' ἔργον θεοῦ weg; mit Unrecht, da sich diese Antithese regelmäßig wiederholt. — Z. 14 haben alle unsere Handschriften, mit Ausnahme von XXI, τὸ γὰρ πῦρ ἐγένετο εἰς χρ. ἀνθρ. — Z. 16 fgg. Die Stelle scheint lückenhaft; was will nämlich der Verfasser mit ἔτι δὲ καὶ νεκρῶν σωμάτων? Hat er etwa Menschenfresser im Sinne? oder denkt er an das Verbrennen der Leichname? In diesem Falle wären die Ausdrücke εἰς ἕψησιν καὶ ὄπτησιν durchaus unpassend; und doch möchte ich die Worte lieber hierauf beziehen, als auf Androphagie, glaube also, daß etwas ausgefallen sey. Wenn es dann im Folgenden heißt: τὸ πῦρ φθείρεται κατὰ πολλοὺς τρόπους, so klingt es sehr dürftig, wenn nur das ὑπὸ τῶν ἀνθρώπων σβεννύμενον angeführt wird. — S. 10 v. u. haben unsere Codd., mit Ausnahme von XII und LXXI, abermals εἶναι θεόν. — Z. 7 v. u. lassen LXXI und CII καὶ συγκομιδὰς τῶν σιτίων (LIV, XXI σιτικῶν) weg; dann hat XII διὸ οὐκ ἐνδέχεται, und XXI, CII θεὸν, worin die Handschriften überhaupt wechseln. — Z. 1 v. u. LXXI συμμεταβαίνοντα. — S. 243, 1 XII und CII θερμαίνειν τὰ βλαστάνοντα φυτὰ εἰς χρῆσιν. — S. 243, 2 v. u. haben CII und LIV ἐπιθυμιῶν; letzterer schiebt wirklich das von Boissonade gewünschte πορευόμενοι ein. — Z. 1 v. u. LXX νεκρὰ στοιχεῖα καὶ ἀγάλματα. — Die Chaldäer werden mit ihrem Dienste der Elemente und Himmelskörper (Himmel, Erde, Wasser, Feuer, Wind, Sonne, Mond, der Mensch) kurz genug abgefertigt, und bey einem so ziemlich dieselben Beweise angewandt, wie beym andern; namentlich will Johannes, eben so wenig als Vellejus, bey der Gottheit eine Bewegung gelten lassen. Wären übrigens bey der Versammlung einige chaldäische Priester gewesen, so dürften die vorgebrachten Gründe zur Widerlegung wohl kaum hinreichend befunden worden seyn; und mit Recht würden die heidnischen Priester, eben so wie alle andere, sich dagegen verwahrt haben, daß man im-

mer nur die äußere Erscheinung aufgreife. Das Symbol ist nie die Religion, wird es aber leicht. Da aber Johannes für christliche Leser schrieb, war ein tieferes Eindringen in den Geist der verschiedenen heidnischen Religionslehren nicht erforderlich.

Nun geht Nachor über zu der Religion der Griechen, S. 244 fgg. — S. 244, 6 stimmen alle unsere Handschriften in der Lesart τὰς δὲ θηλείας zusammen, welche ich billige. — Z. 14 XII, LIV, LXXI πράξωσιν. — Z. 7 v. u. haben dieselben εἰ θελήσωμεν, und statt ἐλθεῖν (XXI, CII, LIV erster Hand) LIV zweyter Hand ἐξελθεῖν, und XII das richtige ἐπεξελθεῖν. Das Folgende ist in den Handschriften verdorben. CII hat ὅπως παρεισάγεται αὐτοῖς θεὸς ὁ Κρόνος; nach αὐτοῖς schieben XII, XXI, LIV, LXXI πρὸ πάντων ein; XIV, LXXI lassen ὁ, XII ὅπως weg; letzterer schiebt dafür γὰρ nach παρεισάγεται ein; diese Lesart liegt auch in Paris. D. παρεισάγεται γὰρ παρ αὐτοῖς, in der Uebersetzung des Georg von Trapezunt und der französischen von Billy, und ich trage kein Bedenken, sie aufzunehmen. Boissonade verwandelt ὅπως (Paris. A. ὁπῶς?) in ὁ πρῶτος, wegen des S. 245, 7 folgenden δεύτερος; allein dieser Grund ist gewiß nicht zureichend, da diesem δεύτερος schon vollkommen πρὸ πάντων entspricht; der Herausgeber müßte denn dieses streichen wollen, wobey ihm CII sehr zu Statten kommen würde. — S. 244, 2 v. u. LXXI φάναι δὲ τ. δ.; dann entscheidet sich CII mit dem Paris. D. für αἰδοῖα; die übrigen haben ἀναγκαῖα, welches demnach, als von den meisten Handschriften geschützt, für die richtige Lesart anzunehmen ist. — S. 245, 1 stimmt keiner unserer Codd. mit der Vulgata überein. CII hat ὅθεν ἀφροδίτην μυθεύονται γεννηθῆναι, LXXI γενέσθαι; XXI ὅθεν αφροδίτην μυθεύεται γεννᾶσθαι; XII, LIV zweyter Hand, Paris. D. ὅθεν ἀφροδίτη μυθεύεται (LIV erster Hand μοιχεύεται) γεννᾶσθαι. Z. 3 geben XII und LIV ἀσέλγειαν; LXXI ὁρᾶς τὴν πολλὴν ἀσέλγειαν; CII τὴν πλάνην καὶ ἀσέβειαν. — S. 245, 2 v. u. fg. läßt XXI καὶ ῥαδάμανθον καὶ σαρπηδ'να weg; sonderbar aber ist es, daß alle unsere Hdss.'en μήνωα haben. — S. 246, 6 LXXI μοιχὸν ἢ ἀνδρομανῆ. — Z. 11 geben alle unsere Handschriften ἐπενδεής, wohl richtig, indem Johannes im Verlaufe immer dieselbe Phrase anwendet. — Z. 5 v. u. CII κεραυνωθῆναι. — Den Tyndareus nennt wohl keiner von den Alten einen Sohn des Lacedämon; wenn also die Stelle nicht verdorben ist, so ist Johannes in einen Irrthum verfallen, der in dieser Darstellung der griechischen Götterlehre nicht der einzige ist. — Z. 1 v. u. hat der Abschreiber von LXXI (der wohl ein recht braver Mönch, aber ein sehr schlechter Kenner der griechischen Mythologie gewesen seyn mag, wie man aus der Schreib-

art der vorkommenden Namen abnehmen kann) die Lesart ἄλλοις δὲ καὶ statt ἄρης δὲ καὶ, welche, so sonderbar sie auch scheint, sich doch paläographisch nachweisen läßt. Nämlich οι statt η hat der Itacismus zu verantworten; und die häufige Verwechslung des ρ und λ ist schon von andern (s. z. B. die Ausleger ad Gregor. Corinth. p. 269) mit Beyspielen belegt worden, deren Zahl sich leicht vermehren ließe. Von der Verwechslung des ρ mit λλ habe ich freylich noch kein Beyspiel gefunden; dieses mußte sich aber in unserm Falle fast nothwendig von selbst ergeben. — S. 247, 1; eine Stelle, welche Boissonade für verdorben hielt, und der auch unsere Handschriften nicht aufhelfen; denn wenn wir auch aus CII χρημάτων statt θρεμμάτων aufnehmen, dennoch bleibt es dunkel, was Johannes im Sinne gehabt habe, und was ἑτέρων τινῶν bedeuten solle. — S. 247, 7. CII ἔχοντα ἑορτὰς; LXXI ἄγοντα εὐχὰς; — Z. 7 v. u. LXXI κατέχων statt κρατοῦντα. In der folgenden Zeile läßt CII καὶ ἐπαυθίδα weg, vielleicht weil er keinen Sinn in dem Worte fand, wie natürlich, da es keinen hat. Boissonade schlägt καὶ πηκτίδα vor, für den Sinn recht passend; doch glaube ich kaum, daß dieses die ursprüngliche Lesart sey. LXXI hat ἐπαυδίδα; deutet dieses nicht vielleicht auf ἐπαυλίδα? (eine freylich ungewöhnliche Form). Man hätte dann an die Dienstbarkeit Apollo's beym Admet und Laomedon zu denken. — S. 248, 1 schreibe ich, nach XII, LXXI, θηρεύσῃ. Uebrigens läßt der XXI, wie Paris. A., die Worte vor ὅπως θηρ. bis τῶν κυνῶν weg, nicht um daran das Beyspiel einer andern Auslassung anzuknüpfen (welches eben nicht schwer wäre), sondern weil sich aus gemeinschaftlichen Lücken am sichersten die Verwandtschaft der Handschriften darthun läßt. — Z. 3 fgg. Dieser Satz lautet in CII so: ἀφροδίτην δὲ λέγουσι καὶ αὐτὴν θεὰν εἶναι, μοιχαλίδα οὖσαν· ποτὲ γὰρ ἔσχε μοιχὸν τὸν ἄρην. ποτὲ δὲ ἄδωνιν· ποτὲ δὲ ἀγχίσιν· οὕτινος καὶ τὸν θάνατον κλαίει. τοῦ ἀδώνιδός φημι. δι' ὃν καὶ εἰς ἄδην καταβῆναι λέγουσιν, ὅπως ἀγοράσῃ αὐτὸν ἀπὸ τῆς περσεφόνης. Es scheint, als ob wir den größten Theil dieser Veränderungen einer zufälligen Versetzung der Namen Adonis und Anchises verdanken, worauf der Abschreiber, statt seinen Irrthum zu verbessern, lieber das Folgende nach seinem Irrthume einrichtete. — Z. 13 CII πληγέντα ὑπὸ συὸς ἀγρίου; LXXI, LIV ὑπὸ τοῦ ὗος; die übrigen τοῦ υἱὸς. Dem Vorschlage Boissonade's, ὑπό του ὗος zu lesen, kann ich meinen Beyfall nicht geben; ist der Artikel anstößig, so kann man ihn mit CII weglassen. Gleich darauf billige ich die Lesart von LIV, LXXI δυνηθῆναι. — Z. 7 v. u. XXXI πονηρότερα; CII πολλῷ πλείονα αἰσχρότερα καὶ πονηρὰ παρεισάγουσιν.

Waren die Chaldäer mit ihrem Elementardienste oberflächlich genug abgefertigt worden, so werden die Griechen auf keine tiefer eindringende Widerlegung Anspruch machen; ist die Auswahl schon sonderbar genug, wo ein Herkules und Adonis zugleich mit den Göttern maiorum gentium aufziehen, so werden wir uns nicht wundern, wenn auch die einzelnen Beweisgründe hin und wieder einer gehörigen Begründung ermangeln; namentlich ist es nicht einleuchtend, woher Johannes den einigemal wiederkehrenden Vorwurf genommen haben möge, die Götter hätten ihr Geschäft verrichtet χάριν τροφῆς; woraus er dann folgert: ἄρα ἐπενδεής ἐστιν; und daß dieses kein Prädikat der Gottheit seyn könne, ist unbestreitbar. Daß die Aegyptier, deren Religion in ihrer äußeren Erscheinung die meisten Blößen bot, nicht milder wegkommen werden, kann man sich im Voraus denken.

S. 249, 1 schreibt der Herausgeber, der Form nach ohne Zweifel richtiger, ἀβελτερωτεροι; doch hat er diese Lesart nicht aus seinen Handschriften entnommen, wenigstens führt er aus A. und D. (in C. ist eine große Lücke von S. 243 bis 252) die Formen ἀβελτότεροι (so auch XXI (?), CII und LIV zweyter Hand) und ἀβελτώτεροι (so auch LXXI) an; dazu füge ich noch ἀβέλτεροι aus XII und ἀβελτέστεροι aus LIV erster Hand. Boissonade scheint mir daher nicht sowohl die Abschreiber, als vielmehr den Verfasser verbessert zu haben, und wir können um so leichter glauben, daß eine der handschriftlich aufbewahrten Lesarten die ursprüngliche sey, da alle eine comparativische Form haben. S. 249, 8. Statt ἀρχῆθεν hat LIV ἀρχαίως; eben dahin führt auch ἀχραίως des XXI. — Z. 8 v. u. alle unsere Handschriften richtig καὶ πικρῶς θρηνοῦσα. — Z. 5 v. u. LXXI ἀντιλαμβάνεσθαι. — Z. 3 v. u. CII statt εὐπόρησε, ἴσχυσε. — Z. 1 v. u. γνωρισθέντα αὐτῶν; XII γνωρισθέντων αὐτῶν. — S. 250, 1 CII ὠναμάσθησαν statt ἐνομίσθησαν, nach einer sehr gewöhnlichen Verwechslung. — Z. 3 lassen XXI und LIV erster Hand das freylich überflüssige θεοὺς εἶναι weg; doch dürfen wir es nicht streichen, da sich Johannes stets des Ausdrucks bedient παρεισήγαγον θεοὺς εἶναι. Komisch genug nimmt sich die Zusammenstellung der ägyptischen Gottheiten aus dem Thierreiche aus, Schaf, Bock, Kuh, Schwein, Rabe, Habicht, Geyer, Adler, Krokodil, Katze, Hund, Wolf, Affe, Drache, Natter; wozu dann Johannes Zwiebel und Knoblauch, nebst Dornen hinzufügt; um so auffallender ist es, daß in dem Verzeichnisse z. B. der Ibis fehlt. Uebrigens nimmt die Widerlegung der Aegyptier nicht über eine Seite weg.

S. 250, 10 v. u. geben alle unsere Handschriften richtig nach πελεκωμένους noch καὶ κολοβουμένους; nur LXX, durch

die gleichen Endungen verführt, hat, mit Auslassung des Zwischenliegenden, πελεκομένους ὑπὸ τοῦ χρόνου. — S. 251, 13 geben alle unsere Handschriften mit Paris. A. ὅτι νόμους θέμενοι (LXXI τιθέμενοι); Paris. D. καὶ νόμους; Boissonade vereinigt beyde Lesarten, und fügt noch οἱ hinzu, qua oratio carere non posse videbatur. Allein καὶ aus dem einzigen Paris. D. beruht auf allzu schwachem Grunde, und ist um so weniger zu billigen, da seine Entstehungsweise so deutlich nachzuweisen ist; gewiß nämlich verband der Abschreiber καὶ νόμους θέμενοι genau mit dem Vorhergehenden οἱ σοφοὶ καὶ λόγιοι καὶ νόμους θέμενοι, die Weisen, Schriftgelehrten und Gesetzgeber. Da dieses aber zuverläßig nicht der Sinn ist, welchen der Verfasser ausdrücken wollte, so können wir unbedenklich καὶ streichen, und statt dessen nach allen übrigen Handschriften ὅτι aufnehmen. Eben so entschieden scheint mir das von Boissonade zugegebene οἱ gegen den Sinn des Verfassers zu seyn. Nach der aufgenommenen Lesart sagt Johannes: »sogar auch diejenigen, welche Gesetze geben, werden von ihren eigenen Gesetzen gerichtet,« — ein Gedanke, welcher, an und für sich richtig oder nicht, hier ganz gewiß am unrechten Platze, nnd mit der folgenden Beweisführung durchaus nicht zu vereinigen ist. Ein allgemeiner Ausspruch, ein Gemeinplatz, lag gewiß nicht in der Absicht des Verfassers, und die fast von allen Handschriften gebotene Lesart ὅτι νόμους θέμενοι gibt folgenden recht guten Sinn: »Wie konnten die Gelehrten und Weisen unter den Griechen nicht merken, daß, indem sie Gesetze gaben, sie von ihren eigenen Gesetzen gerichtet — nach ihnen widerlegt werden; denn es konnten hier zwey Fälle eintreffen, entweder waren die Gesetze gerecht, dann sind ihre Götter ungerecht, indem sie verbrecherische Handlungen begehen, wie Mord, Diebstahl, Ehebruch u. s. w. (welche nämlich im Gesetze verboten sind); oder diese Handlungen der Götter sind gerecht, dann sind die Gesetze ungerecht, indem sie im Widerspruch mit den Göttern stehen. Nun aber sind die Gesetze gut und gerecht« u. s. w. Man sieht, daß die Beweisführung richtig vor sich geht, wenn auch im Folgenden gegen die logische Bündigkeit manches einzuwenden wäre. Uebrigens findet sich dieselbe Beweisführung schon bey Lucian. Menipp. s. Necyomant. c. 3. Tom. III. p. 5. Bip. — Z. 3 v. u. LXXI οἱ ταῦτα ποιοῦντες.

S. 252, 2 LIV ἀεβείας statt ἀπωλείας; ἀσεβείας wäre nicht übel. — Z. 3 haben alle unsere Handschriften richtig οὐ χρὴ γὰρ θεοὺς; hat sich vielleicht Boissonade verlesen? wenigstens kömmt in den Codd. häufig eine Abkürzung von γὰρ vor, welche mit einer Abkürzung für οὖν leicht zu verwechseln ist. Z. 4 ist in Boissonade's Handschrift eine Lücke, welche durch unsere Codd.

ergänzt wird, nämlich ἀλλὰ τὸν ἀόρατον καὶ πάντα ὁρῶντα καὶ πάντας δημιουργήσαντα δεῖ θεὸν σέβεσθαι (CII σέβειν); LXXI läßt πάντας weg: wollen wir es beybehalten, so ist gewiß πάντα zu schreiben. — S. 252, 14. Sollte sich Boissonade im Worte ἄχρηστοι vielleicht verlesen haben? Alle unsere Handschriften stimmen in der unbezweifelt richtigen Lesart ἀχάριστοι überein. — Z. 9 v. u.; alle unsere Codd. καὶ ἀπώλοντο; nur XXI hat die Vulgata. — Z. 6 v. u. CII καὶ εἰσι τοῖς ἔθνεσι παρόμοιοι· κᾂν ἐγγίζειν πῶς τῇ ἀληθείᾳ δοκοῦσιν; in letzterem stimmen auch unsere übrigen Codd. bey. LIV καὶ εἰσὶ παρόμοιοι τῶν ἐθνῶν, καὶ (zweyte Hand κᾂν) ἐγγ.; XII καὶ εἰσὶ παράνομοι οἱ τοῖς ἔθνεσι κᾂν ἐγγ.; am feindseligsten und offensten, vielleicht auch der Lesart nach am richtigsten, spricht sich dann der Cod. LXXI gegen die Juden aus: καὶ εἰσὶ παρανομότεροι τῶν ἐθνῶν, κᾂν ἐγγίζειν κ. λ. Vermißte man schon bey der Widerlegung der Chaldäer, Griechen und Aegypter eine gewisse Bündigkeit in der Beweisführung, so wird man in den ein und zwanzig Zeilen, in welchen die Juden abgefertigt werden, kaum etwas anderes, als eine ersterbende Ohnmacht erblicken. Wußte Johannes nichts Kräftigeres gegen die jüdische Religion vorzubringen, so hätte er klüger und vorsichtiger gehandelt, sie ganz unberücksichtigt zu lassen; denn so ist es fast unbegreiflich, warum nicht Joasaph und Abener sogleich zu einer Religion übertreten, gegen welche selbst ein Feind so wenig und so nichtiges einzuwenden fand.

S. 252, 1 v. u. haben alle unsere Handschriften ὡμολόγηται; nur CII läßt das Wort ganz weg. — S. 253, 4 fg. hat LXXI καὶ τελέσας αὐτοῦ τὴν θαυμαστὴν μεγάλην δύναμιν, μετὰ τρίτης ἡμέρας ἀνέστη καὶ εἰς οὐρανοὺς ἀνελήφθη. Die Abweichung im Anfange entstand vermuthlich daher, daß der Abschreiber aus Nachläßigkeit die Worte von οἰκονομίαν bis οἰκονομίαν ausließ, und dann, um dem mangelhaften Sinne nachzuhelfen, δύναμιν einschob. — Z. 9 LXXI ἐξετίσοι, βασιλεῦ, μαθεῖν ἐὰν τύχῃς; auch LIV τύχῃς; XII und CII das wohl richtigste εὐτύχῃς. Z. 11 LXXI εἰς τὰ πέρατα τῆς οἰκουμένης. — S. 254, 6; alle unsere Handschriften, mit Ausnahme von XXI, ἀλλὰ κατὰ ψυχήν. — Man lese S. 253 fg. die Schilderung der Christen: Utinam! — Freylich räth aber auch der Pseudo-Barlaam dem Könige, er möge, um solche Christen zu finden, ἐγκύπτειν ταῖς γραφαῖς τῶν χριστιανῶν. — Z. 11 v. u. alle unsere Codd. ἐδιδάχθη τοῦ λατρεύειν. — Z. 3 v. u. LXXI (διὸ — dieses, nebst dem vorhergehenden ὑπαγορευθεὶς, fehlt im Cod.) παυσάσθωσαν οὖν παρευθὺς οἱ ἀνόητοι σοφοί. — Z. 1 v. u.; alle unsere Hdss.'en, mit Ausnahme des LXXI, ἡμῖν — S. 255, 1 LXXI ἄφραστα. — Z. 2 XII, LIV zweyter Hand κατάκρισιν; dieselben τιμωρίας.

Z. 2 LIV ζωῆς αἰωνίου; die übrigen ζ. ἀνολέθρου; alsdann XII δειχθῆτε; LXXI δειχθείημεν (διχθείημεν), eine Lesart, welche ich für die richtige halte, wenn wir mit der Mehrzahl unserer Handschriften oben ἡμῖν aufnehmen, die aber um deßhalb auffallend ist, weil gerade der einzige LXXI oben ὑμῖν hatte.

S. 255, 8; alle unsere Hdss.'en ἠγαλλίασατο. — Z. 9 LXXI ἐδόξασε τὸν θεὸν τὸν ἐξ ἀπροσεξίας διδόντα λόγον τ. πεπ., eine sonderbare Abweichung, deren Entstehung nicht einmal durch eine Glosse zu erklären scheint. — Z. 9 v. u. LIV τὸ σαθρὸν statt τὸ ἀπατηλόν. — S. 266, 1 alle Wr. Hdss.'en ὡς ἂν ὁμοῦ. — Z. 3 LXXI τὰ ἥκοντα μελετήσατε καλῶς ὡς βούλεσθε. — Z. 11 τοὺς μὲν σοφοὺς alle Wr. — Z. 13 LXXI φυλάττειν τὴν ὁμολογίαν ἄδολον. — S. 257, 3 schreibe man mit allen Wr. Hdss.en ἐξεκάθηρας. — S. 258, 10 fehlt in allen unsern Hdss.'en (in XII ist hier ein Blatt verloren gegangen) καὶ πολιᾶς. — Z. 10 v. u. CII καταχρανθέντας — Z. 6 v. u. CII, LIV, LXXI ἀποκλείσας εἴσοδον; und eine Zeile weiter LXXI δέχεται. — S. 259, 2 LXXI ἠγωνισμένοις. — Z. 12 CII θεῖα μυστήρια; XII καὶ τῶν θαυμαστῶν μυστηρίων τούτων; der Genitiv müßte alsdann vom folgenden ὁμολογία abhängig seyn. — Z. 10 v. u.; unsere Codd., mit Ausnahme von LXXI, περιλαβόμενος; gleich darauf LXXI κατεφίλει. — Z. 7 v. u. LXXI κατανευγμένος τῇ ἐπὶ τῇ ψυχῇ εὐθύτητι, eine Lesart, welche vermuthlich durch Nachläßigkeit des Abschreibers aus dem folgenden ἐπὶ τὴν βαθυτάτην gebildet wurde; gern dagegen lasse ich, im gleich Folgenden, mit demselben ὡς ἔλαφος aus, da die Vergleichung an diesem Platze wahrhaft lächerlich ist; auch περικείμενος, welches dieselbe Handschrift hat, billige ich. — S. 260, 1 fg. LXXI ἴσθη (i. e. ἤσθη; LIV ἴσθι) τελείαν (so auch LIV) αὐτοῦ τὴν ἐπιστροφὴν ἐν καρδίᾳ ποιεῖσθαι, καὶ παραχρῆμα, ὥσπερ ἦν (ἦν außerdem auch XII und LIV zweyter Hand) ἔθος κ. λ. Sollte vielleicht diese bedeutende Abweichung dadurch entstanden seyn, daß der Abschreiber τελείαν schrieb für τελίαν, und da nun der Sinn mangelhaft war, das übrige nach seiner Einsicht ergänzte? — Wenn aber derselbe Cod. im Folgenden ἡμερῶν ὀλίγων schreibt, mit Auslassung von οὐκ, so gehört dieses zu den häufigen Fällen, wo diese Partikel in den Handschriften ausgelassen wird. — S. 260, 7 v. u. hat LXXI statt τὰς ὁράσεις die beachtenswerthe Abweichung τὰς κόρας, und gleich vorher πολὺ statt παχύ; überhaupt bietet diese Handschrift, wie schon einigemal angedeutet, eine eigene Recension des Textes; auf jeden Fall hat sie unter den Wr. Handschriften des Barlaam den gelehrtesten Verfasser; weßhalb freylich bey seinen Lesarten besondere Vorsicht nöthig ist, wenn wir nicht s e i n e n, sondern des Johannes Text herstellen wollen. Eben so scheint auch Z. 2

v. u. ἔνθεν δὲ nur eine Verbesserung des Abschreibers zu seyn; verunglückt ist dagegen gleich darauf τὸν πονηρὸν ἐχθρόν statt τῶν πονηρῶν ἔχων ἐθῶν. — S. 261, 2 XII, LXXI ὅλως; sehr häufig sind die Fälle dieser Verwechslung, und man braucht nicht weit nach Belegen zu suchen; auf derselben Seite, Z. 14, haben alle Wr. Hdss.'en, mit Ausnahme von XXI, ὅλως, während XXI mit der Vulgata ὅλος hat, und Z. 9 v. u. XII, LIV ολως, während die übrigen mit der Vulgata ὅλος geben. — Z. 15 LXXI καὶ αὐτὸς ἐπεπόθει τὸν ὄντως ποθητὸν; vermuthlich irrte der Abschreiber vom ersten ἐπόθει zum zweyten über. — S. 262, 2 XII, LXXI λόγον ἀπέλαβον (dieses auch XXI und CII) σωτήριαν; CII λόγων ἀπέλαβον σωτηρίων; nur LIV hat die Vulgata λόγων ἀπήλαυον σωτηρίων. Die sehr häufige Verwechslung des υ und β, welche sich sowohl paläographisch als auch durch die Aussprache erklärt, bedarf keines ausführlichen Beweises; wollen wir aber, was zu billigen ist, dem Verbum ἀπολαύω hier den Vorzug geben, so schreiben wir wohl besser, nach Anleitung unserer Handschriften, ἀπέλαυον. Z. 4 haben wir abermals ein Beyspiel, wie der Abschreiber von LXXI seinen Text behandelt haben möge; er schreibt nämlich: ἄλλοι δὲ τῆς τοῦ βίου τρυφῆς μακρὰν χαίρειν εἰπόντες; in der Stellung der Wörter schwanken im Allgemeinen die Handschriften; unser Abschreiber aber hatte statt τοῖς — τῆς geschrieben, ein Irrthum, den die unselige Aussprache, diese fruchtbare Mutter unzähliger Fehler, leicht verantwortet; dieses τῆς erforderte nur ein Substantivum, und der Schreiber war gebildet genug, ein passendes dazu aufzufinden; hätte er auch nur etwas erfunden, wovon nun dieser Genitiv abhängen soll. — Z. 11 alle Wr. Hdss.'en τὴν ὁδὸν καὶ ἀλήθειαν καὶ ζωήν.

S. 263, 8 XII, XXI, CII ὡς αὐτὸν; LIV, LXXI πρὸς αὐτὸν. Sonderbar ist es, daß gleich darauf alle unsere Handschriften und der von Boissonade verglichene Cod. Paris. A. οἱ μιερεῖς geben; nur XII hat οἱ μηερεῖς; weder das eine noch das andere ist ein griechisches Wort. Ob Boissonade das οἱ μὴ ἱερεῖς der Vulgata aus einer Handschrift oder aus Vermuthung hat, bleibt bey der Methode des Herausgebers ein Zweifel; außer Zweifel aber scheint es mir, daß es nicht die richtige Lesart ist, da es eines gesunden Sinnes ermangelt; denn die Priester der Götzen gingen zum Theudas, was aber hier οἱ μὴ ἱερεῖς soll, sieht man gar nicht; eben so wenig gefallen mir die beyden andern Vorschläge Boissonade's, obgleich ich nichts Besseres zu bieten habe; vielleicht οἱ μὲν ἱερεῖς? — S. 13 CII ἐλθὼν βοηθήσεις; übrigens erwartete man vorher φασίν. — S. 264, 15 LXXI οἱ γὰρ μεθ' ἡμῶν ἐξαίφνης γεγόνασι καθ' ἡμῶν. — S. 265, 1

LXXI ὅ τι βουληθείημεν; die übrigen ὁτιοῦν βουληθείημεν. — Z. 6 hat nur LXXI die Vulgata; CII τῷ ἐν κακίᾳ δυνατὸς εἶναι, eben dahin scheint auch die Lesart unserer übrigen Handschriften zu führen: τὸ ἐν κακίᾳ; ich billige τῷ. — Z. 10 XII, CII τῶν παρομαρτούντων; XXI, LIV die Vulgata; LXXI τῶν συνεργούντων. — Z. 16 alle unsere Codd., mit Ausnahme von LXXI, τὰ πλήθη τῶν πρόβατα καὶ βόας καὶ διάφορα ἀγόντων ζῶα; LXXI πλήθη πρόβ. κ. β. κ. διάφ. ἄγοντα ζῶα. — Z. 3 v. u. XXI, LIV ἐγκαυχομένων; XII ἐγκαυχωμένων; LXXI ἐμπολιτευσαμένων. — S. 266, 4 LXXI ἀποσάντα; LIV ἀπατήσαντα. — S. 267, 4 fehlt καὶ ἀμείλικτος in allen unsern Handschriften. — Z. 1 v. u. XII ἄχριστος; CII ἀχάριστος. — S. 268, 2 LXXI die Vulgata; unsere übrigen Handschriften ἐπαγαγέσθαι. — Z. 4. Nach ῥήματι schiebt CII ein: ἵνα γνῷς ὡς οὐ πάντῃ ἀδόκιμος ἐγὼ τῶν τοιούτων εὑρημάτων καὶ πραγμάτων καθέστηκα· ἀλλὰ τῷ χρόνῳ καὶ ταῖς καθ' ἑκάστην συμπιπτούσαις ὑποθέσεσι πολλὴν ἐμπειρίαν καὶ ἀκριβῆ γνῶσιν συναγαγὼν, πάντων τούτων τὴν ἀκριβῆ γνῶσίν τε καὶ κατάληψιν κέκτημαι. Nothwendig ist dieser eingeschobene Satz keineswegs, auch übrigens nicht besonders empfehlenswerth; doch ist es auffallend, daß er sich gerade nur im Cod. CII findet, welcher sich sonst weit öfter durch Auslassungen auszeichnet.

Es folgt nun eine kleine, recht artig erzählte Novelle, welche im Grundgedanken und sogar in einzelnen Ausdrücken, wie schon einmal bemerkt, mit einer Erzählung Boccaccio's genau zusammenstimmt. — S. 268, 5 LXXI ἄμοιρος ὤν; derselbe läßt ἄρρενος weg. — Z. 7 derselbe: αὐτοῦ ὄντος γεννᾶται υἱὸς αὐτῷ. — Z. 10 alle Wr. Hdss.'en, mit Ausnahme von LXXI, δέκα. — Z. 13 LXXI ἐκλέγεται οἰκίσκον ἀντρώδη; letztes ohne Zweifel richtig, bestätigt die Vermuthung Boissonade's. — Z. 10; auch hier haben alle unsere Handschriften, abermals nur mit Ausnahme des LXXI, τῶν δέκα ἐνιαυτῶν; LXXI μηδ' ὅλως ἔσωθε τῶν δώδεκα ἐνιαυτῶν. In der Angabe der Zahl bleiben sich auch zwey Zeilen weiter die Handschriften gleich. — Passend hat Z. 10 v. u. LXXI ὅλως τῶν τοῦ κόσμου. — Z. 7 v. u. CII ἀλλαχόσε; eben dahin führt auch ἀλλὰχῶσαι des XXI; LXXI ἀλλαχοῦ τε. — S. 269, 4 XII schiebt nach σπαθάριον, LIV zweyter Hand nach βασιλέως das Wort λέγεται ein. — S. 269, 9 schieben die Wr. Handschriften vor τῶν ὁραθέντων (LXXI ὀφθέντων ἔφη) sehr passend πάντων ein. — Z. 4 v. u. geben richtig unsere Handschriften, mit Ausnahme von XII, αυτῶν (αὐτῶν). — S. 270, 5 LXXI ἐκπέμπει πρὸς τὸν στρατιώτην τῆς τοῦ χριστοῦ παρουσίας. — Z. 7 geben XII und LIV zweyter Hand richtig καὶ ὅσης αἰσχύνης. — Z. 4 v. u. LXXI λαβρωτάτως, LIV von zweyter Hand

λαβροτάτην; die Adverbialform ist nicht zu verwerfen; die Lesart des Korrektors von LIV scheint daher entstanden, daß er es auf τὴν κάμινον bezog. Gleich darauf stimmen alle unsere Handschriften, mit Ausnahme von LIV, in ἀνάψας überein; so wie kurz vorher alle συμπαραλαβὼν (LIV παραλαβὼν) hatten. Obgleich beyde Participien sich auf πνεῦμα beziehen, so halte ich das Masculinum dennoch nicht für verwerflich; τὸ πονηρὸν πνεῦμα ist so viel als ὁ διάβολος oder ὁ πονηρός, und Beyspiele einer solchen constructio ad sensum sind sehr häufig. — S. 271, 4 LXXI ἐρχομένων; dann alle, außer XII, καὶ λύσιν ἐζήτει; XII läßt das Verbum ganz aus. — Z. 10 XII τῆς ὡραιοτάτης. — Z. 16 alle unsere Codd. ταῦτα λογιζόμενος; dann lassen XII und CII das überflüssige κακοὺς vor κηφῆνας (LXXI κηφῆνας) weg. Der Cod. LXXI hat dann ἐκβάλλων statt φυγαδεύων. — S. 272, 1 CII ἐγκαταλίπης με φθαρῆναι; XII, LXXI ἐγκαταλείπης με καταφθαρῆναι; LIV χρανθῆναι. — Z. 10 LXXI πείνη τε καὶ δίψη statt τροφῆς ἐνδεία. — S. 273, 3 LXXI πυκνοτέραν. — Z. 12 εἰς ὄλεθρον; XXI das unsinnige εἰσῆλθον. — S. 274, 3 LXXI εἰδωλολατρίας; z. B. derselbe διαλογισμὸν πονηρὸν. — S. 274, 4 v. u. LXXI, XXI richtig δημιουργὸν τοῦ πάντος. — S. 275, 1 LXXI καὶ πρὸς τὸ τῆς ἀπολείας κατασύραι βάραθρον, eine Lesart, welche an und für sich gewiß schöner ist, als die Vulgata. — Z. 8 alle unsere Handschriften, mit Ausnahme von LXXI, φιλοσοφίας. — Ein gleiches Schwanken zwischen beyden Wörtern ist auch in unsern Handschriften S. 276, 12, wo CII φιλοσοφίας hat; XII, XXI, LIV σοφίας; LXXI läßt alles, von ἵνα τί, φησί bis σοφίας weg, vermuthlich aus Nachläßigkeit, weil der folgende Satz ebenfalls mit ἵνα τί anfängt. — S. 376, 4 v. u. CII καὶ οὓς ὁ θεὸς συνέδησεν. — S. 277, 8 LXXI und LIV erster Hand die Vulgata; XXI ἐπαγγελομένοις; XII, LIV zweyter Hand und CII die aufzunehmende Lesart ἐπαγγειλαμένοις. Auch in den gleich folgenden Worten schwanken die Handschriften; CII fährt nämlich fort: ἐγὼ τοίνυν ἐξότου; LXXI ἐγὼ γὰρ ἐξ οὗτε; die übrigen schließen sich der Vulgata an. — Z. 10 XII τῆς ματαιότητος. — Z. 10 v. u. stimmt nur XXI mit der Vulgata zusammen; alle übrigen lassen ὄντως ἐν ἀληθείᾳ aus; wollen wir nicht geradezu der größeren Anzahl von Handschriften folgen, so werden wir doch gern ὄντως oder noch lieber ἐν ἀληθείᾳ missen, welches deutlich genug das Gepräge des Glossems trägt.

S. 278, 6 v. u. Keiner unserer Codd. erkennt die Worte ὁ λῃστὴς an, und wirklich sind sie auch mehr als entbehrlich. — Z. 3 v. u. LXXI ὑποπλέκουσα. — Gleich darauf CII, XXI τοῖχον, und LIV ἤρξατο. — S. 279, 10 LXXI ταῦτα συρίσας; in XII ist in dieser Gegend eine ganze Seite bis zur Unlesbarkeit

erloschen. — Z. 14 LXXI ἐξάψαντες. — Z. 16 fg. Der Schreiber des Cod. LXXI scheint diese Stelle nicht verstanden zu haben; wenigstens deuten seine Aenderungen darauf hin; er schreibt nämlich τοὺς λογισμοὺς αὐτοῦ πρὸς τὴν σωτηρίαν τῆς κόρης κ. πρὸς θεὸν ἐπιστρ., und dann τάξει statt πράξει; beyde Aenderungen sind unrichtig; σωτηρίας hängt eben so wie ἐπιστροφὴν von περιτιθεμένους ab, und πράξει kann man entweder in der gewöhnlichen Bedeutung von That, Handlung nehmen, oder auch mit der sehr häufigen Nebenbedeutung des concubitus. — Z. 4 v. u. Mit den Worten ἐπὶ σοι, κύριε, ἤλπισα (CII schiebt hier λέγων ein) μὴ — endigt der Cod. Vindob. Theol. Graec. XII. — S. 280, 14 hat die Vulgata, und mit ihr XXI und LXXI, ἐκπέμποντα, welches sich nothwendig auf das vorhergehende φύλλα beziehen müßte, dem Sinne nach sehr gut. Allein was soll in diesem Falle καὶ vor ἀκόρεστον, welches alle Handschriften haben? Es muß nothwendig getilgt werden, wenn wir ἐκπέμποντα aufnehmen. Indeß eröffnen uns die Handschriften selbst einen Ausweg; LIV nämlich hat ἐκπέμποντι, welches ein grammatischer Fehler, und CII ἐκπεμπούσῃ, welches ich für das richtige halte, und welches, auf αὔρᾳ bezogen, einen sehr guten Sinn gibt. Die Vulgata rührt von einem Abschreiber, welcher glaubte, das Partizip müsse sich auf φύλλα beziehen, nur korrigirte er, ohne sich weiter zu kümmern, ob die übrige Construction dadurch gestört werde oder nicht. Wir haben von diesem Verfahren schon einige Beyspiele gehabt, und ihre Zahl läßt sich ohne Mühe vermehren; ja ohne lange zu suchen, finden wir in der nächsten Nachbarschaft einige neue Belege. S. 279, 2 v. u. hat CII τοῦ... ἐχομένου, also abhängig vom vorhergehenden μου; die übrigen Handschriften mit der Vulgata τὸν... ἐχόμενον, abhängig vom vorhergehenden με. Ferner S. 280, 7 schreibt LXXI ἁρπαγέντα εἰς τόπους, unbekümmert, was nun aus dem folgenden διελθόντα werden soll; gleich darauf haben unsere sämmtlichen Handschriften κομῶντα, als ob es sich auf γενόμενον bezöge, und nicht vielmehr auf πεδιάδι, weßhalb die Vulgata κομώσῃ vorzuziehen ist, wenn wir auch nicht gewiß sind, ob Boissonade dieselbe aus seinem Cod. aufgenommen oder nur e coniectura gegeben hat. — S. 280, 5 v. u. LXXI οἱ φοβεροὶ ἄνδρες ἐφύλαττον. οἱ δὲ γε διαγαγόντες. — Z. 3 v. u. schiebt derselbe nach λίθων δὲ passend πολυτελῶν ein. — S. 281, 1 haben richtig alle unsere Codd. φῶς δὲ ἄνωθεν. — Z. 14. Zu den von Boissonade angeführten Varianten zu dieser verworrenen Stelle, führen wir noch aus unsern Handschriften folgende: CII οἱ δὲ ἀδύνατον εἶναί σε νῦν ἐνταῦθα ἔλεγον. LIV οἱ δὲ ἀδύνατον εἶναι (σε zweyte Hand) νῦν ἔλεγον εἶναί σε ἐνταυθα. ἀλλὰ κόπ. LXXI οἱ δὲ ἀδύνατόν σε ἐνταῦθα νυνὶ μεῖναι. ἀλλὰ;

welches ich für das richtige halte. Auch billige ich, aus demselben, im gleich folgenden τοῦτ' εἰπόντες, indem ταῦτα εἶπον nach einer Rede von zwey Zeilen, welche schon mit ἔλεγον eingeführt wurde, einen lächerlich falschen Pathos hat. — Wenn Z. 1 v. u. der Herausgeber sagt: verbum desideratur, so hat er dieses wohl selbst nicht streng genommen; denn wenn wir nach ἐκεῖσε statt des Punkts ein Komma setzen, wird wohl kaum jemand ein Verbum vermissen, sondern es wird sich jeder leicht aus dem vorhergehenden ἦν das erforderliche ἦσαν suppliren. — S. 282, 7 LXXI, CII κατέῤῥεον. — Z. 7 v. u. LXXI ἐῤῥύσατο ψυχὴν καὶ ταπείνωσιν ἐν μέσῳ σκύμνων.

Z. 283, Z. 14 und Z. 5 v. u. schwanken die Pariser Handschriften zwischen dem Singular und Plural; da an und für sich beydes richtig ist, so müssen die Handschriften entscheiden; und zwar stimmen von den Wienern an der ersten Stelle alle, mit Ausnahme des LXXI, an der zweyten Stelle ohne Ausnahme für den Singular, so daß also die electio kaum mehr anceps genannt werden kann. Zu bemerken ist übrigens noch, daß LXXI und CII das einfache Verbum haben ὡμολόγει und ὡμολόγουν, welche Form ich vorziehen möchte. Die Variante wurde übrigens gewiß durch den Ausgang des vorhergehenden Wortes veranlaßt, dessen -αν entweder das ἀν- des Verbums erzeugte oder es absorbirte. — S. 284, 6 LXXI διώζατο; dann stimmen alle Wr. Hdss.'en in der unzweifelhaft richtigen Lesart zusammen: καὶ ἀσφάλειαν ἑαυτῷ ἰσχυρὰν ἔθετο; eben so geben gleich darauf alle: δι' οὗ καὶ τῷ πρωτ. ὡμίλησεν (ποτὲ LXXI, LIV) ὁ ἄρχων ἡμῶν καὶ τοῦτον ἐχειρώσατο. — Z. 10. Alle unsere Handschriften geben κενὴν; nur LXXI läßt das Wort ganz weg. Die ganze Rede der bösen Geister beweist übrigens, daß sie in die Klasse der »dummen Teufel« gehörten, denn einfältiger und alberner zu antworten dürfte kaum möglich seyn. — S. 285, 11 v. u. LXXI, LIV προβαλόμενος; gleich darauf CII ῥάπτειν κατὰ τοῦ κηρ.; vermuthlich glaubte der Abschreiber, der Infinitiv müsse vom folgenden βουλόμενος abhängen. — S. 285, 4 v. u. fgg. In dem ziemlich langen Verzeichnisse von Schimpfwörtern, womit Joasaph den Theudas überhäuft, welche aber dem Vertheiler eben nicht zur Ehre gereichen, haben sich die Abschreiber manche Aenderungen erlaubt. LXXI fängt so an: ἄκουσον, πλάνης ἐργάτα καὶ φηλαφητὰ (sic) τοῦ σκότους, τὸ βαβυλώνιον σπέρμα; dann ματαιοφρόνως καὶ ἀθλιέστερον, zwar unrichtig, aber paläographisch leicht erklärbar; ferner οὗπερ πυρὶ ἡ θεία κατακαυθεῖσα πεντάπολις, eine sonderbare Aenderung! Sollte der Abschreiber nicht an die fünf Städte, Sodom, Gomorrha u. s. w. gedacht haben? wenn aber, wie konnte er diese dann ἡ θεία πεντάπολις

nennen? Oder sollte ihm nicht eingefallen seyn, daß θεῖον der Schwefel ist? Fast sollte man dieses auch vom Abschreiber erster Hand des Cod. LIV vermuthen, welcher πυρὶ θείω schreibt, obgleich dieses dem Sinne wenigstens nichts schadet. Statt κατακαυθεῖσα hat CII καταxαμφθεῖσα und XXI καμφθεῖσα, beydes unrichtig, aber erklärlich durch die Aussprache des αυ, welche dann, einmal falsch aufgefaßt, die Einschiebung des μ nothwendig machte. Aehnliche Beyspiele ließen sich in Menge aufführen, wenn die Sache überhaupt eines Beweises bedürfte. Auffallend ist aber, daß S. 314, 12 bey Erzählung derselben Begebenheit der LIV κατακαμφθέντες hat. Statt ζοφωδέστερε hat CII übrigens noch δυσειδέστερε. — S. 286, 3 CII δι' οὗ, auf κήρυγμα bezogen; eben so auch in den folgenden Zeilen. Dasselbe hat LIV durch Korrektur. — S. 287, 7 hat LXXI καὶ πόσω μᾶλλον τὸ λογικὸν συνετώτερον ἐπὶ τῶν ἀλόγων ζώων, eine Aenderung, welche ganz gewiß gegen die Meinung des Verfassers ist; besser ist Z. 10 die Lesart desselben: δι' οὗ ζωῇ συντετήρησαι. — Z. 12 erkennt nur XXI καιόμενόν (τε) καὶ an; überflüssig sind die Worte. — Z. 5 v. u. So wie der Korrektor des Paris. A. an der Konstruction Anstoß genommen zu haben scheint, indem er ὂν in ῷ verwandelte, so schreibt umgekehrt LXXI ἀργύρω καὶ χρυσῷ; für alle drey Konstructionsarten lassen sich Beyspiele aufführen. — Z. 2 v. u. XXI und LIV interpungiren nach προσκυνῶν, und schieben nach θεὸν ein zweytes προσκυνῶν ein; nicht übel. Auch LXXI hat προσκυνῶν nach θεὸν; freylich aber hat er auch das Vorhergehende ganz anders aufgefaßt; indem er so hat: καὶ πεσὸν ἐπὶ τῆς γῆς τοῦ ταπεινοῦ λίθου κεῖται ταπεινώτερον (sic), als ob er dieses auf das Götterbild bezöge, und etwa εἴδωλον ausgelassen dachte. — S. 288, 1 CII οὐδὲ νεκρὰ ἂν εἴη δίκαιον καλεῖσθαι τὸ ἄψυχον; dann alle Wr. πῶς γὰρ νεκρὸν ἂν εἴη τ. μ. ζ.; nur LIV erster Hand läßt ἂν εἴη weg. — Z. 5. Nach κατάγνυται (sonderbar in allen unsern Hdss.'en κατέαγνοιται; nur LXXI κατεάγνυται) schieben alle unsere Codd., mit Ausnahme von LXXI, sehr passend ὁ ξύλινος φθείρεται ein. Dieser Zusatz scheint fast unentbehrlich. — Z. 10 lassen alle unsere Hdss.en das zweyte θεὸς weg; alle, außer CII, geben gleich darauf ἵσταται; und Z. 12 LIV χεῖρας. — Z. 14 hat LXXI mit Auslassung von γὰρ, — ἠλλωτριώθης (sic). — Z. 8 v. u. LXXI φάρυγγα. — S. 289, 1 LIV ἀφρόνως. — Z. 7 CII, LIV zweyter Hand ὡς τυφλοὺς. — Z. 11 hat CII die schöne Lesart: ὁ δὲ γυναικὸς μανεὶς ἐπιθυμία τὴν ψυχὴν, ἀνατυπωσάμενος ἐθ.; gleich darauf alle unsere Codd., mit Ausnahme von XXI, προσονομάσας. — S. 289, 8 v. u. stimmen alle unsere Hdss.'en in der Lesart τὰς ἐκείνων αἰσχρουρ-

γίας überein, welcher ich unbedenklich den Vorzug vor der Vulgata gebe.

S. 289, 2 v. u. XXI, CII ὅμοιος (XXI ὁμοίως) αὐτοῖς, den zu Grunde liegenden Texteswworten entsprechender. — S. 290, 9 XXI, CII ἡγούμενος; LXXI ἡγησάμενος; LIV ἡγήσατο. — S. 291, 3 LXXI ἀπαράδεκτος. — Z. 5 XXI, CII τ. σίδηρον μὲν (XXI μὲ) λαβών; LXXI μέλαν καὶ ψυχρὸν λαβὼν ἑαυτὸν φλογ.; LIV μέλαν λαβ. ἑαυτῶν καὶ ψυχρ. φλ. — Z. 12 haben alle unsere Codd. mit dem Paris. C. und A. erster Hand πανθάνειν; ich zweifle kaum, daß diese barbarische Form die richtige Lesart sey. — Z. 11 v. u. LXXI ἀνέλαβε; dann XXI, CII σῶμα ἀνθρώπου. — Z. 4 v. u. LXXI ἀπαθὴς ὤν; und Z. 2 v. u. κλονεῖται γῆ, und κεκοιμημένων; statt ἐγείρει hat CII ἀνίστησι. — S. 292, 8: τὴν πάντων ἀσθενέστεραν ἐθεοποίησε καὶ ἐπὶ θρόν., LXXI. — Z. 11 bemerkt Boissonade aus Paris. A., eine ut videtur, varietas, ἀπολάμπουσαν; CII hat hier ἀπολάβουσαν; vielleicht heißt es auch in der Pariser Handschrift so, obgleich die von Boissonade vermuthete Lesung einen guten Sinn gibt, und der Vulgata ἀποστίλβουσαν sogar näher kömmt. — Z. 12 lassen unsere Hdss.'en καὶ nach θεῷ weg, welches zu billigen; λόγος in diesem Sinne sollte aber immer mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben werden, also hier Θεῷ Λόγῳ. — Z. 11 v. u. LXXI ἐγκράτειαν ἐπὶ πᾶσιν. — Z. 9 v. u. statt αὐτοαγάπη, αὐτοαγαθότης hat LXXI αὐτὸς πηγὴ ἀγαθότητος· τί βέλτιον σέβεσθαι, τοῦτον ἢ τοὺς θεοὺς σ. κ. λ., und gleich darauf προστάγμασι statt πράγμασι. — S. 294, 6 v. u. ist mit den Wr. Codd., mit Ausnahme von LXXI, βασιλεῖς τε καὶ δου. zu schreiben. — Z. 1 v. u. CII τὴν οἰκουμένην. — S. 295, 3 CII θείαν εἶναί τινα. — Z. 11 CII, LIV παρῆλθε. — Z. 5 v. u. LXXI, CII ἐκλείποιτε; LIV ἐκλίποιτε; nach πυρὸς schieben dann alle unsere Hdss.'en (LIV von zweyter Hand) richtig οὕτως ἀπολεῖσθε (ἀπολοῖσθε?). — S. 296, 4 CII ἀλλάσσονται. — S. 297, 1 LIV ἔχοις, wegen des folgenden εἴποις obgleich dieß mit ἂν verbunden) zu billigen. — Z. 9 LXXI τῆς πολλῆς πλάνης ἀνανεῦσαι. — S. 298, 9 v. u. LXXI δοξάζονται (? δοξάζωνται); derselbe Z. 7 v. u. αὐτοὶ δὲ οὓς ἠπαστήκασιν. — S. 299, 9 v. u. LXXI τῶν προτέρων αὐτοῦ κακῶν. — S. 300, 1 stimmen alle unsere Hdss.'en in der auch von Boissonade angeführten Lesart zusammen ἐνοικεῖ (LXXI ἐνοίκησε) τῷ υἱῷ σου; sie verdient ohne Zweifel den Vorzug. — Z. 7 alle unsere Codd. ἐπιστραφεὶς οὖν. — S. 301, 1 haben unsere Hdss.'en τὸν θάνατον τοῦ ἀσεβοῦς, nur LXXI τ. θάν. τ. ἁμαρτωλοῦ, ohne καὶ ἀσεβοῦς; derselbe gleich darauf ἀποστρέψαι ἀπὸ τῆς ὁδοῦ αὐτοῦ τῆς πονηρᾶς καὶ ζῆν αὐτόν, mit Weglassung des Folgenden bis πονηρᾶς; ähnlich XXI ὡς τὸ ἐπιστρ. ἀπὸ τ. ὁδ. ὑμῶν

τῆς πονηρᾶς; beyde Varianten scheinen durch ein Abirren der Augen entstanden zu seyn. — Z. 6 LIV ἀπὸ τῆς ὁδοῦ τῆς ἀνομίας. — Z. 8 unsere Codd. διαπορεύσεται; nur LXXI διαπορεύεται. — Z. 10 LXXI ὅτι κριμα καὶ δικαιοσύνην ἐποίησεν; dann alle, außer XXI, ἐν αὐτοῖς ζήσεται; eben so lassen alle, mit derselben Ausnahme, καὶ δεῦτε καὶ διαλεχθῶμεν weg; dagegen im Folgenden alle, mit Ausnahme von LIV, die Worte ἐὰν δὲ ὦσιν ὡς κόκκινον ὡσεὶ ἔριον λευκανῶ. — S. 302, 12 CII τὰ καθ' αὐτὸν. — Z. 12 v. u. hat CII χειρὸς statt φάρυγγος; gleich darauf findet sich in LXXI die bemerkenswerthe Lesart καταπεδοῖ αὐτὸν σωτηρίοις δόγμασιν, deren Ursprung sich jedoch wohl aus der Vulgata, welche ich nicht ändern möchte, erklären läßt. — Z. 4 v. u. haben alle unsere Codd. richtig ὁ δὲ βασιλεύς.

S. 303, 8 v. u. stimmen alle Wr. Hdss.'en in der Lesart μεταβαλλόμενα mit dem Paris. C. überein; ist also unbedenklich aufzunehmen; dagegen wird gleich darauf παραμενεῖ nur durch LIV unterstützt; ferner hat CII wirklich das von Boissonade gewünschte σοι. — S. 304, 4 lassen alle unsere Codd. das überflüssige υἱοῦ aus; es scheint ein Glossem zu seyn. — Z. 5 CII λογισάμενος statt μογήσας (LXXI μογίσας); ohne Schwierigkeit läßt sich die eine Lesart aus der andern herleiten; die Verwechslung des λ und μ ist gewöhnlich genug, und für die Verwechslung der Endungen -σας und -σάμενος finden wir ganz in der Nähe in unsern Handschriften einen passenden Beleg, nämlich S. 302, 2 v. u., wo LIV συγκαλεσάμενος statt συγκαλέσας hat. — Z. 7 fehlt in allen unsern Handschriften das völlig überflüssige λοιπὸν; vielleicht läßt sich dieser Ursprung durch den Cod. LIV erklären, wo es von erster Hand δεῦρο δὴ λοιπὸν ἐπ' ἀδείας κ. λ. heißt; die zweyte Hand hat das Ausgelassene an den Rand geschrieben. — Z. 10 CII und LIV zweyter Hand ἡ θεία ὄντως ψυχή; gleich darauf CII λαβεῖν statt προβαλεῖν; dann LIV, LXXI ὑπακοῦσαι. — Z. 16 CII εἰπών. — Z. 13 v. u. LXXI ἐπειδὴ οὐ συνεχώρησάς με τὰ καταθ. — Z. 11 v. u. haben unsere Hdss.'en, mit Ausnahme von LIV, καλὸν τὸ πατρὶ πείθεσθαι; ähnliche Beyspiele dieser Verwechslung haben wir schon mehrere gehabt. — Z. 1 v. u. LXXI καὶ εἰς πόλιν τ. μεγ. κ. πολ. ἀφορίζει αὐτῷ τὴν βασιλείαν. — S. 305, 9 LXXI μηδὲ λείψ. τ. ἀσ. καταλιμπάνων. — Z. 15 fg. LXXI πάντας δὲ τοὺς ὑπ' αὐτοῦ χειραγωγουμένους ἐνουθέτει, und gleich darauf -ὑπεδείκνυε τῆς πολυθείας καὶ εἰδωλομανίας. — S. 306, 3 fg. hat Boissonade die Konstruction von ᾧ — τῷ recht gut erklärt, doch verdient die Lesart des LXXI ὃ — τὸ Beachtung; eben dahin scheint auch LIV zu deuten, welcher τὸ εἶναι hat. — Z. 6 hat LXXI ταπεινοφροσύνην statt μετριο-

φροσύνην, läßt καὶ ἐπιείκειαν weg, und liest dann πάντας ἥκειν (so auch LIV) τοῖς αὐτοῦ προστάγμασι καὶ λόγοις.

S. 307, 4 LXXI ἐγκεκρυμμένοι, gewiß passender als die Vulgata, deren Entstehung bey der häufigen Verwechslung des λ und ρ leicht zu erklären ist. — Z. 9 LXXI εἰσήγαγε; statt ῥύπτων hat alsdann LIV durch Korrektur aus der Vulgata νύπτων; ohne Zweifel wollte er νίπτων. Dann hat LXXI die wirklich komische Lesart πόδας ῥύπτων καὶ μὴ ῥυπῶντας ἀποπλύνων; vermuthlich hatte sich der Schreiber im Worte κόμην verhört oder verlesen, und änderte nun auch das Geschlecht des Particips, wodurch wir denn nun den schönen Gedanken erhalten, daß Joasaph die schmutzigen Füße wusch, die nichtschmutzigen aber nur abspülte, welches zu erfahren ohne Zweifel sehr interessant ist. — Z. 12. Ueber die Formel ἐνθρονίζειν ἐκκλησίαν urtheilt Boissonade ganz richtig, daß sie zwar seltener als ἐνθρονίζειν ἐπίσκοπον, doch nicht ungewöhnlich sey für dedicare ecclesiam. Ohne Zweifel liegt auch diese Formel, nur wenig verdorben, in den Worten ὅταν ἐθρωνίασθη (l. ἐθρονίσθη) ἡ ὑπεραγία θεοτόκος τῶν θερμῶν, welche ich im ersten Artikel schon bey der Beschreibung des Cod. LXXI angeführt habe. — S. 308, 6 stimmen alle unsere Codd. in ὁ πᾶς πλοῦτος; deßgleichen Z. 7 in der ohne Zweifel aufzunehmenden Lesart ἱερὰ δὲ τῷ θεῷ τεμένη ἀντωκοδομεῖτο, womit auch der Hauptsache nach der Cod. Paris. C. übereinstimmt. — Z. 10 v. u. CII πολλῶν ἀκουόντων ἐβόων. — S. 309, 2. Alle unsere Hdss.'en ηὔξανεν αὐτοῖς. Im Folgenden liest CII καὶ ὅλως (LIV ὅλος) ἦν ὁ βασιλεὺς ἐξηρτημένος τῷ φόβῳ τοῦ θεοῦ; dann LXXI οἰκονόμος τε τῆς χάριτος καὶ τοῦ λόγου. — Z. 10 schiebt LIV zweyter Hand νουθετῶν ein nach αὐτόν. Bemerkenswerth ist gleich darauf die Lesart des LXXI τὰς ἡνίας καὶ τοὺς οἴακας, wenn gleich sie kaum vom Verfasser herrühren dürfte. — Z. 2 v. u. LIV τύχοιεν; XXI τύχειν; CII τύχοιμεν; LXXI ὧν ἂν μετὰ τὴν ἀποβίωσιν τύχῃ. — Z. 1 v. u. haben alle unsere Codd. ἐπεὶ δὲ ταῦτα καλ. εἶχεν, gewiß richtig. — S. 310, 7 v. u. XXI ἑαυτῷ θησαυρίζων ἦν; die übrigen ἀθροίζων. — S. 311, 6 lassen alle unsere Codd. das überflüssige κόμισασθαι weg. — Z. 3 v. u. LXXI ἀποτιθέμενοι; die übrigen ἀποθέμενοι; die sehr häufige Verwechslung dieser und der ähnlichen Formen mag ein für allemal erwähnt werden. — S. 312, 4 alle unsere Codd. εἰς αἴσθησιν. — Z. 6 LXXI καὶ ἐκκλησιάσας πάντας τοὺς τῆς πρώτης βουλῆς. — Z. 11 v. u. theilen sich auch unsere Handschriften zwischen τυραννοῦσιν (CII) und ταράττουσιν (LIV, LXXI; τατράττουσιν im Gedruckten ist wohl nur Druckfehler), welches vorzuziehen scheint. — Z. 8 v. u. stimmen unsere Handschriften bis auf unbedeutende Umstellungen der Wörter in der sehr guten Lesart über-

ein: εἰς αἴσθησιν ἦλθον, ἀληθῆ τὰ παρὰ σοῦ ἀεί μοι λεγόμενα εἶναι. — S. 312, 5 v. u. CII ἀποβλέψαι und καταμαθεῖν δύνασθαι. — Z. 3 v. u. haben LIV, CII οὕτω τηλαυγέστατον; LXXI ἔτι τηλαυγέστερον; die häufige Verwechslung des Komparativs und Superlativs durch die Abschreiber braucht kaum durch Beyspiele belegt zu werden. Jeder Codex kann Beweise dazu liefern. — Z. 2 v. u. hat LXXI die Lesart καμμύσαντες, welche ich aufnehmen möchte, wenn noch andere Hdss.'en zustimmten. — S. 313, 5 LXXI νοημάτων statt ὀμμάτων; und Z. 6 ἡμετέρων statt προτέρων.

S. 314, 8 fehlt in allen unsern Codd. das überflüssige εἶναι. — Z. 12 LXXI φιλανθρωπία statt μακροθυμία. — Z. 18 fgg. fehlt in allen unsern Hdss.'en ὁ ῥυσάμενος bis δουλείας. — Z. 7 v. u. haben alle τὴν χεῖρα τὴν ἀόρατον κ. π., welches zu billigen. — Z. 2 v. u. CII θεὸς ἀληθὴς, θεὸς ἀψευδής. — S. 315, 7 LXXI δυνήσομαι ἐγὼ ὁ ἄθλιος καὶ ἄχριος (sic) δοῦλός σου. — Z. 11 v. u. CII μὴ διαμαρτεῖν τοῦ σκοποῦ τοῦ ποθουμένου αὐτῷ· τῇ εὐσπλ. τ. θεοῦ θαρρ.; die eingeschobenen Worte lassen sich freylich leicht als Glosseme erklären, doch sind sie durchaus nicht unpassend. — Z. 2 v. u. LXXI τῆς βασιλικῆς φιλοσοφίας. — S. 316, 4 fehlt in allen unsern Handschriften καὶ πατρὶ. Dergleichen Zusätze oder Weglassungen, je nachdem ein Abschreiber sie zur größeren Deutlichkeit für nöthig erachtete oder nicht, sind bey unserm Schriftsteller so häufig, daß ich sie in den meisten Fällen mit Stillschweigen übergehe, wenn nicht der Sinn der Stelle dadurch wesentlich gehoben oder geändert wird, indem ich, nach dem im ersten Artikel ausgesprochenen Zwecke, mich auf eine Auswahl der bedeutenden Lesarten beschränke. Aus demselben Grunde übergehe ich es auch gewöhnlich, wenn eine oder mehrere Handschriften ein Wort statt eines gleichbedeutenden andern setzen; z. B., um ganz in der Nähe zu bleiben, wenn S. 315, 8 v. u. CII ἡ ἄφιξις αὐτοῦ statt τοῦ υἱοῦ hat; ferner wenn S. 317, 7 LXXI θεὸς setzt statt δημιουργὸς; oder wenn S. 315, Z. 5 v. u. alle unsere Hdss.'en τῇ παρουσίᾳ αὐτοῦ haben, wo τοῦ υἱοῦ der Vulgata nur ein Glossem zu αὐτοῦ zu seyn scheint. Ueberhaupt gehört das Pronomen αὐτὸς zu den Wörtern, welche vorzugsweise der Wandelbarkeit ausgesetzt sind; auch hierzu finden wir, außer den angeführten, ganz in der Nähe mehrere Belege; z. B. S. 315, 7 v. u. CII εἰς συνάντησιν αὐτοῦ; Z. 1 v. u. läßt LXXI αὐτῷ weg, schreibt aber freylich dafür auch ὑφηγουμένῳ; S. 316, 4 LXXI φωτίζων αὐτῷ. Auch die Beyspiele von οὗτος gehören zu den gewöhnlichen; so wird dieses S. 316, 3 verwechselt, indem CII τῇ τοῦ χριστοῦ χάριτι hat statt

τῇ τούτου χάριτι. Die Belege lassen sich ohne Mühe häufen; doch wird das Angeführte für unsern Zweck genügen.

S. 316, 7 fgg. heißt die Vulgata: τί δὲ οὐ ποιῶν, ὥςε τοῦτον ἐπαναγαγέσθαι (alle unsere Codd. ἐπαγαγέσθαι), κενὴν ψάλλειν ἐώκει, καὶ εἰς ὦτα λέγειν (CII λαλεῖν) μὴ ἀκουόντων. Mit Recht nahm Boissonade Anstoß an dieser Stelle, indem nicht recht abzusehen ist, was man aus κενὴν machen soll. Der Herausgeber sagt: χορδὴν subaudiendam puto. Aber sollte wohl je gesagt worden seyn χορδὴν κενὴν ψάλλειν? Und wenn es gesagt werden könnte, und wenn es »mutam et insonam tangere chordam videbatur« bedeuten könnte, wäre wohl das Gleichniß überhaupt für diese Stelle passend? Könnte man dem König Abener einen Vorwurf daraus machen, wenn er eine muta et insona chorda nicht hörte? Wollen wir billig seyn, so müssen wir ihm dieses verzeihen, indem es uns wohl nicht besser gehen würde. Auf den richtigen Weg scheint uns LXXI zu führen, welcher die Stelle so faßt; — ἐπαγαγέσθαι· καὶ μὴν ψάλλειν ἐώκει εἰς ὦτα μὴ ἀκουόντων. — Z. 9 CII ὅτε δὲ ἐπεσκέψατο κύριος καὶ ἐπέβλεψεν ἐπὶ τ. ταπ. — Z. 4 v. u. ζῶντι λόγῳ θεοῦ LXXI. — S. 317, 6 LXXI φύσεως statt κτίσεως. — Z. 7 schiebt nach πάντα CII und LIV zweyter Hand εἰς τὸ εἶναι ein. — Z. 3 v. u. ist in LIV radirt und korrigirt; von erster Hand war die Vulgata κλέους; von der zweyten ἐλέους; alle unsere Codd. haben aber ὑπερτέρου recht passend für προτέρου, — S. 318, 5. Dieser Satz muß nothwendig mit dem vorhergehenden verbunden seyn; deßhalb hat auch XXI, CII καὶ vor τὴν; die LXXI δὲ, LIV τε nach ἀποκειμένην; LXXI προέςησε. — S. 319, 1 fgg. Es ist sonderbar, warum Boissonade diesen Satz τὸ σημεῖόν τε κ. λ. von dem vorhergehenden durch Punkt und Absatz getrennt hat, da sie doch so augenscheinlich zusammengehören. Der Cod. LIV schiebt vor ζωοποιοῦ noch τιμίου καὶ ein; LXXI aber faßt den ganzen Satz auf folgende Art: τὸ σημεῖον δὲ τοῦ προςκυνητοῦ καὶ ζωοποιοῦ ςαυροῦ ὑπὸ τὴν πάντων ὄψιν τῇ καρδίᾳ αὐτοῦ καὶ τοῖς μέλεσιν ἐγχαράξας, καὶ (del.) εἰς ὑπήκοον πάντων κ. λ. Können wir dergleichen Abweichungen für bloße Varianten halten? oder sind wir nicht vielmehr genöthigt, eine neue Ueberarbeitung anzunehmen, sey es nun des Verfassers oder des Abschreibers? Letzteres ist um so wahrscheinlicher, da (die völlige Umarbeitung eines Theiles in CII abgerechnet, wovon im ersten Artikel Nachricht gegeben ist) die hauptsächlichsten Abweichungen gerade immer im Cod. LXXI sind, während der Cod. XXI am genauesten mit der Vulgata zusammenstimmt. Um übrigens über diesen nicht uninteressanten Gegenstand mit einiger Sicherheit urtheilen zu können, ist es durchaus erforderlich, noch mehrere Handschriften genau ken-

nen zu lernen, sowohl ihrem inneren Gehalte, als auch ihrer äußeren Geschichte nach. Zwar würde es nicht sehr schwer seyn, die Wiener Handschriften, und wenn wir ihr Verhältniß zur Handschrift zuverläßiger kennten, die Vulgata nach Familien zu klassifiziren (von den übrigen Pariser Handschriften gibt uns, wie schon gesagt, Boissonade nur allzu unvollständige Kunde); aber bey der großen Anzahl von vorhandenen Handschriften unseres Barlaam (der Uebersetzungen nicht zu erwähnen) wäre es ein zu gewagtes Unternehmen, nach fünf oder sechs genauer bekannten Handschriften einen Stammbaum für alle aufstellen zu wollen. Dieß mag einer späteren Zeit vorbehalten bleiben.

S. 319, 9 v. u. CII βοῆσαι τὸν ὄχλον. — Z. 4 v. u. LXXI εἰδώλοις τοῖς ἐν τῷ παλατίῳ, ἐκ. χρ. κ. ἀργ. πεποιημένοις, und dann recht gut πάντα statt ταῦτα. — S. 320 fgg. LXX τοῖς τῶν (τῶν schieben auch die übrigen richtig ein) εἰδώλων ναοῖς πάντες περιστάντες μέχρ. αὐτ. κατηδάφουν (CII κατηδάφιζον) τ. θεμ. — S. 321, 7 CII ἡδύτατος statt θειότατος. In LXXI heißt der ganze Satz so: καὶ καρπὸς ὄντως τῆς ἀληθινῆς ῥίζης ἐκείνης τῆς (CII schiebt εὐαγγελικῆς ein) βοώσης. — Z. 9 lassen alle unsere Handschriften, wie öfter, den Namen ἀβεννὴρ weg, welcher, beyläufig erwähnt, in LXXI gewöhnlich oder immer ἀβεννείρ, in den übrigen ἀβενὴρ geschrieben wird. — Z. 2 v. u. LXXI οἱ πρὶν ἐγκεκρυμμένοι. — S. 322, 1 lassen alle unsere Codd. τῶν vor μοναζόντων, und XXI, LXXI προεχειρίζοντο weg. — Z. 10 LXXI εἰς τοσαύτην δὲ κατάνυξιν καὶ ταπεινοφροσύνην ἑαυτὸν καθῆκεν; und dann νομοθεσία statt νουθεσία. — Z. 14 LIV erster Hand hat die Vulgata; von zweyter Hand nebst CII οὕτω δὲ τὴν καλὴν ἀλλοίωσιν ἀλλοιωθεὶς τὴν πρ. ἀρ. ἀπ. ὥδευσεν. LXXI ἀλλοιωθῆναι· καὶ τὴν πρ. ἀρ. ἐπανάγουσαν ὁδεύειν ὁδόν, — S. 323, 13 LIV λόγοις statt ῥήμασι; dann LXXI κατεπερείδων τ. ψ. αὐτ. ἐλπίσι χρηστοῖς ἀπειργάσατο. — Z. 9 v. u. CII ηὐλόγει; dergleichen Abweichungen sind sehr häufig, und auch in unsern Hdss.'en schon oft genug dagewesen, ohne daß ich sie erwähnt hätte, da es bekannt genug ist, daß die mit εὐ- anfangenden Zeitwörter das Augment annehmen oder weglassen können, wenn auch bey einigen das eine, bey andern das andere gewöhnlicher ist. — Z. 6 v. u. LXXI ποίαν εὐλογίαν, τίνα δὲ εὐχαριστίαν ἀναπ. — Z. 3 v. u. CII ψυχῇ statt ἁμαρτία; XXI u. LIV erster Hand lassen καὶ εὑρέθην δ. σ. νεκρ. ἤμην weg. — S. 324, 1. Alle unsere Codd. καταφιλῶν. — Z. 6 LXXI ὁ δὲ ἰωάσαφ ὁ υἱὸς αὐτοῦ (CII ὁ δὲ υἱὸς ἰωάσαφ) δάκρυσι πολλοῖς κηδεύσας τὸν πατέρα, ἐντίμως κατέθετο. — S. 325, 7 LIV αὐτοῖς, ἵνα μὴ κατ' αὐτοῦ ὀργίζονται. Sonderbar nimmt es sich in diesem Gebete aus, daß Gott ersucht wird, sich bey den Heiligen zu verwenden, daß sie dem Abener

nicht zürnen sollen. — Z. 9 lassen die Wiener Codd., mit Ausnahme von LXXI, μὴ weg, mit Recht. — Z. 11 LXXI schiebt ἐν ἀληθεία nach σε ein. — Z. 14 CII ἀναςὰς. — Z. 9 v. u. alle unsere Codd. τοῖς δεομένοις διένειμεν. — Z. 7 v. u. LXXI ἐν ὅλαις ἡμ. — S. 326, 9 ist nach allen unsern Hdss.'en δικαςήρια zu schreiben. — Z. 9 v. u. alle unsere Codd. ἐπόθησα; — deßgleichen Z. 7 v. u. μόνος μόνω. — Z. 1 v. u. LXXI ἀνήλωσα. — S. 327, 7 LIV, CII ἔργω; dann alle ὅπου αὐτὸν ὁδηγήσει με. — Z. 13 LIV ἐκκλίνητε; die übrigen ἐκκλίνοντες.

S. 327, 9 v. u. CII καὶ ὅρκους προσετίθουν. Ganz abweichend lautet dieser Satz abermals in LXXI: τοιαῦτα θρηνοῦντες καὶ ὅρκοις ἐβεβαίουν τὴν ὑποχώρησιν αὐτοῦ μὴ παράπαν παραχωρῆσαι; bald darauf mit CII τῶ ὄχλω, und alle unsere Hdss.'en καὶ σιγὴν αὐτ. διακελ. — Z. 1 v. u. alle ὃς ἦν πάντων πρόκριτος. — S. 328, 11 LXXI ἀπονενοημένον. — S. 329, 9 v. u. LIV προκατελάβοντο; Z. 8 LXXI περιελάμβανον; XXI περιεκύκλουν; die übrigen ἐκύκλουν; der LXXI läßt dann καὶ ἀτριβ. περιήρχοντο weg. — S. 330, 16 ὑμῖν καὶ διδάξαι πᾶσαν κ. λ. LIV. — Z. 12 v. u. LXXI προαιρέσεως. — S. 331, 3 LIV αἰτούμενος; die übrigen ᾐτεῖτο, — Z. 1 v. u. Auch unsere Codd. theilen sich; CII hat ἁμαρτάνει; LIV ἁμάρτοι; LXXI ἁμάρτη. — S. 333, 5 LXXI ἐξουσίας μετέχων, dann ὀφείλει ἐν τούτω μιμεῖσθαι τὸν θεὸν (er hatte vorher τὸν δοτῆρα τ. ἐξουσίας ausgelassen) κατὰ δύναμιν. ἀλλὰ καὶ τ. ὑπήκοον, mit Weglassung des Zwischenliegenden. — Z. 13 LIV προστρέχοντας. — Z. 9 v. u. Das von Boissonade eingeschobene τὰ, welches unentbehrlich scheint, fehlt auch in allen unsern Handschriften. — S. 334, 8 LXXI καταλλαγή. — Z. 12 CII τὴν εἴσπραξιν τοῦ τοσούτου ὠφλήματος ἀνανεωσάμενος. — Z. 3 v. u. CII ἀποδιδοὺς ἑκάςω καθὰ ἔπραξεν. — Z. 2 v. u. hat LXXI die Vulgata; von den übrigen CII ἐκλάμψουσιν, die andern λάμψουσιν; eben so gleich darauf CII καλύψη, die übrigen καλύψει. Leider verfahren aber die Abschreiber großentheils bey dergleichen Dingen mit tadelnswerther Willkür oder Nachläßigkeit; obgleich ich der Ueberzeugung bin, daß wir bey diesen späteren Schriftstellern die Regeln der altgriechischen Syntax nicht allzustreng anwenden dürfen. — S. 335, 2 v. u. LXXI περιελάμβανον; dann CII ἐπιβοώμενοι. — S. 336, 1 LXXI αἰχμαλωσίας. — Z. 11 läßt LXXI πάντων ὁρώντων weg, und es ist nicht zu leugnen, daß nicht allein Niemand es vermissen wird, sondern daß es sogar störend an diesem Platze ist. — S. 337, 6. Auch hier stimmen alle unsere Handschriften in der Lesart τρύχινον zusammen. — Z. 9 v. u. läßt LXXI μὴ ὕδωρ weg; dann CII τῶν πρὸς τὸ ζῆν ἀναγκαίων καὶ πρὸς τροφὴν ἐπιτηδείων.. — S. 338, 7 lassen LXXI und LIV

erster Hand das zweyte ἐκαρδίωσας ἡμᾶς weg. — Z. 10 LXXI δεξιὰ statt ἠθεῖα. — Z. 12 stimmt, wie gewöhnlich, XXI mit der Vulgata überein; LIV τὸν ποθὸν εκ καρδίας δεξάμενος; LXXI τ. ποθὸν ἐν καρδία δεξαμενος ὡς πῦρ καθὼς καὶ ὁ τῶν ἀπ. χορ.; CII τ. ποθὸν ὡς πῦρ ἐγκάρδιον δεξάμενος ὁ τ. ἀπ. χ. — Dann ὑπεριδόντες bey LXXI, mit Weglassung von καὶ nach προσκαίρου, welches auch in CII fehlt. — Z. 12 v. u. LIV die Vulgata τοῦ θείου λόγου; CII τοῦ θεοῦ λόγου; LXXI nur τοῦ λόγου. — Z. 10 v. u. ist mit unsern Hdss.'en τὸ σῶμα zu schreiben; dieses hat ausdrücklich der Cod. CII; mit Weglassung des Artikels der LXXI; und mit einem gewöhnlichen Fehler τῶ σῶμα der LIV. — Z. 8. 7 v. u. LXXI κατεφρόνει πατήσας. — S. 339, 1 LXXI ἀντελάβετο; die übrigen ἀντιλάβοιτο. — Z. 6 CII ἐπακούοντι; LIV setzt beyde Participien in den Accusativ, als abhängig vom vorhergehenden αὐτὸν. — Z. 9 CII πονηροῦ statt παρούσης. Auffallend weicht abermals der LXXI ab — ἴδοι ὁ ὀφθαλμός μου, κύριε· κύριε, πνευματικῶν δακρύων πηγὰς τοῖς ὀφθαλμοῖς μου παράσχου κατεύθυνον κ. λ. Vermuthlich irrte der Schreiber von dem ersten κύριε zum zweyten über, und ergänzte den dadurch mangelhaft gewordenen Sinn aus dem Seinigen; ungewöhnlich ist dabey nur, daß er das den Irrthum veranlassende κύριε zweymal schrieb; da in solchen Fällen das eine Wort ausgelassen zu werden pflegt, wie es in der Natur der Sache liegt; so wie z. B. im gleich Folgenden derselbe Cod. von einem ὑπόδειξον μοι mit Weglassung des Zwischenliegenden zum andern überspringt, und — τὰ διαβήματά μου· καὶ ὑπόδειξόν μοι τὸν ἐμῆς σωτηρίας πρόξενον schreibt. — S. 340, 3. 4 LXXI σφοδρότερον αὐτῶ ἡ καρδία ἐφλέγετο. — Z. 8 XXI und LIV πονηρὸς διάβολος; LXXI παμπόνηρος. — S. 341, 11 CII οἷος ἔσι, δυσειδὴς καὶ πλήρης σκοτίας. — Z. 13 LXXI ἄλλοτε θηριον ὑπῆρχε παντοδαπῶν μορφῶν. — Z. 14 CII ἐκπέμπων statt ἀποτελῶν. — Z. 7 v. u. alle unsere Hdss.en καὶ (LIV von zweyter Hand) καταγελῶν. — Z. 5 v. u. οἶδά σε, ὅσις εἶ ὁ ταῦτά μοι λέγων καὶ ἐπεγείρων. — Z. 1 v. u. fgg. stimmt nur XXI in αὐτῶ δὴ τούτω mit der Vulgata; die übrigen nähern sich den Pariss. A. C, αὐτὸ δὴ τοῦτο τὸ (LIV τούτω; derselbe nebst LXXI läßt τὸ weg)...τὸ (LIV τῶ) θηριῶδές σου...ἐνδεικνυμένος. Außerdem hat LXXI θηρία καὶ ἑρπετὰ μιμεῖσθαι, wohin auch die verdorbene Lesart des LIV μημεῖσθε deutet. — S. 342, 3 LXXI ἀνωνήτως (l. ἀνονήτως) statt ἀνηνύτοις. — Z. 7 erkennt keine unserer Handschriften das unrichtige σε nach βασιλίσκον an; es ist unpassend wegen des folgenden οἷς ὁμοιοῦσαι — S. 343, 2. 1 v. u. unterstützt zwar keine unserer Handschriften die von Boissonade vorgeschlagene Lesart, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß die Stelle verdorben ist;

bis wir aus Handschriften eine sichere Lesart erhalten, trete ich dem Vorschlage des Herausgebers bey. Richtig aber hat im Folgenden CII αἰς πρὸς (oder mit LIV aus der Vulgata εἰς) τροφὴν ἐκέχρητο. — S. 344, 4 hat LXXI die sonderbare Lesart καὶ τὰς ἡδονὰς ἐτερεῖτο, die freylich auch recht wohl einen Sinn gibt, deren Entstehung aber nicht leicht zu erklären ist da die von allen übrigen Codd. vertheidigte Vulgata einen so deutlichen und passenden Sinn hat. — Z. 11 τῶν ὀφθαλμῶν erkennt nur XXI an; eben so hat Z. 14 nur diese πρόξενον, doch ohne μοι; in den übrigen fehlen beyde Wörter; wirklich scheint auch entweder αἴτιον (das μοι hinter diesem lassen LIV, LXXI weg) oder πρόξενον Glossem zu seyn. Gleich darauf haben alle unsere Codd. τῶν ἁμαρτιῶν statt ἀνομιῶν, eine öfter vorkommende Verwechslung. — S. 345, 4 LXXI, XXI, LIV erster Hand θέμενος, zweyter Hand τιθέμενος; CII ποιῶν. — Z. 11 v. u. LXXI τῆς πόλεως ἐκείνης καὶ ὡραιότητος. μεμελ. Der ganze Satz ist etwas verworren, und scheint nicht gesund zu seyn; auch ergeben sich in den Handschriften mehrere, zum Theil falsche Abweichungen. LIV hat μεμελανωμένης, also auf ὄφεως bezogen; ferner LXXI καὶ κατακωμῶν; dann mit dem LIV ἐκτετηκότας; endlich LIV περικεκαλυμμένα statt περιπεφλεγμένα. Vermittels dieser Lesarten ließe sich vielleicht der Text richtiger als in der Vulgata herstellen; doch eine Sicherheit können wir nur durch eine bessere Handschrift erhalten.

S. 346, 3. Hier ist in dem Cod. LIV eine große Lücke, indem die Handschrift nach ἀκορέστως sogleich fortfährt: ὅπως (zweyte Hand πῶς) δὲ τὴν τελείαν ἂν τούτῳ πληροῖς ἀγάπην, welches S. 353, 15 steht. Eine Note am Rande macht den Vorleser auf diese Lücke aufmerksam, mit den Worten: λείπει, γίνωσκε ἀδελφὲ ὁ ἀναγινώσκων. — Z. 4 CII περιέβαλλον ἀλλήλους καὶ προσηγ. — S. 347, 8 LXXI ἀφαιρόμενος. — Z. 14 läßt LXXI σὺν ἡδονῇ bis δακρύων weg; vermuthlich verführt durch die gleiche Endung. — S. 348, 2 LXXI, CII καὶ δὴ εἰς προσευχήν. — Z. 10 v. u. CII ἕως οὗ αὐτοὺς ὁ ὄρθρος τ. σ. αὐθ. μν. εὐχ. πεπ.; LXXI ἕως ὄρθρου· εἶτα τὰς συνήθεις εὐχὰς πεποίηκαν. — Z. 5 v. u. läßt LXXI μεθ' ὅσης συμπαρομαρτῶν weg, und gibt dann ὑποταγῆς τε καὶ ταπεινώσεως ἐνδεικνύμενος τρόπους. καὶ πρὸς πᾶσαν ἰδέαν γυμναζόμενος ἀρετῆς πεπαιδευμένος ἀνεφαίνετο τῇ πάλῃ τ. π. κ. ἀορ. πν. — S. 349, 2 LXXI δεσπότης, und ἀπολαύσεως statt ἀναπαύσεως. — Z. 11 CII ἄσαρκός τις ἀληθῶν καὶ ἀσ. — Z. 17 CII ἔργον ὄντως μοναχ.; LXXI ἔργον ἦν μοναχ. — Z. 2 v. u. LXXI, CII ἕως οὗ ἔφθ. — S. 350, 6 alle unsere Hdss.en προσκαλεσάμενος ὁ γέρων τ. πν. υἱόν. — Z. 16 LXXI καιρὸς ἐπέστη ἐπὶ θύραις. — Z. 12 v. u. LXXI σὲ μὲν δὴ (XXI

σοὶ μὲν δοκεῖ; vielleicht σὺ μὲν δή?) καλύψαι...ἄποδος...μεῖνον ...ἐχόμενος...ποιούμενος (letzteres alle unsere Handschriften). — S.350, 12 haben unsere Codd., mit Ausnahme von XXI, ὄψεσθαί σε; auch nach dem folgenden οὖν schiebt LXXI σε ein. — S.351, 4 fehlt allen unsern Codd. πρός. — Z.9 LXXI ἀνανεοῦται. — Z.9 v. u. CII τῆς ψυχῆς σπεύδη; LXXI nach Weglassung des vorhergehenden καὶ recht gut: τῆς προθέσεως σπεύδων; dann alle unsere Hdss.'en μὴ φοβηθῇς. — S.352, 5 LXXI τοιούτοις ἡττώμενος λογισμοῖς; wenn ἡττώμενος, was sehr leicht möglich ist, aus κτώμενος entstanden ist, ergab sich die übrige Veränderung als nothwendige Folge. — Z.6 v. u. LXXI ἀποδοῦναι. — S.353, 1 LXXI λογισμοὺς τηρῶν; XXI faßt den ganzen Satz so: ταῦτα ἐννόει (CII fügt διὰπάντος hinzu) ἐν τούτοις ἴσθι καὶ ἡ εἰρήνη κ. λ. — Z.8 v. u. LXX ἑτοιμασθῆναι. — Z.2. 1 v. u. schwanken auch unsere Handschriften zwischen μοναχοῖς und μονομάχοις; letzteres hat XXI, das erste die übrigen. Boissonade hat das, wie es freylich scheint von den meisten Handschriften geschützte μοναχοῖς aufgenommen; nur scheint die andere Lesart passender, theils wegen der vorhergehenden Vergleichung, theils auch weil es nicht wohl anzunehmen ist, daß ein abschreibender Mönch aus μοναχοῖς — μονομάχοις gemacht haben sollte, während der umgekehrte Fall fast unwillkürlich unter der Feder eintreten konnte, wie z. B., um ganz in der Nähe zu bleiben, CII einige Zeilen vorher μοναχίαν aus μονομαχίαν machte. — Εἴωθε statt πέφυκε bey LIV.

S.354, 10 lassen alle unsere Codd. das völlig überflüssige λοιπὸν weg. — Z.7 v. u. LXXI ἀλλὰ πλούσιον γενέσθαι σπουδῇ, καθὼς καὶ ὁ κύριος; und dann ὅλως σὺ γερούμενος. — Z.3 v. u. Zu den beyden von Boissonade schon angeführten Lesarten, zwischen denen sich auch unsere Handschriften theilen, ὦ φιλότης (CII) und ὦ φίλτατε (XXI ὦ φίλτατε φίλε) füge ich noch aus LXXI ὦ φιλόθεε, welche ich für die richtige zu halten geneigt bin, und woraus sich die übrigen auch leicht herleiten lassen. — S.355, 2 v. u. haben alle Wr. Codd. τὴν ἀναίμακτον λατρείαν. — S.356, 1 v. u. Nach ἐπιγείων ist in LIV eine Lücke, die zwar im Texte selbst nicht, wohl aber durch die Bemerkung am Rande: καὶ ἐνταῦθα λείπει ὀλίγον angedeutet wird, sie geht bis — ἑαυτὸν ἐπισφραγισάμενος, S.358, 14 v. u. — S.357, 3 LXXI ὡς ἐγεώργησας. — S.358, 11 CII τὸ πανάγιον ὄνομά σου; bey allen dergleichen Zusätzen können wir wohl mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß sie vom Abschreiber herrühren; wenigstens ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß ein abschreibender Mönch sie ausgelassen haben sollte. Eben dahin rechne ich auch, wenn LXXI im Gleichfolgenden ὅτι — αἴνεσις ausläßt, dafür

aber τῶν αἰώνων nach αἰῶνας einschiebt. Ueberhaupt verfahren die Abschreiber bey dergleichen Doxologien und doxologischen Beysätzen mit einer besondern Willkür, und ich hätte allein aus unserm Barlaam Hunderte von Beyspielen beybringen können, wenn die Sache wichtig genug wäre, oder eines Beweises bedürfte. Einen allgemein bekannten Beleg finden wir ja selbst schon im Gebete des Herrn. — Z. 10 v. u. LXXI κληροδοσίαν. — Z. 6 v. u. τὸ τρύχινον ῥάκος. — S. 359, 5 lese man, wenn die Vulgata nicht Druckfehler ist, κτίσιν statt κτῆσιν. — Z. 2 v. u. alle unsere Hdss.'en εὐχαῖς καὶ ἱκεσίαις. — S. 360, 8 LXXI εἰσάγοντας; LIV εἰσαγαγοντας (εἰσαγάγοντες der Vulgata ist jedenfalls unrichtig); CII εἰσήγαγον; wenn wir diese Lesart annehmen, müssen die beyden vorhergehenden Participien als von ἑωράκει abhängig gedacht werden. Im Folgenden haben LXXI, CII εἰσερχομένου δὲ αὐτοῦ; gleiche Abweichungen haben wir schon mehrere bemerkt. — S. 361, 6 LXXI ἐν μέσῳ ἁπάσης τῆς πόλεως πλουσίῳ φωτὶ κ.; nehmen wir diese Lesart auf, so muß das Kolon nach πόλει getilgt (wohl auf jeden Fall) und ἐν μέσῳ τ. πόλεως durch Kommata eingeschlossen werden. Auch im Folgenden weicht dieselbe Handschrift von der Vulgata ab, und gibt: ἀξιοῖ οὖν αὖθις ὁ ἰωάσαφ, εἰ δοκεῖ τὸν βαρλ. — Z. 15 XXI τῆς αὐτῆς τεύξῃ χαρᾶς καὶ εὐφροσύνης καὶ δόξης. — Z. 8 v. u. LXXI αἶνον statt ὕμνου. — Z. 5 fg. v. u. derselbe: πέμπτον μὲν καὶ εἰκοστὸν (so auch CII) ἔτος τῆς ἡλικίας ἄγων, ἀφ' οὗ τὴν βασιλείαν κατέλιπε, πέντε κ. τρίακ. χρ. Statt τὴν ἐπίγειον hat XLIX ἐπίκηρον. — S. 362, 12 LXXI πάσης περιγείου σχέσεως ἀληθῶς εἶχεν. — Z. 6. 5 v. u. LXXI ἐκ νεότητος; die übrigen ἐκ νεωτέρου. — Z. 3 v. u. stimmt LIV mit der Vulgata zusammen; die übrigen weichen mehr oder weniger ab; LXXI hat καὶ καθαροτέραν (mit ō auch LIV) καὶ ἀμελῆ τοιαύτην πολ.; XLIV καὶ θειοτέρας καταξιούμενος ἀμέλει; CII καὶ θεωρίαν θειωτέραν καταξιούμενος ἀμέλει· τοιαύτην.

S. 363, 10 schieben alle unsere Handschriften nach εὐφραινομένων richtig πάντων ein, welches sich auch in den bezüglichen Psalmenstellen findet; überflüssig dagegen ist das von LXXI am Ende des Satzes angefügte ἐστίν. Daß das Folgende verworren und unzusammenhängend ist, hat Boissonade richtig bemerkt; nur scheint es, als ob durch seinen Vorschlag der Sache nicht aufgeholfen würde. Unsere Codices sind weder unter sich, noch mit der Vulgata im Einklang; am nächsten steht XLIX; dann folgt XXI, doch mit Weglassung von πορείαν; LIV schreibt: τὸ δὲ τίμ. αὐτ. σ. ἐν γειτ. αὐτῷ τ. οἰκ. κοι. τις ἀν. ἅγ. κ. λ.; dann πρότερον statt πότε. CII läßt ὃς nach ἅγιος weg, nebst πορείαν. Alle diese Lesarten (unbedeutendere unberücksichtigt ge-

lassen) heben die Schwierigkeiten nicht. Ganz abweichend liest dagegen LXXI: ἦν δέ τις ἀνὴρ ἅγιος πλησίον αὐτοῦ τὰς οἰκήσεις ποιούμενος· ὃς καὶ τὴν πρὸς βαρλαὰμ πορείαν ἐκείνῳ πρότερον ὑπέδειξε; wenn wir nun nach dieser Lesart noch eine Verbindungspartikel, etwa mit Boissonade θείᾳ τέ τινι, einschieben, scheint alle Schwierigkeit gehoben zu seyn; unerklärlich bleibt freylich die Entstehung so abweichender Lesarten. — S. 364, Z. 4 erzählen alle unsere Hdss.'en, ohne des Barlaam zu erwähnen, πάντα αὐτῷ δῆλα τὰ περὶ τοῦ μακαρίου (LIV μακαρίτου) τίθησιν ἰωάσαφ; LXXI πάντα αὐτῷ τὰ περὶ τοῦ μακαρίου λέξας ἰωάσαφ. — S. 365, 9 LXXI ἐν πᾶσι θεὸν τὸν ὑπεράγαθον, τὸν ἀεὶ σ. — Z. 10 ist μεγίσοις Druckfehler. — Z. 8 v. u. geben alle unsere Codd. passend ὑμᾶς statt ἡμᾶς. — Z. 6 v. u. alle unsere Codd., außer LXXI, τῶν ἀπ' αἰῶνος εὐαρεστησάντων. — Z. 5 v. u. läßt LXXI περὶ ὧν — διήγησις weg; die übrigen περὶ ὧν ἡ παροῦσα διήγησις.

So hätten wir also unseren Johannes bis an das Ende seiner Lebensbeschreibung des Barlaam und Joasaph begleitet. Wenn auch diese Anzeige für einen großen Theil der Leser dieser Blätter von wenig oder keinem Interesse seyn mag, so glaube ich doch für die, welche sich mit einem tieferen philologischen und theologisch-patristischen Studium abgeben, eine nicht undankbare Arbeit übernommen zu haben, indem ich aus den Schätzen der k. k. Hofbibliothek einen, wie ich hoffe, nicht unbedeutenden Beytrag zu einer dereinstigen kritischen Behandlung unseres Johannes lieferte. Eine ausführlichere Darlegung der sehr vielen Varianten gestattete weder der Plan dieser Arbeit, noch der Raum dieser Blätter; eben so enthielt ich mich auch in den meisten Fällen eines eigenen Urtheils, so nahe auch oft die Entscheidung lag, da ich selbst keineswegs Willens war, eine Recension des Textes vorzunehmen, sondern nur Materialien zu einer solchen niederzulegen.

Einige Werke von untergeordnetem Interesse, welche Boissonade diesem Bande seiner Anecdota angehängt hat, können wir mit Stillschweigen übergehen. Zum Schlusse muß nur noch bemerkt werden, daß der Herausgeber im Index alle Schriftsteller anführt, zu welchen er handschriftliche Verbesserungen aus den Pariser Codd. mitgetheilt hat, wodurch diese durch das ganze Buch zerstreuten, oft sehr nützlichen Notizen erst eigentlich zugänglich werden.

Wien, am 7. May 1833.

Dr. Joh. Heinr. Chr. Schubart.

Art. VI. Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben von F. B. v. Bucholtz. Fünfter Band. Wien 1834, bey Carl Schaumburg. 567 S. Beylage S. 568—607.

Im Allgemeinen enthält dieser abermals umfangsreiche Band von 607 Seiten, den vorhergegangenen Bänden an Geist und Darstellungsweise ganz gleich, die weitere Entwicklung der ungrischen Angelegenheiten seit der im Warasdiner Vertrag gewonnenen Friedensgrundlage, bereichert und vervollständigt in den interessantesten Partien aus urkundlichen Nachrichten des k. k. Staatsarchivs; die deutschen Angelegenheiten — in Darstellung der deutschen Städte und des Bürgerthums in Verbindung mit der Kirchentrennung, die daraus sich ergebenden Kriegs- und Friedensverhältnisse und der wiedertäuferischen Schwärmereyen; die Bestrebungen zu dem auf die erste Nürnberger Grundlage gestützten Frieden durch Zugeständnisse, Vermittlungen und Verträge; die gesteigerten Fürstenparteyungen im Reiche und die durch innere Umwandlung der Gesetzgebung in den wichtigsten Reichslanden bewaffneten Verträge, Bündnisse und Gegenbündnisse; die Recusation des höchsten Reichsgerichtes, bis zum unvermeidlichen Ausbruch des äußern Kampfes, der während des Friedens erhöhten Gegenmacht; die umständlich enthüllten Gesinnungen und Absichten des Kaisers und des Königs Ferdinand bey der wirklichen Führung des Krieges aus sehr wichtigen Beylagen und Aufklärungen aus dem k. k. Staatsarchive; endlich die fortgesetzten Religionskriege des sechzehnten Jahrhunderts auf germanischem Boden.— Nach der Ansicht des Hrn. Verfassers lassen sich diese Religionskämpfe als Prinzipienkriege betrachten, nicht zur totalen Unterdrückung oder Vernichtung des einen Theiles, sondern zur Erkämpfung fester Gränz- und Schutzmarken, begründet durch eine nach Thatsachen ermäßigte Anwendung des Prinzipes. Die damalige Legalität, die Staatsgesetze über den Glauben und über die damit enge zusammenhängenden, aber ins äußere Recht greifenden Punkte, — vermochten die Bewegung gegen das bisher in unbezweifelter Gültigkeit bestandene, jetzt aber von einem Theile des Ganzen, ohne Uebereinstimmung mit dem Haupte oder mit der verfassungsmäßigen Mehrheit, — eigenmächtig mit Aenderung bedrohte Gesetz nicht zu beherrschen; da man den Glauben selbst, den Grund dieser Rechte, bekämpfte und verwarf.— Hinsichtlich der Frage: ob und in welcher Weise das Schwert und die äußere Gesetzgebung überhaupt geeignet sey oder nicht, dem Glauben zu dienen? — waren jene Kämpfe (bey dem von beyden Theilen zwar anerkannten Prinzipe, daß die Rechtgläubigkeit auch Ge-

genstand des äußeren zwingenden Gesetzes seyn solle), doch im Ganzen weit mehr, als die späteren mit ruhiger Erörterung des großen Gegenstandes und der von einer höheren Macht gesetzten Gränzen für das eigene Thun verbunden, und sie haben auch bald gewissen Grund, auch inmitten aller späteren Verirrungen und Kämpfe bleibende Grundlagen eines Religionsfriedens gefunden.

Den Geist der Liebe und des Wohlwollens, die innere Freyheit und Freywilligkeit, der tiefste Characterzug des Christenthums, fordern Entfernung der äußeren Gewalt, um den Glauben auszubreiten und zu erhalten; sie fordern das Gefühl des Verbundenseyns in den Verhältnissen des Lebens mit den theilweise Getrennten, durch alle erhebenden, sittlichen und gemeinsam anerkannten Wahrheiten. Frevelnder Muthwille jedoch, leichtsinniger Uebermuth, vertragbrechende Willkür, starre Beschränktheit, unbedingtes und unbescheidenes Verkennen aller Schranken des eigenen Berufes oder der rechten und würdigen Mittel, Grausamkeit in der Ausführung, übermäßige Verlängerung des Kampfes zur Erzeugung steigender Verwilderung, Auflösung aller gewohnten Bande und unermeßlicher Privatverbrechen empören das Gemüth mit Recht zum tiefsten Schmerz und Abscheu über solche Kämpfe im Namen der Religion des Friedens. — Weiters ist bey Beurtheilung dieser Begebenheiten, das Wesen der Sache selbst, die man führte, und mit Waffen behaupten zu sollen meinte, scharf ins Auge zu fassen, in so weit es sich nicht von einem bloß abzuwehrenden, sondern auf Andere auszuübenden Zwang handelt; und bey diesem Gesichtspuncte, unter welchem auch die äußeren Kämpfe mit der inneren geistigen Natur des Streites zusammenfallen, wird es von großem Gewichte seyn, ob man die Sache selbst, wovon es sich handelte, für geistig vernichtend und zerstörend, oder für erhaltend und befruchtend ansieht. Mit Berücksichtigung nun der neuerlich gemachten Anregungen: »als hätte der Herr Verfasser den Reformationskampf überhaupt, und jede Sache, welche den Kampf hervorruft, als verwerflich dargestellt; — daß Entzweyung, Auflehnung gegen das Bestehende das Prinzip des Christenthums gewesen sey; daß geistige Freyheit, reinere Moral, höhere Bildung — als Früchte der Reformation bezeichnet werden, — und daß man dem Hrn. Verf. etwas Haß im Herzen gegen die Reformation und ihre wohlthätigen Folgen zumuthe,« bestimmt der Hr. Verf. den bey der Characterisirung des geistigen Streites in der Reformationsepoche, wovon nur alles Aeußerliche noch Folge war, genommenen Standpunct genauer und schärfer. Er weiset feyerlich von sich die Zumuthung,

als sey seine Klage über die tiefe, die Christenheit in ihren edelsten Theilen zerreißende Entzweyung hervorgegangen aus dem starren Festhalten an einem unlebendigen, materiellen Erhaltungs- und Stabilitäts-Prinzip, nach welchem alles Bestehende als solches als gut, aller Angriff auf dasselbe als böse angesehen werden müßte. Geistiges Leben und Bejahung sind nicht zu trennen; und da zwischen mehreren begründeten Bejahungen ein eigentlicher, wesentlicher Streit nicht bestehen kann, so muß jeder tief eindringende Streit ursprünglich von einer Verneinung, nämlich von einem Streben ausgehen, Leben und Bejahung zu vernichten, und dieß thut auch das eigentlich geistig Böse, als die wahre Ursache der Zwietracht. Es kömmt demnach immer darauf an, ob die Sache wahr und gut, das heißt, ob sie Leben und Bejahung ist; der gerechte und wohlthätige Kampf dient ihr dann schützend gegen die Angriffe der Zwietracht. Sein Verhältniß zum mosaischen Gesetze nun bezeichnend, sagt Christus selbst, er sey nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Sein Werk war also Herstellung der geschändeten und durch Lüge vielfach verneinten und vernichteten primitiven Offenbarung, und Begründung eines erfüllenden Neuen, eines Lebendig Positiven der erhabensten Art, in Ewigkeit fruchtlos bestürmt durch alle Mächte des Bösen. — In allen Erscheinungen muß man aufs schärfste unterscheiden, die von einer an sich feindseligen, auf Vernichtung gerichteten, von ihrem Vorkämpfer als gerecht und lebenbegründend angesehenen Sache erweckten, zu Hülfe gerufenen, oder von Hindernissen befreyten Lebenskräfte, — von dieser Sache selbst. Immer aber theilt eine auf Vernichtung gerichtete Sache ihre zerstörende Natur auch einem nothwendigen und heilsamen Kampfe mit, und zerstörende revolutionäre Mittel hemmen und trüben, für einen ächten Lebenszweck angewendet, die gute Sache selbst in ihren Wirkungen und in ihren Erscheinungen im höchsten Grade. — Im Reformationsstreite demnach ist das Wesentliche des Streitgegenstandes nämlich das, wodurch man Eines oder das Andere, Anhänger oder Gegner der alten Kirche war, — von der Schilderung der Anhänger beyder Theile, so wie aller Entwicklung, Kraftäußerungen und Folgen zu unterscheiden; und in dieser Hinsicht ergibt sich, aus den eigenen Aeußerungen der kämpfenden Theile selbst, als Characteristik des wesentlichen Standpunctes, daß die Einen jene Dogmen behaupteten und bejahten, welche eine sakramentale Ergreifung von Geschlecht und Natur von Christo aus, um Träger der Rechtfertigung und Heiligung zu seyn (worauf das organische leibliche Gemeinleben der Kirche, die Hauptsache des altkirchlichen Gottes-

dienstes, der Weihe, Priesterwürde, Gemeinschaft der mitwirkenden Hülfe, die Gewißheit der Tradition und verpflichtende Autorität beruhen), und an diese Dogmen als an gottmenschliche Wirkung und Wahrheit glaubten — und die andern sie verneinten. Durch diese Bezeichnung der wesentlichen Hauptfrage des Streites tritt man den Wortführern der Trennung wohl keineswegs zu nahe; und Luther selbst würde weiters es nie anerkennen, daß er den Kampf dagegen bloß als Mittel für andere von ihm beabsichtigte Wirkungen und Früchte intellectueller, politischer und sittlicher Art geführt, und daß es ihm nicht um die Grund- und Hauptsache, sondern um diese beabsichtigten anderen Folgen zu thun gewesen. — Auch zur allenfalls beabsichtigten Verbesserung der praktischen Mißbräuche in der römischen Kirche und des verdorbenen unwissenden Clerus — hätte sich der Kampf anders, als mit Läugnung und Bekämpfung der Sache selbst motiviren müssen. Eine solche Characteristik, als ein Theil historischer Darstellung, greift dem individuellen Endurtheil durchaus nicht vor; ja sie gibt vielmehr ein wichtiges Datum zur Gewinnung eines richtigen Endurtheils an die Hand; weil durch Verdeutlichung der Sache Jeder in den Stand gesetzt wird, zu wissen, worauf er jetzt seine eigene fernere Prüfung zu richten habe. Endlich beweist doch die bestimmteste und klarste Darstellung der Wesenheit des Streitgegenstandes, entkleidet von allen andern, bloß zufällig damit in Verbindung gebrachten Interessen und Fragen, von intellectueller, sittlicher oder politischer Natur weit mehr friedliebende, auf möglichstes Einvernehmen, gegenseitiges Anerkennen und auf Liebe zielende Gesinnung, — als das andere Verfahren, wenn unter Berufung auf hochtönende, aber sehr unbestimmte Namen von Nothwendigkeit, Licht u.s.w. alles aufgeboten wird, um in jener einen Frage die Entzweyung zu erhalten, zu nähren, und wo möglich noch tiefer und unheilbarer zu machen. Vorrede p. I — XI.

Erster Abschnitt: Fortwährendes Friedensprovisorium im Reiche, bis nach Eröffnung des Trienter Conciliums, p. 3 — 95. Seit dem Reichsschlusse zu Speyer (1542) bezeichnen Friedensliebe, friedliche Behandlung, Versuche zur Verständigung und Nachgiebigkeit im Ausdruck, Drang nach Sühnung des Zwistes, Wunsch, die Getrennten mit der Kirche wieder zu vereinigen auf Bedingungen, welche diese selbst für endlich zuläßig erklären, erweiterte Nachsicht und Religionsduldung bis zur Unzufriedenheit der katholischen Partey und bis zum Argwohn in Rom, als wolle der Kaiser sich der politischen Uebermacht im Reiche auf Kosten der von ihm selbst bekannten Religion versichern; — hohe politische Werth-

legung auf gutes Vernehmen mit den kriegerischen protestirenden Ständen wegen der Türkenhülfe und dem wieder nahen Krieg mit Frankreich, und dabey Mißtrauen auf Papst und italienische Mächte, als politische und nicht ganz unparteyische Gegner, — bezeichnen fortwährend alle Handlungen des Kaisers und des Königs Ferdinand. — Sein in Regensburg 1541 gegebenes Wort zu lösen — war es die fest und nachdrücklich ausgesprochene Absicht des Kaisers, versehen mit mächtigen, durch die Cortes, durch Verpachtung der Aemter, durch Verkauf von Gütern und Commenden und durch die aus Indien erwarteten 600,000 Pesosd'or unterstützt, nach Niederland und nach Deutschland zu kommen (1542 — 1543), um den Herzog von Cleve zu bestrafen, Geldern wieder zu erlangen, den König von Frankreich nach Kräften zu zähmen, ja dann selbst persönlich gegen die Türken zu ziehen. Mit Instructionen, diesen Zwecken entsprechend, wurde Granvella nach Trient und Nürnberg vorausgesendet, zuerst um auf dem bevorstehenden Concil zu erscheinen, wenn es so gehalten werden könne, als es die Nothwendigkeit erfordere. Die Ausgleichung mit dem Könige von Frankreich, der mit Schande und Unehre das Böseste, was er konnte, gethan habe, und wie ihm am kürzesten und mit den wenigsten Kosten wehe gethan werden könne, sahen der Kaiser, König Ferdinand, Maria und alle Minister als das wichtigste an, selbst in Anbetracht der Gefahr, worin die Religion stehe. Daher wollte der Kaiser den Krieg in Ungern und gegen die Türken nur vertheidigungsweise von Ferdinand geführt wissen; weil sowohl dazu, als gegen Frankreich die deutschen Fürsten zu viele Bedingungen machen, und selbst die Städte mit den großen Kosten des vorigen Jahres sich entschuldigen würden. Granvella sprach es übrigens auch frey aus, daß die eigene Reise des Kaisers, wenn er versehen sey zum Kriege, das wahre Mittel und der Stachel für den Papst und für England seyn werde. — Die päpstlichen Legaten, der Fürstbischof von Trient, Madruzzi, die Cardinäle Moronus, Paris und Polus beginnen die Eröffnungs-Ceremonie in Trient, und der jüngere Granvella, Bischof von Arras, mit einer ausführlichen lateinischen Rede, von der Nothwendigkeit eines Conciliums und einer Reformation, von des Kaisers langen und bisher vergeblichen Bemühungen dazu, und von dem alle göttliche und menschliche Gerechtigkeit beleidigenden Benehmen des Königs von Frankreich durch den neuen Friedensbruch und Angriff auf den Kaiser während des Kampfes mit den Stürmen vor Algier. — K. Franz und selbst der Kaiser gaben ihren Bischöfen keine Weisung, zum Concilium zu reisen. Die Bischöfe der Länder des K. Ferdinand erscheinen am 8. Jänner 1543 in Trient. — In seinem Breve

12. November 1542, suchte der Papst den Kaiser Karl und den König Franz zur persönlichen Zusammenkunft mit ihm und zur Ausgleichung um Christus willen und durch die Kraft und Pflicht seines Amtes als Vater und Richter zu vermögen. K. Franz lehnt alle Zusammenkunft ab. K. Karl hatte am 21. Juny eine dreytägige Unterhandlung mit dem Papste zu Busetto am Po, auf seiner Reise von Genua nach Deutschland. Nach vergeblicher Anwesenheit der päpstlichen Legaten durch sechs Monate zu Trient, auf die vergebliche Aufforderung an den Reichstag in Nürnberg 1543, das Concil zu besuchen, und im Gefühle, bereits genug gethan zu haben, den Ungehorsam der Katholiken nicht noch strafbarer zu machen, und das Ansehen des päpstlichen Stuhles bey den Akatholiken noch mehr herabzusetzen, wird durch die Bulle von Bologna 6. July 1543 das Concil wieder suspendirt — unter Vorbehalt der Wiederaufnahme und Fortsetzung in erster bequemer Zeit. — Bey dem Reichstage in Nürnberg, wohin die beyden Granvella gegangen waren, wurde vornehmlich von der ferneren politischen Sicherstellung und Schonung der Protestanten im Reiche, um die Vermittlung des Religionsstreites noch offen zu erhalten, und um von dieser Seite im Kriege gegen Frankreich kein Hinderniß zu erleiden, so wie anderer Seits von der Türkenhülfe gehandelt. Schon in einer besonderen Declaration des Abschiedes zu Regensburg von Seite des Kaisers, 29. July 1541, hatte sich die Toleranz gegen die Protestirenden in einer Weise beurkundet, welche in wesentlichen Puncten die Grenzen des bis dahin durch zehn Jahre ihnen garantirten Friedens (des Nürnberger Friedens vom Jahre 1532, des Frankfurter Abschiedes von 1539 und des Recesses von 1541 selbst) überschritt, und welche den Friedenszustand mehrentheils nach der gleichen Maßgabe bestimmte, als der spätere definitive Religionsfrieden. Im Recesse von Speyer 1542 wurde nach K. Ferdinands Willen die Verlängerung des Friedensstandes auf fünf weitere Jahre mit noch mehreren Zugeständnissen bewilligt. — In Nürnberg sprachen, Jänner 1543, K. Ferdinand und Granvella ganz im Sinne der Friedenserhaltung, da sich große gegenseitige Erbitterung zwischen dem katholischen und protestantischen Theile der Reichsstände zeigte, und die Ersteren gegen die Aufnahme der Regensburger Declaration des Kaisers und den Receß, gegen das Dekret einer beharrlichen Türkenhülfe und gegen den Beschluß einer Türkensteuer feyerlichst protestirten. Die am 1. October begonnene Visitation des Kammergerichtes war schon am 12. Dezember 1543 wieder abgebrochen worden. Auf den problematischen Antrag zu Regensburg, dem Landgrafen Philipp das Oberkommando gegen die Franzosen zu übertragen, und

dann auf die Aufforderung an ihn, auf dem nächsten Convent der Protestirenden Hülfe gegen Frankreich auszuwirken, machte Philipp nur Hoffnung zu einiger Geldhülfe, wenn der Friede erhalten und das Kammergericht reformirt werde. Aus den, zwölf große Stöße anfüllenden Briefen zwischen dem Churfürsten Moriz und dem Landgrafen ergibt sich, daß Letzterer immer drang auf die Forterhaltung des schmalkaldischen Bundes, welcher Viele zur Annahme der evangelischen Lehre gestärkt hätte; daß Moriz fest bey der getrennten Religion, sonst aber bey Kaiser und König, als seinen Obern und Nachbarn, in Gnaden stehen wollte; daß er dem Landgrafen fest und stets widerrieth, dem Kaiser im Kriege zu dienen, nie gegen deutsche Fürsten, insbesondere gegen Cleve zu streiten, da es um die deutsche Freyheit zu thun sey, welche in der Person des Herzogs von Cleve angegriffen werde. An den Churfürsten von Mainz schrieb er (bey Anwesenheit des Kaisers daselbst, 11. August 1543) andringlich, »den Kaiser von der Lehre der Protestirenden gründlich zu unterrichten, ihn von den Mißbräuchen der Kirche ab, und zur heiligen Schrift zurückzubringen, wodurch allein nur in Deutschland, ja in der ganzen Christenheit die Eintracht hergestellt werden könne.« (Hierzu gehörte nun auch zunächst noch eine Vereinigung über den Grundsatz einer gültigen Auslegung und über das rechte Verhältniß der heiligen Schrift zum immer erneuerten Zeugniß in der sakramentalen Kirche!) — An der Spitze der katholischen Opposition gegen den Kaiser im Reiche stand der bayerische Minister, Leonhard von Eck, der der politischen Annäherung des Kaisers und Ferdinands an die Protestanten offenbar im Sinne der Hauptrichtung der Politik der bayerischen Herzoge aus zweyfachem Grunde entgegen war: zunächst aus einer fortwährenden Eifersucht gegen die Uebermacht Oesterreichs im Reiche und gegen dessen angeblichen Plan, alle deutschen Fürsten unter sein Joch zu bringen, — was Eck's böse Zunge nach allen Umständen zu schildern und zu vergrößern verstand; andererseits aus Abneigung gegen die neue Religionslehre als voranstehend in der heftigen katholischen Partey. — Ungeachtet aber Herzog Wilhelm von Hessen, Landgraf Philipp und Herzog Ulrich fast die gleiche Ansicht mit Eck theilten: so mißtrauten ihm doch alle Parteyen. — Dem offenen Bündnisse Frankreichs mit den Türken setzte K. Karl eine durch die kluge Regentin der Niederlande unter den schwierigsten Umständen negozirte Allianz mit Heinrich von England entgegen, welcher Frankreich namentlich deßhalb den Krieg erklärt hatte, weil König Franz dem König von Schottland, Jakob V., Hülfe wider England geleistet, nach dessen Tode Heinrichs Plan, die schotti-

sche Erbin Maria mit seinem Prinzen Eduard zu vermählen, vereitelt hatte. In Rom war man gegen dieß Bündniß höchst aufgebracht. K. Franz, gestützt auf anderweitig frömmelndes Benehmen und auf scharfe Edicte gegen Ketzereyen im eigenen Lande, forderte sogar vom Papste die geistliche Strafe gegen den Kaiser, weil dieser mit dem Häretiker Heinrich zu dem Ende verbündet sey, damit dieser Frankreich usurpire. Der Kaiser entschuldigte die Allianz damit, daß sie nur geschlossen sey, um das Bündniß zu entkräften, welches König Franz offen mit den Türken gegen ihn unterhalte.

In dieser Lage zeigte es sich in Rom ziemlich klar, daß der Papst eigentlich dem Kaiser die Ursache beymaß, warum kein Friede erreicht werden könne: jener Weigerung wegen nämlich, den ältesten Sohn des Königs Franz, den Herzog von Orleans, wirklich und unverweilt mit Mailand zu investiren. Außerdem, daß durch Verlängerung des Krieges der Religionszwist sich noch mehr zu befestigen schien, und das Concilium aufgeschoben werden mußte, war besagte Weigerung der eigenen römischen Politik empfindlich, welche nach jenem alten Systeme weit lieber besondere Fürsten in Mailand sah, und wenn es auch eine Linie des französischen Hauses gewesen wäre, als daß Neapel und Mailand demselben Monarchen unterworfen blieben. Aus dieser Quelle, in Verbindung mit dem Mißtrauen gegen den Kaiser wegen seines friedlichen Benehmens gegen die Protestanten muß wohl jene Mißhelligkeit und Mangel an Zutrauen hergeleitet werden, welche später durch neue Umstände verstärkt, gegen Ende der Regierung dieses Papstes, selbst den Fortgang der redlichsten Bemühungen des Kaisers für die Kirche auf das unerfreulichste störten. Gegen Frankreich einigermaßen blind, schien der Papst mehr die scharfen Edicte des Königs für den alten Glauben im eigenen Lande, als die leichtfertige Verwegenheit ins Auge zu fassen, womit Frankreich durch eigene Angriffskriege in Verbindung mit den Türken und allen innern Oppositionen die Christenheit zerrüttete, überall Spaltung und Unordnung nährte, aus keiner andern Ursache, als um eine Gleichtheilung der Macht in Italien durchzusetzen und der politischen Ehrsucht zu fröhnen. Man schien den grellen Widerspruch zwischen beyderley Verfahren zu übersehen, indem entweder ein katholisches Staatsgesetz in Europa seyn sollte, und es sodann ein frevelndes Attentat war, mit den Feinden dieses katholischen Staatsgesetzes sich zum Angriff gegen die kaiserliche Macht zu verbinden, — oder wo die Politik vom alten Glauben sich ablösen und unabhängig machen durfte und wollte, auch die Einschärfung der Rechtgläubigkeit

durch blutige Edicte nicht mit Würde und Erfolg Statt finden könnte.

Vergeblich war auch wirklich die Sendung des Kardinals Farnese als Legaten des Friedens, indem der Kaiser die vom König Franz aufgesetzten Friedenspuncte nicht annehmen wollte. Dem ungeachtet aber erklärte der Papst 8. Februar 1544 seinen festen Sinn, als Richter in dieser großen Sache zu handeln. Auf dem Reichstage, auf welchem K. Karl, ganz auf den Krieg gegen Frankreich bedacht, die Einstimmigkeit und geneigte Gesinnung der gesammten deutschen Nation wünschte, erklärten Granvella und Naves dem sächsischen Kanzler Burkhard im voraus, daß der Kaiser ernstlich mit einer Vergleichung in der Glaubenssache umgehe, — es sey dem Papste lieb oder nicht; des Papstes erfolgte Ausschreiben des Concils seyen bloße Spiegelfechtereyen, des Glaubens wegen habe vom Kaiser sich Niemand eines Bösen zu befahren. In dem am 28. May 1544 verfaßten Reichsabschied ward eine der früheren Declaration ganz entsprechende Suspension der ganzen Streitsache und eine Erweiterung des Religionsfriedens in solchem Umfange ausgesprochen, daß damit die Anfänge voller politischer Gleichstellung im Reiche gegeben wurden. Das Edict von Augsburg wurde suspendirt bis zu einem christlichen und freyen allgemeinen Concil oder einem nationalen Concil in Deutschland, mit Dazwischenkunft des Kaisers (ohne Erwähnung des Papstes) und bis zur Verhandlung einer freundlichen und christlichen Vergleichung. Der katholische Theil im Reiche war mit diesem allen nicht zufrieden, und man betrachtete den Abschied als einen Schritt, zu dem der Kaiser durch die Noth des Krieges und durch Geldbedürfniß gebracht worden, wodurch er aber die Sache Gottes der Freundschaft protestantischer Reichsstände nachzusetzen scheine; da man zu Rom es für höchst gefahrvoll ansah, — wenn die Richtung, getrennte und unabhängige Nationalkirchen politisch zu begründen, — welcher Frankreich sich hinzugeben schon nahe gewesen war, und welche Heinrich VIII. wirklich in entschiedener That ausgeführt hatte, auch beym Kaiser und dem Reichskörper im Ganzen Eingang fände. Paul III. erließ demnach 24. August 1544 an den Kaiser ein Breve in sehr gemessenen, ernstlichen, ja drohenden Ausdrücken: »daß der Kaiser sich kein Recht und keine Gewalt in allem dem, was die Religion betreffe, beyzulegen habe, daß er im Rezesse den Rechten der Kirche zu nahe trete; daß er davon abstehe, ansonst der Papst strenger gegen ihn verfahren müßte, als er gewohnt und geneigt sey; daß er, damit das Concilium Statt haben könne, die Waffen niederlege, und

entweder sich selbst zum Frieden wende, oder falls derselbe nicht anders geschlossen werden könnte, es dem Concilio überlasse, in der Streitsache mit Frankreich zu entscheiden.« Auch der Kanzler Granvella und der kaiserliche Beichtvater Soto wurde von Rom aus influenzirt. Der Kaiser antwortete auf das Breve mündlich und mit Ruhe: »daß er die politisch für nothwendig geachtete Behandlung der Religionsangelegenheiten in Deutschland mit seiner Ehrfurcht vor der Kirche ernstlich zu vereinigen bemüht seyn werde.« — Bald darauf, am 24. September 1544, kam zwischen Kaiser und König Franz, der durch die Königin Eleonora von Frankreich, Schwester des Kaisers, und den König Ferdinand und den Pater de Soto vorzüglich vermittelte Frieden zu Crespy zu Stande, vorzüglich größtentheils die Zurückführung des heiligen Glaubens zur christlichen Einheit durch die vereinigte Mithülfe beyder Monarchen zu erzielen; worauf auch nach übereinstimmenden Aeußerungen der christlichen Monarchen, selbst K. Franzens, die Suspensionsbulle am 19. November 1544 zurückgenommen, und die Kirchenversammlung neuerdings auf den 15. März 1545 nach Trient berufen wurde. — Auf dem 1545 zu Worms gehaltenen Reichstage gaben sich die Gesinnungen und Gefühle der Protestirenden vorzüglich kund durch abermalige Berufung auf ein gemein frey Concilium (in ihrem Sinne nämlich, wo nicht der Papst und die Bischöfe entschieden), auf eine Reformation, die dem wahren Worte Gottes (ihrer Lehre nach) gleich komme, durch Abscheu und Mißtrauen gegen ein Trientiner Concil, das nur ausgeschrieben sey, damit der Friede ein Loch bekäme, daß nichts nütze, weil der Gegentheil Richter sey, da der Papst die Lutherischen bereits verdammt habe, und jetzt nichts als die Exekution suche. Sie verlangten am 30. Juny 1545 einen andern Reichstag und ein Colloquium zur Vergleichung der Religion, — bis dahin Frieden und Sicherheit, — ohne Meldung von einem Concilium. Der Rezeß vom 26. July 1545 berief einen neuen Reichstag am 6. Jänner 1546 nach Regensburg. In Folge des Beschlusses des vorjährigen Wormser Reichstages wurden von beyden Theilen Reformationsentwürfe verfaßt, um daraus auf freundliche Vergleichung zu handeln. Die Anträge der Theologen des Landgrafen Philipp vereinigten sich mit denen der Theologen von Chursachsen, deren Ansichten Melanchton zusammengestellt hatte, und worin (über Predigtamt, Kirchendiener nach allen Graden, Bischöfe und Collegia des geistlichen Regiments, Kapitel, Ordination, Synoden, Besorgung hoher und niederer Schulen und Universitäten, theologische Studien und Disposition unter bischöflichen Directionen, Wahl der Bischöfe, Kirchengerichte auch

in Ehesachen, Kirchenbau, Consistorien, Kirchengüter u. s. w.), weit entfernt von Luthers Rumorgeist, die Idee vorherrschte, daß man, wenn die Katholiken die Lehre von den Protestanten annehmen, die bischöfliche Jurisdiction und geistliche Stifter u. s. w. zurückgeben könne. Die Uebergabe dieses vom Landgrafen 16. April 1545 gebilligten Vergleichsprojectes hinderte zum Theil der Theolog Bucerus, der in seinem weitläufigen Vorschlag sich dahin aussprach, daß die Protestirenden am nächsten Reichstag nicht als Beklagte, sondern als Ankläger auftreten sollten; daß vom Papst und Concilium durchaus nichts zu hoffen sey, und daß Kaiser und Stände für sich allein durch verordnete fromme und friedliebende Männer die Reformation im Religionswesen vornehmen und durchführen müßten.

Katholischer Seits machte der Bischof von Hildesheim mit anderen Theologen ein Bedenken, wie die streitigen Artikel in einem Concil zu vergleichen oder zu dulden wären. In dem, was alle diese Entwürfe für die Außenseite der Sache einräumten, war nun wohl ohne Zweifel auch die Wirkung der lebhaftesten Besorgnisse sichtbar, welche die Protestirenden in Folge des Friedens von Crespy und der erneuten Berufung des Conciliums erfüllte, daß nämlich der Kaiser jetzt mit ungetheilter Macht die kirchlichen Beschlüsse wider sie, nachdem das Concilium sie bekräftigt, mit den Waffen geltend machen möchte. Sie hätten weit lieber friedlich von dem Kaiser Maßregeln erlangt, welche auf Gründung einer getrennten deutschen Kirche, etwa wie der englischen (mit den sich nach der Lehre und Reichsverfassung ergebenden Unterschieden) gezielt hätten, in solcher Art, daß durch Nachgeben oder Zwang auch der größte Theil der katholischen Reichsstände der Trennung möchte beygepflichtet haben. Mit größter Entschiedenheit aber hielten sie zugleich an dem eigentlichen Prinzip der Trennung fest. Die Bedingniß jener Zugeständnisse war, die Lehre anzunehmen, das heißt, der geistliche Stand sollte äußerlich vieles von seinen Einrichtungen und Besitz behalten, wofern nur die Dogmen, welche nach katholischer Doctrin sein Wesen ausmachen, verworfen würden. — In dieser Beziehung zeigte sich zugleich jene unruhvolle Widersetzung, wovon die Reformationsgeschichte manche Beyspiele darbietet, wenn eine Gefährdung des Errungenen oder die Möglichkeit einer Besiegung und Einengung desselben, als einer der Kirche gegenüberstehenden gleichen Macht, auch nur von fern sich zeigte. Sehr wohl fühlten die Protestirenden, daß ihre Sache nicht bloß auf Gegenstände sich richte, welche die Kirche auf ihren alten Grundlagen schlichten und ordnen könne, sondern daß dieselbe sich in der trennenden Hauptbeziehung zu

der alten Kirche verhielt, wie Vernichtung und Daseyn. Daher denn auch neben jenen nachgiebigen Vorschlägen für die äußerlichen Verhältnisse, der Kampf wider das päpstliche Ansehen und gegen jede Autorität eines Conciliums, wo Papst und Bischöfe die Glaubenslehre aussprechen, sich gerade damals leidenschaftlicher als je hervorthat. — Durch die entschiedenste Schmach- und Fluchrede sollte, wie es scheint, der Menge die Meinung von Unfehlbarkeit der neuen Ansicht gegeben, der Glaube an das kirchliche Ansehen erschüttert, — zugleich aber auch, was wohl ein Hauptzweck gewesen seyn dürfte, dem Kaiser und den katholischen Fürsten die Unmöglichkeit eines allgemeinen Vollzugs kirchlicher Beschlüsse, bey so heftigem unerschütterlichen Nichtwollen derselben, gleichsam handgreiflich gezeigt werden. Aus diesem Gesichtspuncte muß nun wohl auch Luthers wüthige, und vom Churfürsten Johann Friedrich am Reichstag zahlreich vertheilte Schrift: »Wider das Papstthum zu Rom vom Teufel gestiftet,« vom Jahre 1545, und der Schutz betrachtet werden, den der Churfürst Johann Friedrich dieser Schrift (und der zweyten Schrift: »Wider die Concilien«) in einer höchst seltsamen Art zu Theil werden ließ. Bey Anführungen aus dieser Schrift kann der Erzähler in den Fall kommen, sowohl bey katholischen als protestantischen Lesern wegen Verletzung achtungswerther Gefühle um Entschuldigung zu bitten. Bey jenen, weil die angeführten Worte ihnen als Lästerung dessen, was ihnen geheiligt ist, lauten; — bey diesen, weil eine solche Polemik demjenigen nicht zur Ehre gereicht, aus dessen Schriften ihnen zuerst die Kunde von Christus zu Theil geworden ist. Allein die Geschichte muß die Begebenheiten unumwunden characterisiren, weil sie sonst nicht richtig verstanden werden können; — und jenes kann nicht besser geschehen, als durch die eigenen Worte derjenigen, welche Häupter und Beweger der Begebenheiten waren. Indessen wollte Luther selbst sich gegen Vorwürfe dieser Art durch die Betheuerung schützen: »Du kennst meine Sitte; ich pflege nicht darauf zu achten, was Vielen mißfällt; wenn es nur fromm und nützlich ist; und wenn es nur Wenigen und Guten gefällt!« Die päpstlichen Legaten theilten nach Rom ihre Besorgniß mit, der Kaiser möchte, im Wunsch nach Aufschub eines Conciliums durch den türkischen Krieg gedrängt, den Reichstag schnell abbrechen, und die Religionssache möchte dann auf einem abermaligen Reichstag wirklich in einer vom Concilium unabhängigen Weise als Reichsgesetz entschieden werden. Wirklich eröffnete der Kaiser hierauf dem nach Worms (17. May 1545) gesendeten Farnese seine ganz veränderte Gesinnung und seine Abneigung vor der Abhaltung eines Conciliums; weil die Aus-

führung desselben und ihre Verdammung die furchtbare Faction der Protestirenden gleichsam in verteufelte Wuth setzen, und sie zwingen werde, sich zum Kriege zu rüsten, nicht nur zur Defension, sondern um die Katholiken anzugreifen, und den Krieg nach Italien, der ihnen verhaßten Burg der Religion, zu bringen. Die Sache des Concils gehe den Papst allein an, er habe sie aus sich selbst angefangen und geführt, und der Kaiser müsse deßwegen dem Papste alles überlassen. — Indessen, da eingesehen und zugestanden ward, daß gegen die Ketzereyen in Deutschland etwas vorgekehrt werden müsse, weil sonst in kurzer Zeit sowohl der Papst als der Kaiser wenig mehr in diesen Provinzen zu thun haben werden: — so scheint es, daß doch jetzt schon zu Worms die vorläufige Verabredung wegen eines Geldbeytrages von Seite des Papstes zum Kriege wider die Protestanten gepflogen worden sey; und daß der Kaiser damals schon einen Krieg beschlossen habe — für den allerdings höchst wahrscheinlichen Fall, daß die noch vorzunehmenden öffentlichen oder persönlichen Verhandlungen nicht dahin führen würden, daß die Protestanten das Concilium besuchten. Wirklich erschienen Winke, daß der Kaiser im Begriffe stand, die Unternehmung der katholischen Ligue zu führen, daß er in Rom selbst wegen des Concils und der Ligue unterhandeln ließ, und vom Papst Paul III. die Zustimmung zu einem neuen Colloquium und Reichstag erhalten habe. Die Eröffnung des Concils, zwar für den Augenblick aufgeschoben, und weil man dessen Verlegung nach Rom vorschlug, ward endlich vom Papste auf den 13. Dezember 1545 festgesetzt, und wirklich mit der ersten Sitzung am 6. Jänner 1546 ausgeführt. Von dem Colloquium zu Regensburg, das am 27. Jänner 1546 eröffnet worden war, versprachen sich beyde Theile schon im Voraus nur geringen Einfluß auf die Erhaltung des äußeren Friedens. Wirklich löste sich dasselbe, nach sogleich begonnenen subtilen Disputationen über den Artikel der Rechtfertigung, schon am 20. März wieder auf. Schon seit dem vorigen Jahre hatte sich wegen verschiedenen Vorgängen die feindselige Stimmung und das Mißtrauen vermehrt, vorzüglich weil die Protestanten einiges von dem kriegerischen Vorhaben des Papstes, von Rüstungen des Kaisers, und daß viel tausend Hacken und Handgewehre aus Italien gesendet würden, erfahren hatten. Während aller übrigen Vorgänge hatten sich auch die schmalkaldischen Bundesverwandten wiederholt zu Worms, Hannover und zu Ende 1545 und Anfang 1546 zu Frankfurt versammelt, zur Erneuerung des Bundes, welcher mit Invocavit 1546 zu Ende ging, und zur Bestimmung ihrer weiteren Stellung und ihres Wirkens für ihre angenommene Ueberzeugung und gegen

ungerechte Angriffe, möge das Colloquium eine erwünschte Frucht haben oder nicht. Auf den Wunsch und die Einladung des Kaisers, der jetzt noch einen letzten und persönlichen Versuch machen wollte, den Landgrafen für eine Vermittlung und nachgiebigere Behandlung der Religionssache zu stimmen, waren auch Landgraf Philipp, der Churfürst von der Pfalz und ein Abgesandter Würtembergs nach Speyer, März 1546, gekommen. Man sprach dort seine Ansichten und gegenseitigen Beschwerden offen aus, der Kaiser seine wohlwollende Gesinnung gegen das deutsche Vaterland und die Bundesgenossen, der Landgraf Philipp seine Ueberzeugung, daß die angenommene Religion in Deutschland nun einmal nicht mehr unterdrückt werden könne, daß viele tausend Menschen darüber vertilgt werden würden, dem Kaiser selbst zum größten Verluste, den Feinden des Reiches aber und den Türken vor allen zum höchsten Gewinne; und daß in dieser Lage nichts besser sey, als wenn der Kaiser die Religion unter den Reichsständen frey gebe, so jedoch, daß der Friede aufrecht erhalten werden sollte. Hinsichtlich des Conciliums und beym Vorschlage von Mittelartikeln kam der Landgraf immer darauf zurück, daß die oberste Entscheidung bey der Schrift seyn müsse. Persönliches Erscheinen bey dem Reichstage weigerte er standhaft mit Vorgabe der zu großen Kosten von 30,000 Gulden. Der Erfolg dieser Unterredungen war so viel als keiner; jedoch hatte man keinen Grund, anzunehmen, daß es dem Kaiser mit den in diesem Gespräche geäußerten Absichten nicht Ernst gewesen sey. — Nachdem die bisherigen Versuche zur Verständigung, die Colloquien u. s. w. seither so wenig Erfolg gehabt, und das Concilium aufs Beharrlichste recusirt war, schien noch der Weg übrig zu bleiben, daß, unabhängig von gänzlicher Vereinigung der beyderseitigen Theologen, von Kaiser und Reichswegen einstweilen einige Zugeständnisse oder Mittelartikel (etwa die vier vereinigten Artikel vom J. 1541 mit Zulassung der Ehe der Prediger und des Kelches in der Art des nachmaligen Interims ohne weitere fundamentale Trennung) ausgesprochen würden, und so die Gegner vermocht werden könnten, auch noch das Concilium zu beschicken; auf welchem übrigens eine wirkliche Reform anerkannter Gebrechen zu befördern ebenfalls des Kaisers ernster Wunsch und Wille war. Dieses war es, was derselbe nach dem entschiedensten Siege unternahm; warum sollte man zweifeln, daß er den Krieg hätte unterlassen wollen, wenn die Fürsten damals dazu die Hand geboten hätten?

Zweyter Abschnitt: Erneuerung des Krieges und Begebenheiten in Ungern bis zum Abschluß des fünfjährigen Waffenstillstandes mit den Tür-

ken, p. 99—222, kleine Schrift. Der Sturz des zum Frieden geneigten Ibraims, das Mißtrauen wegen fortdauernder Unterhandlungen zwischen Ferdinand und Johannes und dem zwischen Suleiman und dem Kaiser noch schwebenden Krieg brachten auch in Constantinopel wieder zwischen K. Ferdinand und den Türken eine feindseligere Stimmung hervor, die, troß der Gesandtschaften, immer höher hervorglimmte, und seit 1536 wurde der Pascha von Belgrad, Mahmeth Jahiogli, durch ausgedehnten kleinen Krieg und durch Eroberung von dreyßig Schlössern auf dem Gebiete Ferdinands der eigentliche Wiedererneuerer des förmlichen Krieges, der mit dem Verluste von Clissa, eines für den Besitz Dalmatiens sehr wichtigen Punctes, und mit der schmachvollen Niederlage bey Esseg, welche der altrömische Muth des edlen Lodron vergeblich abzuwenden bemüht war, 1537 begann. Katzianer, Schlick, Ungnad und Pekry fallen dieser nachtheiligen Ereignisse wegen in Ungnade. Katzianer flüchtig in Kroatien, mit den Türken in geheimer Verbindung, den Parteygeist wüthig aufregend, wird durch die Zrinys ermordet. — Das wichtige Dokument des ganzen Adels und der Landleute in der windischen Mark über Ungnads Wohlverhalten im türkischen Kriege — steht in Lünigs Reichsarchiv. Spicileg. Saecular. p. 1486. — Während dieser Ereignisse gingen die Unterhandlungen mit Johannes fort bis zur Vermittlung des Friedens 24. Februar 1538 durch den Erzbischof von Lunden und den Kaiser auf die Bedingung der gänzlichen Reversion des Landes an Ferdinand nach dem Tode des Johannes und eines Bundes zur gemeinsamen Vertheidigung des ungrischen Reiches gegen die Türken; worüber Papst Paul III. und wegen des festeren Zusammenschließens der christlichen Potentaten im Waffenstillstande zu Nizza zwischen Kaiser und König Franz und der Trippelallianz zwischen Papst, Kaiser und Venedig gegen die Türken, die höchste Freude 4. July 1538 ausdrückte. In diesem Trippelbundesbrief vom 8. Februar 1538, in welchem auch König Ferdinand eingeschlossen war, war für alle, den contrahirenden Theilen zufallenden Obliegenheiten an Geld, Schiffen und Mannschaft Vorsehung getroffen, ja selbst ein vorläufiger Theilungsvertrag der türkischen Provinzen diesseits des Bosporos und die Wiedererrichtung des Kaiserthums von Constantinopel durch den abendländischen Kaiser bestimmt worden. Man sieht also, daß — nach dem oft bewährten Schicksal des Hauses Oesterreich, während oder kurz nach erlittenen Verlusten, auf einer andern Seite sich neuer Hülfsmittel und neuen Zuwachses an defensiver Stärke zu erfreuen, — auch damals K. Ferdinand ganz kurz nach den Unfällen seiner Waffen, durch den Frieden mit Johannes und durch das erwähnte heilige Bündniß, viel

stärker als vorher, wenigstens zur Vertheidigung, den Türken gegenüber stand. — Vergebliche Bemühungen der Königin Eleonore von Frankreich und der niederländischen Statthalterin Maria für den zehnjährigen Waffenstillstand mit Frankreich, und für Hülfe von Franz I. gegen die Türken. — Suleimans Heerzug gegen Johannes 1538 und dessen durch Furcht, Mißtrauen und die Rathschläge seines Bruders Georg noch größere Unterwürfigkeit nach dem Abzuge des Sultans — 1540. — In den ihm aufgetragenen Friedensvermittlungen zwischen K. Ferdinand und Johannes benimmt sich der gewesene Erzbischof von Lund, Johann Vesalius, aus aufstrebendem Ehrgeiz und Habsucht sehr zweydeutig. Er verliert K. Ferdinands Vertrauen. Gegen die Intriguen des K. Sigismund von Polen und seines Schwiegersohnes Johannes dringt K. Ferdinand vergeblich auf die Publizirung des Warasdiner Friedens mit Johannes und gemeinsame Vertheidigung; und es erwahrt sich vollkommen die Warnung des Alexander Thurzo, damaligen Locumtenens — an K. Ferdinand, 18. Febr. 1540, über die zweydeutigen Gesinnungen des Johannes und jenes Bruders Georg. Durch die nämlichen Mittel wird eine Sache erhalten, als wodurch sie gegründet worden; getrennte Herrschaft in Ungern bestand durch Schutz und Waffenmacht der Türken; — so erhielt und setzte sich dieselbe auch nach dem Tode des Johannes durch das gleiche Mittel fort, ungeachtet entgegenstehender Verträge. Darum darf man sich nicht verwundern, wenn K. Ferdinand aus dem Aufstande der Woiwoden von Siebenbürgen, Mailath und Emerich Balassa, an dem er selbst durchaus keinen Antheil hatte (1540), und welche Empörung Johannes mit aller Kraft zu unterdrücken strebte, Vortheil zu ziehen trachtete; denn alsogleich und in den letzten Tagen vor seinem Tode noch, 22. July 1540, ließ Johannes vertragswidrig in Constantinopel durch seinen Bruder Georg unterhandeln; er sandte auch Boten an den Kaiser und an den König von Frankreich, der ihn mit Geld unterstützte, und ihm ernstlich rathen ließ, er solle seine Sache mit den Türken auf irgend eine Weise vertragen, und nicht den Versprechungen der christlichen Fürsten vertrauen, wenn er nicht zu Grunde gehen wolle. — Nach dem Tode des Johannes standen zwischen K. Ferdinand mit der ihm seither schon gehorchenden Hälfte des Reichs und den Türken drey Abstufungen ungrischer Gesinnung. Die einen bekannten sich uneingeschränkt zu der Verpflichtung des Warasdiner Vertrags; sie waren unbedingt für Vereinigung des Reiches unter Ferdinand; ihre Gesinnung hatte am einfachsten und kraftvollsten der Bischof Frangipani in einem Schreiben an den Papst ausgesprochen p. 132 — 135. Die andern, eine sehr

ansehnliche Mittelparten, wollten aufrichtig dasselbe, aber nur mit der Bedingung, wenn Ferdinand und der Kaiser wirklich ein so starkes Heer aufstellen würden, daß Ungern von den Türken frey und vor ihnen gesichert würde: sonst wollten sie unter irgend einem neugewählten Könige sich durch Tributzahlung mit den Türken so gut als möglich stellen und Vertrag schließen, wo möglich unter Vereinigung auch mit dem Ferdinandischen Theil, um in einer gewissen Stärke neben den Türken zu bestehen. Am merkwürdigsten und offensten sprach sich die Ansicht dieser Mittelparten aus in einem von Frangipani, Peter Pereny, Franz Bebek, Stephan Raskay und Sigismund Balassa unterzeichneten Schreiben, Erlau 30. August 1540, an den Kaiser. Der wichtigste Mann dieser Mittelparten war wohl Peter Pereny. K. Ferdinand pflog mit ihm verschiedene Unterhandlungen 1536—1539, woraus erhellt, daß Pereny mit dessen Genehmigung auf der Seite des Johannes geblieben sey, jedoch so, daß er nach dem Tode desselben, oder wenn dieser den Tractat nicht hielt, offen und ganz sich für Ferdinand erklären sollte, p. 138—140. Die dritte Parten war die Witwe des Johannes oder vielmehr der Tutoren seines nachgelassenen Prinzen, welche ein Erbrecht desselben auf den Thron annahmen, im offenen Widerspruch mit dem Warasdiner Vertrage und zum unbezweifelten Schaden der Nation; da solcher Anspruch die innere Entzweyung perpetuirte, und nur durch türkische Hülfe zu behaupten war; und weil es überdieß den Häuptern dieser Parten, namentlich dem Bruder Georg, nicht so sehr um die Herrschaft des jungen Prinzen oder seiner Mutter, als um eigene Macht zu thun war, und der unter Huldigungen und täuschenden Vorwänden gegen Ferdinand sowohl als gegen die Türken die Herrschaft so fortzuführen wußte, wie er sie der Sache nach auch schon in den letzten Jahren des Johannes ausgeübt hatte. Dennoch konnte bey dieser Getheiltheit mehr als zuvor die Hoffnung gefaßt werden, die Nation vereinigt und vor den Türken gesichert zu sehen; weil K. Ferdinand seinerseits alle erforderlichen und zweckdienlichen Schritte that. Dagegen wendeten sich Georg und Petrowitsch, die Tutoren des Sohnes des Johannes, um Hülfe nach Constantinopel und Polen, wo inzwischen in den J. 1540 und 1541 alle Unterhandlungen K. Ferdinands, und der Versuch, Ofen wieder zu erobern, vergeblich gewesen waren, so wie alle seine Anstrengungen beym Kaiser, beym Reiche, in Böhmen und Mähren zur Aufstellung eines größeren Heeres — von geringem Erfolg gewesen sind. Bey der wiederholten Belagerung Ofens unter dem alten Roggendorf erlitt das Heer Ferdinands, 20.—21. Aug. 1541, die entschiedenste Niederlage durch die Türken. Bald

darauf, 26. August, kam Suleiman selbst mit einem großen Heere vor Ofen an; er ließ die Stadt durch Betrug und List gegen Isabella selbst besetzen, und hielt dann am 2. September seinen Einzug; alles Land an der Donau mit der Hauptstadt Ofen bis an die Theis machte er zur türkischen Provinz, und bestätigte dagegen die Königin mit ihrem unmündigen Sohne und dessen Vormünder Georg und Petrowitsch in der Herrschaft des Landes jenseits der Theis. Isabella zog weinend und mit verhaltenem Schmerz aus der Stadt, einem barbarischen Eroberer den Sitz des Reiches überlassend, welchen sie dem christlichen und rechtmäßigen Könige von Ungern verweigert hatte. Gegen die nun aufs Höchste gestiegene Gefahr war mit unendlicher Anstrengung in allen Erbländern und im Reiche 1542 und 1543 ein wohlgerüstetes Heer und eine Donauflotte zusammengebracht worden: aber wieder war nur ein schmählicher Rückzug von dem vergeblich belagerten Pest und eine wilde Auflösung des Heeres, wahrscheinlich durch französische Practiken, die traurige Folge gewesen, so daß K. Ferdinand selbst an den Kaiser über dieses Ereigniß schrieb: »daß niemals so große Schmach und Unehre im Reiche geschehen sey, außer dem Schaden und größerer Gefahr des Aergern.« Sehr merkwürdig ist dabey, daß, ungeachtet dieser kriegerischen Unfälle, dennoch die Königin und ihre Partey nach der gemachten Erfahrung von Suleimans Handelsweise, sich auf dieselbe Art wieder gegen Ferdinand erklärte, und das Nämliche zugestand, was er beym entschiedensten Kriegsglück von derselben erlangt haben würde, nämlich die Beobachtung des Warasdiner Vertrags. Um ihn nicht zu halten, hatten sie den Sultan aufs Neue hereingerufen; nachdem dieser gesiegt hatte, sehen sie sich genöthigt, bey der Stärke des Rechtes Ferdinands, sich zu jenem nämlichen Vertrage zu bekennen (23. April und 26. July 1542), mit dem, dem Stamme des Zapolya und der Isabella erblich eingeräumten Herzogthume der Zyps — sich zufrieden zu stellen, und dagegen auch noch die Unzertrennbarkeit der Zyps vom Königreiche Ungern und nach dem Ausgange ihres Stammes den Rückfall derselben an Oesterreich zu reversiren. Ueber den bald darauf erfolgten Prozeß gegen Peter Pereny, das Haupt der oben bezeichneten Mittelpartey, zeigen sich die Geschichtschreiber wenig unterrichtet, und des Jovius Erzählung ist wie gewöhnlich etwas abenteuerlich. Aus archivalischen Quellen ergibt sich folgende Aufhellung. Nach der Niederlage bey Ofen, als die Macht des K. Ferdinand in Ungern geschwächt schien, wachte auch aufs Neue Eifersucht und bewaffnete Gewaltthätigkeit unter den ungrischen Großen auf, unter welchem Verhältnisse Peter Pereny es für nothwendig fand, mit Andreas Bathor, Bebeck, Raskai,

Drasky und mit drey Brüdern Homona eine Conföderation zu schließen, mit dem urkundlich angegebenen Zwecke, gewaltthätige Angriffe abzuhalten, und die Gewaltthäter zu Recht zu zwingen, alles unbeschadet der Treue, womit sie königlicher Würde verwandt seyen. Darob nun, wegen Besetzung vieler fester Plätze in Ungern, vorzüglich der Stadt und des Schlosses Erlau, wegen gewaltsamer Einnahme vieler Güter des Fünfkirchner Domkapitels, als schuldig an dem Unglücke vor Pest, und wegen vielen geheimen Communicationen mit den Türken, des Hochverrathes, und als wollte er sich selbst zum König von Ungern machen — ward Pereny kurz nach dem Rückzuge von Pest auf K. Ferdinands Befehl zu Gran verhaftet, über 32 Fragepunkte zur Verantwortung und über sieben Forderungen zur Beystimmung vernommen (Wien, 18. October 1542). Wiewohl dieser Vorfall allenthalben große Unzufriedenheit erregte, die von Pereny befehligten Truppen unwillig das Lager verließen, alle Großen des Reichs, besonders der Locumtenens Thurzo, schmerzlich davon betroffen worden waren, und Pereny selbst nicht nur alle Forderungen erfüllte, sondern auch betheuerte, »daß, wenn auch der Türke ihm sein ganzes Reich gegeben hätte, so würde er nie wider Gott und königliche Majestät, sein Vaterland und sein eigenes Blut dergestalt gehandelt haben:« so ließ ihn Ferdinand dennoch zur weiteren Haft und Untersuchung als Staatsgefangenen nach Neustadt bringen (November 1542), und nach vergeblichen Forderungen am Tyrnauer Reichstage 1545 und nach zweckloser Verbürgung aller Regnikolaren für ihn, wurde Pereny erst 1547 nach Erlegung von 40,000 Gulden für die erhobenen Zehenten von Erlau wieder auf freyen Fuß gesetzt, wornach er aber schon auf der Heimreise starb, p. 176 — 188. — Ungeachtet des widrigen Kriegsglückes in den vorigen Jahren herrschte dennoch keine unwürdige Niedergeschlagenheit weder bey Ferdinand, noch bey den ächt patriotischen Ungern. Auf die Anzeige des Woiwoden von der Wallachey, Radul (Jänner 1543), daß der türkische Kaiser den Vorsatz habe, Wien abermals zu belagern, ja alle Reiche bis nach Rom hin zu erobern, — war man zur Aufstellung eines neuen Heeres in Ungern, in allen Erblanden, in Böhmen und Mähren und im Reiche unablässig thätig; und ungeachtet, wegen des abermaligen, schmachvollen Friedensbruches von Seite des Königs Franz, der Kaiser keine Hülfe senden konnte, zog K. Ferdinand dennoch dem schon bis Stuhlweissenburg siegreich heraufgedrungenen Suleiman, im May 1543, muthvoll entgegen, wenn gleich nach dem unvermutheten Rückzuge des Erbfeindes, auch dießmal durch schnelle Auflösung des Heeres, ihm weitere Fortschritte versagt waren. — Die während

diesen Ereignissen immerfort gepflogenen Unterhandlungen zwischen Ferdinand, der Partey der Isabella und namentlich mit dem Bruder Georg, p. 202—209, geben das Resultat: daß die Königin gleich einer Gefangenen von den Parteyhäuptern gehalten, und zu bitteren Klagen gegen den Bruder Georg, den wahren Beherrscher des Landes, berechtigt war; daß dieser Letztere sich bey K. Ferdinand im Vertrauen mit aller List zu erhalten suchte, ohne sich gegen die Türken zu compromittiren, und daß es endlich nur einer geringen Kriegsmacht bey glücklichem Erfolge gegen die Türken bedurft hätte, um das ganze Ungern wirklich zur Einheit zurückzubringen. — Während des noch fortschwebenden Kriegsstandes in Ungern unterhandelte man wieder in Konstantinopel über den Besitz des Landes — ohne zum Ziel zu kommen; aber auch nach dem Frieden von Crespy — schien der Kaiser zur Befreyung Ungerns, als des Bollwerks der Christenheit, Oesterreichs und Deutschlands, bereit; verderblich genug ward jedoch die wirkliche Hülfe wieder vom nächsten Reichstage abhängig gemacht 1545. — Auch die Beschlüsse zur Defension des Reiches auf dem Tyrnauer Reichstage waren fruchtlos; weil im entscheidenden Zeitpuncte des Friedens zu Crespy — das allgemeine Aufgebot des deutschen Reiches nicht zu Stande gebracht werden konnte. Denn die gewaltigsten Umstände, das Umsichgreifen und die Ansprüche der Protestirenden störend die politische Reichsordnung, daß sie sich ohne Garantien für völlige Rechtsgleichheit des Lutherthums mit der alten Religion im Reiche zu nichts mehr verstehen wollten, die Unmöglichkeit eines Aufschubes des Conciliums und die aus Mißtrauen sehr feindselige Stimmung wegen eines den Protestanten bevorstehenden Krieges, um sie mit Zwang dem Concilium zu unterwerfen, all dieses vereitelte wieder und gänzlich einen kraftvollen Feldzug gegen die Türken. — Man hielt es daher für gerathener, bey der geneigten Gesinnung der Pforte (p. 215—222), bey Suleiman nach dem gegenwärtigen Besitzstand auf Frieden oder Stillstand (October 1545) unterhandeln zu lassen; und so wurde jetzt, ungeachtet der geheimen und offenen Gegenwirkungen von Seite Frankreichs, im Sommer 1546 — ein mehrjähriger Waffenstillstand abgeschlossen. — Am Ende dieses Abschnittes, in welchem K. Ferdinand abermals sein Recht mit Krieg geltend zu machen unternommen, stand freylich die Sache, in Folge des fortwährend unglücklich geführten Krieges, darin schlimmer wie zuvor, daß der Antheil von Ungern, den Ferdinand wirklich inne hatte, noch um Gran, Stuhlweissenburg rc. vermindert war, und daß der Türke jetzt einen beträchtlichen Theil des Reiches in eine unmittelbare Provinz verwandelt hatte. Andererseits aber hatte

sich dennoch auch hier gezeigt, daß die Stärke gesetzlicher und gerechter Regierungen nicht bloß in augenblicklichen Erfolgen der Waffen beruht. Mitten unter beklagenswerthen Unfällen und erfolglosen Anstrengungen zeigte sich jene Stärke, welche in der föderativen Macht besteht, nach jenem alten Ausspruch, daß gute Freunde noch mehr als Heere zur Stärke beytragen; — es zeigte sich die Kraft des Rechtes, welches selbst die Widerstrebenden anerkennen; — die Stärke des gesetzlichen Mittelpunctes, welcher hauptsächlich nur der Neutralisirung fremder Uebermacht bedarf, um über innere Entzweyungen zu siegen; — die Hülfsquellen der Ausdauer endlich, welche schon in der Mäßigkeit des Kraftaufwandes eine Gewährung findet, und über den endlichen Erfolg eines beharrlichen Strebens Zuversicht einflößt. — Aus der ganzen Reihe der Thatsachen ist es übrigens sehr begreiflich, daß der Bruder Georg wegen der von ihm ganz hauptsächlich fortgesetzten innern Entzweyung und König Franz, welcher nicht nur durch immer erneuerten Angriff den Kaiser abhielt, Ungern zu Hülfe zu kommen, sondern auch alles that, um die Türken zu Invasionen anzutreiben, für patriotisch gesinnte Ungern sehr gehässige Namen waren.

Dritter Abschnitt: Die deutschen Städte in Verbindung mit der Kirchentrennung, p. 225—306 (kleinere Schrift). Die beyspielsweise Darstellung, wie das geordnete Bürgerthum in den Städten für die Religionsspaltung gewesen sey die Wiege zur Entwicklung der Vielfachheit der Bekenntnisse, die Wiege der ersten großen Haupttrennung unter den gegenkirchlichen Lehrmeinungen, die feste Sohle und das feste Geleise zur Ausbreitung der in ihrem Schoße befestigten und unter den Schutz eigener Magistrate gestellten neuen Lehre — durch defensive Bündnisse, durch mittelbare Verhandlungen, durch häufige Berührung mit Fremden in Handel, Industrie und Kunstverkehre, durch den Bücherdruck und Buchhandel, und einige Male auch durch Gewalt der Waffen, wie Bern gegen Savoyen im Süden und das revolutionirte Lübeck gegen Dänemark im Norden, und wie dieses geordnete Bürgerthum — durch Gestaltung friedlicher Uebereinkunft zwischen den politischen Ansprüchen widerstrebender Religionsbekenntnisse, durch Ausbildung der Formen eines Religionsfriedens im Kleinen in ihrem Schooße, und durch Ausführung eines staatsrechtlichen Religionsfriedens und rechtlichen Nebeneinanderseyns von Staat zu Staat, wie bey den schweizerischen Städten — eine feste legislative Stellung in Beziehung auf die Religionsspaltung erstrebt und eingenommen habe, — ist die Hauptaufgabe dieses Abschnittes. Diese allgemeine Darstellung und Betrachtung wird durch die umständ-

liche Nachweisung der Entstehung und Ausbildung der neuen Religionsverhältnisse und der Bündnisse in der Schweiz nachgewiesen und erwahrt. Gang der Kirchentrennung in Zürch p. 229—235, in Solothurn, in Bern, in Basel, in St. Gallen, in Glarus, Appenzell und Graubündten p. 235—243; wo überall theils ganz, theils gemischt, die neue Lehre Wurzel gefaßt, die Magistrate und die Bürgergemeinden getheilt, und unter Benützung günstiger Umstände von Seiten ihrer Anhänger durch verschiedene Uebergänge sich zum Staatsgesetze erhoben hatte (p. 248—273). Die Anfänge und Festsetzung oder Reformationsgrundsätze in den deutschen Städten, vorzüglich in Straßburg, Ulm, Augsburg, Frankfurt, Bremen, Münster, Hannover, Hamburg, Lübeck; der Krieg mit Dänemark und Holstein unter Wüllenweber und Mayer, und ähnliche Bewegungen zu Stralsund p. 273—306. In dem Berichte der Frankfurter katholischen Geistlichkeit an das Kammergericht, an Kaiser und König ist folgende Stelle bemerkenswerth: »Nun ist röm. kath. kais. Maj. höchlich zu bedenken, daß die Stadt Frankfurth mitten im heiligen römischen Reich liegt, und daß zweymahl im Jahr zu den zwey Messen ein merklich Volk von aller Nation dahin kommt, als Franzosen, Hispanier, Holländer, Brabanter und Italiener, und daß das fremde Volk, da diese Leere nit ist, leichtlich daselbst möge ein Gift haben und fürder weiter ausgießen, zu dem die lutherischen Bücher daselbst, unterschiedlich in französisch, hispanisch, lateinisch und deutsch feil gehabt und verkauft werden, und daß darum zuvörderst hoch vonnöthen seyn will zum fürderlichsten immer möglich Insehen zu thun!«

Vierter Abschnitt: Gesteigerte Fürstenparteyung im Reich, auf den Grund der Religionstrennung, p. 309—464. Die gegenkirchliche Bewegung war frühe schon mit gleichzeitigen Anfängen und Anlässen zu anarchischer Umwälzung der bürgerlichen Ordnung in Verbindung getreten; die widertäuferischen Schwärmereyen geben einen furchtbaren Beleg dafür. Verschieden hievon sind die aus der Allianz der gesetzlichen weltlichen Autorität mit den neuen Lehren hervorgegangenen Verhältnisse. Indem die Gesetzgebung sich, nach vielfach gestalteten Uebergängen, mit der neuen Lehre durchdrang, dieselbe in ihrer Anwendung zu regeln suchte, zur Behauptung, Sicherstellung oder Ausbreitung derselben Conföderationen schloß, wurde die geistige Bewegung Gründerin einer

neuen Legalität und einer neuen religiös-politischen Macht; — welche auf lange Zeit für die legislativen und staatsrechtlichen Entwicklungen in Europa ein unermeßlich folgenreiches Prinzip und wichtiger Gährungsstoff geworden ist. Zwar verbanden sich in dieser Sphäre auch leidenschaftliche Kriegslust und politische Entzweyung mit der Glaubenstrennung nicht ohne gewaltsame Verletzung des altbestehenden Rechtes; die Staatsvernunft, die bleibende Autorität und die neu begründete Legalität conservirte aber und sicherte auf lange Zeit einen großen Theil der rechtlich bestehenden Verhältnisse, wodurch sich in demselben Bilde neben Auflösung und Anarchie auch geregelte Gestaltung und festere Gründung zeigen. In dieser neuen Legislation und Macht, in diesem getrennten Bündnisse der Fürsten und Reichsstädte in Deutschland, als in dem Mittelpuncte von Europa, waren aber die Fürsten der wichtigste, folgenreichste Bestandtheil der neuen Bundesmacht, weil ohne diese derselben Festigkeit und Dauer gemangelt haben würden, und nur durch diese Theilnahme der größern Territorialgewalt die Glaubenstrennung für die Verhältnisse der neuen Monarchien so einflußreich geworden ist. Diese ungleich schneller als der geistige Streit aus seinem Wesen sich entwickelnde neue politisch religiöse Bundesmacht überraschte die Anhänger der alten Ordnung außerordentlich. In ihrer Ausbildung und Stiftung vielfach zertheilt, unbestimmt und unberechenbar zeigte sich dieselbe gerade in der feindseligen Stellung gegen die altbestandene Form der christlichen Republik, sey es in mißtrauischer Wachsamkeit oder für zuvorkommenden Angriff vereinigt. Die Begriffe über das Verhältniß, welches die Grundlage des Lebens bildet, über jenes nämlich der menschlichen Dinge und des Gewissens zu Gott, hatten bey einem so großen Theile der Zeitgenossen eine mächtige Erschütterung und Umwandlung erlitten; alle äußeren Rechts- und Besitzesverhältnisse, welche damit in Verbindung gestanden hatten, wurden bedroht und verändert, die tiefe Entzweyung, jene starke Verneinung und der Angriff, welcher sich in dem geistigen Grunde offenbarte, von welchem nicht abzusehen war, in welchem Umfange er den Bestand aller gewohnten Verhältnisse gefährden würde, und diese neu entstandene religiös-politische Macht, welche sich durch Entwicklung publizistischer Folgerungen und Forderungen immer fester gestaltete, und alle vorhandenen Stoffe der Entzweyung sich anzueignen und in sich aufzunehmen schien, wurde, als das Prinzip einer bleibenden, sich immer erneuernden Opposition und politischen Zwietracht, in das Herz des Reiches gelegt, und theilte sich von da aus andern Ländern und Königreichen mit, für deren

Politik und Macht, sofern sie auf Trennung und Entzweyung zielte, dasselbe fortan einen natürlichen Stützpunct und Hebel bildeten. — Gleich nach dem Augsburger Reichstage hatten 22. Dezember 1530 zu Schmalkalden Verhandlungen Statt, wegen Vertheidigung gegen alle allfälligen Beschuldigungen, wegen Bitte an den Kaiser um ein christliches, nicht um ein päpstliches Concilium, worin der Papst das Haupt sey, und allein die päpstlichen Bischöfe schließlich bestimmen sollen, — endlich wegen eines christlichen Verständnisses zur bewaffneten Gegenwehr und Rettung auf den Grund des auf den Troppauer Bund gestellten schmalkaldischen Bundes. Dies Bündniß wurde bey einer neuen Zusammenkunft zu Schmalkalden 1531 und unter erweiterter Theilnahme der vorzüglichsten rheinischen Städte vom Sonntage Invocavit auf sechs Jahre und im J. 1536 abermals zu Schmalkalden auf fernere zehn Jahre und in wieder erweiterter Ausdehnung erneuert — nach der 1536 aufgerichteten Bundesordnung in sechzig Artikeln zur gemeinsamen Vertheidigung gegen jeden Angriff: »Wenn sichs begebe, daß einer aus ihnen um des Wortes Gottes und evangelischer Lehre oder um Sachen willen, die aus dem Worte Gottes folgen, und demselben anhängig seyen, oder wenn eine andere Sache zum Scheine gewendet werde, sie aber ermessen möchten, daß es vornehmlich um dieses Gottesworts willen geschehe — angegriffen werden wollte und würde, einander aus höchstem Vermögen beyzustehen, — damit ja das Wort Gottes nicht ausgetrieben und das Papstthum wieder aufgerichtet werden möge.« Ganz zum gleichen Zwecke ward mit K. Christian von Dänemark 1536 und 1538 der Bund auf neun Jahre geschlossen, und auf dem Convente zu Braunschweig, wo man für evangelische Prinzen auch evangelische Vormünder und Beamte decretirte, alle Papisten in Städten evangelischen Bundes von höheren Stellen ausschloß, und den Bund abermals erweiterte, blieb man unentschieden, ob man das Reichskammergericht nicht gänzlich verwerfen soll, bis es visitirt, und von den Protestirenden mitbesetzt sey. Eine in solcher Art im Reiche aufgerichtete Bundesmacht für ein neues und besonderes Religionsbekenntniß und zur Behauptung völliger Unabhängigkeit von Kaiser und von Reichsgewalt in allen Sachen, welche den Bundesfürsten gefiel, als mit dem Zwiespalt der Religion in Verbindung stehend zu betrachten, von dem verfassungsmäßigen Gehorsam auszunehmen, bildete allerdings eine neue, auf einem selbst erklärten Staatsrecht beruhende Macht im Reiche. Das Fortbestehen einer Grundlage des gemeinsamen Reichsverbandes wurde durch dieses Vorhandenseyn einer unab-

hängigen Bundesmacht um so zweifelhafter, da keinen Augenblick verkannt werden konnte, daß bey aller Verwahrung sich nur zur Gegenwehr und rettungsweise in Krieg setzen zu wollen Argwohn und Mißtrauen, auch Besorgniß für den Besitz eines neu erworbenen und selbst erklärten Rechtes bey den Staatenführern vorherrschte. Die Macht, welche dieser neuen Bundesmacht gefährdet und gefährdend gegenüber stand, war eigentlich die alte politische Christenheit überhaupt und das Kaiserreich insbesondere; bey der großen Getheiltheit beyder aber war es natürlich, daß die am alten Glauben festhaltenden Reichsstände in engen, geschlossenen Gegenbündnissen Schutz und einstweilige Sicherung des Besitzstandes suchten, um so mehr, als der Aufschub der Entscheidung und ein einstweiliger Religionsfrieden die Verbreitung der protestantischen Lehren und die protestantische Macht selbst immer mehr erhöhte. Erst im J. 1533 schlossen Churfürst Joachim I., Herzog Erich von Hannover, Herzog Heinrich von Braunschweig und Herzog Georg von Sachsen den ersten Schutzvertrag für Aufrechthaltung des alten Glaubens; welcher zwar geheim, und weil Joachim I. am 11. July 1535 gestorben war, — und Joachim II. der Reformation sich günstig zeigte, ohne besondere Folgen geblieben ist. Gleichzeitig vermehrte die äußere Macht des Protestantismus (besonders für den Fall eines allgemeinen Religionskrieges) die Trennung K. Heinrichs VIII. in England von der katholischen Kirche; — wenn gleich das Schisma mehr die Trennung des äußeren Organismus war, die nach und nach erst auch in Läugnung jener Dogmen, die der deutschen Reformation zum Grunde lagen, fortschritt; wogegen die Reformation sich von der Sache und Wurzel über alle äußeren Verhältnisse verbreitete. Von dem höchst verwirrungsvollen und besonders durch die Glaubensspaltung gefahrvollen Zustand Deutschlands im Allgemeinen, »so daß alles voll Irrthum und verderbter Sitte, aufrührerisch, abscheuwerth, fast in allen Jahrhunderten unerhört, täglich schwerer werdend, und wenn nicht heilsame Mittel angewendet werden, Deutschlands Untergang, Umkehr und Ruin alles Standes und aller Ordnung nach sich ziehend sey« — hatte K. Ferdinand 13. Dezember 1535 den Kaiser in Italien benachrichtigen lassen. Dieß, der eigene Hang zu nachdrücklicheren Maßregeln, die Verlängerung des schmalkaldischen Bundes auf erweiterte Grundlage veranlaßten den kaiserlichen Vicekanzler Held und den Kanzler K. Ferdinands Namens des Kaisers 10. Juny 1538 zu Nürnberg, ein katholisches Gegenbündniß zur Aufrechthaltung des Friedensstandes in der Religion defensive jedoch und allein zur Gegenwehr auf eilf Jahre zu Stande zu bringen, welches der Kaiser, als nach seinem Wis-

sen und Willen geschlossen, zu Toledo am 20. May 1539 ratifizirte mit der Erklärung an alle Reichsstände, dasselbe genau halten zu wollen; womit sich dann 1540 auch der Papst vereinigte. — Im Stande der Religionssache im Reiche wurde eine wichtige Aenderung bewirkt durch den Tod des Herzogs Georg von Sachsen, 17. April 1539, eines derjenigen Fürsten, welchen die Glaubenssache am ernstlichsten und redlichsten am Herzen lag, und in den politischen Verhältnissen einer der bedeutendsten Stützen der alten Religion. Durch seinen lutherischen Bruder und Nachfolger Heinrich wurde die Reformation über ganz Sachsen ausgebreitet und befestigt, und zwar ohne den geringsten Widerstand zur gerechten Verwunderung Aller; was hier wie anderswo zum Theil der Unwissenheit oder Ungeübtheit zur theologischen Vertheidigung oder auch schon früher gefaßten Hinneigung zur Neuerung, am allermeisten aber wohl doch der mit Characterschwäche verbundenen Gewohnheit, dem Willen des Landesfürsten und dem herrschenden Systeme zu folgen, zugeschrieben werden muß. Nach Herzog Heinrichs Tod, 18. August 1541, übernahm der junge Herzog Moritz die Regierung, welcher, obwohl Protestant, doch nicht geneigt war, sich einer politischen Vormundschaft des Churfürsten und Landgrafen zu unterwerfen, sondern nach höheren Dingen auch durch Gunst des Kaisers trachtete, und sogar vom schmalkaldischen Bunde austrat — mit der Versicherung jedoch, nach Vermögen mit Hülfe beyzustehen, wenn die Religion zu schützen sey. Der Landgraf Philipp aber dachte nicht am vortheilhaftesten über einen in Deutschland jetzt allfällig zu beginnenden Religionskrieg. Im Reiche selbst waren der kriegliebende und unruhige Herzog Heinrich von Braunschweig und der Kanzler des Kaisers, Held, die Hauptorgane der heftigen katholischen Partey, welche immerdar gegen die Ketzer und Abtrünnigen vom wahren Glauben, gegen die Protestirenden die gebührende und gesetzliche Strafe zu vollziehen riethen, weil diese die Ursache der Verderbung und Schwächung des heiligen Reiches, der Erschöpfung und Verderbung deutscher Nation seyen, und Anreizung dem Türken gegeben haben, die deutsche Nation in seine tyrannische Gewalt zu bringen. In Folge dieser Stimmung der Gemüther wurde bereits auch schon jeder Anlaß, sich einander feindselig zu begegnen, ergriffen; der Krieg zwischen Herzog Heinrich von Braunschweig und dem Landgrafen Philipp begann i. J. 1542; das Land Braunschweig ward erobert, und vom Churfürsten von Sachsen und dem Landgrafen einige Jahre hindurch gemeinschaftlich verwaltet, wodurch das Gefühl der Gefahr, die sich aus der Zwietracht und dem kriegerischen Ausbruche der religiösen Entzweyung im Reiche enthüllen konnte, in vielen Gemüthern, selbst der Protestirenden, lebendig zu werden anfing. — In dieser Zeit

wurde nun auch Braunschweig reformirt, und mit einer neuen Kirchenordnung versehen, um »alle teuflischen Unordnungen, welche nicht von Gott geboten, sondern von Bischöfen und Mönchen eingeführt worden seyen, und alle andern Lügen des Antichrist und die Teufelslehren, womit die Mönche einen Statum perfectionis zu erlangen, und mehr als geboten sey zu thun meinten,« ausgetilgt werden sollten — Namens einer Lehre, welche der neu erwirkte Glauben ans Evangelium der ewigen Liebe zu seyn behauptete. Dem ungeachtet war es nicht die Meinung des Landgrafen, daß ein allgemeiner Religionskrieg ausbrechen sollte; weil er den Character der Zeitverhältnisse gar wohl durchschaute, die vereinigte Aufregung des Kaisers, Königs, aller Pfaffen fürchtete, die Fürsten doch nicht alle zu einer Meinung zu bringen voraussah, und gewiß war, daß man selbst auf die protestantischen Fürsten und auf die Städte sich nicht völlig verlassen könne; weil auf dem Reichstage keiner hervortreten und Undank verdienen, sondern jeder einen gnädigen Kaiser und König haben wolle. Auf dem nächsten Reichstage (»wo man gewöhnlich stil lieget, viel verzeret, krank sich fresset und seufet, und die Zeit übel hinbringt«) erklärte er sich bereit, alles für die Fortsetzung des Evangeliums zu thun. Herzog Heinrich von Braunschweig suchte indessen vergeblich das ganze katholische Bündniß für sich zur Hülfe und Gegenwehr zu bewegen, und klagte unverhohlen, daß dieß christliche Bündniß von den Kaiserlichen allen bloß für ein Affenspiel gehalten werde; und mit leidenschaftlicher Heftigkeit beschuldigte er den Granvella, als ob dieser durch den Landgraf sich habe bestechen lassen, um Namens der kaiserlichen Autorität kräftige Maßregeln zu hindern, — welche Anklage Granvella bey K. Ferdinand und beym Kaiser selbst als katholische Verleumdung standhaft wiederlegte. — Für das politische Verhältniß der Religionsparteyen im Reiche war die Stellung Bayerns wichtig, über dessen frühere Arglist und noch fortwährende gefärbte und unaufrichtige Sinnesart sich K. Ferdinand beym Kaiser aufrichtig beklagte: »daß Bayern dem Hause Oesterreich und Burgund nicht vom Herzen wohlwolle, wie es sowohl die großen und geheimen Praktiken, als auch offene Thatsachen beweisen.« Wirklich unterhielt auch Bayern, während Herzog Wilhelm einer der beyden Häupter des vom Kaiser und Ferdinand bestätigten katholischen Gegenbundes war, Verbindungen mit den Häuptern der protestantischen Partey, und insbesondere 1539 mit Hessen, welche mehr oder weniger im Sinne des früheren politischen Oppositionsbundes gegen den Kaiser und König waren; und noch 1545, also ganz kurz vor dem wirklichen Ausbruch des Krieges in Deutschland, hatten H. Wil-

helm und der Landgraf Philipp ein Defensionsbündniß geschlossen. Seine Gesinnung verhüllte Bayern durch die offene Forderung an den K. Ferdinand: »gegen die Protestirenden den gestrackten Weg zu gehen, daß der Kaiser und Ferdinand wegen Spaltung und Abfall des Glaubens bey männiglich beschuldigt werde; wie man dann auch durch verlängerten Frieden und Nachgiebigkeit wirklich Schuld an weiterer Ausbreitung und Befestigung der Gegenlehre mit trage, der Kaiser möge sich mehr als bisher nach den deutschen Köpfen richten, und einmal als römischer Kaiser, d. h. nit bloß (ohne) Volk (Kriegheer) erscheinen.« Es konnte nun zwar das Einfachste scheinen, daß der Kaiser und Ferdinand, sowohl zur kraftvollen Behauptung einer festen Defensionslinie, als auch zur Exekution der Reichsdekrete gegen das protestantische Bündniß mit den Waffen, wenn es dahin kommen sollte, sich mit der katholischen Partey und Bündniß, und vor Allem Bayern auf das engste verbündet, und sich nur ihrer vorzugsweise dazu bedient hätten. Dem stand aber zweyerley entgegen. — Erstlich, daß sie einen innern Krieg mit den protestantischen Fürsten überhaupt zu vermeiden, oder ihn doch nur in dem möglichst engen Maß und im minder gefahrvollen Zeitpunct zu führen wünschten. Theils bedurften sie der Türkenhülfe, theils hatten sie die Hoffnung noch nicht aufgegeben, durch Colloquien, Interimsverfügungen und das Concilium — die Einheit des Kirchenthums im Wesentlichen herzustellen. Die katholische Fürstenpartey aber drängte ungestümer und zum Theil (wie Heinrich von Braunschweig) leidenschaftlich zu Schritten, welche einen Krieg herbeyführen mußten. Wäre man ganz auf dem Wege, den Bayern angab (und welcher die Friedensprovisorien ausschloß), vorgegangen, so würde auch bey redlicher Mitwirkung von dessen Seite, ohne zwischentretende entscheidende Begebenheiten das protestantische Bündniß sich nicht entschlossen haben, den Widerstand aufzugeben, und zugleich Reichshülfe zu leisten. — Zweytens aber war noch wichtiger, daß das politische System der Machteifersucht, welches Bayern damals im Reiche ungefähr dieselbe Rolle spielen ließ, wie Frankreich in Europa, es sehr unsicher machte, bis wie weit es mit dem Interesse der Reichsautorität und Reichsgesetzgebung gleichen Schritt gehen werde. Es hatte manchen Anlaß zu dem erwähnten Mißtrauen gegeben, daß es nur darum beyzutragen wünschte, das Kaiserhaus in Krieg mit den protestantischen Ständen und zugleich mit den fremden Mächten zu verwickeln, um dasselbe politisch herunter zu bringen, mit der Aussicht vielleicht, dem Protestantismus dennoch mit Hülfe Frankreichs, der geistlichen Staaten u. s. w. Schranken zu setzen, und etwa mit Rom, was die

politischen Verhältnisse oder auch Gegenstände der äußeren Jurisdiction und Disciplin betrifft, ein vertrauteres Einverständniß als der Kaiser zu unterhalten. — Nimmt man es weniger grell und feindlich, so konnte wenigstens das die Absicht Bayerns seyn, die protestantische Partey im Reiche am meisten durch die Kräfte der katholischen Reichsstände selbst zu bekämpfen, um den Sieg zur Vermehrung der Fürstenrechte gegen den Kaiser benützen zu können; oder um sich jeden Augenblick mit den Protestanten auch wieder gegen den Kaiser verbinden zu können, sobald der Sieg diesem zur Herstellung einer größeren Obermacht die Mittel geboten hätte. — Wie sehr Bayern zu dieser letzteren Wendung geneigt blieb, zeigte auch der Verfolg der Begebenheiten. Indessen durchschaute auch K. Karl hierin die wahre Lage der Verhältnisse und Tendenzen, und auf eine bayerische Klage wegen Ausbreitung des Lutherthums und Verdrängung der alten Religion erwiederte er die merkwürdigen Worte: »es sey nit so viel um die Religion oder um die Lutherey zu thun, sondern darum, daß man auf beyden Seiten die Libertät zu hoch und zu fest suchen, und derselben nach rechtem wolle!« — Indessen veränderte sich der Stand der Religionsangelegenheiten und des protestantischen Bündnisses durch viele Vorgänge, namentlich durch die immer unbedingtere Verwerfung des Kammergerichtes, durch Chursachsens Dictatur in Naumburg und Zeitz bey der Bischofswahl und in der Reformirung der Ortschaften, p. 427—435; ganz vorzüglich aber durch die Annahme der neuen Lehre Seitens mehrerer Churfürsten, zunächst der beyden weltlichen Churfürsten von Brandenburg Joachim II., Pfalz und Pfalz-Neuburg, Friedrich V. und Otto Heinrich, p. 435—444 (welche seither die Vermittlung geführt hatten), und endlich selbst des Churfürsten Hermann von Cöln, p. 444—460. Die Recusation des Kammergerichts für alle Sachen war eine mit der gesetzlichen Ordnung des Reiches unvereinbarliche Maßregel und die Zerreissung eines der stärksten Bande, wodurch sie mit dem ganzen Reichskörper und den übrigen Ständen zusammenhingen. Diese Recusation dürfte wohl als ein eben so zweckloser als ungesetzlicher Schritt zu betrachten, und vielleicht nur aus leidenschaftlichem Affect ganz zu erklären sey. — Der Uebertritt des Churfürsten von Cöln zur Reformation war nicht bloß darum von besonderer Wichtigkeit für die Stellung der Parteyen und der Religionssache im Reiche, weil ein nicht unbeträchtliches Land zu so vielen andern hinzukam, in welchen von oben herab die neue Lehre eingeführt wurde, sondern aus den beyden gewichtvollen Gründen, daß dieses ein geistlicher Staat, und zwar ein geistlicher

Churstaat war. Außer dem Hochmeisterthum des deutschen Ordens war bis jetzt kein geistlicher Staat von seinem Fürsten reformirt und zugleich in einen weltlichen erblichen Staat verwandelt worden, welches letztere sehr nahe lag, sobald ersteres ungehindert geschehen konnte. Es mußte aber doch jedenfalls und jedem sehr zweifelhaft erscheinen, ob ein Fürst, welcher ganz ausdrücklich nur in Kraft einer kirchlichen Stiftung und der an diese gekommenen Rechte weltliche Hoheit hatte, diese gebrauchen könne, um die Lehren zu verbieten, worauf die Stiftung selbst beruhte? Viel näher schien zu liegen, daß wo einer behauptete, des Gewissens wegen die alte Religion verlassen zu müssen, derselbe dieses jedenfalls **nur für sich** thue, und seiner Pfründe freywillig entsagen müsse; — am wenigsten aber andere vermöge seiner ämtlichen Macht nöthigen dürfe, den alten Glauben zu läugnen. Diese Frage war für das Reich im Ganzen von der größten Wichtigkeit; indem sich voraussehen ließ, daß auf diesem Wege nach und nach die größten Risse in dem noch übrigen Bestand eines katholischen Reichstheils gemacht werden, und daß, wenn die drey weltlichen Churstaaten und Cöln sich der Kirchenspaltung anhängig machten, auch in der Churfürstenbank für die wichtigsten Entscheidungen, die Kaiserwahl u. s. w., ein fortwährendes Uebergewicht der Protestanten und eine gewaltsame Unterdrückung des katholischen Theiles begründet werden müßte. — Der gleich nach dem letzten Colloquium zu Regensburg durch Alfonso an seinem Bruder Johann Diaz aus Religionsfanatismus vollbrachte Mord diente jetzt schon als Anzeichen, wie sehr der Religionsstreit, welcher in Deutschland den bürgerlichen Krieg jetzt unaufhaltsam herbeyführte, auch die innersten Familienbande, — wenn gleich nach Entwicklung von Begriffen, welche der deutschen Nation meistens fremd blieben — blutig zu zerreißen vermochte. Wenn diese Begebenheiten an neuerliche Thaten fanatischer Schwärmerey in ganz entgegengesetzter Richtung erinnern können, so findet sich andererseits in jener spanischen Nationaldenkart, welcher zur Erklärung jener That in Betracht gezogen werden muß (neben den Uebertreibuugen des Ehrgefühls), der unbedingte Charakter der Religionskriege im vorchristlichen Alterthume wieder, welcher durchaus kein gemeinsames Recht mit dem Gegner anerkannte; — und welcher auf die Behauptung christlicher Lehren und Geheimnisse übertragen wurde, ohne aus der vertheidigten Sache selbst mit Demuth, Maß und gesetzte Gränze für das eigene Handeln zu erforschen.

Fünfter Abschnitt: Ausbruch des Religionskrieges der schwäbischen und rheinischen Stände, p. 467 — 567. Die braunschweigischen Kriegsbegebenheiten

machte vorzüglich das Zusammentreffen der beyderseitigen unternehmenden und fürstlichen Anführer des schmalkaldischen und des katholischen Gegenbundes zu einem Ereigniß von nicht geringer Bedeutung. Es mußte beynahe nothwendig als ein Vorspiel zu größeren und gefahrvolleren Kämpfen angesehen werden. Die schnell zusammengebrachte Macht der protestirenden Stände, ihr rasches Zusammenwirken unter einer kundigen und thätigen Führung, die Gefangennehmung des Braunschweigers wirkten entmuthigend auf die katholischen Stände, regten noch lebhafter die mannigfachsten Besorgnisse auf, von übertreibenden Gerüchten über die Entwürfe und nächsten Unternehmungen des Landgrafen verstärkt. — Dem Kaiser kündigte sich in diesen Vorfällen ein Zustand der Dinge an, der, sich selbst überlassen, auf ein Aeußerstes zu steigen drohte, und nicht lange in gleicher Haltung dauern konnte. Die versuchte Selbsthülfe Heinrichs zeigte ebenfalls das gesunkene und zweifelhaft gewordene Ansehen des Reichsgesetzes; weil auch er, obwohl ein Diener und Anhänger des Kaisers, sich nicht durch den kaiserlichen Willen endlich hatte binden lassen, und zugleich, weil die rechtliche Beendigung seiner Sache unter den obwaltenden Umständen kaum dürfte möglich gewesen seyn. — Die wiederholte schnelle Niederlage dieses der katholischen Sache und im Ganzen auch dem kaiserlichen Ansehen mit Ungestüm ergebenen Fürsten und Anführers war zugleich für den katholischen Reichstheil so wenig als für die eventuellen Unternehmen des Kaisers ein erfreulicher Vorgang. Wichtiger aber mußte das immer mehr erprobte Uebergewicht und die des eigenen Vortheils kräftig wahrnehmende Thätigkeit Philipps erscheinen; und es war nicht mit Gewißheit zu bestimmen, wessen er sich unterfangen, und wohin die Verbündeten sich wenden können, welche nunmehr gleichsam bereits ein organisirtes Reich im Reiche bildeten. — Auch war dem Kaiser wohl die bedeutende und selbstständig besonnene Haltung nicht entgangen, womit Herzog Moritz die Vermittlung geführt hatte. — In dem Vermittlungspuncte der großen Parteyung war von besonderer Wichtigkeit die Zusammenkunft der protestirenden Bundesfürsten in Frankfurt zu Ende 1545, und die Mittheilungen über alle Vorfälle von Seite des Landgrafen an dieselben. — Ehe noch die von ihm so mächtig angeregte Bewegung von der politischen Seite zum Ausbruch eines größern Krieges der Fürsten gedieh, starb Luther zu Eisleben 23. Jänner 1546, voll Zufriedenheit über sein begonnenes und gelungenes Reformationswerk. Auf dem zu Nürnberg 5. Juny 1546 eröffneten Reichstage erschienen die protestantischen Bundesfürsten des schmalkaldischen Bundes nicht. Schon die Antwort der Protestirenden, das Kammergericht be-

treffend, stellte die Spaltung des Reiches als vollendet dar, und sogleich wurden nicht nur zur Herbeyziehung der kaiserlichen Heere ins Reich und zu allseitigen Werbungen Befehle gegeben, sondern es wurde auch mit Aufträgen um Subsidien an Geld und Soldaten und mit der Versicherung, ohne Zustimmung des Papstes nie einen der Kirche nachtheiligen Frieden mit den Protestirenden zu schließen, der Cardinal von Trient nach Rom gesendet; welche Unterhandlungen sogleich von den Schweizern den Protestanten bekannt gegeben wurden. Auch der König von Frankreich theilte dem Landgrafen des Kaisers Eröffnungen, ihn von einer Unterstützung der Protestirenden abzuhalten, schnell mit. Das kaiserliche Rescript 14. Juny 1546 an die im protestantischen Bunde befindlichen Reichsstände war eine indirecte Kriegserklärung, indem der Kaiser äußerte, er sey entschlossen, die ungehorsamen und widerspenstigen Berauber und Zerstörer gemeinen Friedens und Rechtes in gebührlichen Gehorsam zu weisen, und dadurch gemeine deutsche Nation in Frieden und Einigkeit zu setzen, und sich darin als einen christlichen Kaiser und Beschützer der deutschen Nation und deren Freyheiten zu halten. Aehnlich lautete die Erklärung an die Schweizer; und nachdem Granvella mündlich die Bundeshäupter als Ungehorsame und Rebellen bezeichnet hatte, erfolgte am 20. July 1546 die Achterklärung gegen Johann Friedrich und Landgrafen Philipp. Des Kaisers Entschluß, den Krieg gegen die Protestirenden zu führen, bestand eventuell wohl schon seit der vorläufigen Verhandlung mit Farnese zu Worms im May 1545. Erst die Erfolglosigkeit der letzten Schritte im Sinne der Friedenserhaltung und das Wegbleiben der Bundesfürsten vom Reichstage benahmen diesem Entschlusse alles Zweifelhafte. Unrichtig würde ohne Zweifel die Annahme seyn, daß der Entschluß zum Kriege ganz unbedingt, und daß alle versuchten Mittel bloße Täuschung, um Aufschub und Zeit zu Rüstungen zu gewinnen, gewesen seyen. Einer solchen Annahme würde schon das entgegenstehen, daß fast gar keine Rüstungen gemacht wurden. Gewisser ist es, daß, wäre es auf irgend eine Weise dem Kaiser möglich gewesen, die schmalkaldischen Bundesfürsten, ohne das Schwert zu ziehen, auf einen Weg zu locken, der zu dem vom Kaiser ins Auge gefaßten Ziele zugeführt hätte, er den Angriff nicht nur aufgeschoben, sondern ganz unterlassen haben würde. Welches war nun aber der Zweck, den der Kaiser im Auge gehabt hatte, als er sich zum Kriege entschloß? *Ohne Zweifel Aufhebung oder möglichste Beschränkung der Kirchenspaltung, und somit zugleich der darauf begründeten Gegenmacht im Reiche.* In Folge der Kirchenspaltung war für alle oder doch unbestimmt für viele Verhältnisse,

worin die protestirenden Stände zu Andern und zum Ganzen des Reiches standen, ein neues Prinzip der Legalität aufgestellt worden, und eine geordnete Staatenmacht zur Auslegung und Anwendung desselben auf alle vorkommenden Fälle und zur Behauptung eigenmächtiger autonomischer Loszählung vom altbestehenden Gesetz für alle jene Fälle, die man mit dem Prinzip des neuen in Verbindung brachte. Dieses Prinzip als Grundlage eines getrennten Staatensystems, gleichsam eines Reiches im Reiche, zu entkräften, oder doch nur als tolerirte Ausnahme für bestimmte einzelne Gegenstände übrig zu lassen, nicht aber die Durchsetzung einzelner Forderungen an sich, die Bestrafung einzelner Vorgänge getrennt und für sich betrachtet, und noch weniger die Ausdehnung der kaiserlichen Auctorität auf Kosten der verfassungsmäßigen Fürstenhoheit als solcher, war der politische Zweck seines Unternehmens. Dieser war eine bloße Folge des ersten, die Religion betreffenden. Diesen religiösen Zweck wollte er ohne Zweifel nach einer Stufenfolge von Maßregeln, und zwar: den Besuch des Conciliums und dortige gründliche freye Erörterung der Dogmen, in Verbindung mit wirksamen Verbesserungen der auch katholischer Seits anerkannten Mißbräuche, sowohl zu Rom als anderswo; rechtlichen Schutz für Katholiken im Reiche für alle auch unter den Gesichtspunct des äußeren Rechtes fallende Gegenstände; Beschränkungen in der Ausbreitung des neuen Glaubens, daß namentlich nach begonnenem Concil kein neuer Reichsstand, und um so weniger geistliche Staaten nach etwaigem Gutbefinden ihrer zeitlichen gewählten Häupter der getrennten Lehre zufallen sollten; bey längerer Verzögerung endlicher Schlußfassungen des Conciliums ein von Reichswegen auszusprechendes Maß für Glaubenslehre und äußeren Gottesdienst als Grenze, über welche hinaus nicht geneuert werden sollte; bey endlichen Schlußfassungen und Vollendung des Conciliums die Zurückführung der Getrennten durch Ansehen oder Gewalt; oder auch zuletzt Tolerirung, unter einschränkenden oder die Aussicht für künftige Wiedervereinigung offen lassenden Bedingungen. — Auch diese endliche Rückkehr konnte der Kaiser wohl nicht außer dem Bereiche seiner Macht liegend betrachten, wofern die vorherigen Stufen wirksam hätten erreicht und durchgesetzt werden können. Für den politischen Zweck als Folge des religiösen, nämlich die Erhaltung der Reichseinheit in ihrer Grundlage, war noch die Sicherung der Nachfolge im Kaiserthum ein wichtiger Gegenstand, und der Landgraf setzt diesen Zweck auch unter die Hauptursachen zum Kriege gegen

die Protestirenden. Man hat allerdings Recht, den Krieg, wozu sich der Kaiser entschloß, in der angegebenen Art und Weise einen Religionskrieg zu nennen. Es schwebte ihm aber nur ein bedingter Zwang vor, der die erwähnten stufenweisen Maßregeln und den davon gehofften Erfolg bezweckte. Es war ein ernster, im Herzen der Christenheit, in Mitte der Nation, welche als die stärkste und kriegsgeübteste anerkannt war, durchzuführender, und besonders dann gefahrvoller Kampf, wenn bey längerer Dauer sich ein französischer Krieg damit verbunden hätte. Er wollte ihn mit jener Klugheit unternehmen, die ihm überhaupt eigen war, und so das, was ihm eigentlich entgegenstand, den religiösen Eifer für die neue Lehre nämlich, nach Möglichkeit theilen und mindern; — welches dadurch geschah — daß er vorzüglich den Ungehorsam, nämlich einerseits die Widersetzung gegen die angedeuteten Maßregeln, andrerseits aber die politische, auf der Religion begründete Trennung im Reich, dieselbe in ihren einzelnen Folgen nachweisend, voranstellte; weil auch die der neuen Lehre zwar geneigten, aber fester an der Reichseinheit haltenden Stände hierin am ersten einverstanden seyn, und sich nicht bestimmt fühlen würden, mit den Angegriffenen gemeine Sache zu machen; als die auch selbst wohl zum Theil (wie etwa Chur-Brandenburg) eine Wiedervereinigung in der Religion unter gewissen Modifikationen nicht verabscheuten. In der Achterklärung führte daher der Kaiser neue Beweise schwerer Rebellion und des Ungehorsams auf, dessen sich die Fürsten gegen ihn und die Reichsgesetze schuldig gemacht hätten. Weßwegen dann auch die Acht und Aberacht ausgesprochen ward mit Entbindung der Unterthanen von Eid und Pflichten, und mit dem Verbot, ihnen Hülfe und Beystand zu erzeugen. In ihrem wahrhaftigen Bericht und in der summarischen Anführung vom 15. July 1546 suchten die geächteten Fürsten die Anschuldigung des Ungehorsams zu widerlegen und zu beweisen, daß die Sache einzig nur das Wort Gottes und die (von ihnen sogenannte) wahre christliche Religion und derselben schuldige Erweiterung betreffe; ja, »daß solch Fürnehmen und Rüstungen nicht allein die Religion, sondern auch der deutschen Nation Freyheit, Libertäten und Gerechtigkeiten (wo es dahin gelangen sollte) nach sich ziehen würden, verstehen viel ehrlicher Leute sehr wohl;« und später noch stärker: »Der Kaiser habe von Anfang seiner Regierung an allen Sinn und Gedanken nur darauf gerichtet, die deutsche Nation sammt ihren Churfürstenthümern, Fürstenthümern und Herrschaften in eine erbliche Monarchie und ewige Servitut zu bringen, und zu Unterdrückung der deutschen Nation und des Reiches

Freyheiten, Standes und Staates von Zerstörung der wahren christlichen Religion Ursache zu schöpfen.« Karl antwortete auf diese Vertheidigung und Verleumdungen, worauf ihm die Verbündeten am 11. August und am 2. September 1546 ihre Absagebriefe sendeten. — Ueber die Lage der damaligen Verhältnisse und über die Natur des bevorstehenden Krieges, als in der angegebenen Art und Maß eines Religionskrieges spricht sich der gut unterrichtete Sepulveda als Spanier ganz nach der Ansicht und Doctrin der frühern Jahrhunderte über die Erhaltung der Rechtgläubigkeit auch durch Waffen, und mit diesem Manne übereinstimmend auch ein im Reichsarchiv befindliches Gutachten aus, p. 498 — 500; 501 — 504. Dieser Krieg war also allerdings ein in Fortsetzung jener hierarchischen Grundsätze des Mittelalters geführter, aber zugleich dermaßen bedingter und in bestimmten Schranken gehaltener (hierdurch vor andern, spätern ausgezeichneter) Religionskrieg, daß derselbe auch schon Merkmale des neueren Zeitalters an sich trägt, welches schärfer unterscheidet, und mehr nur die äußeren Rechtsverhältnisse als Gegenstand bewaffneter Defension anerkennt. Man kann aber von jeder Zeit nur verlangen, daß nach Ideen gehandelt werde, welche in einem hinreichenden Theile der Zeitgenossen zur Entwicklung und Reife gediehen sind; und wenn man heut zu Tage noch nicht eigentlich darüber im Reinen ist, wie der weltliche Gesetzgeber Ehrfurcht für den positiven Inhalt der Offenbarung und die Function des äußeren Schutzes in solcher Art im zwingenden Gesetze ausdrücken und vollziehen solle, daß zugleich die Gewissen in der eigentlichen, individuellen Glaubensentscheidung ungeirrt und ungenöthigt seyen: — so wird Niemand, der mit dem Gange der menschlichen Dinge vertraut ist, das Verfahren K. Karl V. nach dem Maße eines Systems messen, welches im Laufe der Jahrhunderte noch nicht zur hinreichenden Entwicklung gekommen war, und es auch selbst bis heute noch nicht ist. Frägt man nun aber auch nach der legalen Rechtmäßigkeit des Krieges, so kann dieselbe nach den alten positiven Reichsgesetzen und den im Sinne derselben gefaßten Reichsschlüssen von 1520 und 1530 der Sache selbst nach eigentlich nicht zweifelhaft seyn. Denn daß die Rechtgläubigkeit, welche das Reichsgesetz meinte, jene war, welche der Kaiser vertheidigte, nicht aber jene, die im Widerspruche damit gelehrt wurde, ist für sich selbst einleuchtend. Was aber die Wahlkapitulation anbelangt, so enthält dieselbe allerdings, daß der Kaiser keinen Krieg innerhalb oder außerhalb des Reiches führen sollte, ohne Zustimmung der Reichsstände, zumal der Churfürsten, und keine fremde Truppen ins Reich führen; dann ferner, daß er in gesetzlicher Weise gegen Stände des Reichs

verfahren, gegen Niemand Gewalt brauchen wolle, welcher sich zu gerichtlicher Entscheidung stelle, und daß er Niemand ohne gerichtliches Verfahren ächten, sondern den Weg Rechtens und den Reichssatzungen gemäßen Prozeß hierin beobachten wolle. — Freylich war aber auch im ersten Artikel gesagt, er solle den Stuhl zu Rom, den Papst und die Kirche als Advocatus derselben beschirmen. Es handelte sich von nichts Anderem, als dieser Beschirmung gegen die erklärtesten und entschiedensten Widersacher des Stuhles zu Rom und jener kirchlichen Institutionen, welche man bey Abfassung der Capitulationspunkte gemein hatte. Einem Richter wollten sich die Protestirenden am wenigsten in der Hauptsache der Glaubensspaltung und allen daraus hergeleiteten Stücken unterwerfen; und sie hatten neuerlich das Reichsgericht, so wie es bestand, auch für alle übrigen Angelegenheiten recusirt. Sie waren nur darum nicht vom Reichsgericht schon wiederholt in die Acht erklärt, in Anwendung der seither bestandenen Gesetze, weil der Kaiser den Gang des Rechtes zu ihren Gunsten suspendirt hatte. Sie beriefen sich bey ihren auf dem getrennten Glauben gegründeten Maßregeln und Forderungen nicht auf die bestehenden Reichsgesetze, sondern sie verlangten ihrerseits eine Suspension und wesentliche Aenderung derselben. Sie erklärten nicht etwa aus der Wahlkapitulation, sondern nach einer neu erkannten Gewissensnöthigung, aus dem erst jetzt wieder erweckten Worte Gottes, mit welchem die bisherige Orthodoxie im Widerspruch stehe, von den Reichsgesetzen entbunden zu seyn. Wie konnte das Gesetz hierauf also in einer Weise angewendet werden, die sie anerkannt haben würden? Und die Zustimmung der Fürsten hatte der Kaiser wenigstens in dem Sinne, als dieß überhaupt in dem Falle möglich war. Das Richtigste ist also wohl, zu sagen, daß die Wahlkapitulation, was nämlich die Hauptsache betraf, auf die vorliegende Frage nach der Natur des Gegenstandes keine Anwendung fand. Zu seinem großen Zwecke hatte der Kaiser das Bündniß mit dem Papste geschlossen, mit den Schweizern, mit Bayern, Cleve, Brandenburg und Anderen ein neutrales Verhalten stipulirt, und als besonderes Hülfsmittel seiner Politik in diesem Kriege einige protestantische Fürsten, Herzogen Moritz und Markgrafen Albrecht, als Bundesgenossen genommen, nicht bloß um die Hülfe dieser Fürsten dem Gegentheil zu entziehen, oder weil die Genannten gute Heerführer waren, sondern vorzüglich wohl, um den praktischen offenbaren Beweis zu führen, daß er, von keinem blinden, vorschnellen Eifer getrieben, eine rohe Unterdrückung der Meinungen sich vorsetze, indem er selbst in den Feldlagern auf seiner Seite den protestantischen Gottesdienst duldete.

Der Achtserklärung setzten die verbündeten Fürsten damals zwar verachteten Trotz entgegen; der spätere Erfolg aber bewies, wie tief noch die Ehrfurcht vor dem kaiserlichen Ansehen im Gemüthe der Nation gewurzelt war, und welche Stärke noch immer in der bloßen Vorstellung lag, daß gewaltsamer Widerstand gegen die höchste Obrigkeit unrechtmäßig sey. Auch unter den Theologen war darüber zweyfache Ansicht, und Luther hatte sich selbst Gewalt angethan, um einen bewaffneten Widerstand gegen den Kaiser, wenn es zur Gewalt käme, zu vertheidigen — als Nothwehr. Wie nun aber der Krieg wirklich ausbrach, war von Seiten der protestirenden Fürsten längst von keiner andern Ansicht die Rede, als daß sie um des Wortes Gottes Willen, wie sie es nannten, zum kräftigsten Widerstand gegen den Kaiser das Recht hätten; und es wurden in diesem Sinne öffentliche Gebete, wie in der Magdeburger gemeinen Ordnung: »wie es mit dem Gebet und Ceremonien wider die gräuliche Anfechtung und Verfolgung, welche der Teufel durch den Antichrist und andere große Tyrannen und Wüthriche wider Gott und sein göttliches Wort und seine lieben Kinder ins Werk stellt, gehalten werden solle,« verordnet. Nach vergeblichem Hin- und Herziehen der beyderseitigen Heere und fruchtlosem Kostenaufwande von zwey Millionen Gulden geschah der Abzug und die Trennung des Bundesheeres im November 1546; und obwohl ohne entscheidende Schlacht, hatte der Kaiser dennoch in diesem Theile des Krieges den entscheidenden Sieg gewonnen, und es entstand nun bald gleichsam ein Wetteifer, sich zu unterwerfen, unter Bundesständen und Städten, des Churfürsten von der Pfalz, der schwäbischen und rheinischen Stände und mehrerer oberländischen Städte, p. 514—546.

Für die aus diesem glücklichen Erfolge nothwendig sich ergebenden Unterhandlungen mit den Gegnern zu einem dauerhaften friedlichen Ende, und um für die Zukunft die Ruhe und das Wohl des Reiches und die Erhaltung der kaiserlichen Autorität zu sichern, schlug K. Ferdinand 18. Dezember 1546 als besonders günstige Maßregeln vor: ganz getrennte Unterhandlungen mit Würtemberg, mit den Städten, und vor allem Anderen, wo möglich, die Regierung Würtembergs weder dem untreuen Vater Ulrich, noch seinem Sohne zu lassen, oder den Frieden nur unter mächtigen Bürgschaften zu schließen; strenge Behandlung Augsburgs, Errichtung einer bleibenden Rente im Reiche für den Unterhalt des Kammergerichtes und Execution der Reichsjustiz, welche der Kaiser und seine Nachfolger, Kaiser und römische Könige beziehen sollten; endlich, wenn für diese Einrichtung

die Reichsstände gestimmt wären, auch dahin mit ihnen zu verhandeln, nach dem Tode Karls und Ferdinands in den zwey oder drey ersten Wahlen nur eine Person aus dem Hause Oesterreich, nämlich von Söhnen oder Nachkommen ihrer beyden zu wählen; was convenabler, vernünftiger, sicherer und leichter zu erlangen wäre, »als das Kaiserthum fürs Künftige erblich haben zu wollen für unser Haus Oesterreich.« Nach dem mit Würtemberg geschlossenen Vertrag, Jänner 1547, auf völlige Unterwerfung des H. Ulrich, die Besetzung mehrerer festen Plätze und 300,000 Gulden Kriegskosten, theilte der Kaiser 9. Jänner 1547 dem K. Ferdinand seine Gedanken mit, was jetzt schon in Folge der seither erreichten Vortheile für den Zweck des Krieges geschehen könne? — um Deutschland in gute Union und Ruhe zu bringen: ob man mit der Religionssache beginnen, Rückkehr zur alten Religion befehlend, Rebellen und Prädikanten bestrafend; ob man den erfochtenen Sieg verfolgen solle mit allen Kräften gegen die Rebellen, weil, bevor sie nicht gänzlich zu Boden geschlagen seyen, nichts eigentlich Gutes zu Stande zu bringen sey; ob man mit allen Einzelnen weiter verhandeln solle, oder auf einem schnell zu versammelnden Reichstage in Gemäßheit des Recesses von Regensburg; ob man eine Conföderation mit den Reichsständen gegen die Geächteten und ihre Anhänger schließen solle, nach Muster des schwäbischen Bundes, vorbereitend zugleich durch Untersuchung und Verhandlung der Theologen — die Sache der Religion und eine Reformation? K. Ferdinand sprach sich in seinen Berichten 18. Jänner und 19. Febr. 1547 ganz für einen Reichstag, und hinsichtlich der Religion, worin der Zwiespalt die einzige Ursache aller Rebellion und alles Ungehorsams bisher gewesen sey, und bey dessen Fortdauer keine Hoffnung und Ruhe in Deutschland zu hoffen sey, — für ein Generalconcilium aus, welchem eine von Theologen und Gelehrten wohlbegründete Consultation und Reformation nach der Natur und nach den Bedürfnissen der deutschen Nation gestellt — vorgelegt werden solle. — In die Zeit des noch nicht vollendeten Krieges fallen auch die Herstellung der alten Religionsverhältnisse in der ganzen Diöcese Cöln nach Entsetzung des vom Papste excommunizirten, seiner bischöflichen Würde und aller damit verbundenen Rechte entsetzten Churfürsten Hermann 16. April 1546 und die Friedensvermittlungsanträge der Könige von Dänemark und Polen.

Beylage: Die Wiedertäufer, p. 568—607 (kleine Schrift). Ansichten und Lehren, die Staatsgefährlichkeit, der grobe Egoismus und die Leidenschaften der Wiedertäufer, p. 568—571. Schwärmereyen in einzelnen Theilen der Schweiz, im

Elsaß, in den vorderösterreichischen Landen, im Hohenbergischen, in Oesterreich, Mähren und Schlesien; die dawider in Anwendung gebrachten Criminalstrafen und Hinrichtungen, und die Standhaftigkeit eines falschen Martyriums bey den Sectirern, p. 571 — 574. Geständnisse eines gewissen Melchior (Balneator), sehr bemerkenswerth für die Characteristik der seltsamen Verirrungen, p. 574 — 577. Die in ihren Wirkungen wichtigen Lehren eines anderen Hauptes der Wiedertäufer, Melchior Hofmann in Friesland, p. 577 — 578. Begründung des messianischen Reiches durch Aufruhr und Mord, und Unterdrückung der wiedertäuferischen Schwärmerey in Münster, p. 577 — 607.

N.

Art. VII. Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostolischen Wirksamkeit des h. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöflichen Kirche zu Salzburg. Von Michael Filz, Conventualen des salzburg. Benedictiner-Stiftes Michaelbeuern, derzeit öffentl. ord. Professor der allgem. Weltgeschichte und Philologie am k. k. Lyceum zu Salzburg. Salzburg 1831, bey Duyle. XII und 164 S. 8.

Hundert Jahre hat man darüber gestritten, ob der heilige Rupert, der hochverehrte Apostel der Bayern, um das Ende des sechsten oder des siebenten Jahrhunderts gelebt habe. Die Meinung, daß das Letztere Statt finde, ist zur herrschenden geworden; der Streit ruht schon ein halbes Jahrhundert; aber die Frage kann noch immer nicht als entschieden betrachtet werden, weil selbst ausgezeichnete Forscher noch immer bedeutende Schwierigkeiten anzuregen wissen, die es zweifelhaft machen, ob man mit der herrschenden Meinung auch der richtigen folge. Groß ist der Nachtheil, der hieraus für die alte bayerische Geschichte hervorgeht: sie sinkt in tieferes Dunkel zurück, wenn Ruperts einflußreiche Verhältnisse zwischen einem vollen Jahrhundert schwankend belassen werden; oder sie läuft Gefahr, wesentlich entstellt zu werden, wenn Rupert mit seinen Verzweigungen auf unsicherem Platze eingereiht wird; und überdieß muß man fürchten, daß sich die Frage deßwegen nicht entscheiden wolle, weil man mit anderen in Verbindung stehenden Begebenheiten in noch ungeahndetem Irrthume festgehalten werde, wodurch die Geschichte ohnehin schon entstellt seyn würde. Dieser Zustand kann dem Freunde der vaterländischen Geschichte nicht behagen; ein Werk, welches Abhülfe verschaffen will, muß dessen Aufmerksamkeit anregen. Herr Filz hat sichs in der angezeigten Schrift zur Aufgabe gemacht, über Ruperts Zeitalter die beschämende Ungewißheit, wie er sie nennt, zu beseitigen, und den hundertjähri-

gen Streit endlich einmal zur Entscheidung zu bringen. Es ist ihm hierbey voller Ernst gewesen. Schon hat ein großer Kenner der Geschichte (Freyh. v. Hormayr in der Gedächtnißrede zum zwey und siebzigsten Stiftungstage der bayer. Akad. der Wissenschaften, München 1831, und in diesen Jahrb. 1832, Bd. LVIII) unter Lobeserhebungen dieser Schrift sich erklärt, daß er dem darin vertheidigten Systeme die größere Wahrscheinlichkeit zuerkenne, indem es mit weniger Schwierigkeiten und Widersprüchen ringe, und zur Erklärung vieler gleichzeitigen Ereignisse einen viel weiteren und vorzüglicheren Raum lasse; und dieß befriedigte den Verfasser nicht. Er äußerte sich hierüber in einer Nachschrift, welche diesen Jahrbüchern (1833, Bd. LXIV, Anzeigebl. S. 23) eingerückt worden, daß es ihm ganz und gar nicht um Wahrscheinlichkeit und Bequemlichkeit, sondern einzig nur um Wahrheit und Richtigkeit seines vertheidigten Systemes zu thun war, und er fand sich deßhalb veranlaßt, seine Forschungen fortzusetzen, und die Resultate derselben in dieser Nachschrift dem gelehrten Publikum neuerdings vorzulegen. Sein wohlgemeintes Unternehmen scheint aber die beabsichtete Wirkung auf Seite der Leser nicht hervorgebracht zu haben, was auch die Ursache seyn dürfte, daß es bisher noch sehr wenig in öffentliche Besprechung gezogen worden. Es ist jedoch für jeden Fall der Berücksichtigung würdig, und wir glauben uns nicht ohne Nutzen für den Gegenstand mit einer Anzeige desselben hier befassen zu können. Wenn auch aus der Behandlung des Verfassers kein überzeugendes Resultat hervorgeht, so werden sich doch die Verhältnisse des Streites näher entwickeln; es wird sich deutlicher darstellen, was zum Vortheile des älteren Systemes, welches der Verfasser in Schutz nimmt, gesagt werden könne; die Schwächen des neueren Systemes, welches der Verfasser bestreitet, werden bestimmter hervortreten; es wird sich ergeben, woran es der Verfasser hat fehlen lassen, und wie ein künftiger Forscher zweckmäßiger werde verfahren müssen; und wir werden vielleicht auf Dinge aufmerksam werden, welche die Sache der Entscheidung näher rücken dürften. Wir wollen also an die Abhandlung des Herrn Filz, verbunden mit dessen Nachschrift, gehen, wollen sie nach ihrem wesentlichen Inhalte beybringen, und im Einzelnen und im Ganzen beurtheilen, und wollen dann, was wir den Forschern zur Prüfung unterlegen, unsere Ansichten beyfügen, wo die Grundursachen der bisherigen Entzweyung und Unentschiedenheit liegen, und wie sich hiernach die Streitfrage erledigen möge.

Die Salzburger Kirche, welche in dem h. Rupert ihren Gründer und ersten Bischof verehrt, hat in einer sehr alten Lebensbeschreibung die Nachricht aufbewahrt, daß Rupert zur Zeit

des fränkischen Königs Childebert nach Bayern berufen worden, um daselbst den christlichen Glauben zu lehren. Es hat aber drey fränkische Könige dieses Namens gegeben, und man ist, bleibt man bey der Lebensbeschreibung stehen, in der Ungewißheit, welcher von diesen Königen verstanden, und welchem Zeitalter sonach Rupert zuerkannt werden müsse. Die Salzburger Kirche deutete sich selber jene Nachricht auf Childebert den Zweyten: sie lehrte, Rupert habe zur Zeit dieses Königs, das ist am Ende des sechsten Jahrhunderts, das Christenthum in Bayern eingeführt. Diese Lehre heißt seit dem späterhin über Ruperts Zeitalter ausgebrochenen Streite die salzburgische Tradition. Herr Filz will, daß man zu Salzburg von jeher im Sinne der Tradition gedacht habe; dieß aber ist zugleich mit der Frage über Ruperts Zeitalter Gegenstand des Streites, und kann beym Beginne einer Abhandlung, die den Streit untersuchen will, nicht schon als Thatsache aufgestellt werden. Deutlich und unbestritten tritt die Existenz der Tradition erst mit dem zwölften oder eilften Jahrhundert hervor, seit welcher Zeit Ruperts Todesjahr berechnet und ausgesprochen gefunden wird *). Ob Arnold von Vohburg im eilften Jahrhundert, der erste von den nicht-salzburgischen Schriftstellern, die Ruperts Zeitalter berühren, abweichend von der Tradition, wie man ihn bisher verstanden, oder übereinstimmend mit derselben, wie Herr Filz will, gelehrt habe, wird in der Folge unter den Streitverhandlungen besprochen werden. Sonst aber ist die Tradition bis zum siebzehnten Jahrhundert von Niemanden, wenigstens nicht betrübend für die Salzburger Kirche, in Abrede gestellt worden. Manche haben den heiligen Glaubenslehrer sogar in die Zeit Childebert des Ersten hinaufgerückt; aber noch Niemand hat ihn auf Childebert den Dritten herabgesetzt, Niemand ihm den Ruhm abgesprochen, den christlichen Glauben nach Bayern verpflanzt zu haben. — Das siebzehnte Jahrhundert brachte Widersacher. Der Verfasser stellt hier den Hadrian Valesius an die Spitze; aber schon ein halbes Jahrhundert vor ihm hat Haräus in den Randnoten zu der kurzen Geschichte, die er seinem Compendium de vitis Sanctorum (Colon. 1605, ed. 3) einverleibte, dessen bischöfliche Amtsfüh-

*) Das älteste bestimmte Abzeichen der Tradition haben bisher die in den Jahren 1131 und 1186 gemachten Berechnungen über Ruperts Todesjahr geliefert; aber vor kurzem ist man zu einer Notiz gekommen, die ein noch älteres zu bieten scheint: man hat nämlich in einem alten Salzburger Codex der Wiener Hofbibliothek Randnoten gefunden, worunter eine, in Schriftzügen des eilften Jahrhunderts, zu dem Jahre 628 beygefügt: »transitus sancti Ruobertia (Pertz Monum. Germ. hist. I, 89).

rung zu Worms auf das Jahr 699, und dessen Tod zu Salzburg um das Jahr 730 angesetzt; er hat sich also den Heiligen als Zeitgenossen Childeberts des Dritten gedacht, und dieß ist, so viel wir wissen, die erste Hintansetzung der salzburgischen Lehre. Gründe dieser Abweichung hat Haräus nicht beygebracht, daher sie auch wenig beachtet worden zu seyn scheint, und keine Gegenerklärung zur Folge hatte. Aber noch mehr hat sich Hadrian Valesius in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gegen die salzburgische Lehre ausgesprochen; er setzte in seinem Werke Gesta veterum Francorum (Vol. III 1658. lib. 24. p. 467), wo er durch den Zusammenhang auf die Geschichte der bayerischen Herzoge geleitet worden, den h Rupert nicht bloß in die Zeit von jenem Herzoge Theodo, welcher unter Childebert dem Dritten gelebt, sondern bemerkte auch, daß man die Einführung des Christenthums in Bayern durch Rupert nicht zugeben könne, weil schon die früheren bayerischen Herzoge Christen gewesen seyen. Valesius hat gleichfalls keine Rechenschaft seiner abweichenden Ansicht gegeben; und auch jetzt ist noch keine Gegenerklärung erfolgt. Nicht lange hierauf hat der berühmte Vater der Diplomatik, Johann Mabillon, in den Actis Sanctorum Ordinis S. Benedicti (Saec. III. P. I 1672. p. 341) dieselbe Ansicht des Valesius, aber auch die Beweggründe vorgetragen, welche ihn veranlaßten, von der gewöhnlichen Meinung abzugehen; und nunmehr ist der Streit, der dann so lange gedauert, zum Ausbruche gekommen. — Der angegriffenen salzburgischen Lehre haben sich jetzt die gelehrten Brüder Mezger von St. Peter zu Salzburg angenommen. Sie stellten in ihrer Historia Salisburgensis, 1692, in einem eigenen Tractate (dissertatio praeliminaris historico-chronica de antiquitate ecclesiae Salisb. et monasterii S. Petri, p. 1 — 24) den Gründen, welche Mabillon für Ruperts jüngeres Zeitalter aufgeführt hatte, andere Gründe, welche für dessen höheres Alter sprechen, entgegen, und suchten die ersteren zu widerlegen; aber sie waren dabey nicht so glücklich, die uralte Tradition, wie sie die salzburgische Lehre nannten, außer Zweifel zu setzen. Vielmehr haben sich bald angesehene Männer, unter welchen wir den berühmten Kritiker Anton Pagi (Critica historico-chronologica in universos Annales eccl. Caes. Card. Baronii, 1705, op. posth.) zuerst nennen möchten, der Verfasser der Schrift: der allerneueste Staat des Erzbisthums Salzburg (1711), und Karl Meichelbeck (Historia Frisingensis, 1724 — 1729) für Mabillons Meinung erklärt, und der gelehrte Jesuit Markus Hansiz hat ihr das entschiedenste Uebergewicht verschafft. Hansiz hat in seiner Germania Sacra, Tom. II (1729), den Gegenstand mit vielem Fleiße und vieler Besonnen-

heit behandelt, und durch die Klarheit seiner Beweise und die Sorgfalt in Berücksichtigung der Umstände und Auflösung der Zweifel und Einwürfe die alte Lehre gleichsam zu Boden geschlagen; er ist der Wortführer der neueren Meinung geworden, und wird vorzugsweise als der Gegner der salzburgischen Tradition betrachtet. Die Freunde der Tradition würden sich durch die Herabrückung Ruperts auf das jüngere Zeitalter weniger gekränkt gefühlt haben, wenn nicht hierbey auch der alte und gleichsam heilig gewordene Glaube an die Gründung des bayerischen Christenthums durch Rupert verworfen, und hiermit der hochverehrte Glaubenslehrer um den Ruhm des ersten Apostels der Bayern, die ehrwürdige Salzburger Metropole um die Ehre, die älteste bayerische Kirche zu seyn, gebracht worden wären. Die Conventualen von St. Peter zu Salzburg, und selbst der vom Privatinteresse freye, um die Literatur viel verdiente Melker Conventual Bernard Pez gaben sich viele Mühe, den mächtigen Gegner auf andere Ueberzeugung zu bringen, jedoch vergeblich; Hansiz, hierüber in öffentliche und Privatkorrespondenz verwickelt, hielt fest auf seinen Behauptungen, und vertheidigte sie bis an den Rand seines Lebens. Noch später, da sich die öffentliche Meinung schon völlig entschieden für Hansiz ausgesprochen, konnten sich die Benedictiner zu Salzburg immer nicht beruhigen, sie suchten in dem Novissimum Chronicon ant. monasterii ad S. Petrum Salisburgi etc. 1772 zu beweisen, daß die uralte salzburgische Tradition von der Zeit, in welcher der h. Rupert sein Apostolat in Bayern begonnen, und die Kirche zu Salzburg gegründet habe, wenn auch nicht ganz gewiß und über allen Zweifel erhaben, doch die allerwahrscheinlichste und sicherste sey; und in der Schrift: Kurze Erinnerungen von dem Sterbejahre und von der Grabschrift des h. Rupert ꝛc. 1773, suchten sie dem Mitgliede der bayerischen Akademie der Wissenschaften, Ferdinand Sterzinger, entgegen zu treten, welcher in einer öffentlichen Rede der Chronik zum Trotze behauptete, daß der bayerische Herzog Theodo II., welcher um das Ende des siebenten Jahrhunderts regierte, der nämliche sey, den der h. Rupert bekehrt und getauft habe. Die Folge dieses letzteren Zankes war eine Preisaufgabe der Akademie, nach welcher erörtert werden sollte, welche Regenten Bayern vor Karl des Großen Zeiten gehabt habe, und was von ihren Regierungsjahren, Familien und vorzüglichen Thaten gesagt werden könne. Roman Zierngibl von St. Emeram zu Regensburg hat die Frage zur Zufriedenheit der Akademie beantwortet (neue hist. Abhandlungen der bayer. Akad. I. 1779); er stellte in seiner Abhandlung die Reihefolge der Herzoge übereinstimmend mit Mabillon und Hansiz auf, und fand nun wieder

für den h. Rupert keinen anderen Platz, als unter jenem Herzoge Theodo, welcher als Zeitgenosse des Königs Childebert III. gelebt hatte. Zierngibls Abhandlung hat den Sieg des neuen Systems vollendet; Niemand getraute sich mehr die alte Lehre in offenen Schutz zu nehmen. — Im Jahre 1784 sind die Forscher der vaterländischen Geschichte von dem verdienstvollen Kleinmayr mit dessen Nachrichten vom Zustande der Gegenden und Stadt Juvavia u. f. beschenkt worden, mit welchem Werke die Ansichten über die Streitfrage eine andere Wendung zu nehmen angefangen haben. Kleinmayr stellte, wo er auf Rupert zu sprechen gekommen, seinen Lesern zuerst die Gründe dar, mit welchen das neue System unterstützt worden ist, ließ hierauf die Beantwortungen folgen, mit welchen die Freunde der Tradition jenen Gründen entgegneten, urtheilte hierüber, daß die Beantwortungen nicht durchaus genügend seyen, und daß man sichs kaum abgewinnen könne, der neuen Zeitrechnung nicht beyzutreten, glaubte aber auch die Bedenken nicht unterdrücken zu dürfen, von welchen er sich nicht ganz losmachen könne, und nachdem er diese Bedenken aufgeführt, erklärte er sich schließlich dahin, daß er die Streitfrage nicht für so klar entschieden annehme. Später hat sich der scharfsinnige Gemeiner in seiner Geschichte der altbayerischen Länder, ihrer Regenten und Landeseinwohner (1810) unter Beybringung verschiedener Zweifel gegen die herrschende Ansicht geradezu dahin ausgesprochen, daß man in Ungewißheit schwebe; und der Freyherr von Hormayr hat die Ungewißheit für so fest sitzend betrachtet, daß man kaum erwarten dürfe, es werde sich je die Sache zur völligen Klarheit entwickeln lassen. So ist es also nach einem hundertjährigen Streite, worunter die alte Lehre von der neuen verdrängt worden, dahin gekommen, daß man angefangen, die Parteyen zu verlassen, und die Frage für zweifelhaft, ja für unlösbar zu erklären.

Herr Filz, welcher den Verlauf des Streites, den wir in seinen Hauptmomenten angezeigt, ausführlich und belehrend (Hptst. I) darstellt, konnte sich gleichfalls nicht von der Richtigkeit der herrschend gewordenen Meinung überzeugen; aber er will auch nicht den Zweiflern angehören, die sich unentschieden zwischen den Parteyen halten. Er ist gar nicht unschlüssig, auf welche Seite er zu treten habe; er hält dafür, daß sich die salzburgische Tradition hinreichend bewahrheiten, und hiermit alle Ungewißheit beseitigen lasse, — und wir sind jetzt auf dem Punkte, seine Erörterung hierüber zu vernehmen.

Ueber die Art und Weise, wie die Erörterung gepflogen werden solle, sagt der Verfasser: der Streit sey so beschaffen, daß er durchaus keinen Mittelweg gestattet, und die eine oder

die andere Partey nothwendig Recht haben muß, und dieses Recht könne und müsse nur durch eine erneuerte und gründliche Untersuchung aller streitigen Punkte erprobt werden. Diesen Ansichten gemäß behandelt er die Rupert'sche Frage als Streitsache, wo die Parteyen mit ihren Gründen vernommen, und wo dann nach dem, was sie gegen einander darthun oder nicht darthun, der einen oder der andern das Recht zuerkannt werden solle. Wir können es wohl vor der Hand nicht beurtheilen, ob die dießfälligen Ansichten die richtigen seyen, und ob die hiernach gewählte Behandlungsweise geeignet sey, den Streit in der Art zu entscheiden, daß das wahre Sachverhältniß ins Licht trete; wir müssen dieß für jetzt der Ueberzeugung des Verfassers anheimstellen, welcher wir, ohne noch den Erfolg zu kennen, nicht vorgreifen dürfen. Wir werden den Weg gehen, den uns der Verfasser führt, und wollen es uns dabey nur gegenwärtig halten, daß es sich im letzten Zwecke um die Wahrheit handle, welche, wie sie immer lauten möge, aufgefunden werden soll, und daß wir deßhalb während der Untersuchung noch keiner Partey angehören, und auch die Nothwendigkeit, es müsse die eine oder die andere der Parteyen Recht haben, nicht schon voraussetzen dürfen, sondern überall wesentlich auf die Sache selbst zu sehen haben.

Der Untersuchung der Streitfrage schickt der Verfasser zum Verständnisse ein Verzeichniß der Dokumente voraus, aus welchem die Notizen von dem Zeitalter und der apostolischen Wirksamkeit des h. Rupert geschöpft werden. Es sind diese:

1) Die älteren Lebensbeschreibungen des h. Rupert, und zwar: a) die sogenannte Vita primigenia S. Ruperti, welche den ersten Theil einer größeren Schrift: Quomodo Baioarii et Carantani facti sunt Christiani, bildet, deren Abfassung auf das Jahr 872 fällt; sie steht bey beyden Parteyen in großem Ansehen; b) die Legende vom h. Rupert, wie sie Hansiz nennt, oder der Sermon, wie sie Hr. Filz lieber genannt wissen will, worin Ruperts Geschichte auf der Grundlage der ersteren Vita mit Erweiterungen und Zusätzen vorgetragen wird; sie soll, wie Herr Filz will, vom hohen Alter seyn, weil sich der Autor, welcher im Jahre 1131 das Todesjahr Ruperts berechnete, auf dieselbe als ein altes (eigentlich als ein eben nicht neues) *) Dokument beziehe; c) die von Rosweyd aufgefundene Vita S. Ruperti, ein (dem Andenken der h. Erindrud, wie es scheint, ge-

*) De die obitus eius, qui in VI. Kal. Aprilis celebratur, sic *legitur*: Die orto Resurrectionis Christi etc. Hier die Berufung auf eine schon vorhandene Schrift, mit welcher vermuthlich die Legende gemeint ist.

widmeter) Auszug aus der Vita primigenia, mit manchen Zusätzen wieder bereichert, übrigens unbekannten Zeitalters; d) eine vierte von Canisius (Tom. II. P. II. p. 319) bekannt gemachte Vita S. Ruperti, die ausgeführtere, aber auch die jüngere dieser Schriften, dem funfzehnten Jahrhundert, wie Hr. F. dafürhält, angehörend.

2) Das Congestum oder der Indiculus Arnonis, eine am Ende des achten Jahrhunderts über den Güterbestand der Salzburger Kirche aufgesetzte Schrift, und besonders dadurch merkwürdig, daß sie die bayerischen Herzoge, welche sich seit Ruperts Zeit als Wohlthäter dieser Kirche erwiesen haben, der Reihe nach anführt.

3) Die Breves notitiae donationum ecclesiae Salzburgensi factarum, gewöhnlich breves notitiae oder die kurzen Nachrichten genannt, eine Schrift, nur wenige Jahre nach der vorhergehenden verfaßt, und denselben Gegenstand behandelnd.

4) Der Catalogus episcoporum sive abbatum eiusdem sedis Juvavensis, welcher der Vita primigenia angehängt ist, und diese als Conversio Baioariorum mit der darauf folgenden Conversio Carantanorum verbindet.

5) Die Auszüge aus dem uralten Nekrologium des Klosters St. Peter zu Salzburg über Mönche und Nonnen, Bischöfe und Aebte, Könige und Herzoge, die das Chronicon novissimum mittheilt.

6) Des Arnold von Vohburg Buch de miraculis S. Emmerammi, in der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts verfaßt, worin von dem ältesten christlichen Religionszustande in Bayern Meldung geschieht. — Dieß (zum größeren Theile) die Dokumente, aus welchen die beyden Parteyen die betreffenden Notizen vom h. Rupert schöpfen.

Die Freunde der Tradition finden darin den h. Rupert als den Gründer des bayerischen Christenthums dargestellt. Dieß veranlaßt sie, das Alter Ruperts so hoch hinauf zu rücken, daß er an der Spitze des bayerischen Christenthums stehen könne, und da dieses nach ihrer und der allgemeinen Ueberzeugung schon das siebente Jahrhundert hindurch bestanden hat, lassen sie ihn unter Childebert den Zweyten am Ende des sechsten Jahrhunderts nach Bayern kommen, welches höhere Alter sie auch durch einige andere Anzeichen bestätigt zu sehen glauben. Die Gegner der Tradition wollen aber den h. Rupert in solche Zeitverhältnisse darin gestellt finden, nach welchen er erst am Ende des siebenten Jahrhunderts nach Bayern gekommen seyn könnte; und dieß veranlaßt sie, ihn für einen späteren Apostel der Bayern, und also nicht für den Gründer des bayerischen Christenthums zu erklären,

eben deßwegen, weil dasselbe schon lange vor dem Ende des siebenten Jahrhunderts vorhanden gewesen. So finden die Parteyen verschiedene Prinzipien, von welchen sie ausgehen, und zum gegenseitigen Widerspruche geführt werden. Bey der Untersuchung des dießfälligen Streites nimmt unser Verfasser folgenden Gang: Es werden I. die Ansichten der Traditionsgegner über Ruperts Apostolat geprüft und für unzulässig befunden, und wird dabey zu zeigen gesucht, daß Rupert das bayerische Christenthum, und zwar früher als am Ende des siebenten Jahrhunderts eingeführt habe (Kap. 2, 3); es werden II. die Beweise der Gegner, mit welchen sie Ruperts jüngeres Zeitalter begründen wollen, untersucht, für unzureichend erklärt, und zum Theil in Beweise für die Tradition selbst verwandelt (Kap. 4); hierauf wird III. die Erörterung gepflogen, daß Rupert bestimmt zur Zeit Childebert des Zweyten gelebt habe (Kap. 5); endlich wird IV. Ruperts Geschichte mit Anwendung der salzburgischen Ansichten durchgeführt, und in diesem Gange für anstandlos befunden, während diese Geschichte nach dem Systeme der Gegner mehreren Beirrungen in Folge von Widersprüchen und Schwierigkeiten unterliege; worauf dann das Endurtheil gefällt wird, daß die salzburgische Tradition die wahre sey (Kap. 6). Wir werden nun den Schritten des Verfassers folgen.

I. Die Traditionsgegner hätten die glaubwürdigsten Nachrichten, sie hätten die ganze Vita primigenia geradezu verwerfen müssen, wenn sie dem h. Rupert den Charakter eines Apostels der Bayern hätten absprechen wollen; sie haben es für wahr anerkannt, daß Rupert als Glaubensbekehrer nach Bayern gekommen, daß er den Herzog und viele von dem Volke getauft, daß er das Land mit Kirchen, Klerikern und anderem kirchlichen Bedarf versehen habe; aber sie haben es nun auch erklären müssen, wie Rupert solche Verrichtungen als ein späterer Apostel am Ende des siebenten Jahrhunderts habe thun können. Es ist dieß für sie eine schwierige Aufgabe gewesen, und sie sind auch in ihren Erklärungen nicht einig geworden. Mabillon und Hansiz glaubten, die Aussagen der Salzburger Dokumente seyen nicht dahin zu verstehen, daß Rupert die Bayern vom Heidenthume zum Christenthume bekehrt habe; Rupert habe das bayerische Christenthum im verderbten Zustande getroffen, wo in Folge einer noch ungeregelten Kirchenverfassung mancherley Irrthümer, Ketzereyen und Ueberbleibsel heidnischen Aberglaubens gewaltet hätten, und von Manchen die Taufe vernachläßigt oder fehlerhaft empfangen worden wäre, und es sey also der ketzerische Irrglaube gewesen, von welchem die Bayern durch Rupert zur wahren Religion bekehrt worden. Sterzinger modifizirte an der gewöhnlichen An-

nahme von der früheren Verbreitung des Glaubens in Bayern; er war der Meinung, das bayerische Christenthum habe sich im Laufe des sechsten und siebenten Jahrhunderts ungeachtet der von den fränkischen Königen erlassenen Gesetze und der eifrigen Predigten der h. Eustasius und Agilus und des h. Emeram doch nicht zur herrschenden Religion erheben können, vielmehr seyen sowohl der Herr als der Diener der Abgötterey zugethan geblieben, und die einzelnen Christen in der Lage gewesen, sich verborgen halten zu müssen, bis sich endlich der Herzog Theodo (II.) und die Großen entschlossen hätten, den h. Rupert herbeyzurufen, um von ihm den Glauben anzunehmen. Zierngibl, gestützt auf eine Nachricht des Arnold von Vohburg, daß der Herzog Theodo, von welchem Rupert berufen worden, kein Descendent seines Vorfahrers gewesen, behauptete, die mit Theodo eingetretene Regentenlinie habe die Reihe der christlichen Herzoge unterbrochen, Theodo sey zur Zeit noch ein Abgötterer gewesen, und Rupert habe durch die an ihm und Anderen vollbrachte Bekehrung und Taufe die Reste des Heidenthums im Lande getilgt. — Von allen diesen Erklärungen ist Herrn Filz keine genügend; er bestreitet sie jetzt, und zwar zuerst jede einzeln.

In Bezug auf die Erklärung des Mabillon und Hansiz gibt er zu, daß eine Stelle in der Vita prim. für sich den Sinn der bloßen Verbesserung im christlichen Religionszustande, welchen jene untergeschoben, noch erleiden dürfte, die Stelle nämlich, wo es heißt: **quem (Theodonem) vir Dei (Roudbertus) coepit de christiana conversatione admonere et de fide catholica imbuere, ipsumque non multo post et multos alios istius gentis nobiles atque ignobiles viros ad veram Christi fidem convertit sacroque baptismate regeneravit**; aber er läugnet die Richtigkeit solcher Deutung in Folge anderer Stellen der salzb. Dokumente, welche den wahren Sinn, daß Rupert die Bayern vom Heidenthume zum Christenthume bekehrt habe, außer Zweifel setzen. Es ist nicht bloß die Legende, welche sich nach dem letzteren Sinne bestimmt äußert, sondern der Verfasser der Vita prim. erklärt sich selber deutlich genug, indem er bey dem Uebergange zur Conversio Carantanorum sagt: **Hactenus praenotatum est, qualiter Bagoarii** *facti sunt Christiani;* und die breves notitiae sagen: **Primo igitur Theodo dux Baioariorum Dei omnipotentis gratia instigante et beato Rutperto praedicante** *de paganitate ad christianitatem* **conversus et ab eodem episcopo baptizatus est cum proceribus suis baioariis.** Die Erklärung des Mabillon und des Hansiz kann also nicht Statt finden; es sind die heidnischen Bayern gewesen, welche Rupert belehrt hat.

Sterzingers Meinung hat selbst bey dessen Partey keinen Anklang gefunden. Hr. F. hat es auch nicht für nothwendig erachtet, ihr eine eigene Widerlegung entgegen zu stellen; er läßt sich der Mühe durch Zierngibl überheben, welcher selber ein Traditionsgegner, sorgfältig die Daten zusammengetragen hat, in welchen sich das Christenthum schon lange vor dem Ende des siebenten Jahrhunderts als die herrschende Religion in Bayern darstellt. Zierngibls dießfällige Angaben sind folgende: Garibald I., der erste zuverlässig bekannte Herzog der Bayern (554—594), hatte nach längerem Aufenthalte an dem austrasischen Hofe eine christliche königliche Witwe, Walderade, zur Gemahlin erhalten; er hatte eine christliche Tochter, die vom Papste Gregor I. hochgeachtete longobardische Königin Theodelinde, welche das Christenthum schon von Bayern nach Longobardien gebracht haben mußte, weil sie dem katholischen Lehrbegriffe beygepflichtet, was nicht der Fall gewesen seyn würde, wenn sie erst an dem longobardischen Hofe, wo damals der Arianism herrschte, den christlichen Glauben erlernt haben würde; sein Sohn Gundoald ist longobardischer Herzog geworden, was in diesem christlichen Lande, wäre er ein Abgötterer gewesen, nicht hätte Statt finden können; Arnold von Vohburg bezeugt, daß vor den bayerischen Herzogen Theodo dem Zweyten und Ersten, folglich schon vor der Mitte des siebenten Jahrhunderts, viele Irrlehrer und falsche Bischöfe und Priester nach Bayern gekommen seyen, und das Volk sammt den Regenten verführt haben, was nun die frühere Rechtgläubigkeit voraussetzt; und es ist hiernach wenigstens sehr wahrscheinlich (sagt Zierngibl), daß Garibald I. ein Christ gewesen. — Unter Garibald II. (609—640) sind die h. Eustasius und Agilus im J. 617 nach Bayern gekommen, und man sieht aus den betreffenden Nachrichten, daß viele Einwohner von den herumschwärmenden Irrlehrern verführt, und viele wieder von den genannten Heiligen zu dem wahren Glauben bekehrt worden seyen. Unter demselben Herzoge hat der fränkische König Dagobert I. die bayerischen Gesetze in Ordnung gebracht, gemäß welchen das Christenthum ein Fundamentalgesetz der bayerischen Landesverfassung geworden ist. — Zur Zeit Theodo I. (640—680) ist im Jahre 649 der h. Bischof Emmeram in der Absicht, den Glauben in Pannonien zu verkünden, nach Bayern gekommen, welchen der Herzog beredete, seinen Plan aufzugeben, und in Bayern zu bleiben; Emmeram hat denjenigen, welche noch in der Abgötterey steckten, das Evangelium gepredigt; und nachdem er in einem Mißverständnisse getödtet worden, hat der Herzog den Leichnam nach Regensburg bringen lassen, und dem kirchlichen Leichengepränge persönlich beywohnend, in dem Kirchlein

des h. Georg beysetzen lassen. — Auf Theodo I. folgte Theodo II. (680—718), jener Herzog nämlich, welcher der neueren Meinung zu Folge den h. Rupert zu sich geladen haben soll. So ist es also selbst ein Vertheidiger der jüngeren Zeitrechnung, welcher dargethan, daß das Christenthum in Bayern schon lange vor dem Herzoge Theodo II. die herrschende Religion gewesen ist, und welcher hiermit das Verhältniß zernichtet, woraus Sterzinger erklären wollte, wie Rupert am Ende des siebenten Jahrhunderts die heidnischen Bayern hätte bekehren können.

Die Behauptung Zierngibls, daß nach Theodo I. ein heidnischer Fürst in Theodo II. eingekommen sey, sucht Hr. Filz mit folgenden Gründen zu beseitigen: Bayern hatte seit Dagobert I. eine christliche Landesverfassung, vermöge welcher, als vom Herzoge und dem Volke beschworen, ein abgöttischer Prinz nicht hätte zur Regierung gelangen können; den Bayern würde es nach einer vierzigjährigen christlichen Regierung Theodo I. nicht gleichgültig gewesen seyn, ob dessen Nachfolger Christ oder Heide sey; ein abgöttischer Prinz in jener Zeit, von welchem man nicht wüßte, woher er gekommen seyn sollte, wäre eine unbegreifliche Sache, und noch unbegreiflicher wäre es, wie er die Regierung hätte antreten können, ohne das Heidenthum abzuschwören. Zierngibls Behauptung, wodurch nur in anderer Art wieder erklärt werden sollte, wie Rupert noch am Ende des siebenten Jahrhunderts der Heidenbekehrer hätte seyn können, stößt also gegen die Vernunft und gegen den natürlichen Gang der Begebenheiten.

So findet Hr. F. eine jede der gegebenen Erklärungen über Ruperts Apostolat im jüngeren Zeitalter für unzuläßig; — sie sind ihm aber auch alle zusammen aus einem allgemeinen Grunde bloße eitle Erklärungen, weil Rupert, wenn er in der jüngeren Zeit gelebt hätte, gleichzeitig mit dem bayerischen Herzoge Theodo II. hätte seyn müssen, während es sich entscheidend beweisen lasse, daß Rupert kein Zeitgenosse dieses Herzogs gewesen seyn könne. Unabhängig von Ruperts Geschichte ist es bekannt, daß der bayerische Herzog Theodo II. zur Zeit des Papstes Gregor II. andachtshalber nach Rom gekommen, und daß Gregor im Jahre 716 eine Gesandtschaft nach Bayern bestimmt hat, die der bayerischen Kirche eine kanonische Verfassung geben sollte. Der Herzog Theodo ist derselbe, unter dessen Regierung der neueren Meinung zu Folge Rupert nach Bayern gekommen seyn soll, und die päpstliche Gesandtschaft fällt noch in die Zeit, zu welcher die Anhänger jener Meinung den h. Rupert noch immer in Bayern thätig seyn lassen, da Rupert nach ihrer Berechnung erst im Jahre 718 zu Salzburg gestorben seyn soll. Letztere bringen auch die er-

wähnten Begebenheiten mit Rupert in Zusammenhang, und lassen durch die päpstliche Gesandtschaft den bischöflichen Stuhl zu Salzburg für ihn errichtet werden. Gregors Kapitulare oder Instruction an seine nach Bayern bestimmten Gesandten ist noch vorhanden. Herr Filz führt dieses Dokument seinem ganzen Texte nach auf, und macht hierzu folgende rücksichtswürdige Betrachtung: »Herzog Theodo II.« — sagt er S. 49 — »hatte bey seiner »persönlichen Anwesenheit von dem Papste Gregor II. die Absen»dung päpstlicher Legaten nach Bayern bewirkt, um daselbst drey »oder vier Bisthümer zu errichten, und den Zustand der christli»chen Kirche zu untersuchen und zu ordnen. Er mußte also dem »Kirchenoberhaupte umständlich berichtet haben, was er und sein »Land seit zwanzig Jahren den apostolischen Bemühungen des h. »Rupert und seiner Gehülfen zu verdanken habe. Auf solchen »Bericht sollte man billig erwarten, daß der Papst Gregorius II. »in gerechter Anerkennung der großen Verdienste des Bischofs »Rupert, dessen zu Juvavia gegründete Kirche vollkommen und »mit Freuden bestätigt, und den nach Bayern abzusendenden Le»gaten den Auftrag ertheilt habe, dem neuen bischöflichen Sitze »zu Juvavia einen bestimmten Sprengel anzuweisen, und sich »über die weiters zu errichtenden Bisthümer in Bayern und über »die vollkommene Einrichtung und Ordnung des Kirchenwesens »mit Bischof Rupert zu berathen. Aber wie sehr wird diese Er»wartung durch das Dekret des Papstes Gregorius II. getäuscht! »Da ist nicht die mindeste Erwähnung von dem h. Rupert, nicht »die mindeste Spur von einem bischöflichen Sitze zu Juvavia, »und von einer apostolischen Bestätigung desselben. Vielmehr »befiehlt das Dekret im ersten Kapitel den Legaten gleich nach »ihrer Ankunft in Bayern eine Versammlung der Priester, der »Großen und der Richter des Volkes zu halten, und in derselben »den Priestern und Altarsdienern anzukündigen, daß nur diejeni»gen, die den rechten Glauben haben und in ihr geistliches Amt »kanonisch eingetreten sind, die heilige Messe zu lesen, bey dem »Altare zu dienen und in dem Chore zu singen, berechtigt seyn »sollen. Wie soll ich dieses begreifen? Erst vor zwanzig Jahren »hat der h. Rupert den Herzog Theodo von Bayern und sein Volk »von der Abgötterey zum Christenthume bekehrt; keine Kirche ist »in Bayern, die nicht auf seine Anordnung gebaut, und von ihm »selbst eingeweiht worden; kein Priester, kein Altarsdiener ist in »dem Staate des Herzogs Theodo vorhanden, den der h. Rupert »nicht selbst aus Frankreich mitgebracht, oder nach der Zeit selbst »geweiht hat; noch lebt dieser hochverehrte und hochverdiente »Apostel Bayerns, und nun sollen dessen Priester und Altars»diener strenge geprüft, die rechtgläubigen in ihrem Amte bestä-

»tigt, die irrgläubigen aber und jene, welche ihr geistliches Amt »nicht kanonisch erhalten, für immer ausgeschlossen werden. — — »Im dritten Kapitel wird den Legaten aufgetragen, in den baye- »rischen Landen drey oder vier Bisthümer mit einem erzbischöfli- »chen Sitze aufzurichten, und solche Männer dazu zu weihen, »die eines guten Rufes, frommen Lebenswandels und richtiger »Lehre sind. Von der bischöflichen Kirche Salzburg und ihrem »heiligen Vorsteher kein Wort! Auf den erzbischöflichen Stuhl, »sagt das vierte Kapitel, sobald er ausgezeichnet seyn wird, soll »ein Mann gesetzt werden, wenn er anders in diesen Landen zu »finden ist (si talem reperire potueritis virum), der seine un- »tergebenen Priester mit heilsamen Lehren und guten Beyspielen »unterrichten, die geistliche und weltliche Gemeinde weise regie- »ren und seine Heerde schicklich weiden kann; und dieses alles »während der h. Rupert noch lebt und seine geistreichen, seelen- »eifrigen Jünger? — — Gewiß, wenn der h. Rupert den Her- »zog Theodo II. im Jahre 696, wie Sterzinger und Zierngibl in »ihren Abhandlungen behaupten, von dem Heidenthume zum »Christenthume, oder, wie Mabillon und Hansiz dafür halten, »von einem ketzerischen Irrglauben zur wahren Religion bekehrt »hätte, so müßte das Dekret des Papstes Gregorius II. für seine »Legaten eines anderen Inhaltes gewesen seyn; weil es aber so »und nicht anders lautet, ist es mir ein entschiedener Beweis, daß »der h. Rupert kein Zeitgenosse des genannten und bezeichneten »Papstes und Herzogs gewesen.«

Die Resultate der bisherigen Untersuchung sind nun diese: Rupert hat die heidnischen Bayern bekehrt, dieß konnte nicht erst am Ende des siebenten Jahrhunderts geschehen seyn, Rupert konnte zu dieser Zeit nicht mehr gelebt haben, — oder kürzer zu reden: Rupert hat das Christenthum in Bayern eingeführt, und zwar früher als am Ende des siebenten Jahrhunderts. Hiermit hat sich unser Verfasser die Grundlage bereitet, auf welcher die salzburgische Tradition bewahrheitet werden soll, und hat schon im Voraus ein ungünstiges Urtheil erweckt gegen die Beweise, mit welchen die Gegner der Tradition Ruperts jüngeres Zeitalter herstellen wollten, und welche jetzt an die Reihe kommen, geprüft zu werden. Wir wollen aber mit dem Verfasser noch nicht zu dieser weiteren Prüfung übergehen; wir glauben früher noch zu- rückblicken zu sollen, um es uns deutlich zu machen, ob und wie weit wir uns von den geschöpften Resultaten überzeugt halten dürfen, und mit welcher Sicherheit wir sie zu den ferneren Ver- handlungen der Streitfrage mitnehmen können.

Ist es gegen Mabillon und Hansiz erwiesen, daß Rupert die heidnischen Bayern bekehrt habe? So viel hat Hr. F., wie

wir glauben, hinreichend dargethan, daß Mabillon und Hansiz die Aussagen der ältesten Salzburger Dokumente in dieser Beziehung gemißdeutet haben. Das Zeugniß dieser Dokumente für Rupert als Heidenapostel ist wohl so klar, daß nur die Glaubwürdigkeit in Anspruch genommen werden müßte, wenn man die Sache selbst läugnen wollte. Fragen wir jetzt nach der Glaubwürdigkeit, so können wir, wiewohl sie Hr. F. bloß voraussetzt, doch uns selber befriedigen; es sind zwar die betreffenden Dokumente keineswegs Quellen der ersten Ordnung, deren Aussagen unbedingt für wahr angenommen werden müßten; aber sie sind die ältesten Quellen, die wir zur Geschichte Ruperts besitzen; sie sind bey Ruperts Kirche abgefaßt, tragen den Stempel der Aufrichtigkeit, und sind dabey von so hohem Alter, daß sie immerhin die gute Vermuthung der Wahrheit für sich haben. Wir können also den Satz, daß Rupert die heidnischen Bayern bekehrt habe, wenigstens so lange für richtig anerkennen, als nicht ein höherer Beweggrund geradezu nöthigt, hievon abzugehen.

Ist es gegen Sterzinger erwiesen, daß das Christenthum schon lange vor dem Ende des siebenten Jahrhunderts die herrschende Religion in Bayern gewesen? Die Daten, welche der Verf. aus Zierngibl zusammengestellt, zeigen allerdings von der früheren Herrschaft des Christenthums in Bayern, so daß die Richtigkeit der Sache nur noch von der Richtigkeit jener Daten selbst abhängen kann. Daß auch diese richtig seyen, hat der Verf. gleichsam als bekannt angenommen, nicht dargethan, und hat da, wie wir glauben, weniger geleistet, als er hätte leisten sollen. Hinsichtlich der Leges Baioariorum ist die Mehrheit der Forscher schon lange darin übereingekommen, daß man sich über ihr Alter im Dunkeln befinde, und daß sich dasselbe nur beyläufig und nur vermuthungsweise ausmitteln lasse; wenn nun die dießfälligen Zweifel nicht gehoben werden, so ist die so frühe christliche Landesverfassung in Bayern immer nur eine zweifelhafte Annahme, und dieses Datum ist gerade unter allen das wichtigste. Daß die h. Eustasius und Agilus ihre Missionsreise nach Bayern gerichtet haben, hat vor Kurzem der bekannte Geograph Mannert in Anspruch genommen, und es wundert uns wirklich zu Folge der Nachrichten, welche über diese Missionsreise vorhanden sind, daß man nicht schon lange den Widerspruch erhoben hat. Die übrigen Daten sind zwar zur Zeit noch unangefochten, aber wir fürchten, wie uns ihre Verhältnisse beym eigenen Nachforschen erscheinen, daß auch diese noch in Zweifel gezogen werden dürften. Wir glauben also, es wäre zweckmäßig, ja nothwendig gewesen, daß der Verf. die betreffenden Daten nicht bloß zusammen, sondern auch richtig gestellt hätte. Die Herrschaft des Christenthums

in Bayern durch das siebente Jahrhundert hat indeß die öffentliche Meinung für sich; selbst die Gegner der Tradition haben sie anerkannt, und nur Sterzinger hat sie geläugnet, welcher überdieß noch die Rechenschaft schuldig geblieben ist; wir wollen sie also als einen durch die Meinung begünstigten Satz betrachten, nur können wir nicht sagen, daß sie der Verfasser völlig erwiesen habe. Dieß gilt auch von der Consequenz, daß Rupert am Ende des siebenten Jahrhunderts nicht mehr in der Lage hätte seyn können, die heidnischen Bayern zu bekehren.

Ist es gegen Zierngibl erwiesen, daß es vernunft- und umstandswidrig wäre, wenn man den Herzog Theodo II. als einen Abgötterer zur Regierung wollte gelangen lassen? Vermöge der Gründe, mit welchen der Verf. gestritten, möchten wir dieß nicht für erwiesen erkennen. Wenn auch die Umstände gültig seyn sollen, daß Bayern schon seit Dagobert I. die christliche Landesverfassung gehabt, und daß vor Theodo II. ein christlicher Herzog durch vierzig Jahre in Bayern regiert habe, so wären doch auch wieder andere Umstände zu berücksichtigen, die das Einkommen eines heidnischen Regenten nicht ganz unmöglich hätten machen können. Man sehe auf die wiederholten Unabhängigkeitsversuche, durch welche die Bayern ihren Widerwillen gegen die fränkische Oberherrschaft an den Tag gelegt, und auf die Schwäche, in welche die fränkische Gewalt über die großen Herzogthümer seit Dagobert gesunken, und man wird es möglich finden, daß hierunter auch das fränkische Gesetz zeitweise außer Kraft hätte kommen können; man erinnere sich auf den römischen Kaiser Julian, und man wird ein geschichtliches Beyspiel haben, daß schon ein andermal die Reihe christlicher Regenten durch einen heidnischen unterbrochen worden. Zweckmäßiger dürfte der Verfasser gethan haben, wenn er sich gar nicht um das Einkommen des heidnischen Herzogs bekümmert, und dafür die gemachte Anwendung auf Rupert, welcher zum Vertilger der heidnischen Ueberreste in Bayern werden sollte, in Anspruch genommen hätte, und zwar wieder, wie bey der Bestreitung des Mabillon und des Hansiz, durch Beziehung auf die Ansicht der alten salzburgischen Dokumente. Diese Ansicht ist keineswegs die beschränkte, daß Rupert mehrere Heiden in Bayern gefunden und bekehrt habe, sie ist die umfassende, daß Rupert das heidnische Land christlich gemacht habe; Rupert ist es, von welchem das bayerische Christenthum herrührt; Unterricht und Taufe gehen von ihm aus, Kirchen und Klöster, Kleriker und Mönche und alles kirchliche Wesen erhalten von ihm den Ursprung; gewiß, jene Dokumente kennen kein anderes Christenthum in Bayern, als das von Rupert gebrachte, und es ist gewiß nicht ihr Sinn, daß Rupert seine apo-

stolischen Arbeiten in einem Lande verrichtet habe, wo das Christenthum schon eingeführt gewesen. Hiermit wäre gezeigt worden, daß Zierngibls Erklärung über Ruperts Apostolat, ohne den salzburgischen Dokumenten zu widersprechen, eben so wenig Platz greifen könne, als die des Mabillon und des Hansiz, weil Rupert jenen Dokumenten zu Folge mit den Bekehrungen nicht das Ende, sondern den Anfang gemacht hat.

Ist es gegen die Feinde der Tradition überhaupt erwiesen, daß Rupert kein Zeitgenosse des bayerischen Herzogs Theodo II. gewesen seyn könne? Der unbefangene Beurtheiler wird es nicht verkennen, daß hier der Verf. viel Treffliches gesagt hat. Rupert wirkt im gegnerischen Systeme bis zum Jahre 718 persönlich in Bayern, und es ist so viel als einleuchtend geworden, daß dieß mit dem päpstlichen Kapitulare vom J. 716, worin keine Spur von Rupert zu finden, unverträglich sey. Wir müssen aber bey der Folgerung vorsichtig seyn. Aus der bemerkten Unverträglichkeit geht zunächst hervor, daß Rupert im J. 716 nicht mehr in Bayern gewesen seyn konnte, woraus nun zunächst wieder folgt, daß die Periode von Ruperts apostolischer Wirksamkeit, wie sie im Systeme der Gegner vom J. 696 bis 718 angesetzt wird, in sofern unrichtig sey, als sie in die Zeit hineingeht, die man dem Apostel nicht mehr anberaumen kann. Die Unrichtigkeit trifft also unmittelbar das angebliche Ende der Rupert'schen Periode, und da wäre es noch möglich, daß Rupert doch im J. 696 nach Bayern gekommen, und sich nur nicht so lange, als in dem Systeme angenommen wird, daselbst aufgehalten habe. Wenn wir mit dem Verfasser die allgemeinere Folgerung ziehen sollen, daß Rupert der ganzen angeblichen Periode nicht angehören könne, so müssen wir vorher noch überzeugt werden, daß auch der erwähnte mögliche Fall nicht Statt finden kann; wir müssen nämlich überzeugt werden, daß mit der Annahme von Ruperts jüngerem Zeitalter überhaupt, auch die Annahme von dessen apostolischer Wirksamkeit bis zum Jahre 718 wesentlich verbunden wäre. Wir wissen wohl jetzt, daß die Gegner in ihrer Berechnung auf das Jahr 718 gerathen sind, aber die Grundsätze ihrer Berechnung kennen wir noch nicht; der Verf. hat sie nicht zur Sprache gebracht, und noch weniger nach ihrer Consequenz geprüft. Wir können also noch nicht sagen, daß die Gegner so und nicht anders haben rechnen müssen, und so ist es auch nicht deutlich gemacht, daß die Unverträglichkeit des päpstlichen Capitulare mit dem angeblichen Ende der Rupert'schen Periode alle Zeitgenossenschaft Ruperts mit Theodo II. aufhebe.

So ist nun nicht Alles, was der Verf. in seiner bisherigen Untersuchung erweisen wollte, völlig erwiesen, und daher auch

die Grundlage, auf welcher er die salzburgische Tradition zu bewahrheiten gedenkt, nicht völlig sicher gestellt. Das eine Glied dieser Grundlage, daß Rupert das Christenthum in Bayern eingeführt habe, ist am meisten in das Licht gekommen; es hat sich dieß als die Ansicht der ältesten Salzburger Dokumente dargestellt, an der man wohl bis zum Falle dringender Nothwendigkeit, sie für unrichtig zu erklären, halten muß. Daß Rupert sein Apostolat früher als am Ende des siebenten Jahrhunderts vollbracht haben mußte, ist weniger zur Deutlichkeit gebracht worden, weil es der Verf. unterlassen hat, die Daten richtig zu stellen, auf welchen der Bestand und die Herrschaft des bayerischen Christenthums durch das siebente Jahrhundert beruht, und die Nothwendigkeit zu zeigen, daß mit der Annahme von Ruperts jüngerem Zeitalter überhaupt auch die Dauer von dessen Apostolate bis zum Jahre 718 angenommen werden müßte. Wenn wir nun jetzt im vierten Kapitel der Abhandlung zu den Beweisen kommen, die für Ruperts jüngeres Zeitalter beygebracht worden sind, müssen wir das ungünstige Urtheil, welches ihnen mit jener Grundlage schon vorangehen würde, noch bey Seite setzen, um nicht zu einer allfällig ungebührenden Würdigung verleitet zu werden.

II. Die Gegner der Tradition haben ihre Meinung, daß Rupert zur Zeit Childebert des Dritten nach Bayern gekommen, mit verschiedenen Beweisen herzustellen gesucht. Herr Filz führt dieselben, sieben an der Zahl, in nachfolgender Reihe auf, jeden zugleich mit dem Gegenbeweise begleitend.

Der erste Beweis ist einer der weniger wichtigen; er ist aus den Umständen hergenommen, daß Rupert von einem Herzoge Theodo nach Bayern berufen worden, und daß in dem gereinigten Verzeichnisse der alten bayerischen Herzoge nur ein einziger Theodo vorkomme, welcher unter einem der fränkischen Childeberte gelebt hat, jener nämlich, welcher der Zweyte genannt, um das Ende des siebenten Jahrhunderts als Zeitgenosse Childebert des Dritten regierte. Herr Filz entgegnet sehr richtig, das Verzeichniß der alten bayerischen Herzoge, wie es von Mabillon, Hansiz und Zierngibl aufgestellt worden, sey eine Zusammensetzung aus alten Schriftstellern, die man wohl für glaubwürdig halten könne, die aber nur zufällig der eine von diesem, der andere von jenem Herzoge Meldung thun, und also gar nicht die Ueberzeugung verschaffen können, daß das entfallene Verzeichniß ein ganz selbstständiges sey; daher sich aus diesem Verzeichnisse die Nichtexistenz eines Herzogs Theodo unter Childebert dem Zweyten gar nicht erweisen lasse.

Wichtiger ist der zweyte Beweis, welcher aus der in dem

Congestum Arnonis vorkommenden Folgereihe der bayerischen Herzoge gezogen ist. Das Congestum gibt dem Herzoge Theodo, welcher den h. Rupert nach Bayern berufen, einen Sohn Theodebert, dann einen Enkel Hugbert, hernach den Odilo und endlich dessen Sohn Thassilo zu Nachfolgern, und dieß ist die geschichtliche Folgereihe der bayerischen Herzoge von Theodo dem Zweyten um das Ende des siebenten Jahrhunderts bis zu dem letzten von Karl G. abgesetzten Herzoge Thassilo. Die bezüglichen Stellen des Congestums sind folgende: Primum quidem tradidit *Theodo* dux predictum oppidum (Salzburch) et castrum superiorem domino Hrodberto etc. — — Succedente vero *filio eius Theodeberto* duce, qui tradidit vlllulam nuncupante Utzilinga etc. — — Successor *filius eius Hucbertus* dux tradidit in pago Rotagove etc. — — Post hunc extitit *Otilo* dux, qui tradidit in pago Isanagove etc. — — Post hunc vero successit *filius eius Thassilo*, qui tradidit in pago Tonogove etc. — — Daß das Congestum hohen Glauben verdiene, leitet man nicht bloß von dessen hohem Alter, sondern auch von dem Umstande her, daß es eine von dem Salzburger Bischofe Arno im Jahre 788 ausgefertigte und von ansehnlicher Zeugenschaft bestätigte Urkunde sey, indem es am Schlusse heißt: Notitiam vero istam ego Arn unacum consensu et licentia domini Karoli piissimi regis eodem anno, quo ipse baioariam regionem ad opus suum recepit, a viris valde senibus et veracibus diligentissime exquisivi, a monachis et laicis, et conscribere ad memoriam feci. Ista sunt nomina monachorum etc. Diesem Beweise entgegnet Hr. F. mit dem alten Pez durch die Behauptung, daß die Stelle im Congestum: Successor filius eius Hucbertus dux, unrichtig sey, und aus der Parallelstelle in den kurzen Nachrichten dahin verbessert werden müsse, daß Hugbert nicht als der Sohn des vorausgenannten, sondern eines andern und jüngern Theodeberts zu erscheinen habe. Pez hat seine Behauptung nicht motivirt; Herr Filz aber thut es, und in einer ganz unerwarteten Weise. Das Congestum, welches noch immer in einem uralten Exemplare wo nicht vom achten, doch vom neunten Jahrhunderte vorhanden ist, und von Einigen sogar für die Originalurkunde des Bischofs Arno betrachtet wurde, hat bisher allgemein für ein aufrechtes, ehrwürdiges und hochwichtiges Dokument gegolten; Herr Filz will es jetzt in seiner Abhandlung für einen bloßen Auszug aus der wahren Urkunde des Arno gehalten wissen, und in seiner Nachschrift (Abth. I. §. 3) läßt er es nicht einmal als solchen gelten, und erklärt es für eine unechte, interpolirte und argen Betruges schuldige Urkunde. Die Gründe dieser Ansichten und die Anwen-

dung auf den gegnerischen Beweis bestehen wesentlich in Folgendem: Bischof Arno ließ im J. 788, da Karl der Große das Herzogthum Bayern seinem Reiche einverleibte, mit Wissen und Willen Karls alle Schenkungen der Herzoge von Bayern und anderer Wohlthäter an die Kirche Salzburg aus den noch vorhandenen Gabebriefen zusammenschreiben, damit sie von dem König bestätigt und in seinen besonderen Schutz genommen würden; die wahre Urkunde des Arno mußte also so beschaffen gewesen seyn, daß sie diesem Zwecke habe entsprechen können. Das Congestum besteht aber aus drey zusammengeflickten Pergamentblättern, in einem gemeinen Geschreibsel ohne Fleiß, ohne Zierlichkeit, ja vielmehr mit allen Merkmalen der Nachlässigkeit und der schmutzigsten Benutzung jedes Raumes (?); es enthält einige leere Räume für nicht eingetragene Ortsnamen; bey den Zeugen fehlt das Kreuzzeichen, oder subscripsi, oder testis; es kann daher das vorhandene alte Exemplar nicht die Originalurkunde seyn, welche bestimmt gewesen, dem König Karl überreicht zu werden. Es fehlt ferner am Anfange des Congestums die gewöhnliche Anrufung des Namens Gottes; es fehlt, was nach seinem Zwecke zu erwarten wäre, die Veranlassung zur Entstehung der Kirche Salzburg, die Bekehrung und Taufe des Herzogs Theodo durch Rupert, die Gründung von dessen erster Kirche am Wallersee und der zweyten zu Juvavum; es ist weiter das Verzeichniß der Schenkungen sehr unvollständig, denn es reicht nur bis auf das erste Jahr der bischöflichen Regierung Virgils (?), es fehlen einige Schenkungen des Theodo, welche in den kurzen Nachrichten vorkommen, die Schenkungen Theodeberts sind in der Mitte abgebrochen, und wider alle Ordnung erst nach den Gaben der andern Herzoge und der Edlen fortgesetzt, und die Schenkungen des Herzogs Odilo und der übrigen Wohlthäter sind kaum zur Hälfte angegeben (?): es ist weiter das Congestum mit Anno 793 congestum überschrieben, was sowohl dem Schlusse widerspricht, nach welchem die Ausfertigung eodem Anno, quo Carolus baioariam regionem ad opus suum recepit, das ist im J. 788 geschehen seyn soll, als auch einer Urkunde Karls vom J. 791, in welcher die salzburgischen Besitzungen bereits bestätigt worden; und es fehlt selbst am Schlusse bey dem bloß angedeuteten Jahre der Monat, der Tag, die Indiction und der Ort, und wo es zuletzt heißt: Et ego Benedictus diaconus hanc notitiam dictavi et conscribere iussi, fehlt der Schreiber; woraus nun erhelle, daß das Congestum auch nicht die getreue Abschrift von des Arno wahrer Urkunde seyn könne. Endlich zeigt sich das Congestum am Ende sehr ähnlich mit dem Berichte in den kurzen Nachrichten cap. 7 von den Erhebungen des Bischofs Virgil über die Verhältnisse der Mari-

miliansgüter, aus welchem fast alle Zeugen entlehnt sind, damit das Machwerk täuschende Wirkung thue; dieß ist Betrug, und läßt es nicht einmal mehr zu, daß man das Werk auch nur für einen Auszug aus der Urkunde des Arno anerkenne. Man hat also in dem Congestum das ehrwürdige Dokument nicht, welches man in ihm zu besitzen glaubte; man hat »nichts anderes, als ein Congestum, etwas Zusammengetragenes, die Privatarbeit eines Menschen, welcher weder Fähigkeit, noch Fleiß, noch Gewissenhaftigkeit besaß.« Es ist indeß sein Inhalt in Bezug auf die Schenkungen wahr und aus echten Quellen entnommen; aber Ordnung und Zusammensetzung der Schenkungen und Wohlthäter und die Verbindungsformeln sind bloß aus dem Kopfe des Compilators hinzugegeben. Zu den letzteren gehört die Stelle: Successor filius eius Hucbertus dux, wodurch Hugbert zum Sohne des für Salzburg wohlthätigen Herzogs Theodebert und zum Enkel des Rupert'schen Täuflings Theodo gemacht wird. Diese Stelle sagt einen Irrthum aus, den die kurzen Nachrichten in der Parallelstelle cap. 4 vermieden haben. In den kurzen Nachrichten heißt es: Traditque ad eandem sedem ipse dux Theodebertus in Sundergou villam dictam opinga etc. — — Eadem quoque intentione Hucbertus dux filius et successor Theodeberti ducis tradidit etc. Hier werden Theodebert der Wohlthäter, der Salzburger Kirche, und Theodebert, der Vater Hugberts, unterschieden; denn würde es der Fall seyn, daß Hugbert der Sohn des zuerst genannten wohlthätigen Theodebert gewesen wäre, so hätte der Verfasser weit natürlicher und füglicher schreiben können: Eadem quoque intentione Hucbertus dux filius et successor eius, was er aber nicht gethan hat, um nicht die beyden Theodeberte zu vermengen. So Herr Filz zur Beantwortung des gegnerischen Beweises, welchen er hiermit für ungültig erklärt, weil das Congestum eine beweisunfähige Urkunde sey, und Theodo und Theodebert die Zeitgenossen Ruperts sich nur fälschlich als die unmittelbaren Vorfahrer Hugberts, Otilos und Thassilos darstellen. — Wir müssen indeß noch bemerken, daß sich die Gegner bey ihrem aus dem Congestum geführten Beweise auch auf die Uebereinstimmung der kurzen Nachrichten berufen haben, wo cap. 2, 4, 5 die Reihe der bayerischen Herzoge gerade so wie im Congestum vorkomme. Herr Filz hat diesen gegnerischen Nebenbeweis nicht besonders aufgeführt, aber doch unter Einem auch schon beantwortet, indem er, wie wir eben gesehen, einer der betreffenden Stellen: eadem quoque intentione etc , eine Auslegung gegeben hat, die mit der Tradition im Einklange steht.

Den dritten Beweis haben die Gegner für nicht minder einleuchtend betrachtet als den vorigen. Er bezieht sich auf Ruperts

Schüler; es werden nämlich in den kurzen Nachrichten cap. 7 bey der Streitsache des salzburgischen Bischofs Virgil über die Maximiliansgüter unter den dabey vorkommenden Zeugen auch noch Schüler des h. Rupert ausdrücklich angeführt; da nun Virgil erst im Jahre 745 das Bisthum angetreten, so hätten solche Zeugen nicht mehr vorkommen können, wenn Rupert, dessen Tod die salzburgische Lehre auf das Jahr 623 setzt, schon in so früher Zeit gelebt haben würde. Bey der Beantwortung dieses Beweises ist sich Hr. F. nicht ganz gleich geblieben; er baute aber immer darauf, daß die kurzen Nachrichten mit Gebrechen behaftet seyen, und daß sie selber in ihrer Erzählung von den Verhältnissen des Streites solche Umstände beybringen, aus welchen hervorgehe, daß wahre Schüler Ruperts zur Zeit Virgils nicht mehr gelebt haben könnten. An den kurzen Nachrichten, welche in einer Handschrift aus dem dreyzehnten Jahrhundert vorhanden sind, findet Hr. F. manches zu rügen, und zwar: im Kap. 5 kommen einige unverständliche, folglich verdorbene Stellen vor; das Kap. 6 führt den Titel: Otilo dux habuit sororem Pipini regis nomine Hiltrud, ex quibus natus est Thassilo dux piissimus, aber der darauf folgende Text gehöre nicht zu diesem Titel, sondern erst der Text des Kap. 9; das Kap. 7 hat den Titel: de lite Virgilii Episcopi et cuiusdam Ursi presbyteri etc., aber dieser Titel gehöre schon vor das Kap. 6, welches mit dem Kap. 7 ein Ganzes ausmache, und das letztere sey, wie der Augenschein lehre, sehr verdorben und unverständlich. Diese Gebrechen sind Hrn. F. in seiner Abhandlung ein Beweis, daß die kurzen Nachrichten in mehreren Kapiteln, und namentlich in dem Kap. 7, nicht mehr echt seyen; in seiner Nachschrift aber (I. 4) will er bemerkt haben, daß sie schon ursprünglich von wenigstens drey Personen von ungleichen Fähigkeiten und Fleiße verfaßt worden, und die Kap. 5 bis 11 die Arbeit eines sehr verwirrten und unbehülflichen Kopfes seyen. In dem Kap. 7 findet er dem Bischof Virgil bey dessen Streitsache dreyerley Zeugen zugeschrieben: Schüler Ruperts, vier an der Zahl, Kleriker und Mönche, welche ihre Aussagen aus dem Munde der Alten geschöpft, und weltliche Zeugen. Er beruft sich nun auf die ganze Erzählung von den Verhältnissen des Streites im Kap. 2, 6, 7, um zu zeigen, daß wahre Schüler Ruperts in damaliger Zeit widersprechend wären. Die dießfällige Erzählung ist im Wesentlichen folgende: Rupert begann den Bau der Maximilianszelle in Pongau mit Wissen und Willen des Herzogs Theodo, und verrichtete die Einweihung mit Genehmigung des Herzogs Theodebert, welchem der mittlerweile erkrankte Vater das bayerische Herzogthum und die Sache des h. Rupert empfohlen hatte. Theodebert schenkte zur Zelle einen

Forst von drey Milliarien. Auch die Gebrüder Lediz und Ursus schenkten ihr Besitzthum in der Villa Albina, und empfahlen dem h. Rupert ihre Neffen Wernharius und Dulcissimus zum Empfange des Unterrichts in den Wissenschaften und den gottesdienstlichen Verrichtungen in dem Kloster zu Salzburg. Letztere, nachdem sie ihre Bildungszeit vollendet hatten, baten den h. Rupert, er möchte ihnen die Hälfte jenes Gutes ihrer Oheime zu Albina auf ihre Lebenszeit zum Nutzgenusse verleihen, was auch geschah. Nachdem sie nun dieses Lehen viele Jahre genossen (multo tempore habentes), brachten sie es wieder mit Willen der Vorsteher der Salzburger Kirche auf ihre Neffen, die es gleichfalls lange Zeit zum Nutzgenusse hatten (multis temporibus hoc habebant in beneficio). Inzwischen ereignete es sich, daß die Mönche des Klosters, welche von dem Salzburger Sitze dahin abgesandt waren, von den heidnischen Slaven vertrieben wurden, und so war die Zelle lange Zeit verwüstet geblieben (multis temporibus erat devastata eadem cella). Endlich bat Ursus, Priester und Kaplan des Herzogs Odilo und Stammverwandter der vorgenannten Lediz und Ursus, diesen Herzog, daß er ihm die Zelle sammt dem Gute Albina zu Lehen ertheile. Odilo, unwissend, daß Theodebert das gesammte Besitzthum dem h. Rupert zum Salzburger Sitze bestätigte, gewährte die Bitte. Als aber Virgil die Leitung der Salzburger Kirche übernommen und hiervon Kenntniß erhalten hatte, begab sich dieser zu dem Herzoge, und bat ihn um die Zurückgabe des salzburgischen Eigenthums. Der Herzog, welcher seinen Kaplan durch die Wegnahme des Lehens nicht betrüben wollte, trug Virgil eine Entschädigung an, der sich aber hiermit nicht zufrieden gab. Hierauf folgte ein Zerwürfniß zwischen Virgil und Ursus. Virgil ließ das Verhältniß der Dinge durch die Aussagen sehr alter und glaubwürdiger Männer zu Stande bringen und zum Gedächtnisse niederschreiben; und ex eis, wie es Kap. 7 heißt, qui ista illi dixerunt, discipuli S. Rudperti fuerunt vel Juniorum eius quidam filioli, die dann namentlich aufgeführt werden. So die Erzählung in den kurzen Nachrichten. Herr Filz behauptet nun, es gehe hieraus unwidersprechlich hervor, daß seit der Zeit, da der h. Rupert seinen Schülern Wernharius und Dulcissimus jenes Gut verliehen, ein langer Zeitraum von wenigstens drey langen Mannesaltern vorübergegangen war, und da sey es wohl natürlich, daß sich Virgil um das Sachverhältniß bey den ältesten und glaubwürdigsten Männern erkundigte, aber es sey unmöglich, daß nach so langer Zeit noch wahrhaftige Schüler des h. Rupert gelebt haben sollen. Was soll es also seyn mit den Schülern Ruperts, die da vorkommen? In seiner Abhandlung glaubt Hr. F. mit dem

alten Pez, das Virgil'sche Zeugenverzeichniß im Kap. 7 sey ein Zusatz eines unwissenden und unbedachtsamen Mannes, welcher lange nach dem Verfasser gelebt, und die Zeugen älterer Dokumente, deren sich Virgil in seiner Angelegenheit bediente, mit den Zeugen der von Virgil gepflogenen Erhebung vermengt habe; in der Nachschrift hingegen will er die Schüler Ruperts im moralischen Sinne genommen wissen, für Nachkömmlinge von dessen Jüngern. Mit diesen Behauptungen und Erklärungen weiset Hr. F. den von Ruperts Schülern hergenommenen Beweis als ungültig zurück. — Nunmehr aber findet er sich auch in der Lage, die Gegner in ihrem Systeme selbst angreifen zu können. Theodebert war seinem Vater Theodo, wie Hansiz will, im J. 717 in der Regierung gefolgt, Rupert war nach Hansiz am 27. März 718 gestorben, Virgil ist im Jahre 745 Bischof geworden, und so sind im gegnerischen Systeme von der Vergabung Ruperts an Wernharius und Dulcissimus bis Virgil nicht mehr als 27 Jahre verflossen; diese wenigen Jahre können die drey Mannesalter, welche aus der Erzählung der kurzen Nachrichten hervorgehen, nicht erfassen; Herzog Odilo, welcher im Jahre 738 zur Regierung gekommen, hätte noch um die Bewandtnisse der Maximilianszelle wissen müssen, eben so seine Hofherren, Kanzler und Räthe; und Virgil hätte nicht nothwendig gehabt, sich um das Sachverhältniß bey den ältesten und glaubwürdigsten Männern zu erkundigen. Weiters fällt (Nachschr. I. 5) im gegnerischen Systeme von der Einweihung der Maximilianszelle und dem Regierungsantritte Theodeberts nur ein Jahr bis auf den Tod Ruperts, und da sollen Wernharius und Dulcissimus ihre Bildungszeit in dem Salzburger Kloster vollendet haben, da soll Rupert, was die kurzen Nachrichten bey einer andern Gelegenheit Kap. 3 zur Hand geben, das Nonnenkloster zu Salzburg mit der Kirche erbaut und geweiht haben! Und so stehen Virgils Streitsache und die kurzen Nachrichten, statt der Tradition zu schaden, vielmehr mit dem gegnerischen Systeme im schreyenden Widerspruche.

Der vierte Beweis ist aus Arnold von Vohburg genommen, welcher in seiner Schrift: de miraculis S. Emmerammi, den h. Rupert übereinstimmend mit dem Congestum in die Zeit von jenem Herzoge Theodo setzt, der den Theodebert, Hugbert und Odilo zu Nachfolgern gehabt hat. Die Stelle bey Arnold (Lib I) lautet: Temporibus autem, quibus tantae pesti (der Verschlimmerung des Religionszustandes) remedia parabantur hi duces principabantur, Dioto scilicet, vir illuster, cui filii in regnum non successerunt. Item alius *Theodo*, vir strenuus et alacer, *sub quo clarissimus Christi confessor Ruopertus cum aliis dei servitoribus Juvavium devenit*, ibique cursum prae-

sentis vitae consummavit (sub quo S. Corbinianus Frisingam accessit). Is ergo dux filios habuit successores in regno *Diopertum* **videlicet atque Grimaldum. Post quos ducatum genti huic praebuit** *Hucbertus.* **— — Huius itaque ducis temporibus beatus praesul Bonifacius ingressus Baioariam, non nullos haereticorum ex ea depulit — — Quo Franciam reverso et praefato duce defuncto sub principe Pipino gentis huius ducatum adeptus est** *Udilo.* Die älteren Freunde der Tradition haben hier die Glaubenswürdigkeit Arnolds, als eines jungen Schriftstellers, in Anspruch genommen. Hr. F. thut dieß nicht, will aber, daß man den Arnold nicht richtig verstanden habe. Er schafft sich aus der angeführten Stelle zuerst den h. Korbinian auf die Seite, welcher, wenn die Klausel: sub quo S. Corbinianus Frisingam accessit, wirklich von Arnold herrühren würde, über den fraglichen Theodo keinen Zweifel zurücklassen könnte, weil dessen Ankunft in Bayern zuverlässig erst in das achte Jahrhundert fällt; er bemerkt, daß diese Klausel nach der Versicherung des Canisius, des Herausgebers von Arnolds Schrift, ein von späterer Hand gemachter Zusatz sey. Hinsichtlich der Herzoge, welche Arnold auf den mit Rupert gleichzeitigen Theodo folgen läßt, behauptet er, Arnold habe die beyden Theodo in verkehrter Zeitordnung aufgeführt: er habe vorzüglich von jenem Theodo sprechen wollen, unter welchem der h. Emmeram nach Bayern gekommen, und dieser Name habe in ihm die Erinnerung an den früheren Theodo, unter welchem Rupert in Bayern gewesen, geweckt, wornach er also von dem Letzteren später gesprochen habe, wiewohl derselbe der Zeit nach vorangehen sollte. — Nach dieser Abfertigung beschuldigt Herr Filz das gegnerische System selbst wieder des Widerspruches, wozu Corbinian die Gelegenheit darbietet: Corbinian war von dem Herzog Theodo II. in Bayern aufgenommen worden, was den Nachrichten des Aribo (vita S. Corbin.) zu Folge auf das Jahr 722 fällt; Theodo, der Täufling Ruperts, war nach den salzburgischen Urkunden vor Rupert gestorben; und Rupert, der angebliche Zeitgenosse Theodo II., stirbt im gegnerischen Systeme im Jahre 718!

Fünfter Beweis. Ein ungenannter regensburgischer (in einem Regensburger Codex aufgefundener) Dichter aus dem neunten Jahrhundert, welcher ein Verzeichniß der Bischöfe der bayerischen Diöcesen bis auf seine Zeit geschrieben, zählt zwischen dem h. Rupert und dem Bischof Arno nur vier Bischöfe (Vital, Flobargis, Johann, Virgil), welche Zahl, da Arno im Jahre 785 Bischof geworden, viel zu klein seyn würde, wenn Rupert, wie die Tradition will, schon um das Ende des sechsten Jahrhunderts gelebt hätte, und im Jahre 623 gestorben wäre. Hierauf erwiedert

Herr Filz, daß sich der Dichter nur mit den Bischöfen befaßt, und die Aebte, welche zwischen den Bischöfen die Salzburger Kirche regierten, gar nicht berührt habe. Daß eine solche Zwischenregierung Statt gefunden habe, beweist er wesentlich aus der Conversio Baioariorum et Carantanorum, wo gleich nach der vita primigenia Ruperts Nachfolger in folgender Ordnung aufgeführt werden: Vital Bischof, Anzologus Abt, Savolus Abt, Ezius Abt, Flobargis Bischof, Johann Bischof, Virgil Bischof, und wobey es immer ausdrücklich heißt, daß der eine dem andern nach dessen Hintritte gefolgt sey, so daß man die genannten Aebte nicht etwa als Untervorsteher neben gleichzeitigen Bischöfen betrachten dürfe, sondern als die eigentlichen Verwalter der Salzburger Kirche zwischen Vital und Flobargis annehmen müsse. Es sind also nicht vier, sondern sieben Glieder, von welchen die Salzburger Kirche nach Rupert bis Arno verwaltet worden ist. — Jetzt aber wendet Hr. F. das Argument um, und findet die Zahl der Kirchenvorsteher in Bezug auf das gegnerische System zu groß; es sind nämlich von dem angeblichen Todesjahre Ruperts 718 bis zum Verwaltungsantritt Virgils im J. 745 nur 27 Jahre verflossen, und in diesem kurzen Zeitraume soll die Salzburger Kirche drey Bischöfe und drey Aebte nach einander zu Vorstehern gehabt haben!

Der sechste Beweis ist ein Eigenthum Meichelbecks, welcher Mabillons hervorgetretene Lehre durch einige Stellen aus der Lebensbeschreibung des h. Corbinian, die den Freysinger Bischof Aribo aus dem achten Jahrhundert zum Verfasser hat, bekräftigen wollte. Aribo sagt in einer dieser Stellen von dem bayerischen Volke zur Zeit Corbinians (im dritten Dezennium des achten Jahrhunderts): quae gens adhuc rudis erat et nuper ad Christianitatem conversa; dieß hätte Aribo nicht sagen können, wenn Rupert, wie es die salzburgische Ansicht fordert, schon hundert Jahre vor Corbinian sein Apostelamt vollbracht haben würde. Herr Filz antwortet, die Stelle bey Aribo sey nicht so buchstäblich zu deuten: denn auch in Meginfred's Lebensbeschreibung des h. Emmeram heißen die Bayern zur Zeit Emmerams (in der Mitte des siebenten Jahrhunderts) noviter ad fidem adducti, und in der Vita S. Trutperti, des angeblichen Bruders und Gefährten des h. Rupert, wird das damalige Christenthum der Franken nova rudisque genannt, da doch die Franken schon unter Klodwig I. am Ende des fünften Jahrhunderts den christlichen Glauben angenommen hatten; wäre das Christenthum wirklich nicht lange vor Corbinian von dem h. Rupert in Bayern eingeführt worden, so hätte Aribo den h. Rupert doch auch erwähnen und sich gedrungen fühlen müssen zu schreiben: quae gens adhuc rudis erat et nuper a b. Rudperto ad Christianitatem conversa; daher das

tiefe Stillschweigen des Aribo von Rupert lauter für die salzburgische Tradition spreche, als Aribo's Worte gegen dieselbe.

Den siebenten Beweis hat Professor Mederer beygegeben, genommen aus dem uralten, in einem Salzburger Codex enthaltenen Verzeichnisse der verstorbenen Herzoge von Bayern, welches von den Verfassern des Novissimum Chronicon (p. 176) bekannt gemacht wurde. In diesem Verzeichnisse kömmt zuerst Theodo, und dann kein anderer Herzog dieses Namens mehr vor; dieser Theodo, als am ersten Platze stehend, muß für den ersten Wohlthäter der Salzburger Kirche und daher für den Zeitgenossen Ruperts gehalten werden, und als der einzige Theodo des Verzeichnisses muß er zugleich für den jüngsten Theodo, d. i. für Theodo II., der um das Ende des siebenten Jahrhunderts regierte, erklärt werden; dieß bestätige sich auch durch das nebengehende Verzeichniß der verstorbenen fränkischen Regenten, unter welchen Charlus, das ist Karl Martell (welcher in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts regierte) obenan steht. So Mederer. Herr Filz erwiedert im Wesentlichen, das Verzeichniß, welches keinen Garibald und nur einen Theodo nennt, enthalte nicht alle bayerischen Herzoge, sondern nur diejenigen, welche Wohlthäter zur Salzburger Kirche gewesen. Dann sey zu bemerken, daß dasselbe zwischen den Herzogen Theodo und Odilo einen Thassilo nennt, unter welchem Thassilo der Erste, der von 595 bis 609 regiert hat, verstanden werden müsse, weil Thassilo II. erst auf den Odilo gefolgt ist, woraus nun erhelle, daß der an der Spitze des Verzeichnisses stehende Theodo älter als Thassilo I. seyn müsse, und Theodo II. im Verzeichnisse gar nicht vorkomme, weil er kein Wohlthäter zur Salzburger Kirche gewesen; — und so beweise das Verzeichniß der verstorbenen Herzoge nicht gegen, sondern für die salzburgische Tradition.

Es sind also alle Beweise, mit welchen man das jüngere Zeitalter Ruperts herstellen wollte, unserem Verfasser unzureichend; sie liefern ihm im Gegentheil Stoff zu Beweisen für die Tradition selbst, vorzüglich durch Widersprüche, welche er hierbey in dem Systeme der Gegner auffindet. Er urtheilt nun: es gehe aus den bisherigen Untersuchungen und aus den Beantwortungen der gegnerischen Einwürfe so viel überzeugend hervor, daß die neu erfundene Aera des h. Rupert nicht die wahre sey und seyn könne, und mit dieser Ueberzeugung geht er jetzt an die Beweisführung, daß es die salzburgische Aera sey, welcher Wahrheit und Aechtheit zukomme. Wir wollen aber noch stehen bleiben, und wieder zurückblicken, um auch die Leistungen von dem Kapitel, dessen Inhalt wir eben vernommen, zu beurtheilen.

(Der Schluß folgt.)

Anzeige=Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. LXXIII.

Hammer's
morgenländische Handschriften.

Als Seitenstück zu dem im neunten Bande seiner Geschichte des osmanischen Reichs gelieferten Verzeichnisse der Sammlung zweyhundert orientalischer Manuscripte über osmanische Geschichte.

(Fortsetzung.)

235.

لواقح آلانوار فى طبقات الاخيار

d. i. Melkkamehle der Lichter in den Classen der Besten, vom Scheich Abdallah Esch=Schaarani, gest. i. J. 973 (1565). Ein großer Folioband von 338 Bl. Nach der Einleitung, welche eine Abhandlung über das beschauliche Leben, beginnt die Folge der Scheiche in folgender Ordnung: 1—4) Die vier ersten Chalifen, Nachfolger Mohammeds; 5) Talha B. Abdallah, gest. i. J. 35 (655); 6) Sobeir B. el=Aawam; 7) Saad B. Ebi Wakaß; 8) Said B. Ebi Mesid, gest. 55 (674); 9) Mohammed B. Abderrahman B. Auf, gest. 32 (653); 10) Ebu Obeidet Aamir B. el=Dscherrah; 11) Abdallah B. Mesud; 12) Chabbab Ibnol=Ereb; 13) Ebi B. Kaab; 14) Selman der Perser; 15) Temimdari; 16) Ebu Dorda; 17) Abdallah, der Sohn Osmans des Chalifen; 18) Ebuser; 19) Hodaifa B. el=Jemani; 20) Ebu Hureire; 21) Abdallah B. Abbas; 22) Abdallah B. Sobeir; 23) Hasan, der Sohn Ali's, der Enkel Mohammeds; 24) Hosein, der Enkel Mohammeds; 25) Oweis el=Karni; 26) Aamir B. Abdallah B. Kas; 27) Mesruk B. Abderrahman; 28) Alkama B. Kais; 29) Esswed B. Jesid en. Nachaai; 30) Rebii B. Chaitem, gest. 67 (686); 31) Habbe B. Habbari; 32) Ebu Moslim=el Chaulani; 33) Ebusaid Hasan el=Baßri; 34) Said Ibnol=MoseJeb; 35) Irwet Ibnes=feter, gest. 94 (712); 36) Mohammed B. el=Hanifet; 37) Ali B. Seinol Aabidin, gest. 94 (712); 38) Ebu Dschaafer Mohammed el=Bakir der Imam, gest. 117 (735); 39) Ebu Abdallah Dschaafer eß=ßadik, der sechste Imam; 40) Omer B. Abdolasis der Chalife; 41) Mobarek B. Abdallah Ibnes=Sachir! 42) El=Ala Ibnes Sachir, Bruder des Vorigen; 43) Ssafwan Ibnol=Moharrif el=Masani; 44) Ebul=Aalijet, gest. 90 (708); 45) Bekr B. Abdallah el=Meseni, gest. 108 (726); 46) Ssalt Ibn Eschim el=Aadewi; 47) El=Ala B. Said; 48) Ebu Hasim; 49) Mohammed B. Seirin, gest. 110 (738); 50) Sabit B. Eslem el=Benani; 51) Junis B. Obeid; 52) Ferkad=esch=Schedscheni; 53) Mohammed B. Wasii; 54) Suleiman el=Teimi; 55) Ebu Jahja Malik B. Dinar, gest. 131 (748); 56) Mohammed el=Monkedir; 57) Ssafwan B. Sche=

lein, gest. 132 (749); 58) Mirsa el-Kiasim, der siebente Imam, gest. 133 (750); 59) Mohammed B. Kaab el-Karsi, gest. 140 (777); 60) Obeid B. Omeir; 61) Modschahid B. Habir, gest. 102 (720); 62) Aattar B. Riah, gest. 115 (733); 63) Akarma B. Mola Ibn Abbas; 64) Taus J. Keisan el-Jemeni; 65) Abdallah Wahab B. Minijet, gest. 114 (732); 66) Meimun B. Mehran; 67) Ebu Wail Schakik; 68) Ibrahim Eteimi; 69) Ibrahim B. Jesid en-Nachaai, gest. 95 (713); 70) Aun B. Abdallah B. Aatba; 71) Said B. Dschebir, gest. 95 (713); 72) Aamir B. Seradschil esch-Schoobi, gest. 104 (722); 73) Mahan B. Kais; 74) Rebii B. Harasch; 75) Talha B. Moßrif, gest. 112 (730); 76) Seid el-Tami, gest. 122 (740); 77) Manßur B. el-Mootim; 78) Suleiman B. Mehran; 79) Ebu Idris el-Chaulani; 80) Ed-Dimischki; 81) Jesid B. Meisere; 82) Kaabol-achbar; 83) Abderrahman B. Omer el-Ewsaai; 84) Hasan B. Aatije; 85) Abdol Wahid B. Seid; 86) Ebubekr Ssalih el-Merri; 87) Ebul Mohadschirin Amru el-Kaisi; 88) Abu es-Selmi; 89) Atba el-Ghulam; 90) Sofian Ibn Said el-Thus, dritthalb Blätter; 91) Ebu Abdallah Mohammed B. Idris esch-Schafii; 92) Melik B. Ins, gest. 193 (808); 93) Ebu Hanifet Naaman; 94) Ibn Hanbal; 95) Mohammed B. Sofjan B. Aijnet, gest. 178 (794); 96) Schoobet Ibnol Hedschadsch; 97) Mesaar B. Kidam, gest. 155 (770); 98) Al. J. Hosein J. Ssalih J. Hai, gest. 154 (770); 99) Abdallah Ibnol-Mobarek, gest. 181 (797); 100) Abdolasis Ibn Rewad, gest. 159 (775); 101) Ebul-Abbas es-Semmak, gest. 133 (750); 102) Abderrahman Moh. B. En-naßr el-Haris; 103) Moh. B. Jusuf el-Ißfahani, gest. 184 (800); 104) Jusuf B. Esbat, gest. 190 (805); 105) Hodaifa el-Meraaschi, gest. 207 (822); 106) Ebul-jeman J. Moawijet el-Eswed; 107) Moslim B. Meimun; 108) Ebu Obeidet el-Chawwaß; 109) Ebubekr B. Abbas, gest. 193 (808); 110) Ebu Ali el-Hosein el-Haschim; 111) Wekii B. el-Dscherrah, gest. 197 (812); 112) Abderrahman B. Mohdi; 113) Moh. B. Eslem et-Tusi, gest. 226 (840); 114) Moh. B. Ismail el-Bochari; 115) Jesid B. Harun el-Wasiti, gest. 206 (821); 116) Junis B. Obeid, gest. 139 (756); 117) Abdallah B. Aun, gest. 151 (768); 118) Abdallah eß-ßuri; 119) Abdolasis el-Omri, gest. 184 (800); 120) Ibrahim el-Herwi; 121) Ebu Naim el-Ißfahani. Abschnitt der Frauen der Frommen. 122) Moaadet el-Aadewijet; 123) Rabiaat el-Aadewijet; 124) Midschadet el-Karschijet; 125) Aische Bint Dschaafer; 126) die Gemahlin des Rebadsch el-Karsi; 127) Fatime von Nischabur, gest. 23 (643); 128) Rabiaat, die Tochter Ismails; 129) Omm Harun; 130) die Gemahlin Habib's; 131) Ommetol-Dschelil; 132) Obeidet Bint Ebi Kelab; 133) Aakiret el-aabidet; 134) Schaawanet; 135) Eminet von Ramla; 136) Menkuset, die Tochter Seid's; 137) Nefiset, die Tochter Hasan's; hier endet der Abschnitt der Frauen. 138) Saadwan el-Medschnun; 139) Behlul der Reisende; 140) Ebu Ali el-fadhil B. Ajadh; 141) Ebu Ishak Ibrahim B. Ibr. B. Manßur; 142) Sul Nun el-Mißri; 143) el-Kaschi B. Firus; 144) Ebu Naßr Beschr Ibnol-Haris el-Hafi; 145) Ebul Hasan B. Seri Es-Sokti; 146) Ebu Abdallah el-Haris J. Seid el-Mehasini; 147) Ebu Suleiman Daid Ben-Nadhir et-Tai; 148) Ebu Ali Schakik J. Ibrahim el-Balchi; 149) Ebu Seid Taifun B. Isa el-Bestami; 150) Ebu Mohammed Sehl B. Abdallah; 151) Ebu Suleiman Abderrahman B. Etejet ed-Darani; 152) Ebu Moh. el-Feth B. Said el-Moßuli; 153) Ebu Abderrahman B. Anwan el-Aßamm; 154) Ebu Sekeria Jahja J. Moas; 155) Ebu Hamid Moh. B. Hadhrweih el-Balchi;

156) Ebul Husein Ahmed Ibnol Dschewari; 157) Ebu Hafs Omer B. Salim el=Haddad von Nischabur; 158) Ebu Turab Asker el=Hosein; 159) Ebu Moh. Abdallah J. Honeif el=Antaki; 160) Ebu Ali Ahmed B. Aaßim el=Antaki; 161) Manßur B. Ammar der Prediger; 162) Hamdun B. Ahmed el=Kaßßar; 163) Ebul Hasan el=Mokri; 164) Esseid Abdallah; 165) Ebulkasim el=Dschoneid; 166) Ebu Osman el=Hairi; 167) Hosein Ahmed B. Moh. en=Nuri; 168) Ebu Abdallah Moh. Ibnol=Dschela; 169) J. Moh. Rewim B. Ahmed; 170) Ebu Abdallah Moh. B. el=Fadhl el=Balchi; 171) Ebubekr B. Moh. Ibnes=sokak; 172) Ebu Abdallah Moh. Amru B. Osman; 173) Ebul=Hasan Semnun B. Hamsa; 174) Ebu Obeid el=Baßri; 175) Ebu Ali Hasan B. Ali el=Dschordschani; 176) Ebulfewaris Schah B. Schudschaa; 177) Ebu Jakub Jusuf B. Hasan er=Rasi; 178) Ebu Abdallah Moh. B. Ali; 179) Ebubekr Moh. B Omer el=Hakim; 180) Ebu Said Ahmed B. Isa el=Charas; 181) Ebu Abdallah Moh. B Ismail el=Maghrebi; 182) Ebul=Abbas Ahmed B Mesruk; 183) Ebul Hasan Ali B. Sehl el=Ißfahani; 184) Ebu Moh. B. Ahmed el=Hariri; 185) Ebul=Abbas Ahmed B. Moh. B. Semil B. Ata el=Ademi; 186) Ebu Ishak Ibrahim B. Ismail el=Chawwaß; 187) Ebu Moh. Abdallah B. Mohammed; 188) Ebul Hasan B. Moh. B. Hamdan B. Said el=Dschemal; 189) Moh. J. Ahmed Ibnol=Wird; 190) Ebu Hamsa Moh. B. Ibrahim el=Besar; 191) Ebubekr Moh. B. Mirsa el=Kiasim; 192) Abdallah esch=Schedschri; 193) Mahfus B. Mahmud von Nischabur; 194) Tahir el=Mokaddesi; 195) Ebu Amru ed=Dimischki; 196) Ebubekr Moh. B. Hamid el=Tirmesi; 197) Ebul Hosein B. Said el=Werrak; 198) Ebul=Hasan B. Sehl Eß=ßaigh; 199) Ebu Ishak Ibrahim B. Daud el=Kaßßar; 200) Mumschid ed=Dinuri oder Deineweri; 201) Ebul=Hosein Chaironnesadsch; 202) Ebu Hamsa el=Chorasani; 203) Ebu Abdallah Hosein B. Abdallah; 204) Ebu Dschaafer Ahmed B. Ali B. Sinan; 205) Ebubekr Delfe B. Hadschder esch=Schobli; 206) Ebu M. Abd. B. M. el=Morteasch; 207) Ebu Ali er=Rudbari; 208) Ebu Ali Moh. B. Abdol=wehhab es=Sakfi; 209) Ebu Abdallah Moh. B. Mesin; 210) Moghais el=Hosein el=Manßur; 211) Ebulchair el=Aklaa Et=Titani; 212) Ebubekr B. Moh. B. Ali B. Dschaafer el=Kenasi; 213) Ebu Jakub Ishak B. Moh. En=nehrdschuri; 214) Ahmed B. Ali el=Moscjin; 215) Ebu Ali el=Hosein B. Ahmed el=Kiatib; 216) Ebul Hosein B. Sinan el=Dschemal; 217) Ebubekr Abdallah B. Abdallah el=Ebheri; 218) Mosaffer el=Karmisini; 219) Ebul Hosein B. Hind el=Karschi; 220) Ebu Ishak Ibrahim B. Scheiban el=Karmisini; 221) Ebubekr Hosein B. Ali B. Daniar; 222) Ebu Ishak Ibrahim B. Ahmed B. El=Mowellid; 223) Ebu Abdallah Moh. B. Ahmed B. Selim; 224) Moh. B. Alian en=Neschri; 225) Ebubekr Ahmed B. Moh. B. Saadan; 226) Ebu Said Ahmed B. Moh. B. Said; 227) Ebu Amru Moh. B. Ibrahim es=ßinhadschi; 228) Dschaafer B. Moh. B. Naßir el=Chawwaß; 229) Ebul Abbas B. el=Kasim B. Mehdi; 230) Ebu Abdallah Moh. B. el=Chafit es=sabi; 231) Ebu Abdallah B. Moh. B. Abdallah er=Rasi; 232) Ebu Amru Ismail B. Moh. es=Selmi; 233) Ebul Hasan Ahmed B. Sehl el=Buschendschi; 234) Ebu Abdallah Moh. B. Chafif es=Sabi; 235) Ebul=Husein esch=Schirasi; 236) Ebubekr et=Tahistani; 237) Ebul Abbas Ahmed B. Moh. ed=Dinuri; 238) Ebu Osman Said B. Selam el=Arabi; 239) Ebul Kasim B. Ibrahim B. Moh. en=Naßrabadi; 240) Ebul=Hasan Asi B. Ibrahim el=Haßri; 241) Ahmed B. Aba J. Ahmed er=Rudbari; 242) Ebu Abdallah Moh. B. Hasan

er-Rewghandi; 243) Ebul Hasan Ali B. Monser B. Hosein; 244) Ebubekr Moh. B. Ahmed B. Dschaafer; 245) Ebu Abdallah Moh. B. Ahmed B. Hamdun; 246) Ebu Abdallah Ahmed B. Moh. el-Mokri; 247) Ebu Moh. Abdallah B. Moh. er-Rabisi; 248) Ebu Abdallah Moh. B. Abdol-Chalik; 249) Ebu Ssalih Sidi Abdolkadir el-Dschilani, sechsthalb Blätter; 250) Ebubekr B. Hewar el-Bataihi; 251) Ebu Moh. esch-Scheniki; 252) Asaf B. Mostewdii el-Bataihi; 253) Manßur el-Bataihi; 254) Ebul Wefa; 255) Hamad B. Moslim ed-Debas; 256) Ebu Jakub Jusuf B. Ejub el-Hamedani; 257) Okail el-Menihi; 258) Ebul-osa el-Maghribi; 259) Ada B. Mosafir el-Aadewi; 260) Ali B. Weheb es-Sindschari; 261) Musa B. Mahin es-suli; 262) Ebu Nedschib Sührwerdi; 263) Ahmed B. Husein er-Rufaai, der Stifter des Ordens der Derwische, vier Blätter; 264) Ali B. el. Heini; 265) Abderrahman et-Tassundschi; 266) Baka B Behrun; 267) Ebu Said el-Kilewi; 268) Mater el-Baderani; 269) Ebu Mohammed Madschid el-Kurbi, gest. 561 (1107); 270) Dschagir; 271) Ebu Mohammed el-Kasim Ebu Abdallah el-Baßri; 272) Ebu Amru Osman B. Mersuk, gest. 564 (1168); 273) Suweid es-Sindschari; 274) Hajat B. Kais el-Haseni, gest. 581 (1185); 275) Arslan ed-Dimischki; 276) Ebu Medin el-Maghribi; 277) Ebu Moh. Abderrahman el-Maghribi el-Kanawi; 278) Ebul Abbas Ahmed el-Molessem; 279) Ebul-hedschadsch el-Akßari; 280) Kemaleddin B. Abdes-sahir; 281) Kotbeddin B. el-Kastelani; 282) Ebu Abdallah el-Karschi; 283) Moh. B. Ebu Hamsa; 284) Abdol-ghaffar el-Kußi; 285) Ebul-Hasan B. eß-ßabagh; 286) Ebus-suud B. Ebil-aschair; 287) Seidi Ibrahim el-Karschi ed-Desuti, funfzehn volle Blätter, mit Proben von seinen Gedichten; 288) Ahmed el-Bedewi, vier Bl.; 289) Sidi Omer esch-Schetawi; 290) Mohijeddin Ibnol-Arabi, gest. 638 (1240); 291) Daud B. Machla, acht Blätter; 292) Moh. B. Abdoldschebbar el-Ghafri; 293) Ebul-feth el-Wasiti; 294) Ali el-Meledschi; 295) Abdolassseddirini; 296) Abdallah B. Ebi Hamsa el-Andalusi; 297) Abdallah B. Moh. el-Aarschi; 298) Abdolhakk B. Sebiin el-Mersi; 299) Moh. el-Konewi; 300) Moh. el-Abderi; 301) Ibrahim el-Dschaaberi; 302) Abdallah el-Menusi; 303) Hosein el-Dschaki, gest. 737 (1304); 304) Chidhr el-Kurdi; 305) Schereseddin el-Kurdi, gest. 767 (1365); 306) Ghanim Ebul Ghanaim; 307) Moh. B. Harun; 308) Jahja Eß-ßanaferi; 309) Ebul-abbas en-naßir; 310) Hasan el-Moslemijet; 311) Ali es-Sedar; 312) Ebul Hasan esch-Schedeli, sieben Blätter; 313) Ebul-Abbas el-Merri, sieben Blätter; 314) Sidi Jakut el-Karschi, gest. 707 (1307); 315) Tadscheddin B. Abdallah; 316) Musa, beygenannt Ebil-Amrun, der fünfte Sohn Scherawi's, gest. 707 (1307); 317) Sadi Moh. Wefa; 318) Ustad weledihi Sidi Ali, mehr als 38 Blätter, weil der Artikel mehrere Excurse enthält; 319) Jusuf el-Kurdi; 320) Ebul Hasan esch-Schusteri; 321) Ebul mewahib, der Freygelassene Schedeli's, zehn Blätter, mit einem halben Dutzend Excurse; 322) Husein el-Adami; 323) Ahmed B. Suleiman der Eremite; 324) Sadi Omer el-Kurdi, 325) Sadi Ibrahim el-Metiuli, drey Blätter; 326) Hosein Ebu Ali. gest. 890 (1485); 327) Sadi Moh. el-Ghamri, gest 880 (1475), zehn Blätter mit Excursion; 328) Obeid, gest. 890 (1485); 329) Sadi Medin B. Ahmed el-Aschmuni, mit dem der Richter im J. 915 (1509) gestorben; 330) Sadi Moh. esch-Schawimi; 331) El-Halfawi, gest. ums J. 815 (1446); 332) Sadi Moh. el-Farghal, gest. ums J. 850 (1446); 333) Ebubekr ed-Dakdusi;

334) Osman el-Chattab, gest. 800 (1397); 335) Moh. el-Chidri, gest. 897 (1491); 336) Isa B. Nedschm Aakin; 337) Schihabeddin el-Merhumi; 338) Mohammed B. Ochti Sidi; 339) Sidi Ali el-Mohalli, gest. 910 (1494); 340) Sadi Ali B. Schihab, der Großvater des Verfassers. Hier beginnt der Schluß des Werkes unter der Ueberschrift: Scheiche, welche im zehnten Jahrhundert geboren. 341) Abdolasis ed-Dirini; 342) Sadi Mohammed esch-Schedeli, dritthalb Blätter; 343) Moh. B. Jnan, vierthalb Blätter; 344) Ebulabbas el-Omri el-Wasiti, gest. 905 (1499); 345) Nureddin el-Hasani el-Medini; 346) der Mufti Sekeria el-Anßari, gest. 926 (1519); 347) Ali et-Tibini edh-Dharir; 348) Ali B. Dschemal; 349) Abdol-Kadir B. Jnan, gest. 920 (1514); 350) Moh. el-Adl; 351) Moh. B. Daud el-Menselewi (von Mensele); 352) Moh. Esch-Scherewi, gest. 932 (1525); 353) Nureddin Ali el-Merßafi, gest. 930 (1523); 354) Tadscheddin es-sakir; 355) Ebusuud el-Dscharihi, gest 930 (1523); 356) Moh. el-Munir, gest. 930 (1523); 357) Ebubekr el-Hadidi gest. 925 (1519); 358) Moh. esch-Schenawi; 359) Ebu Chodet, gest. 920 (1514); 360) Moh. Scherbini, gest. 920 (1514); 361) Ali es-Soweil, gest. 937 (1530); 362) Moh. Es-Satiha; 363) Behaeddin der Absorbirte; 364) Abdolkadir er-Reschberti; 365) Hasan el-Jraki; 366) Jbrahim Aßaifair, gest. 942 (1535); 367) Schihab der Büßer, gest. 940 (1533); 368) Abderrahman der Absorbirte; 369) Mohammed er-Roweihal el-Urjan; 370) Habib der Absorbirte; 371) Feredich der Absorbirte; 372) Jbrahim der Absorbirte; 373) Ahmed der Absorbirte, bekannt unter dem Namen von Habber-reman (Granatenkern), gest. 920 (1514); 374) Jbrahim el-Urjan, d. i. der Nackte, gest. 930 (1523); 375) Moheisin el-Burlasi, gest. ums J. 940 (1533); 376) Ebul-Chair el-Kelibati, gest. 910 (1503); 377) Omer el-Bedschaji; 378) Suud der Absorbirte; 379) Soweidan, gest 919 (1512); 380) Berekat el-Chajat, d. i. der Schneider, gest. 923 (1517); 381) Ali esch-Scherif; 382) Ahmed es-Susawi, der Bruder Schernewi's, gest. 923 (1517); 383) Ahmed el-Behlul, gest. 928 (1521); 384) Emireddin, der Jmam der Moschee el-Ghamri; 385) Ebul-Harun el-Ghamri, gest. 939 (1532); 386) Obeid el-Balkisi, gest. 930 (1523); 387) Jusuf el-Hariri, gest. 924 (1518); 388) Abderresak et-Turabi, gest. 930 (1523); 389) Mochliß, gest 940 (1533); 390) Ssadreddin el-Bekri, gest. 918 (1560); 391) Merdas el-Mohammedi, gest. 930 (1523); 392) Jbrahim, gest. 940 (1533); 393) Morschid, gest. 940 (1533); 394) Naßireddin Ebil-Amaim, gest. 919 (1513); 395) Schereseddin eß-ßadir; 396) Ebul-Kasim el-Maghribi; 397) Ali el-Bülbüli; 398) Ebu Lahaf der Absorbirte; 399) Moh. B. Seraat, gest 914 (1508); 400) Ali Wahsch B. Mahasib el-Bochariiet, gest. 917 (1511); 401) Scherif der Absorbirte; 402) Ali ed-Demiri der Absorbirte; 403) Ali el-Chawaß El-Burlasi, der Meister des Biographen, und deßhalb in sechzehn Blättern behandelt; 404) Ali el-Bohairi, gest. 953 (1546); 405) Ebul Abbas el-Hariri; 406) Nureddin Schuni, Meister des Verfassers, in sieben Blättern; 407) Ebulfadhl el-Ahmed, Freund und (geistiger) Bruder des Biographen; 408) Naßireddin en-Nahas, gest. 945 (1538); 409) el-Kiasewani; 410) Ali el-Esrar, gest. 930 (1523); 411) Eß-ßalih el-Weri der Eremite, gest. 921 (1515); 412) Moh. Es-Sindfawi, gest. 933 (1526); 413) Ahmed er-Rumi, gest. 900 (1494); 414) Abdol-Kadir es-Sebeki, gest. 900 (1494); 415) Ahmed el-Kaaki, gest. 952 (1545); 416) Ali el-Hindi, mit dem der Verfasser i. J. 947 zu Mekka gesprochen; 417) Schaa-

ban der Absorbirte, gest. 930 (1523); 418) Sſalih el-Motefil anen-nas, gest. 900 (1494); 419) Moh. eß-ßofi, gest. 935 (1528); 420) Abdolaal der Absorbirte, gest. 930 (1523); 421) Chalil der Absorbirte; 422) Aamir der Absorbirte, gest. 900 (594); 423) Omer der Absorbirte, gest. 900 (1494); 424) Selman el-Hamiti, gest. 900 (1523); 425) Schihabeddin el-Menselawi, gest. 951 (1544); 426) Ali el-Abbari der Eremite, gest. 900 (1494).

Schaarani vollendete sein Werk i. J. 952 (1545). Der Abschreiber sagt, daß dieses die zwey und dreyßigste Abschrift sey, die er verfertigt habe. Ohne Angabe der Jahreszahl.

236.

كتاب الكواكب الدرية في تراجم السادة الصوفية

d. i. das Buch der glänzenden Wandelsterne in den Lebensbeschreibungen der Herren der Ssofi, von Abderruuf el-Menawi, in sieben Hauptstücken. Dasselbe beginnt mit der Biographie Mohammeds: 1) Beginn der Lebensbeschreibung des Propheten; 2) von seinen äußeren Eigenschaften; 3) von seinen inneren Eigenschaften; 4) von seinem Wanderleben; 5) von seinen Eigenthümlichkeiten; 6) von seinen Gebeten; 7) von seinem Tode. Erste Classe. Elif: 1) Ebubekr; 2) Omar; 3) Osman; 4) Ali; 5) Ebi Ibn Kaab; 6) Ebu Dorda; 7) Ebuser el-Ghaffari; 8) Ebu Hureiret, gest. 87 (705); 9) Ebu Musa el-Eschaari, gest. 50 (670); 10) Ebu Obeidi Aamir Ibnol-Dscherrah, gest. 18 (639). Be (B): 11) Belal, der gebetseifrigste der Propheten. The (T): 12) Temimdari. Dschim (Dsch): 13) Dschaafer B. Ebi Talib et-tajar, gest 8 (629). He (H): 14) Hoseifet B. el-Jemen, gest. 36 (656); 15) Hasan, der Sohn Ali's, gest. 49 (669); 16) Hosein, der Sohn Ali's, gest. 61 (680). Sin (S): 17) Said Ibnol-Aamir el-Karschi, gest. 19 (640); 18) Selman der Fünfte, gest. 36 oder 37 (659). Ssad (ß): 19) Ssoheib B. Sinan, gest. 38 (658). Aain: 20) Aaßim B. Tabit; 21) Aamir B. Fehire; 22) Aamir B. Rebiaa, gest. 33 (653); 23) Abdallah B. Omar el-Chattab, gest. 73 (692); 24) Abdallah B. Mesud, gest. 33 (653); 25) Abdallah B. Abbas, gest. 68 (687); 26) Abdallah B. Sobeir, gest. 72 (691); 27) Abdallah B. Hedschasch; 28) Abdallah B Rewahat, gest. 81 (700); 29) Abdallah Sun-nedschadin; 30) Akabat B. Ghaswan, gest. 53 oder 54 (673); 31) Osman B. Metuun, gest. 68 (679); 32) Omar B. Jasir, gest. 37 (657); 33) Omeir B. Saad el-Anßari, starb zu Ende des Chalifats Omar's oder des Osman's. Mim (M): 34) Moßaab B. Omeiredari; 35) Moßaab B. Dschebel, gest. 35 (655); 36) Mikdad Ibnol-Esmed, gest. 33 (653). Zweyte Classe, hundert vier und sechzig. Elif: 37) Ibrahim B. Edhem, gest. 62 (681); 38) Ibrahim B. Jesid; 39) Ibrahim B. Seid en-Nachaai, gest. 90 (708); 40) Eslem B. Seid el-Dschohin; 41) Oweis B. Aamir el-Karni, gest. 100 (718); 42) Ebul-Dschewsa Aus B. Abdallah er-Rabii; 43) Ebu Idris el-Chaulani; 44) Ebubekr B. Ajasch; 45) Ebu redscha el-Attari; 46) Ebu Hasim Selma B. Dinar, gest. 148 (765); 47) Ebu Omran el-Dschuni; 48) Ebu Obeide el-Chawwaß; 49) Ebu Moslim el-Chaulani, starb unter dem Chalifate Moawia's; 50) Ebu Osman el-Hawasani; 51) Ebu Rihanet Abdallah B. Matar; 52) Ebu Ejub Es-Sachtiani, gest. 63 (682). 53) Eminet er-Remlijet die fromme

Frau; 54) Omm Hasan el=Kufijet, die fromme Frau; 55) Omm Sofjan et=Thuri; 56) Ochol=Fadhl, die fromme Frau; 57) Ommet=ollah, die Gemahlin des Rebah; 58) Omm Talak; 59) Ommel=Benin, der Sohn des Chalifen Omer B. Abdol=asis; 60) Oluf el=Waßilet die fromme Frau; 61) Ommije Bint Ebil=weran, die fromme Frau. Be (B): 62) Bedil B. Meiseret, gest. 130 (747); 63) Beschr B. Manßur es=Selim; 64) Bekr B. Abdallah el=Meseni, gest. 108 (726); 65) Bekr B. Omer en=Nadschi; 66) Belal B. Saad; 67) Bedret eß=ßarimijet, die fromme Frau; 68) Bahiret, die fromme Frau. The (Th): 69) Sabit B. Eslem, gest. 127 (744). Dschim (Dsch); 70) Dschaber B. Seid, gest. 193 (808); 71) Dschaafer eß=Ssadik, der sechste Imam, gest. 148 (765). Ha (H): 72) Hasan el=Baßri, gest. 110 (728); 73) Hasan B. eß=ßalih el=Kufi, gest. 154 (770); 74) Habib der Perser; 75) Hosaifa B. Kotadet el=Meraaschi, gest. 192 (807); 76) Hamid B. Selma; 77) Hamid B. Seid, gest. 181 (797); 78) Habibet el=Adewijet, die fromme Frau. Cha (Ch): 79) Chalid B. Abdallah el=Aaßri; 80) Chalid B. Maadan el=Kelaai, gest. 104 (722); 81) Chosaima B. Abderrahman el=Kufi. Dal (D): 82) Daud B. Naßr et=Tai. Re (R): 83) Rebah B Amru el=Kaisi; 84) Ribii B. Chaisum; 85) Rebii B. Ebi Reschid; 86) Rebii B. Abderrahman Ibn Muddet; 87) Rebii B. Charasch; 88) Resin Habisch, gest. 120 (737); 89) Rabiaat el=Aadewijet, gest. 180 (796); 90) Rabiaat, die Tochter Ismails Aadewijet, gest. 135 (752); 91) Rakkijet el=Moßulijet; 92) Rihanet el=Machbunet, die fromme Frau. Se (lindes S): 93) Seradet B Aufa el=Dscherschi gest. 73 (692). Sin (scharfes St); 94) Salim B. Abdallah, gest. 188 (802); 95) Selam B. Ebi Motii; 96) Saik el=Abadeni; 97) Said, Ibnol mosebeb, gest. 84 (703); 98) Said B. Dschebir; 99) Sofjan B. Said eth=Thuri, gest. 162 (778); 100) Sofjan B. Aabinet, gest. 198 (813); 101) Suleiman el=Chawwaß, gest. 162 (778); 102) Suleiman B. Tarchan lebte ums J. 77 (696); 103) Suleiman B. el=Motamer; 104) Sejar B. Dinas. Schin (Sch): 105) Schoobet Ibnol=Hedschadsch, gest. 77 (696); 106) Scheich B. Hares el=Kindi; 107) Schahik B. Ibrahim, gest. 194 (809); 108) Schakek B. Selma el=Eredi, gest. 99 (717); 109) Schemit B. Aschlan; 110) Scheiban er=Raai; 111) Schuunet, die fromme Frau. Ssad (ß): 112) Ssalih B. Kais el=Meri, gest. 172 (788); 113) Ssafwan B. Selim, gest. 132 (749); 114) Ssifwan B. Moharref el=Maseni; 115) Ssalt J. Eschim el=Aaderi. Dhad (Dh): 116) Dhaiaim B. Malik. The (Th): 117) Thaus B. Keisan, gest. 186 (802); 118) Thalha B. Moßrif el=Hamadani, gest. 112 (730); 119) Aamir B. Abdallah, bekannt als Ibn Abd Kais el=Anberi; 120) Abdol=aasis Ibn Ebi Warid; 121) Abdallah B. Saib el=Chaulani starb zur Zeit Moawia's; 122) Abdallah B. Ghalib; 123) Abdallah B. Jesir, gest. 154 (770); 124) Abdallah B. Aun, gest. 151 (768); 125) Abdallah B. el=Mobarek, gest. 182 (802); 126) Abdallah eß=Ssuri; 127) Abdallah B. Abdolaasis el=Omri, gest. 184 (800); 128) Abdallah B. Amru el=Ewsaai, gest. 157 (773); 129) Abdolaasis B. Selman; 130) Abdol Wahid el=Baßri; 131) Obeid B. Omeir; 132) Akabat el=Gholam; 133) Irwet Ibn Sobeir B. el=Awwam, gest. 99 (717); 134) Alkama B. Kais el=Hamadani, gest. 162 (778); 135) el=Ola B. Siad, gest. 74 (693); 136) Ali B. el=Hosein, der Enkel Ali's; 137) Ali B. el=fadhil; 138) Omran el=Kaßir; 139) Ali B. Bekias esch=Schami, gest. 199 (814); 140) Omer Ibn Abdol=aasis der Chalife; 141) Omer J. Atbe; 142) Omer J. Kais el=Melai;

143) Aun J. Abdallah, gest. 110 (728); 144) Aabidet el-Aadewijet, die fromme Frau; 145) Aischet, die Tochter Dschaafer's, gest. 145 (762); 146) Obeidet, die Tochter Ibnol-Kelab's; 147) Aakiret von Baßra; 148) Omret, die Gemahlin Habib's. Si (lindes S): 149) Safir Ferkad, gest. 131 (748); 150) el-Fadhil B. Ajadh; 151) Feth B. Saad el-Moßuli, gest. 120 (737). Kot (K): 152) Kasim B. Moh., der Sohn Ebubekr's; 153) Kotadet B. Doaamet ed-Dusi; 154) Kasamet B. Sobeir. Kiaf (Ki): 155) Kiaab al-achbar, gest. 32 (652). Mim (M): 156) Malik B. Dinar, gest. 81 (700); 157) Malik B. Ins, gest. 172 (788); 158) Modschahid B. Dschir el-Machsumi, gest. 132 (749); 159) Moh. B. Serin, gest. 110 (728); 160) Mohammed B. Kiaab el-Karsi, gest. 118 (726); 161) Moh. B. Wasii, gest. 120 (737); 162) Moh. B. Ssubh, gest. 130 (747); 163) Moh. B. Nadhr el-Hariri; 164) Moh. B. Selem, gest. 124 (741); 165) Moh. el-Bakir der Imam, gest. 117 (735); 166) Moh. B. el-Monkeder; 167) Moh. B. Jusuf von Ißfahan, gest. 184 (800); 168) Mesruk B. Abdallah el-Hamadani; 169) Mochaleid B. el-Hosein, gest. 181 (797); 170) Motrif B. Abdallah, gest. 95 (713); 171) Moslim B. Jesar; 172) Moawie B. Koiret, gest. 113 (731); 173) Monser B. Malik; 174) Mesruk el-Idschli, gest. ums J. 100 (718); 175) Misaar; 176) Mekhul, gest. 113 (731); 177) Maußur B. Saden; 178) Maußur Ibnol Motaamer, gest. 132 (741); 179) Meimun B. Mehran, gest. ums J. 80 (699); 180) Musa el-Kusim der Imam; 181) Mowafiket von Moßul, die fromme Frau; 182) Medschut el-Karschijet, die fromme Frau; 183) Merjem von Baßra; 184) Moaadet el-Aadewijet, die fromme Frau; 185) Meimunet el-medschnunet, die fromme Frau; 186) Meimunet von Baßra. (Nun (N): 187) Naaman B. Sabit Ebu Hanife der Imam, gest. 150 (767). He (lindes H): 188) Harun B. Rabab el-Esedi; 189) Herm B. Hajan. Waw (W): 190) Wekii Ibnol-Dscherrah, gest. 197 (812); 191) Weheb B. Menijet, gest. 120 (737); 192) Weheb Ibnol Wird, gest. 153 (770). Ja (J): 193) Jahja B. Ebi Kesir; 194) Juhja B. Said, gest. 198 (813); 195) Jesid B. Abdallah B. Schachir; 196) Jesid B. Aban el-Rakaschi, gest. 129 (746); 197) Jusuf B. Esbat, gest. 191 (807); 198) Jeman Ebu Moawia el-Eswed. Dritte Classe, enthält 77 Scheiche: 199) Ibrahim B. Ahmed ei-Chawwaß, gest. 284 (897); 200) Ibrahim B. Saad el-Alewi; 201) Ibrahim el-Herwi; 202) Ibrahim el-Chorasani; 203) Ibrahim el-Harbi, gest. 285 (898); 204) Ibrahim B. Isa; 205) Ibrahim B. Ishak el-Kaß-ßar, gest. 326 (937); 206) Ahmed B. Moh. B. Hanbal; 207) Moh. En-Nurt, gest. 295 (907); 208) Ahmed Ibn Ebilwird; 209) Ahmed B. Moh. Ibn Mesruk, gest. 298 (910); 210) Ahmed B. Aaßim; 211) Ahmed B. Hasruje, gest. 240 (854); 212) Ahmed B Ebil-Hawari, gest. 246 (860). 213) Ahmed B. Naßr el-Chosaai; 214) Ismail B. Jusuf ed-Dilemi; 215) Ibrahim es-Saih; 216) Ebu Turab en-Nachschi; 217) Ebu Dschaafer el-Mahjoli; 218) Ebubekr el-Hilali; 219) Ebul-Kasim el-Munadi; 229) Ebu Hamsa el-Chorasani, gest. 290 (902); 221) Ebu Abdallah ed-debili; 222) Ebu Haschim es-Sahid; 223) Ebu Schoaib el-Berani; 224) Ebu Ejub el-Hammat; 225) Ebu Harun esch-Schamiet; 226) Beschr B. el-Haris el-Hasi; 227) Baka B. Jahja B. Jesid, gest. 296 (908); 228) Behlul; 229) Dschebelet B. Mahmud, gest. 299 (911); 230) el-Dschoneid Ebul-Kasim; 231) el-Haris B. Esed el-Mohasibi; 232) Hatim el-Balchi, bekannt als Hatim der Richter; 233) Hamdun el-Kaßßar; 234) Habibol-Adschemi; 235) el-

Hasan el-Kallas; 236) Chairen-nesadsch; 237) Sulnun el-Mißri, vier Blätter; 238) Sehrol-Walihat; 239) Es-Seri Es-Sokti, gest. 253 (867); 240) Soweid B. Ismail, gest. 298 (910); 241) Said B. Jesid en-ntahi; 242) Said B. el-Abbas er-Rasi; 243) Sahnun B. Hamsa el-Chawwaß, gest. 383 (896); 244) Sehl B. Abdallah B. Abdallah el-Ferhan, gest. 276 (889); 245) Schakran el-Maghribi; 246) Taifur B. Isa Ebu Jesid el-Bestami, gest. 226 (840), fünfthalb Blätter; 247) Et-taib B. Ismail es-Seheli; 248) Abderrahman B. Aabijet, gest. 215 (830); 249) Abdallah B. Habik el-Kufi; 250) Abdallah B. Daud, gest. 213 (828); 251) Abdallah B. Daud el-Hamdani, gest. 213 (828); 252) Abdallah B. Moh. er-Rasi; 253) Ali B. el-Mowaffik, gest. 265 (878); 254) Ali er-Risa B. Musa, der achte Imam; 255) Ali B. Soheil el-Isbahani; 256) Ali B. Moh. B. Sehl eß-ßaigh, gest. 330 (941); 257) Omar el-Haddad B. Selmet en-Nisaburi, gest. 267 (880); 258) Amru B. Osman el-Mekki, gest. 191 (806); 259) Feth B. Schahreb, gest. 273 (886); 260) Fatime von Nischabur, gest. 213 (828); 261) el-Kasim J. Osman el-Dschuni; 262) Moh. B Ebilwird, gest. 263 (876); 263) Moh. J. Ibrahim von Bagdad, gest. 289 (901); 264) Moh. B. Ibrahim B. Hamsch; 265) Moh. B. Eslem; 266) Moh. B. Manßur el-Insi, gest. 254 (868): 267) Moh. B. Idris esch-Schafii; 268) Moh. B. Ismail el-Maghribi, gest. 299 (911); 269) Moh. B. Moslim, gest. 286 (894); 270) Moh. B. el-Mobarek eß-ßuri; 271) Madha B. Isa esch-Schami; 272) Maaruf B. Firus el-Karchi; 273) Mimschad ed-Dinuri; 274) Manßur B. Aamir el-Merwesi; 275) Nakiaa, die Tochter Hasan B. Seid B. Hasan's B. Ali's B. Ebitalib's; 276) Jahja B Med er-Rasi. Vierte Classe, die Scheiche des vierten Jahrhunderts, enthält 97 Scheiche. 277) Ibrahim B. Ahmed; 278) Ibrahim B. Scheiban, gest. 330 (941); 279) Ibrahim B. Ahmed, gest. 399 (1008); 280) Ibrahim B Ahmed, gest. 356 (966); 281) Ibrahim B. Mohammed, gest. 367 (977); 282) Ibrahim el-Edschra; 283) Ahmed B. Hamdan, gest. 313 (925); 284) Ahmed B. Moh.; 285) Ahmed B. Moh., gest. 320 (932); 286) Ahmed B. Moh. B. el-Hosein el-Dinuri, gest. 311 (923); 287) Ahmed B. Moh., gest. 344 (955); 288) Ahmed B. Moh. ed-Dinuri, gest. 340 (951); 289) Ahmed B. Moh. B. Ahmed el-Abbasi, gest. 370 (980); 290) Ahmed B. Ibrahim Ebu Ali; 291) Ahmed B. Dschaafer B. Hani; 292) Ahmed B Sehl, gest. 348 (951); 293) Ahmed el-Chajat, gest 373 (983); 294) Ahmed es-Sebebi; 295) Ahmed B. Moh. el-Mokri, gest. 360 (970); 296) Ahmed B. Moh. B. Sehl el-Adami, gest. 311 (923); 297) Ahmed B. Jahja el-Dschela, gest. 386 (996); 298) Ahmed B. Aba, gest. 369 (979); 299) Ismail B. Neschid, gest. 396 (1005); 300) Ishak Ebu Mohammed, gest. 333 (944): 301) Ebubekr B. el-ebjadh; 302) Ebubekr el-Farsi; 303) Ebu Ali es-Sokak; 304) Ebulchais el-Akbaa; 305) Ebu Amru ed-Dimischki; 306) Ebu Ali el-Maatuh; 307) Ebul-Abbas el-jesari, gest. 342 (953); 308) el-Kasim J. Ahmed el-Maghribi; 309) Ebu Abdallah el-berati; 310) Ebul-feth el-Kawwas; 311) Ebu Ahmed el-Kalansi; 312) Benan B. Moh. el.Hammal, gest. 316 (928); 313) Bindar el-Hosein von Schiras, gest. 353 (964); 314) Beschr B. Beschar; 315) Dschaafer B. Mohammed, gest. 348 (959); 316) Hosein B. Manßur el-Halladsch, hingerichtet im J. 309 (921); 317) Hasan B. Abdallah eß-ßabihi; 318) Hasan B. Ahmed der Seeräuber, gest. 340 (951); 319) Hosein B. Ali B. Berdaniar; 320) Hosein B. Ali el-Dschordschani; 321) Dias

B. Hadschder Ebubekr Esch-Schubli; 322) Dinar el-aabid; 323) Ruim B. Ahmed, gest. 303 (915); 324) Semir B. Naaim el-Baji; 325) Scheria B. Ebiß-ßalt; 326) Said B. Selam; 327) Schah B. Schudschaa; 328) Tahir el-Mokaddesi; 329) Tahir B. Basched der Grammatiker; 330) Abdallah J. Moh. J. Abderrahman er-Rasi, gest. 353 (964); 331) Abdallah er-Rasbi; 332) Abdallah J. Moh. el-Morteaasch von Nischabur; 333) Abdallah B. Tahir el-etheri, gest. 330 (941); 334) Ali B. Ibrahim el-Haßri; 335) Ali B. Bindar; 336) Ali B. Moh. J. Sehl ed-Dinuri, gest. 330 (941); 337) Ali B. Sehl J. el-Esher, gest. 307 (919); 338) Ali B. Moh. el-Mesin, gest. 328 (939); 339) Ali B. Moh. Ibn Beschar, gest. 313 (925); 340) Ali B. Hind el-Karschi; 341) Aischet, die Tochter Osman's, gest. 346 (957); 342) Moh. B. Omer el-werrak, der Papierhändler; 343) Moh. B. Ibr. es-sudschadsch der Glaser, gest. 348 (959); 344) Moh. B. Ahmed B. Hamdun; 345) Moh. B. Ahmed el-Mokri, gest. 366 (976); 346) Moh. B. Abdol-Chalik ed-Dinuri, gest. 368 (978); 347) ein anderer Moh. B. Abdol-Chalik von Dinur oder Deinewer, gest. 370 (980); 348) Moh. B. Ali B. Hasan et-Tirmedi, gest. 328 (932); 349) Moh. B. Suleiman, gest. 369 (979); 350) Moh. B. Moh. B. Ismail, der Ssofi von Bagdad; 351) Moh. B. Ishak; 352) Moh. B. el-Hosein el-Churschuui; 353) Moh. B. Jakub; 354) Moh. B. Chasif edh-Dhabi; 355) Moh. B. Ali Ebubekr B. Dschaafer, gest. 322 (933); 356) Moh. B. Alian el-Tesnewi; 357) Moh. B. Abbas el-Balchi; 358) Moh. B. el-Hasan en-Nesughandi, gest. 350 (961); 359) Moh. B. Saad el-Werrak, gest. 320 (932); 360) Moh. B. Abdol-Dschebbar; 361) Moh. B. Abdolwehhab es-sakfi, gest. 328 (939); 362) Moh. B. Munasil von Nischabur, gest. 329 (940); 363) Moh. B. Ahmed B. Sed, bekannt als Moallim Ebubekr et-Temimi, gest. 301 (913); 364) Moh. B. Musa Ebubekr el-Wasiti, gest. 320 (932); 365) Moh. B. Jusuf Maadan; 366) Moh. B. Jusuf; 367) Mahfus B. Mahmud el-Mosin el-Maabud wel Wasik bil wudud, d. i. der dem Angebeteten gestehende und der an dem Allliebenden festhaltende, gest. 304 (916); 368) Mosaffer el-Karmisini. Unmittelbar folgen hier die Scheiche des fünften Jahrhunderts, und folglich der fünften Classe, jedoch ohne besondere Ueberschrift, während nach denselben die zweyte Hälfte des Werks mit der sechsten Classe beginnt, es sind nur die folgenden ein und zwanzig: 369) Ibrahim el-Karschi; 370) Abdolkerim Ebulkasim el-Koscheiri; 371) Ibrahim B. Ismail, gest. 486 (1093); 372) Ibrahim B. Ali B. Jusuf el-Firusabadi, gest. 496 (1102); 373) Ahmed B. Moh. B. Ibrahim, berühmt als Saalebi, gest. 437 (1045); 374) Hasan B. Ali el-Ustad ed-Dakak von Nischabur, gest. 406 (1015); 375) Hasan B. Beschr el-Dschewheri; 376) Abdallah J. Moh. B. Ali Scheichol-Islam Ebu Ismail el-Anßari, gest. 481 (1088); 377) Abdallah B. Abdolkerim B. Hewasin Ebu Saad el-Koscheiri, gest. 477 (1084); 378) Abderrahman B. Abdolkerim el-Koscheiri, gest. 482 (1089); 379) Abdolkerim B. Hewasin von Nischabur, gest. 465 (1072); 380) Abdol-Mohsin B. Ahmed ed-Darui, gest. 475 (1082); 381) Ali B. el-Hasan el-Chalii; 382) Ali B. el-Chattab el-Hariri; 383) Ali B. Omar el-Kaswini; 384) Ghus el-Bagdadi; 385) Fadhl Moh. B. Moh. el-Farhedi, gest. 477 (1084); 386) Fadhlallah B. Ahmed; 387) Moh. B. el-Hosein es-Sedani, gest. 494 (1100); 388) Moh. B. el-Hosein B. Musa el-Esedi, gest. 402 (1011); 389) Mosaffer B. Erdeschir el-Ibadi; 390) Ebu Ishak B. Tarif B. Arabi; 391) Ebu Suud B. Schobe el-Bagdadi;

392) Ebu Jaafa Beknur B. Abderrahman; 393) Ebubekr en-Nablusi; 394) Ebul Wefa Tadschol-aarifin; 395) Ahmed B. Ebil Chair, gest. 559 (1163); 396) Ahmed B. el-Hosein, bekannt als Ibn Kasi; 397) Ahmed B. Moh. et-Tusi, gest. 520 (1126); 398) Ahmed Ibn Ali er-Rufaii, der Stifter des Derwischordens; 399) Ebul Abbas Ibnol-Aarif-eß-ßinhadschi; 400) Ebu Abdallah el-fewwail; 401) Ebul Kasim, bekannt als el-Akbaa; 402) Baka B. Batu, gest. 553 (1158); 403) Dschagir el-Kurdi; 404) Hasan B. el-aatik; 405) Schoaib el-Maghribi, gest. 580 (1184); 406) Tahir B. Schoaib; 407) Abdallah el-Moghadir el-Maghribi; 408) Abdallah B. Moh., bekannt als Ebi Sur; 409) Abderrahman B. Ali ed-Dimischki; 410) Abderrahim B. Abdol-Kerim; 411) Abdol-Kahir B. Abdallah Ebunedschib Es-Sührwerdi, gest. 532 (1137); 412) Abdolkadir B. Musa B. Jahja el-Dschilani, gest. 560 (1164); 413) Abdes-selam B. Abderrahman, gest. 536 (1141); 414) Abderrahim el-Kanai, gest. 572 (1176); 415) Abdolmelik et-Taberi; 416) Osman B. Mersak el-Karschi; 417) Ada B. Mosafir, gest. 558 (1162); 418) Okail el-Menbedschi; 419) Ali B. Ibrahim el-Anßari, gest. 564 (1168); 420) Ali B. Ahmed es-Seidi; 421) Ali-el-Kurdi; 422) Ali B. Weheb es-Sindschari; 423) Ali B. el-Heibi, gest. 564 (1168); 424) el-Kasim B. Moh. el-Baßri; 425) Kadhibol-ban, gest. 570 (1174); 426) Madschid el-Kurdi, gest. 561 (1165); 427) Moh. el-Hißar el-Maghribi el-Fesi, gest. 597 (1200); 428) Moh. B. el-Fadhl, gest. 538 (1143); 429) Moh. el-Awani; 430) Moh. B. Moh. B. Ibrahim; 431) Moh. B. el-Mowaffik el-Chabuschani, gest. 567 (1171); 432) Moh. B. Reslan, gest. 591 (1194); 433) Moh. B. Moh. el-Tusi, fünf Blätter; 434) Matar el-Kurdi; 435) Musa B. Mahin es-Suli; 436) Moferridsch el-Medschsub; 437) Jahja B. Hasan B. Hasan Esch-schihab es-Sührwerdi; 438) Jahja B. Baghan; 439) Jusuf B. Jachlaf el-Kufi; 440) Jusuf B. Ejub, gest. 535 (1140). Siebente Classe, die Scheiche des siebenten Jahrhunderts. 441) Ibrahim er-Resuki, vierthalb Blätter; 442) Ibrahim Ibn Madhad B. Schedad, gest. 687 (1288); 443) Ibrahim B Saad B. Dschemaa el-Kenani, gest. 677 (1278); 444) Ibrahim B. Ali B. Abdol-ghaffar el-Andalusi; 445) Ahmed B. el-Habsedsch; 446) Ahmed B. Mesud B. Schedad el-Mokri; 447) Ebu Ahmed el-Andalusi; 448) Ebul-Abbas el-baßir; 449) Ebul-Abbas el-Mersi, gest. 680 (1281); 450) Ebubekr B. Jusuf el-Mekki, gest. 677 (1278); 451) Ebubekr B. Kawam, gest. 658 (1259); 452) Ebubekr B. Ali B. Omer el-Ihlal; 453) Ebul-Abbas el-Harar el-Maghribi; 454) Ebu Abbas B. Aarif; 455) Ebubekr B. Moh. B. Naßireddin el-Homeiri, gest. 646 (1248); 456) Ebubekr B. Hewar el-Bataihi; 457) Ebul-Abbas el-Buni; 458) Ebul Hasan et-Tuschteri; 459) Ebul-fadhl esch-Scherif el-Abbasi; 460) Ebusuud B. Schaaban, gest. 644 (1246); 461) Ebu Said el-Kaßßab; 462) Ebul-ghais B. Dschemil, gest. 651 (1253); 463) Ebul-hedschadsch el-Akßari; 464) Ebul Kasim B. Manßur B. Jahja, gest. 675 (1276); 465) Ebul-Kasim B. Suleiman el-Edfui, gest. 694 (1294); 466) Ebu Jahja B. Schafii, gest. 649 (1251); 467) Ahmed B. Omar B. Moh.; 468) Ahmed B. Moh. Ebulabbas el-Moselim, gest. 672 (1273); 469) Ahmed B. Molessem; 470) Ahmed B. Musa Adschil el-Jemini; 471) Ahmed B. Holwan el-Jemeni, gest. 665 (1266); 472) Ahmed B. el-Dschaad el-Emini; 473) Ahmed B. Musa el-Jnsi, gest. 654 (1256); 474) Ahmed B. Hosein Es-seibi; 475) Ahmed B. Abderrahman, gest. 797. (1394); 476) Ahmed B. Ali B Ibrahim Bi Moh. Ibn Ebi-

bekr el-Bedewi, gest. 733 (1332); 477) Jsmail B. Moh. B. Jsmail el-Hadhremi, gest. 677 (1278); 478) Jsmail B. Abdol-melik el-Bagdadi; 479) Bedir B. Moh. B. Jusuf B. Seriet, gest. 650 (1252); 480) Baki B. Omar Ebus-sedschid; 481) Dschibreil B. Abderrahman el-Akßari, gest. 695 (1295); 482) Dschewher B. Abdallah; 483) el-Hasan B. Ali, des Chalifen Sohn; 484) Hasan B. esch-Scheich Abderrahim; 485) Hasan B. Ali el-Hariri, gest. 645 (1247); 486) Hasan el-Kurdi; 487) Hasan B. Ali B. Omar el-Homairi, gest. 680 (1281); 488) Hamed B. Moslim; 489) Chalil el-Kurdi; 490) Daud el-Aaseb; 491) Daud B. Bachla; 492) Reslan ed-Dimischki; 493) Rihan B. Abdallah el-Aadeni; 494) Soheir B. Hermas; 495) Selim B. Moh., gest. 630 (1232); 496) Sofian B. Abdallah el-Ebini; 497) Suleiman B. Ali B. Abdallah B. Jasin, drey Blätter; 498) Scherefeddin Ebu Ruh Jsa, gest. 637 (1239); 499) Schoaib Ebu Medin, gest. ums J. 650 (1252); 500) Abdallah Ebu Jbad el-Hadhri, gest. 687 (1288); 501) Abdallah el-Belsahi; 502) Abdallah B. Moh. Esch-Schaai, gest. 697 (1297); 503) Abdolhekim el-Amad el-Maghribi; 504) Abderrahman B. Moh. B. Abdallah el-Jemeni; 505) Abderrahman En-noweiri; 506) Abderrahman B. Ebil-chair, gest. ums J. 640 (1242); 507) Abderrahim B. Ahmed, gest. 620 (1223); 508) Abder-resak el-Kebir; 509) Abdol-hakk B. Jbrahim B. Moh. B. Naßr, gest. 660 (1261); 510) Abdesselam et-Teliji; 511) Abdolasis B. Ahmed ed-Dirini, gest. 690 (1291); 512) Abdolasis B. Abdesselam, gest. 660 (1261); 513) Abdolasis B. Jahja B. Ali B. Abderrahman el-Otbi, gest. 700 (1300); 514) Abdolasis B. Bekr el-Karschi, gest. 676 (1277); 515) Abdolasis B. Abdol-kerim el-Kaswini, gest. 665 (1266); 516) Abdolkerim B. Moh. el-Kaswini, gest. 623 (1226); 517) Asaf B. Mostewdii el-Bataihi, gest. 700 (1300); 518) Ali B. Ahmed B. Jsmail, gest. 612 (1215); 519) Ali B. el-Hasan Jbn Manßur el-Baßiri, gest. 645 (1247); 520) Ali eß-Ssabagh, gest. 687 (1288); 521) Ali el-Melihi; 522) Ali J. Ahmed B. el-Hosein B. Ahmed B. Jbrahim en-Nedschibi, gest. 638 (1240); 523) Ali Ebul-Hasan B. Abdallah Esch-Schedeli, gest. 656 (1258), drey Blätter; 524) Ali B. Ahmed B. Dschaafer, gest. 701 (1301); 525) Ali B. Weheb B. Motii, gest. 667 (1268); 526) Ali Ebul-Hasan el-bakkal Jbnol-Faridh; 527) Ali el-Beka el-Mokadderi, gest. 670 (1271); 528) Omer B. Moh. B. Omer; 529) Omer B. Ebil Hasan B. Ali Morschid; 530) Omer B. Said B. Ebisuud, gest. 632 (1234); 531) Omer B. Osman el-Hukmi; 532) Omer B. Ebibekr, gest. 676 (1278); 533) Omer B. Mohammed el-Awani, gest. 686 (1287); 534) Omer B. Moh. B. Ghalis; 535) Omer B. Moh. Jbn Omer; 536) Omer B. Mobarek el-Dschoofi; 537) Jsa B. Jkbal, bekannt als el-Hebar, gest. 686 (1287); 538) Jsa B. Ahmed B. Elias et-Tutini, gest. 654 (1256); 539) Jsa B. Hedschadsch el-Aamiri, gest. 664 (1265); 540) Moheieddin B. Ali B. Moh. Jbn Arabi, gest. 636 (1235), acht Blätter; 541) Moh. B. Harun; 542) Moh. B. Abdallah el-Morschidi, gest. 637 (1239); 543) Moh. B. Chalil, gest. 696 (1296); 544) Moh. B. Jsmail Jbn Ebiß-ßaif, gest. 686 (1287); 545) Moh. B. Ebi Habre, gest. 700 (1300); 546) Moh. B. Ebibekr el-Hukmi, gest. 617 (1220); 547) Moh. B. el-Hasan el-Achmimi; 548) Moh. B. Hasan el-Jdschli, gest. 621 (1224); 549) Moh. B. el-Hasan Jbn Abder-Rahim el-Tenaji, gest. 690 (1291); 550) Moh. B. Suleiman esch-Schebibi; 551) Moh. B. Jshak B. Moh. er-Rumi; 552) Jusuf edh-Dschodschaai, gest. nach dem J. 600 (1203); 553) Moh., beygenannt

Fachreddewlet; 554) Moh. B. Abdallah eß-ßidiki, gest. 700 (1300); 555) Moh. Jsa es-Silaai; 556) Moh. B. Abdallah es-Scheni; 557) Mersuk B. Hasan eß-ßarifi el-Jemeni, gest. 617 (1220); 558) Manßur el-Bataihi; 559) Jusuf B. Ahmed, gest. 668 (1269); 560) Jahja B. Scheref en-Newewi, gest. 676 (1277); 561) Jusuf B. Jusuf B. Said esch-Scheibani, gest. 619 (1222); 562) Jusuf B. Ali el-eschkel; 563) Jusuf B. Omer el-Ateb. Achte Classe, enthält die Scheiche des achten Jahrhunderts. 564) Ibrahim B. Ibrahim, gest. 728 (1327); 565) Ibrahim B. Seineddin, gest. 726 (1325); 566) Ahmed B. Moh. B. Abdolkerim, gest. 709 (1309); 567) Ahmed B. Omer es-Silaai, gest. 704 (1304); 568) Ahmed B. Seidun, gest. 793 (1390); 569) Ebul-Abbas B. Schatir; 570) Ebubekr B. Moh. B. Jakub; 571) Ebubekr B. Moh. B. Jsa B. Hedschadsch el-Jemeni, gest. 757 (1356); 572) Ebubekr B. Moh. B. Omran, gest. 776 (1374); 573) Ebubekr B. Ibrahim; 574) Ebubekr B. Moh.; 575) Ebubekr B. Ahmed B. Daasin el-Karschi, gest. 752 (1351); 576) Ebubekr B. Ali B. Moh. en-Neschiri, gest. 772 (1370); 577) Ebu Jakub el-Habasi; 578) Ebubekr B. Ali B. Abdallah esch-Scheibani, gest. 797 (1394); 579) Ebulkasim B. Omer B. el-Ehdel el-Jemin; 580) Jsmail B. Jusuf el-Enbaji; 581) Hasan et-Tuschteri; 582) Husein B. Ibrahim J. Husein el-Dschaki, gest. 739 (1338); 583) Hamat der Eremite, gest. 726 (1325); 584) Chalil J. Abdallah el-Mekkid; 585) Chisr el-Kurdi; 586) Scherefeddin B. Nureddin B. Ssadreddin el-Erbeli; 587) Ssalih B. Omer el-Berihi el-Jemeni, gest. 714 (1314); 588) Talha B. Jsa, berühmt als el-Hebar der Prediger, gest. 768 (1366); 589) Abdallah B. Esaad el-Jafii; 590) Abdallah el-Menufi; 591) Abdel Moal, der Nachfolger Seid Ahmed Bedewi's; 592) Abdol-Ghaffar el-Kußi, gest. 708 (1308); 593) Abder-resak B. Musa B. Abder-resak el-Mesiri; 594) Abderrahim Ibnol-Hasan B. Ali el-Mohakkik, gest. 772 (1370); 595) Abdolkadir B. Mohesib B. Dschaafer, gest. 725 (1324); 596) Abdolwehhab el-Dschewheri; 597) Jsa B. Jsal el-Alemi, gest. 701 (1301); 598) Jsa B. Musa B. Abderresak; 599) Ali B Abdallah et-Tewarichi; 600) Ali B. Ibrahim, gest. 720 (1320); 601) Ali B. Abdallah eß-Ssofi, gest. zu Anfang des achten Jahrhunderts; 602) Ali B. Omer B. Hosein el-Ertaja; 603) Ali B. Naaim; 604) Ali B. el-Mortesa; 605) Ali B. Moh B. Nedschah, gest. 787 (1385); 606) Ali B. Ebibekr B. Schedad; 607) Ali-elesrak el-Jemeni; 608) Ali es-Sedar, gest. 778 (1376); 609) Omer B. Amran B. Ssadaka el-Hilali, gest. 754 (1353); 610) Omer B. Ahmed el-Chattab, gest. 778 (1376); 611) Feredsch B. Abdallah Ebus-surur, gest. zu Anfang des achten Jahrhunderts; 612) Katiaat, die Tochter des Abbas, gest. 714 (1314); 613) Fachrijet, die Tochter Osmans, die Mutter Jusuf's; 614) Moh. B. Ibrahim der Scheich; 615) Ahmed B. Moh. B. Tenum, gest. 741 (1340); 616) Moh. B. Jsmail el-Mokedesch, gest. 798 (1395); 617) Moh. B. Abdollah el-Muesin el-Jemeni; 618) Moh. B. Abdallah B. el-Medschd el-Morschidi, gest. 737 (1336); 619) Moh. B. Omer en-Nebaai, gest. 782 (1380); 620) Moh. B. Musaan Nihari, gest. 747 (1346); 621) Moh. B. Omer B. Ahmed B. Haschir, gest. 718 (1318); 622) Moh. B. Ahmed el-Chalati, gest. 706 (1306); 623) Moh. B. Jakub Ibnol-Komeit eß-ßogh; 624) Moh. B. Ali B. Weheb Ebul-feth Takieddin el-Koscheiri el-Menfaluti, gest. 702 (1302), vier Blätter; 625) Moh. B. Abdallah eß-ßofi Behaeddin el-Karsuni, gest. 769 (1367); 626) Moh. B. Hasan B. Mersuk, gest. 721 (1321); 627) Moh. B. Abdallah B.

Saki, gest. 708 (1308); 628) Moh. B. Hasnun el=Homeiri, gest. 750 (1349); 629) Moh. B. Moh. B. Maqbid ed=Deraani, gest. 720 (1320); 630) Moh. B. Wefa es=Sikenderi; 631) Mersuk B. Mobarek el=Jemini; 632) Moslim es=Selmi; 633) Manßur B. Maadan, gest. 753 (1352); 634) Nadschi B. Ali el=Muradi; 635) Jakut el=Aarschi el=Habeschi, gest. 732 (1331); 636) Jahja eß=ßanafiri; 637) Jusuf B. Abdallah B. Omer el=Adschemi, gest. 768 (1366); 638) Jusuf B. Kais el.Harani, gest. 719 (1319); 639) Jusuf B. Ebibekr el=Kalißi; 640) Jusuf B. Ibrahim, gest. 785 (1383); 641) Jaakub B. Moh. B. el=Komeit; 642) Jaakub B. Suleiman el=Jemeni. Die neunte Classe, die Scheiche des neunten Jahrhunderts. 643) Ibrahim B. Ali B. Omer el=Anßari, drey Blätter; 644) Ibrahim B. Moh. B. Abdol=Kafi, gest. 863 (1458); 645) Ibrahim B. Omer B. Moh. el=Ittikawi, gest. 834 (1430); 646) Ibrahim B. Moh. B. Behadir el=Maghribi esch=Schafii, gest. 816 (1413); 647) Ibrahim B. Abdorebbihi, gest. 878 (1473); 648) Ibrahim el=Ghanem; 649) Ibrahim es=siat, gest. 862 (1457); 650) Ahmed B. Akaba el=Hadhremi; 651) Ahmed B. Arus el=Moghribi el=Kusi, gest. ums J. 860 (1455); 652) Ahmed B. Moh. B. Abdolghani, gest. 861 (1456); 653) Ahmed el=Eschbiti, gest. 883 (1478); 654) Ahmed B. Ibrahim el=Jemani; 655) Ahmed B. Omer B. Scheref esch=Schihab el=Iraki; 656) Ahmed B. Hasan el=Maghribi, gest. 880 (1475); 657) Ahmed B. Chisr el; Medschsub, d. i. der in Gottes Anschauung Absorbirte, gest. 865 (1460); 658) Ahmed der Eremite, gest. 820 (1417); 659) Ahmed B. Moh. el=Hukmi, gest. 801 (1398); 660) Ahmed B. Ahmed es=suhuni el=Adschemi der Absorbirte, gest. 801 (1398); 661) Ahmed B. Hilal, gest. 823 (1420); 662) Ahmed, Sohn des Richters Rasieddin er=Nedad, gest. 873 (1468); 663) Ahmed B. Ebibekr Ibn Ali, gest. 873 (1468); 664) Ahmed B. Jahja esch=Schawi el=Jemeni, gest. 841 (1437); 665) Ahmed B. Hosen B. Arslan; 666) Ahmed el=Halfawi; 667) Ebu feraat, gest. 813 (1410); 668) Ismail eß=ßawab Ahmed; 669) Ismail B. Ibrahim el=Harreti es=Sebedi; 670) Ebubekr B. Moh. B. Hasan el=Mißri; 671) Ebul Kasim B. Moh. es=Sohami, gest. 817 (1414); 672) Ebul=Kasim B. Ibrahim B. Abdallah B. Dschemaan el=Jemeni, gest. 877 (1472); 673) Dschemal, gest. 880 (1474); 674) Hosein el=Ademi el=Maghribi, gest. 811 (1408); 675) Hosein Ebu Ali, gest. 898 (1492); 676) Dawer B. Bedrol=Hoseini, gest. 801 (1398); 677) Derwisch el-akßari; 678) Said B. Abdolmelik el=Maghribi; 679) Suleiman el=Eschbiti, gest. 887 (1482); 680) Selim B. Abderrahman el=Askalani; 681) Schihabeddin el=Merhumi; 682) Ssalih B. Moh. B. Musa er=Riahi; 683) Abdol=Hosein Ali; 684) Osman el=Chattab; 685) Abdallah B. Moh. B. Isa Dschemaleddin el=Aufi, gest. 845 (1441); 686) Abdallah B. Saad B. Abdol=Kafi, gest. 801 (1398); 687) Abderrahman B. Begtimur der Eremite; 688) Abdollah B. Moh. el=Dschudschi; 689) Ali B. Moh. B. Ebilwefa el=Bedri, gest. 844 (1440); 690) Ali B. Moh. Wefa es=Sikenderi, vier Blätter; 691) Omer B. Moh. B. Esaad, bekannt als Chodegan; 692) Omer el=Kurdi, gest. 860 (1455); 693) Omer el=Kurdi; 694) Omer er=Ruscheni, gest. in Beginn dieses Jahrhunderts; 695) Omer B. Ali B. Mosaffer, gest. 803 (1400); 696) Omer B. Ali B. Ghanim; 697) Isa B. Nedschm; 698) el=Feraal B. Ahmed, gest. 860 (1455); 699) Kemal el=Berberawi (der Bereber); 700) Moh. B. Ali el=eschdscher, gest. 818 (1415); 701) Moh. B. Heran B. Ali Schemseddin eß=ßofi, vier Blätter; 702) Moh. B. Ahmed et=Junisi, dritthalb Blätter;

703) Moh. B. Omer B. Ahmed; 704) Moh. B. Ssalih en-Simrawi, gest. 876 (1471); 705) Moh. el-Attar el-Maghribi, gest. 860 (1455); 706) M. B. Ibrahim el-Kurdi; 707) M. B. Ssadaka der Absorbite, gest. 854 (1450); 708) M. B. Ahmed B. Ebilwefa, gest. 852 (1455); 709) M. B. Said B. Ali B. M., gest. 829 (1425); 710) Madin der Eremite, gest. 862 (1457); 711) M. B. Ahmed; 712) Jahja B. M. B. M. B. Ahmed B. Machluf der Scheich der Scheiche, acht Blätter. Die zehnte Classe, die Scheiche des zehnten Jahrhunderts. 713) Ibrahim el-Maghribi el-Kairewani, gest. 945 (1538); 714) Ibrahim Gülischani el-adschemi; 715) Ibrahim, bekannt als Morschid; 716) Ibrahim Ghasnafeir; 717) Ibrahim der Absorbite, gest. ums J. 980 (1572); 718) Ibrahim Ebu Lahaf; 719) Ibrahim Ebut-tajib, gest. 920 (1514); 720) Ibrahim der Absorbite, gest. 924 (1518); 721) Ahmed der Absorbite; 722) Ebul-Hosein el-Bekri, gest. 950 (1543); 723) Ahmed en-Nedschai der Absorbite, gest. 945 (1538); 724) Ahmed el-Behlul, gest. 920 (1514), 725) Ahmed B. Chisr el-Matuui; 726) Ahmed esch-Schenewani; 727) Ahmed es-Sewawi, gest. 923 (1517); 728) Ahmed er-Rumi, gest. 956 (1549); 729) Ahmed el-Kaaki, gest. 952 (1545); 730) Ahmed el-Moghair; 731) Ahmed es-sabih, gest. 942 (1535); 732) Ebulabbas el-Hariri, gest. 944 (1537); 733) Ebulchair el-Kelibati, gest. 912 (1508); 734) Ebussuud el-Dscharihi; 735) Ebulfadhl el-Ahmedi, gest. 942 (1535); 736) Ebul-abbas el-Ghamri, gest. 916 (1510); 737) Emineddin Ibnen-nedschar, gest. 929 (1522); 738) Behaeddin el-Kadiri der Absorbite, gest. 922 (1516); 739) Berekiat der Absorbite, gest. 925 (1519); 740) Berekiat el-Chajjat (der Schneider), gest. 930 (1523); 741) Bedreddin en-Nuri, gest. 930 (1523); 742) Tadscheddin es-sahir; 743) Habib der Absorbite, gest. ums J. 920 (1514); 744) Hasan el-Hamaki; 745) Hasan er-Rumi; 746) Husein der Absorbite, gest. 920 (1514); 747) Husein el-Iraki, gest. 930 (1523); 748) Charuf der Absorbite, gest. 930 (1523); 749) Demirdasch el-Mohammedi; 750) Sekeria B. Ahmed der Scheichol-islam, gest. ums J. 920 (1514); 751) Seinol-aabidin B. Scheich Abdol-belkaini; 752) Suud der Absorbite; 753) Suleiman el-Chadhiri, gest. ums J. 900 (1494); 754) Suweidan der Absorbite; 755) Schahin, gest. 954 (1547); 756) Scherefeddin eß-ßaidi; 757) Schaaban der Absorbite; 758) Schihabeddin B. Daud, gest. 951 (1544); 759) Aamir el-Bidschin, gest. 956 (1549); 760) Abdallah, beygenannt el-Feta; 761) Abdolkadir ed-deschtusi, gest. 930 (1523); 762) Abderrahman der Absorbite, gest. 944 (1537); 763) Abdolhakin B. Moßlih el-Menselewi (von Mensele gebürtig); 764) Abdolaal el-Dschaaferi; 765) Abder-resak et-Turabi, gest. 930 (1523); 766) Abdolwehhab Ibn Ahmed esch-Schaarhwi, der Meister Menawi's, gest. 973 (1565) (767) Abdolkadir B. Inan, gest. ums J. 920 (1514); 768) Obeid er-Rihawi, gest. 735 (1334); 769) Ali el-Morßafi, gest. 930 (1523); 770) Ali ed-Duweib, gest. 947 (1540); 771) Ali esch-Schernubi, gest. 933 (1526); 772) Ali el-bülbüli el-maghribi, gest. 920 (1514); 773) Ali ed-demiri der Absorbite; 774) Ali el-Bedschiri, gest. 953 (1546); 775) Ali Schihabeddin, beygenannt et-tawil, d. i. der Lange, gest. 940 (1533); 776) Ali esch-Schenuni, gest. 944 (1537); 777) el-Kiaswani, gest. 956 (1549); 778) Ali el-Mahalli, zwey Bl.; 778) Ali en-Nebiteni, gest. 916 (1510); 780) Ali Ebu Chodet, gest. 920 (1514); 781) Ali el-Dschemasi, gest. 990 (1582); 782) Omer el-Abußiri, gest. 917 (1511); 783) Omer el-Bedschaji, gest. 919 (1513); 784) Ghanim el-Matuni, gest. 590 (1582); 785) Gharib ed-dib, gest.

zu Anfang des zehnten Jahrhunderts; 786) Feredsch der Absorbite; 787) Kasim el-Maghribi, gest. 956 (1549); 788) Moh. el-Maghribi esch-Schedeli, gest. 911 (1505); 789) Moh. B. Jnan, gest. 922 (1516); 790) Moh. es-Serwi, gest. 982 (1574); 791) Moh. el-Munir, gest. 931 (1524); 792) Moh. Teisur der Abserbite, gest. 914 (1508); 793) Moh. B. Jbr., gest. 930 (1523); 794) Moh. B. el-Kasi der Absorbite; 795) Moh. el-Chadhiri, gest. 907 (1501); 796) Moh. esch-Schawi, gest. 932 (1525); 797) Moh. ed-debruti, gest. 930 (1523); 798) Moh. esch-Scherbini, gest. 927 (1520); 799) Moh. er-Rudschil der Absorbite; 800) Moh. B. Seran, gest. 923 (1517); 801) Moh. ed-deldschi; 802) Moh. el-Beriri der Absorbite; 803) Merwan der Absorbite; 804) Moh. eß-ßidiki el-Bekri; 805) Moh. B. Ahmed B. Moh, zwey Blätter; 806) Naßireddin en-Nehas, gest. 945 (1538); 807) Naßireddin, bekannt als Ebil-amaim, gest. 919 (1513); 808) Haschim der Absorbite, gest. 948 (1541); 809) Wahisch der Absorbite, gest. 917 (1511); 810) Jusuf der Inder, gest. 957 (1550); 811) Jusuf el-Hariri, gest. 924 (1518); 812) Jbrahim en-Nebiteni; 813) Abdallah B. Moh. Jbn Obeid; 814) Ali B. Ghanim el-Mokadderi; 815) Nureddin B. Ali B. el-Asmet der Absorbirte; 816) Moh. B. Moh. der Dolmetsch; 817) Moh. B. Turki el-Chalweti; 818) Moh. er-Rumi. Die letzten sieben, welche in neuer alphabetischer Ordnung beginnen, sind Scheiche des eilften Jahrhunderts, Zeitgenossen des Verfassers, welcher sein Werk im J. 1024 (1615) vollendete. Die Abschrift ein Jahrhundert später vollendet i. J. 1122 (1710). Der Schrift nach zu urtheilen, ward das Werk zu Cairo geschrieben.

237.

تاج التراجم فى طبقات الحنفية

d. i. die Krone der Lebensbeschreibungen in den Classen der Hanefiten, vom Scheich Jmam Abul-fadhl Kasim B. Kutlu Buga, gest. 879 (1474). Gesammelt aus den Denkwürdigkeiten der Scheiche Makrisi's und aus den Dschewahirol-madhijet, d. i. die glänzenden Perlen in den Classen der Hanefiten, des Scheiches Mohijeddin Abdolkadir El-Karschi, gest. 775 (1373). Ein kleines, aber sehr nützliches Compendium, welches 251 Artikel mit der Angabe des Sterbejahres und der vorzüglichsten Werke bey den meisten enthält. 144 Blätter in Octav, geschrieben i. J 948 (1541), und zu Constantinopel mit einer andern Handschrift verglichen und berichtigt i. J. 953 (1546) von Fasleddin Jbn Junis, der die Varianten an dem Rande bemerkt hat.

1) Jbrahim B. Suleiman Nefieddin er-Rumi der Logiker, gest. 732 (1330). 2) Jbrahim B. Rustem El-Merwesi der Ueberlieferer, gest. 211 (826). 3) Jbrahim Er-Resenghi der Rechtsgelehrte, gest. 675 (1276). 4) Jbrahim Ebu Jshak El-Moßuli, gest. 628 (1230). 5) Jbrahim, der Verfasser der Fetawi Tartusije, gest. 758 (1356). 6) Jbrahim, berühmt als Abdolhakk el-Wasiti, gest. 744 (1343). 7) Jbrahim el-Dschudami von Nischabur, gest. 321 (933). 8) Ahmed B. Abdolwehhab Bedreddin von Erserum, gest. 620 (1223). 9) Ahmed B. Haßß Ebu Haßß el-Kebir, ohne Jahr und Todesjahr. 10) Ahmed B. Ali Jbnes-Saati, lebte ums J. 690 (1291). 11) Ahmed B. Ali Ebubekr Er-Rasi, bekannt als Dsche-

kaß, gest. 870 (1465). 12) Ahmed Ebul Husein El-Koduri, gest. 428 (1036). 13) Ahmed B. Moh. B. Ahmed El-Okeili, gest. 657 (1258). 14) Ahmed B. Moh. Et-Tahawi, gest. 321 (933). 15) Ahmed B. Moh. Ebul Abbas En-Natiki, gest. 446 (1034). 16) Ahmed B. Moh. El-Itabi, gest. 586 (1190). 17) Ahmed B. Moh. B. Moh. Ebu Naßr el-Aktaa, gest. 474 (1081). 18) Ahmed B. Moh. El-Ghasnewi el-Kiasani, gest. 593 (1196). 19) Ahmed B. Moh. B. Ebubekr eß Ssabuni, gest. 580 (1184). 20) Ahmed B. Mesud B. Abderrahman el-Konewi, ohne Sterbejahr. 21) Ahmed B. Naßir B. Sehir Burhaneddin, gest. 689 (1290). 22) Ahmed B. Ibr. B Ejub el-Aintabi, gest. 767 (1365). 23) Ahmed B. Ibrahim, berühmt als Ibnol-Burhan, gest. 738 (1337). 24) Ahmed B. Ibr. Es-Serudschi, gest. 727 (1326). 25) Ahmed B. Schihabeddin, berühmt als Ibnes-serkeschi, gest. 738 (1337). 26) Ahmed B. Husein, bekannt als Ibnet-Taberi, gest. 677 (1278). 27) Ahmed B. Abdolkadir B. Mektum Tadscheddin, gest. 749 (1348). 28) Ahmed B. Hubballah B. Ibrahim El-Mahbubi, ohne Sterbejahr. 29) Ahmed B. Osman B. Ibrahim el-Dschusdschani, gest. 744 (1343). 30) Ahmed B. Ali B. Ahmed, berühmt als Ibnol-Faßih, gest. 755 (1354). 31) Ahmed B. Ali B. Manßur Schereseddin, gest. 782 (1380). 32) Ahmed Ebu Ali Ebubekr El-werrak, ohne Angabe des Sterbejahres. 33) Ahmed B. Kiamil el-Kadhi Esch-Schehari, gest. 350 (961). 34) Ahmed B. Abdallah, bekannt als Kadhiol-haremein, gest. 351 (962). 35) Ahmed B. Moh. Ebulabbas El-bertii, gest. 286 (899). 36) Ahmed B. Moh. Ebu Sehab el-Achsiketi, gest. 528 (1133). 37) Ahmed B. Moh. B. Mesud el-Konewi, gest. 424 (1032). 38) Ishak B. Behlul, ohne Angabe des Sterbejahres. 39) Esed B. Amru el-Koscheiri, gest. 188 (803). 40) Esaad B. Moh. B. Husein el-Keraisi, ohne Sterbejahr. 41) Ismail B. Ibrahim Schereseddin Schirasi, gest. 630 (1232). 42) Ismail B. Hammad, Sohn des Imams Ebu Hanife, gest. 212 (827). 43) Emir Kiatib B. Emir Omer el-Amid, gest. 747 (1346). 44) Berke B. Ali Berke, gest. 605 (1208). 45) Bekires oder Menguberesch, gest. 650 (1252). 46) Bekiar Ibn Koteibe, gest. 270 (883). 47) El-Dschamii, der Beyname Ebi Ißmet Nuhs, gest. 173 (789). 48) Dschaafer B. Moh. Ibnol-Motes En-Nesefi, gest. 433 (1041). 49) Dschaafer B. Tarchan, ohne Sterbejahr. 60) Dschelal B. Ahmed, berühmt als Et-Tebani, gest. 773 (1370). 51) Hasan B. Sijad El-Lului, gest. 204 (819). 52) Hasan B. Manßur, berühmt als Kasichan, gest. 592 (1195). 53) Hasan B. Ahmed, bekannt als Emineddewlet, gest. 658 (1259). 54) Hasan B. Ishak B. Nebil, ohne Angabe des Sterbejahres. 55) Hasan B. El-Chatiri, gest. 578 (1182). 56) Hasan B. Abdallah Ibnol-Mersebani, gest. 368 (978). 57) Hasan B. Moh. Ebulfadhail Eß-Ssaghani, gest. 650 (1252). 58) Husein B. Dschaafer el-Meidani, gest. 212 (827). 59) Husein B. Ali Eß-Ssighnaki, gest. 711 (1311). 60) Husein B. Moh., bekannt als Nedschm, gest. 512 (1117). 61) Husan B. Moh. B. Hasan el-Balchi, gest. 522 (1127). 62) Hasan B. Abdallah Ebu Ali B. Sina, gest. 428 (1036). 63) Hasan B. Ali B. Moh. Eß-Ssaimuri, gest. 436 (1044). 64) Husein B. Jahja Es-Sendusi, ohne Sterbejahr. 65) Hakim el-Kadhi, ohne Angabe des Sterbejahres. 66) Chitab B. Ebilkasim el-Karahißari, gest. 717 (1317). 67) Chalef B. Ejub, gest. 225 (839).

68) Chalil B. Ahmed B. Chalil, gest. 378 (988) 69) Chamir El-Webri. 70) Daud B. El-Chamir. 71) Daud B. el-Haschim, gest. 316 (928). 72) Saad B. Abdallah B. Ebilkasim. 73) Sofjan B. Sahban. 74) Schedad B. Hekim. 75) Ssaid B. Moh., gest. 343 (954). 76) Tahir B. Moh. B. Ahmed Er-Reschid. 77) Tahir B. Moh. B. Ebulabbas el-Hafßi. 78) Tahir B. Mahmud Ssadreddin. 79) Abdallah Ibn Ahmed B. Mahmud En-Nesefi, gest. 710 (1310). 80) Abdallah B. Moh. B. Chalil el-Bochari, gest. 340 (951). 81) Abd. B. Mahmud Medschdeddin, gest. 599 (1202). 82) Abdallah B. Ahmed Ebulkasim el-Balchi, gest. 319 (931). 83) Abdallah Husein, bekannt als Naßihi, gest. 747 (1346). 84) Abdallah B. Ali, bekannt als der Richter Manßur's, gest. 108 (726). 85) Abdallah B. Moh. B. Bakia, gest. 485 (1092). 86) Obeid el-Baki. 87) Abdol-Dschebbar, gest. ums J. 500 (1106). 88) Abdol-Hamid B. Abdolasis der Richter, gest. 292 (904). 89) Abderrahman B. Moh. B. Emiret Er-rujet, gest. 543 (1148). 90) Abderrahman B. Moh. B. Chaska, gest. 374 (984). 91) Abderrahman B. Mahmud Es-Serchasi, gest. 493 (1099). 92) Abderrahman B. Moh. B. Abdolasis el-Lachmi, gest. 943 (1536). 93) Abderrahman B. Mahmud Ebit oder Ibn Dort, gest. 431 (1039). 94) Abderrahman B. Abdolasis, bekannt als Amadol-Islam. 95) Abder-Reschid B. Ebi Hanife el-Welwaidschi, gest 540 (1145). 96) Abdolasis B. Ahmed B. Moh. el-Bochari. 97) Abdolasis B. Ahmed Schemsoleimmet el-Holwani, gest. 449 (1057). 98) Abdolasis B. Osman B. Ibr. B. M. B. Nedscha. 99) Abdol Motallib B. el-Fadhli, gest. 616 (1219). 100) Obeidollah B. Omer Ebu Seid Ed-Deburi, gest. 430 (1038). 101) Abdol-Challak B. Esed B. Sabit el-Dschewal, gest. 583 (1387). 102) Abderrebb B. Manßur B. Ismail el-Ghasnewi. 103) Abdolghaffur B. Naaman B. Moh., gest. 560 (1164). 104) Abdolkadir B. Moh. B. Ebul-Wefa el-Karschi, gest. 775 (1373). 105) Abdolkerim B Abden-nur Kotbeddin, gest. 745 (1344). 106) Abdol-medschchid B. Ismail el-Kaißari el-Herwi, gest. 537 (1142). 107) Abdol-Wehhab B. Ahmed B. Wehban, gest. 768 (1366). 108) Obeidollah B. Hosein B. Ebul Hasan el-Karchi, gest. 240 (854). 109) Abdallah B. Said B. Chatim Es-Sahari, gest. 440 (1048). 110) Obeidollah B. Abdallah B. Ahmed B. Moh. B. Chaschkan, gest. 480 (1087). 111) Obeidollah B. Mesud Ssadresch-scheriaat. 112) Osman B. Ibrahim B. Mustafa, bekannt als Ibnet. Turkmani, gest. 731 (1330). 113) Osman Ibn Ali B. Mohdschir B. Ebu Omer Es-Silaai, gest. 743 (1342). 114) Ali B. Said Ebul Hasan Er-Rostofoghni. 115) Ali B. Moh. Fachrol-eslam el-Jesdewi, gest. 400 (1009). 116) Ali B. Musa B. Jesded el-Kammi. 117) Ali B. Ebibekr Burhaneddin el-Morghainani, gest. 593 (1196). 118) Ali B. el-Mekki Imam Hosameddin er-Rasi, gest. 593 (1196). 119) Ali B. Balban B. Abdallah el-Farsi, gest. 739 (1388). 120) Ali B. Husein B. Moh. Es-soghdi, gest. 462 (1068). 121) Ali B. Chalil B. Ali El-Husein Dimischki, gest. 608 (1211). 122) Ali B. Sendscher, bekannt als Ibnes-sebak, gest. 660 (1262). 123) Ali B. Osman, bekannt als Alaeddin et-Turkmani, gest. 750 (1349). 124) Ali B. Moh. B. Ahmed Ebulkasem B. Holwani, gest. 443 (1051). 125) Ali B. M. B. Ismail el-Isfidschabi, gest. 535 (1140). 126) Ali B. Moh. B. Hasan Ebulkasem En-Nachaai. 127) Ali B. M. B. Ebilfehm Daud et-Tenuchi, gest. 342 (953). 128) Ali B. Moh. B.

Ali el-Imam Hamideddin Dharir, gest. 666 (1267). 129) Ali B. Naßr B. Omer el-Imam Nureddin Es-Susi, gest. 695 (1295). 130) Omer B. Bedr B. Said B. Moh. Tengis Siaeddin, gest. 622 (1225). 131) Omer B Abdol-asis, berühmt als Hosam esch-Schehid, gest. 588 (1187). 132) Omer B. Ahmed B. Ismail Ebu Hafß En-Nesefi, gest. 537 (1142). 133) Omer B. Moh. B. Omer Dschelaleddin el-Chabbasi, gest. 691 (1291). 134) Omer B. Ibrahim B. Moh. B. Ahmed B. Ali, gest. 539 (1144). 135) Omer B. Ishak B. Ahmed el-Ghasnewi Siradscheddin el-Hindi, gest. 773 (1371). 136) Omer B. Moh. B. Said el-Moßuli. 137) Isa B. Ebibekr B. Ejub, gest. 576 (1180). 138) Ghali B. Ibrahim B. Ismail Ebu Ali Tadschesch-scheriaat, gest. 599 (1202). 139) El-Fadhl B. Abbas B. Jahja Eß-Ssaghani, gest. 420 (1029). 140) Kasim B. Jusuf el-Medini. 141) Kasim B. Husein B. Ahmed El-Chuaresmi, gest. 617 (1220). 142) Kasim B. Husein Ebul-Obeid. 143) Kasim B. Ali B. Husein B. Moh. Ebu Naßr, gest. 563 (1167). 144) Moh. B. Ahmed B. Ebi Said Ahmed, gest. 604 (1207). 145) Moh. B. Ahmed B. Schoaib B. Harun Esch-schii, gest. 357 (985). 146) Moh. B. Ahmed B. Omer Sahireddin, gest. 619 (1222). 147) Moh. B. Ahmed B. Mahmud B. Ebu Dschaafer En-Nesefi, gest. 414 (1023). 148) Moh. B. Ahmed Schemsol-eimmet es-Serchasi, gest. ums J. 500 (1106). 149) Moh. B. Esaad B. Moh. B, Naßr, gest. 567 (1171). 150) Moh. B. Hasan B. Ferked Esch-Scheibani, gest. 189 (804). 151) Moh. B. Semaat, gest. 233 (847). 152) Moh. Ibnesch-Schudschaa el-Balchi, gest. 266 (879). 153) Moh. B. Abdol Hamid B. Husein, gest. 552 (1157). 154) Moh. B. Abdol-Chalik Ibnol-Mobarek, gest. 667 (1268). 155) Moh. B. Abderrahman, bekannt als es-sahid el-Ola, gest. 546 (1151). 156) Moh. B. Abderrahman Es-Sendschawi, gest. 721 (1321). 157) M. B. M. Seriedscheddin Sedschawendi 158) M. B. M. El-Achsiketi, gest. 644 (1246). 159) M. B. M., bekannt als Dschelaleddin Chosrewi, gest. 670 (1271). 160) M. B. M. B. Nesil Morghaini, gest. 726 (1325). 161) M. B. M., bekannt als Burhanen-Nesefi, gest. 687 (1288). 162) M. B. M. B Ebu Hamed, benannt Roknol-Aamidi, gest. 615 (1218). 163) M. B. M. Resreddin Burhanol-islam Serchasi. 164) M. B. M. B. Mahmud El-Materidi, gest. 332 (944). 165) M. B. Musa B. Abdallah el-Belasghuni, gest. 506 (1112). 166) M. B. Ibr. Ebu Dschaafer Er-Rasi, gest. 614 (1217). 167) M. B. Ahmed Schemseddin Et-Turkmani, gest 750 (1349). 168) M. B. Ahmed Ebu Manßur es-Semarkandi. 169) M. B Ebibekr el-Kasimi, bekannt als Imamsade, geboren i. J. 490 (1097). 170) M. B. Ahmed B. Hamid el-Kasi el-Bikendi, gest. 482 (1089). 171) M. B. Ahmed Naßirednin El-fenewi, gest. 764 (1362). 172) M. B. Ahmed B. M. Ebu Dschaafer Es-Semnani, gest. 444 (1052). 173) Ebu Abdallah Es-Selami, gest. 616 (1219). 174) M. B. Ahmed B. Jusuf Behaeddin el-Isfidschabi. 175) M. B. Hasan Ibneß-ßaigh, geboren i. J. 645 (1247). 176) M. B. Hasan Ebubekr el-Ißfahani, gest. 606 (1015). 177) M. B. Husein, bekannt als Bekr Chuahersade, gest. 483 (1090). 178) M. B. Ibad Ssadreddin el-Chalati, gest. 652 (1254). 179) M. B. Abdallah B. Abdun, gest. 299 (911). 189) M. B. Abdallah Bedreddin B. Ebil-baka, geboren 769 (1367). 181) M. B. Abdallah Ebu Dschaafer el-

2 *

Hinduwani, gest. 362 (972). 182) M. B. Abderrahman, bekannt als Schemseddin B. eß-ßaigh, gest. 777 (1375). 183) M. B. Abderrahman B. Ssabr el-Kadiasker, gest. 380 (990). 184) M. B. Abdes-Setar, bekannt als el-Kerderi, gest. 642 (1244). 185) M. B. Ali B. Abdek, gest. 347 (958). 186) M. B. Ali el-Chalati, gest. 600 (1203). 187) M. B. Omer B. Ahmed, bekannt als Ibnol-aadim, geboren 353 (964). 188) M. B. M. Ebu Selmet Eß-Ssajafi. 189) M. B. M. B. Husein Ebuljusr el-Jesdewi, gest. 423 (1031). 190) M. B. M. B. M. Ekmeleddin el-Baiburti, gest. 786 (1384). 191) M. B. Mahmud Ebul Moejed el-Chuaresmi, gest. 655 (1257). 192) M. B. Mahmud Es-suseni. 193) M. B. Mustafa B. Sekeria Edduruki Eß-Ssalghiri, gest. 631 (1233). 194) M. B. Mosaffer B. Bekran B. Abdeß-ßamed, gest. 488 (1095). 195) M. B. Jahja B. Selmet B. Musa B. Amran, gest. 550 (1155). 196) M. B. El-Jeman Ebubekr es-Semarkandi, gest. 286 (899). 197) M. B. Jusuf Schemseddin el-Konewi, gest. 788 (1386). 198) M. B. Ahmed B. Hasan Amadeddin el-Farjabi, gest. 597 (1200). 199) Mahmud B. Ahmed Ebul Hamid el-Haßiri, gest. 636 (1238). 200) Mahmud B. Ahmed Ibnol-ferdsch Ibnol-asis Es-saghudschi, geboren 480 (1087). 201) Mahmud B. Ebibekr Ebil Ola Schemseddin Ebil Ola, gest. 700 (1300). 202) Mahmud B. Ahmed B. Sehir Schemseddin el-Larendi, gest. 720 (1320). 203) Mahmud B. Ahmed B. Abdolasis Ebul-meaali. 204) Mahmud B. Ahmed B. Mesud Dschemaleddin Ebu Sena, gest. 759 (1357). 205) Mahmud B. Seid el-Ameschi. 206) Mahmud B. Abdol-dschebbar. 207) Mahmud B. Obeid Tadschesch-Schereat el-Achjoli. 208) Mahmud B. Omer Ebulkasem Es-Samachscheri, gest. 538 (1143). 209) Mahmud B. Chaßadol-Imam Modschirol-Islam, gest. 746 (1248). 210) Mahmud B. Moh. B. Daud el-Efsendschi el-Lulewi, gest. 671 (1272). 211) Mahmud B. Mesud. 212) Mahmud B. el-Weli, gest. 520 (1126). 213) Mahmud ed-Dschelwi. 214) Mochtar B. Mahmud, gest. 658 (1259). 215) Mofadhal B. Mesud Ebulferedsch Ettenuchi, gest. 442 (1050). 216) Musa B. Noßair Ebu Sehl er-Nasi. 217) Musa B. Emir Hadsch, geboren 669 (1270). 218) Musa B. Suleiman el-Dschordschani. 219) Mohsin B. Abdallah B. Moh. Ebul-Kasim et-Tenuchi, gest. 417 (1026). 220) Mohsin Ebil-Kasim Ali B. Moh. B. Ebilfehm, gest. 384 (994). 221) Mesud B. Ebibekr. 222) Mesud B. Husein B. Saad el-Kadhi, gest. 591 (1194). 223) Mesud B. Schudschaa Burhaneddin Elomrewi, gest. 599 (1202). 224) Mesud B. Schehbih B. Husein Es-Sendi. 225) Moslim B. Selamet. 226) Motehher B. Husein. 227) Maghlatai, gest. 262 (875). 228) Manßur B. Ahmed Ebu Mohammed El-Chuaremi, gest. 475 (1082). 229) El-Mowaffik B. Moh., gest. 634 (1236). 230) El-Moejed B. El-Mowaffik, gest. 640 (1242). 231) Meimun B. Moh. Ebul-moin En-Nesefi, gest. 508 (1114). 232) Naßir Ebul-mekarim Es-Seid B. Ali Ebulfeth El-Mobarresi, geboren 536 (1141). 233) Naßr B. Moh. B. Ahmed Ebul-Leis Es-Semarkadi, gest. 390 (999). 234) Naaman B. Ibrahim B. Chalil Tadscheddin Serbuhi, gest. 940 (1533). 235) Nuh B. Manßur. 236) Naßr B. Ahmed B. Ibrahim Ebul-feth El-Herwi, gest. 510 (1116). 237) Hilal B. Jahja B. Moslim er-Rai el-Baßri, gest. 245 (859). 238) Hebetollah B. Ahmed Schudschaaeddin et-Turkestani,

gest. 670 (1271). 239) Hened B. Ibrahim B. Moh. B. Amru Ebul-mosaffer en-Nesefi, gest. 465 (1072). 240) Jakub B. Ibrahim B. Habib Ebu Jusuf der Richter, gest. 187 (797). 241) Jusuf B. Ebibekr B. Ali Es-Sekaki, gest. 626 (1228). 242) Jusuf B. Ali el-Dschordschani. 243) Jusuf B. Mohammed, gest. 728 (1327). 244) Jusuf B. Ahmed Ebibekr El-Chuaresim. 245) Jusuf B. Ebi Saad B. Ahmed Es-Sedschistani, gest. 666 (1267). 246) Jusuf B. Hasan B. Abdallah B. El-Mersaban, gest. 385 (995). 247) Jusuf B. Karaghli Ahmed Schemseddin Sett Ibnol Dschusi, gest. 654 (1256). 248) Jahja B. Ebibekr. 249) Jahja B. Abdol-Mobi Es-Sewawi, gest. 628 (1230). 250) Jahja B. Moh. B. Saad, gest. 460 (1067). 251) Jahja B. Mosaffer B. Hasan B. Berke, geb. 530 (1135).

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Schriften der Deutschen in den letzten Jahrzehenden über europäische Lepidopterologie.

Die Lepidopterologie (Schmetterlingskunde) hat sich seit noch nicht achtzig Jahren von einem Spielzeuge, das einzelne große und kleine Kinder unterhielt, und von den übrigen Großen und Kleinen mit Verachtung angesehen wurde, zu dem Range eines der interessantesten Zweige der Naturgeschichte erhoben. Derselbe Zauber, der uns beym näheren Studium der Ornithologie und Botanik festhält, ist hier, wo möglich, in noch reicherem Maße vorhanden; — wir finden den nämlichen Farbenschmelz, dieselbe Mannigfaltigkeit der Formen, vor allen aber die bewunderungswürdige Folge der Metamorphosen, welche schon ältere Dichter und Philosophen als das schönste Bild unserer Fortdauer nach dem Tode bezeichneten.

Den ruhigen, sorgsamen, langprüfenden Deutschen ist es, ohne Widerrede, auch hier beschieden gewesen, anderen Nationen voraus zu schreiten. So viel in letzter Zeit, in Frankreich, Rußland und einigen anderen Ländern in Forschungen dieser Art geleistet wurde, so sind die dortigen Schriftsteller doch immer nur in die Fußstapfen unserer Landsleute getreten. Der allbekannte Umstand, daß die Fremden in der, erst seit kurzem näher beachteten Microlepidopterologie (Kunde der kleineren Schmetterlinge) immer nur jene Abtheilungen zu cultiviren begannen, welche Deutsche *vor ihnen* geordnet und verzeichnet hatten, dann ihre systematischen Verzeichnisse, die sich, obwohl mit Abänderungen, stets an die unserigen lehnen, und selten weiter als bis zu den Spannern (Geometr. Linn.) gehen, geben den vollgültigen Beweis, daß wir ihre Vorgänger, sie unsere, zum Theil allerdings raschen, Nachläufer gewesen und geblieben sind. Keine andere Nation besitzt ein Werk über Lepidopterologie von dem Umfange des »*Hübner*'schen Schmetterlingswerkes,« noch ein so vollständiges und wirklich geendigtes, wie »die Schmetterlinge von Europa, von *Ochsenheimer* und *Treitschke*,« und manches Jahrzehend dürfte vergehen, bis sich wieder so viele einzelne günstige Umstände, nicht zum Beginne, aber zur Durchführung ähnlicher Unternehmungen vereinigen. Wir finden später Gelegenheit, die Schwierigkeiten anzudeuten, die dabey jeder Schriftsteller zu besiegen hat; zur

allgemeinen Einleitung möge jetzt eine kurze geschichtliche Uebersicht des Erwachens und der Entwicklung unserer Wissenschaft hier stehen.

Der erste Deutsche, dem wir über europäische Insecten, und vornehmlich über Schmetterlinge, sorgfältige Bemerkungen verdanken, ist Johann Leonhard Frisch. In einem dicken, aus 13 Theilen bestehenden Quartbande (welcher von 1720 bis 1736 bey Nicolai in Berlin erschien) lieferte er eine »Beschreibung von allerley Insecten in Teutsch-Land, nebst nützlichen Anmerkungen und nöthigen Abbildungen von diesem kriechenden und fliegenden Gewürme, zur Bestätigung und Fortsetzung der gründlichen Entdeckung, so Einige von der Natur dieser Creaturen herausgegeben, und zur Ergänzung und Verbesserung der Anderen;« — und darin mancherley, noch jetzt Nützliches, seitdem in Vergessenheit Gerathenes und spät wieder zum zweyten Male Entdecktes (m. s. z. B. die Naturgeschichte von Xanth. Ochroleuca, bey »Treitschke, V. Bd. 2. Abthlg. S. 345,« die Frisch schon im 10. Thle. S. 21, Tab. III. N. 19 ausführlich gegeben hat, ohne daß sie so lange weiter beachtet wurde). Es war dem frommen, fleißigen Manne, wie überhaupt vorzugsweise den älteren, reiner, voller Ernst bey ihren Vornehmen, und wahrhaft rührend ist es, wenn er im Vorberichte dieses, jetzt seltenen Buches von sich selber sagt: »Das Gutheißen und den Beyfall »aller verständigen Leute verspreche ich mir eben so wohl bey meinen »Schriften von diesem Stück der Naturhistorie, als ich desselben von »Einigen bereits bey meinen mündlichen Gesprächen hiervon versichert »worden: welches allein kräftig genug wäre, mich unermüdet hierinnen »zu machen, wenn ich nicht ohne dieses eine beständige Begierde hätte, »die Werke göttlicher Weisheit zu betrachten. Sie ziehen mich »nicht minder auf die Erde, als die Sterne ihre Messer an den Himmel. Wie jene mit ihrem Fernglase »die Allmacht Gottes betrachten, so sehe ich mit meinen »Vergrößerungsgläsern ein Gleiches an den unermeßlich kleinen Erd- und Wassergewürmen.«

Ihm folgte bald darauf August Johann Rösel von Rosenhof, dessen »Insectenbelustigungen« (Nürnberg 1746 u. f. in vier Quartbänden) noch jetzt allen Liebhabern wohl bekannt sind, während seine herrlichen Abbildungen nur selten erreicht und übertroffen wurden. Rösel trennte zuerst das ihm Bekannte durch Beobachtung und genaue Darstellung der ersten Stände, und unbezweifelt hat er am meisten die Eintheilung der Schmetterlinge in Tagvögel, Schwärmer und Nachtvögel, letztere wieder in mehrere Classen veranlaßt. Allgemeines Kriegsgetümmel von 1756 bis 1763 dämpfte das friedliche Wirken deutscher Naturfreunde; aber um so mächtiger loderte die Flamme gleich in den folgenden Jahren auf. Scopoli in seiner »Entomologia Carniolica, Vindob. 1763;« Hufnagel in den Schmetterlingstabellen im »Berliner Magazin 1766 u. f.,« so wie viele Uebersetzungen aus Réaumur, De Geer und Geoffroi, und einzelne Tractate von Göze, Schäffer und Anderen, neben manchen Prachtwerken der Franzosen, Engländer und Niederländer, letztere doch meistens über exotische Arten, dienten als Morgenröthe des Tages, der über alle Naturreiche durch den großen, unsterblichen Linné hereinbrach.

Carl von Linné ist zwar eigentlich kein Deutscher, aber das Ansehen, welches sein Name am ersten und überall bey uns errang, die wiederholten Auflagen und Uebersetzungen seiner Werke in unserem Lande, dann die willige Annahme seines Lehrgebäudes haben ihn uns auf das

Innigste befreundet, und den Weltbürger zum geistig nahe verwandten Mitbürger gemacht. In mehreren Schriften, vornehmlich in seiner Fauna Suecica, Ed. 2. Holm. 1761, und am vollständigsten im Syst. Naturae, davon die zwölfte Ausgabe Holm. 1766 als Wegweiser und Leitfaden fortgilt, classificirte er das Heer der Lepidopteren. Seine Eintheilung besteht, wenn auch verändert und vermehrt, noch heute, und daß sie trotz der neuen Auflösung der Classen in einzelne Genera doch fortbestehen könne und solle, wird sich deutlich ergeben.

Jede Wissenschaft, jede Kunst hat eine Periode nachzuweisen, wo durch den Impuls, den einer oder mehrere gleichzeitige hohe Geister verliehen, schnell ihr goldenes Zeitalter eintrat, unter dem wir nicht sowohl den Augenblick der hellsten Erkenntniß, als den der allgemeinen Begeisterung dafür (durch welche die Erkenntniß erzeugt wird) verstehen. Neben Linné, und bald nach ihm, fing eine Menge Naturkundiger an, sich mit den Insecten zu beschäftigen. Von den Deutschen nennen wir nur: Bergsträßer, Brahm, Fueßly, Herbst, Illiger, Laspeyres, Kleemann, Knoch, Panzer, Schrank, Schwarz, Schneider, Scriba, Sulzer, Thunberg, Tischer und das, von einer Gesellschaft herausgegebene, dreyßig Bände ausfüllende Werk: »Der Naturforscher« (Halle, bey J. J. Gebauer, 1774—1802). In jenen letzten drey Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts entfaltete sich unbezweifelt die meiste entomologische Thätigkeit nach allen Seiten, und musterhaft bleibt dabey die friedliche Eintracht, in welcher Alle neben einander wirkten. Aus den vorgenannten Schriftstellern leuchten aber folgende als Sterne erster Größe hervor:

Die Verfasser vom »systematischen Verzeichniß der Schmetterlinge der Wiener Gegend« (Wien, bey Trattner, 1776).

Es waren dieses die würdigen Männer Denis und Schiffermüller, welche (in einem Quartbande) ein, mit kurzen Andeutungen erläutertes Register der ihnen vorgekommenen europäischen Schmetterlinge lieferten. Nach ihrem Vorsatze sollte die umfassende Naturgeschichte folgen, was aber, leider, unterblieb, und nur aus ihren und ihrer Freunde und Schüler hinterlassenen Sammlungen ist uns der größte Theil der aufgezählten Arten sicher bekannt geworden. Ihre Eintheilung, unter dem Namen: »Das System der Theresianer« (da beyde Lehrer am k. k. Theresianum waren), folgt ziemlich genau dem Linné'schen, und zeichnet sich besonders dadurch aus, daß auf die Gestalt und Lebensweise der Raupen Rücksicht genommen wurde.

Etwas später (1788—1794 bey Varrentrapp und Wenner in Frankfurt) trat Moritz Balthasar Borkhausen mit einer »Naturgeschichte der europäischen Schmetterlinge in fünf Bänden« hervor, die durch neue Andeutungen, genaue Nachrichten über die früheren Stände und scharfe Bezeichnung der Arten, sich höchst vortheilhaft empfiehlt. Doch gelangte sie nicht weiter, als bis zum Ende der Spanner. Die kleineren Gattungen wurden damals weder der näheren Beobachtung, noch selbst des Sammelns werth gehalten. Esper unternahm um gleiche Zeit ein großes Werk unter dem Titel: »Die Schmetterlinge in Abbildungen nach der Natur, mit Beschreibungen.« Auch hiervon erschienen nur fünf Theile, indem es wieder hinter den Spannern abbrach. Die colorirten Kupfer lassen viel zu wünschen übrig; die Beschreibungen sind gut, aber zu umständlich, und man würde es mit Dank erkennen,

wenn ein Theil der Mühe bey den letzteren zur Verbesserung der ersteren verwendet worden wäre. Doch bleibt dem Ganzen das Verdienst, daß es als das erste seiner Art, mit Muth und Liebe begonnen, dasteht, und die nähere Kenntniß der größeren Gattungen, mit ihr also den einen Theil der europäischen Lepidopterologie ziemlich sicher stellt. Auch Esper und Borkhausen folgten dem Linné'schen Systeme ohne wesentliche Veränderung.

Neben den Theresianern, Borkhausen und Esper, wandelt noch ein erhabener Geist: Johann Christian Fabricius; von Vielen unbedingt vergöttert, von Manchen dagegen verfolgt und tief herabgezogen. Die Wahrheit liegt, wie gewöhnlich, in der Mitte. Hier kann nur die Rede von dem seyn, was er für die Schmetterlinge in seinem Systeme der Glossaten, Entomologia Systematica, Hafniae 1793. T. III. P. 1. 2. et Suppl. leistete. Ochsenheimer, in seiner Einleitung zu den Schmetterlingen von Europa, I. Bd. S. 11, würdigt das Geschehene sehr richtig, wenn er sagt: »Ich verkenne die großen »Verdienste nicht, welche er sich (Fabricius) um die Entomologie »überhaupt, und bey den Schmetterlingen insbesondere durch Aufstellung »einiger untadelhaften Gattungen, dann durch die Kürze und Bestimmt»heit seiner Beschreibungen erwarb; aber gewiß hat er auch auf der an»deren Seite, durch die Flüchtigkeit seiner Beobachtungen auf Reisen, »indem mancher Schmetterling zwey= und dreymal unter verschiedenen »Namen bey ihm vorkömmt, durch die Unzuverlässigkeit seiner Synonymie »und durch die Sorglosigkeit in Angabe der Raupen, welche er, beym »Mangel eigener Erfahrungen, auf Treu und Glauben von Anderen an»nehmen mußte, Verwirrungen veranlaßt, welche zu heben er schwerlich »selbst im Stande seyn dürfte.« Fabricius, eben wegen Unkenntniß der Metamorphosen, classificirte auf eine unhaltbare Weise nach den Mundtheilen des vollkommenen Geschöpfes, und weil diese bey den verschiedensten Gattungen oft einfach und übereinstimmend gebildet sind, nahm er noch die Fühler zu Hülfe. Auch diese boten wieder zahlreiche Ausnahmen, und so fehlt seinem Versuche eines Systems der Glossaten bey weiten die Vollkommenheit und Bestimmtheit, welche man an jenem der Eleuteraten schätzt und bewundert.

Von Linné wich er darin ab, daß er, bey der schnell zunehmenden Menge der Entdeckungen, die sonstigen Unterabtheilungen in einzelne Genera aufzulösen begann, dabey aber die Linné'schen Namen als generische Hauptabtheilungen (Papilio, Sphinx etc.) behielt. Später veränderte er auch hier Manches, zum Theil ohne Glück. So vertauschte er die Linné'sche Benennung Tortrix mit der von Pyralis L., und vereinigte die ganze Gattung Pyralis mit seiner Gattung Phalaena, welche nach Linné den wohlgewählten Namen Geometra führt. Diese willkürlichen Verwirrungen sind fast von Niemand beybehalten worden.

Nach Fabricius haben sich mehrere Schriftsteller vergebens abgemüht, ein einzelnes Kennzeichen zu entdecken, welches zur Vereinigung oder Trennung der verschiedenen Gattungen führen könnte. Außer den Palpen zog man noch den Adernlauf der Flügel, die Schwanzspitzen der Puppen, die Form des Eyes u. s w. zu Rathe; stets aber gerieth man damit in ein Chaos von Widersprüchen. Wir stimmen ganz den Forschern bey, welche zur generischen Verbindung nicht Ein, sondern mehrere Zeichen der Aehnlichkeit an dem Schmetterlinge, unter Betrachtung seines früheren Lebens, suchen. Dieser Wegweiser, der uns bey den größeren Gattungen nur

einige Male ausnahmsweise verläßt, bey den kleineren aber (z. B. den Schaben) nur darum noch nicht mit Sicherheit anzuwenden ist, weil ihre nähere Kenntniß kaum begonnen hat, dünkt uns der einzig empfehlenswerthe. »Kein System wird überhaupt vollkommen seyn, denn es »ist Menschenwerk, und kann nicht anders als in Reihen laufen, »d. h. eine Art muß der anderen nach der Linie folgen. Die Natur »arbeitet aber netzförmig, zugleich nach allen Seiten; jede »Art berührt nicht allein eine folgende, sondern viele, einander scheinbar »fern liegende Arten, und so hängt alles, ja hängen selbst die verschie»denen Naturreiche durch Fäden der Aehnlichkeit zusammen.« (Treitschke, Hülfsbuch, S. 7 u. 8).

In den ersten Jahren unseres jetzigen Jahrhunderts ruhte die entomologische Schriftstellerey fast ganz, aber jene eben geschilderten Vorarbeiten trugen ihre Früchte. Die Liebe zur Entomologie verbreitete sich immer mehr, viele bedeutende Sammlungen entstanden, die Zahl derselben war sogar ansehnlicher als jetzt. (So besaß damals Wien, bey Privaten, gegen zehn wichtige Schmetterlingskabinette, während wir jetzt nur eines von Bedeutung kennen *).

Mit dieser etwas langen, aber, wie wir uns schmeicheln, nicht uninteressanten Einleitung, da noch niemand eine solche chronologische Uebersicht der Lepidopterologie zusammenstellte, kommen wir zu dem jüngsten Zeitraume und einer näheren Kritik über dessen Leistungen. Wir besprechen heute nur Deutschlands Wirken; erstens, weil Deutschland, Anderen voraus, das Meiste und Beste that, dann, weil eine gleichzeitige Richtung nach mehreren Seiten die Blicke zerstreuen würde. Findet unser Vornehmen Beyfall, so soll ein zweyter Aufsatz auch die Bemühungen des Auslandes nennen und würdigen.

Schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war ein Werk begonnen worden, das erst später, bey zunehmendem Umfange, Aufmerksamkeit erregte; wir meinen die »Sammlung europäischer Schmetterlinge von Jakob Hübner in Augsburg.« Auf illuminirten Kupfertafeln in Quart lieferte der Verfasser, bey größeren Arten zwey bis drey, bey kleineren vier bis sechs und noch mehr Schmetterlinge in natürlicher Größe. Er trennte sie, nach Linné, in neun verschiedene Theile, arbeitete aber an allen zugleich, und so gelang es seinem, nicht genug zu lobenden und karg vergoltenen Fleiße, daß er im Zeitraume von dreyßig Jahren (Hübner starb den 19. Sept. 1826) eine Sammlung vereinigte, die an Reichhaltigkeit alles übertrifft, was das In- und Ausland jemals von lepidopterologischen Abbildungen besaßen. Nach seinem Tode hat Carl Geyer in Augsburg die Fortsetzung übernommen. Um eine Uebersicht der ganzen ungeheuren Arbeit zu geben, setzen wir die Zahl der bis jetzt erschienenen Tafeln nach ihren Theilen her:

*) Die verschiedenen Anleitungsbücher für Fremde in Wien, und unsere Hauskalender, welche ohne Prüfung die alten Listen von Jahr zu Jahr neu abdrucken, darf man freylich darüber nicht nachschlagen; denn dort findet man Sammlungen erwähnt, deren Besitzer uns schon längst verließen (z. B. Mazzola † 1822, Podevin † 1826 u. A.).

Papilio	Tab.	200
Sphinx	»	36
Bombyx	»	82
Noctua	»	179
Geometra	»	111
Pyralis	»	32
Tortrix	»	53
Tinea	»	70
Alucita	»	7
Zusammen	Tab.	770

Neben diesem Riesenwerke begann Hübner ein zweytes, das im Umfange wenig hinter dem ersten zurückbleibt. Es ist die »Geschichte europäischer Schmetterlinge,« welche von beynahe siebenhundert Arten die Raupen und Puppenstände, Gespinnste und Futterpflanzen, letztere gewöhnlich in der Zeit, da die Raupe dort zu finden ist, mit Blüthe oder Frucht, naturgetreu auf 438 illuminirten Tafeln darstellt. Auch hiervon hat Geyer Fortsetzungen geliefert.

Viel größer noch würde der Werth beyder Unternehmungen seyn, wenn Hübner für einen entsprechenden Text gesorgt hätte, — entweder für einen umfassenden, der Heimat, Naturgeschichte und bey einzelnen Seltenheiten den Besitzer meldete, und seine »Sammlung« und seine »Geschichte europäischer Schmetterlinge« innig dadurch verbände; oder, wenn dieses ihm zu ungewohnt, zerstreuend oder zeitraubend war, doch für eine kurze Uebersicht, die dem Forscher weitere Erkundigung möglich machte. So aber, wie das erste Werk daliegt, erhält man zwar die Abbildungen einer Sammlung, aber einer ungeordneten und sehr oft falsch bezeichneten. Sind nun hier die Bestimmungen nicht richtig, so werden es die im zweyten Werke, das sich an das vorige schließen soll, eben so wenig seyn, und wenn selbst in diesem letzten, dessen Tafeln später erschienen, Verbesserungen Statt fanden, müssen sich durch unerläuterte Abweichungen, neue Irrthümer ergeben. Auch hat Hübner den Bedarf eines Textes selbst gefühlt, und einzelne Versuche deßhalb gemacht, indem er Bogenweise zu den erschienenen Bildern Beschreibungen folgen ließ; sie waren aber so kurz und in jeder Hinsicht so mangelhaft, daß sie unbeachtet und ungekauft blieben, bald wieder abbrachen, und sich in dieser fragmentarischen Gestalt nur in den Händen weniger Besitzer der Tafeln befinden. Den eigentlichen Text zu Hübners Arbeiten muß man aus dem Ochsenheimer-Treitschke'schen Werke entnehmen, in welchem jene Abbildungen angezogen, die Benennungen geprüft und verbessert, und Vaterland und Lebensweise vorgetragen sind. Ein Register über Hübner's Tafeln, mit Hinweisung auf Ochsenheimer und Treitschke bey jeder Art, würde für das entomologische Publikum eine sehr willkommene Gabe seyn. Sollten Herr Treitschke oder Geyer nicht Lust und Muße dazu finden? Vielleicht erwarten dieselben nur den Schluß der zwey Hübner'schen Unternehmungen, um eine solche Arbeit als Register und Uebersicht zu geben; denn, so durchdrungen wir auch von dem Werthe und dem Nutzen des Hübner-Geyer'schen Werkes sind, so glauben wir doch, und alle unsere Freunde stimmen uns bey, daß es wohlgethan seyn würde wenn Geyer das Vorhandene mit fortlaufenden Nummern ordnete (eine Arbeit, welche vorzüglich der »Geschichte eur. Schmetterlinge« noth thut), die Tafeln, die durch Zufall nicht

mehr vorräthig seyn sollten, neu auflegte, ein genaues Register nach obigen Andeutungen verfertigte oder verfertigen ließe, und dann das Ganze, als ein geendigtes Werk, vielleicht mit herabgesetztem Preise, einer größeren Zahl von Liebhabern zugänglich machte. Jetzt schreckt, außer dem Capitale des Ankaufs (die »Sammlung« kostet 313 fl. 12 kr. rhein., die »Geschichte eur. Schm.« aber 176 fl. 12 kr. rhein. Beyde zusammen 489 fl. 24 kr. rhein. oder 407 fl. 50 kr. C. M) noch die Aussicht auf eine fortdauernde beträchtliche Steuer, die neuen Käufer ab; die älteren aber sterben aus, oder hören mit der Anschaffung auf, und damit wird der wohlbekannte doppelte Umstand deutlich, daß Geyer jetzt kaum auf seine Kosten kömmt, während im Antiquarhandel ältere unvollständige Exemplare niedrig genug erscheinen. Ein schmähliches, langsames Absterben aber verdient das ehrenwerthe Unternehmen nicht! Herr Geyer nehme, wenn ihm diese Zeilen zu Gesicht kommen sollten, den wohlgemeinten Rath zu Herzen. Es bleibt ihm unbenommen, unter anderem Titel die künftigen Entdeckungen zu liefern, aber der Bau eines Thurmes, dessen Spitze bis an die Wolken reicht, ist noch niemand gelungen.

In der sicheren Erwartung einer Uebersicht, wie erst besprochen, durchlaufen wir die verschiedenen Theile der »Sammlung,« und merken nur das Hauptsächlichste über die Abbildungen der größeren Gattungen an:

Lepid. I. Pap. Tab. 7. Fig. 38, 39 Isis. Ist unbezweifelt Var. von Pales; Arsilache aber Fig. 36, 37 eigene Art. — Tab. 11. Fig. 57, 58 Thalia, ist Selene, Var. — Tab. 20. Fig. 94—98 Prorsa und Levana. Neuere Beobachtungen haben bewiesen, daß beyde zusammengehören. — Tab. 30 Fig. 137, 138 Autonoë. Aus Rußland. Das Recht der Art ist jetzt entschieden. — Tab. 38. Fig. 173 Polymeda. ist Hyperanthus, Var. — Tab. 50. Fig. 231, 232. Hiervon ist nur ein einziges Exemplar, ein Weib, entdeckt, welches sich, aus der Schiffermüller'schen Sammlung, jetzt im k. k. Museum in Wien befindet. Es wurde auf den Alpen von Oberösterreich gefangen. Die Abbildung ist sehr treu. — Tab. 81. Fig. 407. Ist die schöne Var. von Napi, welche in der Schweiz, aber auch um Wien, auf Bergen, vielfach wechselnd, vorkömmt, und sonst unter den Namen Bryoniae verhandelt wurde. — Tab. 87. Fig. 440, 441 Helice. Gilt gewöhnlich als Var. von Edusa. Sollte sie nicht eher Var. von Hyale L. seyn? Wir fingen ein Exemplar, unter Hyale fliegend. — Tab. 90. Fig. 452, 453 Altheae. Gehört als Var. zu Malvae. — Tab. 93. Fig. 469, 470 Tessellum. Wohl eine große Local-Varietät von Carthami? — Tab. 106. Fig. 544, 545 Aurora. Gewiß eigene Art, aus Südrußland. Boisduval hat in seinen Icones hist. des Lepid. d'Europe, Cah. IV. Pl. 7 nähere Nachricht darüber gegeben. — Tab. 114. Fig. 585—588 Pyronia. Ist Athalia. Var. — Tab. 124. Fig. 635, 636 Apollinus (unter dem Namen Thia). Fliegt auf Naxos und einigen anderen griechischen Inseln. Um Smyrna häufiger. — Tab. 133. Fig. 678, 679 Chrysippus. Das merkwürdige Erscheinen dieses Tagfalters in den Jahren 1807 u. 1808 bey Neapel und ihr Wiederverschwinden erzählt Ochsenheimer im IV. Bde. d. Schm. v. Eur. S. 120. Die spätere Entdeckung auf einigen Inseln des Archipelagus löst das Räthsel, doch nur theilweise. — Tab. 704—707 Narica, Soll nur in der asiatischen Türkey vorkommen. — Tab. 141. Fig. 712—715 Chloridice. Von Schweizer Alpen. Noch wenig in Deutschland bekannt, und fälschlich deßwegen für Var. von

Daplidice gehalten. — Tab. 142. Fig. 716, 717 Tartarus. Kein Europäer, sondern aus Brasilien. Dort nicht selten. — Tab. 144 und anderwärts Bryce. Daß diese Art, Cordula und Hippodice, Hbnr., als die verschiedenen Geschlechter des nämlichen Geschöpfes gelten müssen, welchem der Name Cordula gebührt, ist unbezweifelt gewiß. — Tab. 147. Fig. 740, 741 Philomene. Aus Schweden; Palaeno, Var. — Tab. 161. Fig. 803 — 806 Orbifer. Nichts Anderes als Eucrate, nur größer. — Tab. 169. Fig. 836 — 839 Adrasta. Nur Var. von Maera. — Tab. 171. Fig. 845, 846 Pyrrhomelaena. Var. von Polychloros. — Tab. 174. Fig. 861, 862 Anthelea. Aus Smyrna. In Europa noch nicht aufgefunden. — Tab. 177. Fig. 873 — 878 Aetherie. Var. von Phoebe? Aus Sicilien. — Tab. 185. Fig. 910 — 913 Cassandra. Ist Polyxena, Var. — Tab. 189. Sind die Unterschriften verwechselt. Fig. 929. 930 sollen Belemida (besser Belemia), Fig. 931 — 934 Belledice (Bellidice, Var. von Daplidice) heißen. — Tab. 190. Fig. 935. Ein Hermaphrodit von Paphia; links, Paphia, m. und rechts, Valesina, f. Er beweist das Zusammengehören beyder Varietäten in Eine Art, welche neuerdings ohne Grund angefochten wurde. — Tab. 192. Fig. 947 — 950 Deione. Neu. Aus Südfrankreich

Lepid. II. Sph. Tab. 1 — 8. Fig. 1 — 54. Viele Namenverwechslungen, die einzeln aufzuzählen zu weitläufig wäre. — Tab. 9. Fig. 55 ist Bombyliformis. Fig. 56 Fuciformis, Linn. Der Umtausch beyder Benennungen ist durch Laspeyres, Illiger, Ochsenheimer und Treitschke in Ordnung gebracht. — Tab. 21. Fig. 102 Gorgon. Aus Südrußland. Eine der größten Seltenheiten. — Tab. 25. Fig. 117 Fuciformis, Hbnr. Var. Wäre also Bombyliformis; wir glauben aber, daß diese Abbildung zu Milesiformis, Tr. gehöre. Im Tr. Werke ist sie, vielleicht bey ihrer Zweifelhaftigkeit, zur Vermeidung von Mißverständnissen, nirgends citirt. — Tab. 27. Fig. 125 Zygophylli. Ungemein selten. Wir sahen den Schmetterling in der Natur. Die Abbildung ist sehr gelungen. — Tab. 31. Fig. 143 Ligustri. Vor einigen Jahren wurde eine Raupe hiervon auf einer, nicht näher bezeichneten nordamerikanischen Pflanze gefunden. Sie war in halber Größe, und ganz ohne die sonstigen schiefen, violetten und weißen Seitenstreife. Als sie in der Gefangenschaft den gemeinen Hartriegel zur Nahrung empfing, häutete sie sich, und die Seitenstreife erschienen. Der Schmetterling erreichte nur das Ausmaß der vorliegenden Abbildung. — Tab. 32. Fig. 146 Celerio. So viele Exemplare wir davon sahen, so fanden wir doch kein, der jetzigen übertrieben bunten Figur nur entfernt ähnliches.

Lepid. III. Bomb. Tab. 7. Fig. 30 Tremula. Der Name ist richtiger als der gewöhnliche Trepida; denn Linné hat gewiß diesen und keinen anderen Schmetterling damit gemeint — Tab. 10. Fig. 37 Fuscinula. Aus Rußland; nach der Raupe entschieden eigene Art. — Tab. 11 u. 12 liefern das G. Platypteryx, das aber nicht hierher, sondern zwischen die Eulen und Spanner gehört. — Tab. 23. Fig. 91 Cinereola. Eine wenig bekannte Art, welche nicht als Var. der übrigen gelten darf. — Tab. 31. Fig. 135 Colona. Gewiß exotisch. — Tab. 44. Fig. 190. Betulifolia, Hbnr. ist Ilicifolia, Linn., und die folgende Fig. 191, 192 unter dem Namen Ilicifolia, Hbnr., erhält die erledigte Benennung Betulifolia. — Tab. 56. Fig. 243 Minax ist Var. von Vinula. — Tab. 61. Fig. 261 Dubia. Aus Rußland; äußerst selten. Wir kennen nur den Mann. — Tab. 62. Fig. 264 Trifolii. Dürfte

wohl eher als Var. zur neuen, nahe verwandten Art Cocles gehören. M. s. Tab. 79. — Tab. 65. Fig. 274, 275 Repanda. Anfänglich für exotisch gehalten. Kommt in der Gegend von Cadix häufig vor. — Tab. 67. Fig. 282 Cecropia. Der Umstand, daß sich diese nordamerikanische Art in Europa in der Gefangenschaft fortpflanzte, macht sie so wenig als Mori, Tab. 64 u. f., zu einer europäischen, für welche wir nur die im Freyen sich erzeugenden annehmen dürfen. Mit gleichem Rechte wäre sonst die Löwenfamilie des Hrn. Van Aken unserem Welttheile zuzurechnen. — Tab. 74. Fig. 309 — 313 Alba. Die ganze Gestalt zeigt, daß dieser Schmetterling nicht hierher, sondern zu den, im Schilfe lebenden Schaben gehöre. — Tab. 76. Fig. 319 — 322 Persona. Eigene Art, und nicht Var. von Dominula. Aus Neapel und Sicilien. — Tab. 79. Fig 332 — 335 Cocles. Neu. Aus Sicilien. Bey diesem Theile können wir uns die Bemerkung nicht versagen, daß er mit ganz besonderem Fleiße, und viel musterhafter als der folgende ausgeführt sey.

Lepid. IV. Noct. Tab. 1. Fig. 4, 5 sind die zwey Arten Psi und Tridens in der Namensunterschrift verwechselt worden. — Tab. 6. Fig. 26 ist wohl eine wahre Spoliatricula, die beträchtlich abändert, und nicht, nach Treitschke, V. Bd. 1. Abthlg. S. 60 die, von Spoliatricula allerdings wesentlich verschiedene Ereptricula. — Tab. 35. Fig. 166, 167. Wieder eine Verwechslung in den Unterschriften. Fig. 166 ist die wahre Munda; Fig. 167 aber Lota. — Tab. 37. Fig. 177 — 179. Vaccinii, Polita und Spadicea gehören unter der ersten Benennung zusammen. — Tab. 86. Fig. 404 Chalcedonia. Exotisch. Aus Brasilien. — Tab. 93. Fig. 440. Albicosta. Aus Nordamerika. — Tab. 103. Fig. 487 Amatrix. Ebenfalls von dort. — Tab. 105. Fig. 493. Eine zweyte Candelisequa, nicht mit der ersten, Tab. 85. Fig. 397, zu verwechseln, und wenn sie näher bekannt seyn wird, neu zu benennen. — Tab. 111. Fig. 520 Mendacula. Wohl Spoliatricula, Var. — Tab. 123. Fig. 569 Mneste. Nur eine kleine Abart von Promissa, die wir aus der gleichen Raupe erhielten. — Tab. 135. Fig. 617, 618, wieder eine Namenverwechslung. Unter Fig. 617 soll Congener, unter 618 Turbida stehen. — Tab. 137. Fig. 628, 629 Guttans. Nur Paludicola, Var. Wir erzogen sie unter der Stammart. — Tab. 143. Fig. 655, 656 Nurus. Aus Nordamerika.

Von hier an bis zu Ende des Theiles sind die Abbildungen wenig gelungen. Sie liefern größtentheils Seltenheiten und neue Entdeckungen, deren Prüfung der Zukunft aufbehalten bleiben mag.

Der fünfte Theil umfaßt die Spanner (Geometra Linn.). Ihre Benennungen sind meistens nach dem Wiener Verzeichnisse, und darum fast immer richtig. Abt Mazzola, Hübner's Freund, trug für diese, seine Lieblinge, besondere Obsorge.

Ueber die letzten vier Theile können wir ebenfalls Einzelnes ersparen. Das Meiste ist in einem verdienstlichen Werkchen: »Die Zünsler, Wickler, Schaben und Geistchen, des syst. Verz. der Wiener Gegend, von Charpentier, mit Anmerkungen von Dr. Zincken, genannt Sommer,« erwogen, von Treitschke aber, in s. Werke, Bd. VII bis X bestätigt, zuweilen auch bestritten worden, wohin wir verweisen. Die Microlepidopteren sind überhaupt von Namenverwirrungen deßwegen ziemlich frey geblieben, weil nur neuere Naturforscher sich noch mit ihnen beschäftigten, diese aber, in seltener ruhmwürdiger Freundschaft, sich vor der Bekanntmachung verständigten. Treitschke in Wien,

Fischer von Röslerstamm in Nixdorf in Böhmen, Schmidt in Laybach, von Tischer in Dresden, Büringer in Gunzenhausen in Franken, Konewka in Berlin, Mussehl in Kotelow in Mecklenburg, Zeller in Glogau, und mehrere Andere, haben seit fünf Jahren mit unendlicher Anstrengung das Vorhandene gemeinsam geordnet, und durch neue Beobachtungen die Zahl der Arten weit über das Doppelte vermehrt. Wir können nicht umhin, eines Unternehmens des Hrn. Fischer von Röslerstamm zu gedenken, welches wenigen Freunden der Entomologie bekannt seyn, von noch wenigeren aber nachgeahmt werden möchte. F. v. R. scheute weder Gefahr noch Kosten, und ließ im Sommer 1835 seine ganze große und werthvolle Sammlung von Microlepidopteren nach Wien transportiren, um sie gegen die Treitschke'schen Originale zu den »Schmetterl. v. Europa« zu halten, und für sich und seine Freunde gleiche Bestimmungen zu erzwecken. Da der Schluß jenes Werkes schon im Drucke war, so konnten nicht alle gegenseitigen Berichtigungen dort angeführt werden; sie folgen aber in den nächsten Heften der »Röslerstamm'schen Abbildungen,« als eine gewiß willkommene und interessante »Nachlese.«

Hübner's »Geschichte europäischer Schmetterlinge« ist in Rücksicht der technischen Ausführung noch verdienstlicher, als die vorgedachte »Sammlung;« vorzüglich ist das Nebenwerk, die Abbildung der Nahrungspflanzen, so genau und umständlich behandelt, daß nur des Verfassers Freude daran ihm, bey dem geringen Preise (von 24 kr. rhein. oder 20 kr. C. M. für das illuminirte Blatt) die große Mühe vergelten konnte. Die Tafeln sind mit einer Menge Zeichen, Zahlen und Buchstaben angefüllt, dennoch aber keineswegs geordnet, von einigen bestehen auch verschiedene Ausgaben, und wer sie citiren will, kann es nicht, ohne vollständige Abschrift der ganzen darauf befindlichen Zauberformeln.

Hiermit, durch den Raum beengt, verlassen wir ein Werk, dessen Nutzbarkeit zur gegenseitigen Verständigung nicht nur von Deutschland, sondern von ganz Europa, so weit dieser Welttheil entomologische Forscher und Sammler zählt, anerkannt wurde. Wir gehen zu dem zweyten über, das nicht weniger von Fleiß und Ausdauer zeugt, zu dem, von 1807 bis 1835 in zehn Bänden (oder siebzehn Theilen bey Gerhard und Ernst Fleischer in Leipzig erschienenen, eben geendigten: »Die Schmetterlinge von Europa, von Ferdinand Ochsenheimer und Friedrich Treitschke.« Der kenntnißreiche, vielseitig gebildete k. sächsische Hofschauspieler Ochsenheimer, welcher sich, nach der ehemaligen Einrichtung jener geachteten Bühne, im Winter in Dresden, im Sommer in Leipzig aufhielt, besaß eine ansehnliche, doch nur bis zu den Spannern gehende Schmetterlingsammlung. Er verfertigte den Catalog, schrieb manche schätzbare Bemerkungen, die er bey eigener Raupenpflege machte, zu den Arten, theilte letztere seinen Freunden mit, und so entstand allmälich ein Buch, von dem er den ersten Theil unter dem Titel: »Die Schmetterlinge Sachsens, mit Rücksicht auf alle bekannte Arten« (Dresden und Leipzig, bey Heinrich Gerlach, 1805) herausgab. Mißverständnisse mit der Verlagshandlung unterbrachen sein Vorhaben, aber nur, um es in größerer Ausdehnung neu zu wagen. 1807 erschien also die erste und Anfang 1808 die zweyte Abtheilung des ersten Bandes der »Schmetterlinge von Europa,« welcher die Tagfalter umfaßte. Indessen war O. zum k. k. Hoftheater in Wien berufen worden, und sein dort angestellter Freund Treitschke wurde eigens nach Dresden geschickt, um dessen Frey-

lassung aus dem bestehenden Contracte zu erwirken. Im November 1807 traf O. in Wien ein, und hier endigte er 1808 den zweyten Band: »Die Schwärmer oder Abendschmetterlinge,« dem 1810 der dritte: »Die Spinner,« folgte. Deutschland erkannte seine Bemühungen, indem ihn nach und nach die naturforschenden Gesellschaften in Berlin, der Wetterau und Halle zum Mitgliede wählten.

Leider störte zunehmende Kränklichkeit den Anfangs erwiesenen lebhaften Betrieb. Er sammelte nur langsam Materialien für die Folge und Nachträge zum Vorhandenen. Im Vorgefühle, daß sein Feyerabend nahe, lieferte er dieses alles 1816 in einem vierten Bande als Supplement zu den drey ersten; ferner den Versuch eines generischen Namensverzeichnisses über das Beschriebene und die nach den Spannern zur Folge bestimmten Eulen (Noct. Linn.). Treitschke, der sein Schüler und Begleiter auf allen Excursionen war, und den müden Meister an Ausdauer übertraf, hatte an diesem vierten Bande wesentlichen Antheil.

Ochsenheimer starb am 2. Nov. 1822, und die vorhandenen entomologischen Notizen wurden, nach seinem Willen, an Treitschke übergeben, doch hatte er selbst sie durch jenen vierten Band schon ziemlich ausgebeutet, und von einer Fortsetzung fand sich nur das G. Acronycta unvollständig vor. Ein glücklicher Zufall wollte zugleich, daß Tr. mehr Muße erhielt, und dadurch sich geeignet sah, nach der Aufforderung aller Freunde des Verblichenen, den abgerissenen Faden aufzunehmen. Er kaufte Ochsenheimer's Nachlaß an Büchern, bestimmte, mit Dahl zugleich, seine eigenen, schon ansehnlichen Vorräthe nach der Sammlung des Verblichenen (sie wurde später ein Eigenthum des k. Museums in Pesth), und begann dann rüstig die Arbeit, von welcher Ende 1824 die erste Abtheilung des fünften Bandes erschien. Tr. hatte sich die Weise der Ochsenheimer'schen Beschreibungen so eigen gemacht, daß man durchaus keinen Unterschied zwischen beyden bemerkt; er besaß, wie ein gelehrter Beurtheiler dieses Bandes im Oesterreichischen Beobachter vom 26. März 1825 sagte: »eine überaus glückliche Gabe, das in Worte zu fassen, was selbst mit Farben auszudrücken schwierig ist.« Auch im Aeußeren schloß sich die Fortsetzung an die ersten vier Bände auf das Genaueste, indem der Verleger für gleiches Format, Papier und Schriften sorgte.

Seitdem fuhr der neue Verfasser unermüdet im Ordnen und Beschreiben fort. Jedes Jahr brachte gewöhnlich die Abtheilung eines Bandes. Der fünfte (Noctua, Linn. 1825 — 1826) zerfiel durch den Reichthum des Stoffes in drey Theile. Der sechste (Geometra, Linn. 1827 — 1828) in zwey Theile. Der siebente Band (Pyralis, Linn. 1829), wie der achte (Tortrix, Linn. 1830) sind ungetheilt. Der neunte dagegen (Tinea et Alucita, Linn. 1832 — 1833) hat wieder zwey Abtheilungen. Für alle neun Bände gilt der zehnte, in drey Abtheilungen (1834 — 1835) als Supplement. Er bringt zuerst eine Menge Nachträge, entweder über neue Arten, die in dem langen Zeitraume, seit dem Beginne des Werkes, sich zahlreich gesammelt hatten, oder er macht Berichtigungen über die ersten Stände und die Synonymie des Beschriebenen bekannt. In der zweyten Hälfte jeder Abtheilung befindet sich das »systematische Verzeichniß,« und zwar beträchtlich verbessert. Unter den Arten sind, zum Nachschlagen, die Seitenzahlen des Werkes und die Citate der später darüber erschienenen Schriften angegeben, eine wahrhaft ungeheure Arbeit, die aber nun das vollständige Aufsuchen

leicht möglich macht. Dieses Verzeichniß geht in der ersten Abtheilung bis zu Ende von Euprepia (der Spinner), so weit Ochsenheimer beschrieb; die zweyte Abtheilung läuft bis Ende von Idaea (der Spanner), die dritte endlich begreift die Microlepidopteren, von G. Herminia (Anfang der Zünsler), bis zum G. Orneodes (Ende der Geistchen).

Vergleicht man die Mühen, welche O. und Tr. anzuwenden hatten, gegen einander, so erkennt man augenblicklich, daß O. nur den Grund des Gebäudes legte, und dasjenige, — zwar in besserer Ordnung und Schreibart, — doch ziemlich genau — wiedergab, was Borkhausen und Esper im Ganzen, Laspeyres u. A. im Einzelnen vor ihm schon entschieden hatten. Seine »Tagfalter« lehren nur wenig Neues, denn dieses findet sich meistens erst im zehnten Supplementbande vor. Im »zweyten Bande« zeichnet sich das G. Zygaena durch deutliche Auseinandersetzung und Vollständigkeit aus. Das G. Sesia ist treu nach Laspeyres trefflicher Abhandlung: »Sesiae Europeae Iconibus et descriptionibus illustratae. Berol. 1801. Sumptibus Auctoris,« geordnet. Die eigentlichen Schwärmer (Sph. legitimae, Linn.) wurden nach eigenen Beobachtungen, vornehmlich in den ersten Ständen, beschrieben; neue Arten dieser Abtheilung, welche überhaupt in Europa ziemlich sparsam vorkömmt, liefern wieder die »Nachträge, Bd. X, S. 124 — 142.« (Unserem Verfasser und wahrscheinlich vielen anderen Entomologen ist ein werthvoller, hierher gehöriger Aufsatz unbekannt geblieben, der sich in den Philosophical Transactions of the Royal Society of London, 1834. Part. II, p. 389 etc befindet. Er handelt »on the nervous System of the S. Ligustri, Linn. during the latter stages of its Pupa and its Imago state etc. By George Newport, Esq.« Man findet genaue Nachrichten über die Zergliederung von Raupe und Puppe von Sph Ligustri; alles mit guten Abbildungen dargestellt, ungefähr wie in »Dr. Herold's Entwicklungsgeschichte der Schmetterlinge,« von welcher wir später sprechen.) Im »dritten Bande« Ochsenheimer's wäre die scharfsinnige Bearbeitung des G. Psyche und die Menge der dort gegebenen Aufschlüsse allein hinreichend, seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, obwohl hier noch Vieles zu entdecken bleibt, und dann wahrscheinlich alle Arten schicklicher neben die Sackträger unter die Schaben zum G. Adela übergehen dürften. (Wer erkennt nicht z. B. die nahe Verwandtschaft von Ps. Pseudobombycella und Ad. Masculella?) Wir begreifen nicht recht, warum O. ganz gegen seine Gewohnheit ausnahmsweise den generischen Namen Linné's, Attacus, bey Pyri, Spini und Carpini verließ, und den späteren, Saturnia, von Schrank, vorzog. Wollte er vielleicht den ersten für einige, durch ihre sichelartigen Flügel ausgezeichnete, exotische Arten, als: Atlas, Cecropia, Luna u. s. w. bewahren? Das G. Lithosia dürfte wohl einstens auch in die Nähe der Schaben, ungefähr bey Galleria, zu stehen kommen, so wie die von O. als Phycis bezeichneten Schmetterlinge durch Tr. schon zum G. Tinea, mit vollem Rechte, versetzt worden sind. Einzelne Irrungen werden im Supplementbande X. 1. Abtheilung, S. 142 — 210 beseitigt, und vieles interessante Neue dort zugleich bekannt gemacht. Der »vierte Band,« eigentlich nur ein Nachtrag zu den drey ersten, da er das System nicht weiter befördert, und die Eintheilung der Bände nach Linné'scher Ordnung, der Zahlenfolge nach, aufhebt, setzt zuerst die generische Benennung des bis dahin Beschriebenen fest. Man hat durch eine fast allgemeine Annahme, noch mehr dadurch, daß versuchte Aenderungen nur selten Verbesserungen

gewesen sind, ihren Werth bestätigt. Die einzelnen Zusätze betreffend, sind dieselben fast eben so viele Goldkörner der Erfahrung, und so hörte Deutschland mit Bedauern das schnelle Hinscheiden eines Mannes, dessen Rüstigkeit und heitere Laune eine viel längere Lebensdauer versprachen. O. starb im fünf und funfzigsten Jahre, und Tr. hat ihm im VI. Bde. 1. Abthlg. S. 371 durch den Abriß seiner Lebensgeschichte ein wohlverdientes Denkmal gesetzt.

Beym »fünften Bande,« wo Tr. begann, werden die nutzbaren Vorarbeiten schon sparsamer. Hier befahl, wie oft, die Noth, allein und ohne Führer vorzuschreiten. Wer möchte darum nicht gern einiges Straucheln und Fallen entschuldigen!

Ochsenheimer hatte 42 Genera beschrieben, Treitschke gibt deren im Ganzen 162. Es blieben also für ihn noch volle 120 übrig. Da aber selbst der Ochsenheimer'sche Entwurf nur bis G. 90 ging, so sind die letzten 72 von Tr. allein festgesetzt worden Die ansehnliche Reihenfolge der »Eulen« im V. Bande bedurfte einer strengen Sichtung; sehr Vieles dafür ist im X. Bde. 2. Abthlg. geschehen, und dabey die treffliche Recension dieses Werkes in der »allgemeinen Literaturzeitung 1817, Nr. 218,« welche bekanntlich von Dr. Zincken, gen. Sommer, in Braunschweig herrührt, oft und überzeugend benützt. Der »sechste Band« bespricht die Spanner. Wir sind mit ihrer generischen Eintheilung einverstanden; sie hält sich fast ohne Ausnahme an jene im »Wiener Verzeichnisse.« Auch diese wurde allgemein angenommen. Nur bedarf die ungemein schwierig zu bestimmende Gattung Larentia eine strenge nochmalige Durchsicht. Wir wollen nicht ermangeln, durch einige Bemerkungen, die sich auf Zucht und sichere Erfahrung gründen, unser Scherflein beyzutragen.

Cydoniata, Borkh. Sahen wir in der Natur. Sie dürfte wahrscheinlich Var. von Rectangulata seyn.

Togata ist muthmaßlich eine schöne und große Var. von der, auch im Ausmaße so vielfach wechselnden Strobilata; wenigstens war Togata bey Kuhlwein nichts Anderes.

Pimpinellata, Tr. heißt richtiger Castigata. Es ist nämlich ungewiß, ob Hübner aus seiner abgebildeten Raupe, welche dieselbe ist, aus der wir Castigata zogen, seine Pimpinellata erhalten habe. In diesem Falle müssen Pimpinellata und Castigata als Var. vereinigt werden. Die Beschreibung von Pimpinellata bey Tr. ist aber nach Exemplaren der eigentlichen Castigata verfaßt.

Oxydata, Tr. gehört unfehlbar zu Succenturiata, welche bis ins Unkenntliche abändert.

Pusillata ist bey Tr. als Subumbrata nach blassen Stücken geschildert worden. Seine Beschreibung von Pusillata ist nach dunklen, erzogenen Exemplaren gegeben. Die eigentliche Subumbrata blieb also Tr. fremd, und müßte einst neu verfaßt werden.

Graphata, aus dem G. Cidaria, steht besser hinter Denticulata.

Endlich sind uns noch einige hieher gehörige Arten bekannt, von denen wir keine Beschreibung finden.

Der »siebente Band,« bey welchem bis zu Ende des Werkes die Vorarbeiten fast ganz aufhören (wir nehmen die Hübner'schen Abbildungen und das schon erwähnte Buch: »Die Zünsler, Wickler u. s. w., von Charpentier und Dr. Zincken aus), bringt in klarer, ebenfalls nun allgemein geltender Ordnung »die Zünsler.« Sie scheiden sich durch Verschiedenheit der Form und Lebensweise leicht von einander,

und lassen uns wenig zu erinnern übrig; es müßte denn seyn, daß wir Ochrealis, Tr. nach ihrer Beschreibung für eine Var. von Ferrugalis, oder eine eigene neue Art halten müssen; Crocealis, Tr. aber höchst wahrscheinlich die echte Ochrealis, Hbnr. seyn wird. Ferner scheint uns Ostrinalis nur eine der vielen Localvarietäten von Purpuralis. Andere Berichtigungen, z. B. wegen Suffusalis, Opacalis und Nebulalis, Tr., sind schon im Supplem. Bd. X. 3 erfolgt.

Der »achte Band, die Wickler.« ist in der Eintheilung gut, in der Zahl der beschriebenen Arten entsprach er bey seinem Erscheinen nicht ganz den Erwartungen der Sammler, welche durch Hübner's Figuren und durch einen kurz zuvor erschienenen kleinen Tractat: »Enumeratio Tortricum Würtembergiae, Auct. F. A. G. Frölich (Tubingae, Typis Schoenbardtianis), die Beschreibung einer viel größeren Zahl von Arten erwarteten. Indessen hat die Folge gezeigt, daß Tr. nur darum Manches überging, weil er in ihnen Varietäten des bereits Vorhandenen erkannte. Hier hat wieder der Supplementband nachgeholfen, er gibt X. 3. 44 — 148 viele neue Entdeckungen, und erklärt durch die Zucht manche nöthige Vereinigung von zwey, drey, ja von vier und fünf Hübner'schen und folglich auch Frölich'schen Namen. In keiner Abtheilung der Schmetterlinge trifft man so ungeheure Verschiedenheiten des nämlichen Geschöpfes in seiner Färbung; ohne die schlagenden Beweise, welche Tr und Fischer von Röslerstamm darüber beybringen, würde z. B. Niemand das Zusammengehören von Paed. Parmatana mit Ratana, Sylvana, Sordidana und Semimaculana unter dem ersten Namen, oder die wunderbaren Räthsel glauben, die das ganze G. Teras und in ihm wieder vornehmlich Sparsana aufgibt, von welcher letzteren wir schon Byringerana, Radiana, Combustana und Aquilana als Varietäten kennen, und noch mehrere kennen lernen werden. Das bloße Einsammeln, ohne Beobachtung des früheren Lebens, gewährt hier keine haltbaren Resultate.

Der »neunte Band« umfaßt in zwey Abtheilungen »die Schaben« (Tinea, Linn.) und zum Schlusse »die Geistchen« (Alucita). Es ist noch nicht lange, daß man über die Versicherung der Naturforscher lächelte, welche hierin wirkliche Schmetterlinge gewahrten. Auch bekümmerte man sich höchstens um jene, die Kleider, Pelzwerk, Möbeln und Getreide zerstören. Welche ungeahnte Pracht schloß sich hier plötzlich dem Beobachter auf. Tr. sagt wahre, seitdem oft wiederholte Worte in der hierher gehörenden Vorrede, deren Schluß Fischer von Röslerstamm zum Motto seiner Hefte nahm. »Andere Welttheile, durch Klima und Pflanzenmenge höher begünstigt, als unser, im Vergleich mit ihnen, nur kühles und kahles Europa, zeichnen sich in wundersamen Formen und zauberischen Farben auch bey den ansehnlicheren Arten aus; — wir dagegen finden die reichste Herrlichkeit allein, wo die Natur das Große aufgibt, und künstliche Sehwerkzeuge uns belehren.« Diese Abtheilung der Schaben zählt nun, in mehrere Genera vertheilt, nicht weniger als 371 Arten, jene der Geistchen 28, und jedes Jahr, jeder Monat bringen, seit sich der Eifer mehrerer Forscher ihnen zuwandte, Neuigkeiten zu unserer Kenntniß. Wir dürfen, bey der Ansicht und dem Besitze vieler unbeschriebenen, wenigstens 500 europäische Schaben als schon entdeckt betrachten, und hegen die volle Ueberzeugung, daß wir in einem Jahrzehend das Doppelte kennen werden. Ueber die Stellung Mancher in diese oder jene Gattung strenge richten zu wollen, wäre zu voreilig; Vieles wird ver-

setzt, Einiges getrennt werden müssen (als Beyspiel erwähnen wir die G. Lita, Adela und Oecophora, auch Phycis, obgleich für Letzteres Dr. Zincken schon prüfend voranging). Aber es ward doch durch das Geschehene unläugbar ein wüstes Chaos entwirrt, und ein festes Gerippe dem Ganzen geliehen, — und das ist viel, — so viel, als nur ein Einzelner zu leisten vermag.

Der Inhalt und das Verdienstliche des »zehnten« oder »Supplementbandes« wurde schon gewürdigt. Er mußte das Werk durchaus beschließen, indem er das Neue mit dem Aelteren verband, und strenge Ordnung über eine Arbeit brachte, die sonst nur ein Magazin von Erfahrungen, wohl auch von Widersprüchen wäre. Wir schätzen ihn bey weiten am Höchsten. Was nach ihm geleistet werden wird, gehört nun einer neuen Periode an, der wir einen eben so genauen, emsigen Archivar, wie der jetzt geschlossenen, wünschen. Denn, wie es anfänglich erinnert wurde: gar Vieles muß sich schicken und fügen, daß ein solches Unternehmen zum Ziele gelangt. Die persönliche Stellung des Autors, da es sich nur um Ehre und nicht um Gewinn handelt, Zeit und Geduld zur Ausdauer durch lange Jahre; feste Gesundheit in dieser ganzen Zeit; Sprachen- und Bücherkenntniß; der Besitz einer Bibliothek und Sammlung; die Mithülfe bewährter Kenner und Freunde; ein weitverbreiteter umständlicher Briefwechsel; der Aufenthalt in einer Hauptstadt, wo Prachtwerke und Museen zur vergleichenden Ansicht vorhanden sind; — und wenn dieses alles sich wirklich vereinigte, — noch das am schwierigsten zu Findende: eine Verlagshandlung, die, wie hier, standhaft, mehr den Zweck als den Nutzen erwägend, den Anfang wagt, in der Mitte nicht verzweifelt, und in der Zeit der Pfennig- und Hellermagazine, Romane und Frivolitäten geduldig das Ende erwartet! Treitschke und Hübner haben mit ihren Werken nicht weniger für die Lepidopterologie geleistet, als was Adelung mit seinem Wörterbuche für die deutsche Sprache that; und alle drey waren damit wohl oft »den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit.«

Das Hübner'sche, noch mehr das Treitschke'sche Werk erzeugten, wie es zu gehen pflegt, eine Menge Nachtreter, die den urbar gemachten Boden mit ihren Kielen und Pinseln nochmals durchackerten. Wir wollen ihnen nicht die Ehre anthun, sie zu nennen, denn es handelt sich hier um die Fortschritte in einer Wissenschaft, die ihnen bloß die Kuh ist, die sie mit Butter versorgt. Seit zwanzig Jahren erhielten wir zahlreiche »Leitfaden, Unterrichte, Verzeichnisse, Raupenkalender« u. dgl., alles Extracte aus dem Vorhandenen, und klüglich nicht weiter gehend, als ihre Originale erschienen waren. Die Zerstörung dieser Raubbienen-Arbeit unternahm Tr., indem er für den ersten Unterricht und als Leitfaden zu seinem größeren Werke ein »Hülfsbuch für Schmetterlingsammler, Wien 1834, bey J. B. Wallishausser,« herausgab. Diesen Zweck spricht er mit einiger Bitterkeit in der Vorrede aus. »Meine gütigen Gönner und Freunde glaubten, daß es mir selbst zukomme, den von mir zuerst angebauten Boden zu benützen, und die Weigerung, daß dieses ohnehin gar oft mit meinen Worten, also gewiß nach meinem Sinne, geschehen sey, nicht gelten zu lassen.« Tr. lieferte in einem starken Quartbande, »und mit vier guten illuminirten Kupfertafeln erläutert,« ein als nützlich und wohlfeil anerkanntes Werkchen. Die erste Abtheilung lehrt die systematische Stellung der Schmetterlinge, Naturgeschichte, Jagd, künstliche Zucht und Aufbewahrung. Die zweyte gibt ein beschrei-

bendes Verzeichniß von siebenhundert, meistens deutschen, bekannteren Arten, und nennt in Anmerkungen die nahe verwandten seltenen oder fremden, mit dem betreffenden Citate aus Hübner. Die Kupfer zeigen die Requisiten zum Fange und zur Zucht, dann die gewöhnlichsten Formen der Schmetterlinge, Puppen, Raupen und Eyer. Die Belehrungen über Fang, Raupenpflege und Einrichtung der Behältnisse dürfte auch vorgerückten Sammlern, vorzüglich in Gegenden, wo sich nichts Aehnliches zum Muster vorfindet, willkommen seyn. Die Auflage ist eben so elegant als correct.

Schon früher, beym Hübner'schen Werke, konnten wir ein anderes Büchlein nicht unberührt lassen. Es ist dieses: »Die Zinsler (Zünsler), Wickler, Schaben und Geistchen des systematischen Verzeichnisses der Schmetterlinge der Wiener Gegend, verglichen mit den, in der Schiffermüller'schen Sammlung in Wien befindlichen, und von J. Hübner abgebildeten Arten dieser Gattung. Von T. von Charpentier, mit Anmerkungen von Dr. Zincken, gen. Sommer. Braunschweig 1821, in der Schulbuchhandlung.« Wir geben den etwas weitläufigen Titel nur im Auszuge. V. Charpentier, k. preuß. Oberbergrath, ein geschätzter Entomolog, besuchte im Sommer 1819 Wien, und benützte seine freyen Stunden, um die, im k. k. Naturalienkabinette befindliche Schiffermüller'sche Sammlung genau durchzugehen, und mit dem Verzeichnisse der Theresianer und den Hübner'schen Abbildungen zu vergleichen. Er theilte dem vielerfahrenen Dr. Zincken, gen. Sommer, in Braunschweig, seine, an der Stelle niedergeschriebenen Notizen mit, und dieser versah sie mit zahlreichen Anmerkungen. Die Herausgabe hat über Vieles Licht verbreitet, doch sind die gewonnenen Resultate keineswegs untrüglich. Daß sie es wären, dazu würden zwey Bedingungen erfordert; erstens müßte jene Sammlung wirklich die Originale zum »Wiener Verzeichniß« enthalten; zweytens müßte sie ungestört in ihren Bestimmungen, also im nämlichen Zustande, wie zur Zeit der ersten Aufzeichnung, geblieben seyn. Leider findet weder das Eine noch das Andere Statt. Nach einer Erklärung aus Schiffermüller's eigenem Munde war dieses die dritte Sammlung, welche er, spät nach der ersten, die er einst beschrieb, und die zersplittert wurde, in seinen letzten Jahren anlegte. »Ich bin ein alter Mann, mein Gedächtniß fängt an mich zu verlassen,« sprach er, als man ihn über Zweifel befragte. Diese dritte Sammlung hat also an und für sich keine volle Autorität. Noch mehr verliert sie dieselbe, wenn man die Gewißheit hat (wie wir sie wirklich haben), daß aus guter Absicht Umsteckungen und Ergänzungen des zu Grunde gegangenen erfolgten. Erst in neuerer Zeit ist sie genau, wie man sie übernahm, erhalten worden. Endlich muß drittens noch eine Bedenklichkeit gegen die Aussprüche der vorliegenden Schrift entstehen. Dr. Zincken entscheidet nämlich, ohne die Schmetterlinge gesehen zu haben. Daß er auf diese Weise oft irrte, davon wird sich jeder überzeugen, der mit den Anmerkungen in der Hand vor die Sammlung tritt. Wir können also diesem Buche nur den Rang einer geistreichen Forschung einräumen. Treitschke und Andere haben nicht selten die etwas dictatorischen Aussprüche überzeugend widerlegt.

Das von 1813 bis 1825 in vier Bänden (bey Joh. Christ. Hendel und Sohn in Halle) erschienene »Magazin der Entomologie, von Germar und Zincken, gen. Sommer,« war ein

ehrenwerthes Unternehmen, das über andere Ordnungen der Insecten viel Neues und Merkwürdiges verbreitet, aber auch für die Lepidopterologie wichtige Aufsätze enthält. Hierher gehören vornehmlich: im ersten Bande S. 19—46, »Bemerkungen über die Sackträger, ihre Fortpflanzung und Entwicklung;« im zweyten Bande: »Die Linné'schen Tineen in ihre natürlichen Gattungen aufgelöst und beschrieben,« S. 24—113, wo wir eine treffliche Monographie der Gattung Chilo finden; — im dritten Bande: »Ueber den Bombyx der Alten, S. 8—36, von Keferstein;« dann die Fortsetzung der vorgedachten Linné'schen Tineen, bestehend in: »Zusätze zu Chilo und Monographie der Gattung Phycis;« im vierten Bande endlich »die Gattung Galleria und Nachträge zu Chilo,« diese trefflichen Monographien sämmtlich von Dr. Zincken; bedauern muß man nur, daß ihr Verfasser Zeit oder Lust zur Bearbeitung anderer Gattungen verlor. Mangel an Unterstützung, zum Theil wohl auch die allzu große Verbreitung über Gegenstände von geringerem Interesse, haben dieses Magazin allzu früh unterbrochen.

Noch einmal kommen wir auf Hübner zurück, um in Kürze einer Nebenarbeit zu gedenken, die er in Augsburg 1816—1826 bogenweise, im eigenen Verlage, mit einem nicht deutschen Titel: »Verzeichniß bekannter Schmettlinge, verfaßt von Jacob Hübner,« und einer undeutschen Vorrede versehen, drucken ließ. Wir wünschten zu seinen Ehren, daß die Arbeit noch viel unbekannter geblieben wäre, als sie es wirklich ist. Er stellt alles in zahllose Genera, nach der wunderlichsten, weder Gestalt noch Naturgeschichte berücksichtigenden Laune, und plündert die ganze Göttergeschichte und alle Wörterbücher, um seinen »Vereinen« recht barbarische Namen zu verschaffen. Unter solchen Umständen ist das Vorhandenseyn vieler kleineren Druckfehler, da das Ganze ein einziger großer ist, verzeihlich. Es ist uns keine Sammlung bekannt, die nur theilweise darnach geordnet wäre.

Eine Abhandlung, welche volle Aufmerksamkeit verdient, wurde schon angezogen; wir erinnern ihren Titel, um sie aus der Menge des Vergessenswerthen hervorzuheben: »Entwicklungsgeschichte der Schmetterlinge, anatomisch und physiologisch bearbeitet von Dr. Herold, mit 33 illum. und schwarzen Kupfertafeln. Cassel und Marburg, bey Krieger, 1815.« Der Verfasser hat P. Brassicae in allen Ständen untersucht, und beschreibt die Veränderungen, welche durch den Uebergang der Raupe in die Puppe, und aus dieser in das vollkommene Insect entstehen. Er zeigt deutlich, was vor ihm oft bezweifelt wurde, daß das Geschlecht des Schmetterlings schon durch die innere Bildung der Raupe entschieden ist. (Folglich vom ersten Entstehen an, auch vom Ey) Zahlreiche Beobachtungen, die sich an die älteren von Lyonnet und die neuesten von Newport schließen, sind für die Physiologie der Insecten ein herrlicher Gewinn. Es wäre zu wünschen, daß mehrere Entomologen gleiche Untersuchungen bey anderen Raupenarten vornähmen, zuerst bey solchen, die in Menge zu haben sind. Wie interessant müßte z. B. die Betrachtung von Bomb. Mori in dieser Hinsicht seyn? Es ist hier nicht der Ort, anatomische Einzelnheiten anzugeben; nur so viel, daß die Wahrheit des, von den Theresianern aufgestellten Metamorphosensystemes daraus siegreich hervorgeht. Die zum Werke gehörigen zahlreichen Kupfer sind vom Verfasser gezeichnet, von Walwert gestochen, durchgehends gut und genau.

»Beyträge zur Geschichte europäischer Schmetterlinge, mit Abbildungen nach der Natur, von C. F. Freyer. 3 Bände.«

Unter obigem Titel erschien, auf Kosten des Verfassers (in Commission bey der Wolff'schen Buchhandlung in Augsburg), 1827—1830 in zwanglosen Heften, deren acht einen Band bildeten, das Resultat der Erfahrungen eines thätigen Sammlers. Das Streben, seine Arbeit neben und über die Fortsetzung des Hübner'schen Werkes von Geyer zu stellen, ist überall sichtbar. Der Werth der Abbildungen, als der Hauptsache, steht in beyden Unternehmungen ungefähr gleich. Freyer übertrifft Hübner und Geyer nicht selten; aber dann und wann bleibt er wieder hinter ihnen zurück, und jedenfalls ist zuerst zu tadeln, daß er so oft unnöthige Wiederholungen gibt, wodurch der Werth seiner »Beyträge« bedeutend sinkt, indem ihr Preis eben so steigt. Er gesteht es nicht selten selbst ein, indem die Beschreibungen mit den Worten anfangen: »Von dieser Art haben wir bis jetzt nur gute Abbildungen bey Hübner.« Warum also die zweyte seinige, da noch vieles Andere gar nicht oder nur undeutlich vorhanden ist? So finden wir im »ersten Bande«: Mel. Artemis, Lyc. Helle, Zyg. Onobrychis, Pyr. Calvarialis, Lip. V. nigrum, Arg. Latonia. Geom. Bajularia, Apat. Clytie (Ilia, Var.) Notod. Carmelita, Lim. Populi, Notod. Argentina, Pol. Herbida, Eypr. Matronula, und einige mehr, die wirklich unnöthig dastehen. Gelungen und willkommen sind eben dort: Arg. Amathusia, Macr. Oenotherae (wo aber Raupe und Puppe verfehlt wurden), Org. Abietis, Zer. Sinuata, Zyg. Fausta, Pol. Occulta, Harp. Erminea, Noct. Punicea, Dipht. Coenobita, Herc. Manualis. Deil. Hippophaes, Amph. Perflua, Pol. Advena, Mel. Asteria, Phl. Fovea, Car. Lenta, Enn. Adspersaria u. A., vorzüglich wegen ihrer nach der Natur dargestellten früheren Stände. Störend für das Auge und ärmlich in der Ausführung ist die durchgehends nach Esper angenommene Methode, den Schmetterling auf der einen Seite mit zwey Flügeln von oben, und eben so auf der anderen von unten abzubilden. Es entsteht daraus ein Unding, das den nicht Geübten zerstreut und verwirrt. Etwas sinniger wäre noch das Bild, wenn es die Flügel der Unterseite von der Oberseite des Körpers getrennt lieferte. Ueberhaupt kommt die sehr veränderliche und meistens nur mit verwischten Schatten bezeichnete Unterseite der Schwärmer und Nachtfalter selten in nähere Erwägung, bey den Tagschmetterlingen ist sie dagegen die Hauptsache, z. B. beym G. Argynnis, und dann verdienen die dort vorhandenen Schönheiten eben so gut als die oberen eine sorgfältige, ganze Nachahmung. Der Text ist der schwächste Theil dieser Arbeiten, vornehmlich wenn Freyer als Kritiker oder Verbesserer auftritt. Er wählt die Namen, ohne ein System dafür zu befolgen, nach Willkür und Gewohnheit, stellt Angaben auf, die er in den Zusätzen widerruft, auch scheint er nicht in der Lage zu seyn, genugsame Originale oder mehrere Werke vergleichen zu können. Der Corrector verdient eine ernstliche Zurechtweisung, indem er eine Menge Fehler, besonders im Lateinischen, stehen ließ. Sonst haben die Hefte ein nettes Aussehen, nur ist, wie es später Freyer selbst erkannte, das Format (in Sedez) bey großen Gestalten zu beengend.

Im »zweyten Bande« loben wir als gelungen und nothwendig: Mel. Athalia (Raupe und Puppe), Man. Maura, Cab. Punctaria, Van. Prorsa, Plus. Orichalcea; Acid. Byssinata, Arg. Aphirape (Raupe und Puppe); Agr. Trux, Dipht. Ludifica, N. Triangulum, Plus. Illustris, Agr. Senna, Fid. Piccaria, Had. Peregrina, Agr. Signifera, Plus. Moneta, Plus. Concha, Plat. Sicula, Cuc. Thap-

siphaga, Cuc. Blattariae, Cuc. Verbasci, Cuc. Scrophulariae, Br. Ereptricula, Enn. Albofascialis, ... Sepulcralis (letzte Art ist eine wahre Eule, und gehört in d. G. Ophiusa, neben Jucunda und Suasa), Had. Perplexa, Had. Capsincola, Had. Cucubali, Pl. Chrysitis, Fid. Immoraria, Mel. Trivia (Raupe und Puppe), Deil. Nicaea (die junge Raupe), Plus. Jota, Oph. Pastinum. Als überflüssig erscheint dagegen: Harp. Furcula, Fid. Pendularia. (Macr. Fuciformis und Bombyliformis erhielten, sehr willkürlich, einen Umtausch ihrer Benennungen. Es wird auch noch zu erörtern seyn, ob Fuciformis, Freyer, nicht die neue Art, Milesiformis, Tr., vorstelle, wie wir vermuthen. Die wahre Bombyliformis, welche nur in Oesterreich und Ungern vorkömmt, scheint damit nicht gemeint). Ferner hätte wegbleiben können: Noct. Brunnea, Enn. Amataria, Harp. Bifida, Hipp. Jolaus, und die übrigen sardinischen Arten, welche sämmtlich eben so gut und früher bey Bonelli und Hübner abgebildet waren, und die Freyer irrig als von Fiume herrührend anzeigt. Pont. Simplonia (richtiger Ausonia), Noct. Baja, Had. Convergens und einige Andere. In diesem »zweyten Bande,« dessen Werth sich über den ersten erhebt, sind die genauen Nachrichten über das Zusammengehören von Prorsa und Levana, dann jene über die vier, sich so nahen Cucullia-Arten, am meisten die genauen Beobachtungen über einige leicht zu verwechselnde Raupen aus dem G. Plusia, besonders empfehlenswerth.

Der »dritte Band« gibt folgendes Belehrende und Neue: Lyc. Melanops, N. Conflua, Mam. Rubrirena, Oph. Limosa, Plus. Festucae, Had. Peregrina (die Raupe), Plus. Mya, Asp. Vespertaria, Id. Decussata, Orth. Lota, C. Oxalina, Arg. Pales und Arsilache, diese mit Recht als zwey verschiedene Arten. Ses. Systrophaeformis ist kein eigener Schmetterling, sondern das Weib von Ichneumoniformis. Chim Lugubris ist, nach mehreren neuen Beobachtungen, das Weib von d. ehemaligen Eypr. Ciliaris, und Freyer's Meinung, daß man sie zu Scard. Anthracinella stellen solle, widerlegt sich damit ohne weiteres. Orth. Nitida (die ersten Stände), An. Heliaca (eben so), Enn. Advenaria, Herm. Grisealis, Not. Torva, Plus. Quaestionis, Lar. Annexata, Min. Asinata, Lyc. Legeri (richtiger Ottomanus), Lyc. Rippertii, Gastr. Lineosa, Oph. Lusoria, Anth. Glarea, Hel. Cognata, Hel. Purpurites, Enn. Alternaria, Ap. Fucosa (ist Nictitans, Var.). Das meiste Uebrige hätte als bekannt wegfallen können.

Mit diesem Bande schloß Freyer; begann aber 1831 in einem anderen (Quart-) Formate, sonst nach der vorigen Weise, die Fortsetzung unter dem Titel: »Neuere Beyträge zur Schmetterlingskunde, mit Abbildungen nach der Natur. Augsburg, beym Verfasser und bey C. Kollmann.« Hier geben 16 Hefte, jedes Heft mit 6 Tafeln und 12 Seiten Text, einen Band. Wir haben dieselben, bis einschließend das 27 Heft, vor uns. Die Tafeln sind beträchtlich kleiner als die Hübner'schen, erhalten aber durch einen breiten weißen Rand ein gleiches Papiermaß. Die Ausführung ist meistens fleißig, und übertrifft die von den »älteren Beyträgen.« Der Text aber leidet an den gerügten Gebrechen, und wie zuvor hat sich, besonders in den neueren Lieferungen, die seit einiger Zeit langsam folgen, viel Unnöthiges eingeschlichen. Unangenehm ist es, daß Geyer und Freyer, die auf dem reichen Felde der neuesten Entdeckungen genugsam Stoff neben einander fänden, ihre Lieferungen gegenseitig wiederholen, so daß die

Besitzer beyder Werke alles doppelt empfangen und bezahlen müssen. Da sie in Einer Stadt wohnen und in freundschaftlichen Verhältnissen stehen, ist dieses leicht zu vermeidende Verfahren um so weniger zu entschuldigen.

Der erste, 1833 geendigte Band, den der Verfasser mit seinem Bildnisse zieren ließ, enthält auf 96 Tafeln folgendes Interessante: Sat. Caecigena, Had. Marmorosa, Cuc. Gnaphalii, Acid. Sexalata (sämmtlich mit Raupe und Puppe), Eypr. Candida, Had. Thalassina (als eigene Art mit dem Namen Achates abgebildet, während alle Entomologen sie kaum als Var. betrachten), Herm. Tarsicrinalis und Barbalis, Mel. Merope, Hipp. Nerine, Noct. Leucogaster, Myth. Viscosa (richtiger Implexa), Non. Hospes, Plus. Circumscripta, Plus. Accentifera (heißt hier durchaus Laureum, oder wohl L. aureum?), Boarm. Ambustaria, Herm. Emortualis, Herm. Tarsiplumalis, Gastr. Spartii, Lith. Ancilla, Cuc. Campanulae, Acid. Ruberata, Fid. Plumularia (richtiger im G. Aspilates), Herm. Tentaculalis, Hyp. Obesalis, Gastr. Cocles, Hipp. Neoridas, Lyc. Telicanus, Fid. Spartiaria, Fid. Conspicuaria, Boarm. Selenaria, Agr. Valligera und einige Andere. Das Meiste in den kleineren Gattungen, von den Eulen abwärts, wäre dagegen zu ersparen gewesen; man sieht klar, daß Freyer ihre Arten nur wenig kennt, indem er Bekanntes als neu gibt, oder Verwechslungen macht, die Treitschke im X. Bde. 3. Abthlg. berichtigte. Bey den großen Gattungen findet man in seiner Bomb. Alba die länger bekannte Scirp. Phantasmella; Cassandra und Demnosia sind Var. von Polyxena; Pol. Viridicincta ist unkenntlich; Eypr. Honewkai gehört zu Villica; Agr. Terranea zu Trux; Plus. Ancora zu Jota; Bry. Troglodyta und Ereptricula sind Eines; G. Vitiosata erscheint zuweilen als Var. von Ches. Variata, und N. Vulturina eben so von Had. Adusta; Gastr. Lunigera und Lobulina verbinden sich als helle und dunkle Abart unter dem letzteren Namen; Ap. Didyma ist undeutlich, weil der characteristische Punkt unter der Nierenmakel fehlt (fast vermuthen wir in Fig. 1 eine Abbildung der folgenden Unanimis, Tr.); Hipp. Eumenis kann unmöglich mit Medusa vereinigt werden, sondern ist eine, an der türkischen Gränze häufig vorhandene Localvarietät von Psodea; und so bliebe gar Manches noch anzuführen. Am unglücklichsten ist der Verfasser mit den, am Schlusse mancher Hefte angehängten Bemerkungen, z. B.: »Ueber den Tauschverkehr, mit Hinsicht auf die Dahl'schen Preise« Dahl bestimmte sie nach der größeren oder geringeren Zahl seiner Vorräthe, dann nach der Sicherheit des Wiederersatzes. Wenn er einen Schmetterling in Menge erzog, mußte er natürlich den Verkauf durch niedrige Berechnung fördern. Auch war der Catalog beynahe zehn Jahre alt und längst vergriffen, als Freyer ihn beurtheilte, und wie Vieles hatten die letzten Reisen Dahl's seitdem geändert! Der Aufsatz schließt mit der tiefsinnigen Bemerkung, die ihn für überflüssig erklärt: »Es muß daher die Gabe und Gegengabe am sichersten den Betheiligten überlassen bleiben.«

Vom »zweyten Bande« besitzen wir erst eilf Hefte. Drey andere sollen zur Herausgabe bereit liegen; es läßt sich also mit Sicherheit die Beendigung der dann zu diesem Abschnitte noch mangelnden zwey erwarten. Wir zeichnen wieder aus: Lyc. Jolas, Agr. Cursoria, Noct. Bella, Sim. Nervosa, Phlog. Scita, Oph. Viciae, Oph. Craccae, Hel. Cognata und Cardui, Bot. Turbidalis, Org. Coenosa, Plus. Circumflexa, Leuc. Straminea, Had. Distans, Had. Vittalba, Zer.

Ulmaria, Van. V. album, Agr. Simplonia, Non. Nexa, Ap. Erratricula (uns unbekannt), Ap. Suffuruncula (nicht deutlich), Tortr. Klugiana (mit Raupe und Puppe), Gastr. Repanda, Eypr. Corsica, Agr. Lata, Mam. Sodae (nicht gut), Cosm. Xerampelina, Lemm. Salicella und Gelatella (nebst den früheren Ständen), Ap. Imbecilla, Cat. Diversa, Had Freyeri (uns unbekannt), Ap. Airae (eben so), Ant. Wimmerii (nicht zum Besten). Vom Uebrigen ist das Meiste überflüssig; Einiges aber erfordert Berichtigung: Tab. 108 ist durchaus mißrathen. Pont. Raphani ist bestimmt exotisch. Tin Treitschkeella wurde sehr fleißig nach allen Ständen und in mehreren Abänderungen gegeben; aber der Name kann nicht bleiben, denn Treitschke selbst hat im X. Bde. 3. Abthlg. S. 161 erwiesen, daß T. Cicatricella, Hbnr. Tab. 68. Fig. 455 der nämliche Schmetterling sey, zu dem Strigellus, Tr. als Varietät gehört. Es muß daher die älteste Benennung, nur mit veränderter Endsylbe, Cicatricellus, gelten. Van. Pyromelas ist eine unter Polychloros nicht selten fliegende, dunklere Abart, und die nämliche, welche auch Xanthochloros genannt worden ist. (Hier findet sich in einer Anmerkung im Texte der Satz aufgestellt, daß Valesina eigene Art, und nicht Var. von Paphia sey. Wenn Freyer das Hübner'sche Bild, Pap. T. 190. Fig. 935, aufmerksam angesehen hätte, so würde er dort den Beweis des Zusammengehörens gefunden haben. In der Regel ist stets die Var. Valesina weiblich, wie es z. B. von Briseis die Var. Pirata ist. Freyer sah also magere Weiber oder Weiber mit angesetztem männlichen Hinterleibe für Männer an.) N. Ustula ist Car. Lurida, Tr. Der Schmetterling fliegt in Syrmien. Cosm. Xerampelina ist allerdings die nächste Verwandte unserer gemeinen Trapezina, und in der Gegend von Lyon vorhanden. Die strengste Rüge verdient endlich das Freyer'sche Verfahren, Correspondenznachrichten, welche nur Zweifel und Fragen enthalten, bekannt zu machen, und sie damit ohne weiteres zu Entscheidungen zu erheben. So sind wir überzeugt, daß es Herrn Fischer von Röslerstamm sehr unangenehm seyn muß, seine Bemerkungen über Spanner und kleine Gattungen, von 1831, 1835 abgedruckt zu sehen, denn wie Vieles ist seitdem erhellt und weit anders, als es die Freyer'schen Zusätze erwarten lassen, bestimmt worden! Hiermit schließen wir unsern Bericht über ein Unternehmen, das manches Gute enthält, welches aber viel fruchtbringender würde, wenn Freyer und Geyer sich zu Einem Werke ausschließend für die größeren Gattungen vereinigten, während Fischer v. R. die Lieferung der Microlepidopteren möglichst thätig fortsetzte. Diese Abgeschlossenheit ist überhaupt ein Fehler der Deutschen, der im Publicum zu Spaltungen, und wieder zum Mangel an Unterstützung und baldigem Absterben manches löblichen Beginnens führt.

Das jüngste hierher gehörende, schon mehrmals erwähnte Werk, dessen nähere Betrachtung wir mit Vergnügen vornehmen, da es bey weitem die früheren Kupferwerke überflügelt, und als ein neues Denkmal vaterländischer Kunst und Mühe würdig hervortritt, ist folgendes: »Abbildungen zur Berichtigung und Ergänzung der Schmetterlingskunde, besonders der Microlepidopterologie, als Supplement zu Treitschke's und Hübner's europäischen Schmetterlingen, mit erläuterndem Texte.«

J. E. Fischer von Röslerstamm, in Nixdorf in Böhmen, gibt in Heften, in Großquart, deren jedes fünf Kupfertafeln und acht

bis zwölf Seiten Text enthält, entschieden neue, noch unabgebildete Arten, oder solche, deren bisherige mangelhafte Abbildung eine zweyte bessere unumgänglich nöthig macht. Die Kupfer sind von Harrer in Dresden sorgfältig gestochen und nach der Natur colorirt. Der Text enthält in gedrängter Kürze darüber das Nöthige, und F. v. R. braucht seit dem dritten Hefte noch die Vorsicht, ihn mit den Originalzeichnungen vor dem Drucke mehreren Kennern und Freunden zur Prüfung und Aeußerung allenfallsiger Zweifel mitzutheilen. Das erste Heft zeigt auf vier Tafeln die merkwürdige Paed. Parmatana in 24 Varietäten, und führt, indem es zugleich die ganze Naturgeschichte gibt, den Beweis, daß mehrere Hübner'sche Arten hier vereinigt werden müssen. Dieses Beyspiel ist kräftiger als die längste Vorrede, um das sorgfältige Studium der ersten Stände zu empfehlen. Die fünfte Tafel stellt die neue artige Lit. Fischerella dar. Die Nahrungspflanzen sind meisterlich ausgeführt. Raupe und Puppe finden sich im natürlichen Ausmaße, einzelne Theile auch vergrößert, und zur vollen Sicherheit beym Vergleiche sehen wir eine Seite der Flügel des Schmetterlings im doppelten Ausmaße. Das zweyte Heft breitet sich über mehr Arten als das vorige aus. Pyr. Honestalis, Tr.; Bot. Ophialis, Tr.; Bot. Fulvalis, Hbnr. Elach. Rhamnifoliella, Tischer, T. Granitella, Tr. Tortr. Adjunctana und Cinnamomaeana, Tr. Tortr. Orana, Tischer, Tortr. Gnomana, Linn. und Tortr. Rusticana, Tr. bilden den bunten Inhalt. Nur von Rhamnifoliella und Granitella sind dießmal die ersten Stände geliefert. (Im Texte zur letzteren Art finden wir doch einen Druckfehler von Bedeutung; Z. 9 v. oben soll es statt Buphthalmam grandifolium — B. grandiflorum heißen.)

Das dritte Heft bringt Tortr. Grotiana, Fabr. Tortr. Laevigana, W. V. Coch. Kindermannana, Tisch. Coch. Tischerana, Tr. L. Heroldella, Hbnr. Verz. L. Cerasiella, Hbnr. Oec. Pygmaeella, Hbnr. Oec. Sorbiella, Tisoh. Oec. Cornella, Fabr. Oec. Fundella, Tisch. — Heroldella und Cerasiella sieht man auch als Raupen und Puppen. Im Texte von Cerasiella Z. 22 v. oben sollte statt Cerasiella, Caesiella, Hbnr. Fig. 300 stehen. Ohne diese Verbesserung geben die Worte keinen klaren Sinn.

Das vierte Heft endlich zeigt uns: Chil. Gigantellus, Chil. Forficellus, Chil. Mucronellus, Chil. Phragmitellus, die bey Freyer schon besprochene Tin. Treitschkeella, unter dem richtigeren Namen Chil. Cicatricellus, Graph. Mitterpacheriana, Tort. Klugiana, Tortr. Fulvana, Fisch. Tortr. Dumetana, Tr. — Dieses Heft ist vorzüglich durch die scharfen Auseinandersetzungen der Naturgeschichte einiger ebengenannten Arten des G. Chilo interessant, um so mehr, als sie gleichzeitig mit der letzten Abtheilung des Treitschke'schen Werkes erschienen, und beyde Berichte vollkommen übereinstimmen. Sie sind aber auch aus der nämlichen Quelle, aus Mittheilungen des Hrn. Moritz in Hage in Brandenburg geschöpft, eines jungen, thätigen Naturforschers, der die Sommer 1833 und 1834 mit großer Aufopferung, meistens in Sümpfen zwischen Schilf zubrachte, um die dort wohnenden Insecten zu belauschen, nun aber, einen größeren Wirkungskreis suchend, sich im August 1835 nach Columbien eingeschifft hat, wo er mehrere Jahre sammeln will.

Wir haben bey diesem ruhmwürdigen Unternehmen den doppelten Wunsch auszusprechen, daß F. v. R. die Lust zur Fortsetzung, welche

große Opfer seinerseits fordert, nicht verliere; dann, daß die zwanglos erscheinenden Hefte in kürzeren Zeiträumen als seither folgen mögen. Wenn nur das Erste nicht eintritt, wird wohl auch zum Zweyten Rath werden. Aller Anfang ist schwer, und die technische Herstellung zerfällt in viele Einzelnheiten, welche nach und nach in Gang gebracht werden müssen; denn da bis jetzt noch nicht das fünfte Heft fertig ist, das erste zu Ostern 1834 erschien, zwanzig Hefte aber zu einem Bande oder einer Centurie mit Inhaltsverzeichniß bestimmt sind, so würden die Besitzer bey gleich langsamem Fortgange das Ende nur des ersten Bandes erst in Jahren erwarten dürfen. Indessen wachsen die neuen Entdeckungen unverhältnißmäßig gegen die mitgetheilten an.

Kürzere Erwähnung zum Schlusse möge noch einigen hierher gehörenden Arbeiten werden: »Systematische Beschreibung der europäischen Schmetterlinge, mit Abbildungen auf Steintafeln, von J. W. Meigen.« Dieses Werk, welches 1827 (Aachen und Leipzig, bey J. M. Mäger) begonnen wurde, jetzt aber abgebrochen scheint, da wir seit dem fünften Hefte des dritten Bandes, 1833, keine Fortsetzung empfingen, liefert in guten Figuren die bekannteren Schmetterlinge nebst kurzen Beschreibungen. Auf jeder Tafel stehen im Durchschnitt gegen sechzehn Schmetterlinge. Es läßt sich nicht wohl errathen, was Meigen, dessen Leistungen in anderen Classen der Insecten großes Lob verdienen, eigentlich mit dieser erzwecken wollte. Seine Bilder sind nicht illuminirt, und er traut seiner Kunst allzuviel, wenn er allein mit Licht und Schatten deutlich zu werden erwartet. Bey den größeren Gattungen, den Tagfaltern, Schwärmern und Spinnern, möchte es allenfalls möglich seyn; bey den Eulen und noch mehr den Microlepidopteren, reicht er ganz gewiß nicht aus, indem hier nur gutgewählte Farben die zarten Unterschiede auszudrücken vermögen. Es sollen zwar auch colorirte Exemplare auf Bestellung verfertigt werden, aber diese müssen bey der Menge der Figuren leicht eben so theuer als das Hübner'sche Werk zu stehen kommen, und was ist dann gegen das schon vorhandene, vollständigere, gewonnen? M. sagt ferner, daß er sich dem Ochsenheimer'schen Systeme, als dem bekanntesten, anschließe, er verläßt es aber oft, und beginnt gleich mit G. Papilio statt mit G. Melitaea, spaltet das G. Hipparchia in zwey, als G. Melanargia und Maniola u. s. w. Auch wählt er andere Namen für einzelne Arten, ohne den Grund anzugeben, und die Gelegenheit zum Vergleiche mehrerer Stücke scheint ihm ebenfalls zu mangeln. So können wir nur die verwendete Mühe bedauern, und das lange Verzeichniß lepidopterologischer Schriften, die kein Ende erlebten, damit um eine Nummer vermehrt sehen.

»Deutschlands Insecten, von Panzer. Eine vor mehr als vierzig Jahren entstandene Unternehmung, wo heftweise, in kleinen Bildern und Beschreibungen, die verschiedensten Insecten, doch meistens Käfer, sich dargestellt finden. Sie ist von Hand zu Hand durch verschiedene Herausgeber gegangen, und zuletzt, vom 110ten bis 118ten Hefte, von Dr. Herrich-Schäffer fortgesetzt worden. Wir erhielten stets selten, in den letzten Jahren aber kaum jährlich einmal etwas Bedeutendes. Meistens sind Zeichnung und Färbung der Bilder gleich verfehlt; auf die ersten Stände ist fast nie Rücksicht genommen.

Mehrere Zeitschriften haben der Schmetterlingskunde Raum zu Beyträgen gegeben. Obenan steht die mit Recht hochgeschätzte »Isis« von Oken. Dann folgen die »allgemeine« (Halle'sche) und die »Jenasche Literaturzeitung,« in mehr oder minder befriedigenden Recensionen

der letzten hierher gehörenden Erscheinungen. In Oesterreich haben sich »die Beyträge zur Landeskunde Oesterreichs unter der Enns,« und in diesen vorzüglich der zweyte Band (1832) durch ein »systematisches Verzeichniß der Schmetterlinge im Erzherzogthume Oesterreich, von V. Kollar, Inspector (jetzt Custos) am k. k. Hof-Naturalienkabinette,« wohlverdient gemacht. K. gibt, was der Titel besagt, dem O. Tr. Systeme folgend, in kurzen, deutlichen Diagnosen, und liefert aus eigener Erfahrung geschöpfte Zusätze und Entdeckungen. Nur bey der zweyten Hälfte der Schaben, so weit damals das Tr. Werk noch nicht reichte, ist K. gezwungen worden, dem früheren unvollständigen Entwurfe zu folgen; und hier hat er zur besseren Verständlichkeit die Zahlen der dahin gehörenden Hübner'schen Figuren angesetzt.

Dieser Aufsatz sollte, seinem Titel nach, das umfassen, was Deutsche über Europa, in Bezug auf seinen lepidopterologischen Reichthum, in den letzten Jahrzehenden geschrieben haben. Ueber andere Welttheile ist wenig von ihnen geliefert worden Esper und später Hübner gaben Abbildungen mit oder ohne Text von Ausländern, doch hat es sich sehr oft nur um einen angenehmen Zeitvertreib für den Verfertiger und eine Augenweide für den Käufer gehandelt. Die Deutschen waren von überseeischen Verbindungen entfernter, als Engländer, Franzosen und Russen. Ihre meisten Exoten befanden sich schon in den Prachtwerken anderer Nationen, wohl selbst in den früheren von Cramer, Drury u. s. w. Ueberlassen wir Jenen willig die größere fremde Fläche, indem auf der kleineren heimischen noch für so viele Köpfe und Hände genugsam Arbeit bleibt. Aus der Erforschung von Provinzen entsteht die Kenntniß der Reiche, aus der Kenntniß dieser erst der Ueberblick unseres Ländervereins, der so klein und doch so schwer in der allgemeinen Wagschale liegt!

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Jahrbücher der Literatur.

Vier und siebzigster Band.

1836.

April. May. Juny.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des vier und siebzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LXXIV.

Jahrbücher der Literatur.

April, May, Juny 1836.

Art. I. 1) Reise ins heilige Land im Jahre 1829, von A. Prokesch Ritter von Osten, k. k. Major. Wien 1831. 8. 148 S.

2) Constantinopoli nel 1831, ossia notizie esatte e recentissime intorno a questa capitale ed agli usi e costumi de' suoi abitanti, pubblicate dal Cav. Avv. *Antonio Baratta*. Genova 1831. Klein-Octav. 3 Theile, zusammen 474 S.

3) Das heilige Land, oder Beschreibung der merkwürdigsten Orte des heiligen Landes und der Stadt Jerusalem; nebst einer Geschichte des Leidens und Sterbens unsern Herrn und Erlösers Jesus Christus nach den vier Evangelisten, und der Geschichte der Zerstörung von Jerusalem; eine lehrreiche Darstellung zur Belehrung und Erbauung sowohl für die Jugend als auch Erwachsene von Alois Staudenraus, frey resignirtem Pfarrer; mit einem Titelkupfer. Landshut 1832. Duodez. 90 S.

4) Palästina oder das heilige Land, von der frühesten Periode bis zur jetzigen Zeit, von Dr. Michael Russell, Verfasser der »Ansichten des alten und neuen Aegyptens« rc.; aus dem Englischen übersetzt von F. A. Rüder. Mit einer Charte und einem Titelkupfer. Leipzig 1833. 8. 321 S.

5) Viaggio in Siria e nella terra santa, preceduto da alcune notizie geografiche e d'alcuni cenni sulle diverse religioni che professano gli abitanti di quelle contrade, coi piani dell' antica e nuova Gerusalemme e colla pianta del gran tempio del santo sepolcro, di *Giovanni Failoni* Veronrse (Veronese). Verona 1833. 8. 193 S.

6) Voyage en Syrie dans le désert, par feu *Louis Damoiseau*, attaché à la mission de M. de Portes (pour achat d'Etalons arabes). Paris 1833. 288 S. Octav.

7) Reisen in Europa und im Morgenlande von J. Berggren; aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. F. H. Ungewitter. Leipzig und Darmstadt 1834. 3 Theile. I. Th. 396 S., II. Th. 410 S., III. Th. 244 S. 8.

8) Correspondance d'Orient 1830—1831, par *Michaud* de l'académie française et M. *Poujoulat*. Paris 1833. 7 Bände. I. Bd. 468, II. Bd. 416, III. Bd. 503, IV. Bd. 440, V. Bd. 543, VI. Bd. 478.

9) Die denkwürdigsten Orte der Christenheit: Jerusalem, Bethlehem und Nazareth; mit einer lithographischen Ansicht des gegenwärtigen Jerusalem. Brünn 1834. Octav. 84 S.

10) Landscape illustrations of the bible, consisting of views of the most remarkable places mentioned in the old and new testaments, from finished drawings by J. M. W. *Turner*, R. A., A. W. *Callcott*, R. A., C. *Stanfield*, A. R. A., and other eminent artists, made from original

sketches taken on the spot, and engraved by W. and E. *Finden*, with descriptions of the plates by the rev. Thomas Hartwell Horne, B. D. of St. John's college, author of »an introduction to the study of the holy scriptures« etc. London 1834. 13 Hefte, jedes mit vier Kupfern. Quart.

11) Excursions in the Holy Land, Egypt, Nubia, Syria etc., including a visit to the unfrequented district of the Haouran by *John Madox* esq., in two volumes. London 1834. I. Th. 436 S., II. Th. 403 S. Octav.

12) Souvenirs, impressions, pensées et paysages pendant un voyage en Orient (1832 — 1833), ou notes d'un voyageur, par M. *Alphonse de Lamartine*, membre de l'académie française. Francfort 1835. 4 Bände. I. Bd. 346 S., II. Bd. 421 S., III. Bd. 389 S., IV. Bd. 342 Seiten. Klein-Octav.

13) Geographisch-historische Beschreibung des Landes Syrien, von Friedrich Gottlieb Crome, der Theologie Doctor und Superintendent zu Marckoldendorf. Göttingen 1834. I. Th. 348 S. Octav.

14) Palästina, von Karl von Raumer, Professor in Erlangen; mit einem Plan von Jerusalem zur Zeit der Zerstörung durch Titus und dem Grundriß der Kirche des heiligen Grabes. Leipzig 1835. 344 S. Großoctav.

15) Palästina, oder historisch-geographische Beschreibung des jüdischen Landes zur Zeit Jesu; zur Beförderung einer anschaulichen Kenntniß der evangelischen Geschichte für christliche Religionslehrer und gebildete Bibelleser, von Dr. Johann Friedrich Röhr, großherzogl. sächs. weimar. Oberhofprediger, ob. Consist.- und Kirchenrath, General-Superintendenten und Comthur des Ordens vom weißen Falken. Zeitz 1835. 241 S. Großoctav.

16) Geographisches Memoir zur Erklärung und Erläuterung der Karte von Syrien (Nr. 5 von Berghaus, Atlas von Asia). Gotha 1835. Großquart. 48 S.

17) Neuf années à Constantinople, observations sur la topographie de cette capitale, l'hygiène et les moeurs de ses habitants, l'Islamisme et son influence; la peste, ses causes, ses variétés, sa marche et son traitement; la non-contagion de cette maladie, les quarantaines et les lazarets, avec une carte de Constantinople et du Bosphore de Thrace, gravée par Ambroise Tardieu, par *A. Brayer*, D. M. p. membre de plusieurs sociétés savantes. Paris 1836. Octav. Zwey Bände. I. Bd. 447 S., II. Bd. 510 S.

18) Historisch-geographisch-statistische Beschreibung von Palästina, das ist von dem gelobten, heiligen oder Judenlande, als dem Vaterlande unseres heiligen Religionsstifters Jesus Christus; wie es zur Zeit, als derselbe lebte, war, und wie es heut zu Tage ist; nebst einer besonderen ausführlichen Darstellung

aller jener heiligen Orte, welche derzeit von der frommen Christenheit zur Verehrung des Lebens, Leidens und Sterbens unsers göttlichen Erlösers besucht werden; dann von den damaligen (zu Jesus Zeiten) Einwohnern dieses Landes, den Juden, ihrer Verfassung, ihren Sitten, Gebräuchen, Künsten und Wissenschaften u. a. m; wie auch von den an Palästina gränzenden Ländern, und endlich von den Reisen, welche Jesus während der Zeit seines heiligen Erdenwandels in diesem Lande machte. Zweyte, ganz umgearbeitete, durchaus verbesserte und sehr viel vermehrte Auflage, mit zwey Kupfern — die wahren Abbildungen Jesu Christi und seiner göttlichen Mutter Maria darstellend — acht Holzschnittbildern, einer Landkarte von dem gelobten Lande und einem Plane von Jerusalem. Grätz 1836. Octav. 76 S.

Wiewohl das heilige Grab seit dem Tode des Erlösers ein Gegenstand der Verehrung der ganzen Christenheit, so waren doch ganze eilfhundert Jahre verflossen, ehe durch Jerusalems Eroberung Europa aufgeregt, seine Bevölkerung mit den Heeren der Kreuzfahrer dahin ergoß. Seitdem, das ist erst seit siebenhundert Jahren, ward das gelobte Land durch die Beschreibungen der Kreuzfahrer und anderer Wallfahrter dem Abendlande näher bekannt, und das Hauptaugenmerk derselben blieb der Besuch der heiligen Stätten. Erst mit dem Beginne des verflossenen Jahrhunderts durchforschte Pockocke auch den nördlichen Theil Syriens aus wissenschaftlichem Gesichtspunkte, und erst gegen das Ende des Jahrhunderts sprang Syriens geographische, historische und politische Wichtigkeit durch die Reisebeschreibungen Mariti's und Volney's Europen ins Auge; durch den syrischen Feldzug Napoleons vor acht und dreyßig Jahren, durch den jüngsten Ibrahimpaschas erhielt Syrien neues Interesse für Europa, und seit dem Beginne dieses Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag haben sich die Reisebeschreibungen Syriens fast eben so wie die nach Aegypten vervielfältigt: Clarke berührte die Küsten, und drang bis Jerusalem vor, um dort, wie auf der Ebene von Troja, paradoxe Hypothesen auszuhecken; Alibeg (Badia) bahnte sich als Moslim den Weg in die Moscheen von Jerusalem und Damaskus, deren Eingang den Christen verwehrt ist. Als die beyden großen Fackelträger wissenschaftlicher Forschung leuchteten Burckhardt und Buckingham voraus, denen Richter, Wilson, Richardson, Leight, Madden, Chateaubriand, Scholz und andere folgten, deren Reisebeschreibungen in den vorigen Jahrgängen dieser Jahrbücher überblickt worden *). Die Beschreibung des gelobten Landes und der heiligen Stätten blieb doch bey Allen die Hauptsache, die

*) Im XLV. und XLIX. Bande.

Entdeckungen ausgenommen, welche erst Seetzen und Bankes jenseits des Jordans und jüngst Graf De la Borde im steinigen Arabien gemacht, ist für das übrige Syrien, besonders für das nördliche, weit weniger als für das südliche geleistet worden; desto willkommener also sind die Beschreibungen von Reisenden, welche, wie der Schwede Berggren und der Franzose Poujoulat, nicht nur in die, durch so viele Vorgänger ausgehöhlten Fußstapfen der Wallfahrter zum heiligen Grabe getreten, sondern sich zum Theil neue Bahn gebrochen, oder wenigstens über die von früheren Reisenden betretenen Straßen mehrere von jenen versäumte geographische oder historische Aufklärungen gegeben haben. Hunderttausende der Kreuzfahrer sind nach dem heiligen Lande gezogen, ohne daß von dem, was sie gesehen, gehört, gestritten, gelitten, eine Spur auf die Nachwelt gekommen; selbst die Chronikenschreiber der Kreuzzüge tragen, mit Ausnahme der gelehrten Bischöfe Wilhelm von Tyrus und Jakob von Akka, fast durchaus große Unwissenheit und noch größere Gleichgültigkeit in geographischen und historischen Dingen zur Schau. Hunderte von Reisebeschreibern des gelobten Landes haben ihre Vorgänger ausgeschrieben, oder, ohne sie zu kennen, das von jenen längst Gesagte wiederholt; ein auffallendes Beyspiel hievon ist gleich Faiconi's Reise (Nr. 5), welche, ohne auch nur von einer einzigen früheren Reisebeschreibung Notiz zu nehmen, längst abgedroschenes Zeug wiederholt, während doch mehrere seiner Landsleute, wie Bernardino von Gallipoli [1]) und Guallardo [2]), treffliche Beschreibungen der heiligen Oerter hinterlassen haben; so bleibt von jenem Machwerk und den beyden elenden Planen Jerusalems und der Kirche des heiligen Grabes nichts anderes zu sagen übrig, als daß dieselben ein großer Druckfehler in Capitalschrift, wie gleich auf dem Titel VERONRSE statt Veronese. Neues in geographischer Hinsicht ist auch aus den Erinnerungen, Eindrücken, Gedanken und Landschaften Lamartine's (Nr. 12) nicht zu lernen, und dieselben enthalten sogar mehrere Irrthümer; aber der Verfasser tritt auch nicht mit der Anmaßung, eine wissenschaftliche Reise geliefert zu haben, auf, und das von ihm Gelieferte entspricht getreu dem von ihm gewählten Titel, immer bleibt er der, selbst von Chateaubriand nicht übertroffene, Maler von Naturschönheiten, dessen Pinsel nothwendig die Verzweiflung aller künftigen Reisenden, welche nach ihm

[1]) Trattato delle piante ed immagini de' sacri Edifizi di terra santa. Firenze 1620.

[2]) Il devotissimo viaggio di Gierusalemme fatto e descritto in sei Libri. Roma 1595.

solche Gemälde versuchen wollen. Er ist der Maler der Jersalafararn oder Jerusalemfahrer (wie in Schweden die Pilger in dem heiligen Lande genannt werden) *), indem sein Zweck zunächst der Besuch Jerusalems und der heiligen Stätten des gelobten Landes, wiewohl er auch vorzüglich die Naturschönheiten des Libanons und die Stadt der sieben Hügel an dem Vereine zweyer Meere und zweyer Erdtheile gemalt hat. Einen weiteren Gesichtskreis hat sich Hr. Michaud gesteckt, welcher in Begleitung des Hrn. Poujoulat den ganzen weiten Umkreis der Kreuzzüge zu durchwandern unternahm, und nachdem er die Geschichte derselben geschrieben, erst den Schauplatz, auf welchem die von ihm erzählten Begebenheiten Statt gefunden, durch Selbstansicht kennen lernen wollte. Besser hätte er unstreitig gethan, wenn er erst gereiset und dann geschrieben hätte; da dieß aber von den Umständen abhing, und es nicht jedem Geschichtschreiber gegeben ist, den Schauplatz seiner Geschichte selbst zu bereisen, so kann hier kein Vorwurf Statt finden, vielmehr ist ihm vorzuwerfen, daß in diesem weitschichtigen Werke von sieben großen Octavbänden im Umfange für die Geographie der Kreuzzüge selbst doch im Ganzen sehr wenig oder sogar Irriges geleistet worden (wovon weiter unten die Belege folgen werden), und daß das Interessanteste, Geistreichste und Neueste, was hierüber in diesen sieben Bänden enthalten ist, nicht Hrn. M., sondern seinem Reisegefährten, Hrn. Poujoulat, angehört. Dieser Briefwechsel des Orients scheint wirklich bloß deßhalb auf sieben Bände ausgedehnt worden zu seyn, um zu den sieben Bänden der Geschichte der Kreuzzüge Hrn. M.'s ein durchaus passendes Seitenstück abzugeben. Was an dem Inhalte desselben lehrreich, hätte sehr wohl auf ein bescheidenes Bändchen, wie das des Hrn. v. Prokesch, zusammengeschmolzen werden können; aber es scheint, daß die Leselust des französischen Publikums heute nur durch eine Anzahl von Bänden, wie die der Mémoires d'une inconnue oder der Herzogin von Montebello befriedigt werden kann; eine vollständige Geographie der Kreuzzüge dürfte wohl allein drey oder vier Bände füllen, der erste nämlich das gelobte Land (wie denn wirklich in den vier der vorliegenden Werke Nr. 13, 14, 15 und 18, Palästina Einen Band füllt, der zweyte das nördliche Syrien und das angränzende Mesopotamien, der dritte Aegypten, der vierte Kleinasien und Konstantinopel, oder vielmehr umgekehrt in der natürlichen Ordnung des Marsches der Kreuzfahrer, erstens: Konstantinopel und Kleinasien, zweytens Syrien und Mesopotamien, drittens Palästina dießseits und jenseits des

*) Berggren III. S. 178.

Jordans, viertens Aegypten. Dieses ist ein weit größerer Schauplatz, als der der gewöhnlichen Jerusalemfahrer, die, zu Jaffa gelandet, nach Jerusalem ziehen, um dort das Osterfest zu begehen, dann Bethlehem und Nazareth besuchen, bis ans todte Meer kommen, ohne sich über den Jordan zu wagen, wo Seetzen der erste so große Entdeckungen gemacht, Burckhardt und Buckingham in seine Fußstapfen getreten sind, und der Graf De la Borde dieselben jüngst durch die Beschreibung der Felsen, Palläste, Tempel und Felsengräber von Petra vervollständigt hat. Von den oben erwähnten Ländern, welche der Schauplatz der Kreuzzüge, hat Hr. Michaud zwar die beyden äußersten, Constantinopel und Aegypten, besucht (jenes nicht nur als die große Stapelstadt des Orients und Occidents und die große Ueberfahrt der Kreuzfahrer von Europa nach Asien, sondern auch als die eroberte Beute derselben im vierten Kreuzzuge, und Aegypten durch die Feldzüge der Könige von Jerusalem und besonders durch die Gefangenschaft des heiligen Ludwig von höchster Wichtigkeit). Hr. Poujoulat hat über einige Punkte des Zuges durch Kleinasien und der syrischen Küste Aufklärungen gegeben, aber weder er noch Hr. Michaud hat die Straße der Kreuzfahrer durch Karamanien und die Pässe des Taurus und Amanus verfolgt (worüber Callier neue Aufklärungen und Berichtigungen verspricht) [1]); keiner von beyden hat das Gebiet des Fürstenthums von Edessa, das sich bis nach Armenien ausdehnt, betreten, keiner von beyden jenseits des Antilibanon die Ufer des Orontes, und keiner von beyden das Land jenseits des Jordans besucht, so daß gar Vieles an der Ausdehnung ihrer Reise auf den ganzen Schauplatz der Kreuzzüge fehlt; von den anderen oben erwähnten Reisenden sind nur Berggren, Lamartine, Poujoulat und Damoiseau bis nach Damaskus vorgedrungen, dieser nicht nur in der Geschichte der Kreuzzüge, sondern in der des Orients überhaupt so merkwürdigen Stadt, in welcher aber Hr. v. Lamartine sich um gar nichts, als um die schöne Aussicht der Gegend umgesehen, und nicht einmal die große Moschee der Beni Ommeije, das erste Meister- und Musterwerk saracenischer Baukunst, beschreibt; selbst als Poet und Philosoph, in welcher Doppeleigenschaft er (nach der Vorrede) [2]) den Orient durchzogen, durfte ihm die Poesie der saracenischen Baukunst mit den Laufgängen ihrer Lanzenwälder und Bogengeflechte, mit den Stalaktiten ihrer herabhangenden Gewölbtropfen, mit den Palmenstämmen ihrer Mi-

---

[1]) Im Bulletin de la société de Géographie Nro. 16. 1835. S. 247 u. f.

[2]) J'y ai passé seulement en poëte et en philosophe,

narete, deren Giebel den Palmenkohl vorstellt, mit den Kokusnüssen ihrer Dome und Kuppeln, mit den Phantasiegebilden ihrer Arabesken, mit den labyrinthischen Netzen ihrer Fenstergitter, mit den Zugaben ihrer Fontainen und Gräbergärten nicht fremd bleiben; selbst als Philosophen hätten ihm zu Damaskus die Grabmale Nuredin's (Nureddin's) und Saladin's (Ssallaheddin's), der beyden Leuchtthürme des Islams zur Zeit der Kreuzzüge, und die Stiftungen derselben, womit sie Damaskus zum Besten der Menschheit verherrlicht, die von beyden gestifteten Schulen, und besonders das von dem letzten gestiftete Spital interessiren sollen; er hat diese berühmte Stadt also bloß mit den Augen des Landschaftsmalers betrachtet, und als solcher ihre Naturschönheiten auch wirklich mit dem saftigsten edenischen Grün ausgemalt; seine Reisebeschreibung bedarf nicht der Ausstattung von Kupferstichen, um eine malerische zu heißen, und gewiß würde die treueste Ansicht der beschriebenen Gegenden durch den trefflichsten Pinsel und Griffel weit hinter dem der Phantasie Lamartine's und der durch ihn aufgeregten seiner Leser zurückbleiben; solchen aber, welche treues Landschaftsgemälde poetischem vorziehen, sind die Finden'schen landschaftlichen Beleuchtungen der Bibel (Nr. 10), sowohl wegen der Treue als der Schönheit der Kupferstiche, deren jedem ein Blatt Text aus den besten Reisebeschreibungen beygegeben ist, vorzüglich zu empfehlen; da dieselben den ganzen weiten Schauplatz des alten und neuen Testaments umfassen, so beschränken sie sich nicht auf das gelobte Land, die Ansichten aus diesem machen jedoch die Hälfte der in den vorliegenden dreyzehn Heften gelieferten zwey und sechzig Kupferstiche, die anderen sind Darstellungen der merkwürdigsten Städte und Landschaften aus allen in der Bibel erwähnten Ländern, es wechseln mit den Ansichten des gelobten Landes die des steinigen Arabiens und Aegyptens, Kleinasiens und Ciliciens, Griechenlands und Italiens ab, und von dem Hippogryphen der Kunst getragen, wandert der Leser in dem Augenblicke des Blattumschlagens von den Pyramiden nach den Ruinen von Sardes und Ephesus, von den Felsenpallästen Petra's und den Säulenwäldern Palmyra's nach den Ruinen Ninive's und Babylons, von den Küsten Milet's und Assos nach der von Syrakus, und von Athen und Korinth nach Puteoli und Rom; der palästinischen Landschaftsgemälde wird in der Folge dieser Anzeige bey den vorzüglichsten Städten erwähnt werden. Wie erbärmlich nehmen sich gegen diese herrlichen Kupferstiche die elenden zehn Holzschnitte aus, womit von den obigen sieben Beschreibungen Palästina's die in jeder Hinsicht als die letzte auf ihrem gehörigen Platze

stehende, Leser aus dem Volke anlocken soll, und deren in Vergleich mit dem ellenlangen Titel linienkurzer Inhalt aus den, vor derselben oben angeführten Beschreibungen Palästina's, namentlich aus der Röhr's, genommen ist, so daß hierüber nichts weiter zu sagen. Eben so wenig ist über die Broschüre des Pfarrers Staudenraus (Nr. 3) und die anonyme Buchhändler-Compilation (Nr. 9) über Jerusalem, Bethlehem und Nazareth zu sagen, welche größtentheils aus Prokesch abgeschrieben. Empfehlenswerther, besonders für die Geschichte Palästina's, und mehr unterhaltendes Lesebuch, als belehrendes wissenschaftliches Werk, ist Rüder's Uebersetzung des Palästina's Dr. Russel's, welcher in der englischen Cabinet library Ansichten des alten und neuen Aegypten gegeben; seine Quellen sind, nebst seinen alten Landsleuten Maundrel, Sandys, Doubdan, Pockocke, die neuesten: Buckingham, Burckhardt, Clarke, Richardson, Legh, Leight, Irby, Mangles, Carne, Wilson, Macworth und Chateaubriand. Man sieht schon aus diesen Namen, daß Palästina's Beschreibung unter allen Reisenden am meisten den englischen dankt. Von den andern drey Beschreibungen Palästina's beurkundet die Röhr's durch die siebente Auflage den Anwerth, welchen sie verdienter Weise in Deutschland gefunden; die auf dem Titel angekündigte Vermehrung und Verbesserung besteht aber bloß in einigen Zusätzen aus den Reisebeschreibungen von Prokesch und Buckingham, den letzten und Burckhardt hat Crome (Nr. 13) ausgeschrieben, welcher eine geographisch-historische Beschreibung ganz Syriens und eine Sammlung lithographirter palästinischer Gegenden und Ortschaften verspricht, in dem vorliegenden Buche aber bisher bloß die geographische Beschreibung Palästina's, mit vorzüglicher Berücksichtigung des östlichen, jenseits des Jordans gelegenen Theiles (nach Burckhardt und Buckingham) geliefert hat. Nach den Karten dieser beyden ist die dem Buche beygegebene gezeichnet, welche aber bey dem großen Maßstabe, besonders längs der Küste, leicht reicher und richtiger hätte ausfallen können, wenn andere bekannte, wie z. B. nur die in Berggren's Reise nach Volney, Paultre, Burckhardt, Irby und Mangles von Hällström entworfene, zu Rathe gezogen worden wären. Raumer hat seinem, allen anderen obigen Beschreibungen Palästina's an Gelehrsamkeit, Vollständigkeit und lichtvoller Ordnung bey weitem vorragenden Werke (Nr. 14) nur einen Plan des heiligen Grabes und einen Umriß Jerusalems beygegeben, auf welchen wir bey Erwähnung der heiligen Stadt zurückkommen werden, und verweist übrigens seine Leser auf Grimm's Karte

von Palästina als die beste [1]). Der Reisebeschreibung Lamartine's ist wenigstens ein Kärtchen beygegeben, auf welchem die Richtungen und Wendungen seiner Reise bezeichnet sind, aber Prokesch und Michaud sind ohne Karten, was bey dem bändereichen Werke des letzten um so mehr Wunder nimmt, als der Kartenluxus in Frankreich heute auf so hohen Grad gestiegen, daß historischen Werken Kartenatlasse beygegeben werden, in denen viele Blätter, wie z. B. die selbsterfundenen Schlachtpläne, ganz und gar überflüssig. Wenn Michaud in der Vorrede sagt, daß er weder Geograph, noch Antiquar, noch Naturforscher, noch Gelehrter [2]), so ist dieses nur Phrase von übertriebener Bescheiden-

---

[1]) Die bey weitem beste der syrischen Karten, welche uns erst nach Fertigung dieser Anzeige zugekommen, ist unstreitig die in der dritten Lieferung der Asia von Berghaus gegebene, welche Alles leistet, was nur nach den vorhandenen Quellen mit großem kritischen Urtheile geleistet werden konnte; nur sollte die Seite 45 ganz umgedruckt werden, indem die wenigsten der dort gegebenen arabischen Namen richtig, und manche derselben wirklich die höchste Unwissenheit in den Elementen arabischer Orthographie verrathen, indem z. B. die Namen Suleiman und Akka, deren richtige Schreibart doch allbekannt, صلمان statt سيمان und عقه statt عكّا geschrieben werden, so auch Hamam, das Bad, همام statt حمام, Capernaum قفرنعون statt تفرنعيم, dann مرج ابن عمر, d. i. Merdsch Ibn Omer, statt مرج ابن عامر, Merdsch Ibn Aamir نبلوس statt نابلوس, Nebi Musa gar! نبّ موص statt نبّي موسى, und Sultan mit Ssad statt mit einem Sin!! Lydda لود statt لدّ und جفّه (Dschaffa) statt Jafa يافه, Atlid عتليد statt اتلث قيّفه statt حيفه Caipha und مهالد statt مخلّد. Durch so grundfalsche Schreibung der Namen, deren Rechtschreibung in allen morgenländischen Geographen, namentlich in Abulfeda und dem Dschihannuma, gegeben ist, wird die Wissenschaft nicht gefördert, sondern nur neues Dunkel über die richtige Schreibweise und Aussprache arabischer Ortsnamen verbreitet.

[2]) Comme je ne suis ni géographe, ni antiquaire, ni naturaliste, ni érudit, une correspondance familière conviendra peut-être mieux à mes faibles connaissances, qu'un ouvrage grave et méthodique.

heit, denn wie hätte er wohl ohne Geographie und Erudition die Geschichte der Kreuzzüge zu schreiben unternehmen können? aber eben so übertrieben ist das Lob, welches Hr. v. Lamartine dem Briefwechsel des Orients ertheilt, wenn er sagt, daß derselbe die historische, moralische und malerische Neugierde nach Allem, was den Orient betrifft, vollkommen befriedige [1]); wir finden im Gegentheil, daß dieselbe Vieles zu wünschen übrig läßt, erwarten aber mit Hrn. v. Lamartine die interessantesten geographischen Aufklärungen über Syrien und Kleinasien von Callier's (dessen Namen Hr. v. L. ganz irrig Caillet schreibt) und Texier's Berichten. Mit Hrn. v. Lamartine und Michaud beginnen wir unsere Wanderung auf der Straße der Kreuzfahrer zu Constantinopel (Berggren's von Unrichtigkeiten strotzende Beschreibung Constantinopels ist bereits in einer vorigen Uebersicht der Reisen ins osmanische Reich gehörige Erwähnung geschehen) [2]), ziehen mit Poujoulat durch die von diesem berühmte Straße Kleinasiens nach Syrien, durchwandern dasselbe mit ihm, Hrn. v. Lamartine, Berggren, Prokesch und den übrigen Beschreibern Palästina's bis hinunter nach Ghasa und an das todte Meer, ohne die Länder jenseits des Jordan in unsere Uebersicht aufzunehmen (weil dieselben von keinem dieser Reisenden betreten worden sind, und Crome's Beschreibung nur ein Auszug aus Burckhardt und Buckingham), und auch ohne Aegypten zu berühren, weil die von dort hergeschriebenen Briefe Michaud's wirklich nichts Neues enthalten. Eben so wenig Neues, als Michaud's Briefe über Aegypten enthalten, ist in dem ersten Bande des (um sechzehn Francs sehr theuren) neuesten Werkes des Arztes Brayer über Constantinopel zu finden. Der Inhalt des zweyten Theiles, der sich ausschließlich mit der Pest und den ihr verwandten epidemischen Krankheiten beschäftigt, gehört in eine medizinische Zeitschrift, und es genüge hier zu sagen, daß Hr. B. die Pest nicht für contagios, sondern bloß, wie andere bösartige Krankheiten, für epidemisch erklärt; selbst dieses Parador ist nichts weniger als neu, und mehrere Aerzte (Engländer, Franzosen und Deutsche) haben dasselbe mit ihrem Leben bezahlt. Da Hr. B. zugleich ein entschiedener Bekenner der Gall'schen Schädellehre, nach dieser sogar die ethischen Abtheilungen des ersten Bandes seines Werkes rubricirt, und da er im zweyten durchaus die Nichtcontagiosität der Pest verficht, so wäre ein

[1]) La correspondance d'Orient — satisfait complétement à tout ce que la curiosité historique, morale et pittoresque peut désirer sur l'Orient.

[2]) Bd. XLIX. S. 32.

Urtheil über die beyden Bände vielleicht am kürzesten französisch so zu formuliren: que le premier volume est d'un frénologue et le second d'un frénétique. Doctor Brayer, ein eben so großer Freund und Bewunderer der Türken, als Verfechter der Nichtansteckung der Pest, ist, wie man sieht, ein avocat de causes désespérées; indessen lesen sich seine beyden Bände mit Interesse, und um die Leser zu verständigen, was er im ersten zu erwarten habe, überblicken wir den Inhalt desselben nach des Doctors eigener absonderlicher phrenologischer Anordnung. Erstes Kapitel: Von den umgebenden Dingen (circumfusa), nämlich von Pera und seinen Umgebungen, der Vorstadt Kasimpascha, dem Arsenale, den süßen Wassern, dem Serai von Galata, dem Thale von Dolmabaghdsche, den Vorstädten auf der Landseite Constantinopels, dem Fanale Topkapu, den sieben Thürmen, von der Spitze des Serais, dann das Innere von Constantinopel (immer noch unter der Rubrik circumfusa), der Fischmarkt, der ägyptische, die hohe Pforte, das kaiserliche Thor, das Serai, Aja Sofia, der Hippodrom, die Suleimanije; dann Scutari, Chalcedon und die Prinzeninseln, und von den Dörfern im Kanale, nur von denen auf der europäischen Seite, Ortaköi, Kurutscheschme, Arnaudköi, Terapia, Bujukdere und dann wieder zurück nach Topchana. Diese höchst dürftige Topographie füllt nur die ersten anderthalbhundert Seiten des Buches; überall ist der Doctor nur in die längst ausgetretenen Fußstapfen anderer Reisenden getreten, während doch für einen neuen Bearbeiter der Topographie Constantinopels jedes Numero der türkischen Staatszeitung so reiche Beyträge enthält; so ist z. B. zu Dolmabaghdsche nicht einmal der neuen Kasernen von Matschka und der daran gestifteten militärischen Schule erwähnt; von den Moscheen außer den obgenannten kein Wort, viel weniger also noch Kunde von den zahlreichen Grabmälern und frommen Stiftungen, von deren Erhaltung oder Erneuerung in jedem Blatte der Staatszeitung die Rede, so daß das eben vor uns liegende Nr. 119 vom 3. Ramasan 1251 (23. December 1835) nicht weniger als ein halbes Hundert solcher Localitäten aufzählt, wobey nicht nur eine Menge bisher unbekannter Stadtviertel und Moscheen, sondern sogar ein, bisher in keiner Reisebeschreibung und Topographie genanntes Dorf, nämlich das von Tudelli, erscheint. Wiewohl Dr. B. nicht selbst des Türkischen kundig, sich immer eines Dolmetsches bedienen mußte, so sind doch die wenigen türkischen Wörter, die er seiner Erzählung einmischt, richtig ausgesprochen, geschrieben und definirt; so z. B. (I. p. 15) die verschiedenen Arten türkischen Fuhrwerks:

l'humble *teskéré* *), le pesant *araba*, le gai *kolchi*; die verschiedenen Arten von Brot: pide, fodola, ßomun, franzela (I. p. 425); die verschiedenen Arten von Pestbeulen, die unter den Achseln: Köpek memesi, d. i. Hundszitzen, die zwischen den Muskeln ausgebreiteten Geschwüre: schiripendsch, die gewöhnlichen Karbunkeln: scheban (II p. 80); endlich der Luftschlag, eine (nur zu Constantinopel und in Kleinasien vorkommende) in einigen Stunden ohne Erbrechen und Beulen wegraffende Krankheit, die man in Europa nicht kennt, und worüber die dritte Note des zweyten Bandes umständliche Auskunft gibt, nach welcher der Luftschlag ein Seitenstück zum Sonnenstich. Das zweyte Hauptstück handelt von den auf die Oberfläche des Leibes angewandten Dingen (applicata), und darunter begreift der Doctor Kleidung, Beschneidung, Enthaarung, Kosmetik, Bäder; das dritte Hauptstück von den durch die Nahrungswege eingeführten Dingen (ingesta), nämlich Speisen und Getränke; viertes Hauptstück, von den auszuscheidenden Dingen (excernenda), von den Excrementen, Hämorrhoiden, Vesicatorien, Cauterien, Haarseilen; fünftes Hauptstück, von den durch willkürliche Bewegungen ausgeführten Handlungen (gesta); vom Schlafe, Wachen, Bewegung und Unterhaltung; sechstes Hauptstück, von den sinnlichen Wahrnehmungen und ihren Folgen (percepta). Hier führt der Verfasser unter den inneren Sinnen die ganze Ethik des Türken unter den folgenden drey phrenologischen Kategorien auf: 1) moralische und intellectuelle, Affecte und Fertigkeiten, welche der Einfluß der Korans darniederhält (?), als: Hang zum Haß, zur Zerstörung, zur List, zum Stolz, zur Eitelkeit; Thaten-, Objecten und Formengedächtniß; Orts- und Raumsinn; Wort-, Farben-, Ton- und Zahlengedächtniß; Einbildungskraft, Erfindungsgeist, Nachahmungstalent, Urtheilskraft, Scharfsinn, Tiefsinn, Witz. Wir überlassen es den Lesern, wenn sie neugierig, selbst nachzusehen, wie dieses Heu und Spreu moralischer und intellectueller Kräfte vom Koran unterdrückt werden soll! Die zweyte Kategorie handelt von den moralischen Affecten und intellectuellen Fähigkeiten, welche der Einfluß des Korans in den Gränzen der Mäßigung erhält, nämlich von der Liebe, Vaterlandsliebe, Geselligkeit, Eigenthumsliebe, Erwerbstrieb. Die dritte Kategorie umfaßt die durch den Einfluß des Korans auf den höchsten Grad gesteigerten moralischen Affecte und intellectuellen Fertigkeiten, als Geschlechts-

*) Petite cage en bois, avec un grillage sur les côtés, placée sur un train très bas, non suspendue, et tramée par un ou deux hommes.

trieb, Güte, Wohlwollen, Sanftmuth, Mitleid, Empfindsamkeit, musulmanische Politesse! Gewissenhaftigkeit, Sinn für Recht und Unrecht, Umsicht, Vorsicht, Festigkeit, Beständigkeit, Ausdauer, Hartnäckigkeit, Theosophie, Religion, Islam, Dogmen, Gebote, Tugenden, Laster, Vorherbestimmung, Fatalität, Reinigungen, Fasten, Wallfahrt, Götzendienst, Toleranz, Proselytismus, Krieg, Sieg, Niederlage, Friedens- und Handelstractate und Treue in Erfüllung derselben. Wenn dieses Potpourri nach phrenologischen Kategorien richtig geordnet seyn sollte, so ist dieses wenigstens nicht nach logischen der Fall. Richtiger ist nach diesen das siebente Hauptstück von der individuellen Hygiene in die drey Abschnitte der besonderen Gesundheit der Musulmanen, der Raja und der Peroten untergetheilt, und von dem Doctor, der sich hier auf festerem Grunde befindet, als in der Metaphysik und Ethik, mit Sachkenntniß behandelt und durch seine Erfahrungen erläutert. Indem wir demselben nicht weiter folgen, kehren wir zu den beyden Beschreibern Constantinopels, Hrn. Michaud und Hrn. v. Lamartine, zurück, sagen aber noch eher ein Wort von dem unbedeutendsten und schaalsten der über Constantinopel vorliegenden Werke, nämlich dem Baratta's (Nr. 2). In der Vorrede eifert er, wir wissen nicht über welche, unberufene Reisebeschreiber, die heute von allen Seiten nach Constantinopel strömen, und die Lesewelt mit ihren Reisebeschreibungen überschwemmen; wir kennen diese Reisebeschreibungen nicht, aber Alles, was Hr. B. von ihrer Leerheit, Flachheit und Gehaltlosigkeit sagt, paßt ganz auf die seine, welche nichts als die Wiederholung längst bekannter Dinge, ohne die geringste Vorkenntniß der Werke, wie z. B. d'Ohsson's, in welchen Alles, was über die Cultur u. dgl. gesagt wird, schon lange und viel richtiger geschrieben worden; Hr. B. hat sich nicht einmal die Mühe gegeben, die bekanntesten Wörter richtig zu hören und zu schreiben, so heißt bey ihm der Basar pazar, Humajun Oumagoun, Mesarlik Meserluck, das Thugha Turra, und sogar S. Mahmud durchaus nicht anders als Mohomud. Wie mit seinem philologischen Wissen, sieht es auch mit seinem geographischen und topographischen aus. Nach ihm wird Constantinopel nördlich vom Emaus (sic) begränzt, und an der Stelle des alten Hebdomon steht heute die Moschee Ejub; die nächste beste Karte und Topographie Constantinopels hätte ihn belehrt, daß jener Name der Gebirgskette Hämus geschrieben werden müsse, daß die Moschee von Ejub auf der Stelle der Kirche des heil. Mamas, der Hebdomon aber noch unter dem Namen des Pallastes Constantins oder Belisars besteht. Mit seinen historischen Kenntnissen steht es nicht besser.

Indem er von den Derwischen spricht, deren einzelne Orden in M. d'Ohsson alle umständlich nachgewiesen sind, sagt er: L'origine del Monachismo presso i Turchi spinta è da alcuni fino all' epoca esordiale del Maometismo, also bestand das osmanische Reich schon im siebenten Jahrhundert!! Da altri è posta in epoche più assai vicine! Das meiste, was er von den neuen Reformen schreibt, ist schon heute nicht mehr wahr. Den Reis Efendi übersetzt er als pilota del stato, weil Reis der gewöhnliche Name des Schiffkapitäns, bey beyden ist aber der Name nur abgeleitet, bey jenem von Reisul-Kuttab, Haupt der Schreiber, bey diesen von Reisul-sefinet, Haupt des Schiffes; es gibt aber heute weder einen Reis Efendi, noch einen Kiajabeg mehr im osmanischen Reiche, denn jener heißt hinfüro, nach dem in der Staatszeitung Nr. 125 vom 26. Silkide (14. März) gegebenen Chattischerif: Geheimer Rath, Aufseher der auswärtigen Geschäfte [1]), und der Kiajabeg: Geheimer Rath, Aufseher der Reichsgeschäfte (des Innern) [2]). Aus Einem Blatte der osmanischen Staatszeitung ist mehr zu lernen, als aus dem ganzen Buche Baratta's und vielen anderen, über das osmanische Reich geschriebenen; so findet sich in demselben Blatte bey der Verleihung des Sandschaks von Karahißar der Unterschied zwischen Muteßarrif, welcher Besitzer eines Sandschaks, Muhaßil Steuereinnehmer desselben, und Motesellim, Verwalter im Namen der Regierung, wovon die Reisebeschreiber gar keinen klaren Begriff haben, deutlich genug aus einander gesetzt; darum hat sich aber Hr. Baratta, dem es nur darum zu thun war, di barattare il suo libro, wenig bekümmert. Von den Baraten oder Beraten, mit denen sein Name so nahe verwandt, weiß er gar nichts: der Name derselben kömmt von der IX. Sure des Korans her, welche Beraet, d. i. Befreyung oder Besitzung, heißt; beraet etdüm (heißt auf türkisch), ich sage mich davon los, und so hiemit Beraet von Baratta.

Der Unterschied zu prosaischer und zu poetischer Ansicht tritt auf das schneidendste in der Beschreibung des Eindrucks hervor, welchen der erste Anblick Constantinopels, dieser wie Rom auf sieben Hügeln gelegenen Stadt, auf Hrn. Michaud und auf Hrn. v. Lamartine hervorgebracht; jener sieht auf den sieben Hügeln nur sieben Dörfer, die ihm kaum als eine große Stadt erscheinen [3]),

[1]) Wesir Muschir umuri charidschienün Nasiri.

[2]) Wesir Muschir umuri mülkijenün Nasiri.

[3]) La capitale des Osmanlis offre à peine l'aspect d'une grande cité. II. p. 144.

dieser spricht mehr als einmal von den sieben Städten, aus denen die einzige Stadt der Welt besteht:

»Einige Ruderschläge trugen uns an die Spitze des goldenen Horns, wo man zugleich der Aussicht des Bosporos und des Meeres von Marmora, der ganzen Ansicht des Hafens oder vielmehr des inneren Meeres von Constantinopel genießt; hier vergaßen wir Marmora's, der asiatischen Küste und des Bosporos, um mit Einem Blicke das Wasserbecken des goldenen Horns und die auf den sieben Hügeln Constantinopels aufgehangenen sieben Städte zu betrachten, alle gegen den Meeresarm zulaufend welcher die einzige und unvergleichliche Stadt bildet, die zugleich Stadt, Land, Meer, Hafen, Flußufer, Gärten, waldige Berge, tiefe Thäler, Ozean von Häusern, Ameishaufen von Schiffen und Gassen, ruhige Seen, bezaubernde Einsamkeiten, Ansicht, die kein Pinsel anders als im Detail malen kann, und wo jeder Ruderschlag das Aug und die Seele entgegengesetztem Anblicke und Eindrucke zuführt. — Hier ists, wo Gott und der Mensch, die Natur, die Kunst in Uebereinstimmung die wunderbarste Aussicht erschaffen oder aufgestellt, welche menschlicher Blick auf der Erde betrachten kann; ich stieß einen unwillkürlichen Schrey aus, und vergaß auf immer des Meerbusens von Neapel und aller seiner Bezauberungen; etwas diesem herrlichen und anmuthigen Ganzen vergleichen wollen, heißt die Schöpfung verunglimpfen.«

Mit dem Reisenden, der Constantinopel mit so poetischen Augen betrachtet, ist über historische oder philologische Irrthümer wohl nicht zu rechten, doch ist es Recensentenpflicht, einige derselben herauszuheben, damit sie nicht durch den Zauber der Beredsamkeit begünstigt, sich verbreiten mögen. Bekanntermaßen sind die Grabmale der ersten sechs Sultane zu Brusa, und erst der siebente, der Eroberer Constantinopels, ward in dieser neuen Hauptstadt des Reiches der erste Sultan bestattet. Hr. v. L. läßt aber den sterbenden Osman an seinen Sohn Urchan eine Rede halten, worin er diesen ermahnt, des Vaters sterbliche Hülle zu Constantinopel auf dem von ihm selbst gewählten Platze, zu bestatten*). Eben so irrig ist, was Hr. v. L. über das Grabmal

*) Dépose ma dépouille mortelle dans Constantinople, à la place, que je m'assigne moi-même en mourant, T. III. p. 267. Zu dieser mit der Vermächtnißrede des sterbenden Osman genommenen poetischen Lizenz ist die, welche sich der französische Uebersetzer der Geschichte des osmanischen Reichs zum Schlusse des ersten Buches beym Tode Osmans herausgenommen, ein merkwürdiges Seitenstück; das erste Buch des Originals schließt mit der die Gräuel des Verwandtenmordes der Sultane schon im voraus andeutenden Stelle: »Der Anfang seiner unabhängigen Herrschaft war des Oheimmordes schwarze That, und die seiner Nachkommen füllen in ihrer Geschichte mehr als Ein schwarzes Buch.« Statt dessen erlaubte sich der Uebersetzer, welcher auf dem Titel ankündet, daß seine Uebersetzung nach den Noten und unter der Leitung des Verfassers verfertigt worden sey, ohne dessen Befugniß und Wissen einen ganzen Paragraph von eigenem Urtheil über Osman

Selims I. berichtet, den er an der Seite Mohammed's II. bestattet, während jeder dieser zwey Sultane an der von ihm gestifteten Moschee ruht. Mohammed II. an der Mohammedije und Selim I. an der Selimije. Gleich darauf heißt der Schluß des Fetwa, wodurch der Mufti die Hinrichtung des Prinzen Mustafa, des Sohnes Suleiman's, gut geheißen haben soll: Dieu soit le meilleur *)! Was Dieu le sait mieux heißen sollte, denn bekanntlich ist die Schlußformel der Fetwa: Allah aalem, d. i. Gott weiß es besser oder am besten. In der Folge (S. 287) kömmt gar eine Moschee Sultanié vor, was bloß eine sultanische heißt; solche sultanische Moscheen gibt es siebzehn, und diese sind vermuthlich gemeint, wenn (S. 294) von dem Besuche der sieben Hauptmoscheen Constantinopels gesprochen wird. Das hohe kaiserliche Thor des Serai läßt Hr. v. L. nicht nur Köpfe von Wesiren, sondern auch von Sultanen speyen (S. 238), da doch nie ein einziger Sultan geköpft worden. Wie steht es also um die Wahrheit der folgenden Stelle, bey der Stiege der sieben Thürme: Six ou sept têtes d'empereurs décapités ont roulé sur les marches de cet escalier; ein einziger Sultan, nämlich Osman II., wurde in den sieben Thürmen erwürgt; Ibrahim und in unseren Tagen Selim III. und Mustafa IV. sind im Serai erwürgt worden, also sind von dreyßig osmanischen Sultanen nur vier hingerichtet, und diese vier nicht geköpft, sondern erwürgt worden. Wie steht es also mit den sechs oder sieben Köpfen der Sultane, welche über die Stufen der sieben Thürme herabgekollert? Sie sind eine poetische Hyperbel, wie die hundert zwanzigtausend Janitscharen, welche in der Hauptstadt allein ermordet worden seyn sollen; diplomatische Berichte haben zu jener Zeit die Zahl der gemordeten Janitscharen nur auf achttausend angegeben, der Reichsgeschichtschreiber hat diese ohnedieß schon zu diplomatisch gemäßigte Zahl in seiner offiziellen, in Constantinopel gedruckten und zu Paris übersetzten Geschichte der

---

hinein zu formuliren, und diesen (wiewohl ein Oheimsmörder) im Besitze der moralischen Eigenschaften, welche die Tugend ausmachen, zu erklären, statt des obigen, schwarze Thaten vorbedeutenden Schlusses, heißt es in der französischen Uebersetzung: S'il fallait formuler un jugement sur Osman, nous dirions qu'à un courage indomptable il joignit de grandes vues et cet esprit entreprenant qui est le caractère particulier de tous les fondateurs des grands empires. Nous ajouterions, que malgré le meurtre de son oncle, on ne saurait lui refuser les qualités morales qui constituent la vertu. Hist. de l'empire Ott. I. p. 107.

*) III. p. 274.

Janitscharenvertilgung auf dreyhundert zwanzig heruntergesetzt [1]). Augenzeugen, und darunter einer der glaubwürdigsten [2]), geben die Zahl der Gemordeten auf zwanzigtausend an, so daß bey der Zahl des Hrn. v. L. von 120,000 statt 20,000 die Eins vorne zu viel. Wie hätten auch hundert zwanzigtausend erwürgt werden können, da die Zahl der Janitscharen zu Constantinopel sich damals im Ganzen auf zwanzig oder fünf und zwanzigtausend belief [3]). Doch statt Mehreres dergleichen hervorzuheben, übersetzen wir lieber einen Absatz Hrn. v. L.'s, welcher die Ansicht Constantinopels so meisterhaft malt:

»Wenn man auf dem europäischen Ufer, auf der anderen Seite des Kanals des goldenen Horns zurückkehrt, so begegnet das Auge, nachdem es das blaue Wasserbecken übersprungen, zuerst der Spitze des Serais: dieses ist die mannigfaltigste, herrlichste, majestätischste und zugleich wildeste Stelle, welche der Blick eines Malers aufsuchen kann. Die Spitze des Serais springt wie ein Vorgebirge oder ein verflachtes Cap zwischen diesen dreyen Meeren in Asiens Angesicht vor; dieses Vorgebirge von dem Thore des Serai am Meere von Marmora an bis zum großen Köschke des Sultans, gegenüber der Landungstreppe von Pera, kann drey Viertel einer Linie im Umfange betragen; dieses ist ein Dreyeck, dessen Grundlinie das Serai selbst, dessen Spitze ins Meer taucht, dessen längste Seite dem inneren Hafen oder Kanale von Constantinopel zugewendet ist; von dem Punkte, wo ich mich befinde, beherrscht man das Serai ganz; es ist ein Wald von Riesenbäumen, deren Stämme als Säulen über den Mauern und Terrassen des Umfangs hervorragen, und die ihre Aeste über die Köschke, über die Batterien und über die Schiffe des Meeres verbreiten; diese Wälder dunkeln und gefirnißten Grüns sind von grünem Rasen, Blumenbeeten, Balustraden, Marmorstufen, goldenen und bleyenen Kuppeln, Minareten, die dünn wie Maste, von geräumigen Domen der Palläste, Moscheen und der Köschke, die diese Gärten umgeben, durchschnitten; eine Ansicht, fast der ähnlich, welche die Terrassen, Abhänge und der Pallast von Saint Cloud darbieten, wenn man sie von dem entgegengesetzten Ufer der Seine oder von Meudon's Hügeln anschaut; aber diese Landschaft ist von drey Seiten vom Meere umgeben, und auf der vierten von den Kuppeln der zahlreichen Moscheen, von einem Meere von Häusern und Gassen beherrscht, welches das wahre Constantinopel, das eigentliche Stambul bietet. Die Moschee Aja Sofia, welche die Peterskirche des östlichen Rom, erhebt ihren massiven und riesenhaften Dom nahe an den Umfangsmauern des Serai; Aja Sofia ist ein unförmlicher Hügel auf einander geschichteter Steine von einem Dome überwölbt, welcher in der Sonne wie ein Meer von Bley glänzt; weiterhin schwingen sich die neueren Moscheen Ahmeds, Bajesids, Suleimans, mit ihren von maurischen Gallerien umreiften Minareten, zum Himmel auf; Cypressen, deren Stämme so dick wie der

[1]) Usi safer S. 97 und in der französischen Uebersetzung S. 154.

[2]) Der Verfasser der deux années à Constantinople. Paris 1828.

[3]) Les janissaires, qui étaient au nombre de vingt à vingt-cinq mille hommes. *Deux années à Constantinople* p. 126.

Schaft der Minarete stehen denselben zur Seite, und stechen überall mit ihrer dunklen Laube von dem strahlenden Glanze der Gebäude ab; auf dem Gipfel der abgeplatteten Anhöhe Stambuls erblickt man zwischen den Mauern der Häuser und den Blumenstengeln der Minarete ein oder zwey alte Hügel, durch Feuersbrünste geschwärzt und durch die Zeit broncirt; einige Reste des alten Byzanz, die noch auf dem Atmeidan oder Hippodrom aufrecht stehen; dort dehnen sich auch die weiten Linien einiger Palläste des Sultans oder seiner Wesire aus; der Diwan mit seiner hohen Pforte, wovon das Reich den Namen erhalten, befindet sich in der Gruppe dieser Gebäude; höher hinauf, und sich scharf aus dem Lazur des Himmels hervorhebend, krönt eine glänzende Moschee den Hügel, welcher auf die beyden Meere herabschaut; in ihrer von den Strahlen der Sonne beleuchteten Kuppel scheint die Feuersbrunst widerzustrahlen, und die Durchsichtigkeit ihres Domes und ihrer von luftigen Gallerien überschwebten Mauern gibt ihr das Ansehen eines Denkmals aus Silberarbeit oder aus blaulichtem Porcellain; der Gesichtskreis endet auf dieser Seite, und der Blick senkt sich auf zwey andere, breite Hügel nieder, welche mit ununterbrochenen Moscheen, Pallästen und bemalten Häusern bedeckt sind; bis in den Grund des Hafens, wo das Meer merklich an Breite abnimmt, und sich vor dem Auge unter den Bäumen im arkadischen Thale der süßen Wasser verliert; wenn der Blick den Kanal hinaufgleitet, weilt derselbe über den am Ufer der Landungstreppe der Todten am Arsenale gruppirten Masten unter den Cypressenwäldern, welche die Seiten Constantinopels bedecken; er sieht den von den Genuesern gebauten Thurm von Galata als einen Mast aus einem Meere von Häuserdächern weiß hervorragen, wie einen kolossalischen Gränzstein zwischen zwey Städten, und er ruht endlich auf dem ruhigen Becken des Bosporos ungewiß zwischen Europa und Asien schwankend aus. Dieses ist das Materielle des Gemäldes; wenn du aber die Hauptzüge desselben mit dem unermeßlichen Rahmen umgibst, welcher dasselbe aus dem Himmel und dem Meere hervorhebt: die schwarzen Linien der asiatischen Berge, die niedrigen und duftigen Gesichtskreise des nicomedischen Meerbusens, die Felsenkämme des Olympos, Brusas, welche hinter dem Serai jenseits des Meeres von Marmora hervorscheinen, und ihre weiten Schneegefilde wie weiße Wolken durchs Firmament ausdehnen; wenn du zu diesem majestätischen Ganzen die Anmuth und unendliche Färbung der unzähligen Details hinzufügst; wenn du dir die mannigfaltigen Wirkungen des Himmels, des Windes, der Stunden des Tages auf das Meer und auf die Stadt in Gedanken vorbildest; wenn du die Flotten von Kauffahrteyschiffen siehst, die sich wie Geschwader von Meeresvögeln von der Spitze der schwarzen Wälder des Serais erheben, die Mitte des Kanals suchen, und immer neue Gruppen bildend, sich langsam in den Bosporos versenken; wenn die Strahlen der untergehenden Sonne an den Gipfeln der Bäume und Minarete dahinstreifend, wie Widerschein einer Feuersbrunst die rothen Mauern von Skutari und Stambul entflammen; wenn der Wind, der frisch aufspringt oder matt niederfällt, Marmora's Meer wie einen Teich geschmolzenen Bleyes abplattet, oder die Wasser des Bosporos leicht aufkräuselnd über denselben die glänzenden Maschen eines weiten silbernen Netzes zu ziehen scheint; wenn der Rauch der Dampfschiffe aufsteigt, und inmitten der großen zusammenschauernden Segel der Kriegsschiffe und Fregatten des Sultans wirbelt; wenn der Kanonenschuß des Gebets

in verlängertem Echo vom Verdecke der Flotte bis unter die Cypressen des Todtengefildes wiederhallt; wenn die unendlichen Getöse der sieben Städte und der Tausende von Gebäuden stoßartig wie Wind und Rauch von der Stadt und dem Meere aufsteigen, und durch den Seewind hergetragen, unter der Säule anlangen, von der du das Ganze überschwebst: wenn du bedenkst, daß der Himmel so tief als rein, daß diese Meere und natürlichen Häfen immer ruhig und sicher, daß jedes Haus dieser langen Ufer eine Rhede, wo das Schiff zu jeder Zeit unter den Fenstern ankern kann, und wo Dreydecker unter dem Schatten der Platanen des Gestades gebaut und vom Stapel gelassen werden; wenn du dich erinnerst, daß du zu Constantinopel, dieser Königin Europas und Asiens, auf demselben Punkte, wo die zwey Erdtheile sich von Zeit zu Zeit umarmt oder bekämpft; wenn die Nacht dich überrascht in dieser Beschauung, deren das Auge nimmer müde wird; wenn die Leuchtthürme Galata's, das Serai Skutari's und die Lichter der hohen Hintertheile der Schiffe aufflammen; wenn die Sterne nach und nach einer nach dem andern oder gruppenweise aus dem blauen Firmamente hervortreten; wenn sie die schwarzen Gipfel der asiatischen Küste, die schneeichten Gipfel des Olympos, die Prinzeninseln im Meer von Marmora, die dunkle Platte des Serai, die Hügel Stambuls und die drey Meere mit einem blauen perlendurchflochtenen Netze umziehen, worin die ganze Natur zu schwimmen scheint; wenn das mildere Leuchten des Firmaments, wo der junge Mond aufsteigt, Licht genug übrig läßt, um die großen Massen dieses Gemäldes mit Verwischung und Milderung aller Details zu sehen, so hast du zu allen Stunden des Tages und der Nacht das herrlichste, köstlichste Schauspiel, dessen sich menschlicher Blick bemächtigen kann; — es ist eine Trunkenheit der Augen, die sich dem Gedanken mittheilt, eine Ermattung des Blickes und der Seele in Verblendung.«

Mit der Beschreibung Constantinopels wetteifert die des Bosporos, dessen Naturschönheiten von Gylius [1]) und Marsigli bis auf Momars [2]) und Ingigi [3]) keinen so poetischen Beschreiber gefunden. Wir beschränken uns hier auf die Mittheilung der Beschreibung der asiatischen Küste, weil die der europäischen doppelt so lang.

»Nach der Beschreibung der europäischen Küste des Bosporos scheint es, daß die Natur sich nicht selbst, und keine Landschaft die übertreffen kann, von der meine Augen voll. Ich bin so eben längs der asiatischen Küste nach Constantinopel zurückgefahren, und ich finde sie noch um tausendmal schöner als die europäische; die asiatische schuldet nichts dem Menschen, indem dort Alles das Werk der Natur! Dort gibt es kein Bujukdere, kein Therapia, keine Botschafterpalläste, keine Villen der Armenier [4]) oder Franken; dort sind nur Berge, nur Schluchten,

---

[1]) Gylius de Bosporo Thracico.

[2]) Bosporomachia. Venedig 1792.

[3]) Villegiature dei Bizantini sul Bosforo Thracico. Venezia 1834.

[4]) Dieses ist unrichtig, denn zu Kandilli, wo die schönste Aussicht auf die beyden Meere und in andere Dörfer der asiatischen Küste, sind die schönsten Landhäuser der Armenier.

die sie trennen, kleine, von Wiesen beteppichte Thäler, die sich unter die Wurzel der Felsen hineingraben, Bäche, die sie durchschlängeln, Ströme, die sie weiß beschäumen, Wälder an ihren Seiten aufgehangen, die in die Hohlwege niederstürzen, die bis an den Rand der zahlreichen Buchten der Küste heruntersteigen; eine Mannigfaltigkeit von Formen und Farben, von Blättern und Grün, welche der Pinsel eines Landschaftsmalers nicht einmal erfinden könnte; einige vereinzelte Häuser von Matrosen und türkischer Gärtner in Entfernungen ans Ufer hingestreut oder auf die Plattform eines bewaldeten Hügels geworfen, oder um die Spitze von Felsen gruppirt, wo die Strömung den Nachen hinreißt, und sich in Wellen bricht, die blau wie der Himmel der Nacht; einige weiße Segel von Fischern, die sich in tiefen Buchten versenken, und die sich von einer Platane zur andern wie trockene, von Wäscherinnen aufgehangene Wäsche hinziehen; unzählige Schaaren weißer Vögel, die sich am Rande der Wiesen putzen; Adler, die von der Höhe der Berge über dem Meere schweben; die geheimnißvollsten Wasserwinkel ganz von Felsen und riesenhaften Baumstämmen geschlossen, deren mit Blätterwolken belastete Aeste sich über die Fluth beugen, und auf dem Meere Lauben bilden, in die sich die Kaike vertiefen. Ein oder zwey unter dem Schatten dieser Wasserwinkel versteckte Dörfer mit ihren hinter dem Rücken auf grüne Abhänge zurückgeworfenen Gärten mit ihren Baumgruppen am Fuße der Felsen mit ihren durch die süße Welle an ihre Thürme herangewiegten Nachen, ihren Wolken von Tauben auf dem Dache, ihren Weibern und Kindern am Fenster, ihren Greisen unter der Platane am Fuße des Minarets sitzend; Ackerleute, die auf ihren Kaiken in ihr Feld hineinfahren; andere, die ihre Nachen mit grünen Bündeln von Myrthen oder blühendem Heidekraut füllen, um dieselben zu trocknen, und im Winter zu verbrennen; da sie versteckt hinter diesen Hügeln hangenden Grüns, die überhängend sich ins Wasser eintauchen, sieht man weder den Nachen noch den Ruderer, und man glaubt ein Stück durch die Strömung abgerissenen Landes zu sehen, das mit seinem grünen Laube und seinen noch duftenden Blumen auf gutes Glück fortfluthet; das Gestade beut diesen Anblick bis zum Schlosse Mohammeds II., welches auch von dieser Seite den Bosporos wie einen Schweizersee zu schließen scheint; dort ändert er den Charakter; die Hügel weniger steil senken ihre Wölbung und graben ihre tiefen Thäler weicher ein; asiatische Dörfer dehnen sich reicher und gedrängter aus, das Thal der süßen Wasser Asiens *), eine zauberische kleine, von Bäumen beschattete, mit Köschken und maurischen Fontainen besäete Ebene öffnet sich dem Auge, eine große Zahl constantinopolitanischer Wagen, eine Art Käfichte von vergoldetem Holze, die von vier Rädern getragen, von zwey Ochsen gezogen werden, sind auf dem Rasen verstreut; türkische Frauen steigen verschleyert heraus, und gruppiren sich sitzend am Fuße der Bäume oder am Rande des Meeres mit ihren Kindern oder schwarzen Sclaven; Gruppen von Männern, die weiterhin sitzen, nehmen Kaffeh oder rauchen die Pfeife; die Mannigfaltigkeit der Farben der Kleider der Männer und Kinder, die braune Farbe des eintönigen Frauenschleyers bilden unter allen diesen Bäumen die bizarrste Mosaik der Farben, die das Auge bezaubern; Ochsen und Stallbüffel wiederkäuen auf den Wiesen; arabische, mit Sammt und Seide und Gold geziemirte Pferde stampfen neben den in Menge lan-

*) So heißt Hr. L. M. das Wasser des himmlischen Thales (Gökdere).

denden Kaiken, welche mit armenischen oder jüdischen Weibern gefüllt sind; diese setzen sich entschleyert aufs Gras an den Rand des Bachs; so bildet sich eine Kette von Weibern und Mädchen in verschiedenen Trachten und Stellungen; einige sind von bezaubernder Schönheit, welche durch die seltsame Verschiedenheit des Kopfputzes und der Trachten noch mehr gehoben wird; doch sah ich oft eine große Menge von türkischen Frauen der Hareme entschleyert; sie sind fast alle von kleinem Wuchs, sehr blaß, von traurigem Auge, grellem und krankem Aussehen; überhaupt scheint mir das Klima von Constantinopel, ungeachtet aller seiner anscheinenden Bedingungen von Heilsamkeit, ungesund; die Frauen wenigstens sind sehr weit entfernt, den Ruhm der Schönheit zu verdienen, in dem sie stehen. Welcher Abstand von der Schönheit der Jüdinnen und Armenierinnen Arabiens, und besonders von dem unbeschreiblichen Zauber der griechischen Frauen Syriens und Kleinasiens! Ein wenig weiter, ganz am Rande der Fluthen des Bosporos, erhebt sich der neue, jetzt vom Großherrn bewohnte Pallast. Beglerbeg ist ein Gebäude im italienischen Geschmacke mit indischen und maurischen Erinnerungen vermischt; ein ungeheures Hauptgebäu in mehreren Stöcken mit Flügeln und inneren Gärten; große, von Springbrunnen bewässerte Rosenbeete dehnen sich hinter den Gebäuden zwischen dem Berge und dem Pallaste aus; ein enger granitener Damm trennt die Fenster vom Meere; ich zog langsam unter diesem Pallaste vorüber, wo unter dem Marmor und Gold so viel Sorgen und Schrecken wachen; ich sah den Großherrn auf einem Diwan sitzend in einem Köschke am Meere.« u. s. w.

Hierauf eine Beurtheilung des Charakters Mahmuds und seiner Reformen, in welcher Hr. v. L. mit Michaud vollkommen übereinstimmt: Digne d'un autre peuple et d'un meilleur temps, et capable de mourir au moins en héros! Il fut un jour grand homme (als er die Janitscharen vertilgte!).

Hr. Michaud beschreibt die schon so oft beschriebenen alten Denkmale Constantinopels, ohne über dieselben etwas Neues zu sagen, es müßte denn (II. 168) die angebliche Ueberlieferung des Propheten seyn, wodurch den Christen und Juden ihre Häuser anzustreichen verboten seyn soll, welche aber ungegründet. Die neue Kleidung, besonders die rothe mit blauer Quaste, ist sehr augenfällig beschrieben: On comparait jadis une assemblée de Turcs, avec leurs turbans rouges, jaunes ou blancs, à un parterre semé de tulipes; ce ne serait plus qu'un champ de bluets et de coquelicots (II. 173). Die Inschriften der Grabmale Alipaschas von Janina (II. 248) hat schon Walsh gegeben; neu ist die Angabe (II. 260), daß die Harpyen Königs Phineas noch heute in einer besonderen Art von Schwalben fortleben, welche in die hohen Ufer des Kanals Löcher eingraben, die Erde und die Felsen mit demselben Unrathe bedecken, womit sie den Sohn Agenor's bedeckten; der Riesenberg gegenüber von Bujukdere heißt nicht Youka-Daghi, sondern Juscha taghi, d. i.

der Berg des Josue[1]); eben so irrig ist die Angabe (II. S. 291), daß Mohammed II. sein an der größten Enge des Bosporos erbautes Schloß Kopfabscheider (Basch kesen nicht Basesce) genannt; er nannte es Boghas kesen, d. i. das den Kanal abschneidende, was nur eine wörtliche Uebersetzung des griechischen Λαμοκοπιας, d. i. Fluthabschneider[2]). Das schöne Wasser, welches Poujoulat (II. 288) die süßen Wasser Asiens nennt, heißt Gökßuji, d. i. das himmlische oder blaue Wasser, nicht das grüne (eau verte), denn Gök heißt Himmel oder blau, aber niemals grün. Die beyden Flüßchen, welche die sogenannten süßen Wasser am Ende des Hafens bilden, sind richtig angesetzt: Alibegköißuji ist der Cydaris und der Barbyses des Kaghiatchaneßuji, denn Gyllius (Cap. III) sagt ausdrücklich Barbysem quam Chartarion (also schon damals nach einer Papierfabrik genannt)[3]). Die Bücher, welche Hr. M. in den Bibliotheken mit der Ueberschrift Edeb sah, deren Titel er (III. 24) mit Civilité übersetzt, sind philologische, denn Edeb heißt Philologie, die von Hrn. P. mit Edab, d. i. der Sittenlehre, verwechselt wird, und Edabul bahs, d. i. die Sitte der Disputierkunst, ist der Name der Polemik, von der es zu wünschen wäre, daß sie sich in den (S. 90) bezeichneten Schranken hielte: qui enseigne la manière de disputer avec politesse et avec esprit tout à la fois. Was über die Bibliotheken gesagt wird, ist in Vergleich mit dem darüber schon aus Toderini, Mouradjea d'Ohsson und dem IX. Bande der Geschichte des osmanischen Reichs bekannt, höchst oberflächlich. Raghibpascha ist durchaus in Rhagid verschrieben oder verdruckt; eben so oberflächlich ist das über die Schulen und die darin gelehrten Wissenschaften Gesagte; indem z. B. Michaud von den Geschichten nur die Seadeddin's kennt, deren Verfasser, so wie die Professoren der Medrese, nicht Codja (was ein alter Mann), sondern Chodscha (was ein Lehrer) genannt wird. Hr. M. ruft die Scene des alten Constantinopolis zur Zeit der Einnahme durch die Kreuzfahrer wieder ins Leben, und weiset die Uebereinstimmung der von Villehardouin genannten Stadtthore mit den heutigen Namen nach. Bey der Erzählung der goldenen Fische des Quellenpallastes Philopation lernen wir, daß die Kapelle Baliklü, welche noch vor dreyßig Jahren ein besuchter Wallfahrtsort, heute nicht mehr

---

[1]) Constantinopel und der Bosporos II. 288 nach dem Dschihannuma S. 665 und Subhi Bl. 59.

[2]) Constant. und der Bosporos II. 222.

[3]) Ebenda I. 15 sind diese beyden Flüßchen aus Versehen verkehrt angesetzt.

besteht. Die (S. 135) aufgestellte Behauptung, daß die Mauern Constantinopels seit der Eroberung Mohammeds keine Veränderung erlitten, nie ausgebessert worden, ist durchaus falsch; schon vier und zwanzig Jahre nach der Eroberung Constantinopels wurden die Stadtmauern von Mohammed II. selbst wieder aufgebaut und ausgebessert [1]); zwey und zwanzig Jahre später wurden dieselben nach dem großen Erdbeben (14. Sept. 1509) von Bajesid II. wieder gänzlich hergestellt [2]); hundert fünf und zwanzig Jahre später wurden dieselben ausgebessert und geweißt, um den von der Eroberung Eriwans als Sieger einziehenden Murad IV. würdig zu empfangen [3]); und zwanzig Jahre später wurden dieselben abermal geweißt, und zwischen dem Stallthore und den sieben Thürmen von außen mehrere alte Häuser zur Verschönerung der Stadt abgebrochen [4]); endlich als i. J. 1729 der Botschafter Eschref Chans, des afghanischen Beherrschers Persiens, zu Constantinopel erschien, wurden die Häuser und Mauern neu geweißt, und der Botschafter erhielt von diesem Umstande den Beynamen der Chan Mauernweißer [5]). Durch diese geschichtlichen Belege der wiederholten Ausbesserung der Stadtmauern Constantinopels ist es nicht erlaubt zu sagen: Ces murs, depuis l'entrée de Mahomet dans la ville, n'ont subi aucun changement, n'ont jamais été réparés. Hr. M. ist hierüber mehr einen Widerruf schuldig, als über das bey der Beschreibung von Byzanz (in der Geschichte der Kreuzzüge) Gesagte: »daß die Gräben der Stadt sich in einen weiten Wassergraben verwandelten, und daß diese künstliche Stadt wechselweise von Wasser oder Land umgeben war.« Hr. M. tadelt sich und Gibbon, einer Versicherung des Emanuel Chrysoloras geglaubt zu haben, daß der Graben der Stadt unter Wasser gesetzt werden konnte, was (meint Hr. M.) unmöglich, weil die Gräben ober der Meeresfläche und ober dem Niveau der Flüßchen, welche in den Hafen fallen; aber dieser Widerruf scheint überflüssig, weil Hr. M., wie Graf Andreossy in seiner Beschreibung Constantinopels, das Flüßchen Lykos übersehen, welches zwischen dem Thore des heiligen Romanos und dem Thore Charsia in die Stadt fällt, und welches also geschwellt wohl den Graben mit Wasser füllen konnte [6]). Doch hören wir nun lieber, wie Hr. v. Lamartine die heutige Ansicht Constantinopels beschreibt.

---

[1]) Gesch. d. osm. Reichs II. 148 i. J. 1477. [2]) Ebenda II. 350. [3]) Ebenda V. 211 i. J. 1635. [4]) Ebenda S. 654 i. J. 1655. [5]) Chan Niwadschi. Gesch. des osm. Reichs VII. 371. [6]) Gibbon II. Cap. 17 citirt über den Lykus Ducange Lib. I. part. I. chap. 16. Canano's Belagerungsgeschichte erwähnt desselben ausführlich (Const. und der Bosporos I. 16).

»Die Mauern Constantinopels beginnen vom Schlosse der sieben Thürme am Meere von Marmora, und erstrecken sich bis an die äußersten Höhen der Hügel, welche die Vorstadt von Ejub decken, gegen das Ende des Hafens an den süßen Wassern Europas, indem sie auf diese Art die ganze alte Stadt der griechischen Kaiser und die Stadt Stambul der türkischen, auf der einzigen vom Meere unbeschützten Seite des Dreyecks umfangen. Von dieser Seite würde Constantinopel durch nichts vertheidigt werden, als durch die unmittelbaren Abhänge dieser Hügel, welche in eine schöne bebaute Ebene auslaufen; hier wurde die dreyfache Reihe der Mauern gebaut, an denen so viele Stürme scheiterten, und hinter welchen sich das elende griechische Reich so lange unvergänglich glaubte. Diese bewunderungswürdigen Mauern bestehen noch immer, und sind nach dem Parthenon und nach Baalbek die majestätischsten Ruinen, welche die Stätte eines Reiches beurkunden.— Es sind steinerne Terrassen, funfzig bis sechzig Fuß hoch, manchmal funfzehn bis zwanzig Fuß breit, mit gehauenen Steinen von schönem weißen Grau bekleidet; oft sind dieselben ganz weiß, als ob sie erst vom Meißel des Steinmetzes kämen. Man ist von denselben durch alte, mit Trümmern und wuchernder Pflanzenerde gefüllte Gräben getrennt, wo Bäume und Mauerpflanzen seit Jahrhunderten wurzeln, und ein undurchdringliches Glacis bilden. Dieß ist ein dreyßig oder vierzig Schritte breiter, mit Vögelnestern gefüllter, von kriechenden Thieren bevölkerter Urwald (forêt vierge)!! Manchmal versteckt dieser Wald ganz und gar die Seiten der Mauern und der viereckigen Thürme, welche dieselben flankiren, oder läßt davon nur die erhabenen Zinnen erblicken Oft erscheint die Mauer in ihrer ganzen Höhe, und wirft mit vergoldetem Scheine die Strahlen der Sonne zurück; in der Höhe ist dieselbe von Wallbrüchen aller Art ausgezackt, durch welche das Grün wie in Bergschluchten heruntersteigt, und sich mit dem der Gräben vermengt; fast überall ist der Giebel der Mauer mit überströmendem Pflanzenwuchse gekrönt, welcher einen Kopfbund oder Fallschirm von Pflanzen, von Kapitälern, von Voluten aus Lianen und Schlinggewächsen bildet. Hie und da schießt aus dem Grunde der von Stein und Staub verschütteten Thürme eine Platane oder Cypresse auf, welche ihre Wurzel durch die Spalten dieses Fußgestelles verflicht. Das Gewicht der Zweige und Blätter und die Windstöße, von denen diese luftigen Bäume unaufhörlich erschüttert werden, geben ihren Stämmen die Richtung nach Mittag, und sie hängen wie entwurzelte Bäume mit ihrem weiten, mit einer Menge von Vogelnestern belasteten Gezweige. Alle drey- oder vierhundert Schritte stößt man auf einen herrlich gebauten Thurm, welcher mit dem ungeheuren Gewölbe eines Thores oder an einen alten Altar gepaart ist. Die meisten dieser Thore sind heute vermauert, und der Pflanzenwuchs, der alles verschlungen hat, Mauern, Thore, Zinnen, Thürmchen, paart sich an diesen Stellen am bizarrsten und am schönsten mit den Ruinen und den Werken des Menschen. Massen von Schlingpflanzen steigen von den Gipfeln der Thürme wie Falten weiter Mäntel herunter; Lianen bilden grüne Brücken mit funfzig Fuß breiten Bogen von einem Wallbruch zum andern; da sind ganze Veilchenbeete auf den senkrechten Mauern ausgesäet, welche der Wind unaufhörlich wie die Blumenwogen wiegt, Tausende von Gesträuchen bilden gezahnte Zinnen von Blättern verschiedener Farbe. Wolken von Vögeln fliegen daraus auf, wenn man einen Stein wider die Flanken der beteppichten Mauern oder in den Abgrund des Dornengebüsches, der zu den Füßen, hinabwirft. Wir sahen besonders eine

große Zahl von Adlern, welche diese Thürme bewohnen, und die den ganzen Tag in der Sonne ober den Nestern schweben, wo sie ihre Jungen nähren« u. s. w.

Was seit Tavernier kein anderer Reisender beschrieben, ist der Pallast der Pagen im dritten Hofe des Serai, wohin in der Regel Franken der Eingang nicht gestattet wird. Die Beschreibung desselben ist ein Seitenstück zu der in Constantinopolis und der Bosporos zuerst gegebenen des Uferpallastes und Cypressengartens Sultan Selims III. am Kanonenthor; nur wäre zu wünschen, daß auch hier wie dort ein Umriß beygegeben worden wäre, damit sich der Leser nur einigermaßen orientiren könnte.

»Der Hof der Pagen, kleiner als die beyden ersten, ist von mehreren Köschken mit niedrigen Dächern, welche sieben oder acht Fuß über die Mauern vorspringen, und welche von dünnen Säulen oder kleinen maurischen Pfeilern aus vergoldetem Holze getragen werden, zusammengesetzt. — Der rechte Flügel dieser Gebäude ist das weitläufige der Küchen (die also auf dieser Seite die Scheidewand bilden, indem dieselben im zweyten Hofe rechts). In einer kleinen Entfernung vor dem Küchengebäude ist ein bezaubernder kleiner, von einer Gallerie oder Säulenhalle zu ebener Erde umgebener Pallast, welcher der der Itschoghlan oder Pagen des Serai (die innere Einrichtung desselben wird beschrieben). Im Grunde des Hofes, ein wenig weiter als der Pallast der Pagen, schließt ein großer Pallast die Aussicht und den Weg; dieses ist der von den Sultanen bewohnte Pallast, der, wie die eben beschriebenen Köschke, von einer durch die Verlängerung des Dachs gebildeten Gallerie (in Indien Wiranda) umgeben. (Das Aeußere und Innere desselben wird beschrieben). Indem man die Plattformen des Pallastes links verfolgt, gelangt man durch einen, von hohen Terrassen getragenen Balcon zum Hafen oder Pallaste der Sultaninnen. — Wir nahten uns nicht weiter diesem dem Auge verbotenen Aufenthalte; wir waren an den Abhang des Serai gelangt, das sich von hier gegen den Häfen und gegen das Meer von Marmora senkt; dieß ist die größte Erhöhung dieser einzigen Stelle der Welt, wo der Blick alle Hügel und Meere Constantinopels beherrscht. — Nicht weit vom Hafen ist der alte und herrliche Pallast Bajesid's, den Schlingpflanzen und Nachtvögeln überlassen; er ist von Stein und von einer bewunderungswürdigen arabischen Architektur, man würde denselben mit leichter Mühe wieder herstellen können, und er wäre allein das ganze Serai werth; aber nach der Sage ist derselbe mit bösen Geistern bevölkert, und nie dringt ein Osman in denselben ein.«

Die Farben der Correspondance d'Orient sind minder glühend, und an der Beschreibung Constantinopels ist Weniges neu, das wenige Neue nicht ganz richtig. Wer, der die Beschreibungen von Reisen in die Türkey gelesen, kennt nicht die Spaziergänge von Pera, die Friedhöfe von Skutari, die Kaike, die Arabas, die Kaffeehäuser, die Opiumesser, die Tschubuke (Pfeifen) und die Basare? Alles das findet sich in der Corre-

spondance d'Orient beschrieben, nur nicht immer richtig; so heißt z. B. der Kaffeh nie anders als Kahwe und nie Cavi (II. 200); eine Verstümmlung, welche an die der spanischen Geschichtschreiber erinnert, welche das arabische Kahbe (die Hure) zur Cava, und diese zur Tochter von Rodriguez gemacht. Unter den Inschriften der Grabstätten ist die Alipascha's von Janina nicht ganz richtig: Ci-git la tête du très-célèbre Tépédélenli-Ali, pacha du Sandjiac de Janina, qui, pendant plus de cinquante ans travailla à l'indépendance de la Morée; sie lautet: Er (Gott) ist der Allerschaffende, Immerwährende. Dieses ist der abgeschnittene Kopf des vormaligen Besitzers des Sandschaks von Janina, des berühmten Depedelenli Alipascha, welcher mehr als dreyßig Jahre lang sich in Albanien vereinzelte*). Am 5. Dschemasiul-achir 1237 (27. Februar 1822) Fatiha (die erste Sure des Korans). Das Belehrendste und Gehaltreichste der Correspondance d'Orient ist, was über die neuen Reformen gesagt wird, und die Schilderung Sultan Mahmuds und seiner Günstlinge. Terapia, Bujukdere, Belgrad, Pera sind zur Genüge bekannt; neu ist die schöne Fabel der Mücke, die vor dem Richterstuhle Salomons erschien, um den Nordwind zu verklagen: »Ich werde ihn sogleich kommen lassen,« sagte Salomon. Da sey Gott davor! rief die Mücke, denn wenn er erschiene, könnte meine Stimme vor deinem Richterstuhle nimmer gehört werden. »Wir andern Richter,« sagte der Molla, der diesen Apolog Hrn. Michaud erzählte, »wir sind die Mücke, der Nordwind ist die Menge, durch welche unsere Stimme in politischen Geschäften so oft übertäubt wird.« Ueber die Bibliotheken Constantinopels wird nur das Bekannte aus Toderini und Mouradjea d'Ohsson wiederholt; eben so wenig enthält der Ar-

*) Teferrud (secregatio a caeteris, Meninski) a communitate ist nicht mit indépendance, welches istiklal heißt, zu übersetzen. Hier folgt der türkische Text, welchen Recensent in der Vermuthung, daß die Uebersetzung der Inschrift bey Michaud und Walsh irrig seyn müsse, durch einen Kalligraphen zu Constantinopel abschreiben ließ, und wodurch seine Vermuthung vollkommen bestätigt ward.

هو الخلاق الباقی

اوتوز سنه دن متجاوز آرنودلقده تفرد ایدن یانیه سنجاغی

متصرفی سابق مشهور تپه دلنلی علی پاشانک سر مقطوعیدر

۱۲۳۷ سنه فی ۵ ج الفاتحه

tikel über die Studien und Schulen etwas Neues; der neuen militärischen Schule (Mektebi harbije) zu Beschiktasch an den neuen Kasernen Matschka kischla wird eben so wenig als dieser erwähnt; dieselben nehmen die Stelle des vorigen sultanischen Pallastes Matschkaserai ein, und nahe daran, unmittelbar bey Dolmabaghdsche, ist die große schöne Gewehrfabrik. In dem sieben und funfzigsten Briefe der Correspondance, welcher einzig von den Schulen handelt, wird dieser neuen militärischen, an welcher der Dichter Urfi (Orpheus) als Chodscha, Lehrer steht, nicht einmal erwähnt; eben so wenig geschieht der von Sultan Mahmud an den Kanzleyen des Inneren und Aeußeren gestifteten Lehranstalt Erwähnung, über welche die osmanische Staatszeitung vom letzten Dezember 1831 einen officiellen Artikel enthält; es wird darin gesagt, daß auf Befehl des Sultans Es-Seid Hasan Aini Efendi (Verfasser eines zu Constantinopel bereits zweymal aufgelegten türkisch, arabisch, persisch gereimten Glossars) an der hohen Pforte einen Lehrkurs über Grammatik und Literatur eröffnet habe, welchem alle zwanzig Sekretäre von Amtswegen beywohnen müssen; denselben wird der schon von Sultan Mahmud I. in einem i. J. 1749 an den Mufti erlassenen Handschreiben [1]) angeführte Koransvers: Sind denn die, so Etwas wissen, gleich denen, die Nichts wissen [2])? zu Gemüthe geführt wird. Die vierzehn Humanitätswissenschaften, in welchen die Sekretäre der osmanischen Staatskanzley unterrichtet werden, sind: 1) die Lexicographie, 2) die Grammatik, 3) die Wortforschung, 4) die Syntax, 5) die Lehre von der Anordnung der Rede, 6) die Lehre von der Einkleidung der Rede, 7) die Tropik, 8) die Prosodie, 9) die Reimlehre, 10) die Lehre vom poetischen Ausdrucke, 11) die Briefschreibekunst, 12) die Schönschreibekunst, 13) die Kunde schlagfertiger Antworten und Erzählungen, 14) die Geschichte. Den Inbegriff dieser vierzehn Wissenschaften bilden die Humanitätswissenschaften (Ulumi edebije) oder die Philologie (Ilmi edeb), welche bisher so häufig von Orientalisten mit Ilmi adab, d. i. der Lehre von den Sitten und Manieren, so wie diese mit der Ilmi achlak, d. i. mit der Ethik, vermengt worden ist. Um die Sekretäre und Kanzellisten in den obigen zweymal sieben Humanitätswissenschaften zu unterrichten, war schon einige Jahre früher an der Pforte des Defterdars, d. i. beym Ministerium der Finanzen, der Chodscha Pertew Efendi (nicht zu verwechseln mit Portew Efendi, dem Chronogrammen-

[1]) Gesch. des osm. Reichs VIII. S. 135 u. 136.

[2]) Der eilfte Vers der XXIX. Sura.

schmiede Minister des Inneren) angestellt worden. Außer diesen drey Chodscha, d. i. Professoren an der Staatskanzley, an der Kammer und Militärschule, sind noch zwölf andere in den beyden kaiserlichen Pallästen, vier an dem Serai von Galata und acht an dem zu Constantinopel für die Pagen und andere Hofbeamte angestellt [1]). Diese Chodscha Lehrer des Serai haben zugleich den Rang von Muderris, d. i. Rectoren, Vorstehern von Collegien, so wie an christlichen Höfen Professoren der Universitäten zugleich Prinzenlehrer sind. Außer den obgenannten drey Lehranstalten und den zahlreichen Medreßeen an allen Moscheen bestehen noch die von Sultan Mahmud neu gestifteten folgenden vier Schulen: eine geometrische, nautische, architectonische und die von der Suleimanije neben der medizinischen neu gestiftete chirurgische. Von allen diesen Lehranstalten, über deren Einrichtungen die osmanische Staatszeitung umständliche Kunde gibt, weiß Hr. Michaud nicht das Geringste, und hätte also viel besser gethan, seine Briefe über die Studien und Schulen, welche nicht einmal von dem Inhalte der osmanischen Staatszeitung Kenntniß haben, ungeschrieben zu lassen [2]).

Höchst dürftig ist der zwey und funfzigste Brief, welcher die Literatur der Türken behandelt, und welcher von derselben nichts weiter weiß, als was Sevin, Toderini und Sir W. Jones darüber gesagt; dem letzten (dem unterrichtetsten aus diesen dreyen) war von den zweyhundert namhaften Werken, welche die historische Literatur aufzuweisen hat, nur ein Dutzend, von den Paar Dutzend osmanischer Blüthenlesen nur die einzige Kaffades bekannt. Hr. Michaud kennt gar keinen Geschichtschreiber, als den Chodscha Seadeddin, aus dessen französischer Uebersetzung er Auszüge in den Supplementbänden seiner Geschichte der Kreuzzüge gegeben, und von Dichtern kennt er nur zwey, welche ihm

---

[1]) Die Einrichtung der chirurgischen Schule in der Staatszeitung Nr. 11.

[2]) Die in der osmanischen Staatszeitung genannten Chodscha sind: 1) Tschebarschenbeli Mustafa Efendi ist Chodscha der großen Kammer; 2) Achiskali Ahmed Efendi Chodscha der kleinen; 3) Babakalaali, Chodscha der Speisekammer; 4) Imamsade Hafis Mohammed Esaad Efendi, Chodscha der Bibliothek; 5) Akschehri Efendi, Chodscha an der Bibliothek des Serai; 6) Denisli Jahja Efendi, Chodscha an der Speisekammer; 7) Hasan El-Konewi; 8) Ibrahim El-Lapsaki; 9) Amasiali Omer Efendi, Chodscha des Chasnedar; 10) Esseid Abdes-Selam, Chodscha des Stellvertreters des Chasnedar; 11) Mohammed Emin Monastirli; den Namen des zwölften meldet die Staatszeitung nicht.

sein Geleitsmann, der französische Dolmetsch Hr. Desgranges, genannt; der eine Iset Molla und der zweyte der Sohn Omer Tahirpascha's, des in der zweyten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts so berühmten rebellischen Pascha von Akka. Hr. Michaud kennt aber nicht einmal die eigentlichen Namen dieser beyden Dichter, von denen er Proben gibt, der erste ist Ketschedschisade, d. i. des Kotzenmachers Sohn, Verfasser eines großen (auf der kais. Hofbibliothek befindlichen) Diwans, in welchem sich jedoch das Klagegedicht, welches Hr. M. mit dem Liber tristium Ovid's vergleicht, nicht befindet, so daß an der Aechtheit desselben billig zu zweifeln ist. Die zweyte von Hrn. M. mitgetheilte Probe ist, wie er sagt, aus einem arabischen Gedichte genommen, dessen Titel: Beschreibung eines Frauenbades, und dessen Verfasser der Hrn. M. nach seinem Namen gar nicht bekannte Sohn des Rebellen Pascha von Akka; dieser ist Fasilbeg, ein naher Verwandter des dermalen als Botschaftssekretär an der Botschaft zu Paris stehenden Nuribeg. Das angebliche erotische Gedicht aber, welches den Titel: Beschreibung eines Frauenbades, führen soll, ist nur ein Abschnitt des unter dem Titel: Senanname, d. i. das Buch der Weiber, sehr berühmten Werkes des i. J. d. H. 1225 (1810) verstorbenen Fasilbeg; dieser Bildersaal von Frauengemälden ist eine Nachahmung bekannter schönheitsbeschreibender Werke, wie das der Tausend und Einen Knaben und der Tausend und Einen Mädchen (deren letztes vom Scherif Ali Ben Mohammed Ben Er-Risa, dem Defterdar eines ägyptischen Sultans, verfaßt, sich auf der kais. Hofbibliothek Nr. 508 befindet). Das Buch der Weiber besteht aus einer Einleitung *), dann aus der Charakteristik der Weiber fünf und dreyßig verschiedener Nationen, nämlich: 1) die Inderin, 2) die Perserin, 3) die Weiber von Bagdad, 4) die von Kairo, 5) die Negerinnen, 6) die Aethiopierinnen, 7) die Weiber aus Jemen, 8) aus Maghrib, 9) aus Tunis, 10) aus Hedschas, 11) von Damaskus, 12) von Haleb, 13) von Anatoli, 14) die Weiber des Archipels, 15) die Spanierinnen, 16) die Weiber von Constantinopel, 17) die Fränkinnen von Constantinopel, 18) die Griechinnen, 19) die Armenierinnen, 20) die Jüdinnen, 21) die Zigeunerinnen, 22) die Weiber Rumili's, 23) die Albaneserinnen, 24) die Bosnierinnen, 25) die Tatarinnen, 26) die Georgierinnen, 27) die Tscherkessinnen, 28) die Christinnen aus Rumili, 29) die Polinnen, 30) die deutschen Weiber, 31) die

---

*) Der Anfang derselben in der Wiener Zeitschrift 1817, Nr. 93 übersetzt.

Russinnen, 32) die Französinnen, 33) die Engländerinnen, 34) die Holländerinnen, 35) die Amerikanerinnen. Nach dieser Gemäldegallerie (welche in der Geschichte der osmanischen Dichtkunst zur Ausstellung gebracht werden wird) macht erst die Beschreibung des Frauenbades den Beschluß des Ganzen. Hr. M. gibt daraus das folgende Stück als Probe:

»Ecoutéz, amateur du sexe féminin, la joyeuse description d'un bain de femmes; que ne sont-elles point, sitôt qu'elles se trouvent dans l'enceinte intérieure! et les murs de cette enceinte, quel n'est pas leur empire sur eux-mêmes pour résister du matin au soir à la vue du tableau qu'ils renferment! D'une part, ces baigneuses remplies de grâce, de l'autre, ces *tellag* (filles de bain) au pantalon d'écarlate, aux corps transparens, vrais cristaux à pieds humains! elles portent sous les bras des paquets enveloppés sous des draperies d'or; le coeur des amans n'est-il pas enfermé dans ces brocards? .... Ici une jeune beauté laisse tomber négligemment le vêtement qui la couvre, et son corps répand autour d'elle la lumière. Son visage se réfléchit dans les eaux du bassin; tel on voit dans la mer le disque du soleil. De ses deux doigts teints en *henné*, elle dénoue avec grâce la tresse de ses longs cheveux, et ses doigts rouges dans sa belle chevelure, ressemblent à une branche de corail sur de l'ébène. Elle a cherché à disparaître sous sa chevelure brunie; mais comme l'astre des nuits dans l'épaisseur des ténèbres, sa taille élégante brille d'une douce clarté.. Cependant les dames s'asseoient à l'écart, des femmes cherchent à les divertir; les *tuccha* (cornichons), les fruits, les sorbets sont apportés; quelques-unes mettent les plateaux au pillage; d'autres font voler des boules de savon; chacune d'elles s'efforce d'inventer un nouveau tour; l'une se fabrique une fausse barbe avec le *siffe*; celle-ci jette à ses compagnes de l'eau froide avec une tasse; celle-là se frotte le visage avec l'herbe qui en fait tomber le duvet... Ce désordre ressemble à une noce; il n'y manque que les musiciens. Parmi ces jeux, une dispute éclate enfin; toutes les assistantes se précipitent au milieu de la salle; l'une comme un homme, saisit d'une main vigoureuse un *nalin*; l'autre, la boite *du siffe* (!), une troisième, la tasse; le diable arrive au milieu d'elles; qu'on se figure le tapage; toutes se prennent aux cheveux; les fronts se heurtent; elles s'adressent des injures;... chacune fait honte à l'autre,.. les dames sortent des chambres intérieures; la sueur et le sang coulent de leur visage; cependant leur figure apparait comme un astre aux gardiennes qui les attendent en dehors, et qui les reçoivent aux cris de *Maschalla*! Notre jeune bouton de rose s'est étendu sur un lit délicat; ses esclaves se rangent en cercle, les mains croisées; puis vient la cérémonie des parfums, de l'ambre, du bois d'aloës brûlé dans des cassolithes... Quelle exclamation! quelle voix délicieuse! ah! je vais me trouver mal, s'écrie l'une avec un accent plein de charme; entourée de ses esclaves, elle revêt ses habits en faisant mille minauderies. Que de bruit, que de gentillesses, que de grimaces! que de bijoux et de diamans!! quels beaux pendans d'oreilles! La société reste jusqu'au soir dans l'appartement exté-

rieur, elle reste, jusqu'à ce qu'un intarissable flux de paroles se soit écoulé. Alors, les femmes sortent du bain, comme des malades, l'oeil languissant, l'air délicat, la démarche lente; tous leurs pas sont étudiés; elles veulent paraître faibles et abatues.«

Um die Leser und besonders die Orientalisten in Stand zu setzen, die Treue dieser französischen Uebersetzung zu beurtheilen, folgt hier die wort- und reimgetreue deutsche (aus dem letzten Theile der Geschichte der osmanischen Dichtkunst, deren erster bereits erschienen und deren zweyter im Druck begriffen ist) mit ein paar nothwendigen Bemerkungen über die drey in der französischen Uebersetzung aufgenommenen türkischen Wörter *tellag* (filles de bain), *tuecha* (cornichons), soll Turschu seyn, welches der Name aller sauer eingemachten Früchte, und das unerklärte *siffe*; jenes soll Dellak heißen, d. i. die Badereiberinnen, dieses kömmt im Texte gar nicht vor, und ist ein grelles Beyspiel von französischer Uebersetzungslicenz; das erste Mal steht im Texte Lif, d. i. Palmenfasern, und wo es im Französischen zum zweyten Male vorkömmt, steht im Originale Gil Kutusi, d. i. Lehmenschachtel; beyde Wörter stehen im Meninski. Hr. Desgranges setzt aber dafür ohne einen Commentar le *siffe*, et la *boite de siffe*!! Die Stellen, welche in der französischen Uebersetzung als unanständig übergangen worden sind, bleiben auch hier aus, nur eine derselben, welche nicht das geringste Unanständige enthält, schalten wir unbedenklich ein, eben um zu zeigen, daß keine gute Ursache, dieselbe auszulassen, vorhanden gewesen.

Beschreibung des Frauenbades.

O du, der frägt um schöne Frauenleiber,
Hör' an die Reize von dem Bad der Weiber.
Sobald gekommen ist die Badestunde,
Entströmt beredt die Rede ihrem Munde.
Das Bad hat Wunderkraft so stark als labend,
Die Weiber sitzen drin von Früh bis Abend.
Da sind die Kräuslerinnen frisch wie Rosen,
Die Badezofen mit den Scharlachhosen.
Ach! welcher Sammelplatz von schönen Leibern,
Das weiß, wer je gelebt hat unter Weibern.
Wie würde ein Verliebter nicht verrücket,
Wenn er die Bündel sieht mit Gold gesticket!
Die hohen Stelzenschuh von ein Paar Ellen
Der kleinen Schönen Hoheit beygesellen.
Ein altes Weib, das Männern sonst gefiel,
Wird Badewärterin am Lebensziel;
Sie ist erfahren in Gespräch und Mienen,
Versteht die Weiberfreunde zu bedienen;
Sie zieht das Hemde aus mit süßem Kosen,
Es glänzt das Bad vom Scheine weißer Rosen.

Es spiegeln sich die Wangen in den Fluthen,
Wie in dem Meer der Abendsonne Gluthen.
Sie löst das Diadem von ihren Haaren,
Mit Fingern wohlgefärbt und wohlerfahren.
Der rothe Finger von dem Haar umhäget,
Scheint wie in Ebenholz Korallen eingeleget.
Der weiße Leib vom schwarzen Haar umflossen,
Ist Mondenlicht in Nächten ausgegossen.
Ihr Körper lauter Licht vom Haar verstecket,
Ist Sonne von der Finsterniß bedecket.

وگله اي مايل پيغام نسا * شيوهٔ قصهٔ حمام نسا
نه فضاحتلر ايلر اول زمره * داخل خلوت حمام اېجره
نه عجب طاقتي وار حمامه * تا سحردن اوتورور اخشامه
باخصوص شيوهٔ مشاطه لري * آل چقشو رلی او دلاکه لري
آه او پاکيزه بدن ناطورلر * او اياق او بدن کزن بللورلر
صرمه لی بو بغچه لري قولتقده * عقده اولمزمی دل عاشقده
ايکي اندازه بويي نعلينلر * او ادالر اوکوزل آيينلر
اولا پرده ايلر صد چاك * صکره حمامه اولور بر دلاك
هر بري فن اداده اوستا * صبر و طاقت ويره حق زندوستا
جيقارد شيوه ايله پيرهني * ويره حمامه ضيالر بدني
کورينور عکس دخی قورناده * قرص خورشيد کيبدر درياده
چون کيسوه يي ستغناسی ايله * ايکي انکشت محناسی ايله
قنه لی پارمغي کيسولرده * شاخ مرجان کبي در عنبرده
قپلامش جسمني اول صاچ سياه * شب ديجورده قالمش اول ماه
جسم عرياني چو بر قطعه نور * صانکه بر پاره يي اولمش مستور

Hier sind sieben Distichen ausgelassen, vor dem cependant les dames s'asseoient; dann heißt es im Texte weiter:

So sitzen sie die Zeit sich zu vertreiben
Im Bad, und lassen sich von And'ren reiben.
Es werden ihnen dargebracht in Wette
Die eingemachten Früchte und Sorbette.
Die eine macht aus Wachs und Seife Kerzen,
Die andre unterhaltet sich mit Scherzen;
Diese macht aus Fasern falschen Bart am Munde,
Die andre reißet ihr ihn aus zur Stunde.
Die übergießt die anderen mit Wasser,
Und die macht sie mit nassem Kraut noch nasser.
Die sieht man ihren Kopf als Sack gestalten,
Die eine Tasse sich zur Haube halten.
Die einen reißen weg die Badeschürzen,
Indeß die anderen darauf sich stürzen.
Von allen Seiten sind sie alle jede offen,
Wo bist du Freund? hier wäre was zu hoffen.
Du meinst, du seyst allhier in Hochzeitssälen,
Nur schade, daß dabey die Pfeifen fehlen.

اوتوزه كوشه لره جانملر * انلره ساري قشمرلك ايدر
ترشيلر فاكهه لر شربتلر * قايشور آني اودم تكمبتلر
كوسترور هربري بر درلو فن * كچه قنديل اوچورر صابوندن
قوپارير او بري آني تل تل * ليفدن كمي يپار سخته صقل
او دخي چهره سنه اوت چارپر * طاس ايله كيمي صوغو صو برپر
طاس ايله كيمي دونر ابليسه * باشنه كيمي كيير بر كيسه
او بر ليسيده اكا بويله يپار * پشتماليني بلنسيدن او قپار
قنده سين قنده آكير زاني * هر برينك اچلور هر ياني
انجق اول اورطه ده سورنا اكسك * بر دوكون صانكه او حال ضحك

Hier sind abermal vier Distichen ausgelassen, dann heißt es;

Indeß auf diese Art sie spielend schwärmen,
Entstehet auf einmal ein großer Lärmen,
Und keine ist, die nun gemächlich ruhe;
Die Eine nimmt die hohen Stelzenschuhe,
Mit Schachteln und mit Tassen wird gestritten,
Der Teufel mischet sich in ihre Mitten;
Alsdann beginnt das Ungethüm, das wahre,
Sie schlagen Kopf an Kopf und Haar an Haare.

3

Die Eine schreit: Hinweg mit dieser Metze,
Die And're: daß man ihn von dannen hetze.

بويله بازيچه ايدر ايكن آخر * برده برعربن اولور ظاهر
هر بريسي آتيلور ميدانه * كمي نعلينى قبار مردانه
كيمسي كيل قطوسي كيمسي طاس * كره ما بسينهايه خناس
او زمان سير ايلسين غوغايي * حاج حاجه باشباشه رسوايي
كيمسي دير بر كدي كلنخاني * كيمسي دير بره عارسز زاني

Hier fehlen in der französischen Uebersetzung die hier deutsch und unten türkisch folgenden Distichen:

Die Eine sagt: Es soll dein Maal sich schwärzen,
Aus Eifersucht beneidend mich um Herzen;
Die mich anbeten sind vom ersten Stande,
Die Pascha und die Bege in dem Lande,
Die Großen mit den golddurchflocht'nen Krägen,
Die bey der Amme schon als groß sich regen.
Die And're spricht: O schnuppenvolles Leiden!
Willst du vielleicht den Milchbart mir verleiden?
O zeig mir nicht den Mann von funfzig Jahren,
Wie hoch in Staatsgeschäften auch erfahren;
Du warfest den Babudsch hinauf aufs Dach,
Zwey Nackte schicken sich fürs Badgemach.
So suchen sie einander zu beschämen,
Indem sie Schimpf und Spott zu Hülfe nehmen.

سنك مسرت ايله بكرشك صولسون * بنم اما كه يينه حمد اولسون
دوستلرم جمله سي مستثنا در * كمي بكدر كمي پاشا در
جمله سي صرمه بيقلى شهلر * هپ طوغمون داي كلمش اشبهلر
او دخى ديركه نه واروى زكام * نيره مي سود بجكم بويور دام
بره كوسترمه يشلو السلى * بره والله هيز بر حاللى
سنك پابوجك اتلدي طامه * ايكي چپلاق ياقشور حمامه
بويلهجه هر بري بيعار ايلر * دخي فاحش نيجه سوزلر سويلر

Nun geht es wieder weiter von: les dames sortent des chambres intérieures, bis ans Ende:

Wenn sie zuletzt dann aus dem Bade gehen,
Wirst du voll frischen Bluts die Wangen sehen,
Denn jede ist dem Mond an Schönheit nah,
Die Dienerinnen rufen: Maschallah!
Auf Polstern liegen sie wie frisch entknospte Rosen,
Indeß die Sclavinnen, verschränkt die Hände, kosen.
Sie schminken sich vom Scheitel zu der Hüfte,
Die Aloe, die Ambra füllt die Lüfte.
Doch während man sie schmückt mit Sorg' und Eile,
Seufzt eine Huldin: Ach! welch lange Weile.
Sieh! funfzig Sclavinnen das Hemde halten,
Besorgt das Kleid zu legen in die Falten.
Welch Anmuth, Reiz, welch Aufruhr, welch Verlangen!
Welch ein Geklirr von diamant'nen Spangen!
Bis Abends sitzen sie im Ankleidzimmer,
Um ganz zu zeigen sich in ihrem Schimmer.
Dann gehn sie aus dem Bad wie erst genesen,
Bedächt'gen Schritts mit anmuthsvollem Wesen,
Sie gehen nicht, sie schwanken hin und wieder,
Als wären ganz gebrochen ihre Glieder.
Was hat dieß kranke Wesen zu bedeuten?
Weiß dieß der Herzgefangene zu deuten?
Was sollen Ziererey und künstlich Sinnen?
Sind wohl damit die Reinen zu gewinnen?
Als leer erscheint es Einsichtsvollen allen,
Nur denen, die geschmacklos, kann's gefallen.

چيقه حامدن اودم خانملر * رخلرندن تر ايله قان طمملر
كوسترور هر برسيي طلعت ماه * ديه ناظورلري ما شا الله
بستر تازه ياتور اول غنچه * طوره جاريه لري ال بنچه
ياغلر غاليه لر عنبرلر * عود اغاجي ايله اول مجمرلر
او فغانلر او اداي ممتاز * آه بايلدم ديو او شيوه ناز
اللي جاري يه طوتر پيرهني * كيه بيلك منت ايله جامه سي
نازلر عربن دبدبه لر * او مجوهرلر او الماس كوپه لر
جامكانن اوتورور تا اخشام * تاكه تكميل اوله آلات نظام
چيقه حامدن امّا خسته * طوري نازك روشي آهسته

این بیکث شیوده نازیله خرام * خسته رفتار شکسته اندام

او تولسهون او اداي سخته * بوکا عارف اولمی دلبسته

نه بو تزویر و تکلف بو ادا * قاپیلوری بوکا ارباب صفا

اهل اوراکه بتون بوش کورینور * بي مذاقانه بلی خوش کورینور

Eben so ungenau, als Hr. Desgranges, Hrn. Michaud's Gewährsmann, das Buch der Weiber übersetzt hat, eben so unrichtig ist die Uebersetzung der Inschrift der Mittelthür des Diwans, durch welche der Großwesir sich in denselben begibt: l'homme protégé de Dieu ne s'écarte point de l'équité dans les affaires; die dortige Inschrift sind die Worte des 57. Verses der V. Sure:

> O ihr, die ihr glaubt, gehorchet Gott, gehorcht dem Propheten und Euern Befehlshabern.

Aber noch unverzeihlicher, als diese irrigen Angaben, ist die Hrn. M.'s (III. 254) über die Namen der Dardanellenschlösser, wo er Kilidul bahr, welches das große Schloß auf der europäischen Seite nach Asien, und Kumkalaa, welches, wie aus allen Reisebeschreibungen bekannt, der Ebene von Troja vorliegt, nach Europa verpflanzt! während er doch nur den Atlas La Pie's hätte ansehen dürfen, um sich seines Irrthums zu überzeugen. Wenn dieses an den Dardanellen geschieht, deren Schlössernamen doch allbekannt, was kann man sich wohl von der Ausmittlung der Straße der Kreuzfahrer durch Kleinasien versprechen, welche Hr. P. in dem drey und sechzigsten, sieben und sechzigsten und acht und siebzigsten Briefe von Kallipolis bis an den Salef verfolgt, ohne die Länder, wodurch sie führt, selbst ganz durchwandert zu haben. Diese Arbeit hätte er fast eben so gut in seinem Kabinette unternehmen können; auch läßt dieselbe die meisten der von den Kreuzfahrern genannten und nach ihren jetzigen Namen noch unbekannten Orte, wie Ypomenon, Archangelos, Sycheron, Calamor, Meleos, Ajos, unbestimmt; das letzte hält Hr. P. für Pergamos, und das Alos Ansberts für Philadelphia. Das erste sehr wahrscheinlich, das zweyte gewiß richtig, indem Alos nichts als die Verstümmlung des türkischen Namens, welchen die Stadt noch heute trägt, nämlich Alaschehr. Hr. P. hat jedoch das Verdienst, im Silberthale (Gümisch Owasi) die Ruinen von Magnesia am Mäander entdeckt zu haben, wofür man bisher irrig Güsel-

hißar gehalten, das sich an der Stelle des alten Tralles erhebt. Wie die Kreuzfahrer den Namen von Alaschehr als Alos verhörten, so den von Philomelium als Vinimil. Karaman ist dieselbe Stadt mit Larenda, und der Salef, d. i. der Fluß von Seleucia oder der Calycadnus, heißt heute Gökßu, d. i. das blaue oder himmlische Wasser. Ueber Chios, Samos, Nicaria, Pathmos und Kos nichts Neues, und über Rhodos, wo von dem Geschichtschreiber der Kreuzzüge doch eine genaue Topographie der berühmten letzten Belagerung zu erwarten gewesen wäre, mehr als Ein Irrthum, nämlich ein philologischer und topographischer; von der schönen, unmittelbar vor der Stadt sich erhebenden Anhöhe Sünbüllü, d. i. das Hyacinthenreiche, welche in den topographischen Ansichten [1]) umständlich beschrieben worden, heißt es hier: les Grecs l'ont appelé *Zimboli* du mot arabe *zambulu*, qui signifie *jacinthe*; das arabische Wort für Hyacinth ist Sünbül und nicht Zambulu, und die Anhöhe heißt Sünbüllü und nicht Zimboli; so weit für den philologischen Irrthum, aber schlimmer sieht es mit dem topographischen aus, indem Hr. M. ohne zu ahnen, daß Sünbüllü und Philéremus eine und dieselbe Anhöhe, die letzte nach dem eine Stunde von der Stadt entlegenen Berge versetzt. Fontanus und Breidenbach stimmen überein, daß Suleiman sein Hauptquartier am Phileremus gehabt, und die Ruinen des von demselben zu Sünbüllü gebauten Bades waren noch vor dreyßig Jahren zum Theil erhalten; von der (nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernten) Anhöhe von Sünbüllü aus beherrschte Suleiman die ganze Stadt, von welcher der Berg Phileremus eine ganze Stunde weit entfernt liegt. In den vierzehn folgenden Briefen werden die Küsten Kleinasiens von Miletos bis Patara und die Insel Cypern überblickt; auf der letzten Insel wird nicht einmal Neupaphos von Altpaphos gehörig unterschieden, denn Altbaffa ist ein anderes als Altpaphos, dessen Tempelruinen zu Kukla von Pococke nicht besehen, vom Schreiber dieser Zeilen im letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts zuerst entdeckt und beschrieben worden sind [2]). Mit dem ein und neunzigsten Briefe betreten die Herren M. und P. erst Syrien in der Rhede von Kaife am Fuße des Karmel; nach dem Besuche Jerusalems trennen sich dieselben, indem Hr. P. in Syrien bleibt, Hr. M. aber nach Aegypten reiset. In dem fünften und sechsten Bande wechseln in ihren beyderseitigen Briefen die Nachrichten aus Syrien und Aegypten

[1]) S. 80 und folg.

[2]) Topographische Ansichten auf einer Reise in die Levante S. 134 u. f.

ab. Da Hr. M. aus Aegypten gar nichts meldet, was nicht aus anderen Reisebeschreibungen schon längst bekannt, so halten wir uns einzig an Hrn. P., dessen Briefwechsel hier in die Reihe der Eingangs genannten Werke, welche Syrien und insbesondere Palästina beschreiben, eintritt. Das Interesse, womit wir bisher den Fußstapfen der Herren Michaud, Poujoulat und Lamartine gefolgt sind, hätte uns bald auf ihren Landsmann, den verstorbenen Cavallerie-Offizier Damoiseau (Nr. 6), vergessen lassen, wenn uns denselben nicht neuerdings der dritte Theil von Semilasso's Weltgang in Erinnerung gebracht hätte. Der fürstliche Halbmüde, welchem, so lange er seine Leser nicht zu ermüden fortfährt, keiner derselben das Horazische: **sit modus *lasso* maris, et viarum, militiaeque**, zurufen wird, gibt in diesem dritten Theile die Uebersetzung einer arabischen Abhandlung über die Pferde, welche in unmittelbarer Verbindung mit der Reise Damoiseau's, indem alle edlen Hengste, die man dort kennen gelernt, hier als alte Bekannte wieder auftreten; nur Schade, daß alle arabischen Namen ganz gräulich verstümmelt sind, so daß statt Kohlan oder Koheilan, dem bekannten Namen der edlen Rasse arabischer Hengste, bald **Kochel**, bald **Koenhail**, bald **Kenheylan** steht, und dergl. mehr [1]). Trotz dieser Verstümmlungen enthält diese Abhandlung die vorzüglichsten Ueberlieferungen des Propheten über die beliebten und nicht beliebten Merkmale der Pferde, und umfaßt eben so viel Interessantes, als Damoiseau's Reise, welche rein die eines Stallmeisters, und aus dessen hippischen Besuchen für die Länderkunde nichts zu lernen [2]). D. befand sich zugleich mit dem seligen Grafen Wenzeslaus Rzewuski, dem Nebenbuhler Hrn. de Porte's im Kaufe arabischer Pferde, in Syrien, und erwähnt dessen zu wiederholten Malen. Was dieser und Rousseau in den Fundgruben des Orients über die Rassen arabischer Pferde gesagt, ist bisher das Richtigste und Beste. Hrn. D.'s Wegweiser, Hr. Aubin, erscheint auch als der des Hrn. Madox (Nr. 12), von dessen Reisebeschreibung eine kritische Zeitschrift gesagt, daß dieselbe

---

[1]) So die Namen der Stämme: Nedgid statt Nedschd, Beni-Saker statt Beni Asakir, Onald-ali statt Weled Ali, El-Ronda statt El-Raudha, El-Montifecth statt Montefik, El-sonalmi statt Es-sewali, und so auch alle Stämme auf der S. 220.

[2]) Die Neologie der visites hippiques ist ein Seitenstück zu der épopée humanitaire, unter welcher Benennung die französischen feuilletons das, Vossen's Louisen und Goethe's Herman und Dorotheen nachgeahmte bürgerliche Epos des Hrn. von Lamartine als eine neue Erscheinung im Reiche der Poesie verkünden.

die eines gewöhnlichen Touristen, aus welcher nicht viel Neues zu lernen; dieß ist auch wirklich der Fall, in soweit er seine Reise über Sizilien, Malta, Corfu, durch den Archipel nach Constantinopel und Aegypten erzählt, aber keineswegs in Syrien, wo er Namen von Flüssen, Quellen, Bergen und besonders von Dörfern angibt, die sich bey keinem anderen Reisenden finden. Die beygegebenen lithographischen Abbildungen verderben nichts, und die des am Meere in der Nähe von Beirut gelegenen Dorfes Buckfaya (Bekfeije) verdient in den Landscape illustrations (Nr. 10) aufgenommen zu werden; von Beirut aus besuchte M. die maronitischen Dörfer Cornichevan (?) hoch im Gebirge, Baitchibbab (Beit schibab), d. i. das Haus der Jugend, das Kloster St. Peters und das romantisch gelegene Salyma (Selime), von welchem das eben so malerische, von Maroniten und Drusen bewohnte Bekfeije nur wenige Stunden entfernt ist. Auf dem Wege von Paneas nach dem Thale von Bekaa über Haßbeja erwähnt er (II. S. 271) der von keinem anderen Reisenden genannten Flüsse Nahr Strade (?), Nahr Shibbaha (?) und Nebba Hasbega, und des Dorfes Abobarmnie (?), dessen Namen er als first of the corn (?) übersetzt; er sagt, daß die Berge hier herum Tellarsee (?) heißen, so wie er den Berg bey dem oberwähnten malerischen Dorfe den Sarnin nennt; die auf dem Abhange eines Berges gelegene Stadt Haßbeja ist von vier- bis fünftausend unirten Griechen, Maroniten, Türken, Juden und Drusen bewohnt. Auf dem Wege von Haßbeja nach dem Thale von Bekaa kam er nach Nabi Sarfa? wo Tempelruinen und das Grab eines Sohnes Jakobs, zu der Brücke Delbekar? (vermuthlich Silbekr oder Silbakar), nach der Jungfrau (Bekr) oder der Kuh (Bakar) benannt, nach dem Dorfe Marharser-il-focar (?), und bey dem Dorfe von Fânâbrâ? vorbey nach Deirel-kamr, der Residenz des Drusenfürsten Emir Beschir. Die Gränzen dieser Uebersicht erlauben nicht, die Schritte jedes Reisenden im Einzelnen zu verfolgen, oder nach denselben eine Gesammtübersicht ganz Syriens oder auch nur Palästinas zu geben; hier können nur die merkwürdigsten Punkte berührt werden; um jedoch durch eine Probe zu zeigen, wie viel noch für eine wohlgeordnete Geographie Syriens und Palästinas zu thun, wollen wir nur die Flüsse und Gebirge dieser beyden Länder überblicken, welche in keinem der vorliegenden Werke vollständig mit allen ihren Namen aufgeführt sind, indem in keinem derselben die Nachrichten der Reisenden mit den Quellen der morgenländischen Erdbeschreibungen, nämlich mit Idrisi (Geographus Nubiensis), Abulfeda's Tafeln und dem Dschihannuma, gehörig verglichen, und durch diese

berichtigt oder vervollständigt worden sind. Wir verfolgen unsern Weg auch hier in der Richtung der Züge der Kreuzfahrer, nämlich von Norden nach Süden, d. i. von dem antiochischen See und den dort in den Orontes einströmenden Flüssen angefangen, bis an den Fluß von Ghasa, erwähnen dann der Seen und Quellen, durchwandern die Berge von dem Taurus und Amanus bis an die sieben Berge Jerusalems, und den denselben auf der Ostseite des todten Meeres gegenüber gelegenen Berg Nebo (heute Attrus), von welchem Moses das gelobte Land überblickte, und wo er auch starb, und schließen unsere Wanderung mit der Erwähnung der berühmtesten Ebenen, Thäler und Wälder.

I. Die Flüsse.

Vom Taurus herunter strömen in den antiochischen See drey Flüsse, deren Lauf sowohl auf der Karte Paultre's, als auf der, der Reisebeschreibung Berggren's von Hällström beygefügten ganz irrig angegeben ist, indem alle drey jeder für sich in die See strömt, während es sich nach der Angabe des Dschihannuma (S. 558 und 594) ganz anders verhält. 1) Der Eswed, d. i. der schwarze [1]), nimmt 2) den zweyten, nämlich den Aafrin, auf, welcher bey Rawendan und Dschuma vorbey ins tiefe Thal geht, und sich mit dem Eswed vermischt, welcher unter Derbesak vorbeygeht, und nicht nur den Aafrin, sondern auch 3) den Jaghar aufnimmt, welcher in der Nähe des gleichnamigen Ortes entspringt, und nicht für sich, sondern mit dem Eswed vereint in den See von Antiochien fällt. Oestlich von den drey Flüssen strömt 4) der Kowaik, d. i. der Fluß von Haleb, welcher sieben Miglien nördlich von Haleb beym Dorfe Sinab entspringt, einige Zuflüsse aufnimmt, und dann Kinisrin vorbey in den rothen See (Merdschi ahmer) fällt. Zu Suweidije (das alte (Seleucia) mündet der nördliche der beyden größten Flüsse Syriens, nämlich 5) der Orontes, welcher, wie der zweyte größte (der unten vorkommende Jordan), mehrere Namen hat, die mit jenen des Jordans vollkommen antagonistisch; wie der Jordan der Fluß des Gesetzes heißt, so dieser der Empörer (Aaßi), der umgekehrte (Maklub), weil er sich in seinem Laufe umwendet, und Oront, was bloß die Abkürzung des griechischen Namens [2]). Von der Mündung des Orontes bey Suweidije verfolgen wir nun die verschiedenen Flüsse in der Ordnung ihrer Mündungen von Norden nach Süden, 6) Nehrol-

---

[1]) Dschihannuma S. 556.

[2]) Ebenda S. 557. l. Z.

Kandil [1]), 7) Nehrol-Arab [2]), 8) Nehrol Kirsane [3]); unter Laodicäa mündet der Fluß 9) Mehameni, über welchen die Straße mittels einer Brücke führt, in den 10) Nehrol-Kebir, d. i. den großen Fluß, den Fluß Laodicea's [4]); eine halbe Stunde südlich von der Mündung des Nehrol-Kebir und eine Stunde von Dschebeli mündet ein Fluß, welchen B.'s Karte 11) Soba, Poujoulat [5]) aber Snobar nennt, zwischen demselben und Dschebeli münden noch 12) Nehr-Melik, d. i. der königliche Fluß [6]), und 13) Nehr Dschebeli oder Dschebali, d. i. der Fluß Gabala's, das im Mittelalter Gibelet hieß; unmittelbar unter Dschebeli 14) das Flüßchen Besatin, d. i. das der Gärten, und dann 15) Nehrol-Sin oder Melek, d. i. der Engelsfluß, hierauf 16) Nehrol-Chan [7]), d. i. der Fluß des Chans, 17) Nehrol-Burdsch, d. i. der Fluß des Bollwerks, derselbe, welchen Poujoulat Nahr-et-Jobar nennt; 18) Nehrol Banias, der Fluß von Banias (das alte Valenia); 19) der Fluß von Merkab (das Margat der Kreuzfahrer); 20) Nehrol-Merkia, welcher nach dem Dorfe Marakia (dem alten Meraclea) genannt, bey Poujoulat [8]) Nahr-Alaria heißt; 21) Nehrol-Haßin [9]), nach dem gleichnamigen Dorfe genannt; 22) Nehrol-umka (Nehrol-rumtra) [10]), welcher bey Tortosa (Orthosia), gegenüber dem Eilande Arwad (Antaradus) mündet; drey Stunden südlich von Tortosa mündet der 23) Nehrol-Kebir [11]), d. i. der große Fluß, wel-

---

[1]) Auf der Karte Buckingham's in desselben Travels among the arab Tribes. London 1825, Nahr el Condeel. S. Dschih. S. 590.

[2]) Dieses Flusses erwähnt das Dschih. S. 590 Z. 18 nach dem Nehrol Kandil, ohne denselben zu nennen.

[3]) Dschih. S. 539 und 590.

[4]) Ebenda S. 542.

[5]) Correspodance d'Orient III. 436.

[6]) Ebenda S. 434 Nahr-el-Malik.

[7]) Wird von Poujoulat VI. S. 436 Nahr-el-Huchoum genannt, bey Berggren II. 186 Naher-Hareroun.

[8]) VI. 430 auf Paultre's Karte Marquié.

[9]) حصين nicht حسين, Dschihannuma S. 590.

[10]) Ohne die ausdrückliche Angabe des Dschihannuma S. 590, Z. 3 daß der bey Tortosa mündende Fluß Maol-umka, d. i. das Wasser der Tiefe, heißt, wäre der Name aus dieser Verstümmlung unmöglich zu errathen.

[11]) Dschihannuma S. 590, zum Unterschiede vom vorigen Nehrol-Ekber, d. i. der größte Fluß.

cher mit dem oben unter Nr. 10 vorgekommenen gleichnamigen Flusse Laodicea's nicht zu vermengen, der drey Stunden unter Tortosa mündende ist der Eleutherus, vormals die nördlichste Gränze Phöniziens; dann folgt 24) der Nehrol-Ebresch, d. i. der gesprenkelte oder aussätzige, dessen Namen Poujoulat in Nahr-el-Habrak verstümmelt [1]), Mador (II. 84) richtiger Abrosh schreibt; 25) Nehrol-Akkar, d. i. der Fluß von Akkar, in dessen Nähe 26) der Fluß von Arka mündet, welcher auf der Karte Hällströms angegeben, im Dschihannuma (S. 581) als Fluß von Aarfa erscheint, was ein Druckfehler [2]); ebenda 27) Nehrol-Kanitra, welcher auf den Karten Buckingham's, Paultre's und Hällström's nicht angegeben, und dessen Quelle im Gebirge von Akka; 28) Nehrol-Barid, d. i. der kalte Fluß, welchen Poujoulat Nahr-el-Baarid, Buckingham Nahr-el-Bered, Hällström Nehr-el-Baret und Berggren Naher-el-Baered (alle vier unrichtig) schreiben [3]); der letzte hält denselben eben so unrichtig für den Eleutherus der Alten, auch er verhört den Haßin in Husein, nennt den Umka Mrit, und setzt zwischen denselben und den Nehrol-Kebir noch ein anderes Flüßchen, 29) Noher el-Göble (Nehrol Kible [4]), wovon alle übrigen Quellen nichts melden; 30) der Nehrol-Kadischa, d. i. der Fluß von Tripolis, welcher auf allen Karten so geschrieben wird, heißt bey den morgenländischen Geographen Nehr-Ghadhban, d. i. der zornige, er strömt aus dem schönen Thale Beschari, wo die Cedern des Libanons, und Berggren hält die Quelle desselben, die er Nöbbe Embaet [5]) nennt, für den Born lebendiger Wasser, die vom Libanon fließen, wovon im hohen Liede (IV. 15) die Rede. Das Dschihannuma nennt den Ghadhban oder Kadischa auch Nehres-sawijet, d. i. den Fluß des Winkels, und sagt, daß er aus dem Gebirge Maskije entspringe [6]). Berggren [7]) irrt sich, wenn er denselben auch Abu Ali nennt, dieser ist 31) nach der Angabe des Dschihannuma [8]) ein besonderer Fluß, welcher im Gebirge

---

[1]) VI. 426. Er hätte schon aus La Roques Voyage de Syrie et de Mont Libanon I. p. 265 sehen können, daß dasselbe *Nahr abrach* ou rivière des lépreux heißt.

[2]) Abulfeda tab. Syrie p. 113.

[3]) Richtig in Laroques Voyage de Syrie I. 275. Alma Albarida ou l'eau froide.

[4]) Berggren II. 172.

[5]) Richter S. 101 nennt dieselbe Nahr Baheita.

[6]) Dschihannuma S. 589.

[7]) II. 176. [8]) 589 Z. 3.

Scheich Surchan (der Drusen) entspringend, in den Nehressawijet fällt, worauf dann die beyden vereinigten den Namen Ghadban führen. Berggren erwähnt auf dem Ritte von Tripolis nach den Cedern noch 32) des Baches Nöbbe Mar Semaân [1]); das vom Kadischa oder richtiger Ghadhban durchströmte schöne Thal Melawi, d. i. der Derwische Mewlewi, dessen Poujoulat [2]) erwähnt, scheint dasselbe mit dem im Dschihannuma aufgeführten Wadii Reschfin zu seyn, welches ganz mit Maulbeerbäumen, Oliven und Granatenbäumen bepflanzt ist [3]). 33) Zunächst Tripolis, zwischen dem Liban und dem Hügel Psisa und in der Nähe des Flusses Abu Ali, erwähnt Poujoulat [4]) eines kleinen Flüßchens, welches er Nahr-el-Assour (la rivière de l'Oiseau) nennt; dieses soll NehrolAaßfur, d. i. der Sperlingsfluß, heißen. Auf den Karten Paultre's, Hällström's, Burckhardt's, Buckingham's, Volney's und Irby's ist keine Spur von diesem Nehrol-Aaßfur, dafür hat Buckingham's Karte, gerade die beste, welche Hällström leider nicht benützt hat, den Fluß 34) Musseleh, zwischen Tripolis und Batron; 35) der Fluß von Batron (das alte Botrys); 36) Nehrol-Fidschar, der Fluß von Dschibail (das alte Byblus), nicht zu verwechseln mit dem oben vorgekommenen Dschebele oder Gabala; von diesen drey Flüssen ist auf den Karten Paultre's und Hällström's keine Spur; 37) Nehr-Ibrahim, d. i. der Fluß Abraham's [5]) (der Adonis), Mador ritt denselben entlang (II. 91); 38) Nehrol-Mehamulean(?) fehlt bey Paultre und Hällström; 39) Nehrol-Kelb (der Lykos), dessen Quelle P. besuchte, und dabey die Beschreibung eines nach seiner Meinung phönizischen oder altpersischen Basreliefs gibt, welches er als von früheren Reisenden nicht bekannt gemacht voraussetzt, worin er sich aber irrt, indem der den Wissenschaften in der Blüthe seines Alters entrissene Otto von Richter die Quelle des Lykos besucht, und dieses ägyptische Basrelief sogar besser beschrieben als Hr. P. [6]). Dieser bemerkt, daß die Araber den Wolf, von dem heute nur noch das Fußgestell, auf dem er stand, übrig, für einen Hund angesehen, und dem-

[1]) Auf Buckingham's Karte ist Nubbeh Ain Eatif als die Quelle des das Thal von Baalbek durchströmenden Flusses angegeben.

[2]) Corresp. d'Orient VI. 398. Auf Buckingham's Karte heißt der Kadischa N. el-Melawiah, nach dem Thale.

[3]) Dschih. S. 589.

[4]) Correspondance d'Orient VI. 420, 421.

[5]) Dschih. S. 557, mit dem Druckfehler Kerwan statt Kesrewan.

[6]) Wallfahrten im Morgenlande S. 94.

nach den Lykos Hundsfluß benannten. Diese Voraussetzung ist nicht richtig, denn der Wolf heißt auf Arabisch auch Kelbolberr, d. i. der Hund der Wüste; Buckingham's Karte hat zwischen dem Nehrol-Kelb und dem Flusse von Beirut 40) das Flüßchen Ohja; dieses Flüßchen ist auf keiner anderen Karte zu finden, und auch auf der von Berggren nicht; 41) der Fluß Antalias, dessen das Dschihannuma zugleich mit dem Lykos und Adonis erwähnt [1]); 42) P. nennt eine halbe Stunde ober der Mündung des Flusses von Beirut, und eine Stunde von der Stadt den 43) Nehrol-Maut, d. i. der Fluß des Todes [2]); wenn dieses vielleicht derselbe mit dem Ohja (Ihja) der Karte Buckingham's wäre, so trüge er den doppelten Namen des Todes und der Auferstehung, denn Ihja heißt Erweckung zum Leben; 44) der Fluß von Beirut (der Magoras des Plinius) fließt auf Paultre's und Hällström's Karte aus den beyden Flüssen; 45) Nehreß-ßalib und 46) Nehrel-leben zusammen; Mador besuchte die Quelle des Milchflusses, und lithographirt den höchst malerischen Ausbruch desselben mitten unter einer Brücke von Schnee (II. 255); wahrscheinlich trägt er von diesem schneeigen Ursprung den Namen des Milchflusses; aber nach der jüngsten Entdeckung des Kapitän Camille Callier [3]) ist der Nehreß-ßalib, bey Mador (II. 60) Saleb, die wahre Quelle des Lykos, und nicht des Magoras. Richter, der die Quellen beyder Flüsse besucht hat, übersetzt den Nehrel-leben als Milchfluß und den Nehreß-ßalib als Honigfluß [4]); die erste Bedeutung ist richtig, wenn es aber auch die zweyte seyn sollte, so müßten die Reisenden Asel, d. i. Honig, in ßalib, d. i. Kreuz, verhört haben, und ist das letzte die richtige Benennung, so bedeutet sein Name nicht Honigfluß, sondern Fluß des Kreuzes; 47) Nehr-Damur oder Tamur, bey Mador (II. 279) Nahr Damour, der vormals durch einen Tempel und Hain Aeskulaps berühmte Tamyras [5]); Callier besuchte die Quellen desselben; 48) Nehrol-Awali, d. i. der Fluß der Höhen [6]), bey Mador (II. 276) Aouly, auf Hällström's Karte Avla, auf der Buckingham's Ovely; 49) Berggren [7]) und nach demselben die Karte

---

[1]) Dschih. S. 557 Z. 8 v. u.

[2]) VI. 128 u. 129.

[3]) Bulletin de la société de Géographie. Janvier 1835, p. 17.

[4]) Wallfahrten im Morgenlande, S. 100.

[5]) Corresp. d'Orient VI. 120.

[6]) Bulletin de Géographie, p. 18.

[7]) II. 212.

Hällström's erwähnt des dicht bey Ssaida mündenden Nehrol-Barik (d. i. des segnenden Flusses), welchen Madox (II. 275) Barvok nennt, den vorhergehenden Fluß nennt er Naher-el-Nuali, bey Laroque Awle oder la Fumiere, der von Berggren bey Sidon erwähnte Fluß scheint derselbe zu seyn, welchen P. (V. 114) Nahr Nosey nennt; 50) bey Ssarfend (dem alten Sarepta) mündet der Nehrol-derb, dessen Name, so wie der des folgenden, 51) Nehrol-Zaharany (sehrani, d. i. der Blühende), nur bey Buckingham; den Namen des großen, bey Ssur (Tyrus) mündenden, das ganze Thal zwischen dem Libanon und Antilibanon durchströmenden Flusses 52) Letani (der alte Leontes) hat Buckingham als Nahr-el-Thany verhört; Madox (II. 117) schreibt denselben Letane, und erwähnt eines Armes desselben, der von Ain Naena? kömmt; das Dschihannuma läßt über dessen wahre Schreibweise keinen Zweifel übrig [1]), und im Idrisi ist der alte Name Leontes ganz erhalten. Paultre's und Hällström's Karten nennen diesen Fluß auch Kasimije, was aber ein Irrthum, indem der Leitani in den 53) Kasimije fällt, so sagt Laroque sehr richtig vom Kasimije: Ses eaux sont grossies par celles de la rivière *Litani*, ou *Letane*, qui après avoir coulé le long de la vallée de *Beka* ou *Bqaa* se va rendre dans le *Kasemieh*; 54) der Fluß von Baalbek, der oberste Zufluß des Leitani; bey Resol-ebjad, d. i. beym weißen Vorgebirge, und ober demselben, unter Tyrus, münden auf den Karten Paultre's und Hällström's 55) und 56) zwey Flüßchen, deren Namen aber nicht genannt sind; dann bey Akka 57) der Belus, von den Arabern Nehrol-hölw, d. i. der süße Fluß, und von den Einwohnern heute bald Nehrol-Namin und bald Nehrol-Kartane genannt [2]); Berggren (II. 225) nennt den Fluß Namin statt Ramin, und sagt, man glaube, daß er identisch mit dem alten Belus oder des Plinius Pagida, der wahre Name ist aber Naaman [3]); am Fuße des Berges Karmel mündet 58) der Kischon, der heute Mokataa, d. i. der Abgeschnittene, heißt. Unmittelbar ober Kaißarije mündet auf Hällström's Karte der 59) Serka, welcher bey Paultre unter Kaißarije mündet; auf Hällström's Karte heißt der unter Kaißarije mündende 60) Nehrol-Akdera (Achdhar), d. i. der grüne; auf der Karte Palästina's von Röhr heißt dieser Kana und jener Chorsius, der

[1]) Dschih. S. 557 Z. 4 ليطاني und im Geographus Nubiensis لنطا

[2]) Correspondance d'Orient V. 426.

[3]) Dschih. S. 557 Z. 3.

Name des letzten ist in das heutige Chodscha übergegangen, unter welchem Namen der ober Kaißarije mündende Fluß in Paultre's Karte und in der bey Cromes Beschreibung von Hoffmann entworfenen Karte Palästina's eingetragen ist [1]; 61) Nehrol-Falik oder Nehrol Kaßab [2], d. i. der Fluß des Schilfrohrs, dessen Mündung Mojet-Timsah, d. i. der Krokodilensumpf, heißt; ein Arm dieses bildet den Fluß, den die Fremden Rochetalie, die Araber Leddar nennen [3]; 62) der Fluß von Arßuf, dessen Name im Dschihannuma durch Druckfehler als Ghardscha aufgeführt ist [4], welchen Bohaeddin Audscha nennt, jetzt Nehrol-Haddar [5]? 63) der unmittelbar ober Jaffa mündende, von Lydda kommende Nehrol-Petras; 64) der unter Jaffa mündende Nehrol-Rubin [6]; 65) der Fluß von Ibna (das Ibilim der Kreuzfahrer), nur von Poujoulat unter dem Namen von Sorrek oder Sukrek erwähnt [7]; 66) der Fluß von Askalon (der Eschkol oder Traubenbach; und 67) der unter Ghasa mündende Fluß von Ghasa.

Wir wenden uns nun zu dem südlichen inneren Flußsysteme, dem eigentlichen Palästina's, dessen größter Fluß 68) der Jordan, vielnamig wie der Orontes, doch sonst in jeder Rücksicht sein Antipode; jener fließt von Süden gegen Norden, dieser von Norden gegen Süden; jener fließt durch den nördlichen See Kades [8]) bey Famia (Apamea), dieser durch die Seen Banias, Tiberias ins todte Meer; jener entspringt eine Tagereise von Baalbek, dieser aus dem Schneeberge (Hermon); jener ist der Störige (Aaßi), der Verkehrte (Maklub), dieser der Fluß des Gesetzes (Nehr-scheriaat), was nur die Uebersetzung vom Jordan, und heißt noch Nehr-Ghur, d. i. der Fluß des tiefen Thales, oder Erden; die Quellenströme desselben sind: 69) der Fluß von Banias, 70) der Dan, 71) der Fluß von Haßbeije, 72) der Charchar [9]. Von der Westseite ergießen sich

---

[1]) Paultre's Irrthum wird durch Berggren III. 168 berichtigt.

[2]) Pouj. IV. p. 164 sagt, daß von den Kreuzheeren dieser Fluß der gesalzene heiße, wäre dieß die Uebersetzung des Namens, so wäre Falik verhört für Malik, so wie der Krokodilensfluß in Kerkadin verderbt worden.

[3]) Correspondance d'Orient IV. p. 170.

[4]) S. 556 l. Z. v. u.

[5]) Wilken's Geschichte der Kreuzzüge IV. 425 nach Behaeddin, Ebu Schame und Paultre.

[6]) Correspondance d'Orient V. 420. [7]) Ebenda S. 375.

[8]) Bahirei Kadese munssab olur. Dschih. S. 558, Z. 4.

[9]) In Cromes Palästina nach Buckingham.

in denselben acht Ströme: 73) Wadii Fedschaß, 74) Ainol Ssamera, 75) Wadii Dschellad, 76) Wadiol Beire, 77) W. ol-Oesche, 78) Moiset Bisan, 79) W. ol-Malih, 80) W. Medschedda; und von der Ostseite abermals acht, nämlich: 81) der Dscheriat Mandhur, 82) der Jarmuk (der Hieromax), 83) der Wadiol Arab, 84) der W. ol-Koßair, 85) der W. ot-Taibe, 86) der W. os-Selkab, 87) der W. Mus, und 88) der W. Jabis [1]). 89) Der Bach Kidron von Jerusalem, welcher von der Westseite des schwarzen Meeres in dasselbe fällt; 90) der Medschib, welcher Hawran und Adschelun von der Landschaft Belka trennt [2]), fällt von der Ostseite zwischen dem See von Tiberias und dem todten Meere in den Jordan. In der Nähe von Damaskus entspringt aus dem Dscheblesch-Scheich 91) der Nehrol-Audsch, d. i. der krumme Fluß, welcher durch Ssasaa, Kiswe, Dschurdschulie, Aadilije und Ghaslanije nach dem See von Damaskus geht; 92) der Fluß von Ainfidsche, welcher sich mit dem Berda oder Baradi, d. i. mit dem sich hernach in sieben Arme theilenden Flusse von Damaskus vereint. Die Namen dieser sieben Arme, welche Richter [3]), Berggren [4]) und Poujoulat [5]) theils unvollständig, theils unrichtig geben, sind nach dem Dschihannuma (S. 557) folgendermaßen zu berichtigen und zu vervollständigen: 93) Nehr-Jesid, sogenannt weil denselben Jesid, der Sohn Moawia's, erweiterte und vertiefte; 94) der Thora; 95) der Mese; 96) der Darani [6]); 97) der Akreba, d. i. der Scorpionenfluß; 98) der Kanewat [7]) und endlich 99) der Hauptstrom des Beradi selbst, welcher sich dann wieder in zwey Arme theilt, deren einer Daali und 100) der andere Dschermani heißt [8]). Von dieser Centurie syrischer Flüsse ist kaum die Hälfte in den vorliegenden Werken gehörig angegeben, und die bloße Aufzählung derselben zeigt schon, was für die Hydrographie Syriens von künftigen syrischen Reisenden und Geographen noch zu leisten ist.

---

1) In Cromes Palästina nach Buckingham S. 145.
2) Ebenda S. 207 und 225.
3) Wallfahrten im Morgenlande S. 153.
4) II. S. 44.
5) Corresp. d'Orient VI. 294.
6) Bey Poujoulat irrig Derary ou Deramy.
7) Bey P. Carnavat ou Kenovat.
8) Dschih. S. 557, Z. 6 v. u.

II. Die Seen Syriens.

Das Dschihannuma (S. 554) behandelt dieselben auf drey Seiten sehr ausführlich: 1) Das todte Meer, welches der stinkende See (Bahirei Montine), der See von Sagar oder der Loth's heißt; 2) der See von Taberije oder Genesareth; 3) der See Merom [1]), d. i. obere See, dann Samochonitis, Bahrol-huli, d. i. der See der Thalebene oder auch der See von Banias genannt, der erste, welchen der Jordan durchströmt. Nach diesen drey vom Jordan durchströmten Seen wenden wir uns zu denen, welche der Orontes berührt, und von denen den oberen Burckhardt's Karte des Orontesthales [2]) am deutlichsten aus einander setzt; diese sind der außer dem Bereiche der Karte Burckhardt's liegende 4) See von Kades bey Himß (Emessa); 5) der See von Afamia (Apamea), welcher, wie der vorige, auf der Karte Hällström's fehlt, auf der Paultre's als ein einziger angegeben ist, während derselbe aus mehreren, von dem Orontes gebildeten Sümpfen besteht, deren beyde vorzüglichste der nördliche und südliche heißen, jener auch 6) der See der Christen genannt. Auf Burckhardt's Karte ist die Verbindung dieser Sümpfe mit dem Orontes nicht angegeben, auch ist aus dessen Reisebeschreibung der Irrthum, daß Apamea dasselbe mit Kalaatol Medik sey, in die Karte Hällström's übergegangen. Famia (Apamea) und Medik sind zwey ganz verschiedene, vom Dschihannuma (S. 596) besonders aufgeführte Städte; 7) der See von Bekaa, eine Tagreise westlich von Baalbek, fehlt auf allen Karten, wiewohl derselbe unter mehreren andern Strömen des oberen Bekäthales, die beyden bisher noch von keinem Reisenden genannten Flüsse Ghurbil und Dschelsun [3]) aufnimmt. 8) Der See von Antiochien; 9) der von Kinisrin, in welchen der Fluß Haleb's fällt; 10) der See von Damaskus, welcher alle Ströme der Ebene aufnimmt; 11) der See von Serka, ein gesalzener, östlich von Maarret, und 12) der See von Dschabul, ebenfalls ein Salzsee östlich von Kinisrin. Hierher gehören auch die Teiche von Jerusalem 13, 14, 15, der obere und untere Gihonsteich und der des Ezechias, 16) der

[1]) Dieß scheint derselbe zu seyn, welchen Mador (II. 200) El Ram nennt; was aber der Fluß Mâarsâ (II 258) für einer sey, dessen Quelle er besuchte, bleibt zu erörtern; eben so (II. 263) Nahr Bisry und (II. 277) der Quell Ain el Mazzor und (II. 279 und 281) Ayn Aanoub.

[2]) Travels in Syria, p. 146.

[3]) Dschih. S. 555, Z. 5 v. u.

Teich Betsaida, 17) der Teichbehälter Salomons bey Tyrus [1]), wo 18) die Salomonstaufe (El-borak) bey Bethlehem [2]).

III. Quellen Syriens.

Das Dschihannuma (S. 586) nennt bey Damaskus die neun Quellen: 1) Ainol-Ewlia, 2) A. Ali, 3) A. Sochne (die warme), 4) A. Seheb (die Goldquelle), 5) A. Lulu (die Perlenquelle), 6) A. Dschalut (Goliaths), 7) A. Sobeibe, 8) A. Wera, 9) A. Fidsche; dann (S. 587) im Thale von Baalbek 10) A. Dscherd bey Baalbek, von Abulfeda Ainol Dscherr genannt [3]), 11) A. Dara (S. 589), 12) A. Ghasal, d. i. der Gaselenquell, dann (S. 596) 13 — 19) die sieben Quellen Antiochiens, 20) A. Beid, die Quelle des Ghadban oder Kadischa [4]), 21) die Quelle Siloe zu Jerusalem, 22) die Quelle A. Schak-Heb [5]), 23) Resol-Bedr, d. i. des Vollmonds Haupt [6]), 24) A. Chaireddin, 25) A. Arab, 26) A. Kaschkale, alle drey zu Hebron [7]), 27) A. Aßghar, d. i. der Jakobsbrunnen, oder der der Samariterin, am Fuße des Garizim [8]), 28) A. Leben [9]), 29) A. Haramije, 30) der Sternbrunnen, 31) der Magierbrunnen zu Bethlehem [10]), 32) der Davidsbrunnen bey Tripolis, 33) die Quelle von Sarfand el-Ammar [11]), 34) A. Behansis, im Gebirge Afraa [12]), 35) A. Derka, 36) Resol-ain, d. i. das Quellenhaupt, der Brunn Salomons am Libanon [13]), 37) A. es-Sultan, der Sultansquell bey Jericho, Elisäsquell [14]), 38) Bir Ejub, d. i. der Brunnen Jobs bey Kafernaum, auch Jakobsbrunnen genannt [15]), 39) die durch Saladins Lager berühmte Quelle von

---

1) La Roque's Voyage de Syrie. II. 289.
2) Berggren III. 122.
3) Tab. Syriac p. 20 und 93.
4) Berggren II. 181.
5) Bey Crome S. 182 nach Burckhardt.
6) Ebenda S. 191 Ras el Bader.
7) Berggren III. 126.
8) Derselbe II. 267.
9) Ebenda S. 268 u. f. 269.
10) Derselbe III. 130 und 149.
11) Ebenda 163 bey P. V. 514 El-Borok.
12) II. 261 u. 262. 177.
13) Fons signatur in La Roque II. 267. Restin.
14) Ebenda III. 107.
15) Derselbe II. 250. in Nr. 10 in part. XVIII.

Resol Ain [1]), und endlich 40) Ain kerm, d. i. die Weingartenquelle in der Johanniswüste [2]), der Brunnen Josephs, in welchen Joseph von seinen Brüdern geworfen worden ist, keine lebende sondern eine vertrocknete Zisterne.

Auf die Hydrographie Syriens folge nun die Orographie desselben, das ist, auf die Uebersicht des Flußsystems die des Bergsystems, von den Alpen des Taurus bis hinunter zu den Gebirgen von Gilead und denen des steinigen Arabiens: vom 1) Taurus (Kurun) und 2) Amanus (Beilan), über deren cilizische und syrische Pässe Callier die neuesten Aufschlüsse gegeben [3]); der Beginn der syrischen Bergkette ist durch die Ebene und den See von Antiochien und den hier mündenden Orontes getrennt; auf dem linken Ufer desselben erhebt sich die syrische Bergkette, welche von hier an ununterbrochen bis nach dem Libanon und Antilibanon (dessen äußersten Ende der Hermon bey Damaskus) fortläuft, mit dem 3) Berg Akraa, d.i. dem kahlen Berge, dem Cassius der Alten. Da sich ein anderer Berg Cassius (heute Kasiun) genannt bey Damaskus befindet, so sind diese beyden Berge Cassius die beyden äußersten Glieder dieser Bergkette, deren verschiedene Namen wohl zum Theile, aber wie wir sogleich sehen werden, bisher nichts weniger als vollständig in den europäischen Geographien aufgeführt sind; unmittelbar an den Akraa stoßen 4) die Gebirge der Noßairi, 5) die der Ismaili mit ihren Schlössern Ssahiun, Kehef, Menife, Aalika, Merkab, Roßafa, Palatinus, Kadmus, Helulije, Dschobetol Manitra, Chuabi, Erfasfedsch, Ssafita und Hoßnolekrad [4]). Dieser ganze Bergrücken trägt von den Assassinen, welche denselben bewohnten, den höchst bedeutungsvollen und sprechenden Namen 6) Sikin, das ist, des Messers [5]). Einzelne hervorragende Berge dieser Kette sind 7) der Berg Scherin, welcher den Distrikt Dschobetol Manitra in sich begreift [6]); 8) Dschebel Fita, aus welchem der bey Tortosa mündende Nehrol-Umka entspringt [7]); 9) Dschebel-Tartus, d. i. der Berg von Tortosa [8]); 10) beym Schlosse Dschebele (Ga-

---

1) Berggren II. 249.

2) Ebenda IV. 89.

3) Bulletin de la société de Géographie. Avril 1835. p. 248.

4) Dschihannuma S. 588 und 590.

5) Sekkin vocatur quod *cultrum* significat. Abulfedae tabula Syriae E. D. Köhler p. 19.

6) Dschih. S. 588, Z. 10 v. u.

7) Ebenda S. 590, Z. 5, und oben unter den Flüssen Nr. 22.

8) Ebenda S. 588, Z. 6 v. n.

bala) erhebt sich ein vereinzelter Berg, auf welchem das Goldkraut (Serin) wächst, und wo Steine gefunden werden, welche gebrochen ein Ebenbild weiblicher Scham [1]); beym alten Assassinnenschlosse Maßiat (richtiger Maßiaf) nimmt die Bergkette den Namen 11) Lokam an [2]); ober Tripolis strömt der Fluß von Akkar aus dem gleichnamigen Gebirge 12) Dschebel Akkar. Der Arm des Lokams, welcher sich von Laodicea nach Himß erstreckt, heißt 13) Dschebelon-Nehr, d.i. der Flußberg [3]); die Bergkette, welche westlich von Maarra, Sermin und Haleb läuft, und sich an den Taurus anschließt, heißt 14) Schahsabu [4]); der vereinzelte westlich von Haleb gelegene Berg ist 15) Dschebel-Simaan, d. i. Sanct Simonsberg [5]). 16) Dschebel-Koschen, auch westlich von Haleb: hier kam die Gemahlin Huseins, des Sohnes Alis, zu frühzeitig nieder, und die Grabstätte der unzeitigen Frucht heißt Meschhedettarh, d.i. die Grabstätte des Abfalls (Avorton) [6]). Zum Gebiete von Haleb gehört auch 17) Dschebel es-Sumak, so genannt von dem Harze Sumach, dessen Bäume hier häufig wachsen [7]); diesen Sumachberg verlegt Hällströms Karte als Dschebel-Semak nach Maßiat; 18) der Libanon erhebt sich unmittelbar ober Tripolis, wo die Cedern im Distrikte von Kanobin beym Dorfe Beschari; der höchste Gipfel desselben heißt 19) Ssanin; der von den Drusen bewohnte Theil 20) das Drusengebirge [8]) oder Kesrewan; der Theil desselben, wo das Schloß Schakif, heißt 21) Dschebleschschuf, und der von den Drusen, Anbetern des Hundes (Kalbs), bewohnte Theil heißt 22) Dschebel el-Kelbin [9]); gegenüber dem Gebirge von Schuf erhebt sich 23) das Gebirge der Söhne Moin's, d. i. der Drusenfürsten [10]), von dem ein Theil auch 24) das Gebirge Scheich Surchan's heißt [11]); aus dem letzten entspringt der Ghadban oder Kadischa. In der Gegend des Gebirges Akkar, welchem die Flüsse Akkar und Arka entströmen, sind 25) die Gebirge Maskije, und 26) der Berg Terbel [12]). Aus dem Dschihannuma (S. 584) erhellt,

---

[1]) Dschih. S. 590.

[2]) Tabulae Abulfedae p. 20.

[3]) Dschih. S. 560. [4]) Ebenda.

[5]) Ebenda S. 592, Z. 4 v. u. [6]) Ebenda. [7]) Ebenda.

[8]) Tabulae Abulfedae S. 19.

[9]) Dschih. S. 559, Z. 13.

[10]) Ebenda S. 587, Z. 12 v. u.

[11]) Ebenda S. 588, Z. 6 v. u. und 589, Z. 4.

[12]) Ebenda S. 589, Z. 15 u. 16. 17.

daß der Stamm Moinoghli einer und derselbe mit dem der Rothen (auf Persisch Surch, auf Türkisch Kisilli), im Gegensatze der Weißen (Akli). Gegenüber dem Libanon erhebt sich der 27) Antilibanon, und das zwischen beyden gelegene, vom Flusse von Balbek und dem Leontes bewässerte, fruchtbare, schöne Thal ist das von Bekaa oder Coelosyrien. Das Ende des Antilibanon gegen Damaskus bildet 28) der Hermon Dschebeles-Seldsch, d. i. der Schneeberg, auch Dschebelesch-Scheich, d. i. der Berg des Scheichs genannt. Der große Hermon von Crome (S. 26), nach Light ganz unrichtig al Tschalgi genannt, 29) von dem kleinen Hermon, in der Provinz Galiläa, nicht weit vom Berge Tabor, wohl zu unterscheiden. 30) Der Dschebel-Heisch läuft von dem Dschebel-Scheich aus, und senkt sich auf die Ebene von Dschaulan (Gaulonitis), welche durch das tiefe Felsenbett des Scheriatol-Mandhur zerrissen ist; südlich desselben erheben sich 31) die Berge von Bilad Erbed [1]), 32) Dschebel-Aadschlun, 33) Dschebel Beni Obeid, welcher mit dem 34) Dschebel-Ledsche [2]) und dem 35) Dschebel-Hauran die ungemein fruchtbare Ebene von Hauran (Avranitis) umschließt [3]); 36) Dschebel Dschaulan erhebt sich gegenüber von Damaskus [4]); ebenda eine Farasange von Damaskus 37) Dschebel-Rubuwe, auf dessen Höhe eine Moschee auf dem Punkte der schönsten Aussicht; dieser Berg ward durchschnitten, um dem Flusse Thora (einem der sieben Arme des Baradi) Durchgang zu gewähren; ein zweyter desselben, der Jesid, strömt von der Höhe des Rubuwe ins Thal; in diesem Berge befindet sich die Grotte, welche die Wiege Jesus heißt [5]). Den Berg Rubuwe trennt das Dorf Demür vom 38) Berge Kasiunüm, dem südlichen Kassius [6]); der Dom, von welchem hier die schönste Aussicht, heißt Kubleton-naßr, d. i. die Kuppel des Siegs [7]); nicht zu vermengen mit der Kubleton-nesr, d. i. der Kuppel des Adlers, in der großen Moschee des Beni Ommeje [8]); nebst dem Dschebelesch-Scheich,

---

[1]) Erbed. Dschih. S. 584, Z. 4.

[2]) Dschih. S. 585, Z. 4.

[3]) Crome S. 35 nach Buckingham.

[4]) Dschih. S. 559, Z. 6 v. u.

[5]) Ebenda S. 559 und 579.

[6]) Ebenda S. 579.

[7]) Ebenda S. 578, Z. 6 v. u.

[8]) Ebenda S. 573, Z. 4 v. u.; man sieht aus diesem Beyspiele, wie wenig es gleichgültig, das Teth vor diesem Buchstaben wie das Erstere als a statt e auszusprechen.

D. Heisch, D. Rubuwe und Kasiun, nennt Poujoulat [1]) noch 39) den Berg Salahije, und 40) den von Kiswe, zweyer Vorstädte von Damaskus; der siebente, in der Nähe von Damaskus gelegene Berg ist 41) der Dschebelol-Kiara, welcher mit dem vorigen Ghuta's Ebene von der Haurans trennt [2]). Verfolgen wir unseren Lauf weiter südlich von Damaskus nach Galiläa, so erhebt sich vor Allem der berühmteste, auf der östlichen Seite des Sees Tiberias oder Genezaret 42) der Berg Tabor, d. i. Berggipfel (Lager), auf griechisch Ἰταβύριον, ein dreytausend Fuß hoher, vereinzelter, abgestumpfter Kalksteinkegel [3]); 43) Dschebel-Ssafed, von den Arabern Dschebel-Isa, das ist der Berg des Herrn Jesus, genannt, weil er auf demselben mehrere Wunder gewirkt [4]), oder das Gebirge Naphtali; zwischen Ssafed und dem Tabor, drittehalb Stund von Tiberias, erhebt sich auf der hohen Ebene 44) der Berg der Seligkeiten (heute Korun el-Hottein, das ist, die Hörner von Hottein), berühmt durch die große, von den Kreuzfahrern hier am 4. July 1187 von Ssalaheddin erlittene Niederlage; des kleinen Hermon oder Dschebel ed-Dahi, bey Bisan, ist schon oben beym großen erwähnet worden. Das ehemalige Gebirge 45) Ephraims begreift die Berge der Samaritaner, 46) Ebal und 47) Garizim in sich; der letzte heißt heute Dschebelol-Berik, und wird vom Dschihannuma [5]) als die Kibla der Samaritaner aufgeführt, die sich beym Gebete gegen Garizim wenden, wie die Moslimen gegen die Kaaba, die Juden gegen Jerusalem, die Magier gegen die Sonne, die Christen gegen den Osten, die Sternanbeter von Harran gegen den Südpol und die Sabbäer gegen den Nordpol; dieses sind die vom Dschihannuma angegebenen sieben Kiblen der Welt. 48) Dschebel-Kelbudi, auf der Westseite von Nablus sich längs des Jordans erstreckend, berühmt durch den Kampf Sauls mit Goliath [6]); dieses ist die nach Jerusalem hinunterlaufende Bergkette, dessen sieben Berge, 49) — 55) der Golgatha, Oelberg, Sion, Moria, Berg des Aergernisses, Berg des bösen Rathschlages und Gihon in allen Topographien Jerusalems zur Genüge beschrieben sind. Je-

[1]) VI. 201.

[2]) Crome S. 179 und Hällströms Karte.

[3]) Raumers Palästina S. 32, und Röhr S. 37; der erste bey weitem dem letzten vorzuziehen, und Dschih. S. 559.

[4]) Dschih. S. 559.

[5]) S. 561, Z. 5 v. u.

[6]) Ebenda S. 558.

rusalem theilt den Ruhm von sieben Bergen nicht nur mit dem alten und neuen Rom, Mekka und Ceuta, sondern auch, wie wir oben gesehen, mit Damaskus. Wo die Hochebene von Jerusalem gegen Jericho hinuntersteigt, liegt 56) der steile Berg Quarantania, oder der der Versuchung Christi, von der vierzigtägigen Faste so genannt [1]). Zwey Stunden westwärts von Bethlehem erhebt sich der 57) Dschebelol-Ferdis, d. i. der Berg des Paradieses, von den Franken Franzosenberg genannt [2]). Die eben genannten Berge hießen vormals das Gebirge Juda, zum Unterschiede der nördlichen, welche das Gebirge von Nephtali und Ephraim; von diesem lief 58) das Gebirge Gilboa nordöstlich aus. Nordwestlich ist 59) das Gebirge Ephraim durch einen Hügelzug mit dem 60) Karmel verbunden, welcher gegenüber von Akka die Bucht desselben begränzt. Die aus der Belagerungsgeschichte Akkas durch die Chroniken der Kreuzfahrer und die Biographen Saladins so berühmten Anhöhen und Hügel um Akka hat Hr. Poujoulat mit den Quellen in der Hand beschritten und beschrieben; dieselben sind 61) der Hügel des alten Schlosses von Guérite-Blanche oder Blanche-Garde, auf arabisch Teleß-ßafi, d. i. der reine Hügel, welches Hr. Poujoulat (glänzender als treu) mit colline brillante übersetzt [3]). 62) Der Hügel von Turon, von den Arabern Telol-Moßallin, d. i. der Hügel der Betenden genannt; 63) der Hügel, welchen Behaeddin Ajadia und Gauthier Vinisauf Mahamerie nennt; 64) der Hügel von Kisan, d. i. die den Lauf des Kischon begleitende Hügelreihe; 65) die Bergkette Karuba, d. i. das die Ebene von Saron nördlich begränzende Gebirge, welches 66) vom weißen Vorgebirge (unter Tyrus), auf arabisch Reesol-Mescherfi (Moschrifi?) genannt, von Westen gegen Osten an den Jordan läuft [4]). Zwischen Akka und dem Berge Tabor liegt Nazareth, und eine halbe Meile südöstlich davon der 67) Dschebelol-Kaf [5]); an der Ostseite des todten Meeres erhebt sich der Berg 68) Kirmel (nicht zu verwechseln mit dem Karmel), gegenüber von Akka, welcher Dschebel-Mar-Elias, d. i. des heiligen Elias heißt; 69) Dschebel-Ssadika, zwischen Tyrus, Jerusalem, Banias und Saida [6]); 70) Dschebel-Aamile läuft längs des

[1]) Raumer S. 40.

[2]) Berggren II. 253. und Correspondance d'Orient V. 201.

[3]) Corresp. d'Orient VI. 417.

[4]) Ebenda V. 528.

[5]) Berggren II. 236.

[6]) Dschih. S. 559.

Meergestades gegen Tyrus, westlich demselben liegt das Schloß Sakir [1]). Auf der Ostseite, im oberen Theile des todten Meeres, ist der Berg 71) Attarus oder Nebo, von wo Moses das gelobte Land sah, und auf welchem er starb. Das längs des Jordansthales Ghur laufende Gebirge heißt 72) Dschebelol-Auf; östlich von demselben, zwey Stationen von Karak, 73) Dschebelos-Ssalt, 74) Dschebelosch-Scherah, südlich von Belka [2]), ist der auf Crome's Karte Dschebel-Belka genannte. 75) Dschebelol-Kerek, der Berg von Karak, und ebenda 76) Dschebelol-Wadii Musa oder Dschebel-Hor, d.i. der Berg des Thales Moses, wo Aarons Grab; südlich von Petra Dschebelesch-Scherah, mit dem obigen bey Belka nicht zu verwechseln (der Mons Seir); 77) die nach Suez hinunter laufende Bergkette Akba, längs des Felsenthales Araba; 78) Thor Sinai, d.i. der Taurus des Sinai; den Namen Thor Taurus hat der Sinai mit dem Oelberge und mit dem Berge der Seligkeit gemein, indem jener Thor Seidun, und dieser Thor Taberije heißt. Unter dem Namen Thorat, d.i. die Taurn, werden alle Berge der steinigen Halbinsel zwischen Suez und Akaba verstanden, deren beyden vorzüglichste 79) der Choreb, und 80) der Berg der heiligen Katharina; endlich sind den Bergen noch die verschiedenen mit Schlössern besetzten Hügel zuzuzählen, welche sich schon durch ihren Namen Tell, d. i. Hügel, als solche ankünden; ein solches findet sich ohne weiteren Beysatz auf Hällströms Karte zwischen Ghasa und Hebron als 81) el-Tell, d.i. der Hügel, aus der Geschichte der Kreuzzüge schon bekannt; 82) Tell-Bascher, 83) Tell-Chaled, 84) Tell-Ibn-Maascher, 85) Tell-Menes, 86) Tell-Odschal [3]), aus dem Dschihannuma, 87) Tell-Kaßr-Dschalut, die des Pallasts Goliath [4]), 88) Tell-Schaubek [5]), 89) Tell-Hoßnol Ekrad, der Hügel des Kurdenschlosses, 90) Tell-Titu [6]), 91) Tell-Ebun-neda, d.i. der Hügel des Thaues [7]), 92) Tell-Hamdun [8]), 93) Hoßn-Tell, d.i. Hügelschloß [9]), 94) Tell-Roßafa [10]), 95) Tell-Derbesak [11]), 96) Tell-Schoghr, 97) Tell-Beghat [12]), 98) Tell-Kelis, 99) Tell Oser [13]), 100) der

---

[1]) Dschih. S. 559. [2]) Ebenda S. 558.

[3]) Wilken's Geschichte der Kreuzzüge.

[4]) Dschih. S. 570. [5]) Ebenda.

[6]) Ebenda 582. [7]) Ebenda 584.

[8]) Ebenda S. 542 vorl. Z.

[9]) Ebenda S. 594. [10]) Ebenda.

[11]) Ebenda. [12]) Ebenda S. 594. [13]) Ebenda 594.

Hügel von Medik [1]), Dschebel-Orimi genannt, und 101) der Berg Antiochiens [2]).

IV. Die Ebenen Syriens.

Die arabischen Geographen nennen die Ebenen insgemein Merdsch, d. i. Wiesen, und unterscheiden dieselben genau von den Thälern (Wadi), so wie diese von den Waldschluchten (Ghabe), von denen wir hier die berühmtesten mustern. Von den in der geographischen Homonyme Jakuts aufgeführten Merdsch sind bloß vier [3]) syrische, während wir hier vierzehn derselben kennen lernen, deren mehrere durch große entscheidende Schlachten berühmt, wie gleich die erste 1) Merdsch Dabik bey Haleb, wo am Bartholomäus-Tage 1516 das Loos Syriens und Aegyptens durch den Sieg Sultan Selims I. über Sultan Ghawri entschieden ward; 2) Merdsch Ahmer, d. i. die rothe Wiese, südlich von Haleb, wo der Fluß Kowaik in den See von Kinisrin fällt [4]); 3) Merdschol Kabail, d. i. die Wiese der Stämme, in der Nähe von Antiochien, gegen Maßißa [5]); 4) Merdsch-Ojun, d. i. die Wiese der Quellen, im Distrikte von Ssafed, an der Mündung des Bekaa-Thales. Mador nennt auch so den dieselbe durchfließenden Strom (II. 119) a fine stream called Merge Aieune. Die große Ebene von Damaskus zerfällt in zwey Merdsch, das eine 5) Merdsch-Ghuta, die mit Obstbäumen aller Art reich bepflanzte nächste Umgebung von Damaskus; 6) das andere Merdsch-Rahit, östlich von Ghuta, berühmt durch die große Schlacht, welche hier im J. d. H. 24 (644) zwischen den Jeminiten und Kaisiten Statt fand, und in welcher jene Sieger blieben [6]); 7) Merdsch Usra, unmittelbar an die vorige anstoßend [7]); 8) Merschol Aßghar, d. i. die kleinste Wiese, auch Merdsch Schakahat genannt, in der Landschaft Haurau [8]); in Hauran nennt Jakut auch 9) Merdsch-Ssofar [9]), berühmt durch die große Schlacht, in

---

[1]) S. Burckhardt's Travels.

[2]) Dschih. S. 595—596, ein Dutzend Tell mehr in Wilkens Gesch. der Kreuzzüge.

[3]) Gesch. des osm. Reichs II 653, die Nummern 6, 7, 9, 10.

[4]) Dschih. S. 558.

[5]) Dasselbe S. 559, 1. Z.

[6]) Dasselbe S. 585 und Hadschi Chalfas chronologische Tafeln.

[7]) Jakut Gesch. des osm. Reichs II. 653.

[8]) Dschih. 585, Z. 13.

[9]) Nicht Sofran, wie durch Druckfehler in der osm. Gesch. S. 653 und nicht Marg es-Safr, wie bey Abulfeda III. 427.

welcher hier i. J. d. H. 13 (634) die Griechen von den Arabern besieget worden [1]); 10) Merdsch-Sanbak, d. i. die Lilien-Wiese, ebenfalls im Gebiete von Damaskus, an die vorige anstoßend [2]); 11) Merdschol-Sebal (Senabil?), d. i. Aehrenwiese, die anderthalb Stunden vom Berge der Seligkeiten (Dschebelet-Tuba) entlegene Ebene, wo die Jünger Jesu die Aehren ausrauften [3]); 12) Merdsch Besri, die Ebene am Fuße des Libanons, ober Saida, welche vom Nehr-Baruk durchströmet wird [4]); 13) Merdsch Beni Aamir ist die aus der Schrift berühmte Ebene von Esdrelon, welche auch die Ebene Jesreel heißt [5]); hier war die Gränze zwischen Samaria und Galiläa; 14) Merdsch Schifa, d. i. die Ebene der Heilung (welche Hieronymus Saronas nennt [6]), und welche mit der folgenden Ebene von Saron nicht zu verwechseln), ist eine Fortsetzung der von Esdrelon gegen Norden; noch nördlicher (über Nazareth hinaus) ist 15) die Ebene von Zabulon, und 16) die Ebene vom Karmel bis Ghasa ist die von Saron; berühmt sind die Reben und Lilien von Saron, wie die Rosen von Jericho, wie die Cedern vom Libanon, wie die Terebinthen von Mamra, wie die Sodomsäpfel des todten Meeres, wie die Oliven von Jerusalem, die Feigen von Damaskus, die Pistazien von Haleb, und die Balsamstauden von Engaddi.

VI. Die Thäler Syriens.

Die schönsten des Libanons sind 1) das große Thal zwischen dem Libanon und Antilibanon, Bekaa oder Cölosyrien; 2) Wadiiet-Teim, in der Nähe von Balbek [7]); 3) Wadii Reschfin, welches der Ghadban oder Kadischa bey Tripolis durchströmt [8]); 4) Iklim Tefah, d. i. das Klima der Aepfel, ein Theil des von dem Leontes durchströmten Thales [9]); 5) Wadiol-Adschem, d. i. das Perserthal, südöstlich von Damaskus [10]);

---

1) Abulfeda und Hadschi Chalfa's chronologische Tafeln.

2) Abulfeda III. 185.

3) Berggren II. 260.

4) Ebenda S. 212.

5) Crome's Palästina S. 33 u. f.

6) Berggren II. S. 241. Adler Gesch. der Drusen IV. 403. der Eichenwald Saron.

7) Dschih. S. 587, Z. 8.

8) Ebenda S. 551 und 589.

9) Ebenda S. 557, Z. 6 und S. 559.

10) Ebenda S. 584.

6) Wadion-Naaman, das Thal des Kischons bey Akka [1]; 7) Wadii Nablus, das Thal von Sichem, welches der Patriarch Jakob dem liebsten seiner Söhne gab, eines der schönsten und fruchtbarsten [2]; 8) Wadios-Serka, ein kleines, an das vorige stoßende, mit Buschwerk bewachsenes, vom Jordan begränztes, in die Ebene von Esdrelon auslaufendes Thal [3]; 9) Wadii Tubas, 10) Wadii Feraa, 11) Wadiol-Delail, 12) Wadii Bidan, 13) Wadii Sajur, 14) Sehlol-Aßghar, d.i. die kleinste Fläche, sind die von Berggren auf seinem Wege von Nazareth nach Nablus durchzogenen Thäler [4]; 15) Wadii Isauwije, d. i. das Esaus-Thal, stößt an die oben erwähnte kleine Ebene; 16) Dschib (?) (Schoob?), Jusuf, das Josephsthal, in der Nähe von Rama [5]; 17) das Jordansthal oder Jordans Gefilde, oder Blachfeld oder Königsfeld, oder die große Ebene, von den Arabern Elghur genannt [6]; 18) das durch Rosen, Palmen und Myrobolanen berühmte Thal von Jericho [7]; 19) das fruchtbare Thal Siddim, in Gestalt eines Sees, gleich denen von Genezareth und Meron [8]; 20) Wadii Ainel-Hanna, d.i. das Terebinthenthal, und 21) Wadii Ain Kerm, d.i. das Thal der Rebenquelle, die sogenannte Joanneswüste in der Nähe von Jerusalem [9]; 22) das Thal von Engaddi, mit der Grotte, in welcher David den Saul schlafend fand, eine Stunde östlich von Bethlehem; 23) das Thal von Dschun, auch das Thal der Dschinnen genannt, in der Nähe von Tripolis, mit den drey Schlössern Kariat, Bania und Hoßnol-Himam (das Taubenschloß) [10]. Endlich von den von Lamartine so malerisch beschriebenen Thälern im Libanon 24) das von Teled, 25) das des Flusses von Benias, 26) das von Hamana und 27) das der Heiligen zu Kanobin.

VII. Die Wälder Syriens.

Das Dschihaunuma nennt als die berühmtesten 1) den von Askalon, der sich bis Ramla ausdehnt, das ist, der schon in der Geschichte der Kreuzzüge erwähnte Eichenwald Saron [11]; 2) den von Arsuf, der bis Akka reicht, heute Ghabol Kalensewa heißt, und sich auf der anderen Seite bis auf

[1] Dschih. S. 569, Z. 8 v. u.

[2] Berggren II. 266. [3] Ebenda. [4] Ebenda S. 267.

[5] Ebenda S. 269. [6] Ebenda S. 104.

[7] Ebenda III. 105. [8] Ebenda S. 115. [9] Ebenda S. 89 u. 91.

[10] Dschih. S. 589.

[11] Wilken Geschichte der Kreuzzüge VI. 403.

Ojunet-Tudschar erstreckt; 3) der Wald von Koneitra; 4) der Wald von Ruf (Erf), d. i. der Cypressenwald in der Nähe von Tripolis, wo die Cedern beym Dorfe Beschari [1]); 5) der Pistazienwald in der Nähe von Dschebele (Gabala) [2]); 6) der Fruchtwald und Spaziergang bey Damaskus Ghaisetos-Sultan [3]), 7) Ghab-Schuara, d. i. der Dichterwald im Gebirge Akkar [4]), 8) Heischetol-Ebresch in der Nähe von Tortosa, wo sich der Fluß Ebresch ins Meer ergießt [5]); 9) der Wald von Cäsarea, welchen Michaud in seiner Geschichte der Kreuzzüge für den Wald des Tasso hielt, und diese Behauptung in seinem Briefwechsel zurücknimmt [6]), ein Eichenwald, während der von Tasso, in der Nähe von Jerusalem, beschriebene ein Pinien und Cypressenhain war; 10) der Wald Unfi zwischen Tripolis und Beirut [7]).

Um den Leser und uns für die Trockenheit der Nomenclatur von hundert Flüssen und hundert Bergen zu entschädigen, welche jedoch für den Geographen größeren Werth haben, als die malerischen und poetischen Beschreibungen Hrn. v. Lamartine's, so wie diese umgekehrt der größeren Anzahl von Lesern willkommener, führen wir diese in ein Paar der schönsten Thäler mit Hrn. v. Lamartines poetischer Beschreibung ein; zuerst in das vom Belus durchströmte Thal des Libanon, in welches er, nach dem schon aus allen Zeitungen hinlänglich bekannten Besuche bey Lady Esther Stanhope, hinabstieg.

»Wir durchwateten die durch die Gluthen des Sommers erschöpften Fluthen des Belus, und begannen die hohen Berge des Libanons zu erklimmen, welche das Thal Dschun [8]) von Deirol-Kamr (das ist dem Kloster des Mondes) trennen, wo der Pallast Emir Beschirs, des unabhängigen Fürsten der Drusen und aller Berge des Libanons. Nach zwey Stunden kamen wir zu einem Thale, tiefer, enger und malerischer als alle, die wir bisher durchzogen hatten. Rechts und links erhoben sich wie zwey senkrechte Mauern, drey- bis vierhundert Fuß hoch, zwey Bergketten, welche ganz jüngst durch einen Hammerschlag des großen Baumeisters der Wolken getrennt worden zu seyn schienen, oder vielleicht durch das Erdbeben, welches den Libanon bis in seine Grundfesten erschütterte, als der Sohn des Menschen, seine Seele Gott empfehlend, nicht weit von diesen Bergen (!) den letzten Seufzer ausstieß, welcher den Geist des Irrthums, der Unterdrückung und der Lüge zurückdrängte, und der Hauch der Wahrheit, der Freyheit und des Le-

---

1) Dschih. S. 555. 2) Ebenda S. 590. 3) Ebenda S. 586.

4) Ebenda S. 589, Z. 11 v. u. 5) Ebenda S. 590.

6) Correspondance d'Orient IV. S. 166.

7) Dschih. S. 588, Z. 4.

8) Dieses Dschun ist nicht mit dem beym Gebirge von Akkar erwähnten gleichnamigen Thale der Dschinnen zu verwechseln.

bens in eine erneuernde Welt blies. Die von den zwey Seiten der Berge herabgerollten, wie Kiesel durch die Hand von Kindern in das Bett eines Baches gesäete Riesenblöcke, bildeten den schrecklichen, tiefen, unendlichen, starrenden Thalweg dieses vertrockneten Bergstromes. Die einen waren senkrecht aufgesetzt, wie feste, ewige Würfel, die anderen an ihren Ecken aufgehaugen, und durch den Druck anderer unsichtbarer Felsen emporgehalten, schienen noch zu fallen, immerfort zu rollen, und stellten das Bild einer Ruine in voller Handlung eines unaufhörlichen Bergsturzes, eines Steinchaos, einer nie versiegenden Felsenlavine dar: Felsen von Leichenfarbe, graue, schwarze, feuerroth und weißmarmelirte; undurchsichtige, versteinerte Wellen eines granitenen Flusses; kein Tropfe Wassers in den tiefen Zwischenräumen dieses, durch die glühende Sonne Syriens verkalkten Bettes; nicht Ein Grashalm nicht Ein Blumenstengel, nicht Eine Kriechpflanze, weder im Strome, noch auf den ausgezackten und steilen Abhängen der beyden Seiten des Abgrunds; ein Ocean von Steinen, ein Wasserfall von Felsen, denen die Verschiedenheit ihrer Formen, die Mannigfaltigkeit ihrer Stellungen, das Bizarre ihres Sturzes, das Spiel der Schatten und der Lichter, auf ihren Seiten und auf ihrer Oberfläche, Bewegung und Leben zu leihen schienen. Wenn Dante in einem der Kreise seiner Hölle die Hölle der Steine, die Hölle der Trockenheit und des Schuttes, des Sturzes der Dinge, der Entwürdigung der Welten und der Hinfälligkeit der Zeitalter hätte malen wollen, so hätte er in dieser Scene sein Vorbild gefunden: dieses ist ein Strom der letzten Stunden der Welt, wenn vom Feuer Alles verzehrt und die Erde mit Entblößung ihrer Eingeweide nur ein Block verkalkten Gesteines unter dem Tritte des schrecklichen Richters seyn wird, der sie zu besuchen kömmt. Wir folgten diesem Thale der Wehklagen durch zwey Stunden, ohne daß sich die Scene anders verändert hätte, als durch die verschiedenen Umschweife, welchen der Strom selbst durch das Gebirge folgte, oder durch die mehr oder minder schreckliche Weise, auf welche sich die Felsen, in ihrem von Steinen schäumenden Bette, gruppirten. Nie wird dieses Thal aus meiner Einbildungskraft verwischt werden. Dieses Land müßte das erste das Land der Poesie des Schreckens und der menschlichen Lamentationen seyn. Der pathetische und grandiose Accent der Prophezeyungen spricht sich in der wilden pathetischen und grandiosen Natur aus. Alle Bilder der biblischen Poesie sind der durchfurchten Stirne des Libanons und seiner vergoldeten Gipfel und seiner rieselnden Thäler, und seiner stummen und erstorbenen Schluchten mit Frakturschrift eingegraben. Der göttliche Geist und die übermenschliche Begeisterung, welche in den Seelen und den Harfen des poetischen Volkes hauchte, zu dem Gott durch Symbole und Bilder sprach, trat auf diese Weise den Augen der geheiligten Barden schon in ihrer Kindheit stark entgegen, und nährte sie mit einer stärkeren Milch, als uns der alten Harfe blasse Erben, uns, denen nur eine anmuthige, milde, gebildete und wie wir selbst entfärbte Natur, vor Augen schwebt.«

Den Contrast mit der Beschreibung dieses Felsenthales bildet dann die darauf folgende des phantastischen Pallastes von Nehrol-Kamr *). Der Name dieses Pallastes ist Depeddin, d. i. Glaubenshügel, welches Wort Hr. v. L. nach

*) Kamr und nicht Kammar, wie Hr. v. L. schreibt, heißt der Mond; Kammar heißt das Gewölbe.

dem Gehöre der harten drusischen Aussprache Dptédin schreibt, so wie er das türkische Mutesellim durchaus in Muetzlim verhärtet. Das Seitenstück zur obigen Beschreibung eines der unfruchtbarsten Steinthäler des Libanon ist das einer seiner fruchtbarsten Thäler, welches der aus dem Milch- und Honigflusse zusammenströmende Fluß von Beirut [1]) durchzieht. Der Fluß von Beirut der Nehrol-Kelb (der Lykos) [2]); der Fluß Arsuf [3]), der von Petras bey Jaffa der Serka [4]) und der Nehrol-Kebir [5]) sind die einzigen von Hrn. v. L. im zweyten Theile seiner syrischen Reisebeschreibung genannten Flüsse, wobey er sich noch irrt, indem er den Serka [6]) für den Krokodillenfluß des Plinius hält, während dieser der Nehrol-Falik [7]); doch hören wir lieber die Beschreibung des Thales des Flusses von Beirut [8]).

»Nichts kann den wunderbaren Pflanzenreichthum beschreiben, der das Bett und die Seiten dieses sich gegen das große, vom Flusse Beiruts durchströmte Thal hin sich öffnenden Bergthales beteppicht. Wiewohl die beyden Wände desselben Felsen, so sind dieselben doch mit Schlingpflanzen aller Art so bekleidet, von der Feuchtigkeit, die sich tropfenweise distillirt, so durchschweißet, so bekleidet mit Trauben von Heide- und Weidepflanzen, von wohlriechenden Kräutern, von Lianen, Lichen und anderen, in unsichtbare Spalten eingewurzelten Schmarotzerpflanzen, daß es unmöglich zu zweifeln, daß hier der Felsen selbst vegetire. Dieß ist ein dichter, ein oder zwey Schuh dicker Teppich, ein enggewirkter Pflanzensammt mit allen Farben und ihren Uebergängen schattirt; überall durchsäet mit Sträußen unbekannter Blumen von tausend Formen, tausend Düften, welche bald wie die auf den Tapeten unserer Gesellschaftssäle gemalten Blumen unbeweglich schlafen, und bald, wenn der Meereswind über sie hingleitet, sich mit den Kräutern und Zweigen erheben, aus denen sie, wie die Seidenhaare eines Thieres, das man gegen die Richtung der Haare sträuchelt, aus denselben hervorbrechen, sich in wogenden Uebergängen schattiren, und einem Flusse von Grün und Blumen gleichen, welcher mit Wohlduft hauchenden Wogen niederfluthet. Da brechen Windpuffe berauschender Wohlgerüche hervor, Schaaren von Insekten mit farbigen Flügeln, unzählige Vögel, welche auf den nächsten

---

[1]) S. oben unter den Flüssen Nr. 44. Hr. v. L. schreibt durchaus irrig Narh statt Nahr, oder richtiger Nehr Fluß.

[2]) II. 363. [3]) Ebenda S. 119. [4]) Ebenda S. 113.

[5]) Ebenda S. 372.

[6]) Den Irrthum der Benennung des Krokodillenflusses mit dem Serka oder Kukat bemerkt Poujoulat IV. p. 164, auch steht dort irrig statt Timsah, Harcadin, was keineswegs eau des crocodiles heißt. — S. Wilkens Gesch. der Kreuzzüge IV. p. 408, schon damals hieß derselbe Fluß Rohrfluß nicht Krokodillenfluß.

[7]) S. oben unter den Flüssen Nr. 61.

[8]) Ebenda S. 360.

Bäumen sich wiegend aufsitzen; die Luft ist erfüllt von ihren Stimmen, die sich einander antworten, vom Gesumme und Gehumme der Bienen- und Wespenschwärme, und von diesem stummen Gemurmel der Erde im Frühling, welches man vielleicht mit Recht für den vernehmlichen Laut der tausend Vegetationen ihrer Oberfläche hält. Die Tropfen des Nachtthaues fallen von jedem Blatte, glänzen auf jedem Grashalme und kühlen das Bett dieses kleinen Thales in dem Maße, als die Sonne sich hebt und ihre Strahlen über die hohen Felsengipfel und Baumwipfel, welche das Thal einwickeln, hingleiten läßt. Das ganze Thal war mit denselben beweglichen Vorhängen von Blätterwerk, Moos und Vegetation ausspalirt. Wir konnten uns eines Ausrufs bey jedem Schritte nicht enthalten; ich erinnere mich nicht irgendwo in der Natur so viel Leben aufgehäuft und in einem so kleinen Raume überfließend gesehen zu haben. Wir folgten diesem Thale in seiner ganzen Länge, indem wir uns von Zeit zu Zeit dort niedersetzten, wo der Schatten am frischesten, und schlugen hie und da mit der Hand in das Gras, um hervorspringen zu machen die Tropfen des Thaues, die Windpuffe der Wohlgerüche und die Wolken von Insecten, die sich aus dem Schooße des Grases wie Goldstaub hoben. Wie groß ist Gott! wie tief und unendlich muß der Quell seyn, dem alle diese Leben, Schönheiten und Güter entströmen! wenn schon in einem einzigen kleinen Winkel der Natur so viel zu sehen, zu bewundern und bestaunen, wie erst wenn der Vorhang der Welten für uns aufgezogen seyn wird, und wir das Ganze als Werk des ohne Ende betrachten werden. Es ist unmöglich zu sehen, und darüber Betrachtungen anzustellen, ohne sich in die augenscheinliche Klarheit zu versenken, worin sich die Idee Gottes zurückspiegelt! Die ganze Natur ist von funkelnden Stücken dieses Spiegels durchsäet, aus welchen Gott widerstrahlt! Gegen die westliche Mündung des Thales erweitert sich der Himmel, die Wände werden niedriger, der Abhang neigt sich unfühlbar unter den Füßen; die glänzenden Schneegipfel des Libanons richten sich in dem von brennenden Dämpfen fluthenden Himmel auf; der Blick steigt von diesen ewigen Schneewipfeln herunter zu den schwarzen Flecken der Pinien, Cypressen und Cedern, hernach zu diesen tiefen Schluchten, wo die Schatten wie in ihrem Neste rasten; endlich zu den goldenen Felsenspitzen, an deren Fuße sich die maronitischen Klöster *) und die Dörfer der Drusen ausdehnen; Alles endet in einem Saum von Olivenwäldern, welche am Rande der Fläche ersterben. Die Ebene selbst, welche sich zwischen den Hügeln, wo wir waren, und den Wurzeln des hohen Libanons ausdehnet, mag Eine Stunde breit seyn; sie krümmt sich in Buchten, und wir umfaßten mit dem Auge nur zwey Stunden ihrer Länge; der Rest war uns durch Felsenvorsprünge verborgen, die mit schwarzen Pinienwäldern bedeckt; der Fluß von Beirut, der einige Miglien weiter, aus einer der tiefsten und felsigsten Schluchten des Libanons hervorbricht, theilt die Ebene in zwey; er fließt anmuthig in vollem Bette, bald von seinen schilfbewachsenen, Zuckerrohrfeldern ähnlichen Ufern eingeengt, und bald in grüne Rasenplätze austretend, oder unter Mastixbäumen und hie und da glänzende kleine Teiche in die Ebene hineinstreuend. Alle seine Ufer sind mit wucherndem Pflanzenwuchse bedeckt, und wir unterschieden Esel, Pferde, Ziegen, schwarze Büffel und weiße Kühe in Herden längs des Flusses zerstreut, und arabische Hirten, die den Fluß auf dem Rücken

*) Hier steht im Text les hauts Maronites, was wohl ein Druckfehler für couvens Maronites.

ihrer Kamehle durchwateten. Weiterhin sah man auf den ersten Schichten der Berge maronitische Mönche in ihren schwarzen Kutten, mit Matrosen-kaputzen, welche stillschweigend den Pflug unter den Olivenbäumen ihres Feldes leiteten; man vernahm die Glocken der Klöster, die sie von Zeit zu Zeit zum Gebete riefen; da hielten sie ihre Ochsen an, stemmten die Stange gegen die Deichsel des Pflugs, und einige Minuten lang nieder-kniend, ließen sie ihr Gespann ausschnaufen, während sie selbst einen Augenblick zum Himmel aufblickten. Weiterhin gegen den Fluß hinabsteigend, entdeckten wir auf einmal das Meer, das uns die Wände des Thales bis dahin verborgen hatten, und die Mündung des Flusses von Beirut, der sich darein verliert.«

Die Beschreibung der Ebene von Damaskus wird weiter unten, bey Erwähnung dieser Stadt, in dem Ueberblicke folgen, womit wir nun die von unseren Reisenden beschriebenen vorzüglichsten Städte und Oerter Syriens und des gelobten Landes durchwandern, indem wir auch hier, wie in der Uebersicht der Flüsse und Berge, von Norden nach Süden ziehen, und da keiner der erwähnten Reisenden Antiochien und Haleb, das Thal des Orontes, und das Land jenseits des Jordans berühret hat, uns bloß an die syrische Küste und das gelobte Land diesseits des Jordans halten, mit Laodicea beginnen und mit Jerusalem enden, das ohnedieß aller palästinischen Pilger Hauptendzweck und Ziel.

Von der allgemeinen Uebersicht, welche die vorliegenden Werke über Palästina enthalten, ist die Raumer'sche die kleinste und am besten geordnete, die Crome's, im Lande jenseits des Jordans, die weitläufigste, weil meistens nur Burckhardt abgeschrieben ist. Von den Reisenden hat Berggren allein im letzten Drittel seines ersten Bandes die allgemeine Uebersicht und Eintheilung gegeben, welche mit der Burckhardt'schen das Paschalik von Damaskus beginnt; diese ist nicht die osmanische des Dschihannuma (S. 562) in die sechs Sandschake: Damaskus, Jerusalem, Adschelnu, Ghasa, Nablus und Ledschun, außer welchen die Register der Gerichtsbarkeiten [1]) in der Statthalterschaft Damaskus (nach denen von Haleb, Ssaida, Tripolis, die vierte Syriens), noch die zehn Gerichtsbarkeiten: Ramla, Medschdul, Akka, Koneitra, Karalar, Balbek, Belka, Ssnghur, Baard und Jafaa nennen. Mehrere der Burckhardt'schen Namen sind zu berichtigen, wie z. B. Djalan statt Dschewlan, El Gameithra statt el Koneitra [2]); Berggren gibt nach der Angabe Professor Eneman's, eines schwedischen Reisenden, eine Uebersicht des sy-

[1]) Jahrbücher der Litteratur, Bd. 49. S. 67.

[2]) القنيطرة auch in den Jahrbüchern S. 68 irrig Kantara.

rischen Ausfuhrshandels, dann die der Bewohner Syriens, über welche auch Hr. v. Lamartine, und namentlich über die Drusen und ihren Fürsten Emir Beschir [1]), über die Maroniten Motewali (die er Metuali), und über die Noßairi (die er Ansaries schreibt), interessante Nachrichten mittheilt [2]); umständlichere Nachrichten über die Bevölkerung Syriens sind in dem, leider bisher noch nicht erschienenen siebenten Bande der Correspondance d'Orient versprochen. Nach Berggren, welcher hierin Burckhardt folgt, theilen sich die Drusen Kisilli (die rothen) in die drey Stämme: Dschanbulad, welche die Provinz Schuf, Jesbeki, welche im Districte Baruk zwischen Deirol Kamr und Sahle und in die Nekek, welche in Deirol-Omar wohnen, ein [3]). Nach dem Dschihannuma (S. 583) sind die Districte des Libanons die folgenden: das Gebirge von Schuf, Kesrewan, Schakif, Akka, Beschare (wo die Cedern), Ssafed, Dschobetol-Moneitra, Beirut, Ssaida, Dschobeil, Antalias, Betrun, Dschurd, Gharb, Schehar, Bekaa, Baalbek, Ssur (Tyrus), Maaschuka, Dschelal, Dschire, Dschebel, Makitaa, Meten und Koneitra. Berggren (I. 394) kennt nur Tefah (in Bekaa), Meten, Gharb, Dschurd, Kesrewan und Schuf, so daß die übrigen achtzehn, wovon auch Lamartine und Poujoulat keine Kunde haben, ganz leer ausgehen; dafür hat Hällströms Karte, nach Burckhardt, Besommar und Antura, welches nicht zu verwechseln mit dem unter Akka gelegenen Tantura, so wie das oben erwähnte Schakif Arnun nicht zu verwechseln mit Schakif Tirun [4]), welches die den Templern gehörige Burg Beaufort [5]); von diesen zwey, in der Geschichte der Kreuzzüge so merkwürdigen, Schakif ist auch in der Correspondance d'Orient keine Sylbe zu finden, wiewohl Hr. Peujoulat und Hr. v. Lamartine das syrische Gestade bereiset haben, und jener und Hr. Michaud vorzüglich die Erläuterung der Geschichte der Kreuzzüge sich zum Zwecke ihrer Reise gesteckt; daß dieselben weder das Thal des Orontes, noch das Gebiet jenseits des Jordans betreten haben, ist schon oben bedauert worden, aber

---

1) Ende des I. Bandes.

2) Ende des II. Bandes.

3) Berggren S. 393 u. f. schreibt irrig Dejer el-Qamar, und gar Ptedin statt Deyededdin, Burckhardt (travels in Syria) gar Deir el Akhmar (Deirol Ahmer), was das rothe Kloster hieße, während Deirol-Kamr das Kloster des Mondes heißt.

4) Abulfedae tabulae p. 98.

5) Wilkens Gesch. der Kreuzzüge VII. 118.

wie nahm Hr. Poujoulat, welcher an der Küste längs der Gebirge der Ismaili hinaufreiste, nicht wenigstens von den Schlössern der Assassinen Kunde, von welchen das Dschihannuma die folgenden achtzehn nennt: Ssahiun, Kehef, Menife, Aalika, Roßafa, Chuabi, Ssafita, Arfasedsch oder Beschrin, Dschebela (Ghabala), Dschobbetol Kera, Dschebeil (Byblus), Merkab, Antaratus [1]), Kadmus, Belatinos (Banias), Behlulije [2]), Maßiat, Hoßnolkarnin [3]) und Hoßnol Ekrad, d.i. die Burg der Kurden, deren Namen die Geschichtschreiber der Kreuzzüge in Crac verhärten, weßhalb dieselbe öfters mit der arabischen Feste Karak (Petra) vermenget worden, sonst aber auch Sefah, d.i. die des Blutvergießers hieß. Burckhardt besuchte einige dieser Schlösser, namentlich Aalika, Banias und das Schloß der Kurden, welches er unter dem Namen Hoßn beschreibt, ohne dasselbe jedoch für das Schloß der Kurden zu erkennen [4]); derselbe gibt auch die räthselhafte, zuerst in den topographischen Ansichten mitgetheilte Inschrift desselben, welche, wiewohl augenscheinlich dem Mittelalter angehörig, bisher noch nicht entziffert worden ist. Von den berühmten Burgen der Kreuzfahrer erwähnt Hr. P. nur der Blanche garde [5]) und des Pilgerschlosses, heute Atlik genannt, was nichts anderes als das Atslits der Chroniken der Kreuzfahrer; eben so wenig als der Burg Belfort (Schakifaarnun) erwähnt P. der Burg Montferrant oder Barin, zwischen welcher und dem Kurdenschlosse ums J. 1230 Waffenthaten der Kreuzfahrer vorfielen [6]), und des Schlosses Mirabel in der Nähe von Ibelin, wiewohl Hr. P. das letzte, das heute Ibna heißt, besuchte [7]); da Hr. P. durch Kleinasien und Cilicien Straßen der Kreuzfahrer verfolgt hat, ohne dieselben betreten zu haben, so wäre es wohl werth gewesen, auch anderer berühmter syrischer Burgen zu erwähnen und die Lage derselben zu bestimmen, wie z.B. die Burg der Feigen und die Burg der Staare in der Nähe von Askalon [8]). Die Burgen Meregard und Duplicar, welche der Sultan von

---

[1]) Dschih. S. 588.

[2]) Ebenda S. 590, durch Druckfehler Helulije.

[3]) Ebenda S. 592.

[4]) Travels in Syria S. 159.

[5]) V. 417. 418 u. IV. 148.

[6]) Wilken Gesch. der Kreuzfahrer VI. 557.

[7]) Corresp. d'Orient V. 369.

[8]) Wilkens Gesch. der Kreuzzüge IV. B. S. 502.

Aegypten den Christen mit dem Kurdenschlosse entrissen [1]); endlich die berühmten, in der Nachbarschaft von Haleb und Antiochien gelegenen Schlösser Tellbaschr (Turbaysel), Rawendal (Ravendel), Derbesak [2]), Darrum, Kefrtab, Serudsch, Sermin, Serdana, Sarepta (heute Serfendkiar) uud anderer Orte, welche sogar auf dem Wege Hrn. P.'s lagen, wie z. B. Nawakir und Assaib in der Ebene von Akka [3]), und alle die Tells, die in dem Register von Wilken's Geschichte der Kreuzzüge aufgeführt sind; doch ist es Zeit, mit unseren Reisenden den Periplus der Oerter der Küste und des Libanons zu beginnen.

1) Laodicea, von Oliven-, Feigen-, Orangen-, Aprikosen-, Mandel- und Palmenbäumen umgeben; die duftenden Myrten erreichen eine Höhe von zwölf bis fünfzehn Fuß, von beyläufig sechstausend Einwohnern, deren Hälfte Moslimen, 5 — 600 schismatische Griechen, ein halbes Hundert maronitischer und jüdischer Familien; heute nur noch durch seinen Tabak berühmt, welcher der beste der Levante. Die ehemals so berühmten Weine Laodicea's verdienen ihren Ruf nicht mehr; hier ist der Stapelplatz für das ägyptische Henna, das von hier nach Antiochien, Haleb und Persien verführet wird. Das Gebiet Laodicea's wird in dreyzehn Pachtbezirke (Mokataa) eingetheilt, deren jedem ein Mokaddem (Vorsteher) vorsteht. P. gibt die Namen dieser dreyzehn Distrikte [4]), wovon der zweyte Chuabi [5]) nicht Krouabi, der neunte Ssahiun [6]) nicht Sahioum, der zehnte in Einem el-Behlulije [7]) nicht El Bah Loulié geschrieben seyn sollte.

2) Dschebail, richtiger Dschebele (Gabala), i. J. 1206 vom Grafen St. Gilles eingenommen, und i. J. 1188 von Saladin wieder erobert. Die aus drey Schiffen bestehende Moschee, vormals eine christliche Kirche, heißt heute die Sultan

---

1) Wilken VII. 193.

2) Dschih. S. 594, Z. 10 v. u., durch Druckfehler Derback, bey Wilken Derbesak.

3) Wilkens Gesch. der Kreuzzüge IV. S. 255.

4) Correspondance d'Orient VI. 547, Berggren II. 164.

5) خوابي Dschihannuma S. 588, Z. 11 v. u., S. 589, Z. 8 v. u. und S. 591 l. Z.

6) صهيون Ebenda.

7) بهلولي Dasselbe.

Ibrahim Edhems [1]), aus welchem Berggren Ibrahim Ben Adam [2]) macht, und von welchem P. sagt: J'ignore quel est cet Ibrahim dont il s'agit ici, les auteurs s'accordent peu là-dessus. Hier ist mehr als ein Irrthum; zuerst handelt es sich von keinem Sultan, Herrscher, sondern von einem Sultan im Reiche der Heiligkeit, nämlich von Ibrahim Ben Edhem, einem der frühesten Scheiche des Islams, gest. i. J. d. H. 162 (778) [3]), welcher mit keinem anderen Ibrahim verwechselt werden kann, da derselbe der einzige seines Namens. Nach der vollständigsten, vor drey Jahren in Kairo im Druck erschienenen Lebensbeschreibung des Propheten (S. 325) soll Dschebele vom Kaiser Heraklius für Dschebele, den König der Beni Ghasan neu erbauet und nach demselben benennet worden seyn; selbst das Wörterbuch Lamartines vermischt dieses Dschebele mit Byblis, indem es die Grabstätte Ibrahims ins letzte verlegt.

3) Banias, bey Abulfeda Balanias, ist Strabo's Balania, und das Valenia der Geschichtschreiber des Mittelalters [4]); eine halbe Meile östlich davon erhebt sich auf einer, einem ungeheueren Grabhügel ähnlichen Anhöhe das feste Schloß

4) Merkab, das die Lateiner Margat nannten, eine der Hauptfestungen der Ritter des Spitals, denen es Sultan Kilawun i. J. 1283 entriß [5]); die Festung hat anderthalb Miglien im Umfange, hat eine doppelte Mauer und zwey große Thürme: »Das Ganze dieser halbzerfallenen Festungswerke (sagt P.) erfüllt den Geist mit Bewunderung und Schrecken; nie war eine Citadelle an einem zur Vertheidigung günstigeren Orte angelegt, nie hat der Krieg ein seltsameres und fürchterlicheres Denkmal hinterlassen.«

5) Merakije (Marakia), auf der Stelle des alten Meraklen, am gleichnamigen Flusse gelegen. In der Geschichte der Kreuzzüge durch den Thurm berühmt, welchen Barthelemy nach dem Tode Sultans Bibars hier erbaute [6]); fehlt auf Hällströms Karte.

6) Das nächste Dorf, nach welchem der Fluß benennet wird, heißt Hoßein [7]), welches P. irrig Hussein schreibt.

---

1) Corresp. d'Orient VI. S. 590. 2) II. 167.

3) Die Lebensbeschreibung desselben, in Dschemis Nefhatol-Ins die funfzehnte.

4) Berggren II. 168.

5) Derselbe S. 168 und Corresp. d'Orient VI. S. 433.

6) Corresp. d'Orient VI. S. 430, und Berggren II. 169.

7) حصين nicht حسين Dschih. S. 590.

7) Tortosa oder Antaradus, vielleicht das alte Orhosia, gegenüber dem Felsen von Aradus, noch heute durch seine Matrosen, wie ehemals durch seine kühnen Ruderer berühmt. Im J. 1188 von Saladin erobert, i. J. 1366 von den Soldaten Peter von Lusignan's verbrannt. Die zur Zeit der Kreuzzüge so berühmte Kirche unserer lieben Frau von Tortosa ist heute in einen Stall, Karawanserai, verwandelt; das Schloß heißt (wie P. sagt) heute der Pallast der Tochter des Königs; dieses ist aber nur eine Verschönerung des türkischen Namens von Awret Dschesiresi, d. i. der Weiberinsel, wie heute Aradus heißt [1]). Der Namen Awret ist nur eine Verstümmelung von Aradus, so wie zu Constantinopel in der Benennung Awret Basari, d. i. der Weibermarkt, der heutige Namen des ehemaligen arkadischen Forums Awret nicht Erwad, wie Berggren schreibt (wiewohl in diesem der alte Namen Arphad erkenntlicher als in Awret oder Aradus), bloß eine Verstümmelung von Arkadius; eine Stunde südlich von Tortosa sind am Schlangenquell (Ainol-haj) die von Maundrell und Pockocke beschriebenen seltsamen Ruinen, welche uralter Zeit angehören [2]); Berggren vermuthet, dieses seyen die Ruinen des alten Marathus. Die Angabe Berggrens, daß der in der Bibliothek Sultan Abdulhamid's aufbewahrte kostbare Koran von Osman's Hand von Tortosa gekommen, ist eine irrige, und selbst aus Toderini's Citat erhellt, daß derselbe von Taberije nach Damaskus gebracht worden [3]).

8) Tell Arka, fünf Stunden nördlich von Tripolis, drey vom Meere entfernt, mit zahlreichen Ruinen des alten, in der Geschichte der Kreuzzüge berühmten Schlosses [4]).

9) Akkar, wie P. richtig schreibt, und nicht Achar, wie B. unrichtig schreibt; der Hauptort des gleichnamigen Distriktes [5]). In der Nähe von Akkar ist der oben unter den Wäldern erwähnte Wald der Dichter (Ghabesch-Schuara), und in der Nähe von Arka (gleichnamig mit der Begräbnißstätte Petrarkas) ist das Thal der Dschinnen, von dessen drey Schlösser das eine das Taubenschloß heißt; Berggren glaubt, daß

[1]) Dschih. S. 589 l. 3.

[2]) Corresp. d'Orient VI. 426.

[3]) Toderini II. 198 citirt Carlis Uebersetzung der Tafeln Hadschi Chalfas i. J. 490, bey Carli befindet sich diese Angabe aber i. J. 489, was ebenfalls ein Irrthum, wie aus den zu Constantinopel gedruckten chronologischen Tafeln Hadschi Chalfas zu ersehen, wo diese Uebertragung i. J. 492 angeführt ist.

[4]) Corresp. d'Orient VI. 423.

[5]) Ebenda S. 424. und Berggren II. 173.

Achar das Kir der Schrift seyn dürfte, dessen bey Amos (VII. 4) Erwähnung geschieht, was aber durchaus nicht stichhältig, da Kir, wie aus Raumers Belegen erhellet, Karak ist, und mit Caphtorim im Philisterlande erwähnet wird [1]).

10) Tripolis, zuerst zu Moawia's Zeiten von Sefin Ben Nedschib erobert, mit Juden bevölkert [2]), dann von den Kreuzfahrern eingenommen, und diesen vom Sultan Kilawun i. J. 1289 wieder entrissen; eine in der Geschichte der Kreuzzüge als der Sitz eines besonderen Markgrafenthums hoch berühmte Stadt. Die Thomaskirche, in welche sich die Christen bey Eroberung der Stadt geflüchtet hatten, und alle niedergemacht worden, stand auf dem Felsen, der heute die Dattel-Insel (Dschesiretol-nachlet) heißt. Die Zahl der Einwohner wird auf 10000 angegeben, worunter 2000 schismatische Griechen, nach Berggren [3]); nach Poujoulat [4]) aber 12000 Moslimen, 3—400 Griechen, 7—800 Maroniten, 100 Juden und einige europäische Familien. Die Namen der zwölf Thore gibt das Dschihannuma [5]), so wie den der berühmtesten Moschee Dschamiet-Tailan. P. weiset aus der Geschichte Wilhelms von Tyrus den Ursprung des Pilgerschlosses nach; er nennt als die Distrikte der Stadt: Denijet Acca (was Akkar seyn soll), Sophita (Ssofita), Tortosa, el Kara, das Dschihannuma [6]) hingegen Ssafita, Akkar, Betrun, Arka, Aridh; das Dschihannuma rühmt das Zuckerrohr, die Jubeben, Bananen, die Kolokasia, die Maulbeeren, Oliven, das Honig, den Most, die Seide und Seife von Tripolis. Hr. P. gibt die Namen von sieben alten, aus den Zeiten der Kreuzzüge am Gestade stehen gebliebenen Thürmen; er beschreibt das Thal Melawi, d. i. der Mewlewi, mit der Wasserleitung des Prinzen (Kanatirol Brens), der Fischquell (drey Viertel Stunden nördlich von Tripolis), dessen Fische von den Moslimen für metamorphosirte Heilige gehalten werden, und den Schatz der Liebe, welcher in einer, eine halbe Stunde von Tripolis entfernten Grotte, noch von Niemanden gehoben worden. Was er vom Aberglauben an die Dschinnen erzählt, stimmt mit dem Dschinnenthale zusammen, dessen das Dschihannuma bey Akkar erwähnt. Er besuchte die in der Nähe von Tripolis gelegenen Dörfer Sgorta und Eden; des letzten erwähnt auch Berggren als Ehden, und des Thaldistriktes Tabaa Zauwie, nach

---

[1]) Raumers Palästina S. 180 und 275.

[2]) Dschih. S. 588. [3]) II. 176.

[4]) Corresp. d'Orient VI. 386.

[5]) S. 589. [6]) Ebenda 1. 3.

dem Ghadhban (Kadischa) so genannt, welcher bey seinem Ursprunge Nehres-sawijet heißt [1]). Poujoulat nennt noch die beyden Dörfer Moreu und Cir, und den zu Denijet gehörigen Thurm der Morgenröthe, und erwähnet dreyer, drey Stunden von Tripolis entfernter Tempel, zwey im griechischen Dorfe Kesba, der dritte im Dorfe Psisa, zwischen dessen Anhöhe und dem Libanon der Sperlingsfluß (Nehrol-Aaßfur) strömt; weiters der sechs griechischen Klöster Mar Jakub, Nurije, Natur, Kaftin, Georgiu und Belmend oder Belmont, das von einem Fürsten der Kreuzfahrer gestiftet worden seyn soll; endlich der oben unter 8 und 9 erwähnten Flecken Arka und Akkar.

11) Beschare, in der Nähe von Eden, im Distrikte von Kanobin, wo die Cedern, welche sowohl Berggren als Lamartine besuchet haben; das berühmteste der maronitischen Klöster des Libanons ist

12) das von Kanobin, im Thale der Heiligen; das Cedernthal beschreibt Hr. v. L. wie folgt:

»Am Ende dieses immer bergaufsteigenden Thales, dort wo dasselbe an die Schneegefilde stößt, breitet sich ein herrliches Tischtuch von Wasser aus, das von einer Höhe von hundert Fuß, zwey- oder dreyhundert Klafter breit, herunterstürzt; das ganze Thal hallt von diesem Sturze und von dem Springgetose des Stromes, den dasselbe nährt, wider; von allen Seiten rieseln die Felsen der Seitenwände schäumend nieder; wir sehen, in die Ferne sich verlierend, zwey große Dörfer, deren Häuser sich kaum von den, durch den Strom heruntergewälzten Felsen unterscheiden; Gipfel von Pappel- und Maulbeerbäumen zeigen sich, weiterhin Schilf- und Kräutergeflechte; man steigt in das Thal von Beschierai [2]) durch in die Felsen gehauene und so steile Steige hinunter, daß man nicht begreifen kann, daß Menschen sich dahin wagen, auch gehen oft deren zu Grunde; ein von dem Felsenkamm, wo wir uns befinden, geworfener Stein würde auf das Dach dieser Häuser fallen, zu denen wir nicht gelangen würden, wenn wir eine Stunde lang hinabstiegen; oberhalb des Wasserfalles und des Schnees dehnen sich unendliche Eisfelder aus, die wie Dünste von bald grünen und bald blauen Tinten wogen; in der Entfernung einer Viertelstunde links, in einer Art kreisförmigen, durch die letzten Rücken des Libanons gebildeten Thale, sehen wir einen schwarzen Fleck auf dem Schnee; dieses sind die berühmten Cederngruppen, sie krönen wie ein Diadem die Stirne des Berges; sie sehen die Verzweigung der großen und zahlreichen Thäler, die sich in die Tiefe senken, das Meer und der Himmel sind ihr Gesichtskreis. Diese

[1]) Dschih. S. 589, Z. 3.

[2]) Die wahre Aussprache ist weder Beschierai, wie P., noch Beschärri, wie B. schreibt, sondern Beschare بشاره., d. i. die frohe Kunde, oder Beschrin بشرين. Dschih. S. 588.

Bäume nehmen mit jedem Jahrhunderte ab, die Reisenden zählten ehemals dreyßig bis vierzig, später siebzehn, dann ein Dutzend; nun stehen nur sieben, die man ihres Umfanges wegen mit dem Alter der Bibel für gleichzeitig halten kann; um diese alten Zeugen verflossener Zeitalter, welche die Geschichte der Erde besser kennen, als die Geschichte selbst, und die uns, wenn sie sprechen könnten, von so viel verschwundenen Reichen, Religionen und Menschenrassen erzählen würden, steht noch ein kleiner Wald von gelberen Cedern, die mir eine Gruppe von vier- bis fünfhundert Bäumen oder Sträuchen zu bilden schienen; alljährlich im Juny steigen die Bevölkerungen von **Beschare**, **Eden** und **Kanobin**, und die umliegenden Dörfer zu den Cedern herauf, und lassen an ihrem Fuße eine Messe feyern. Wie viele Gebete haben nicht in diesen Gezweigen widergehallt! wo wäre ein schönerer Tempel, ein dem Himmel näherer Altar! welcher Thronhimmel wäre majestätischer und heiliger, als die letzte Bergebene des Libanon, der Stamm der Cedern, und der Dom dieser geheiligten Zweige, welche so viele menschliche Geschlechter, die den Namen Gottes auf verschiedene Weise aussprechen, aber denselben in seinen Werken erkennen, und in seinen natürlichen Offenbarungen anbeten, beschattet haben und noch beschatten! Und auch ich betete in der Gegenwart dieser Bäume; der harmonische Wind, der in ihren tönenden Zweigen wiederhallte, spielte in meinen Haaren, und machte auf meine Augenlieder Thränen des Schmerzes und der Anbetung eiskalt stocken.«

Das Seitenstück zur Beschreibung des **Cederthales** ist die folgende des **Thales der Heiligen**, wo die Klöster von Kanobin.

»Das Thal senkte sich Anfangs in breiten und sanften Abhängen am Fuße der Schneegefilde und der Cedern, die auf dem Schnee einen schwarzen Flecken bildeten; es entwickelte sich dann in Rasenstücken von gelblichem und zartem Grün, wie das der hohen Rücken des Jura oder der Alpen; eine Menge Silberfäden schäumenden Wassers, die hie und da vom Fuße des geschmolzenen Schnees hervorbrachen, durchfurchten diese rasigen Abhänge, und vereinigten sich am Fuße der ersten Felsenstufe in eine einzige Masse von Fluthen und Schaum; dort vertiefte sich das Thal auf einmal auf vier- bis fünfhundert Fuß, der Bergstrom stürzte mit demselben nieder, und sich über eine weite Oberfläche ausdehnend, bedeckte er bald die Felsen mit einem flüssigen und durchsichtigen Schleyer, trennte sich bald von denselben in hochaufspringenden Wölbungen, und endlich auf ungeheure spitzige, dem Gipfel des Berges entrissene Granitblöcke niederstürzend, brach er sich an denselben in flutenden Fetzen, und widerhallte als ein ewiger Donner; der Wind seines Falles kam bis zu uns, und indem er den tausendfarbigen Wasserrauch wie leichte Nebel davon führte, trieb er denselben durch das ganze Thal hieher und dorthin, oder hing denselben als Thau an den Zweigen der Sträuche, oder an den scharfen Felsenkanten auf. Sich gegen Norden verlängernd, breitete sich das Thal der Heiligen immer tiefer und weiter; dann beyläufig zwey Miglien von unserem Standpunkte näherten sich zwey nackte und schattenbedeckte Berge, sich einer gegen den anderen neigend, und kaum eine Oeffnung von einigen Klaftern lassend, wo das Thal mit seinen Rasen, seinen hohen Rebengeländern, seinen Pappeln, Cypressen und seinem Milchstrom endete und sich verlor. Ober diesen

zwey kleinen Bergen, die dasselbe so zusammenschnürten, sah man am Gesichtskreise einen See von tieferem Blau als der Himmel: dieses war ein Stück des syrischen Meeres, durch eine fantastische Bucht anderer Libanons Gebirge eingerahmt; dieser Golf war zwanzig Stunden von uns entfernt, aber die Durchsichtigkeit der Luft zeigte uns denselben wie zu unseren Füßen, und wir unterschieden sogar zwey segelnde Schiffe, welche zwischen dem blauen Himmel und dem blauen Meere aufgehangen, und durch die Entfernung verkleinert, zwey über unserem Gesichtskreise schwebenden Schwänen glichen. Dieses Schauspiel ergriff uns zuerst so sehr, daß wir unsere Blicke gar nicht auf das Thal hefteten; aber als die erste Verblendung vorbey, und als unser Aug den flutenden Dunst des Abends und der Wasser durchbrachen, wiederholte sich vor unseren Augen eine Scene anderer Natur. Fast mit jeder Wendung des Bergstromes, wo der Schaum ein wenig Platz für Erde ließ, zeichnete sich ein Maronitenkloster aus Steinen von blutigem Braun auf dem grauen Felsen, und sein Rauch erhob sich in die Lüfte zwischen den Wipfeln der Pappeln und Cypressen. Um diese Klöster schienen kleine, dem Felsen oder Bergstrom abgewonnene Felder, wie die mit der größten Sorgfalt gepflegten Blumenbeete unserer Landhäuser bebaut, und hie und da sah man Maroniten in ihren schwarzen Kaputzen, welche von der Feldarbeit zurückkamen, die einen mit dem Spaten auf den Schultern, die anderen kleine Heerden arabischer Füllen führend, einige das Pflugholz haltend und ihre Ochsen antreibend zwischen den Maulbeerbäumen. Mehrere dieser Wohnorte des Gebetes und der Arbeit waren mit ihren Kapellen und Einsiedeleyen auf den Vorgebirgen der zwey ungeheuren Bergketten aufgehängt; eine Anzahl derselben waren wie Grotten wilder Thiere, in den Felsen selbst gehöhlt, man sah nichts als das Thor, und ober demselben einen leeren Balken, an dem die Glocke niederhing, und einige kleine unter der Wölbung des Felsen in denselben gehauene Terrassen, wo alte und schwache Mönche erschienen, um Luft zu athmen, und ein wenig von Sonne zu schauen, wo nur immer ein Menschenfuß hingelangen konnte. An einigen Rändern der Abgründe konnte das Aug keinen Zugang entdecken, aber selbst da war ein Kloster, eine Einsamkeit, ein Gebethaus, eine Einsiedeley und einige Figuren von Einsiedlern, welche zwischen den Felsen und Gesträuchen herumgingen, arbeiteten, lasen oder beteten. Eines dieser Klöster war eine arabische Druckerey, für den Unterricht des maronitischen Volkes, und man sah auf der Terrasse eine Menge Mönche hin und hergehen, und auf Rohrgeflechten die Bögen von weißem Papier aufhängen. Nichts, wenn nicht der Pinsel, kann das Malerische dieser Abgeschiedenheiten schildern, jeder Stein schien seine Zelle, jede Grotte ihren Eremiten geboren zu haben; jede Quelle hatte ihre Bewegung und ihr Leben, jeder Baum seinen Einsiedler unter seinem Schatten. Wo immer das Auge sich hinwandte, sah es, wie das Thal, der Berg, die Abgründe sich wie durch seinen Blick mit einer Scene von Leben, Gebeten und Betrachtung beseelten, wie sie sich von diesen ewigen Massen hervorhoben, oder um sie zu heiligen, sich mit ihnen vermischten. Aber bald ging die Sonne unter, die Arbeiten des Tages hörten auf, und alle in dem Thale zerstreuten schwarzen Figuren kehrten in die Grotten oder Klöster zurück; die Glocken läuteten von allen Seiten die Stunde der Geistesversammlung und der Vesper ein; die einen mit der starken und schwingenden Stimme der großen Winde auf dem Meere, die anderen mit den zarten und silbernen Stimmen der Vögel im Kornfeld; diese klagend und entfernt wie die Seufzer in der Nacht

und in der Wüste; alle Glocken antworteten sich auf den zwey entgegengesetzten Seiten des Thales, und die tausend Echo der Grotten und Abgründe sandten sich das Getöne in verwirrtem widergehalltem Gemurmel zurück, vermischt mit dem Gebrülle des Bergstromes, dem Gesäusel der Cedern und den tausend hellklingenden Endfällen der Quellen und Wasserfälle, womit die beyden Seiten des Berges durchfurcht sind. Dann ein Augenblick von Stillschweigen, und ein neues sanfteres, schwermüthigeres, ernsteres Getön erfüllte das Thal; dies war der Gesang der Psalmen, der sich zugleich von jedem Kloster, jeder Kirche, jedem Bethaus, jeder Felsenzelle erhob, sich vermischte, bis zu uns heraufsteigend zu einem vasten Gemurmel ward, und einer einzigen melodischen Klage des ganzen Thales glich, welches Stimme und Seele erhalten hatte; dann durchduftete eine Wolke diese Luft, welche Engel hätten einathmen können; wir blieben stumm und bezaubert, wie die himmlischen Geister, als sie zum ersten Male über dem Erdball, den sie wüste wähnten, schwebend, von diesen Felsengründen das erste heraufsteigende Gebet [1]) der Menschen vernahmen; wir begriffen was die Stimme des Menschen vermag, um die erstorbenste Natur zu beseelen, und was die Poesie am Ende der Zeiten seyn wird, wann alle Gefühle des menschlichen Herzens erloschen, und von Einem verschlungen seyn werden, und die Poesie fürder hienieden nur Anbetung und Hymnus.«

Mit gleichem Malertalente wie die Thäler des Libanon beschreibt Hr. v. L. auch die Residenz Emir Beschirs.

13) Deirol Kamr, und seinen Sommerpallast Depededdin; die von ihm mitgetheilte geographische Nachricht über Emir Beschir, den greisen Fürsten des Libanon (mit dem der Verfasser dieser Anzeige vor sechs und dreyßig Jahren am Bord des Tigris mitsammen gekreuzt), ist der in geschichtlicher Hinsicht gehaltvollste Abschnitt der ganzen Reisebeschreibung. Berggren nennt das Dorf, wo sich der Sommerpallast Emir Beschirs befindet, Muchtara, und den Fluß, der dasselbe durchschneidet, Nehr-Awali [2]); er sagt, daß das von Nehrol-Baruk durchströmte Thal Merdsch Besri an romantischer Schönheit dem oben beschriebenen Thale von Kanobin gleiche. Der Besuch Hrn. v. L.'s bey Lady Hester Stanhope, dieser Königin von Saba, auf Libanon, so wie seine malerische Beschreibung der

14) Ruinen von Baalbek, haben sogleich nach der Erscheinung seiner Reise in französischen und deutschen Zeitschriften verlautet; die Beschreibung der Ruinen von Baalbek ist so glänzend, daß zu zweifeln, ob dieselbe durch die Beschreibung der Ruinen von Palmyra, denen die von Baalbek an Umfang und Pracht sehr zurückstehen, hätte überboten werden können; wenigstens durch keinen anderen Reisebeschreiber als Hrn. v. L. selbst, wenn er Palmyra besucht hätte, wohin keiner unserer Reisenden

---

[1]) III. p. 173. Druckfehler, partie statt prière.

[2]) Berggren II. 213.

durch die Wüste vorgedrungen. Baalbek haben auch Pojoulat [1]) und Berggren besucht, und sich wie Hr. v. L. über die unter dem Namen Trilithon berühmten ungeheuren drey Steinblöcke erstaunt, nur weichen sie in der Angabe der Masse ab; nach Berggren soll der kleinste 60, der größte 62 Fuß und 9 Zoll in der Länge, so wie 12 Fuß in die Breite und Dicke messen; nach Hrn. v. L.: »un seul de ces moellons de Balbek avait soixante-deux pieds de long sur vingt-quatre pieds de largeur, et seize d'épaisseur;« überhaupt verhält sich B.'s Beschreibung zu der von Hrn. v. L.'s, wie die nüchternste Prose zur hochfliegensten Poesie, und ist mit der Beschreibung von Richter und Laroque zu vergleichen; der letzte las vor hundert Jahren die Inschrift am Gewölbe des Sonnentempels Divisio Mosei [2]), während Berggren Divisio Cho las, was nach ihm divisio chori geheißen haben soll. Richter hat auch Palmyra besucht, und überhaupt von Syrien mehr gesehen, als Poujoulat, Lamartine, Berggren, Prokesch und andere über ihre syrischen Reisen den Mund voll nehmende Beschreiber desselben, wie z. B. der Capitän Camille Callier, wenn er sagt: J'ai placé sur les flancs du Sannine les ruines de *Fakra*, et dans les montagnes du *Kesraouan*, celles du temple de Venus-*Astarté* et d'*Aphaca* [3]). Es ist sehr überflüssig, daß der Hr. C. C. C. Fakra und Aphaka auf die Gipfel des Sanin und Keswan versetzt und verlegt, da Richter schon vor zwanzig Jahren die Ruinen von Fakra im Schloß Kalaat Fakra, und die des Venustempels von Aphaka im Dorfe Affa besucht und beschrieben [4]), und auch Berggren (II. 193) dasselbe Affa neuerdings besucht hat. Eben so irrt sich Hr. v. L., wenn er

15) Zarklé (Sahle [5]) für eine erst vor wenigen Jahren gestiftete Stadt hält; doch war sie vormals nicht so bedeutend als heute, wo sie acht bis zehntausend Einwohner zählt, großen Handel mit Seide treibt, und täglich anwächst, so daß sie, wenn der Tod Emir Beschirs nicht die Einheit der Herrschaft, welche die Stärke des Libanons, zerstört, in zwanzig Jahren (nach Hrn. v. L.'s Prophezeyung) die erste Stadt in Syrien seyn wird; dieselbe fehlt auf den obigen Karten Syriens, eben so wie auf dem

---

[1]) VI. 244 u. f.

[2]) Voyage en Syrie I. 171.

[3]) Bulletin de la société de Géographie 1835. Janvier p. 17.

[4]) Wallfahrten im Morgenlande S. 100 und 107.

[5]) Berggren II. 195 nennt es Zachle, und erwähnt eine Viertelstunde davon des Grabes Noes.

östlichen Abhange des Libanon gegen Damaskus; das von Hrn. v. L. besuchte Dorf von

16) Hamana, dessen romantisches Thal mit denen des Libanons bey ihm alle Erinnerungen an die schönsten Alpenthäler verwischte [1]), und das er so malerisch beschreibt:

»Einer der schönsten Anblicke, die den Menschen auf Gottes Werke zu werfen gegeben, ist das Thal von Hamana, das uns zu Füßen liegt; dasselbe fängt mit einer schwarzen und tiefen, wie eine Grotte in den höchsten Felsen, und unter den Schneegefilden des erhabensten Libanons ausgehöhlten Schlucht an: man unterscheidet dieselbe erst nur durch einen Schaumstrom, der sich mit demselben vom Gebirge stürzt, und in dem Dunkel desselben eine bewegliche und lichte Furche zieht; das Thal erweitert sich unfühlbar von Stufe zu Stufe, wie sein Strom von Wasserfall zu Wasserfall; dann sich auf einmal gegen Westen wendend, und einen anmuthsvollen und biegsamen Rahmen bildend, wie ein Bach, der in einen Fluß fällt, oder der selbst zum Flusse wird, fällt diese Schlucht in ein anderes Thal, und wird selbst zum Thale; dasselbe dehnt sich mit seiner mittleren Breite zwischen zwey Bergketten auf eine halbe Stunde aus: es fällt gegen das Meer durch einen regelmäßigen und sanften Abhang ab; es vertieft sich oder erhebt sich in Hügel nach den Hindernissen der Felsen, die es in seinem Wege antrifft: auf diesen Hügeln trägt es durch Klüfte von einander getrennte Dörfer, ungeheure, von schwarzen Tannen umgebene Flächen, auf deren bebauten Platformen sich ein schönes Kloster erhebt: in diesen Schluchten gießt es alle Wasser seiner tausend Kaskaden aus, und rollt dieselben in funkelndem und tosendem Schaum. Die Seiten der beyden Wände des Libanons, wodurch es geschlossen wird, sind von schönen Tannengruppen, Klöstern und hohen Dörfern bedeckt, deren blauer Rauch längs den Abgründen dahin läuft. Zur Stunde, wo mir dieses Thal erschien, ging die Sonne im Meere unter; indem ihre Strahlen die Schluchten und Felsenklüfte in geheimnißvollem Dunkel ließen, glitten sie nur an den Klöstern, den Dächern der Dörfer, den Tannengipfeln, den höchsten über das Gebirge sich erhebenden Felsenspitzen dahin; die großen Wasser stürzten von allen Karnießen der beyden Berge, sprangen schäumend aus allen Felsenspalten, indem sie mit zwey breiten Silber- oder Schneearmen die Platforme, welche die Klöster, Dörfer und Tannenwälder trägt, umfingen. Ihr Getöse, dem der tiefen Orgelpfeifen in einer Cathedrale ähnlich, hallte von überall zurück und betäubte das Ohr. Selten habe ich so tief die spezielle Schönheit der Gebirgsansichten gefühlt; eine traurige, ernste, sanfte Schönheit, von ganz anderer Natur als die Schönheiten des Meeres und der Ebene, eine Schönheit, die das Herz in sich sammelt, statt es zu eröffnen, und die dem religiösen Gefühle im Unglücke verwandt zu seyn scheint; — melancholische Sammlung des Geistes, statt des religiösen Gefühles im Glück, welches Mittheilung, Liebe und Freude.«

Diesen Schluß gab Hrn. v. L. der Schmerz über den Tod

---

*) J'ai vu Naples et Siciles, les vallées des Apennins et celles des Alpes, de Savoie et de Suisse, mais la vallée de Hamana et quelques autres vallées du Liban effacent tous ces souvenirs. III. p. 146—147.

seiner Tochter Julia ein, sie starb zu Berytus (ehemals Julia Felix genannt), das für ihn infelicissima ward.

Zwischen Tripolis, von wo wir den Abstecher nach dem Libanon begonnen, und Beirut, erwähnt Berggrens Reisebeschreibung und Karte (Poujoulat ist dieses Weges nicht gekommen) nur zweyer Oerter, nämlich: 17) Batrun (Botrys) und 18) Dschebeil (Byblus); auf Le Paultres Karte findet sich noch das oben bey Tripolis erwähnte Belmont und Terbel, nach welchem das Dschihannuma den Berg [1]) gleichen Namens nennt. Um nur ein Beyspiel zu geben, wie viel künftige Reisende und Karten nachzutragen haben, wenn sie mit den morgenländischen Geographen in der Hand reisen und arbeiten wollen, führen wir hier die Namen auf, deren das Dschihannuma (S. 588) zwischen Tripolis und Beirut erwähnt; zuerst Burdschol-Behßaß, wobey ein schöner Quell, der oben im Verzeichnisse der Quellen vorgekommen; von hier bis nach Tripolis erstreckt sich der (oben bey den Wäldern genannte) Wald Unfi mit dem Kloster, das vormals nur blinde Mönche bewohnten; in der Nähe davon ist das Vorgebirge Widschhol-Hadschr [2]), d. i. das Steinangesicht, dessen Namen nur eine beyläufige Uebersetzung von Strabo's Theuprosopon; hiedurch wird Richters Vermuthung, welcher dieses Vorgebirg das von Karudsch oder Belmonte nennt [3]), zur Gewißheit. Hierauf folgt Burdschol Hawa, d. i. das Bollwerk der Luft, welches Richter die Burg der Winde nennt: dann Birolabd, d. i. der Brunn des Sklaven, und endlich Dschesedol-medfun, d. i. der vergrabene Leib in der Nähe von Betrun: also zwischen diesem und Tripolis, wo bisher auf den Karten gar nichts als Belmont steht, nicht weniger als ein halbes Dutzend durch eigene Namen bezeichneter Oertlichkeiten. 19) Die Stadt Beirut, das alte Berytus, beschreiben Hr. v. L. M., der sich hier länger als zu Tripolis aufgehalten, und P., der erste das Frauenbad aus dem Munde seiner Gemahlin, den ersten Anblick des Libanon, dann die Stadt selbst.

»Die Stadt nimmt einen anmuthigen Hügel ein, welcher sich gegen das Meer senkt, einige Erd- oder Felsenzungen laufen in die Fluten hinaus, und tragen türkische Befestigungen von malerischer Wirkung; die Rhede ist durch eine Landzunge geschlossen, welche die Ostwinde abwehrt; diese Landzunge, so wie die umliegenden Hügel, sind von dem reichsten Pflanzenwuchse bedeckt; überall sind Maulbeerbäume gepflanzt, und von Stockwerk zu Stockwerk auf künstlichen Terrassen erhöht; die

[1]) Siehe oben den Berg Nr. 26.

[2]) Im Idrisi heißt das Vorgebirg Unfol-Hadschr, d. i. Steinnase.

[3]) Wallfahrten im Morgenlande S. 116.

Carubenbäume von dunkelem Grün und majestätischem Dom, die Feigenbäme, die Platanen, Orangen, Granatenbäume und eine Menge anderer, unserem Himmelstriche fremder Bäume und Sträucher, dehnen über alle Theile des dem Meere nächsten Gestades den harmonischen Schleyer ihres verschiedenen Laubes aus; weiterhin auf den ersten Abhängen der Berge verlegen Olivenwälder mit ihrem grauen, aschfarbenen Grün dem Blicke den Durchgang; eine Stunde beyläufig von der Stadt fangen die hohen Ketten des Libanons an sich aufzurichten; sie öffnen ihre tiefen Schluchten, wo das Auge sich in den Finsternissen der Entfernung verliert; die Schluchten gießen ihre zu Flüssen angeschwollenen Ströme, sie selber laufen in verschiedenen Richtungen nach Tyrus, Sidon, Tripolis und Laodicea aus, und ihre ungleichen, entweder sich in den Wolken verlierenden, oder durch den Widerschein der Sonne gebleichten Gipfel gleichen unseren, mit ewigem Schnee bedeckten Alpen [1]).«

Hören wir nun Hrn. P. [2]) über Beiruts Lage und Bauart:

»Beiruts Erdreich stellte sich meinem, an die strengen Ansichten Palästinas gewohntem Auge mit einem unerwarteten Gesichte dar; ein ganz neues Land, und das in nichts dem, was ich in dem gelobten Lande gesehen, gleicht, entfaltete sich vor meinen Augen mit erstaunender Herrlichkeit; eine rothe und fette Erde dehnt sich auf eine lange Strecke zwischen dem Meere und dem Libanon aus, wie die, welche ich bey meiner Annäherung zu Ghasa und Athen gesehen; näher von Beirut große Pflanzungen von Maulbeerbäumen, eine große Anzahl von Palmen, ein Pinienwald, lange Alleen von Nopalen, mehr als dreyhundert Landhäuser zwischen Gärten zerstreut, fast wie die bastides bey Marseille; gegen Osten der grünende Abhang der Berge mit Dörfern und Klöstern bedeckt, gegen Westen das unermeßliche syrische Meer; dies sind die Andeutungen, mittels deren man sich einigen Begriff von der Schönheit dieser Perspective machen kann, welche durch den Anblick der Gebirge des Libanons groß und erhaben wird. Ich habe nichts so Bizarres, Unregelmäßiges und Außerordentliches, als den Bau des arabischen Viertels von Beirut gesehen; die aus Stein gebauten Häuser sind dort höher, als in irgend einer syrischen Stadt; Gewölbe, geheime Ausgänge, finstere Durchgänge, enge und gewundene Straßen flößen dem Reisenden, welcher versuchen will die Stadt zu durchwandern, zuerst eine Art von Furcht ein; jedes Haus gleicht einem großen unzugänglichen Kerker, und das moslimische Viertel besonders, scheint bloß von Gefangenen bewohnt zu seyn. Ich finde nichts schwerer, als in ein Haus zu Beirut einzudringen; der Despotismus muß manchmal verlegen seyn, seine Hausdurchsuchungen zu vollziehen; man kann auch sagen, daß jedes Haus einen Vertheidigungsplatz darbeut; man sieht, daß die letzten Erbauer der Stadt kriegerische Männer waren, welche aus Beirut eine Citadelle machen wollten.«

Westlich von der arabischen Stadt sind die Ruinen des alten Berytus, eine Cisterne, die Reste einer Wasserleitung und alte Bäder; die Ruinen gegen das Meer zu waren wahrscheinlich das Theater des Agrippa; drey, vier Stunden südöstlich von Beirut besuchte P. den Pinienwald, aus welchem Balduin und seine

---

[1]) I. p. 195.

[2]) Corresp. d'Orient VI. p. 120.

Waffengefährten das Holz zu ihren Kriegsmaschinen nahmen, und bemerkt, als einen Irrthum Volney's Angabe, daß dieser Wald erst von Fachreddin, die Luft zu reinigen, gepflanzt worden sey. P. besuchte von hieraus die schon bey den Flüssen erwähnte Quelle des Lykos und Reste der antoninischen Straße, und dann den in der Geschichte der Kreuzzüge berühmten Engpaß von Berytus. Hr. v. L. M., der sich hier länger aufhielt, miethete fünf Häuser, und equipirte vierzehn Pferde mit arabischem Sattel und Zeug, was er mehrmal sagt, und was eine der diesem Werke vorgeworfenen Nachläßigkeiten von Wiederholungen [1]).

Zwischen Beirut und Ssaida bemerkt Hr. P. bey dem Dorfe 20) Jonin Ruinen, welche er wahrscheinlich für die Ruinen von Strabo's Leontopolis, das eines mit Porphyleon, hält [2]); 21) zu Ssaida, dem ehemaligen Sidon, sah B. Tamarindenbäume von der Höhe der größten und ältesten Cypressen, und die herrlichsten Bananen [3]). P. setzt die Bevölkerung auf sechstausend Seelen an [4]), erinnert sich, daß Fachreddin den Hafen mit Erde verschüttete, um den Galeeren des Sultans den Zugang zu wehren, und der Industrie und Kunstfertigkeit der Sidonier, welche schon Homer, als in allen Dingen geschickt, preist. Zwischen Ssaida und Ssur (Sidon und Tyrus), drey Stunden nördlich der Mündung des Kasimije, ist das Schloß 22) Ssarfend, nicht Zarfa oder Sarphan, das alte Sarepta, dessen Thal der alte französische Reisende Roger mit dem Thale von Montmorency vergleicht [5]); drey Viertelstunden von Sarepta, rechts vom Wege, ist ein langer Berg von Grabhöhlen, welche die Araber, nach Hrn. P.'s Angabe, die Grotten von Adnun nennen, wahrscheinlich verhört für Adlun, welches Edrisi unmittelbar vor Ssarfend, als ein Schloß am Meere nennt; nur eine Stunde unter Ssaida ist eine Quelle, genannt El-Borok (nicht zu verwechseln mit dem bey Ssaida mündenden Flusse Barok). Unmittelbar vor Tyrus, drey Stunden vor der Stadt, erhob sich das in der Geschichte der Kreuzzüge berühmte Schloß von 23) Thoron, dessen P. aus der Geschichte Michauds

---

[1]) I. p. 215. Je fais faire des selles et des brides arabes pour quatorze chevaux, und gleich wieder S. 233: j'ai achète quatorze chevaux arabes — j'ai fait faire les selles et les brides à la mode du pays, sechs Zeilen weiter kommen die Carvas vor, als des Turcs qui remplacent les janissaires, soll Kawaß heißen, d. i. eine Art Schaarwache, deren Einrichtung in der türkischen Staatszeitung bekannt gemacht worden ist.

[2]) Corresp. d'Orient VI. p. 118.

[3]) Berggren II. 217.

[4]) V. 516. [5]) V. 514.

erinnert, ohne aber über die heutige Existenz oder den Namen desselben etwas Näheres zu wissen. 24) Ssur (das alte Tyrus ist heute nur noch durch die Erinnerung an ihre alte Herrlichkeit und ihre Belagerungen, die sie durch Alexander und Salaheddin ausstand, merkwürdig: Hr. P. fand den Hügel wieder, auf welchem Salaheddins Zelt stand, welcher heute Samatschuk heißt, und wohin einige Reisenden die Ruinen von Alttyrus, und den Tempel des Herkules verlegen*). »Tyrus,« sagt Hr. v. L. M., »durch das spitzige äußerste Ende eines Vorgebirgs getragen, scheint »aus den Fluten zu steigen; von weiten scheint sie eine schöne »neue, weiße und lebende Stadt, die sich im Meere beschaut; aber »sie ist nur ein schöner Schatten, der, wie man näher kömmt, »verschwindet. Einige hundert zerfallender und fast verlassener »Häuser, wo die Araber Abends große Herden von Schafen und »schwarzen Ziegen mit langen herabhangenden Ohren versammeln, »welche vor uns in der Ebene vorbeyziehen; dies ist das heutige »Tyrus. Sie hat keinen Hafen mehr auf dem Meere, keine »Straßen mehr auf dem Lande, die Prophezeyungen sind längst »an ihr erfüllet worden.« Hr. v. L. M. fand eine Erfüllung derselben auch in fünf Adlern, die auf dem Wege auf den Felsen saßen, und nach Tyrus wie nach ihrer Beute hinschauten. Er hatte sich kurz vorher an die Verse aus seinem schönen, an der Spitze seiner Reisebeschreibungen stehenden, an die Akademie von Marseille als Abschied gerichteten Gedichte erinnert:

Je n'ai pas entendu sous les cèdres antiques
Les cris des nations monter et retentir,
Ni vu du noir Liban les aigles prophétiques,
Descendre au doigt de Dieu sur les palais de Tyr.

Als er die fünf Riesenadler sah, mußte er seine Vernunft zu Hülfe nehmen, um hinter denselben nicht »die große schreck»liche Figur des Dichters der Rache Ezechiels zu sehen, der über »dieselben sich erhebend, ihnen mit dem Auge und dem Finger die »Stadt zeigte, welche ihnen Gott zum Fressen vorwarf, während »der Wind des göttlichen Zorns die Fluten seines weißen Bartes »zerwühlte, und das Feuer des himmlischen Grimms in den Au»gen des Propheten strahlte.« Alles dieses ist recht schön gesagt, nur Schade, daß dieser poetischen Vision die ganze biblische Unterlage fehlt, denn im ganzen Ezechiel ist von Adlern, welche vom Libanon auf Tyrus niedersteigen, und denen der Herr die Stadt zum Fraß vorwirft, mit keiner Sylbe die Rede; nur im siebzehnten Kapitel wird zweyer Adler, aber keineswegs der

*) Corresp. d'Orient V. S. 507.

Stadt Tyrus erwähnt, und noch an zwey anderen Stellen [1]) der Adlergesichter und der Adlerflügel des Thieres mit vier Angesichtern, welches der Prophet am Wasser Chobar (Choaspes) sah, und das kein anderes, als der persische (hernach hebräische) Cherub, d. i. das bekannte, am Eingange der Ruinen des Pallastes von Persepolis abgebildete, symbolische Thier mit dem Menschenkopfe, Adlerflügeln und Stierhufen, aus welchem Heeren so mal à propos eine menschenfressende Bestie (dem Martichoras des Ktesias) gemacht, während dieses Thier von Persepolis nur eines und dasselbe mit dem Thiere von Chobar. In der Nähe von Tyrus sind die unter dem Namen von Salomons Brunnen bekannten drey Wasserbecken, deren arabischer Namen 25) Res-al-ain, d. i. Quellenhaupt, welche Salomon gegraben haben soll, um Tyrus und seinen König Hiram für die zu dem Tempelbau geleisteten Dienste zu belohnen. »Hiram hatte den Marmor »und die Cedern des Libanons herbeygeführt. Diese unermeßli»chen Brunnen haben jeder wenigstens sechzig bis achtzig Schuh »im Umfange; man kennt ihre Tiefe nicht, und einer derselben ist »grundlos. Niemand hat noch erforscht, durch welchen geheimen »Zugang das Wasser des Gebirgs dahin gelangen kann; bey nä»herer Prüfung wird es wahrscheinlich, dieses seyen vor ihrer »Wiedererfindung längst erfundene artesische Brunnen [2]).« Die Griechen nannten sie Callirhoé; P. widerlegt die Meinung der Gelehrten, welche sie für den Born lebendiger Wasser hielten, und wovon im hohen Liede die Rede, und dessen oben bey den Flüssen unter Nr. 30 erwähnt worden, indem die Wasser dieser Brunnen nicht vom Libanon kommen.

26) Akka, das alte Ptolemais, so berühmt durch die Belagerungen von Richard Löwenherz und Bonaparte, und durch die Vertheidung Saladins und Sir Sidney Smiths, hat mit vollem Rechte die Aufmerksamkeit Hrn. P.'s in Anspruch genommen, welcher sich aber als guter Franzose nur mit der Lokalität der ersten Belagerung beschäftigt, und die verschiedenen in der Geschichte der Kreuzzüge erwähnten, umherliegenden Hügel ausmittelt [3]). Gegenüber von Akka, am Fuße des Karmel, liegt 27) Haifa (so und weder Chaifa noch Kaifa schreibt der von Hrn. v. Prokesch citirte Scherif Idris den Namen dieser Stadt) ist heute nur eine versandete Rhede [4]). B. und P. geben die Namen der Flüsse Akka's, die schon oben vorgekommen; 28) At-

[1]) Kap. I. Vers 10., Kap. X. Vers 14.

[2]) Souvenir II. p. 13.

[3]) Corresp. d'Orient V. 522.

[4]) Reisen ins heilige Land S. 90.

lit ist der arabische Namen des am Meeresufer gelegenen, in der Geschichte der Kreuzzüge so berühmten Schlosses der Pilger [1]). Hierauf folgt 29) Tantura, das ehemalige Dora, von Pompejus dem Großen erobert, nebst Ghaza Joppe und Cäsarea zu Syrien geschlagen [2]); zwischen Atlit und Tantura liegt 30) das Dorf Ssarfend, welches zum Unterschiede von dem obigen (Sarepta) Ssarfend [3]) in der Ebene genannt wird. Außer diesen beyden Ssarfend gibt es noch zwey andere, deren B. erwähnt, nämlich 31) Ssarfend el-Ammar bey Ramla [4]), und 32) Ssarfend el-Charab, d. i. das wüste [5]); von 33) Cäsarea, dieser ehemals so berühmten Stadt, sind nur täglich sich mehr versandende Ruinen [6]), deren nur Berggren mit der Erinnerung an die alte Herrlichkeit der Stadt erwähnt; 34) Arsur oder Arsuf, zwey Stunden nördlich von Jaffa, berühmt durch die Schlacht mit Saladin, und den schon oben erwähnten Wald [7]); bey 35) Jafa, dem Hafen der Jerusalemsfahrer, erwähnt Hr. P. des (auch vom Schreiber dieser Zeilen ein Jahr nach der That betretenen) Blutfeldes, wo eine Legion türkischer Gefangener (3—4000) unter den Kugeln der Soldaten Bonapartes blutete [8]). Von Jafa reiste Hr. P. nach Süden, in der von uns bey dieser Uebersicht verfolgten Richtung, nach Ghasa; der erste Ort ist 36) Jbne, das in der Geschichte der Kreuzzüge durch seine Herren so berühmte Schloß Jbelim [9]), und 37) das Dorf Nebe (das Nebo in Ruben), eine Stunde nördlich von Jbelim; 38) das Dorf Esdul steht auf der Höhe, wo sich ehemals Azot erhob, eine halbe Stunde jenseits des Stromes von Sukrek; eine Stunde weiter 39) Hamami, qui veut dire colombe, wenn so, muß es Himami heißen, denn Hamami heißt das Badedorf; wenn es das Taubendorf heißt, so ist Hrn. P.'s Bemerkung [10]), daß Askalon der Geburtsort von Semiramis gewesen, deren Namen auf assyrisch Taube hieß, eine sehr lichtvolle; eine halbe Stunde weiter das Dorf 40) Machdal (Medschdil) und dann die Ruinen des von der ältesten bis in die neueste Zeit so berühmten 41) Askalon, von welchem die Zwiebelart der

---

1) Berggren III. 174.

2) Derselbe III. 172.

3) Correspondance d'Orient p. 172 Sarphanto wie Mesedil, statt Medschdil.

4) Berggren III. 163.

5) Ebenda S. 162.

6) Corresp. d'Orient IV. 160.

7) Ebenda V. 422.

8) Ebenda V. 365. 9) Ebenda V. 372. 10) S. 389.

Schallotte ihren Namen hat, und deren Einwohner schon zu Herodots Zeit durch eine Art venerischer Krankheit übel berüchtigt. Lady Stanhope ließ hier vierzehn Tage lang durch dreyhundert Araber nachgraben, wobey vierzig Säulen, darunter drey porphyrene, in Vorschein kamen. Hr. P. bestätigt Volneys Bemerkung, daß sich das Meer hier täglich zurückziehe; eine Viertel Stunde nördlich vom Schlosse Askalons ist das kleine arabische Dorf 42) Dschora, neben einem Thale voll Feigen, Palmen, Granaten und Orangenbäumen, welche in der Nähe einer so tief verwüsteten Stadt der malerischen Ansicht dieses Thales eine melancholische Tinte geben [1]. Gauthier Vinisauf nennt von den alten Ruinen Askalons den Thurm der Mädchen, der Schilde, des Blutes, der Emire, der Beduinen, von denen noch die Trümmer längs den Mauern zu sehen. Auf dem Wege von Askalon nach Ghasa kam Hr. P. durch die Dörfer 43) Erbaa, 44) Barbara, 45) Deresner? (vermuthlich Deir esmer, d. i. das braune Kloster). 46) Beit Anun; Hr. P. bemerkt, daß er diese Oerter nenne, weil wenig Reisende vor ihm hier durchgekommen, und wir nennen sie nach ihm zur Bereicherung künftiger Karten, indem dieselben selbst auf der bisherigen besten, nämlich den obigen, nicht zu finden. 47) Jasur, drittehalb Stunden von Askalon, auf einem Hügel gelegen, hält P. für Guérite-Blanche oder Blanche Garde, das Tell Moßafa der arabischen Geschichtschreiber, und erwähnt zwischen demselben und Jafa der beyden Dörfer 48) Dscheije und 49) Ghuli [2]; auch bestimmt er die Lage des i. J. 1163 erbauten Schlosses 50) Bersabee. 51) Ghasa, dessen heutige arabische Aussprache Hr. P. Razzé schreibt, ist der äußerste Punkt, welchen unsere Reisenden an der Küste berührt haben, und daher auch an derselben das Ende unseres Küstenperiplus; indem wir uns nun nach dem Binnenlande wenden, und zwar von Akka aus, welches auf derselben Höhe, mit dem nördlichen Ende des Sees von Tiberias, während Ghasa auf derselben Linie mit Hebron am todten Meere, welches die südlichste, nur von P. und B. besuchte Stadt Palästinas. Ghasa bietet dem Reisenden nichts Merkwürdiges dar. Die Christen zeigen dem Reisenden die Stätte des Tempels, unter dessen Schutt sich Simson mit dreytausend Philistern begrub, und den Ort, wo das Schloß stand, das Bonaparte von Grund aus zerstörte. Das Serai ist ein großes Gebäude mit zahlreichen Höfen, Sälen und Terrassen, die weite Aussicht in die Ferne gewähren, aber Alles zerfällt aus Mangel an Erhaltung.

[1]) Corresp. d'Orient V. 385.

[2]) Ebenda V. 416.

Weder zu Smyrna, noch zu Constantinopel, gibt es einen größeren Chan als zu Ghasa, und nirgends in Syrien eine größere Verschiedenheit von Trachten; Christen, Türken, Araber, Fellahe, Aegypter, Barbaresken, Alle unterscheiden sich durch die Gestalt oder Schattirungen ihrer Kleider, durch eine eigene Art den Turban zu tragen, oder ein Tuch um den Kopf zu winden. Die Moslimen gehören theils dem Ritus Hanefi, theils dem Ritus Schafii an, und jeder dieser beyden Ritus hat einen eigenen Mufti; die Stadt wird in fünf Quartiere abgetheilt, welche Hr. P. Aret (soll heißen Haret) schreibt; nämlich 1) Seitun, d. i. der Olive, 2) das des Serai, 3) das der Fellahin, d. i. Feldbebauer, 4) Derasi, d. i. der Drusen, und 5) Tufan, d. i. der Wasserflut oder des Orkans; fast alle Häuser Ghasa's haben einen mit Nopalen, wie mit einer grünen Mauer umgebenen Garten und viele Grabmale, die nicht minder schön als die von Skutari. Zwischen Akka und dem See von Taberije liegt 52) Ssafurije (Sephoris oder Saphora), ehemals unter dem Namen Diocäsarea bekannt, die Hauptstadt Galileas, das Hauptquartier der Kreuzfahrer in ihrer i. J. 1187 53) zu Hittin am 5. July erlittenen fürchterlichen Niederlage[1]); das Thal von Ssafurije ist ein Theil der berühmten Ebene von Sebulon, nach dem Stamme genannt, der hier seinen Sitz hatte. Ssafurije ist durch eine Hügelreihe 54) von Kana getrennt, welches das, wo das Wunder der Verwandlung des Wassers in Wein Statt fand; nicht zu verwechseln mit einem zweyten, etwas weiter gelegenen 55) Kana[2]). Zwischen Haifa und dem ersten Kana liegt, am Ausgange der Waldhügel, das große, mit einem Schlosse versehene christliche 56) Dorf Schufaamir[3]). Das Schlachtfeld, das Feld der berühmten Schlacht von Tiberias, fand Hr. G. de Ker am Fuße des Hügels, welcher 57) das Dorf El-Maid krönt, wo ehemals die Stadt Geth Epher stand, und wohin einige Geographen das durch seine von den Römern ausgestandene Belagerung berühmte Jotapat setzen[4]); die Templerschlacht von Nazareth hatte am 1. May 1187 Statt, und die Niederlage der Templer, die von ihrem, gegenüber des Tabors gelegenen Schlosse Belvoir auszogen, ward (nach Hrn. v. Ker) durch Bonapartes Sieg am 11. April 1799 vergolten; beyde Schlachten heißen die von Nazareth, das in

[1]) Berggren II. 232.

[2]) Corresp. d'Orient V. 458, und Prokesch S. 137.

[3]) Auf Paultres Karte Chefamer, und bey Prokesch Schfamer, Reise ins heilige Land S. 141.

[4]) Corresp. d'Orient V. 461.

der Nähe. 58) Nazareth, das von allen Reisebeschreibern des gelobten Landes zur Genüge beschriebene, beschreiben auch wieder Berggren und Prokesch [1]; der arabische Namen ist El-Naßiret, was nicht das blühende, sondern das hülf- oder siegreiche heißt; es hat dermalen 2000 Einwohner, worunter 500 Christen; gleich außer dem Städtchen ist der schöne, nach der heiligen Jungfrau genannte Brunnen. Nach dem Jordan zureitend, ließ Hr. v. Prokesch links das Dörfchen 59) Eyn-Mechel (Ain Mahall?), und in der Ebene zur Rechten 60) den Ort Dabura, welcher entweder das Debora zwischen Rama und Bethel, auf dem Gebirge Ephraim, oder das Dabrath des Josue. 61) Taberije ist das alte Tiberias, nach welchem der See den Namen hat, das Feld der Schlacht von Hittin oder Hottein, hat Hr. v. Ker abgeschritten; er besuchte auch 62) Nablus (verstümmelt aus Neapolis), das alte Sichem, zwischen den Bergen Garizim und Hebal gelegen. Die Bewohner von Nablus sind das unruhigste Volk von ganz Syrien, und haben sich zu jeder Zeit wider die syrischen Paschen empört [2]. Von den Ruinen von 63) Sebaste sind sechs Stunden nach 64) Dschenin, das in einer Ebene gelegen, zweytausend Einwohner zählt [3]. Der Tabor wird von den Arabern Dschebelen-Nur, d. i. der Lichtberg genannt. Am Garizim liegt sehr malerisch das Dorf 65) Seita [4]; zwischen dem Tabor und dem See das Dorf 66) Lubi, das wie das am Fuße des Tabors gelegene Dorf 67) Fule in der jüngsten Kriegsgeschichte der französischen Feldzüge in Syrien durch Waffenthaten nicht minder berühmt, als in der der Kreuzzüge Nazareth und Hittin. Am Fuße des Tabors ist die Ebene Schifa, welche Hieronymus Saronas nennt, und längs des Kischon dehnt sich die Ebene von Esdrelon aus, heute Merdsch-Ben Aamir. Taberije zählt 4 — 5000 Einwohner, unter denen 2 — 300 Israeliten, größtentheils europäischer Abkunft, welche hieher kommen, um hier in heiliger Erde begraben zu werden [5]; dicht vor der Stadt sind die warmen Bäder Hamam, das Ammaus des Josephus, nicht zu vermengen mit 68) Emmaus, wohin der Herr Jesus ging. Nördlich am See von Tiberias ist das nur von Berggren besuchte Dorf 69) Kefrnaim (Capharnaum), von den Arabern heute Kefr Telhum genannt, wel-

[1]) Berggren II. 232, und Reisen ins heilige Land S. 131.

[2]) Corresp. d'Orient V. p. 476.

[3]) Ebenda S. 477.

[4]) Ebenda S. 471.

[5]) Berggren II. 244.

chen Namen Berggren nicht unwahrscheinlich von Telonium ableitet [1]). Am südlichen Gestade des Sees nennt Prokesch 70) das Dörfchen Schannag; er hält irrig Scythopolis, das Betschean oder Betsan der Schrift für das heutige 71) Kokeb, indem jenes die heutige Stadt 72) Beisan, eine halbe Stunde von Ledschun, berühmt durch ihre Datteln, Reis, Colokasia und Zuckerrohr [2]). Am nördlichen Ende des Sees von Tiberias ist das Thal Josephs (Dschib Jusuf), wo der Brunnen gezeigt wird, in welchen Joseph von seinen Brüdern geworfen worden; östlich davon das von Berggren allein besuchte 73) Ssafed, von den Juden Swas genannt, und von ihnen nicht weniger heilig gehalten, als wie Tiberias, weil hier und dort mehrere ihrer größten Lehrer lebten und starben [3]). Vier Stunden von Nablus ist auf einem hohen Berge das Schloß 74) Ssanur, dessen Namen aus Senior oder Seignor verstümmelt worden seyn soll, und in welchem 2000 Fellahe die Belagerung Abdollahpaschas aushielten [4]). Zwischen Jafa und Jerusalem liegt das schon aus der Apostelgeschichte bekannte Städtchen 75) Lidda, dessen Prokesch erwähnt [5]); allein nach der ausdrücklichen Angabe des Dschihannuma ward das alte Lidda vom Chalifen Suleiman, dem Sohne Abdol Meliks zerstört, der aus den Ruinen Ramla erbaute; in der Nähe ist der Quecksilberbrunn, wo nach moslimischer Sage am jüngsten Tage Jesus den Antichrist erschlagen soll [6]). Das eine Stunde davon gelegene 76) Ramla ward bisher von Einigen für Rama in Ephraim, von Anderen für Arimathäa oder Ramathain, das Ramatha des Josephus gehalten; aber Berggren bemerkt mit Recht, daß dieses (Samuels Geburts- und Begräbnißort), eine Meile nördlich von Jerusalem lag [7]). Prokesch nennt auf dem Wege von Ramla nach Nazareth die Dörfer 77) Hudije, 78) Mir, 79) Dör-Adeß(?), 80) Kaffr-Suba, 81) Karentsanüh(?), welches eine zerstörte Feste mit den Ruinen einer Kirche, von wo aus er 16 Orte am Gebirge, jedes ummauert, einer Feste gleich, zählte [8]). Indem wir es den Lesern überlassen müssen, die Be-

---

[1]) Berggren II. 250.

[2]) Dschih. S. 561.

[3]) Berggren II. 254. im Dschih. S. 569.

[4]) Corresp. d'Orient V. p. 123 und 424.

[5]) Reisen ins heil. Land S 126.

[6]) Dschih. S. 563.

[7]) Prokesch S. 37 und 125. Corresp. d'Orient IV. 173. Berggren III. 161.

[8]) Reisen ins heil. Land S. 125 — 127.

schreibungen von Jerusalem, in den hier angezeigten Werken, selbst zu lesen, und wir sie auf seinen Wanderungen durch die Stadt und um die Stadt unmöglich begleiten können, müssen wir einer von uns ganz zufällig gemachten topographischen Entdeckung erwähnen, welche die sogenannten Gräber der Könige betrifft, worüber alle Reisende bisher so viel gesprochen, ohne zu einem genügenden Resultate zu kommen. Hr. v. Chateaubriand hat dieselben, mit aller Pracht seines Styles, beschrieben; Hr. Poujoulat, welcher dieser Beschreibung erwähnt, hält sie für das Grab Helenens, der Königin von Adiabene [1]); Berggren zeigt, wie so viele andere Reisende vor ihm, daß es die Gräber der Könige Juda's, welche theils in der Stadt, theils im Garten Usa begraben lagen, nicht seyn können [2]). Prokesch meint mit anderen, daß es die Gräber der Familie Herodes seyen [3]), welche Josephus, als im Norden der Stadt gelegen, erwähnt. Daß die Gräber der Familie Herodes und das Grab Helenen's von Adiabene im Norden der Stadt erwähnt werden, ist kein Zweifel; aber einen ganz neuen Aufschluß über diese, auf der Nordseite der Stadt, nicht ferne von Gethsemane gelegenen Königsgräber, gibt ein bisher ganz unbekanntes Lobgedicht Hasan Ben Sabits, des Dichters, Lobredners des Propheten, auf Dschebele, den Sohn Eihems, den letzten der Könige von Ghasan, aus welchem hervorgeht, daß die Gräber dieser Könige, zu Jerusalem in der Nähe des Grabes Marias.

Gesegnet sey von Gott des Hauptes Königsbinde,
Die von Urzeit an schon mit ihm erschaffen ist;
Sie wird getränket nun von Rosenwasser linde,
Indeß der Moschuswein in Ketten niederfließt.
Heil Dschofne's Söhnen! die beschenkt mit hohen Gaben,
Den Grabort in der Näh' vom Grab Marias haben.
Von Angesichte weiß, großmüthig von Natur,
Ihr Saum durchduftet mit des Urgeruches Spur.
Sie sollen leben bis die Hunde nicht mehr klaffen,
Und nach Ankommenden nicht mehr die Städter gaffen [4]).

Anderthalb Stunden weiter 82) Kahun; auf dem Wege von Ramla nach Jerusalem, nennt Prokesch nur den ersten Ort nach Ramla 83) Colonia, und den letzten vor Jerusalem 84) Errit el-Enneb [5]) (Erdhol Aneb? d. i. Jubebenerde). Pou-

[1]) Corresp. d'Orient IV. 360.

[2]) III. S. 83—84.

[3]) Reisen ins heil. Land S. 99.

[4]) Abenteuer Dschebele's des Sohnes Eihem's in der österreich. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde, Nr. 19. 1836.

[5]) Ebenda S. 41 und 123.

joulat beschreibt genauer die gewöhnliche Straße der Pilger von Ramla nach Jerusalem und nennt auf derselben 85) Kafr-Amoas (auch ein Emmaus); 86) Atrum oder Latrum, dessen Herr zur Zeit Christi der gute Schächer gewesen seyn soll; 87) das Dorf Deriu, links am Wege, welcher durch die Thäler Wadi Ali und Haßije nach dem Dorf 88) Anathot geht; 89) das Dorf von S. Eremias, welches die Kreuzfahrer für Emmaus hielten, und von wo Tancred zur Befreiung Jerusalems auszog, dann durch das Terebinthen-Thal, welches die Siebzig das Eichenthal nennen, über den Strom, in welchem David die fünf Kiesel zur Bekämpfung Goliaths auflas, nach dem obenerwähnten Colonia [1]). Ehe wir nach Jerusalem einziehen, sey noch der beyden oben bey Aufzählung der Dörfer an der Küste übersehenen 90) Ali Ibn Harami und 91) Dschalib erwähnt, von welchen Poujoulat seinen Weg nach Ramla nahm, und wo er des Flusses gedenkt, welchen die Chroniken Rochetalie, die Araber Leddar nennen, und welcher auf den Karten ungenannt, der linke Zufluß des Flusses von Arsuf zu seyn scheint [2]). P. ist nicht der Meinung des Pater Nau, daß das Dorf Ali Ibn Harami, das alte Antipatris, sondern glaubt, daß dieses anderswo zu suchen sey; 92) Jerusalem ist als das Hauptziel der Reise aller Jerusalemsfahrer, auch von unseren Reisenden so umständlich beschrieben worden, daß wir, wie gesagt, ihnen hier nicht folgen können, und nur bemerken müssen, daß es keinem derselben, wie früheren Reisenden (Alibeg und Dr. Richardson [3]) gelungen, in das Heiligthum der Moschee El-Akßa, d. i. des Opferfelsens, zu dringen; Hr. v. Prokesch begnügte sich, dieselbe von Weitem mit dem Glase zu besehen [4]); die heutigen Mauern sind nicht, wie er angibt, i. J. 1543, sondern nach der von Berggren [5]) umständlich mitgetheilten Inschrift im 944sten Jahre d. H., d. i. i. J. 1537 erbauet worden. Berggren, in dessen Reisebeschreibung die Topographie Jerusalems ein Drittel des zweyten Bandes, und die Hälfte des dritten füllt, ist überhaupt der genaueste und umständlichste in der Ortsbeschreibung der heiligen Stadt. Der Namen Jerusalem ist wohl nicht wie Hr. v. Pr. meint aus Jebusalem, sondern aus Hieroschlaim entstanden; er gibt sieben Thore Jerusalems an, nennt aber nur vier derselben, vierzig Thürme und sechs und zwanzig Halb-

---

[1]) Corresp. d'Orient IV. 178—187.

[2]) Ebenda IV. 170.

[3]) S. Jahrbücher der Litteratur I. Bd. S. 74.

[4]) Reisen ins heil. Land S. 77.

[5]) II. S. 320.

thürme [1]); Berggren nennt sechs Thore: a) das Schloßthor, welches auch das von Hebron, Bethlehem oder Jaffa heißt; b) das Thor von Damaskus, auch das Säulenthor genannt, Babol Amud (richtig so bey B. und unrichtig Bab-el-Hamond bey Pr.); c) das Blumenthor, von den Christen das des Herodes genannt; d) das Thor Babol Mihrab, d. i. des Hochaltars oder Asbath, d. i. der Zünfte, von den Christen das Thor des heil. Stephans oder der heil. Jungfrau genannt; e) das Thor der Maghrebin; f) das Thor Davids, von den Christen das Sionsthor genannt; g) das goldene Thor, das zum Tempel führte, von den Moslimen das Thor der Barmherzigkeit (Baber-Rahmet) genannt. Das Dschihannuma [2]) gibt acht Thore an, nennt aber nur sieben, nämlich a) das Sionsthor, wo David begraben und wo die Gräber der Juden und Christen; b) das Thor der Wüste (Babet-Tih); c) das Thor des Pallastes (Balat); d) das Thor des Jeremias; e) das von Jericho; f) das der Säulen, und g) das des Hochaltars. Die Identität dieser Thore mit dem Dutzend des alten Jerusalems ist noch immer nicht gehörig ins Klare gesetzt; über die unendliche Traurigkeit, welche der Aufenthalt in den menschenleeren Gassen Jerusalems einflößt, sind die beyden französischen Reisenden einstimmig, und Hr. v. L. M. flößt sie seinem Leser ein; er malt mit Rembrandschen Pinsel die Verödung der vasten Gassen und des vom Quelle Siloe durchströmten Thales; nach diesem wird das kleine Dorf 93) Siloe, von den Einwohnern Siluam, am südlichen Abhange des Aergernißberges gelegen, genannt [3]). Das von Hrn. Poujoulat besuchte Dorf 94) Bethanien heißt heute El-Asarije, d. i. das des Lazarus [4]), nicht zu verwechseln mit Bethulien, welches am Fuße des Franzosen- oder Paradiesesberges, zwey Stunden westlich von Bethlehem gelegen, heute 95) Beit Taamar [5]) heißt. Bey Raumer fehlt der heutige Namen von Bethulien, so wie der von Hadad Rimmon, welches vermuthlich auf der Stelle des heutigen 96) Hom-kaded [6]). Nordöstlich von Bethanien liegt 97) Jericho, berühmt durch den Verfall seiner Mauern, und durch die Rosen-, Palmen- und Balsamstauden seiner herrlichen Ebene; die letzte ist nicht die des Opopobalsams, welche weder hier noch bey Engaddi anzutreffen, sondern der

[1]) S. 87. [2]) S. 565.

[3]) Berggren III. 60.

[4]) Corresp. d'Orient IV. 221.

[5]) Berggren II. 253.

[6]) Corresp. d'Orient IV. 167.

Balsam von Jericho wird aus dem schönen Elaeagnus angustifolia, auf arabisch Sakum, gepreßt [1]). Die Sage will, daß aus den Blättern Sakum die Dornenkrone Christus geflochten worden; ein zweyter, in der Gegend von Jericho heute wachsender dornichter Baum heißt Dum; der dritte, der Hadadsch genannt, trägt eine kleine nußfärbige gelbe Frucht, deren Inneres mit Samen gefüllt ist, der sich in schwarzen Staub verwandelt; Hr. Pouj. hält diese, auch von Hrn. v. Chateaubriand beschriebene, aber nicht genannte Frucht für den berühmten Sodamsapfel. 98) Bethlehem mit allen seinen Grotten und Merkwürdigkeiten ist von unseren Reisenden eben so umständlich als Jerusalem beschrieben; nördlicher davon ist das Grab Rachels und 99) Bethsafafa, welches vermuthlich Beit ßafa, d. i. das Haus der Reinigkeit, heißen soll; die sogenannte Wüste des heil. Joannes hat Hrn. v. Lamartine's Pinsel mit dem ganzen Grauen der Einöde ausgemalt; die südlichste von unseren Reisenden berührte Stadt ist 100) Hebron, heute Chalil genannt, dessen Heiligthum aber eben so unzugänglich, als das von Sion und Moria; doch beschreibt Berggren Salomons versiegelten Brunnen und die Wasserbehälter (Borak) desselben [2]). Weniger als Jerusalem ist 101) Damaskus bekannt, welches seiner herrlichen Lage willen eines der vier Paradiese des Ostens (Obolla bey Baßra, das Thal Bewwan in Fars und die Ebene von Soghd sind die drey anderen), welches Hr. v. L. mit der gewöhnlichen Zauberkraft seines Pinsels beschreibt, und zwar den ersten Anblick auf dem Wege von dem Dorfe Sebdani aus, wie folgt:

»Damaskus und seine gränzenlosen Wüsten waren einige hundert Schritte weit zu meinen Füßen; der Blick fiel zuerst auf die Stadt, die umgeben von ihren Mauern gelben und schwarzen Marmors, flankirt von ihren unzähligen Thürmen, von Zwischenraum zu Zwischenraum von ihren ausgehauenen Zinnen gekrönt, von dem Walde ihrer Minareten aller Formen beherrscht, von den sieben Armen ihres Flusses und seinen unzähligen Bächen durchfurcht, sich unabsehbar in ein Labyrinth von blühenden Gärten ausdehnte, ihre unermeßlichen Arme hie und da hinwarf, in der vasten, überall beschatteten Ebene, überall durch den zehn Stunden umkreisenden Wald ihrer Aprikosenbäume, ihrer Sykomoren und anderer Bäume von allen Gestalten und allem Grün eingeengt, sich von Zeit zu Zeit unter dem Gewölbe dieser Bäume zu verlieren schien, dann aber wieder auf einmal in weiten Seen von Häusern, Vorstädten, Dörfern hervortrat; ein Labyrinth von Gärten, Pflanzungen, Pallästen, Bächen, wo das Auge sich verlor, und nur einer Bezauberung entsagte, um eine andere wieder zu finden; wir zogen nicht weiter fort; Alle um

---

[1]) Berggren III. 106.

[2]) Berggren III. 122.

die enge, wie ein Fenster ausgebrochene Oeffnung des Felsens gedrängt, betrachteten wir bald mit Ausrufungen, bald stillschweigend das zauberische Schauspiel, welches sich so gäh und ganz vor unseren Augen entwickelte, am Ende eines Weges, der durch so viele Felsen und wüste Einöden führt, am Anfang einer anderen Wüste, die nur zu Bagdad und Baßra endet, und die man nur in vierzig Tagen durchmißt; endlich traten wir unseren Marsch wieder an, die Brustwehr von Felsen, welche uns die Ebene und die Stadt verbarg, senkte sich unmerklich, und ließ uns bald des vollen Gesichtskreises genießen. Wir waren nur mehr fünfhundert Schritte von den Mauern der Vorstädte; diese Mauern, umgeben von zauberischen Köschken, von Landhäusern, in den morgenländischsten Formen und Architekturen, strahlen wie ein goldener Gürtel um Damaskus; die viereckigen, dieselben flankirenden und aus der Linie hervortretenden Thürme sind mit Arabesken eingelegt, mit dem gothischen Gerippe dünner wie Schilfröhre mit einander verbundener Säulchen durchbrochen, und mit turbanförmigen Zinnen gekrönt; die Mauern sind mit gelben und schwarzen, in zierlichem Ebenmaße abwechselnden Marmelsteinen bekleidet; die Wipfel der Cypressen und der anderen großen Bäume, welche sich aus den Gärten und aus dem Inneren der Stadt erheben, schießen über die Mauern und Thürme empor, und krönen sie mit dunklem Grün; die unzähligen Kuppeln der Moscheen und der Palläste einer Stadt von 400,000 Seelen warfen die Strahlen der untergehenden Sonne zurück, und die blauen und glänzenden Wasser der sieben Flüsse funkelten und verschwanden wechselweise zwischen den Gassen und Gärten; der Gesichtskreis hinter der Stadt war ohne Gränzen wie das Meer, er floß mit dem Purpurrande des Feuerhimmels zusammen, welchen noch die Widerstrahlung des Sandmeeres der großen Wüste entflammte; auf der rechten Seite flohen die großen und hohen Rücken des Antilibanons wie unermeßliche Schattenwogen, die einen hinter den anderen, bald wie Vorgebirge in die Ebene hervortretend, bald sich öffnend wie tiefe Buchten, wo die Ebene sich hineinstürzte mit ihren Wäldern und ihren Dörfern, deren einige bis dreyßigtausend Einwohner zählen (?); Arme des Flusses und zwey große Seen blitzten auf in dem Dunkel des allgemeinen Grüns, in welches Damaskus wie versenkt ist; auf unserer Linken war die Ebene mehr ausgeschnitten, und nur in einer Entfernung von zwölf oder funfzehn Stunden fand man die beschneiten Gipfel der Berge wieder, die in dem Blau des Himmels wie Wolken über dem Ocean glänzten; die Stadt ist ganz von einem Walde von Fruchtbäumen umgeben, wo sich, wie zu Neapel, die Reben verschränken, und zwischen den Feigen-, Aprikosen-, Birnen- und Kirschenbäumen in Guirlanden hinlaufen; unter diesen Bäumen ist die fette, fruchtbare und immer feuchte Erde mit Gerste, Korn, Mais und allen Pflanzen der Zugemüse, welche dieser Boden hervorbringt, beteppicht; kleine weiße Häuschen durchstechen hie und da das Grün der Wälder, und dienen dem Gärtner zum Wohnort oder der Familie des Eigenthümers zum Unterhaltungsort; diese Gärten sind bevölkert mit Pferden, Schafen, Kamehlen, Turteltauben und mit Allem, was Naturscenen beseelt; sie sind insgemein von der Größe eines oder zweyer Joche, von einander durch Mauern von sonnengetrockneter Erde oder durch schöne lebendige Hecken getrennt; eine Menge schattiger und von fließendem Wasser eingefaßter Pfade durchkreisen diese Gärten, gehen von einer Vorstadt zur anderen, oder führen zu einem Thore der Stadt; sie bilden einen Umkreis von zwanzig bis dreyßig Stunden um Damaskus.«

Mit gleichem Interesse hat Hr. v. Lamartine das Innere der Häuser von Damaskus und die Lebensweise ihrer christlichen Bewohner ausgemalt, und Hr. Poujoulat gibt interessante Kunde von den politischen Umtrieben zur Zeit seines Aufenthalts; aber sowohl von dem einen als von dem andern erfährt man nichts Neues weder über die Topographie der Stadt selbst, über die Grabmale der beyden größten moslimischen Fürsten der Kreuzzüge, Nureddin's und Salaheddin's, welche beyde zu Damaskus ruhen; nichts über die von ihnen gestifteten Spitäler und Schulen, und nichts endlich über das größte, älteste und merkwürdigste Denkmal der arabischen Baukunst, nämlich über die große Moschee der Beni Ommeije, die ehemalige Kirche Joannis des Täufers, in welche den Christen der Eingang, und zwar bey Todesstrafe, untersagt ist, welche aber dennoch Alibeg und Buckingham als Moslimen verkleidet besucht haben.

Da die Reisenden, welche bisher Damaskus besucht, doch die verschiedenen Flüsse, Kanäle, Auen und Spaziergänge, welche diesen großen Garten der Natur für den Morgenländer zum ersten seiner vier irdischen Paradiese erheben, nicht einmal dem Namen nach gehörig kennen, und noch weniger dieselben ordentlich beschrieben haben, so geben wir hier zum Besten künftiger Reisenden, welche sich mehr mit der Umgegend von Damaskus befreunden wollen, die Namen der Flüsse und Spaziergänge nach dem Berk el-moteelik, d. i. dem strahlenden Blitze, des Ibner-Reis von Damaskus [1]); noch hat kein Reisender bemerkt, daß die ganze Gegend von Damaskus Dschelik [2]) heißt;

[1]) Das Umständlichere des Titels im IX. Bde. der osm. Gesch. S. 253.

[2]) Kamus, constant. Ausgabe S. 878 fehlt wie die wichtigsten geographischen Namen in Freytags Wörterbuch:

١ الجامعي ٢ نهر البيره ٣ جدول المزار ٤ جدول السلطانى ٥ نهر الولق

٦ نهر الشعبا ٧ كليبا ٨ نهر جسرين ٩ جدول عموريا ١٠ جدول الخطاق

١١ نهر العرا ٢١ نهر الذيب ١٣ نهر الشراك ١٤ نهر المليقون

١٥ نهر الكريمي ١٦ نهر الغربي ٧١ نهرطامى ١٨ نهر القصير ١٩ نهر ثورا

٢٠ نهر بشر ٢١ نهر طافح ٢٢ نهر سليم ٢٣ نهر المحلات ٢٤ برداب

٢٥ نهر قلين ٢٦ نهر زينبي ٢٧ باب الثلث ٢٨ جدول الشجرية

٢٩ نهر مهدي

der gewöhnliche Name dieses Zauberthales ist Gutha. Die vom Verfasser genannten Flüsse und Zweige des Berda sind: 1) der Darani, 2) Kanatol-mese, 3) Akreba, 4) Minihi, 5) Sebeideni, 6) Dajani, 7) Wustani, 8) Nehrol-Melik, 9) Scheidani, 10) der Fluß des Goldhügels (Telef-Seheb) Samani; die Arme des Minihi und Dajani sind: 1) El-Dschamii, 2) Nehrol-Bire, 3) Dschidwelol-mesar, 4) Dschidweles-Sultani, 5) Nehres-selef, 6) Nehresch-Schooba, 7) Koleiba, 8) Nehr-Dschisrein, 9) Dschidwelel-Hamurija, 10) Dschidwelel-Chataf, 11) Nehrel-Aara, 12) Nehres-sib, 13) Nehresch-scherak, 14) Nehrel-Melikun, 15) Nehrel-Kerimi, 16) Nehrel-Gharbi, 17) Nehr-Tami, 18) Nehrol-Kaßir, 19) Nehr-Thora, 20) Nehr-Beschr, 21) Nehr-Tafich, 22) N. Selim, 23) N. el-Mahallat, 24) Serdab, 25) N. Kalbein, 26) N. Seinebi, 27) N. Babes-suls, 28) Dschidwelesch-Dschedscherijet, 29) N. Mehdi. Die schönsten Thäler sind: 1) Das des Berda; 2) Wadii Hajaton-Nefs, d. i. das Thal des Lebens der Seele; 3) W. el-Dschenadile, d. i. das Thal der mächtigen Steingerölle; 4) W. es-seferdschil, d. i. das Quittenthal; 5) W. el-Himß (das von Emessa), 6) W. esch-Schakra; 7) W. eß-ßoghaira (das kleine); 8) W. et-tel (des Hügels); 9) W. Menin; 10) W. ed-deridsch, 11) W. Halbun; 12) W. el-Chadhra, d. i. das grüne; 13) W. et-teßabi; 14) W. el-fidscha; 15) W. ßah bil Aarad; 16) W. esch-scherki. Die berühmtesten Quellen: 1) Aineß-ßahib, d. i. die Quelle des Genossen; 2) A. el-chadhra, d. i. die grüne; 3) A. es-sejaf; 4) A. menin; 5) A. merdschanet, d. i. der Korallenquell; 6) A. el-feresch; 7) A. seinebijet (der zenobische); 8) A. scheresch; 9) A. Dakijet; 10) A. kirkos (vermuthlich kirk-gös, d. i. die vierzig Quellen, wie die des Scamanders heißen); 11) A. Aklaja; 12) A. Harusch. Die zwey Hauptströme kommen aus dem Dorfe Sebdani und aus dem von Fidscha. welche zusammen den Berda bilden, der sich dann in sieben Arme theilt, wovon er vier nach Westen, zwey nach Osten aussendet, und inmitten derselben seinen Namen behält; die vier westlichen sind: Nehr-Darie, N. el-mese, N. el-kanewat, N. Banias; die zwey östlichen: N. Jesid und N. Thora; der N. Kanewat und Banias fließen durch das Innere der Stadt; der letzte theilt sich darin in zwey Arme, wovon der eine der Fluß des Schlosses und der andere der der Moschee heißt. Auf alle

diese Quellen, Thäler und Flüsse enthält der strahlende Blitz Gedichte.

Auch Damoiseau und Madox sind zu Damaskus gewesen; aus dem ersten lernen wir nichts, aber der zweyte gibt wenigstens die Namen der Stadtthore und die herumliegender Dörfer; künftige Reisende mögen ausmitteln, ob die heutigen Stadtthore in derselben Ordnung den im Dschihannuma [1]) angegebenen entsprechen; dieselben mögen auch den Namen des großen, aus schwarzen und weißen Quadersteinen gebauten, mit zehn oder zwölf Kuppeln versehenen Chanes berichtigen, welcher der Hussard Pascha's heißen soll (S. 124). Die Beschreibung der herrlichen Lage von Damaskus und seines Zauberthales, welche Hrn. v. Lamartine zu so poetischer Beschreibung begeisterte, wird von diesen beyden Reisenden ganz prosaisch mit ein Paar Zeilen abgefertigt. Der französische Kavallerie-Offizier denkt auch hier an nichts als an Pferde, aber der englische Tourist belehrt auch hier durch topographische Angaben, die sich in anderen Reisebeschreibungen nicht finden; er besucht das Grab der Vierzigschläfer (S. 132), welche weder mit den Siebenschläfern (deren Grotte zu Ephesus), noch mit den Höhlenbewohnern, welche im Koran als Aßhaber-Rakim, d. i. die Genossen von Rakim, erwähnt werden, vermengt werden dürfen; die Höhle der letzten ist beym Dorfe Rakim, in der Nähe von Belka; denselben war während des Regens, vor dem sie sich in die Höhle geflüchtet, durch einen herabrollenden Felsen der Ausgang versperrt worden, durch ihr Gebet brachten sie das Weiterrollen des Felsens zuwege [2]). Künftige Reisende mögen ermitteln, wer denn die Kroaten seyen, von denen das Dorf Ssalihije bewohnt seyn soll (the village of Salhaié, inhabited by Turcs and Croats). M. besuchte das griechische, fünf Stunden nordöstlich von Damaskus gelegene Kloster von Sidonaia, und die dortigen, durch die Legende geheiligten Grotten und Kirchen zunächst dem Berge Scherbele (?); er passirte die Dörfer Rencouse (?) und Menein [3]), und eine Felsengrotte,

---

[1]) Bey Madox I: 1) »La porta di Dio, 2) St. Thomas, 3) Lorian, 4) Jarbi (Gharbi), 5) Chargour, 6) Serregie (Scherkije), 7) Mesella (Moßella, Dschih. S. 578). Im Dschih. S. 571: 1) Das östliche, bey den weißen Minaret der großen Moschee; 2) Thomas; 3) Dschenbik; 4) Feradis, d. i. das der Gärten; 5) Dschabije; 6) das kleine Thor; 7) Kesun.

[2]) Dschih. S. 571.

[3]) Findet sich im Dschih. als Minin S. 582 als die Grabstätte zweyer berühmter Scheiche.

deren Eingang von der schönsten Sculptur, ganz derselbe, wie der Eingang des Sonnentempels zu Baalbek; daneben mehrere andere in den Felsen gehauene schöne Grotten, welche das Kloster von Mertaclere (?) heißen; von der Stelle, wo Saul von dem himmlischen Lichte getroffen zur Erde fiel, kam er durch die Dörfer Abaabut? Dirraye? längs des Berda nach Dschedeide wieder nach Damaskus. M. machte auch einen Ausflug nach dem Gebiete von Hauran; er passirte den Arawadj (Aaredsch) durch die Dörfer Hoobargib (?), Meutbene (?), die Berge Subbet-Firaun (penis Pharaonis) vorbey nach Ghabarib? und Cuabbub (?), wo Alles rings herum Lava, so daß er sich auf den Aetna versetzt glaubte, das wir hiemit künftigen reisenden Geologen vorzüglich als besuchenswerth bezeichnen; hierauf die Dörfer Tebne, Mehadge, Keratha, Neghia, Shockrah, Wulgara, Remee, Rouchar, Herbran, Sarharway, Greiah, Grist, Bourt und Buserar, deren Namen von deutschen Reisenden natürlich anders geschrieben werden müßten, als vom Engländer, was auch bey den folgenden Namen der Fall. Von Buserar kam er in zwey Stunden nach Aaere (Air?), Soueida (Soweide), nach dem Drusendorfe Garnavate? wo Ruinen herrlicher Tempel und Palläste, in das drusische Dorf Eselaim, das drusische Dorf Shackaba mitten unter Lavaruinen erloschener Vulkane, dann nach Djenein und El Hait; in allen diesen Dörfern von Hauran trinkt man aus hölzernen Geschirren, welche dem englischen Kornmaße gleichen, aber hölzerne Handhabe haben (S. 181); die Bewohner sind zum Theil Drusen, deren Kleidung sowohl die der Akals (Eingeweihten), als die der Dschahils (der Unwissenden), ein lithographirtes Blatt versinnlicht. Das Merkwürdigste der weiblichen Toilette im Libanon ist das goldene oder silberne hohle Horn (Tantura), über welche sie den Schleyer hängen, und denselben noch durch ein anderes Horn seitwärts spreitzen; so setzen die Drusinnen am Libanon nicht nur ihren Männern, sondern auch sich selbst Hörner auf. Seit Richter hat kein Reisender über die Klöster des Libanon umständlichere Kunde gegeben, als M.; Richter besuchte das Kloster Mar Hanna (St. Joannes), wo die maronitische Druckerey, und das des heiligen Georg bey Beirut, das von Mar Seman (St. Simon) bey Kalaat Fakra, das von Seid Enniah ebenda, das von Kascheia zu Tripolis, wo ebenfalls eine maronitische Druckerey; das Carmeliterkloster Mar Sirkis (St. Sergius), das Kloster Harissa und Kurket bey Beirut u. s. w. M. besuchte das vormalige Kloster der Jesuiten zu Antura, welche sich zwar auch am Libanon eingenistet, aber bald darauf wieder daraus vertrieben worden; das armenische Kloster

der Residenz des Patriarchen, das syrisch-katholische von Kurka, das Nonnenkloster der Melkiten, das des heiligen Michael, die Residenz des Patriarchen der unirten Griechen, das des heiligen Joseph, die Residenz des päpstlichen Vicars, das Nonnenkloster von Antura und das des heiligen Elias und das lateinische von Arisa (II. 58); in der Nähe des letzten ist Zoak Musbach (Suk Mesbah), wo die beste Art der Reben des Goldweins wächst, und Suk Mikail, wo die schönsten Abbas (Fürstenmäntel) für Emire und Scheichs gewirkt werden, deren einer funfzig bis hundert Piaster kostet (II. 58). M. ist auch der einzige der neuesten Reisenden, welcher auf dem östlichen Ufer des Orontes bis Hama und Sermin kam (S. 71); auch er besuchte die Ruinen von Baalbek, deren Beschreibung bey ihm aber nur eine halbe Seite füllt, und die Cedern vom Bscherai, das Grab des Noe zu Kerak (eine Stunde außer Sehle, wo er mit Doctor Honigberger, den durch seine Entdeckungen baktrisch indischer Grabhügel und Münzen bekannten siebenbürgischen Reisenden, zusammentraf). Auf dem Wege von Sehle durch das große Thal von Bekaa (das eigentliche Cölesyrien) kam M. durch Malaka beym Dorfe Parragleas (?), und der Ruinen des auf einem Hügel gelegenen Schlosses Maesdell (?) vorbey, erstieg die Höhen des Antilibanon, und auf der andern Seite herunter in die Ebene Ish Dedar (?), und von da nach Damaskus. M. besuchte Deir ol-kamr, die jetzige, und Muchtara die vorige Residenz des Drusenfürsten Emir Beschirs und dessen Sommerpallast, dessen Namen er nicht wie die anderen Reisenden auf fast unaussprechliche Weise Dpteddin, sondern Beteddeen schreibt, was wahrscheinlich die richtigste Aussprache und Schreibweise, indem Beiteddin das Haus der Religion heißt; nicht ferne davon ist das Dorf Soumearnee (?), wo in den letzten bürgerlichen Kriegen zwischen Drusen, Moroniten und Türken die erste Schlacht Statt hatte; in einiger Entfernung davon das Dorf Keilwart? wo die zweyte Schlacht dieses Bürgerkrieges Statt fand; eine halbe Stunde weiter das Dorf Ishdaedee? von wo der Weg nach Muchtare (der ehemaligen Residenz des Fürsten der Drusen, Emir Beschir) führt; beym Kloster in der Nähe des Dorfes von Gezyn besuchte M. das Grab eines ungenannten Propheten und seiner Schwester Ize-Laykar (?), dann die von Maroniten und Motewelli bewohnten Dörfer Farhoona? Ballart? Debené? Ibbel? Mazaret-dejenere? Clayah? Lardreham? dann eine der Quellen des Jordans, und mündete in die Ebene von Banias (S. 267). Doch um wieder auf Damaskus zurückzukommen, so hält es Recensent für seine Pflicht, das Stillschweigen, welches bisher alle Reisende über die Ge-

schichte sowohl des Baues, als über die innere Topographie der Moschee beobachtet haben, hier zu brechen, wäre es auch nur, um künftige Reisende zu einer genaueren Beschreibung derselben aufzufordern. Die Quellen, aus denen er geschöpft, sind historische und geographische, von den letzten besonders das Dschihannuma; aus der in demselben gegebenen Beschreibung geht deutlich hervor, daß troß des zehnjährigen Baues des Chalifen Welid die Grundfesten der alten Kirche des heil. Joannis doch unverändert dieselben blieben, und daß also mit zehn Jahren die ungeheuren Summen, welche auf diesen Bau verwendet worden, nur die Verschönerung der herrlichen Basilika mit den schönsten Säulen und mit dem üppigsten Schmucke der damals in ihrer schönsten Blüthe emporwuchernden arabischen Baukunst zum Zwecke hatten. Was die arabischen Geschichten von der Pracht der inneren Einrichtung und von den Kosten des Baues erzählen, gränzt ans Unglaubliche, aber über die Herrlichkeit des Baues erstaunt noch heute der Christ wie der Moslim. Die Moschee besteht aus drey Schiffen, die von Osten nach Westen laufen, und denen ein von drey Seiten mit rothen Granitsäulen umgebener Vorhof vorliegt, so daß die drey Schiffe der Moschee die vierte Seite bilden; jedes Schiff hat eine doppelte Säulenreihe, in welcher Säulen aus grünem und rothem Marmor abwechseln; in der Mitte des mittleren Schiffes ist die Kuppel des Adlers, welche wie ein Adler sich kühn in den Himmel emporschwingt. Zwey der hier befindlichen Säulen wurden von Chalid, dem Sohne Jesid's, um funfzehnhundert Dukaten, zwey andere pistazienfarben um hundert Dukaten von Alexandria gekauft [1]; die zwey prächtigsten granitenen aber vor dem Thore des Boten [2], von derselben Größe und Farbe, wie die syenitenen der Suleimanije zu Constantinopel, sollen vom Thronpallaste Balkis, der Königin Saba's, herrühren [3]. Von der Kuppel des Adlers und an anderen Orten der Moschee hängen 600 Lampen nieder, die ehemals Silber, als silbernen vergoldeten Ketten hingen, heute nur an messingenen; in den Nächten des Ramasans wird ihre Zahl verdoppelt. Zwey Ellen ober dem Fußboden laufen an der Wand rings um die Moschee die Suren der Entscheidung und des Reichs [4] in goldener Schrift auf lazurblauem Grunde herum. Die Emporkirche (Makßure) ist die herrlichste des Islams, in der Mitte derselben die Station für die Ausrufer

[1]) Dschihannuma S. 573.

[2]) Babolbürid. Dschih. S. 573.

[3]) Ebenda S. 574.

[4]) Die 25ste und 67ste des Korans.

des Gebetes, welche 75 an der Zahl, nachdem sie das Gebet von den drey Minareten ausgerufen, dasselbe hier wiederholen. Von diesen drey Minareten baute die, welche die Stadt der Braut heißt [1]), Welid; die zweyte heißt die wunderbare, die dritte die des Herrn Jesus, weil die allgemein beglaubigte Sage des Islams will, daß am jüngsten Tage der Herr Jesus auf diese Minaret vom Himmel steigen wird. Die Moschee hatte ursprünglich nur vier, nach den vier Weltgegenden gerichtete Hauptthore, das südliche das Ambrathor, das nördliche das von Samosate, das östliche das Thor der Kette, das westliche das des Boten genannt; später sind noch drey Seiteneingänge hinzugefügt worden. An der gegen die Kibla gewendeten Nische (Mihrab) werden als die größten Schätze die von Ali und Osman eigenhändig geschriebenen Korane aufbewahrt; übrigens haben alle vier orthodoxen Ritus, die Hanefi, Malefi, Hanbeli, Schafii, hier nicht nur ihre besonderen Mihrabe und Gebetörter, sondern auch besondere Schulen, so wie die Scheiche der verschiedenen Orden der Derwische, die Leser des Korans und der Ueberlieferung ihre besonderen Stätten und Stunden. Der heiligste Ort der Moschee ist eine kleine Kapelle zwischen der östlichen Wand der Moschee und der Emporkirche, welche als die Grabstätte des Hauptes des h. Joannes verehrt wird, welches auch von allen Reliquien gewiß die vielseitigste, dreymal aufgefundene, und schon unter den griechischen Kaisern an mehr als einem Orte verehrte, zum ersten Male im dritten Jahre der Regierung des Valens und Martianus [2]), dann im dreyzehnten Jahre der Regierung des Theodosius zu Cyzikus aufgefunden, von dort nach Chalcedon und dann in die Kirche des heiligen Joannes am Hebdomon zu Constantinopel übertragen; dann in die Stadt Comane und von da nach Amiens, der Hauptstadt der Picardie, versetzt; diese dreyfache Auffindung hinderte die Bewohner von Damaskus nicht, fest auf dem Vorzuge der wahren Grabstätte zu beharren, und die Moslimen theilten die Andacht der Christen, und theilen dieselbe bis auf den heutigen Tag, da Joannes der Täufer einer der vom Koran anerkannten Propheten. Nach der Angabe der arabischen Geschichtschreiber wurden auf den Bau vierzehn Kisten Goldes verwendet, deren jede 14,000 Goldstücke enthielt, so daß die ganzen Kosten gegen 200,000 Dukaten betrugen, was zu wenig, so wie eine andere Angabe, welche die Kosten des Baues auf 11,200,000 berechnet, zu viel [3]). Die Heiligkeit des Orts

[1]) Medinetol-arus. Dschih. S. 576.

[2]) Chronicon pascale.

[3]) Ibn Kesir B. 48 in meiner Handschrift.

erhebt diese Mosche als die der Feige zur vierten im Range nach dem Heiligthume der Kaaba, nach dem der Palme und Olive (zu Medina und Jerusalem), wenn gleich durch die Herrlichkeit des Baues und den Reichthum ihrer Verzierungen von constantinopolitanischen und indischen Moscheen übertroffen, so behauptet dieselbe doch vor denselben den Vorrang als das Musterbild saracenischer Baukunst. Die Moschee der Beni Ommeije zu Damaskus ist der Lebensquell, welcher den Namen Welid's mit fortdauerndem Ruhme ausströmt, und denselben der späten Nachwelt vernehmlich verkündet; diesem Ruhme schadet nicht, daß Welid beständig aus der Nase tropfelte, und seine Sprache schlecht grammatikalisch sprach *). Mit seinem Tode hatte die Dynastie der Ommeije den höchsten Giebel ihres Flores erreicht.

Noch wäre des vierten Theiles der Reisebeschreibung Hrn. v. Lamartine's zu erwähnen, welcher die Erzählung Fatalla (Fethallah) Fayeghirs? bey den Arabern der großen Wüste enthält, wenn nicht schon französische Zeitschriften aus den Widersprüchen der Daten dieser Erzählung über bekannte Thatsachen zur Genüge bewiesen hätten, wie wenig dieselbe Glauben verdient; jene Zeitschriften sind aber zu weit gegangen, wenn sie die dem zweyten Bande angehängten Uebersetzungen aus dem arabischen Ritterromane Antar ebenfalls für eine Mystification gehalten. Wer wie Recensent (welcher die erste vollständige, dermalen auf der kaiserl. Hofbibliothek in sieben Foliobänden sich befindende Handschrift vor fünf und dreyßig Jahren nach Europa gebracht) mit dem Inhalte dieses als arabisches Sittengemälde höchst wichtigen Werkes bekannt, muß auf den ersten Blick jene Auszüge als ächt anerkennen, wenn er sich gleich an Unrichtigkeiten von Namen stößt, welche aber entweder dem Uebersetzer, Abschreiber oder Drucker zur Last fallen; so ist z. B. der Name des alten arabischen Helden Molaibol-Esinne in Malaeb-El-Assené, der von Antar's berühmtem Schlachtpferde Ebhar, d. i. das wie das Meer wogende, in Abgea, der des Helden Maadikerb in Mehdi Karab, der des Stammes der Beni Abs in Beni Abess, und der des Stammes Beni Aamir in Beni-Hamer u. s. w. verstümmelt. Doch läßt sich das wahre Wort in diesen Verstümmlungen leicht erkennen, was nicht der Fall bey anderen, wie z. B. O Allan-El-Fandi! Da dem Recensenten solch ein arabischer Name nie ins Auge gesprungen und nie ins Ohr geklungen, und es außerdem seine Pflicht als Kritiker den Text nachzusehen, um die Treue der Uebersetzung gehörig beurtheilen zu können, so suchte er dieses Ghasel in der Hand-

*) Abulfeda II. 433.

schrift der kaiserl. Hofbibliothek (I. S. 165) auf, und gibt dasselbe hier so im arabischen Texte, als in der deutschen Uebersetzung zur Vergleichung mit der folgenden französischen, in welcher, wie man sieht, nicht einmal die Abtheilung der Verse beybehalten worden ist:

»Je parcours les mauvais chemins pendant l'obscurité de la nuit. Je marche à travers le désert, plein de la plus vive ardeur, sans autre compagnon que mon sabre, ne comptant jamais les ennemis. Lions, suivez-moi! ... vous verrez la terre jonchée de cadavres servant de pâture aux oiseaux du ciel.«

»*Kaled* n'est plus bien nommé depuis que je le cherche. *Djida* n'a plus lieu de se glorifier.«

»Leur pays n'est plus en sûreté: bientôt les tigres seuls l'habiteront.«

»*Ablla*! recevez d'avance mes félicitations sur tout ce qui doit orner votre triomphe!«

»O vous! dont les regards, semblables aux flèches meurtrières, m'ont fait d'inguérissables blessures, votre présence est un paradis; votre absence un feu dévorant.«

»*O Allan-El-Fandi*! sois bénie par le Dieu tout-puissant.«

»J'ai bu d'un vin plus doux que le nectar; car il m'était versé par la main de la beauté. Tant que je verrai la lumière, je célébrerai son mérite; et si je meurs pour elle, mon nom ne périra pas.«

اقل فى آلدجا و اللسيل معتكر * واقطع البيد و آلرمضا تستعسر
و لا ارد مونسآ غير الحسام * وان قلوا الاعادي عذاة الحرب او كثروا
فى ذري باسباع آلبيد من رجل * اذا انتضي سفيه لا ينفع الحذر
و رافقيني تري القتلى مطرحة * وآلطير عاكفة تمسي و تبتكر
أ ماخالد بعدما برت اطلبه * بخالد لا و لا الجيدي اتفتخر
لا ويارهم بالاهل آنسة * الآ القليل وياوسي ربعها النمر
ياعبل يهنيك ما ياتيك من نعم * اذا رماني على اعدايك القدر
يا من رمت مهجتي من نبل مقلتها * باسهم قاتلات بروها عسر
نعيم و بلمسك جنات مزخرفة * و نار بجرك لا تبقي و لا تذر
سقتك يا علم آلسعدي غادية * من آلسحاب و روّي ربعك المطر

كم من ليال قطعنا فيك آتية * مضيئة صفوها ما شابه كدر

مع فتية تنقل الاقداح بينهما * مدامة كلهيب النار لتسعر

يديرها من بنات العرب جارية * رفيعة القد في اجفانها فتر

ان عشت فهي التي ما عشت * مالكتي وان مت فالليل كانت العمر

Ich wandle von der Finsterniß der Nacht umdunkelt
Und schneide Wüsten durch, wo Brand des Sandes funkelt.
Gefährten will ich nicht, als nur mein treues Schwert,
Wenn auch der Feinde Troß daher in Schlachten fährt.
Folgt meinen Spuren Wüstenlöwen! wisset itzt!
Daß nach gezog'nem Schwert dem Mann nicht Vorsicht nützt [1]).
Begleitet mich! da liegen auf der Erde sie,
Und das Gevögel schwebt herab so spät als früh.
Seit ich ihn suche dauert Chalid's Name nicht [2]),
Und nimmer mehr kann Dschida rühmen ihr Gesicht;
Aus ihrem Lande ist die Sicherheit entflohn,
In Kurzem dienet es den Tigern nur zur Wohn.
Freu', Abla, dich der Beute, so dir füllt den Schooß,
Sobald auf deinen Feind geworfen mich das Loos.
Du, deren schwarzes Augenpaar den Geist durchpfeilt,
Mit Pfeile tödtendem, dem schwer der Feind enteilt,
Die Stelle mir vertritt edenischer Gestalten,
Und deren Trennungsglut ein Brand nicht auszuhalten.
O Thal der Glücksfahn' [3]), es haben Morgenregen
Getränket deine Flur mit reichem Morgensegen
Wie viele Nächte hab' ich nicht in dir durchwacht,
In reiner Traulichkeit, die trübe nichts gemacht [4]),
Mit einem Mädchen, das herum die Gläser trug,
Aus dem der Wein empor in hellen Flammen schlug;
Ein Mädchen von arab'schem Stamme wohl gemacht,
Von hohem Wuchs, auf deren Wimpern Unruh' wacht.
So lang ich lebe, bleibet sie die Herrin mein,
Und wenn ich sterbe, wird die Nacht mein Leben seyn.

Auch in den folgenden, von Dschida improvisirten Versen sind in der Uebersetzung sieben Distichen in fünf Absätze zusammengezogen worden:

---

[1]) Dieses Hemistich fehlt in der französischen Uebersetzung, in welcher die vier ersten Distichen nur Einen Absatz bilden.

[2]) Chalid heißt der Währende, das Wortspiel ist in der französischen Uebersetzung verloren.

[3]) Aalem es-saadi, Fahne der Glückseligkeit, ist der Name des Thales, woraus in der französischen Uebersetzung O Allan-El-Fandi! gemacht ist! O Alfanzerey!

[4]) Dieses Distichon fehlt in der französischen Uebersetzung ganz und gar.

»La poussière des chevaux est bien épaisse, la guerre est mon état.«

»La chasse aux lions est une gloire et un triomphe pour les autres guerriers, mais rien pour moi.«

»Les astres savent que ma bravoure a effacé celle de mes pères.«

»Qui ose m'approcher quand je parcours de nuit les montagnes et la pleine?«

»Plus que personne j'ai acquis de la gloire en terrassant les plus redoutables guerriers.«

غبار الخيل فى البيد اكحلى * وطعن صدورها فى الحرب تشعلى
وصيد الاسد فى الغابات * فخر وتعظيم لغيرى
لا لمثلي لانى كلّ يوم فى فلاها * اروّع ليوة بفراق شبلى
وقد علمت جميع العرب انى * الاقى فى اكريهة الف فحلى
وقد شهدت رماح الخطّ انى * اريد سنا علّى من كان قبلى
فمن يقدر علّي ادارانى * اخوض الليل فى وعر وسهلى
حويت الفخار دون الناس * وجدي باقدامى وفعلي وبعلى

Der Staub der Ross' in Wüsten ist mir Augenlust,
In Schlachten ist mein Thun, zu stoßen in die Brust;
Die Jagd der Löwen in der Schlucht gibt andern Ruhm,
Doch bin ich deßhalb mir des Ruhmes nicht bewußt.
Nicht einer meines Gleichen, der an jedem Tag
Der Mutter Löwin reißt die Jungen von der Brust.
Mich kennen alle Araber, daß ich allein
Mit Tausenden es wag', ist ihnen wohl bewußt *).
Die Lanzen können mir's bezeugen, daß mein Preis
Viel fester als der Ruhm von vor'gen Helden fußt.
Wer kann sich nahen mir, wenn ich in finst'rer Nacht
Mich stürz' in's eb'ne Land und in der Schluchten Wust?
Umgangen hab' ich all' die Rühmlichsten der Menschen
Durch meine Thaten und durch Heldenmuth der Brust.

Je regrette, sagt Hr. v. Lamartine, qu'un orientaliste exercé ne traduise pas pour nous Antar tout entier; cela vaudrait mieux qu'un voyage, car rien ne réfléchit autant les moeurs qu'un poème. Diesem Wunsche ist Recensent schon vor dreyßig

*) Dieses Distichon ist in der französischen Uebersetzung ausgelassen, und in dem folgenden sind die Lanzen in Gestirne verwandelt.

Jahren wenigstens zum Theil zuvorgekommen, indem er während der vier Jahre seines zweyten Aufenthaltes zu Constantinopel aus der ihm auf diese Zeit geliehenen Handschrift der kaiserl. Hofbibliothek aus dem ganzen Werke einen französischen Auszug (450 halbbrüchig geschriebene Bogen stark) verfaßte, welcher noch im Pulte ruht, und welcher mit Abkürzung aller Schlachtgemälde und Auslassung eines großen Theiles der Verse nur die schönsten derselben und das Merkwürdigste der Sittengemälde enthält. Vollkommen wahr sagt Hr. v. Lamartine: Antar est plus intéressant que les *Mille et une Nuits*, parcequ'il est moins merveilleux. Tout l'intérêt est puisé dans le coeur de l'homme et dans les avantures vraies ou vraisemblables du héros et de son amante. Bis hieher ganz wahr, aber was folgt: Les Anglais ont une traduction presque complète de ce délicieux poème, ist nicht richtig, denn das englische Werk ist nur eine Uebersetzung eines arabischen Auszuges, welcher von einem Morgenländer verfaßt, nur das nach seiner Ansicht Merkwürdigste aufgenommen, während der von einem Abendländer verfaßte Auszug den Geist des Abendlandes und die Unbekanntschaft desselben mit dem Morgenlande im Auge behalten muß.

Hammer-Purgstall.

Art. II. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgegeben von Dr. Friedr. Riemer, großherzogl. sächs. Hofrathe und Bibliothekar. Berlin 1833—34. Sechs Theile. 8. Zusammen 2770 Seiten.

Es dürfte kaum einen im Druck erschienenen Briefwechsel geben, der anziehender wäre, als es der hier angezeigte durch Reichthum und Mannigfaltigkeit des Stoffes, durch die Art der Behandlung desselben und durch die so unverhüllte Darlegung der Individualität beyder Correspondenten ist. Zwey an Character, Erziehung und Lebensweise einander völlig unähnliche, in Ansichten und Gefühlen jedoch innig übereinstimmende Freunde besprechen sich hier auf das Offenste über alles, was in dem langen Zeitraume von sechs und dreyßig Jahren ihre Aufmerksamkeit und Theilnahme erregte, was sie beschäftigte, was sie wirkten und was sie erlebten. Baukunst und Musik, Poesie und bildende Künste, dramatische Dichtung und Darstellung, politische Ereignisse und Familienzustände kommen wechselweise an die Reihe; und wenn schon die Gründlichkeit den Leser fesselt, womit alles dieses besprochen wird, so fügt die Verschiedenheit des Ausdrucks noch einen Reiz mehr hinzu, indem auf einer Seite die Urbanität

des feinen Welt- und Hofmannes, auf der andern die Geradheit, ja manchmal Derbheit des schlichten Bürgers in keiner ihrer Aeußerungen sich verläugnen. Manche, die von diesem Briefwechsel obenhin geredet, hätten Zelter'n gern als einen gemeinen Maurer, in der Tonkunst nur nothdürftig bewandert, ohne sonstige Kenntnisse und ohne Geschmack dargestellt. Dieser Maurer war aber ein gar seltsamer, und dürfte bey einer Vergleichung mit dem Schuster Sachs noch Vieles voraus haben. Andere machten sich darüber lustig, daß in diesen Briefen zuweilen von spanischem Tabak, den Goethe Zelter'n, und von den schmackhaften Teltower Rübchen die Rede sey, welche dieser jenem von Zeit zu Zeit zusendete; allein, abgesehen davon, daß von ausgezeichneten Männern auch die unbedeutendsten Gewohnheiten und Liebhabereyen interessiren, da sie ihre Persönlichkeit näher bezeichnen, sind diejenigen höchlich zu bedauern, welche aus dem reichen Schatze von Wissen und Empfindungen, der in diesen sechs Bänden niedergelegt ist, nur Schnupftabak und Rüben auszubeuten verstehen. Referent glaubt die Leser mit dieser werthvollen Sammlung am besten bekannt zu machen, wenn er nach Voraussendung einer kurzen Nachricht über Zelter's Leben — denn das Leben Goethe's ist jedem Gebildeten hinlänglich bekannt — einige der vorzüglichsten Stellen aushebt, in welchen die Freunde sich gegenseitig entweder Geist und Herz aufgeschlossen, oder merkwürdige Ereignisse mitgetheilt haben.

Carl Friedrich Zelter, »ein eben so tüchtiger Maurermeister als Musikmeister,« wie Rochlitz von ihm sagt, vollendete den ganzen Cursus auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium, und ward nebenbey zu Hause in der Mathematik, im Zeichnen und, zur Erholung, auch in der Musik unterrichtet. Sinn und Liebe für die höhere Tonkunst faßte er jedoch erst im Jünglingsalter, und während er sein Gewerbe, zu Ehre und Vortheil, fleißig betrieb, widmete er alle seine freyen Stunden dem Studium der Tonkunst unter der Anleitung des wackern Fasch, des Gründers und Vorstehers der Singakademie in Berlin, dessen Gehülfe er ward, und dessen Nachfolger zu werden er bestimmt war. Treffliche Lieder, sowohl für eine Singstimme mit Clavierbegleitung, als für mehrere ohne dieselbe, Choräle, Fugen u. dgl., beurkundeten seinen Beruf zum Tonsetzer. Einen Beweis hiervon für alle die zahlreichen, die man anführen könnte, gibt Goethe's Johanna Sebus, welche Composition Referenten vor Augen liegt, und die Zelter als eine kleine Cantate für mehrere abwechselnde einzelne Stimmen mit untermischtem Chor, unter Clavierbegleitung, in Musik gesetzt hat. Die eben so verständige als empfundene Behandlung des Gedichtes

und die Tüchtigkeit des musikalischen Satzes verrathen in gleichem Maße den vollendeten Meister. Vor allem aber gelangen ihm humoristische Gesänge, die er mit all dem Witz und der Laune ausstattete, die ihm eigen waren, und die er unter dem trockensten Ernste zu verbergen wußte. Diesem schönen Talente verdankte er die Bekanntschaft Goethe's, die in Kurzem zur vertrautesten Freundschaft erwuchs. Er hatte nämlich mehrere von dessen Liedern in Musik gesetzt, und ihm ein Exemplar derselben durch die Buchhändlerin Madame Unger in Berlin übersendet. »Ich wünschte,« schrieb er dieser, »daß ihm meine Lieder nicht so fremd seyn möchten, als ihm mein Name seyn muß. Ich habe seine Verse nicht obenhin componirt, und fürchte demnach, daß sie wenig Eingang finden werden. Sie sind nicht für den ersten Eindruck des großen Publicums gemacht, und wer wird sich in meine paar Noten so einstudieren wollen, als ich es mit den unvergleichlichen Versen gethan habe?« — Wie achtungswerth Zelter auch als Schriftsteller gewesen, beweiset seine Biographie des Fasch (Berlin bey Unger 1802), mehrere werthvolle Beyträge zur Leipz. allg. musikal. Zeitung, und unter diesen vorzüglich die Recensionen von Haydn's Schöpfung und Jahreszeiten, über welch ersteres Meisterwerk auch in seinen vorliegenden Briefen Vortreffliches enthalten ist. Wenn Goethe durch Zelter's Melodieen, die ihm Sinn und Empfindung seiner Gedichte so vollständig auszudrücken schienen, sich von dem Componisten angezogen fühlte; war dieser schon lange vorher ein aufrichtiger Bewunderer des großen Dichters gewesen. Im J. 1802 lernten sie sich bey einem Besuche Zelter's in Weimar persönlich kennen. Dieser schrieb nach seiner Rückkehr an Goethe: »Ich danke Gott stündlich auf den Knieen meines Herzens, daß ich endlich Ihr Antlitz gesehen habe. Die Erinnerung dieser Tage wird nur mit meinem Gedächtniß aufhören. Ein neuer Geist ist in mir durch die Berührung erweckt, und wenn ich je etwas hervorgebracht oder hervorbringe, das der Musen würdig ist, so weiß ich, daß es Gabe ist, und woher sie kömmt.« — Goethe kam fast in jedem seiner, damals noch selteneren Briefe auf jenen Besuch zurück, und wiederholte öfters die Einladung zu einem zweyten. »Ich begreife wohl,« heißt es in einem Schreiben vom 10. März 1803, »daß eine Entschließung dazu gehört, seinen Kreis zu verlassen, und in dieser Jahreszeit auswärtige Freunde aufzusuchen. Dießmal aber hat mich Ihr absagender Brief in gar vielfachem Sinne betrübt. Außer dem was wir für das Allgemeine und Höhere der Kunst durch Communication würden gewonnen haben, bin ich noch in dem besondern Falle, daß ich diesen Winter mit der Organisation der Oper und des Orchesters

mehr für die Zukunft als für den Augenblick beschäftigt bin, wobey ich Ihren Beystand mir als ganz unentbehrlich gedacht habe.«

Schon im Jahre 1805 waren seine Verdienste um die Singakademie so bedeutend, daß die Mitglieder derselben, zweyhundert funfzig an der Zahl, ihm an seinem Geburtstage ein freundliches Fest bereiteten, und die Königin dabey ihn mit einer herrlich gearbeiteten Tasse, seine Frau aber mit einem goldenen Halsschmucke beschenkte. Nicht lange aber sollte sich diese der ihrem Gatten erwiesenen Ehre und des huldvollen Geschenkes erfreuen. Ein plötzlicher Tod raffte sie im März des folgenden Jahres hinweg, wenige Tage vorher, als Zelter zum dreyzehnten Male Vater werden sollte. »Wenn ich sage,« schrieb er hierüber seinem Freunde, »daß in den zehn Jahren unserer Ehe nur Eine Meinung und Gesinnung über alles Aeußere und Innere unter uns gewesen ist, daß keine Faser an ihr war, von der ich nicht geliebt wurde, so sage ich, sie verdiente von Ihnen gekannt zu seyn, denn das gehörte zu ihren Wünschen.« — Sie war aber, seiner weiteren Schilderung nach, nicht nur eine liebende Gefährtin, eine kluge Hausfrau und sorgsame Mutter; sie war auch eine vielseitig gebildete verständige Frau, welche die Kenntnisse ihres Gatten und sein Talent zu würdigen wußte, an seinem Wirken und dessen Erfolg lebhaften Antheil nahm, und ihn bey dem musikalischen Theile seiner Bestrebungen selbst als ausgezeichnete Sängerin unterstützte. Ein späterer Brief Zelter's fängt also an: »Ich habe mir Arbeit vorgenommen, und kann nicht in Zug kommen, es will nicht gehen, überall nicht. Ich bin wie ein gespaltener Baum. Die schöne Hälfte, die Sonnenseite, ist mir abgetrennt, und gegen diese wirkt nun alles was schmerzhaft ist.« — Während er seine gerechten Klagen in so einfach rührender Weise aussprach, bot der wackere Mann zugleich alle Kräfte seines Geistes und Körpers auf, sich seiner zahlreichen Familie zu erhalten, die des thätigen Ernährers, des erfahrenen, mit Klugheit und Festigkeit leitenden Vaters so sehr bedurfte; wie er denn überhaupt in allen Drangsalen eine seltene Macht über sich selbst und eine eben so bewunderns- als achtungswürdige Geistesstärke bewies. So findet man, um nur den so eben erwähnten Unfall als Beyspiel für alle übrigen anzuführen, in seinen Briefen noch folgende Stellen, die, indem sie seine praktische Philosophie bewähren, ihn zugleich als Mann von tiefem, innigem Gefühle darstellen, dem es daher nicht leicht geworden seyn kann, sich dergestalt zu beherrschen. »Die Freunde wollen mich aus dem Hause haben, mich von mir selber entfernen; das will ich nicht. Ich kann nur durch mich selbst wieder

zum Ganzen meiner selbst kommen, und ich werde überwinden. Ich fühle meine Kraft, und hoffe übrig zu behalten, doch will ich meinen Zustand lebendig fühlen.« — »Meine Einsamkeit hat ihre guten Momente, in denen ich so zu sagen vom Leben ausruhe. Ich habe alles um mich versammelt, was meiner Frau gehört; so beschäftige ich mich nach meiner Art, und mir ist dabey, als wenn sie lebte. Zuweilen packt mich's gar zu unsanft an, wenn ich zurückdenken muß, und doch muß ich vorwärts, den Verlust ertragen und schweigen.« — Ueber seine häuslichen Zustände in jener schmerzvollen Zeit gibt er in einem späteren Schreiben Aufschluß. »In zwey Monaten,« berichtet er, »denke ich meine Tochter mit dem Sohne meiner Schwester zu verheiraten. Mein ältester Sohn arbeitet als Polirer, der zweyte lernt mauern, der dritte geht in die Schule. Die Mädchen, deren ich, wenn die Braut fort ist, noch sechs behalte, gehen in die Schule, und sind alle gesund. Wie es dann werden wird, wenn die Braut fort ist, daran mag ich gar nicht denken. Mir steht ein saures Leben bevor, doch will ichs kommen sehen, und vor nichts erschrecken was vorüber muß.« — Die Liebe und Achtung, welche die Mitglieder der Singakademie für ihren Vorstand hegten, offenbarte sich auch bey jener traurigen Gelegenheit, indem sie die Büste der Entschlafenen in weißen Marmor verfertigen ließen, die im Saale der Akademie feyerlich aufgestellt wurde.

Noch in demselben verhängnißvollen Jahre, das ihm seine Gattin geraubt hatte, verlor er noch deren Mutter, eine liebenswürdige Matrone, und eine geliebte Schwester.

Daß der redliche Mann nicht nur von seiner Familie und seinen Schülern, sondern auch von seinen Mitbürgern hochgehalten wurde, zeigte sich, ebenfalls im J. 1806, indem er während der Anwesenheit des französischen Heeres in Berlin zum Municipal, und im J. 1808 zu einem der sieben des Comité administratif gewählt wurde. Indessen hatten jene Zeitverhältnisse viel Drückendes für Zeltern, und verursachten ihm, zumal als Hausvater, große Sorge. »Seit sechs und zwanzig Monaten,« schrieb er an Goethe, »habe ich mit der Profession *) so wenig als nichts verdient, und von einigem Unterricht in der Musik und drey öffentlichen Concerten gelebt. Ich bin so gut als entschlossen, nicht zur Profession zurück zu kehren, die mich in der Folge nicht mehr wird ernähren können. Hätte ich nicht so starkes Gefolge mit mir, so hätte ich mich schon nach einem

*) Zelter hatte bis dahin sein Gewerbe noch immer, als die Stammquelle seiner Existenzmittel, neben seinen musikalischen Bestrebungen beybehalten.

Plätzchen in Ihrer Nähe umgesehen, da ich weder faul noch unmäßig bin.« — Den ersten Theil seines Vorsatzes führte er auch im darauf gefolgten Jahre (1809) wirklich aus, als er zum Professor der Musik bey der Akademie der Künste ernannt wurde. »Das Gewerbe,« schrieb er, »hatte ich schon so gut als niedergelegt, und nun wäre ich in meinem Elemente, und will sehen, was uns noch in unsern Jahren und Zeiten wird gelingen wollen.«

Ein neuer schmerzlicher Verlust traf Zelter'n im J. 1810, da sein jüngster Sohn, der als Husar in der Armee diente, nachdem er die blutigsten Schlachten mitgefochten ohne verwundet zu werden, in Frankreich am Nervenfieber in seinem sechzehnten Jahre starb. Bey allen solchen Ereignissen fand er Erleichterung in den Mittheilungen an seinen Freund und in der Theilnahme, womit diese aufgenommen und erwiedert wurden. Ihr Briefwechsel, dessen Anfang in die Epoche gehört, in welcher Schiller seinen ersten Almanach herausgab, zu welchem Zelter mehrere Goethe'sche Gedichte, darunter mit besonderer Wirkung »der Gott und die Bajadere,« in Musik gesetzt hatte, verbreitete sich schon seit geraumer Zeit auch über Familienzustände, und wurde dadurch immer abwechselnder, lebhafter und ungezwungener. Allmälich nahm er einen vertraulichen, endlich einen brüderlichen Ton an. Zu letzterem gab die erste Veranlassung ein schweres Unglück, das Zelter'n im J. 1812 getroffen. Sein ältester Sohn entleibte sich nämlich selbst. Der Vater hatte ihm bereits sein Gewerbe übergeben, das er trefflich zu führen verstand. In der Schule der Architekten Genelli und Weinbrenner gebildet, ein fertiger Zeichner und Maurer, dachte Zelter in ihm »einen Handwerker darzustellen, der ein tüchtiger Künstler heißen sollte.« Der Schmerz über diese, auf so schreckliche Weise vereitelte Hoffnung bedrohte sein Leben. Desto wohlthätiger war ihm der Trost, dem ihm Goethe's brüderliches Mitgefühl gewährte, welcher, tief gerührt, ihm zum ersten Male mit dem vertraulichen Du antwortete. Der bescheidene Musiker glaubte sich in seinem nächsten Briefe noch nicht berechtigt, den nach seiner Schätzung so hoch über ihn stehenden Mann in gleichem Tone anzureden; erst in dem zweyten Schreiben stimmte er ein, und von nun an waren ihre Mittheilungen voll unbegränzten Vertrauens, und ihr Bruderbund treu und ununterbrochen bis ans Ende.

Das Jahr 1820 brachte Zelter'n in Todesgefahr, indem ihn auf einer Seefahrt von Rügen bis Swinemünde ein Sturm überfiel, aus welchem ihn mehr noch das Glück als die Geschicklichkeit der Bootsmänner rettete, die ihn führten. »Poseidon,«

erzählt er in seiner ihm eigenen Laune, »habe ich im Zorne gesehen; der alte Herr nahm sich recht borstig aus, doch Aeolus hob unsere kleinen Segel, und das Schiffchen bestieg wie ein stolzes Roß die höchsten Wellen auf und ab.«

Die Anhänglichkeit der Singakademie an ihren Lehrer und Leiter war indessen nicht erkaltet. Im April 1825 erhielt er nach einer gelungenen und höchst zahlreich besuchten Aufführung von Graun's Tod Jesu einen schönen großen silbernen Becher, den ihm hundert seiner Schülerinnen verehrten.

Auf seine wiederholte Bewerbung bey den Behörden, und durch die Achtung, in welcher er bey dem Ministerium stand, gelang es ihm in dem zuletzt erwähnten Jahre, den Platz zu einem Hause für die Singakademie und die Bewilligung zu dem Bau desselben zu erhalten, wozu im May angefangen wurde. Am letzten Juny fand die feyerliche Legung des Grundsteines Statt, welche Zelter in einem Briefe vom 1. July beschreibt. Im August feyerte die Singakademie ein Silberjubiläum, wobey Zelter'n abermals mancherley Huldigungen dargebracht wurden. Den 25. November war der Bau vollendet. »Unsere Singakademie,« berichtet er seinem Freunde, »ist mit dem schönsten Kranze geschmückt worden, den Rosenfinger und seidene Hände je bereitet haben. Ein Zug von nahe an hundert Maurern und Zimmerleuten hat ihn aus meinem Hause abgeführt durch den Lustgarten, vor des Königs Palais vorbey bis an den Ort seiner Bestimmung. Beym Auffahren desselben ertönte das Lied: Gott segne den König, und vom Erker herab erfolgte eine erbauliche Zimmermannspredigt.« — Die innere Einrichtung verlangte noch längere Zeit, und war im Januar 1826 noch nicht vollständig, obschon die Singakademie den zweyten in ihr neues Gebäude still eingetreten war. »Sie probirt seitdem sich die bequemsten Stellungen aus,« schreibt ihr Director, »der Klang ist gut, ja Chladni, der eben hier war, findet ihn vorzüglich.« — Die Hauptfronte des Hauses liegt gegen Mittag, parallel mit der Lindenallee, zwischen dem Zeughause und dem Universitätsgebäude; dem Palais des Königs gegenüber. Daß Zelter als Bauverständiger und Musiker die Seele dieses Unternehmens war, bedarf keiner weiteren Versicherung.

Im Jahre 1825 ward seine Büste verfertigt, und ihm also auch diese, ausgezeichneten Männern gebührende Ehre zu Theil. Doch unverkümmert sollte er sie nicht genießen! Im März 1826 starb ihm auch noch sein einziger, letzter Sohn, ein wackerer Landwirth, eben als er, in der Nähe des Vaters, eine einträglichere Wirthschaft, als seine frühere war, antreten sollte. Eine junge Wittwe und ein Kind von sechs Monaten blieben der lie-

benden Sorgfalt des Vaters hinterlassen. Dieser, tief gebeugt, jedoch, wie immer, nicht darniedergeworfen, hielt dem dahingegangenen Sohne die schönste Leichenrede in folgenden wenigen, an Goethe gerichteten Worten: »Solch ein schöner, reiner, gesunder Mann; verständig, ruhig, kindlich, fleißig, und ich — ich soll nun wieder, von vorn wieder anfangen!« — Er hatte nämlich zur Unterstützung dieses Sohnes anfangs große Opfer gebracht, und nun handelte es sich darum, für dessen Zurückgebliebene zu denken. Wie in seinem Leben so oft Glück mit Unglück, Trauriges mit Fröhlichem wechselte; erwartete ihn im Januar 1829 die größte Freude, die ihm noch begegnen konnte: zur Feyer seines Dienst-Jubiläums an der Singakademie schmückte ihn sein König mit dem Orden. — Er verkündet dieses Ereigniß seinem Freunde in der ihm eigenen humoristischen Weise, indem er anfangs wie von Leuten seines Gleichen im Allgemeinen spricht: »— — Dabey befinden sie sich so leidlich, conserviren sich, warten ihr Jubiläum ab, und erlaboriren endlich noch Ehrenzeichen. Willst Du die Probe aufs Exempel, so sieh mich an! Man legt sich als ein Menschensohn nieder, und heute bin ich als Ritter aufgestanden, und nun verleihen die Götter noch Schwert und Pferd und Muth, das Drachengezüchte in Respect zu halten.« — Im Verfolg desselben Briefes schrieb er: »Da ich viel unter Menschen seyn muß, so habe ich nun vorerst die nächsten Tage zu bestehen, da ich mir vorkomme wie ein frischgeschorner Hund, ohne mich verstecken zu dürfen.« — Wenn dieß etwas derb scheint, so ist es doch unmöglich, die Bescheidenheit des schlichten Mannes treffender zu schildern, der sich der empfangenen wohlverdienten Auszeichnung schämt, statt damit zu prahlen. Der gütige und kunstliebende Monarch ließ es dabey nicht bewenden, sondern Zelter'n noch im nämlichen Jahre für einige ihm zu componiren aufgetragene Chorstücke einen kostbaren Ring, begleitet von einem unmittelbar an ihn gerichteten huldvollen Handschreiben, zustellen.

Die Lebendigkeit und Thätigkeit des trefflichen Mannes beschreibt Goethe in einem Briefe vom 14. Dez. 1830 in gedrängter Kürze auf das vollkommenste also: »Schon manchmal hab' ich bedacht, wie wir beyde gleichsam an die entgegengesetzten Enden der socialen Welt angewiesen sind; Du, in die kreiselnde Bewegung einer volkreichen Königstadt verschlungen, hast alles persönlich zu bestehen, unterrichtest und lehrst, gibst und genießest, arbeitest und vollbringst, versammelst und dirigirst, gebietest und herrschest und was nicht alles; hiezu noch die Familienzirkel und fremde Gelage gerechnet, da gibt es dann schon etwas auszuhalten. Indessen ich einsam, wie Merlin vom leuchtenden Grabe

her, mein eigenes Echo ruhig und gelegentlich in der Nähe, wohl auch in der Ferne vernehmen lasse.« — Da Zelter's Leben in rastloser Betriebsamkeit dahinfloß, wer wird es ihm verargen, wenn er zuweilen Erholung im heiteren Lebensgenuß liebte? Ein fröhliches Mahl und guter Wein galten ihm vorzüglich dafür, und er durfte sich diesen Freuden desto unbedenklicher überlassen, als er hier, wie überall, rechtes Maß zu halten wußte. Wie Goethe ihn in seiner Correspondenz einige Male mit dem ergo bibamus neckte, so hat er auch in der so eben angeführten Stelle auf die Lieblingsneigung seines Freundes angespielt. Wer aber, wie Zelter, als treuer Bürger, fleißiger Gewerbsmann und Künstler, zärtlicher Gatte und liebender Vater sich bewährt, kann nur noch liebenswürdiger erscheinen, wenn er zugleich jovialer Lebemann ist. Daß er dieß nie in solchem Grade war, um den Seinigen dadurch Nachtheile zu bringen, sieht man in der nimmer müden Sorge für das Wohl seiner Kinder, das ihm noch im höchsten Alter vor Allem am Herzen lag. Es ist eben so rührend als merkwürdig, daß selbst der hier angezeigte Briefwechsel zu diesem Zwecke dienen sollte. Der Ertrag desselben sollte nämlich, nach beyder Freunde einstimmigem Willen, den noch unversorgten Kindern Zelter's zu Gute kommen. Folgende Zeilen eines Briefes vom 9. Dez. 1830 geben darüber näheren Aufschluß: »Wenn unsere Sammlung,« schrieb er an Goethe, »einst vor der Welt erscheinen soll, so habe ich die Ehre, den Namen meines würdigsten Vaters meinen Nachkommen bewahrt, neben dem Deinigen gestellt zu wissen. Das ist mehr als ich, der nur nehmen und nichts schaffen können, zu verdienen wüßte. Was Du zu Deinem Vorhaben wissen mußt, ist, daß von meinen sechs lebenden Kindern (Töchtern) viere als versorgt anzusehen sind, und meine beyden noch unverheirateten, Doris und Rosamunde, ich gerne so in der Welt zurückgelassen sähe, um ihren mit Kindern reichlich versehenen Geschwistern nicht beschwerlich zu werden. Außerdem bleibt mir meine Enkelin Louise, die ich auch bey mir habe, Tochter meines unglücklichen Karl. Dieses schöne, sanfte Mädchen denke ich ihren Wohlthäterinnen Doris und Rosamunde zu empfehlen. Ein kleines Kapital habe ich baar für das Kind in die Sparkasse zu etwaigem Brautschatze auf Zinsen gelegt.« — Das hier besprochene Vermächtniß des Briefwechsels, der hierdurch noch einen höheren Werth, eine noch achtungswürdigere Bedeutung erhält, wurde zwischen beyden Freunden in aller Form Rechtens documentirt, und wohl war es gut, daß sie dieses edle Geschäft nicht lange hinausrückten, da es nur funfzehn Monate später schon zu spät gewesen wäre!

Im J. 1831 ward Zelter'n noch die Ehre zu Theil, daß eine zierliche Medaille mit seinem Brustbilde geprägt wurde, zu welcher Goethe die Rückseite entwarf. Am 22. März des folgenden Jahres endete dieser sein ruhmbekränztes Leben. Wie tief Zelter dieses Ereigniß fühlte, läßt sich denken. So viel sich davon mit Worten ausdrücken läßt, findet man in einem Briefe desselben an den großherzogl. geh. Rath und Kanzler von Müller vom 31. März 1832. »Was kann ich von mir sagen?« klagte er unter Anderm, »zu Ihnen, zu allen dort? und überall? — Wie Er dahin ging vor mir, so rück' ich ihm nun täglich näher, und werd' Ihn einholen, den holden Frieden zu verewigen, der so viel Jahre nach einander den Raum von sechs und dreyßig Meilen zwischen uns erheitert und belebt hat. Nun hab' ich die Bitte: hören Sie nicht auf, mich Ihrer freundschaftlichen Mittheilungen zu würdigen. Sie werden ermessen was ich wissen darf, da Ihnen das niemals gestörte Verhältniß zweyer, im Wesen stets einigen, wenn auch dem Inhalte nach weit von einander entfernten Vertrauten bekannt ist. Ich bin wie eine Wittwe, die ihren Mann verliert, ihren Herrn und Versorger! Und doch darf ich nicht trauern; ich muß erstaunen über den Reichthum, den er mir zugebracht hat. Solchen Schatz hab' ich zu bewahren, und mir die Zinsen zu Kapital zu machen.« — Sein hier ausgesprochener Wunsch, Goethe'n bald nachzurücken, ging in Erfüllung, und mit Recht bemerkt der Herausgeber der Correspondenz, daß der Ausgang derselben durch die so bald nach dem Hinscheiden des einen Freundes eingetretene Nachfolge des andern das Ansehen einer tragischen Katastrophe, wenigstens einen ahnungsvollen Character gewinne.

Referent hat vorstehende Nachrichten mit Absicht größtentheils aus Zelter's Briefen zusammengestellt, weil nach seiner Meinung, Jeder in vertrauten Aeußerungen, in denen kein Zwang und keine Verstellung herrscht, sich am getreuesten selbst darstellt. Die, dem Eingangs erwähnten Vorsatze des Referenten gemäß, nun folgenden Auszüge haben den mehrfachen Zweck, die Leser — nachdem sie Zelter's Character, seine Verdienste und deren allgemeine Würdigung kennen gelernt haben — zur Vollendung seines Bildes auch mit dessen Meinungen und Ansichten von jenen Gegenständen bekannt zu machen, über welche der Briefwechsel sich verbreitet; zugleich mehrere der darin enthaltenen Aphorismen und Urtheile Goethe's mitzutheilen, und einige, beyden Freunden wichtige Begebenheiten, die sich in obige Nachrichten nicht wohl fügen mochten oder sie zu weitläufig gemacht hätten, zur Kenntniß zu bringen; somit von der ganzen Sammlung einen

so vollständigen Begriff zu geben, als dieß in den Gränzen einer Anzeige möglich ist.

Goethe.

Aphorismen. »Der Mensch läßt sich gar zu geschwind von denen los, denen er noch manchen Rath und Beystand verdanken könnte; doch diese Unart dient zu seinem Glück, wenn er sich dereinst selbst helfen muß, und jeden Rath und Beystand entbehrt. Die Schwierigkeit bleibt immer, bey Jungen und Alten, daß derjenige, der sein eigener Herr seyn will, sich auch selbst zu beherrschen wisse, und dieser Punct wird in der Erziehung, aus mehr als einer Ursache, verabsäumt« (B. I. S. 34). — »Natur- und Kunstwerke lernt man nicht kennen wenn sie fertig sind; man muß sie im Entstehen aufhaschen, um sie einigermaßen zu begreifen« (I. 70). — »Die Geschäfte haben sich überall ins Papier gezogen, und die Geschäftsleute bedenken nicht, daß Acten, vom lateinischen acta hergeleitet, so viel heißt als Gethanes« (I. 428). — »Nirgends fühlt sich geschwinder das Veraltete und nicht unmittelbar Ansprechende als auf der Bühne« (I. 439). »Jeder ächte Künstler ist als einer anzusehen, der ein anerkanntes Heilige bewahren und mit Ernst und Bedacht fortpflanzen will« (I. 441). — »Der Dilettant wird durchaus nur durch das Faßliche und eine unmittelbare Wirkung gerührt, und dieß characterisirt auch seine Productionen, wenn er in irgend einer Kunst sich versuchend auftritt« (II. 95). — »Das Wahre kann bloß durch seine Geschichte erhoben und erhalten, das Falsche bloß durch seine Geschichte erniedrigt und zerstreut werden« (II. 183). — »Der Anblick ist gar zu närrisch, wenn man von unserm Standpuncte aus deutlich schaut, was für unglaubliche Vorzüge und Vortheile das Jahrhundert hat, was für treffliche Individuen darin wirken, und wie doch alles durch einander geht, eine Wirkung die andere aufhebt« (II. 403). — Verstände man seinen Vortheil, man würde nichts Ueberliefertes tadeln, sondern was uns nicht anmuthet, liegen lassen, um es vielleicht künftig aufzunehmen« (III. 269). — »Mit Philologen und Mathematikern ist kein heiteres Verhältniß zu gewinnen. Das Handwerk der ersten ist: zu emendiren, der andern: zu bestimmen; da nun am Leben so viele Mängel (mendae) sich finden, und ein jeder einzelne Tag genug an sich selbst zu bestimmen hat; so kommt in den Umgang mit ihnen ein gewisses Unleben, welches aller Mittheilung den Tod bringt« (III. 288). — »Die Franzosen haben gegen die deutsche Literatur eine wunderliche Lage; sie sind ganz eigentlich im Fall des klugen Fuchses, der aus dem langen Halse des Gefäßes sich nichts zueignen kann; mit dem besten Willen

wissen sie nicht, was sie aus unsern Sachen machen sollen, sie behandeln alle unsere Kunstproducte als rohen Stoff, den sie sich erst bearbeiten müssen« (IV. 24). — »Das Gute, das ohne Wiederkehr vorübergeht, hinterläßt einen Eindruck, der sich der Leere vergleicht, sich wie ein Mangel empfindet« (IV. 214). — »Man weiß eigentlich nur wenn man wenig weiß, wie man mehr erfährt, stellt sich der Zweifel ein« (V. 117).

Musik. »Wir sind darin mit Ihnen einverstanden, daß der Musik zuerst und allein durch den Kirchengesang zu helfen sey, und daß für ein Gouvernement selbst in jedem Sinne nichts wünschenswerther seyn müßte, als zugleich eine Kunst und höhere Gefühle zu nähren, und die Quellen einer Religion zu reinigen, die dem Gebildeten und Ungebildeten gleich gemäß ist« (I. 117). — »Beethoven habe ich in Töpliß kennen gelernt. Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt; allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar gar nicht Unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freylich dadurch weder für sich, noch für andere genußreicher macht« (II. 28). — »Deinen Aufsatz über Mad. Catalani, Milder und Mara habe ich mit Freuden gelesen*). Die Menschen begreifen niemals, daß schöne Stunden, so wie schöne Talente, müssen im Fluge genossen werden. Wie absurd sich die Leipziger bey dieser Gelegenheit nehmen, haben die Zeitungen schon verkündigt. Es thäte Noth, daß man solchem verfluchten Volke die Gaben Gottes in Spiritus aufhübe, damit sie solche, bey Gelegenheit, vergleichen, und eine der andern unterordnen könnten« (II. 306). — Ferner sey gemeldet, daß mir eine herrliche Gunst und Gabe von Berlin gekommen: Mad. Milder nämlich zu hören, vier kleine Lieder, die sie dergestalt groß zu machen wußte, daß die Erinnerung daran mir noch Thränen auspreßt. Und so ist denn das Lob, das ich ihr seit manchem Jahr ertheilen höre, nicht ein kaltes geschichtliches Wort mehr, sondern weckt ein wahrhaft Vernommenes bis zur tiefsten Rührung« (III. 329). — »Dieses habt Ihr Musiker vor allen Künsten voraus, daß ein allgemeiner, allgemein angenommener Grund vorhanden ist, sowohl im Ganzen als im Einzelnen, und daß also jeder eine Partitur schreiben kann, in vollkommener Gewißheit, vorgetragen zu werden, sie sey wie sie sey. Ihr habt Euer Feld, Eure Gesetze, Eure symbolische Sprache, die jeder verstehen muß. Jeder Einzelne, und wenn er das Werk seines Todfeindes aufführte, muß an dieser

*) Es ist nicht angegeben, in welcher Zeitschrift sich dieser Aufsatz befindet, und Ref. kennt ihn nicht.

Stelle das Geforderte thun [1]). Es gibt keine Kunst, kaum ein Handwerk, das dergleichen von sich rühmen kann. Ihr dürft ohne Pedanterie auf das Aelteste halten. Ihr könnt ohne Ketzerey und Hinderniß Euch an dem Neuesten ergötzen; und wenn auch das Individuum in Eurem Kreise etwas Wunderliches und Seltsames hervorbringt, so muß es doch zuletzt mit dem All des Orchesters wieder zusammentreffen« (VI. 223).

Literatur. »Zu einem zweyten Theil der Zauberflöte werden Sie die ersten Scenen in dem nächsten Wilmansischen Taschenbuche finden; zu einem ernsthaften Singstücke, die Danaiden, worin, nach Art der älteren griechischen Tragödie, der Chor als Hauptgegenstand erscheinen sollte, hatte ich vor einigen Jahren den Entwurf gemacht; aber keines von beyden Stücken werde ich wohl jemals ausführen« [2]) (I. 16). — In demselben Bande finden sich S. 68, 69 und 70 interessante Andeutungen über den Zweck und die Form des Chors der griechischen Tragödie in vier verschiedenen Epochen. — »Im Februar (1804) nahm ich den Götz von Berlichingen vor, um ihn zu einem Bissen zusammenzukneten, den unser deutsches Publikum allenfalls auf einmal hinunterschluckt. Das ist denn eine böse Operation, wobey man, wie beym Umändern eines alten Hauses, mit kleinen Theilen anfängt, und am Ende das Ganze mit schweren Kosten umgekehrt hat, ohne deßhalb ein neues Gebäude zu haben« (I. 100). — Im zweyten Bande ist von S. 359 bis 362 der Plan zu einem Oratorium in allen Einzelnheiten angegeben, welches die biblische Geschichte von der Ertheilung des Gesetzes auf Sinai bis zur Himmelfahrt Christi zum Gegenstand haben sollte. — »Den leeren Raum zu nutzen, will ich Dir anvertrauen, daß ich mich seit vollen vierzehn Tagen, Tag und Nacht, wenn das letztere viel bey mir sagen will, mit einer Arbeit beschäftige, die Du mir nicht zutraust. Ich redigire nämlich Kotzebue's Schutzgeist. Sie hatten ungeschickter Weise das Stück zur Großherzogin Geburtstag in Extenso gegeben; es dauerte bis halb 11 Uhr, Hof und Stadt protestirten gegen seine Wiedererscheinung. Weil aber die darin zusammengestoppelten Motive

---

[1]) Hierin irrte Goethe denn doch. Referent war einst Zeuge, wie die Composition eines verstorbenen großen Meisters durch einen lebenden großen Meister, aus böser Absicht, in der Ausführung bloß dadurch völlig zu Grunde gerichtet wurde, daß letzterer als Director das Tempo des Stückes viel zu langsam angab.

[2]) Daß die Ausführung der zweyten dieser Opern unterblieben ist, kann nicht genug bedauert werden, wenn man an Goethe's Gabe zur Nachbildung des Antiken in seiner Iphigenia und an die Melodie seiner Verse denkt, die an sich schon Musik sind.

doch manches Interesse haben, gerade wie es die Leute wünschen, so fuhr ich herein, und machte den Schutzgeist des Schutzgeistes. Er bleibt mir auf dem Repertorium, und schon dadurch ist meine Mühe reichlich belohnt« (II. 387) *). — Im IV. Bande von S. 107 bis 109 erklärt Goethe es für unzulässig, zu den drey Dichtarten: der lyrischen, epischen und dramatischen, auch die didaktische hinzuzufügen, da jene drey ersten der Form nach verschieden sind, folglich die letztere, die von dem Inhalt ihren Namen hat, nicht in derselben Reihe stehen könne, sondern eigentlich zwischen Poesie und Rhetorik stehe. Nachdem er den Werth und Nutzen der didaktischen Dichtart dargethan, setzt er den Wunsch bey, daß jeder, auch der begabteste Dichter irgend ein Capitel des Wissenswerthen also behandeln möge. — Ueber die neueste französische Romanliteratur spricht er sich (VI. 214) folgendermaßen aus: »Ich will mich kurz fassen: es ist eine Literatur der Verzweiflung. Um augenblicklich zu wirken — und das wollen sie doch, weil eine Ausgabe auf die andere folgen soll — müssen sie das Entgegengesetzte von allem, was man dem Menschen zu einigem Heil vortragen sollte, dem Leser aufdringen, der sich zuletzt nicht mehr zu retten weiß. Das Häßliche, das Abscheuliche, das Grausame, das Nichtswürdige, mit der ganzen Sippschaft des Verworfenen, ins Unmögliche zu überbieten, ist ihr satanisches Geschäft. Man darf und muß wohl sagen Geschäft; denn es liegt ein gründliches Studium alter Zeiten, vergangener Zustände, merkwürdiger Verwicklungen und unglaublicher Wirklichkeiten zum Grunde, so daß man ein solches Werk weder leer noch schlecht nennen darf. Auch entschiedene Talente sind's, die dergleichen unternehmen, geistreiche vorzügliche Männer, von mittleren Jahren, die sich durch eine Lebensfolge verdammt fühlen, sich mit diesen Abominationen zu beschäftigen.«

Schauspiel. »Ifflanden erwarten wir noch vor dem neuen Jahre. Ich freue mich sehr, ihn nach so langer Zeit ein-

*) Daß Goethe sich dieser Arbeit unterzogen, kann man wohl nur glauben, wenn man es von ihm selbst vernimmt. Ohne Zweifel hat ihn, wie der Schluß dieser Stelle zeigt, nur seine damalige Eigenschaft als Oberleiter des weimarischen Theaters dazu bewogen. Daß aber diese Bearbeitung außer demselben nicht bekannt ist, mag für viele Bühnendirectionen ein wesentlicher Schade seyn; wie man aus einem späteren Briefe schließen kann (II. 394), worin Goethe aus einander setzt, was Alles er für dieses Schauspiel gethan habe, wie glücklich das Gelingen war, und mit der Versicherung schließt, »daß es jetzt ein interessantes, glatt hinter einander weggehendes Stück geworden« sey.

mal wieder zu sehen, und die große consequente Ausführung zu bewundern, durch die er jede Rolle zu adeln weiß. Es ist wohl eine der seltensten Erscheinungen, und ich glaube, daß sie noch bey keiner andern Nation Statt gefunden, daß der größte Schauspieler sich meistens Rollen aussucht, die ihrem Gehalt nach seiner unwürdig sind, und denen er durch sein Spiel den höchsten augenblicklichen Werth zu verschaffen weiß. Genau betrachtet, hat ein solches Verfahren auf den Geschmack des Volkes einen höchst ungünstigen Einfluß: denn indem man genöthigt wird, unter einer gegebenen Bedingung dasjenige zu schätzen, was man sonst nicht achtet, so kömmt ein Zwiespalt in unser Gefühl, der sich bey der Menge gewöhnlich zu Gunsten des Geringen und Verwerflichen schlichtet, das sich unter dem Schutze des Vortrefflichen eingeschlichen hat, und sich nunmehr als vortrefflich behauptet« (II. 56). — »Brühl hat uns Wolffs weggenommen. Es ist zwar nichts dagegen zu sagen, wenn man gebildete Künstler sich zuzueignen sucht; aber besser und vortheilhafter ist es, sie selbst zu bilden. Wär' ich so jung wie Brühl, so sollte mir kein Huhn auf's Theater, das ich nicht selbst ausgebrütet hätte« (II. 203). — »Die Musik hält ihre Schüler zusammen, sie dürfen aus Ton und Maß nicht weichen. Der recitirende Schauspieler dagegen muß durch Uebung nach und nach zu einer gewissen Einheit seiner selbst gelangen, und sich ohne Wissen und eigentliches Wollen, so weit seine Natur verstattet, hervorbilden« (IV. 367). — »Mit neuen Stücken muß man's wagen; was auf dem Repertoir bleibt dankbar bewahren; alte Stücke, die an den Schauspieler starke Forderungen machen, auch wohl einmal als Aufgabe aufstellen, mehr braucht es nicht, in unserm Verhältniß fortzuwirken. Uebrigens steht die allgemeine ästhetische Bildung so hoch, daß es an Schauspielern nicht fehlen kann, weil sich so manches Talent schon in geselligen Kreisen entwickelt; wenn nur noch halbweg etwas vom Handwerk übrig bleibt, so ist das deutsche Theater schon geborgen« (V. 167). — »Da das königliche Theater den rechten Weg gefunden hat, seine Casse zu füllen, so send' ich Dir den letzten Gegensatz, wohin nur die guten Nachkommen des alten Thespis gerathen können. Das Original lege ich bey, man glaubt es sonst nicht; sende es aber zurück. »»Theaterankündigung. Karlstadt am 10. July 1823. Zum Vortheil des Herrn Ignaz Viol und seiner Tochter Ludmille: Menschenhaß und Reue, ein hier noch nie gesehenes Trauerspiel von dem gefallenen Kotzebue, unglücklicher Weise; dasselbe ist in 6 Acten, nebst einem Prolog, welchen Herr Viol am Ende separirt halten wird. Nachschrift: Viele dringende Schulden setzen uns zwar in die angenehme Ver-

legenheit unserer Gläubiger, daß wir nicht weiter reisen können. Ich spiele den Greis; meine Ludmilla die Eulalia; lassen Sie uns deßhalb nicht untergehen; Menschenhaß kennen die Bewohner dieser Stadt nicht, noch weniger wir eine Reue, daß wir hierher uns verirrten. Wir bitten daher um Zuspruch, denn es bleibt uns doch nichts.««

Bildende Kunst. »Auch er« (der Maler H.), »wie so manche andere, hat ein eingebornes Talent, was aber daraus werden kann, das weiß — nicht Gott, der sich um dergleichen schwerlich bekümmert — aber ich weiß es, der diesem Irrsal seit mehr als zwanzig Jahren zusehe. Auch er steckt in dem seichten Dilettantismus der Zeit, der in Alterthümeley und Vaterländeley einen falschen Grund, in Frömmeley ein schwächendes Element sucht, eine Atmosphäre, worin sich vornehme Weiber, halbkennende Gönner und unvermögende Versuchler so gerne begegnen; wo eine hohle Phrasensprache, die man sich gebildet, so süßlich klingt, ein Maximengewand, das man sich auf den kümmerlichen Leib zugeschnitten hat, so nobel kleidet, wo man täglich von der Auszehrung genagt an Unsicherheit kränkelt, und, um nur zu leben und fortzuwebeln, sich auf's schmählichste selbst belügen muß« (III. 330).

Verschiedenes. Wiederholte Erwähnung von Goethe's Faust führte auf die Abstammung des Namens Mephistopheles, und, »um die hohe Würde desselben anschaulich zu machen,« theilt Goethe seinem Freunde (V. 332 bis 337) ausführliche Nachricht über ein »höchst merkwürdiges Werk des raisonnirtesten Unsinns: Faust's Höllenzwang,« mit, welches, nachdem es lange in Abschriften umhergelaufen, zu Paßau 1612 soll gedruckt worden seyn, und wovon die großherzogliche Bibliothek zu Weimar eine Abschrift aus der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts besitzt. Das erste Capitel handelt von der Eintheilung der Geister und ihren Namen, auch was sie den Menschen helfen können; das zweyte von der Eintheilung aller Geister in die Chöre ihrer Fürsten. Aus dem ersten Capitel sieht man, daß Mephistophiel der erste der sieben »klugen Geister« ist. Nach diesen werden aber sieben »tumme Geister« aufgezählt, »welche große Macht haben.« — Das Ganze ist in der That, wie Goethe sagt, höchst merkwürdig.

Zelter.

Aphorismen. »Unglücks genug, wenn ein Poet kein Philosoph ist, noch schlimmer aber, wenn die Philosophen sich herablassen, in die Poesie zu pfuschen; und das Natürliche lag so nahe, daß es der Componist aus lauter Instinct ergriffen hat,

wodurch das Werk sich dennoch sehen und hören läßt« (II. 41) [1]). — »Es ist ein eigenes Gefühl, sich zu sagen: das wirst du nicht wiedersehen. Bey aller Resignation gegen das Vergängliche erscheint das Verlangen der Fortdauer am dringendsten, wo sich ein Faden abspinnt. Bedächte man, daß unsere Zeit in der Ewigkeit ruht, so ließe sich viel thun; läßt man's kommen und gehn? soll man's holen und treiben? — Darüber will ich mich nicht weiter verführen« (V. 408). — »»Der denkende Künstler ist noch eins so viel werth!«« — »Dieß Motto höre ich von hundert Zungen und finde es in Stammbüchern. Es kann seyn, daß Lessing damit nicht zuviel sagen wollte, da er es einem Kunstliebhaber in den Mund legt. Es klingt wie eine alte Gavotte, die jeder auf dem Dudelsacke spielen kann; denn was den Künstler macht ist der Gedanke und nicht das Denken« (V. 414).

Musik. »Madame Mara ist hier angekommen, und ich dürste darnach, den göttlichen Gesang dieser Künstlerin nach so vielen Jahren wieder zu hören. Ich habe in der Zeit keine Sängerin gehört, die mit dem schönsten Organ alles machen kann, und nie etwas macht, als was sich gerade gehört« (I. 47). — »O daß Sie doch die Händel'schen Chöre des Alexanderfestes hören könnten! ich bin gewiß, daß die Pracht, die Kraft, das Leben und die Ruhe Ihnen die Musik von einer Seite zeigen würden, wie sie nur wenigen und nur selten erscheint« (I. 283). — »Man muß sich früh gewöhnen, die Kunst nicht als einen nothwendigen Luxus, sondern als eine Wirkung von Ursachen anzusehen, sonst entsteht der falsche Geschmack, auf dem sich das Falsche fort und fort baut, bis die ganze Bauerey einstürzt« (I. 305). — »So wenig es einem Schauspieler könnte erlaubt seyn, eine lustige Rolle traurig oder einen gemäßigten Character übertrieben darzustellen; eben so wenig könnte ein Componist in seiner Art das Aehnliche thun« [2]) (eben dort). — »Mit Bewunderung und Schrecken sieht man Irrlichter und Blutstreifen am Horizonte des Parnasses. Talente von der größten Bedeutung, wie Cherubini, Beethoven u. M., entwanden Hercules Keule — um Fliegen zu klatschen; erst muß man erstaunen und gleich nachher die Achsel zucken über den Aufwand von Talent, Lappalien wichtig und hohe Mittel gemein zu machen [3]). Ja ich möchte verzweifeln, wenn mir einfällt, daß

---

[1]) Es ist hier von J. J. Rousseau's Pygmalion mit Musik von Benda die Rede.

[2]) Nämlich das Gedicht in verkehrtem oder entgegengesetztem Sinne durch die Musik wiedergeben.

[3]) Die Anwendung der musikalischen Mittel in Masse, ohne daß sie

die neue Musik verloren gehen muß, wenn eine Kunst aus der Musik werden soll« (I. 347). — »Man mag gegen die Tonkünstler der früheren Jahrhunderte einwenden was man will (denn wer hat nicht dazu zu lernen?) — nie haben sie die Kunst weggeworfen, das innere Heiligthum Preis gegeben; wäre auf ihrem Grunde fortgebaut worden, wir könnten eine Kunst haben, und wären ganz andere Leute, als wir uns halten müssen« (eben dort). — Im ersten Bande S. 352 und 353 findet sich die Nachricht einer von Zelter gestifteten Liedertafel und ihren Gesetzen. Sie bestand aus 25 Männern, die entweder Dichter, Sänger oder Componisten seyn mußten. — »Endlich habe ich die neue gekrönte Pariser Oper (die Vestalin) gesehen und gehört. Das Gedicht ist für eine Oper locker genug gelegt, und Raum für Musik. Dieß hat der Herr S. denn auch so genützt, daß er wie ein Knabe, dem zum ersten Male die Hände aus dem Wickelbande losgelassen werden, überall mit beyden Fäusten so gewaltig drein patscht, daß einem die Stücke um die Ohren fliegen« [1]) (I. 438). — »Was ganz zuletzt jeder Künstler braucht, muß ganz zu allererst gelernt seyn, und Sie selber haben es in des Künstlers Apotheose deutlich genug ausgesprochen: daß die Kunst Kunst bleibt, und Naturell und Instinct ohne sie nicht ausreichen« [2]) (I. 759). — »Wir haben unsern sehr geschickten italienischen Capellmeister Righini verloren, welcher am 19. August (1812) zu Bologna, seiner Geburtsstadt, gestorben ist. Er war bey uns was etwa Salieri in Wien war; vielleicht von etwas fri-

---

überall hinreichend begründet wäre, fing schon damals (1808) an; was aber die hier genannten großen Meister sich zuweilen ausnahmsweise erlaubten, und durch ihr Genie rechtfertigten, ward von andern ohne Maß und Ziel geübt, bis es zu gegenwärtigem Extrem gelangte.

[1]) Ref. hält es für Pflicht der Unparteylichkeit, auch solche Urtheile Z.'s anzuführen, mit denen er keineswegs übereinstimmt; wie später auch in Beziehung auf andere Meister geschehen wird, über die er seine, von Z.'s Meinung weit abweichende, schon mehrmals öffentlich dargelegt hat. Zu läugnen ist übrigens nicht, daß die Vestalin den ersten Impuls zu der jetzigen unseligen Ueberinstrumentirung der Gesangstücke in den Opern gegeben hat; glücklich noch, wenn man in den Gränzen geblieben wäre, die Spontini in jener Oper sich gesetzt hatte!

[2]) Die überzeugendsten Beweise hiervon geben Haydn's, Mozart's, Beethoven's Werke im Gegensatze zu den meisten der neueren, wo das Talent den Mangel an Elementarkenntnissen ersetzen soll, aber nicht ersetzt. In der Musik ist es ein gewaltiger Irrthum, zu glauben, daß die Beobachtung der Kunstregeln den Flug des Genies hemme, das sich vielmehr nur durch die sichere und leichte Handhabung derselben in seinem vollen Glanze zeigen kann.

scherem Wesen als Salieri, aber an Breite und Höhe ziemlich gleich [1]). Ich habe manches von ihm, obwohl mittelbar, gelernt, besonders durch die gegenseitige Widerständigkeit mit den andern Capellmeistern. Die Differenz zwischen tüchtigen Leuten gibt oft das beste Facit« (II. 29). — Im zweyten Bande S. 122 bis 125 ist eine Definition der Fuge enthalten, die an Klarheit, Faßlichkeit und Folgerichtigkeit der an einander gereihten theoretischen Sätze alles übertrifft, was Referenten hierüber in Lehrbüchern des Tonsatzes jemals vorgekommen ist. — »Gestern (15. Juny 1815) wurde Oedip zu Kolonos sehr gelungen aufgeführt. Die Oper hat mich niemals ansprechen wollen, und ich höre sie bloß deßwegen wiederholentlich, weil ich das Urtheil von Frankreich und Deutschland gegen mich habe. Gestern hat sie mir gefallen. Das Sujet ist für einen italienischen Componisten offenbar zu groß und geheimnißvoll, und die Musik hat wenig Tragisches [2]); alles ist hell, heiter, munter, doch ohne Tiefe, und will nicht ergreifen. Und dennoch hat Gluck auf diesen Italiener gewirkt; denn es sind, obwohl ganz leise, Gluck'sche Anklänge auf den Sacchini übergegangen, die von desto angenehmerer Wirkung sind, in sofern sie sich von selber einstellen, und der italienischen Cantilene eine Würze geben, wodurch sie in der That erhöht wird. Wiewohl ich nicht von denen bin, welche die Vermischung der Talente wünschen, und aus Gluck, Haydn und Mozart Einen Mann machen wollen. Was Gott nicht gekonnt hat, will ich nicht haben, und habe genug an dem was da ist« (II. 194). — Im July 1819 war Zelter in Wien, von welchem Puncte aus er Abstecher nach Baden und Preßburg machte, und gegen das Ende des September über Prag und Dresden nach Berlin zurückkehrte. Diese Periode füllt die Seiten von 19 bis 61 des dritten Bandes. Von dem, was ihm in jener Zeit begegnet, und was er darüber gedacht hat, ist beynahe alles, zumal für den Wiener, interessant. Einiges davon

---

[1]) Diese Vergleichung ist unrichtig. Schon in seinen älteren, vor seiner Bekanntschaft mit Gluck componirten Opern stand Salieri in Hinsicht auf Characteristik der handelnden Personen, Ausdruck der Gefühle, Auffassung und musikalische Darstellung der Situationen weit über Righini; nach seinem Bekanntwerden mit jenem unsterblichen Meister erreichten seine Werke in erwähnten Beziehungen eine Vollkommenheit, wie man sie vergebens in anderen italienischen Opern suchen würde.

[2]) Gleichwohl ist sie, nach Salieri's Danaïdes und Tarare, die beste aller von einem Italiener componirten tragischen Opern. Cherubini, obgleich in Italien geboren, gehört längst zu den Franzosen, folglich seine Médée nicht hierher.

soll hier unter den entsprechenden Rubriken Platz finden. — »Gestern Abend habe ich die vierte Oper von Rossini: Die diebische Elster, gehört. Das Sujet ist allerliebst, und hätte können was rechts daraus gemacht werden. Es gehört eine lustige Person hinein, die der Dichter vergessen hat. Dafür ist das Rührende überwiegend, welches wieder der Componist vergessen hat geltend zu machen [1]). Im Ganzen ist jedoch die Musik geistreich, muthwillig bis zur Unkeuschheit, und gränzt hierin an Mozart, der jedoch mehr verwegen und tief ist« (III. 24). — »Salieri ist die bravste Haut von der Welt, und noch immer fleißig auf die kindlichste Art. Er hat über vierzig Opern geschrieben. Er ist 69 Jahre alt, und hält sich für außer der Mode, was er nicht nöthig hätte; denn sein Talent fließt noch, und von seinen Schülern steht keiner über ihm« (III. 26). — »Weigel ist ein hübscher stattlicher Lebemann. Seine Arbeiten sind rein, gemäß, natürlich und haben Character. Mittlere Zustände gelingen ihm am meisten« (III. 27). — »Die Ouvertüre in Haydn's Schöpfung ist das wunderbarste aller Welt, indem durch ordentliche, methodische, ausgemachte Kunstmittel ein — Chaos hervorgebracht ist, das die Empfindung einer bodenlosen Unordnung zu einer Empfindung des Vergnügens macht [2]). In der Sinfonie zu den Jahreszeiten, welche den Winter vorstellt, friere ich mit Wollust am warmen Ofen, und weiß in dem Augenblicke nicht: ob es außerdem noch was Schönes in der Welt gibt« (III. 90). — »Eine neue Oper: Der Freyschütz, von Maria von Weber, geht reißend ab. Ein einfältiger Jägerbursch (der Held des Stücks) läßt sich von Schwarzkünstlern, die eben so einfältig sind, verführen, vermittelst mitternächtlicher Zauberkocherey sogenannte Freykugeln zu gießen, und durch den besten Schuß seine eigene, schon mit ihm versprochene Braut zu gewinnen, die er endlich mit solcher Kugel — erschießt? — Bewahre! Auch diese trifft er nicht. Das Mädchen fällt nur vom

---

[1]) Wenn Zelter diesem gerechten Tadel gleich wieder Lob folgen läßt, ja wenn er Rossini an mehreren Stellen seiner Briefe gegen die Meinung anderer Kunstverständiger sogar in Schutz nimmt; so erklärt sich dieß aus einer Art von Widersetzlichkeit gegen strenge Urtheile, die sich bey mehreren Gelegenheiten an ihm offenbart. Wie aber ein Mann wie Z., der Mozarten so richtig würdigte, obige Parallele ziehen konnte, ist schwer zu begreifen. Wohl war Mozart geistreich überall; wohl war er auch muthwillig, aber stets mit Grazie, und nur wo es am Platze war; wohl war er verwegen, aber mit Verstand; und von seiner Tiefe hat R. nie auch nur eine Ahnung gehabt.

[2]) Es ist wohl unmöglich, dieses Meisterstück der Instrumentalmusik bündiger und treffender zu definiren.

Knalle, steht gleich wieder auf, und läßt sich Knall und Fall heiraten. Die Musik findet großen Beyfall, und ist in der That so gut, daß das Publikum den vielen Kohlen- und Pulverdampf nicht unerträglich findet. Von eigentlicher Leidenschaft habe vor allem Gebläse wenig bemerkt. Die Kinder und Weiber sind toll und voll davon; Teufel schwarz, Tugend weiß, Theater belebt, Orchester in Bewegung, und daß der Componist kein Spinozist ist, magst Du daraus abnehmen, daß er ein so kolossales Werk aus eben genanntem Nihilo erschaffen hat« [1]) (III. 191). — »Zu Bonn hatten wir einen jungen Musikdirector B. angestellt, der schon zwey Monate dort ist, und noch nichts angefangen hat, worüber er gegen die dreyhundert Ursachen angibt. Er hielt eben seine erste Vorlesung an die Studenten, und zwar über den Generalbaß, wie er sein Gerede nennt. Ich habe ihm angerathen, erst etwas zu thun, und dann darüber zu reden; die Kunst bestehe nicht in Worten u. s. w. Die Unverschämtheit solches jungen Gezüchtes läßt sich nicht mit Worten sagen. Sie predigen von den Lehrstühlen herab: die alten Lehren gälten nicht mehr; man könne das alte Geröll nicht mehr brauchen, und es fehlt an nichts, als daß Mozart, Haydn, Händel und wer noch von den Todten auferstünden, und zu ihnen in die Schule gingen« (III. 371). — »Man hatte die Oper« (Tancred), »die wohl einen Puff aushalten kann, abgekürzt, weil noch ein Ballet von drey Acten folgte, zu diesem Zwecke aber zugleich Fremdes eingelegt — und das war — gut? — Es war ein Chor aus einem italienischen Oratorium: I pellegrini al sepolcro di N. S., und zwar von Naumann. Wer das aushält wie ich, der begreift es auch wohl wie Du. Nach tausend muthwilligsten Verhöhnungen alles heroischen Ernstes richtete sich dieß Chorgespenst wie ein langes Gestänge trübselig auf. Die Fidelbogen im Orchester wurden paralysirt, die Musici sahen einander an; wie eine Nebelbombe fiel schon mit den ersten Tacten die Langeweile aufs Haus, daß Niemand wußte wo man war, da man endlich erfuhr, von welcher Macht solche unverhoffte Wirkung kam« [2]) (IV. 3). —

[1]) Wenn hier von dieser genialen Composition, die uns nach langem Irrsal die Rückkehr der wahren dramatischen Musik zu verkünden schien, nicht mit der Anerkennung gesprochen ist, die sie verdient; so ist dieß offenbar mehr auf Zelter's Laune, die auch dem allerdings wunderlichen Sujet ein wenig zu nahe getreten ist, als auf Nichtachtung des Werkes selbst zu schieben, dem er in mehrfacher Beziehung Gerechtigkeit widerfahren läßt.

[2]) Unter den Anklagen, die gegen Z. erhoben worden, ist auch die, daß er Naumann verachtet, und sich über ihn gestellt habe. Letzteres erscheint nirgends begründet. Ersteres ließe sich auch nur

»Chladni, der eben hier ist, bezeugt seine akustische Zufriedenheit mit dem königstädtischen Theater. Hier wiederhole: daß der Klang, nach meiner Bemerkung, dem gefüllten Hause, der dünneren Atmosphäre, von selbst zugeht; die Bühne erhält davon zu gleicher Zeit das ihrige. Die Wirkung entsteht also da, wo Herz und Ohr dem Klange entgegen kömmt. Kraft und Schönheit liegen in der Musik und im Orchester, jedes hat das Seine zu thun, und die Klagen mancher Componisten, welche ungeheure Wirkungen verlangen, die nicht in Erfüllung gehen, fallen nicht dem Orte zur Last. Eine überfüllte Partitur, wie ein überfülltes Orchester thun was sie können, nur nicht das Rechte; dahingegen sogenannte Solospieler ein ganzes Dutzend zusammen immer weniger leisten werden, als zwey Ripienisten, die zuchtgemäß vollkommen egal spielen. Ein vollkommenes Orchester verlangt besonders einen ersten Violinisten, der eine Schule seiner Art bildet, dann würden viele Klagen über Localunbequemlichkeiten aufhören. Bey uns werden manchmal, um Forcen zu bilden, die Blasinstrumente verdoppelt, dreyfach, ja vier- und mehrfach besetzt. Das ist rein falsch, und so unartistisch, als ob man ein Duett von vier Sängern wollte singen lassen« *) (IV. 15). — »Das Vortreten einer Sängerin bis an die Lampen ist eine Art Buhlerey mit dem Zuhörer, um Beyfall und Geschmeide zu erhaschen. Eine Stimme, die sich anstrengt, kennt sich nicht, und ist nicht die beste. Eine schöne Stimme nimmt sich eben in gehöriger Entfernung am besten aus. Eine zu stark gestrichene Geige und eine überblasene Flöte will auch keiner hören« (IV. 16). — »Da die ausführende Musik anjetzt auf dem Excesse beruht,

---

allein aus dieser Stelle schließen; denn wo noch ferner Naumann's tadelnd gedacht wird, ist es nicht Zelter, sondern Schiller, welcher tadelt, der bekanntlich mit mehrerem, was N. von ihm in Musik setzte, besonders aber mit den Idealen, unzufrieden war, welche der Componist in eine Art von Bravourmusik kleidete. Bedenkt man übrigens, daß zu dem hier ausgesprochenen Tadel der arge Contrast, den Naumann's breiter, ruhiger, gewogener Styl mit dem Lärmen und dem leichtfertigen Singsang der Rossinischen Musik nothwendig hervorbringen mußte, Veranlassung gab, und daß die Idee solcher Zusammenstellung wohl nur eine unglückliche genannt werden konnte; so fällt noch ein Theil der Beschuldigung Zelter's hinweg, der sich sonst in Allem als ein zu bescheidener Mann erweiset, als daß er auf einen Vorzug vor N. Anspruch machen sollte, der allerdings auf einer beträchtlich höheren Stufe stand als er.

*) Ohne Zweifel; vorausgesetzt, daß die Streichinstrumente in der gewöhnlichen Zahl bleiben, und nicht verhältnißmäßig ebenfalls vermehrt werden.

so sind große Forderungen daran eben nicht ungerecht, und die Klage der Orchesterleute über Schwierigkeiten ein wahres Nichts gegen das, was das Ohr auszustehen hat, so lange in einem Dickicht von Tönen zu verharren, das viel zu anziehend und lastend zugleich ist, um sich abwerfen zu lassen« (IV. 40). — Von S. 53 bis 58 dieses Bandes liest man eine Antwort Zelter's an einen Musikdirector, welcher ihm eine neue Theorie der Musik nach naturgemäßen Gesetzen zugeeignet und zugeschickt hatte. Es ist Schade, daß der Zweck dieser Blätter nicht gestattet, diese Antwort ganz mitzutheilen, so vortrefflich ist sie. Im Ganzen streitet sie gegen nichtsbedeutende, die Begriffe mehr verwirrende als aufklärende Neuerungen, welche man gern an die Stelle alter bewährter Grundsätze stellen, und diese für veraltet und unbrauchbar geworden ausgeben möchte, während doch gerade sie es sind, mittels welcher die größten unsterblichen Componisten sich gebildet haben. Referent erlaubt sich daraus nur folgende paar Stellen anzuführen: »Die XII gegebene Erklärung: daß Melodie und Harmonie ganz verschiedene Dinge in der Musik, und doch Musik sind, und Melodie ohne Harmonie keine Melodie und also auch keine Musik ist: das ist geradezu gesagt: Wirrwarr. Weiß man nun, daß der gute Johann Jakob, dem die Harmonie eine barbarische Erfindung ist, auch beynahe so argumentirt, so könnte man theoretischen Todes sterben, wer davon leben sollte.« — »S. 184 Ihres Buches wird nebenher die sogenannte gebundene Schreibart berührt, als eigentlich weiter nichts, als eine ungleichzeitige Verbindung der Melodie mit der Harmonie. Ohne das längst bekannte Geheimniß zu verrathen, will ich nur sagen, daß die ungleichzeitige Verbindung der Melodie mit der Harmonie Statt finden kann außer der gebundenen Schreibart. Weiß ich doch kaum, ob unsere allverehrtesten Mozart, Händel, Graun, Haydn, die sich ja auch Ihres Lobes erfreuen, diese Schreibart so genannt haben; aber daß diese Heroen gerade in dieser Schreibart das Maximum ihres großen Talentes niedergelegt haben, weßhalb sie auch Meister unter Meistern sind, das wüßte ich wohl nachzuweisen.« — »Nur erst seit Mozart ist die größere Neigung zum Verständniß des Sebastian Bach eingetreten, indem dieser durchaus mystisch erscheint, wo jener klar von Außen auf uns eindringt und leichter begleitet wird, indem er das irdisch Lebendige um sich versammelt« (IV. 188). — »Wie ein Gedicht (im ächten Sinne des Wortes) ein inwohnendes Bild offenbart; so soll der Componist, der hier nicht mehr ganz sein eigen ist, dieses Bild aufzufassen, ja selbst die Melodie zu finden wissen, welche dem Dichter selber vorgeschwebt« (IV. 211). — »Madame

Catalani hat noch einige Groschen bey uns gewittert, die ich ihr kaum gönne. Zuviel ist zuviel! Noch macht sie keine Anstalt zur Abreise, denn sie hat noch ein Paar altneue umgewendete Arien auf der Walze, die sie als gratias gern abdrehen möchte.« — »Zu bewundern bleibt, daß italienische Gemeinheit immer noch eine gewisse Größe hat, die sich wie auf ein Eigenthumsrecht gründet. Wer mit gesundem Sinne sich hiervon überzeugen wollte, komme nur eben zu uns und sehe und vernehme, wie ein schönes weibliches Wesen, ein prachtvolles Organ reicher Natur, unser edles Opernhaus, unschuldig, unbefangen mit frechen Bockstrillern, abgedroschenen Manieren, chromatischen Pfuschereyen erfüllt, das Edlere, was wir wirklich haben, discreditirt u.s.w. Man erkennt es sogar als mißfällig; man schilt und — geht wieder hin. So war — so ist es« (IV. 299 u. 320). — »Die allerbesten Italiener sind, in ihrem Vaterlande, von Händel und Hasse, selbst von dem weicheren Graun anerkannt übertroffen worden. Jene aber waren zu Hause und durften sich gehen lassen; der Fremde muß sich zusammennehmen, und gewinnt allenfalls seinen Einsatz« (IV. 321). — Von S. 350 bis 354 wird des berüchtigten Angriffs auf Mozart's Requiem in gebührender Weise erwähnt. Der Streit ist von der angreifenden Partey bis zum Ekel getrieben worden; obschon er längst auf die einfachste Weise zu schlichten gewesen wäre, da Jedermann die bestrittenen Gesangstücke in Mozart's Handschrift in der k.k. Hofbibliothek allhier einsehen kann. — »Wie es« (mit dem Geschmack an der Oper) »hier ist, kann ich als Gast nicht wissen. Bey uns ist die Menge getheilt. Einer verlangt die italienische Oper, der Andere eine deutsche. Eine italienische Oper existirt wirklich, typisch, die einzelnen Versuche mögen ausfallen wie sie wollen, ja schon eine gelungene Vorstellung ist versöhnend. Eine deutsche Oper existirt (auf diese Art) gar nicht; das Gute aus früheren Zeiten will man veraltet nennen, und das Allerneueste ist nicht einmal neu. Der Componist verklagt den Poeten, der Sänger den Componisten, und umgekehrt; man sollte endlich denken, der Poet, der Componist, der Sänger — keiner verstehe sein Metier und wisse was er will. Eine Dame bot mir den Arm, um sich an den Tisch führen zu lassen: Warum haben Sie denn das bey den Naturforschern nicht ausgesprochen?« *) (IV. 384). — »Die Deutschen, welche den Italienern ihren Ruhm mißgönnen, wollen diesen dennoch das parlare cantando oder cantare parlando nachmachen, und begreifen nicht,

*) Während Zelter's Aufenthalt in München zur Zeit der Versammlung der Naturforscher geschrieben.

daß die Deutschen nicht reden lernen. Wer reden kann wie die Italiener, wird von selber singen, alles Andere ist vom Uebel« [1]) (IV. 413). — »Eine Recension meiner Tafellieder sagt: der absolut musikalische Werth meiner Lieder sey nicht so groß als der ästhetische — was ich gern für ein Lob nehme, wäre es auch nicht ganz so gemeint. Der ästhetische Werth eines Liedes ist ja wohl der umfassende, und begreift den musikalischen, weil er sonst auch nicht ästhetisch wäre« (V. 13). — S. 85 bis 89 enthält eine kleine historische Abhandlung als Antwort auf Goethe's Frage: was für ein musikalisches System in der Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gegolten und dergestalt ausgesprochen gewesen, daß es ein hamburgischer Rector jener Zeit (Joachim Jungius) seinen Schülern auf drey gedruckten Bogen überliefern können? — »Preciosa. Dazu ist eine Musik« (bekanntlich von C. M. von Weber), »d. h. Tänze, Chöre, Recitative zur Musik gesprochen, so daß man weder das Eine noch das Andere versteht [2]) (sie nennen's melodramatisch), und auf dem Zettel steht: Schauspiel mit Gesang. Der Componist hat sich die größte Mühe gegeben, durch wunderliche Modulation, vielerley Tempo, ein traurig humoristisches Werk hervorzubringen, um das Diebsgesindel zu bezeichnen« (V. 120). — »Gestern Abend haben wir dem Publicum mit Händel's Simson aufgewartet. Händel hat das Wesen und die letzten Stunden eines starken Mannes, der einem Weibe unterliegt, mit echter Kraft in Töne gekleidet. Das Ohr wird zum Auge, man möchte Farben unterscheiden, Gestalten, Geschlechter« (V. 129). — Manche behaupten, Händel's Oratorium könne man nur dann in ihrer vollen Wirkung vernehmen, wenn eine Orgel mitwirke. Referent ist hierin der Meinung Zelter's, der (V. 129) sagt: »Eine Orgel mag nöthig seyn, um einen schwachen Chor zu decken, zu vertreten. Ein nicht klug verhaltenes, nicht vollkommenes Spiel der Orgel kann den besten Chor schwächen, verderben.« Der Chor der Singacademie war bey der so eben erwähnten Gelegenheit so wirksam,

---

[1]) Eine goldene Wahrheit, die desto mehr hervortritt, je mehr jetzt beym Singenlernen die deutliche Aussprache und richtige Declamation vernachläßigt werden. Vogl, der unter den deutschen dramatischen Sängern der erste war, und noch immer unerreicht ist, pflegte zu äußern: Wer mir nichts zu sagen hat, hat mir nichts zu singen.

[2]) Nach vielen anderen Aeußerungen Zelter's wäre zu wetten, daß er Benda's Medea, die doch ganz durch in dieser Art geschrieben ist, eben so sehr loben würde, als er hier einzelne und wohlangebrachte derley Stellen tadelt. Ueberhaupt gehört dieses Urtheil zu den wenigen, von welchen Zelter's Freunde wünschen müssen, daß sie ungedruckt geblieben wären.

daß Spontini voll Verwunderung zu Zeltern sagte: Laissez-moi vos choeurs! — »Gestern Abend habe ich die große Oper Faust von Bernard und Spohr zum ersten Male von Anfang bis zu Ende gesehen und abgehört. — Die Aufführung dieses ampeln, höchst ausgearbeiteten Werkes hat mein größtes Lob erhalten, und auch das vollste Haus hat es nicht an Beyfall fehlen lassen. Das Orchester, die oberste Facultät einer Oper [1]), war Ein Mann; Sänger so vollkommen als möglich; Comparsen', Maschinen, Decorationen, Hexen, Geister und anderes Ungethüm, alles erhielt Anerkennung und beste Aufnahme.« — Folgt eine humoristische Analyse des Textbuches, und hierauf: »Nun zur Arbeit des Componisten, der sich freylich mehr als Tonkünstler denn als Musicus und Melodisten erkennen läßt. Alles ist mit größter Künstlichkeit zum Erstaunen ins Kleinste geführt, um das wachsamste Ohr zu überlisten, zu überbieten« [2]) (V. 319—322). — »Kleine Ursachen, große Wirkung. Ein stummes Fischermädchen, von dem Sohne des Vicekönigs von Neapel verführt, ist die Heldin einer berühmten französischen Oper: La muette de Portici. Das Mädchen ist stumm wie ein Fisch, die andern alle aber, Mr. Auber an ihrer Spitze, machen ein so horribles Getöse fünf Acte lang, daß zuletzt auch der Vesuv davon erwacht, und sein grimmes Eingeweide brummend und brüllend gegen die Wolken speyt. Unser Publicum schluckt und schlingt nun schon sieben und zwanzig Mal an dieser Titanenmahlzeit, und will nicht satt werden. Die Sänger und Spieler sind nachher wie gekocht; bin doch ich davon beynahe reutergar geworden. Es fehlt nicht an Geist, der sich selber zu schaffen macht« (V. 341). — »Hasse hat gegen 100 Opern, wo nicht darüber, gemacht, die geistlichen Compositionen ungerechnet. Jedes seiner Werke enthält so mächtige Theile, wie sie nur ein deutscher Genius, der sich in Italien in besserer Zeit gebildet hat, hervorbringt. An Geist, Energie, Anmuth und Fruchtbarkeit hat er die Leo, Durante, Vinci, Pergolese und seinen von ihm selber hochgerühmten Meister Alex. Scarlatti hinter sich gebracht. Wirft man ab was in jener Zeit italienische, allgemein angenommene Manier ist, so hast Du ein Original in deutscher Kraft und Herrlichkeit« [3]) (VI. 154). — »Beethoven's Fidelio habe mit großer Freude wieder gehört. Gerade da,

---

[1]) In unserer Zeit nämlich; ehedem waren es die Sänger.

[2]) Mit diesen wenigen Worten sprach Zelter den Character aller Compositionen dieses Meisters aus.

[3]) Eines jener kurzgefaßten treffenden Urtheile, die den tief eindringenden Kenner beurkunden.

wo das Gedicht gar zu schwach ist, ist der Componist zur Bewunderung glücklich gewesen: eine höchst langweilige Scene hat er besonders so zu beleben gewußt, daß ich immer von neuem darüber erstaune. Das ist der Vortheil, den man beym Genie voraus und davon hat: es beleidigt und versöhnt, es verwundet und heilt; man muß mit, da hilft kein Sperren und Weilen« (VI. 170). — »Die französische Musik könnte mit ihrer Politik verglichen werden: zwitterhaft; weibischer Kribbelkrabbel; ihre Besten können sich nicht davon losmachen«[1]) (VI. 313). — »Der italienische Componist Bellini war mir noch unbekannt; Gott weiß, ob ich ihn nun kenne? Der Herzog hat dem Grafen die Geliebte mit Gewalt gestohlen, und sie zu seiner Frau gemacht. Der Graf kömmt nach sechs Jahren als Pirat zurück, schlägt den Herzog todt, und er selber geht auch darüber zu Grunde; die Frau wird verrückt, und was übrig bleibt, ist ein kleiner Schlingel von fünf Jahren. Die Musik ist das zufälligste Gespreu von Einfällen, die wieder absichtlich jeder Bedeutung dessen, was vor ist, entgegen stehen. Man ist zwischen Aug' und Ohr, Gefühl und Verstand, die sich beißen und kratzen, hin- und hergeworfen[2]). Dabey hat der Kerl Talent, Dreistigkeit, und beherrscht Sänger und Orchester aufs Impertinenteste« (VI. 377).

Berliner Singakademie. Folgende, durch Zelter's eigene Erfahrung bewährte Thatsache liefert einen merkwürdigen Beweis, welchen Einfluß die Beschaffenheit der Luft auf die Wirkung des Gesanges und die Singenden selbst habe. »Wenn der Barometer schönes Wetter anzeigt, ist unser Singchor vortrefflich, ich meine nämlich solchen Chor, der schulmäßig an Tragung des Tones und elastische Beweglichkeit gewohnt ist (portamento di voce), und in solchen guten Tagen schon oftmals die Bewunderung der Kenner erworben hat. Die eigentliche

---

[1]) Hier ist nicht etwa von der neuesten französischen Musik, sondern von Cherubini's Wasserträger und seiner Medea die Rede, also von der französischen Oper aus ihrer schönsten Epoche, in welcher Cherubini, Mehül und Boieldieu ihre geistreichen dramatischen Musikwerke aufgestellt haben, denen seitdem keine ihres Gleichen gefolgt sind. Man sieht hieraus, welche Macht das Vorurtheil, wenn es einmal Wurzel gefaßt hat, selbst über so hellsehende Männer ausübt, wie Zelter war.

[2]) Dieß paßt weit richtiger auf alle seit drey Decennien bekannte und beliebt gewordene italienische Operncomponisten, als auf Bellini, der unstreitig unter jenen der vorzüglichste ist, und in dessen Werken man noch am meisten dramatische Intentionen, Uebereinstimmung der Musik mit der Handlung findet. Seine Sonnambula dünkt Referenten die beste Oper der neuen ital. Schule, und der frühzeitige Tod dieses Tonsetzers ist ohne Zweifel zu bedauern.

Wirkung ist dann nicht erschütternd, schmetternd und dergleichen, sie ist vielmehr groß, tröstlich, erbaulich, und das scheint mir die rechte. Geht der Barometer tief herunter, so ist es nicht möglich, trotz alles Zurufens: Gehoben! Getragen! — die Stimmen flott zu halten: Einer zieht den Andern mit, und wenn ich sie gehen lasse, so ist das Ganze noch immer in seiner Art gut genug; will ich aber die Gewalt des Instruments gelten machen, so hört die Harmonie der Harmonie auf, und es entsteht ein innerer Unfriede bey aller Mühe. Denn ein guter Chor ist wie eine einzelne Person anzusehen, und was er wirkt, will er wirken, wenn auch ohne äußeres Bewußtseyn, und wo dieser Character nicht ist, ist auch keine Schule. Wäre es doch nicht möglich, einen Chor von einhundert sechzig bis zweyhundert Stimmen beysammen zu sehen, die alle von gleicher Güte wären, wenn nicht ein Geist des Ganzen darin herrschte; der ist, was Harmonie heißt. Endlich erhebt sich der Barometer wieder, und mit ihm unser Singchor. Geht es langsam, nach und nach, indem Regen und Sturm noch fortdauern: der Singchor geht auch, nach und nach, aber er sinkt nicht mehr. Geht er aber plötzlich, mit einem Male, hoch und über sein Zeichen, dann ist wieder kein Halten; jedem Einzelnen gelingt sein Bestes; jeder hält sich allein glücklich, und ist es doch mit Allen. Sie freuen sich, wenn ich sie nicht mehr halten kann; wiewohl ich sie mit derselben Freude loslasse« *) (III. 384). — Der König hatte nach seiner Rückkehr von Paris der Singakademie Musikalien zustellen lassen, die er für dieselbe mitbrachte. Hierüber schrieb Zelter: »Doppelt, ja vielfach erfreulich erscheint solch ein königliches Andenken, da sich die Singakademie während ihres Anwuchses mancher heimlicher Insinuationen tröstet: Es sey unnöthig, die Musik zu befördern, die schon alles andere verschlinge; item deutscher Gesang sey ein Nonens; item man klebe am Alten und hindere den Fortschritt; item man neige sich zum Katholicismus; item es sey eine stille Heiratsanstalt u. s. w. An dem allen ist wohl etwas wahr: denn, nur das Letzte betrachtet, so besteht die Singakademie mit den Jahren aus lauter Aeltern und Kindern, Eheleuten und Geschwistern, und bewegt sich durch einander und bewacht sich auch. Dann ist es auch ein Ort glückseliger Freyheit, da vom Fürsten bis zum Handwerker herab unabgeredet eine Gleich-

*) Diese Stelle beweist zugleich den erfreulichen, vortrefflichen Geist, von welchem die Mitglieder der Singakademie beseelt sind, der demjenigen, der ihn zu wecken und zu nähren wußte, eben so rühmlich ist, als denen, in welchen er wirkte, und deßgleichen man wohl kaum bey vielen anderen derley Instituten wahrnehmen möchte.

heit Statt findet, aus der sich jedes Talent erheben darf. Hätte der große Napoleon mein Regiment gesehen, er hätte Augen gemacht. Er hat Welttheile durchzogen — das hat er nicht gesehen! Und daß Du es nicht sehen sollst, ärgert mich« (IV. 87). — »Von meiner Seite hab' ich denn auch etwas zur Erheiterung der Gäste« (der Naturforscher) »thun wollen. Den Tag vor der Eröffnung der Sitzungen hat die Singakademie Händel's Alexanderfest aufgeführt, wiewohl mit einer einzigen lückenhaften Probe, da zwey Solosänger fehlten. Unsere Chöre sind dagegen im Zuge, und ich brauche sie nicht zu tadeln. Wenn es gilt, sind sie alle wie Einer« *) (V. 119). — »Es ist das dreyßigste Jahr, daß ich ganz, wenn auch nicht allein, einer Institution angehöre, die bey losestem Zusammenhange stets consistent geblieben, ohne sich selber unterhalten zu können, und eben dadurch zu der Prätension aufgewachsen ist, das Allerhöchste von sich selber zu fordern und das Gemeinste dazu: Geld zu erwerben« (V. 370).

Literatur. Im ersten Bande, S. 56—60, gibt eine Darstellung von Schiller's Braut von Messina Zelter'n Gelegenheit, seine Ansichten über den Chor der Tragödie zu äußern, mit welchen jedoch Referent sich nicht vereinigen kann. Zelter wünschte, daß der Chor zu beyden Seiten, gleich einer Mauer, unbeweglich stünde; ja er schlägt sogar vor, ihn zu diesem Ende auf Tribunen zu stellen. Referent glaubt dagegen, daß der Chor lebhaft in die Handlung eingreifen, daher in wechselnden, malerischen Gruppen erscheinen, und eine symmetrische Aufstellung sorgfältig vermeiden sollte. Die Schwierigkeiten, welche die Ausführung dieser Idee bieten, verkennt Ref. keineswegs; eine der größten dürfte sich in der gleichzeitigen Recitation der Verse zeigen, die selbst wenn der Chor dicht und regungslos beysammen steht, schon schwer genug zu erlangen ist: allein die Wirkung würde ohne Zweifel bedeutend gesteigert werden und das Daseyn des Chors besser motivirt erscheinen. Aus welchem Grunde eine melodramatisch-musikalische Begleitung des Chors beynahe unmöglich ist, hat Ref. bey einer andern Gelegenheit

*) Dergleichen nur nach einer flüchtigen Probe, ja selbst völlig unvorbereitete und dennoch höchst gelungene Productionen kommen in diesem Briefwechsel öfters vor. Welchen unschätzbaren Vorzug hat vor allen übrigen Musikvereinen solch eine Anstalt, die ein reiches Repertoir classischer Musikwerke dermaßen besitzt, daß ihre Mitglieder nur zusammenzutreten, und Lust und Liebe — die hier nie zu fehlen scheinen — mitzubringen brauchen, um die herrlichsten Compositionen auszuführen!

darzuthun gesucht *). Den vollsten Effect würde er als Gesang in Musik gesetzt hervorbringen; dieß aber würde einen störenden Contrast mit der gesprochenen Recitation der Schauspieler verursachen. Verfolgt man aber diesen Gedanken, so gelangt man am Ende auf die Nothwendigkeit, die Rollen recitativisch mit musikalischer Begleitung vortragen zu lassen, und wer könnte zweifeln, daß eine Tragödie in dieser Form — vorausgesetzt, daß die Darsteller der Rollen eben so gute dramatische Sänger als Schauspieler wären — den höchsten Grad dramatischer Wirkung erreichen müßte? — »Gestern Abend habe ich wieder den Wilhelm Meister geendigt, den ich mit dem größten Vergnügen von Kopf zu Fuß durchgelesen habe. Welchen Schatz von Weisheit haben Sie, mein unsterblicher Freund, in diesen Blättern niedergelegt! Ich erfreue mich wie ein unerfahrnes Kind an der reinen und sichern Erfahrung, die wie in leichten Zahlen den tiefsten philosophischen Sinn anregt, und in das Blut des Lebens übergeht, woraus es genommen ist. Ich weiß, daß ich das alles längst gewußt habe, und doch ist mir alles neu, frisch und grün. Eine Gallerie der buntesten Gestalten zieht vorüber, die sich zu verwirren scheinen und dadurch aufklären; treffliche Personen, die die tollsten Streiche begehen müssen, und tolle Menschen, von denen man die Tugend lernt. Kein Gedanke an die jüdische Würfeley, welche die Romanschreiber mit ihren sogenannten Tugenden und Lastern treiben, um characterlosen Menschen Ansehen zu geben, daß man sie lobe oder tadle, anstatt zur Selbstbetrachtung würdig angeführt zu werden« (I. 297). — »Es gibt gewisse Sinfonién von Haydn, die durch ihren losen liberalen Gang mein Blut in behagliche Bewegung bringen, und den freyen Theilen meines Körpers die Neigung und Richtung geben, wohlthätig nach Außen zu wirken. Meine Finger werden dann weicher und länger, meine Augen möchten etwas ersehen, das noch kein Blick berührt hat, die Lippen öffnen sich, mein Inneres will hinaus ins Freye. So geht mir's, wenn ich Ihre Romane lese, und so ist mir's geworden, wie ich heute Ihre Wahlverwandtschaften las. Das muthwillige geheimnißvolle Spiel mit den Dingen der Welt und den Figuren, die darin angestellt und geleitet werden, kann Ihnen niemals mißlingen, mag auch zwischen durchlaufen was Platz hat, oder sich Platz macht. Dazu eignet sich endlich noch eine Schreibart, welche wie das klare Element beschaffen ist, dessen flinke Bewohner durch einander schwimmen, blinkelnd und dunkelnd auf- und ab-

*) Friedrich Rochlitz: Für Freunde der Tonkunst, dritter Band; angezeigt im I. Bande dieser Jahrb. S. 250 u. f.

fahren, ohne sich zu verirren oder zu verlieren. Man könnte zum Poeten werden über eine solche Prosa, und ich möchte des Teufels werden, daß ich keine solche Zeile schreiben kann« (I.373) [1]). »Ihr Rinaldo wird keine der leichtern Arbeiten seyn, wenn herauskommen soll, was darinnen steckt. Das Gedicht ist günstig genug für den Componisten, der weiß, was zu thun ist, und sich vor der Gefahr hütet, des Guten zu viel zu thun. Alles ist leicht und frey angedeutet, die Worte sind nicht vorgreifend, und der Musikus hat es wirklich mit der Sache selber zu thun. Dieß versehen die, welche dem Musikus die Worte liefern, gar zu oft, indem sie die Gedichte mit überfleißigen Kunstworten ausstatten, die manchmal sogar negativ sind, und den armen Teufel verleiten, mit gleichem Aufwande von Kunstmitteln das Entgegengesetzte zu thun von dem, was geschehen sollte. Ich muß mich sehr irren, oder dieß ist der eigentliche Zustand unseres gegenwärtigen Kunstwesens, und die Ursache, warum wir, trotz alles Fortschreitens und Erhebens, niemals aufs Rechte kommen. Endlich hat der Musikus mit dem Dichter, oder vielmehr unter demselben, einen schweren Stand: er soll ein Mann von Genie, selbst Dichter und dabey höchst abhängig seyn. Wenn der Dichter sich darf gehen lassen, so lang es gut geht; so sind dem Componisten die Worte zugezählt, er mag sie brauchen können oder nicht; kurz wenn ihm das Schwerste leicht abgeht, so hat er die größte Mühe mit Kleinigkeiten, denen oft kaum der Kenner selbst abmerkt, welche Kunst drinnen steckt« [2]) (II. 15). — »Die Art, wie die Entwicklung Ihres poetischen Berufs« (in: Aus meinem Leben) »aufgeführt wird, hat mir ausnehmend wohlgefallen. — Um vieles kleiner erscheint dagegen Alfieri's Bestreben, keine Dichter zu lesen, um die Keuschheit seiner Originalität nicht in Versuchung zu führen. Wie mir denn seine hochgestellte Abneigung gegen alle Tyranney eifersüchtig, eigensüchtig, ja tyrannisch erscheint. Endlich scheint ihm für die moderne Dichtung das Re-

---

[1]) Man sieht aus diesen beyden Stellen, wie Z. Goethe'n nicht nur verstanden, sondern auch gefühlt hat.

[2]) Treffliche Worte für Dichter und Tonsetzer. Es mag allerdings, zum Theil wenigstens, Schuld der Ersteren seyn, daß die Tonsetzer — mit wenigen Ausnahmen — sich seit geraumer Zeit in zwey Parteyen getheilt haben, wovon die eine sich um das Gedicht gar nicht kümmert, und von demselben unabhängige Melodien schafft, wenn sie nur angenehm klingen; die andere aber sich dergestalt, nicht an den Sinn, sondern an die Worte hängt, das »hoch« in hohen, »tief« in tiefen Tönen ausgedrückt wird, und darüber lauter Stückwerk, nie aber ein zusammenhängender, fließender Gesang zur Welt kömmt, der den Gesammtausdruck des Gedichtes wiedergäbe.

ligiöse, und für die antike das Heidnische rein abzugehen, weßhalb er sich den Franzosen, die er zu hassen glaubt, näher befindet, als sich selber und dem Alterthume, das er zu verehren sich gedrungen fühlt« (II. 37). — »Ein Hoftheater ist überall nothwendig wo ein Hof ist, wenn ein Publicum noch nicht Eifer genug zeigt für seine besten Dichter. — Doch ist das Publicum besser als die Richter, welche immer nur die Fehler tadeln, und für Aechtes, Feines, Hohes und Tüchtiges keine Worte haben. Es ist jämmerlich, wie sich diese Leute um das herumwinden müssen, was sie nicht verstehen, und für den Künstler von wirklichem Naturell nichts zu thun wissen, als daß sie ihn da corrigiren, wo er sich selbst schon über das, was ihm nicht gelungen ist, ärgert. Dagegen machen sie sich dann an die Mittelmäßigkeit und Jugend, welche sie zu ermuntern gedenken, und aus denen niemals was wird. Eben so verfahren sie mit Beurtheilung der Stücke selbst, und verwirren das Publicum und die Schauspieler zugleich« (II. 193). — »Wer nicht wüßte wie er Dich lieben soll, mag die Iphigenie sehen; sie ist so eben gespielt worden. Alle Wahrheit und Güte der Natur hat sich über dies Stück ausgegossen. Es sind Menschen, an denen man die Menschheit, ja sich selbst verehrt, ohne sich geschmeichelt zu finden« (II. 379). — Gestern sah ich die Stricknadeln« (bey uns: Das Schmuckkästchen) »von Kotzebue zum ersten Male. Das Stück ist wirklich gut und wurde vorzüglich gegeben. Der Character der altadelichen Freyherrin ist meisterhaft. Aber wie Du von Schiller'n noch vor Kurzem sagtest, daß das Gemeine unter seinen Händen veredelt worden, so zieht jener alles Würdige zum Gemeinen herab, und das ist auch in dem genannten Stücke der Fall. Der vierzigjährige Ehemann ist ein weicher, bleicher, reicher Hanns Dummkopf, und die zwanzigjährige Gattin, die gern von ihrer Tugend spricht, die sie nicht hat, auf dem geraden Wege, eine gemeine .... zu werden« (VI. 107).

Schauspiel. »Wenn die guten Leute« (die Schauspieler) »nur erst wollten reden lernen! Dieses Stoßen und Holpern und Stolpern und Drucken und Quetschen der Consonanten, das sie wie ein Pfahlwerk vor der Luftröhre stehen haben, hindert jede gute Intention und ihr eigenes Gefühl. Deutlichkeit, Freyheit und Anmuth sind unerreichbar, wenn der Redner mehr Zeit und Kraft zum Athmen als zum Sprechen braucht. Was jeder gute Bereiter seinem Pferde zuerst beybringt, ist ein stehender Athem; und der ausübende Artist zerstört seine Brust, indem er das Gedicht entstellt, und dem Zuhörer seine Brustschmerzen mittheilt« (II. 164). — »Dann sahen wir eben eine Mlle. Müller, Hof-

schauspielerin vom kaiserl. Theater in Wien [1]). Ein treffliches Wesen von fern und bey nahe, einige zwanzig Jahre alt. Ich habe sie als Julie, als Semiramis, als Isabella in den Quälgeistern und zuletzt als Donna Diana, also in vier ganz verschiedenen Rollen, mit Vergnügen gesehen. Dabey habe denn zugleich die Erfahrung bestätigt gefunden, daß es nicht ganz leicht sey, Gewohntes gehörig zu würdigen. Jugend, Sprache, Gestalt und Stimme dieses trefflichen Mädchens erkennen ihr den Preis zu über unsere Mad. Crelinger (Stich), welche Letztere jedoch bey minderem Grade solcher Vortheile Bewunderung verdient, indem sie sich zur Müller verhält, wie ein ganzes Talent zu einer Zahl« (IV. 344). — »Gestern ein neues Stück vom fleißigen Raupach: Der Müller und sein Kind. — Das trübe Stück wird durch längelnde Darstellung noch trister, und in den vier Zwischenacten hat der Componist eine neue, bleyschwere Tonlast eingehängt, die jede Erholung unmöglich macht. Ich habe eine ganze Flasche Wein gebraucht, um wieder zu mir zu kommen, da ich mich nicht gewöhnen kann, ein neues Stück eher aufzugeben, bis es aus ist. Nur Klingemann's Faust und Müllner's Schuld haben mich dazu bringen können« (V. 400).

Bildende Kunst. »Wer mich zuerst in meinem Sinne beschäftigt, ist der N. Poussin (den ich nur aus Kupferstichen kannte), durch die wunderbare Natürlichkeit, wie innere und äußere Erscheinungen in Uebereinstimmung oder in Gegensatz stehen; und eine Praxis, die man schöpferisch nennen muß; nahe daran sieht alles aus, als ob's der Pinsel selber erfunden hätte, und in gewisser Entfernung, als ob's gewachsen wäre« (II. 273). — »Ein großes Bild, Copie nach einem Italiener, gegen welches mein Auge früher Einwendungen hatte, befriedigt mich täglich mehr, da ich einen andern Standpunct gefunden habe: Besuch der Maria bey der heil. Elisabeth. Es ist ein höchst würdiges Bild. Indem ich unser Verzeichniß nachschlage, finde ich: das Original sey von Albertinelli, und aus der Florentiner Gallerie, copirt von Lengerich, der jetzt in Berlin ist. Hier steht geschrieben: »Besuch der heil. Elisabeth bey der Jungfrau Maria« [2]). Zufällig habe ich dieses Bild von der rechten Seite, wo die Elisabeth steht, betrachtet, in dem Gefühl, die Heilige komme zur Jungfrau,

[1]) Die allen Schauspielfreunden unvergeßliche Sophie Müller.

[2]) Goethe antwortete hierauf: »Man sieht bey dieser Gelegenheit, wie die werthen Berliner Freunde sich keines bibelfesten Standpunctes rühmen« (III. 165).

und so kam mir's vor, als wenn die beyden Köpfe zu nahe an einander ständen. Aus dem vorigen Hefte von Kunst und Alterthum (II. Bd. 2. Heft) scheint mir aus einem einzigen Worte hervorzugehen: die Jungfrau Maria komme, und der Besuch gelte der heil. Elisabeth. Nun bin ich die letztern Tage immer auf die Seite der Maria getreten, und das Bild hat mir ein höheres Gefühl erregt. Sollte das wohl ein bloß speculatives und kein wirkliches seyn? — In dem Besuche von Seiten der Jungfrau liegt ohne Zweifel mehr Geist und Sinn; die Heilige tritt der Kommenden entgegen, und so ist alles in Ordnung, da im umgekehrten Falle die heil. Elisabeth weiter abstehen und tiefere Prosternation zeigen dürfte« (III. 160). — »Nun ist er« (der Maler B.) »zu einem heiligen Gegenstande übergegangen, und ich bemerke den Unterschied, alles ist verdreht und will nicht passen zu einander. Christus sieht nicht aus wie einer der die Taufe einführt, anordnet, sondern wie ein armer Sünder, der um seiner Seelenseligkeit getauft wird *). Johannes treibt die Sache wie ein fahrender Täufer, mit Einer Hand, indem er mit der andern den Pilgerstab festhält, als ob er heut Eile hätte; sein Kopf und seine Figur sind schön, ja imponirend. Boden und Wasser sind nicht das Beste. Die übrigen Figuren: Engel, welche den Moment begaffen, haben zu wenig Physiognomie, und würden mir wahrscheinlich besser gefallen, wenn sie auszulegen schienen, was oben aus dem geöffneten Himmel über ihnen hervorgeht« (III. 409).

Verschiedenes. Im zweyten Bande von S. 125 bis 136 findet sich die anziehende Beschreibung seiner Rheinreise. Der Dom zu Cöln nahm seine Aufmerksamkeit als Kenner und seine Bewunderung vorzüglich in Anspruch. »Bedenke ich,« schrieb er, »daß diese Herrlichkeit ein halbes Jahrtausend auf dem Nacken hat, so möchte man in die Erde sinken.« Die Capelle der heil. drey Könige und ihren kostbaren Sarg hielt er einer ausführlichen Schilderung werth. — S. 155 wird erzählt, daß der berühmte Devrient, dessen Schatten nur mehr wir vor einigen Jahren hier gesehen, als ein rüstiger Künstler im März 1815 bey dem Berliner Hoftheater angestellt wurde, und daß er, um sein vielseitiges Talent sogleich zu erproben, zu seinen ersten zwey Antrittsrollen den Franz Moor und den Schneider Fips gewählt hatte. — Den 23. April 1816 trat der ebenfalls schon verklärte Wolf auf jener Bühne zum ersten Male

*) Diesen Tadel theilt das hier besprochene Bild wohl mit den meisten, selbst von berühmten Malern stammenden Darstellungen dieses Gegenstandes.

auf. — S. 19 bis 60 des dritten Bandes ist sein Aufenthalt in Wien, und gelegentlich auch in Baden und Preßburg, enthalten; S. 131 bis 147 seine Reise nach Stralsund. Diese Briefe gestatten keine Auszüge, sind aber in vielfacher Beziehung interessant, und zwar nicht so sehr rücksichtlich dessen, was er gesehen und was ihm begegnet ist, als wie ihm das Erlebte und Gesehene erschienen ist, und was er darüber gedacht hat. — S. 187 macht Zelter seinem Freunde den Vorschlag, aus dem rasenden Hercules des Seneca eine Oper zu schaffen. Leider blieb auch diese Idee wie so manche ähnliche, in dieser Correspondenz vorkommende unausgeführt, und wir sollten keine Oper von den beyden Freunden erhalten, von der sich, bey der Uebereinstimmung ihrer Ansichten und bey dem gegenseitigen Einverständnisse, in welchem sie bey dem Werke würden gearbeitet haben, etwas höchst Vorzügliches hätte erwarten lassen. — S. 205 bis 211 theilt Zelter umständliche Nachrichten über die Beschaffenheit des abgebrannten königl. Theaters in Berlin und des an dessen Stelle neu erbauten mit. — Der unermüdete Zelter, mit der Leitung und Förderung der Singakademie noch nicht genug beschäftigt, hatte auch noch — wie schon früher erwähnt worden — eine Liedertafel gestiftet, die eben so freudig wie jene erblühte. Besondere Ehre ward dieser seiner Stiftung am letzten Febr. 1822. »Gestern hat der König unsere Liedertafel mit sichtbarem Wohlgefallen gehört, und wider alle Gewohnheit von 9 Uhr an bis nach Mitternacht an der Tafel ausgehalten. Fürz Radzivil*), der Mitglied unserer Liedertafel ist, hatte das Plenum zu sich in sein Haus geladen. In einem geräumigen Saale war eine längliche Tafel für dreyßig Sänger servirt. Am oberen Theile derselben, an einer besonderen runden Tafel, saß die Prinzeß Radzivil als Hauswirthin mit dem Könige, dem Kronprinzen und den andern Prinzen und Prinzessinnen des königl. Hauses. An noch drey besonderen runden Tafeln Generale und erste Staatsbeamte nebst Frauen und Fräulein. Zwischen den Gängen wurden nach und nach zwölf verschiedene Lieder gesungen, unter welchen die heil. drey Könige und Soldatentrost besondere Wirkung merken ließen. An der Tafel ließ sich der König unseren Willkommen (der in einem großen bronzenen Weinbecher besteht, und zugleich eine Stimmglocke ist) bringen, und sich dessen Bedeutung, wie den Zweck und die Ordnung der gan-

*) Der erhabene, der Welt zu früh entrissene Componist der Musik zu Goethe's Faust, die er der Berliner Singakademie vermacht hat, und durch diese bereits in Partitur schon gedruckt erschienen ist.

zen Stiftung von mir vortragen« (III. 227). Solch ehrenvolle Auszeichnung einer Privatkunstanstalt ist allerdings geeignet, die Kunst zu befördern. — Die Seiten 333 bis 381 füllt die Beschreibung seiner Reise nach Holland; mannigfach interessant. »Wo ich hinkomme,« schreibt er unter Anderem, »bin ich jetzt zu Hause; denn überall finde ich Singgesellschaften und Liedertafeln, die mich hätscheln« (III. 368). Mit wie guter Laune er von dieser Reise zurückkam, läßt sich aus dem ersten Briefe schließen, den er Goethe'n wieder aus Berlin schrieb: »Die Reise ist mir nicht schlimmer bekommen, als wenn ich hätte das Zimmer hüten müssen. Was der gute Hofrath Rehbein von mir denken wird, daß ich ihm aus der Cur gelaufen bin! Der wird mich für den größten Taugenichts von Patienten halten. Leider kann ich nun einmal das solenne Kranksein nicht aushalten; entweder ich schlafe dabey ein oder ich desertire. So ist es, wenn man keine Erziehung hat und keine Conduite« (III. 374). — Ueber seine letzte Reise nach München, Augsburg, Nürnberg u. s. f. berichtet Zelter im vierten Bande S. 372 bis 415. Auch hieraus läßt sich nicht wohl Einzelnes anführen, ohne die ohnehin schon zu lange Anzeige bis zur Ungebühr zu schwellen.

Anecdoten. »Vom alten Fritz hat man mir erzählt, daß er gegen einen jungen Offizier den Stock gehoben habe, der Jüngling aber sey davongelaufen. Andern Tages läßt der König den Offizier vor sich kommen, und sagt ihm: »Er ist Rittmeister! Das wollte ich ihm gestern auf der Parade sagen, aber er lief ja als wenn ihm der Kopf brennte« (IV. 128). — »Ein guter Mann (Kleinhans) war in seinem Gewerbe zurückgekommen, und wollte sich das Leben nehmen. Er hatte mir einst Gutes gethan, und wußte etwas in der Musik. Ich gab ihm meine Kinder zu unterrichten, und er nahm sich auf, und lebte besser als zuvor. Neben meinem Hause, dicht an meiner Stube, wohnte eine Mlle. Niqué, die sang Morgens und Abends: Meinen Romeo zu sehen! mit einer Zinkenstimme. Ich hatte das schon, wie lange! ausgehalten. Ich renne aus meiner Stube, und im dritten Zimmer finde ich den Kleinhans am Clavier sitzen neben meinem Töchterchen. Ich packe von hinten seine Schulter und schreye: Herr, schaffen Sie mir einen Mann für Mlle. Niqué, oder ich bin verloren! Der zum Tod erschrockene Mann springt auf die Straße; und hat nichts eiligeres zu thun, und geht zu meiner Frauen Schwester. — »Haben Sie was von Z. gehört? Wissen Sie schon?« — Mein Gott, was ist? — »Ach, der liebe Mann! ist das nicht ein Schicksal!« — Kurz, in vier und zwanzig Stunden hieß es in der Stadt: ich sey toll geworden« (V. 236).

Die hier gegebenen Auszüge sollten keineswegs das Beste und Interessanteste darstellen, was diese überreichen sechs Bände enthalten; dieß zu erreichen, müßte ihre Zahl wenigstens funfzig Mal größer seyn als sie ist. Sie sollten nur den Zweck erfüllen, der im Eingange ausgesprochen worden, nämlich: einen Begriff von der Mannigfaltigkeit des Inhalts geben, das Bild Zelter's vollenden helfen, einige der vielen köstlichen Aeußerungen Goethe's, die in seinen Briefen niedergelegt sind, mittheilen, und durch dies Alles die Leser aneifern, sich diesen Briefwechsel eigen zu machen, von welchem diese Anzeige nur einen Schattenriß liefert.

Der wärmste Dank aller Freunde nützlicher und anziehender Lectüre gebührt dem Herausgeber, Hrn. Hofrath Riemer, der auf diese Sammlung die größte Sorgfalt verwendet, und sie noch, mit nicht genug zu rühmender Mühe, den Lesern durch ein Namen- und durch ein Sachregister nutzbarer gemacht hat, welch letzteres wieder in drey Theile zerfällt, nämlich: A. Verzeichniß der im Briefwechsel besprochenen Dicht- und Tonwerke, auch anderweitigen Schriften; B. Verzeichniß der Kunstgegenstände, und C. Verzeichniß der wichtigsten Materien in Dicht- und Tonkunst. Dem allem ist noch ein Verzeichniß der im Briefwechsel erwähnten Zelter'schen Compositionen, als Anhang, beygefügt.

Papier und Druck sind lobenswerth; dieser — im Verhältniß des großen Umfangs von beynahe dreytausend Seiten — auch musterhaft correct.

Ig. Fr. Edler von Mosel.

Art. III. Neue Curvenlehre. Von A. Peters. Dresden, Walther'sche Hofbuchhandlung, 1835.

Diese Schrift von nur sechzehn Bogen beschäftigt sich mit einer von dem Verf. aufgefundenen Methode, die Gleichungen der Curven auf eine bisher nicht bekannte Weise auszudrücken, die, wenn sie einmal ihre völlige Ausbildung erhalten haben wird, geeignet scheint, eine neue Periode in diesem Theile der mathematischen Analysis zu begründen. Hier ist, wie der Verf. selbst sich ausdrückt, nur der Keim dieser Methode niedergelegt, dessen weitere Pflege der Zeit und dem Vereine mehrerer Männer überlassen bleibt. Er begnügt sich daher mit den Hauptzügen der Methode und mit der Darlegung einiger ihrer leichtern Anwendungen auf die interessanten Untersuchungen von den Wende- und Rückkehrpuncten, von den Krümmungshalbmessern, der Aehnlichkeit der Curven unter sich u. dgl. Besonders fruchtbar

scheint dieses Verfahren bey der Eintheilung der Curven in Klassen zu seyn, die bey der alten Methode bekanntlich schon bey denen der dritten und noch mehr der vierten Ordnung schon so viele Hindernisse gefunden hat. Obschon Fried. Krause in München bereits früher schon auf ähnliche Ideen gekommen ist, die in dessen nachgelassenem Werke: **Novae theoriae linearum curvarum, edid. H. Schroeder** (München 1835), auch weiter ausgeführt sind, so scheinen doch beyde Verfasser unabhängig von einander demselben Ziele zugeeilt zu seyn.

In der geistreichen und mit Kenntniß des Gegenstandes geschriebenen Einleitung zeigt der Verf., daß es den alten griechischen Mathematikern mehr auf die Nothwendigkeit des von ihnen dargestellten Gegenstandes, mehr auf die Bündigkeit der Beweise und auf die strenge Ableitung einer Wahrheit aus der anderen gelegen gewesen sey, als an der Form ihrer Darstellung: der Inhalt herrschte vor, und die Form war nur die Dienerin desselben. — Anders gestaltete sich die Wissenschaft zu und nach der Zeit der Entdeckung der neueren sogenannten höheren Analysis. Männer wie Leibnitz, Newton, Euler und in unseren Tagen Lagrange, Laplace, Gauß, Monge u. a. entdeckten eine neue geistige Welt der Analyse. Fast das ganze Gebiet der theoretischen Mathematik, sammt dem der Astronomie, Physik und Optik ward erobert, und auf eine ganz neue Art bebaut. Bey einer so raschen Entwicklung dieses großen, früher kaum geahnten Gehalts der Wissenschaft mußte dieses reiche Material derselben lange Zeit die Hauptsache bleiben. In der That arbeiteten auch alle nur dahin, die größtmögliche Menge neuer Wahrheiten zu gewinnen, gleichviel auf welche Weise und auf welchem Wege. Die Haupterfordernisse, die man aufstellte, waren: Allgemeinheit, Kürze und Eleganz der Methode. Ob aber diese Methode selbst eine nothwendige, der Wissenschaft und dem durch sie behandelten Gegenstande, der Natur der Sache nach, inwohnende sey, darüber schien man meistens unbesorgt zu bleiben. Also auch hier, in dieser zweyten Periode, herrschte noch gewissermaßen der Stoff über die Form, nur daß jetzt die Allgemeinheit der Untersuchung und die Anwendung der Analyse auf geometrische Gegenstände, dieser obschon immer noch dienenden Form eine größere Freyheit gab. Noch kam es in letzter Instanz nur auf den Gehalt an, und auf die Form nur sofern, als sie eine sichere und geschickte Geburtshelferin war. Derjenige Weg galt für den besten, auf welchem man die größte Summe bedeutender Wahrheiten am bequemsten erreichen konnte.

Nach solchen Betrachtungen geht der Verf. zu der Verkündigung einer dritten Periode der Wissenschaft über, die nahe bevorstehen und von der größten Bedeutung seyn soll, da sie diese Wissenschaft nicht nur umgestalten, sondern ihr vielmehr die einzig wahre, ihr wesentlich eigene, ihr allein natürliche Gestaltung geben soll. Als Zeichen der Zeit und als Vorboten dieser großen Metamorphose führt er mehrere Erscheinungen an, die ihm für seine Ansicht sprechen. Dahin gehören z. B. die mit jedem Jahre wachsende Entschlossenheit der Geometer, vorzüglich der in Deutschland und Frankreich, sich immer mehr von dem beengenden euclideischen Systeme zu entfernen. Umsonst sey das Kopfschütteln und Lächeln und Abmahnen der alten Lehrer. Umsonst schrie Kästner in seiner gewohnten Weise, die Systeme seyen um so schlechter, je mehr sie von Euclid abweichen. Es war Uebergang zur höheren Stufe, und dieser Gang ließ sich nicht hindern, wie kläglich auch die ersten Schritte waren, wie weit man auch von dem ersehnten Ziele entfernt geblieben ist. Das an sich so schöne System Euclid's wurde, und mit Recht, auch jetzt noch bewunderungswürdig, aber es wurde nicht mehr befriedigend gefunden. Ging es doch der Mathematik, wie kurz zuvor der Botanik. Auch das mit demselben Recht bewunderte künstliche System Linné's konnte auf die Dauer einer naturgemäßen Anordnung der Pflanzenwelt nicht weiter widerstehen.

Dieses natürliche System ist also auch in der Mathematik noch zu suchen: es ist Bedürfniß, und nur durch die Befriedigung dieses Bedürfnisses kann die Mathematik selbst zur eigentlichen höheren Wissenschaftlichkeit gelangen. Dieses natürliche System findet der Verf. »in der Gestaltung der Wissenschaft zu einem Denkorganismus mit innerlich nothwendiger Gliederung, oder, mit anderen Worten, in der Nothwendigkeit der Form.«

Man hat in den neueren Zeiten viel gegen diejenigen Mathematiker gesprochen, die, ohne selbst die Wissenschaft mit eigenen Entdeckungen bereichern zu können, immer nur darauf ausgehen wollten, sie besser zu begründen, sie systematischer zu behandeln. Viele, ja die meisten dieser neu aufgestandenen Propheten waren allerdings nicht die Leute, von welchen sich eine solche Begründung erwarten lassen konnte. Aber darum ist dieselbe doch etwas sehr Wünschenswerthes, ja selbst etwas Nothwendiges. Denn systematische Entwicklung rechter Art, sagt unser Verf., ist selbst eine reiche Fundgrube neuer Entdeckungen, und oft solcher, die dem regellos und zufällig wirkenden Erfindungsgeiste entgehen. Wo sie fehlt, fehlt stets auch der Geist höherer Wissenschaftlichkeit. Indeß mag es doch immer auffallend

erscheinen, daß gewöhnlich gerade die größten mathematischen Talente so wenig für die ächt wissenschaftliche Vollendung der Mathematik eingenommen sind. Dieß erklärt der Verf. dadurch, daß die größere geistige Kraft auch immer zugleich am meisten von einzelnen Problemen angezogen wird, weil sie darin schon einen hinlänglich reichen Stoff zur Forschung findet, und daß zweytens großes mathematisches Vermögen nicht immer auch mit großem philosophischen Geiste gepaart ist.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen geht der Verf. zu demjenigen über, was er in seinem Werke als Beytrag zu dieser höheren Ausbildung der Wissenschaft den Lesern mittheilen will. Dieser Beytrag besteht nun, um den Gegenstand, auf den es hier ankömmt, gleich anfangs anzudeuten, und dadurch der Ideenfolge sogleich die wahre Richtung zu geben, in einer neuen Darstellung der Gleichungen der Curven, die von der unserer rechtwinkligen oder Polar-Coordinaten gänzlich verschieden, und, da sie gleichsam aus der Natur der Curven selbst hervorgeht, sehr große Vorzüge für sich hat, so zwar, daß sie, einmal ausgebildet, der Geometrie, sofern sie sich auf die krummen Linien und Flächen bezieht, eine ganz andere und vollkommene Gestalt zu geben geeignet ist. Die Idee an sich ist eben so schön als fruchtbar, und einer näheren Beachtung in hohem Grade würdig. — Wir wollen es versuchen, so weit dieß ohne Zeichnungen und Formeln geschehen kann, die Hauptmomente des Inhalts dieses Werkchens darzustellen, und bemerken hier nur noch, erstens, daß sich das Ganze auch durch seinen lichtvollen, streng logischen und selbst eleganten Vortrag auszeichnet, in dem Sinne, in welchem das letzte Wort bey mathematischen Schriften genommen zu werden pflegt; und zweytens, daß das Werk von dem Verf. selbst nicht sowohl als eine umfassende Darstellung des Gegenstandes, sondern mehr als Wink, als Keim, als Veranlassung zu einer weiteren Entwicklung der ihr zu Grunde liegenden Idee gegeben wird; daß er selbst manche eigene hierhergehörende Forschungen absichtlich weggelassen habe, und daß er endlich durch die Zeit selbst gedrängt war, da er seine Schrift zugleich mit der oben erwähnten von Krause ins Licht treten lassen wollte. — Diesem gemäß zerfällt nun das Ganze in sechs Abschnitte. Der erste enthält eine Kritik der bisherigen Coordinaten-Methoden; der zweyte die Entwicklung des ursprünglichen Begriffs einer Curve von einfacher und doppelter Krümmung; der dritte handelt von einer neuen Eintheilung der Curve; der vierte gibt eine neue Methode, die Eigenschaften der Curven, die Stärke ihrer Krümmung, die Knoten, Beugungs- und Wiederkehrpuncte rc. der-

selben zu finden. Die fünfte wendet diese neue Methode auf mehrere gegebene Curven als Beyspiele an; und die sechste endlich handelt von der Permutation der neuen Coordinaten mit den alten und umgekehrt, von der Rectification der Curven u. s.

Unsere Coordinatenmethode ist bekanntlich zuerst von Descartes (geb. 1596, gest. 1650) eingeführt worden, und zwar bey Gelegenheit der Auflösung eines unbestimmten Problems, das sich schon Archimedes vorgelegt, aber vergebens zu lösen gesucht hat (m. s. Descartes Geometria. Lugd. Batavor. 1649. S. 15, 25 u. f.). Durch diese glückliche Idee hat die Geometrie eine ganz neue und vortreffliche Gestalt erhalten. Zwey Jahrhunderte sind seitdem verflossen, und noch ist der Reichthum dieser unerschöpflichen Fundgrube nicht ausgebeutet worden. Aber weit entfernt, sich auf einige Jahrhunderte zu beschränken, wird diese Methode immer fortleben, und stets neue Früchte ansetzen. Unendlich, wie ihre Herrschaft im Raume, wird auch ihre Wirkung in der Zeit seyn. Sie wird in den Anwendungen der Geometrie auf Mechanik, Optik, Astronomie u. s. keiner anderen ihre einmal so wohl gegründete Herrschaft abtreten, und selbst in der Wissenschaft der reinen Geometrie wird sie, für bestimmte Untersuchungen derselben, ihre Stelle für immerwährende Zeiten behaupten. — Und diesem allen ungeachtet leidet sie doch an einem wesentlichen Mangel: sie ist einseitig, bloß relativ und oft ganz willkürlich: denn sie geht nicht aus der Natur der krummen Linien und Flächen hervor, die man doch durch sie bestimmen will. Aus dieser Quelle entstand z. B. unsere gegenwärtige Unvollkommenheit der Eintheilung der Linien und Flächen und das Willkürliche und Mangelhafte des Lehrgebäudes unserer analytischen Geometrie.

Bey den geradlinigen Coordinaten bewegt sich, auf einer festen Geraden (der Abscisse) eine zweyte Gerade (die Ordinate) parallel mit sich selbst und so, daß sie stets mit demselben Puncte die Abscissenlinie trifft. Diese Ordinate verändert während ihrer Bewegung stetig ihre Länge (oder, für mehrästige Curven, ihre Längen) nach irgend einem Gesetze, das durch eine Gleichung zwischen Abscisse und Ordinate gegeben ist, und die Endpuncte dieser veränderlichen Ordinate beschreiben ein Liniengebild, das ebenfalls durch dieselbe Gleichung gegeben ist. — Hier erscheinen aber die beyden Coordinaten offenbar als etwas, den Curven selbst Fremdes, als ein bloßes Gerüste, das man ganz außerhalb der Curve aufgebaut hat, um sie dadurch gleichsam festzulegen, ganz so, wie man in der Wasserbaukunst das Lehrgerüste aufstellt, um einen Brückenbogen darüber zu bilden. Das, was die Natur der Curven bestimmt, die eigentlichen

Elemente derselben, haben mit diesem Gerüste nichts gemein, sie bleiben ganz außer demselben liegen. Ganz eben dasselbe gilt offenbar auch von den sogenannten Polarcoordinaten. Beyde sind willkürlich aufgegriffen, haben keine Verwandtschaft mit dem, was sie uns darstellen sollen, ermangeln aller inneren Nothwendigkeit, und werden bloß als willkommene Helfer, aus Mangel eines Besseren, festgehalten. Daß aber ein solcher Umstand einen wesentlich nachtheiligen Einfluß auf unsere ganze Geometrie haben müsse, ist für sich klar.

Wenn aber diese beyden Arten von Coordinaten in Beziehung auf die Curve nur fremd oder bloß relativ sind, so erscheinen sie dafür, in Beziehung auf die krummlinig-begränzte Fläche der Ebene als absolut, und in dieser letzten Beziehung sollen und müssen sie, als die einzig wahren und naturgemäßen, beybehalten werden. Nämlich wenn eine Gerade A mit sich selbst parallel auf einer anderen in einer Ebene fortschreitet, mit oder ohne Beybehaltung ihrer Länge, so wird auf eine absolute oder ursprüngliche Weise in dieser Ebene eine bestimmt begränzte Fläche erzeugt, ganz eben so, als wenn eine Gerade B sich um einen ihrer Puncte in einer Ebene dreht, mit oder ohne Beybehaltung ihrer Länge. Behält z. B. diese bewegliche Gerade ihre Länge unverändert bey, so entsteht in A das Parallelogramm und in B die Kreisfläche. Soll aber die bewegliche Gerade ihre Länge nach dem einfachsten Gesetze, also stets gleichförmig, ändern, so entsteht in A die Dreyeckfläche und in B die von der archimedischen Spirale begränzte Fläche, und diese letzte ist daher, nach dem Kreise, die einfachste, durch Rotation einer Geraden darstellbaren Fläche. Also, wenn man bloß auf die Ausbreitung der Fläche in einer Ebene sieht, wenn man bloß nach der Erzeugung ebener Flächen fragt, da sind jene beyden Coordinaten-Methoden an ihrem Orte, aber nicht mehr dann, wenn man auf die Art der Begränzung dieser ebenen Flächen, auf die Natur der diese Flächen begränzenden krummen Linien sieht. Dann erscheinen jene Methoden als bloße außerhalb liegende, der Sache selbst fremdartige Gerüste. Aus dieser Ursache sind unsere Untersuchungen, die sich auf Quadratur, auf die Dimensionen, die Durchmesser, Brennpuncte rc. der Curven beziehen, so leicht und einfach, während die über die Rectification, über die Krümmungsgrade, Wendepuncte und besonders über die Eintheilung der Curven in Klassen noch so vielen Schwierigkeiten unterliegen.

Welches ist nun aber dasjenige Verfahren, das für die Curve selbst, die einen bestimmten Raum begränzt, dasselbe absolut und ursprünglich leistet, was jene Coordinationsmethode nur für die ebene Fläche leistet, die von jener Curve begränzt

wird? — Die Antwort auf diese Frage gibt der zweyte Abschnitt.

Die zwey Grundbegriffe der Geometrie sind Fortschritt und Drehung; jene erzeugt den Begriff der Ausdehnung, diese den des Winkels oder der Lagenrichtung. Die gerade Linie ist die einfachste Ausdehnung ohne Lagenverschiedenheit, und der ebene Winkel stellt die einfachste Lagenverschiedenheit vor ohne alle räumliche Ausdehnung. Aendert ein Punct, bey seiner Bewegung, seine Richtung nicht, so entsteht die gerade Linie. Aendert er aber seine Richtung, so entsteht die gebrochene oder die krumme Linie, und zwar die gebrochene, wenn der Punct nur an einzelnen Orten (discret), die krumme Linie aber, wenn er an allen Orten (continuirlich) seine Lagenrichtung ändert. Jene Bewegung gibt die Drey-, Vier- und Vielecke, diese aber die Curven, welche wir in der Geometrie betrachten.

Eine Curve entsteht also, wenn ein fortschreitender Punct in steter Wendung begriffen ist. Diese hat daher an jedem ihrer Puncte eine eigene, bestimmte Richtung, und man bezeichnet diese Richtung durch eine in diesem Punct nach dieser Richtung gezogene Gerade (Tangente). Zieht man an zwey willkürlichen Puncten der Curve diese Tangenten, so enthält der Winkel, welchen diese beyden Tangenten unter sich bilden, immer die Summe der stätigen Wendungen der Curve, die zwischen diesen zwey Puncten Statt hat.

Der stätige Fortschritt im Vereine mit der stätigen Richtungsveränderung macht also das Wesen der Curven aus, und wenn die Curve bestimmt seyn soll, so muß auch das Verhältniß zwischen jenen beyden Eigenschaften derselben bestimmt seyn, oder man muß einen analytischen Ausdruck, eine Gleichung haben, welche die Abhängigkeit des Fortschritts von der Drehung oder umgekehrt feststellt. Zieht man daher in irgend einem Puncte der Curve, den man als Anfangspunct betrachten kann, eine Tangente an diese Curve, und nennt man w den Winkel, welchen eine an einem anderen Puncte der Curven an dieselbe gezogene Tangente mit jener anfänglichen Tangente bildet, so wie s dasjenige Stück der Curve, welches zwischen diesen beyden Puncten derselben enthalten ist, so drückt s die Summe der Fortschreitungen und w die Summe der Wendungen aus, welche der die Curven beschreibende Punct zwischen jenen beyden Puncten derselben erhalten hat, und eine Gleichung zwischen diesen beyden Größen s und w wird diese Curve selbst und zwar auf eine Art ausdrücken, die der Curve selbst eigenthümlich, weil aus der Natur der Curven genommen, die nicht bloß willkürlich oder zufällig, sondern nothwendig ist, und die daher, als die

gesuchte beste Bestimmungsmethode an die Stelle der alten Coordinatenweise gesetzt werden muß.

Durch das bisher Gesagte ist auch zugleich die Regel gegeben, in welchen Fällen der Fortschritt s sowohl, als auch die Drehung w positiv oder negativ zu nehmen sey, wobey wir uns hier nicht weiter aufhalten, und bloß bemerken, daß das neue Coordinatensystem zugleich sehr einfache Vorschriften für die sogenannten besonderen Puncte der Curven enthält, welche Vorschriften gleichsam schon aus dem bloßen Anblicke dieser Curven von selbst folgen. So hat z. B. für jede Curve dort ein Wendungspunct Statt, wo die Drehung w ein Maximum oder ein Minimum ist; eine Spitze, wenn s die Richtung ändert und negativ wird, während w dasselbe Zeichen beybehält; und endlich ein Schnabel, wenn s und w zugleich ihr Zeichen ändern, so daß also diese Puncte, die sonst bey andern Coordinaten oft viele Schwierigkeiten machen, hier sehr leicht und gleichsam von selbst sich darbieten. Weiter ausgeführt wird dieser Gegenstand später S. 110 u. f.

Noch viel vortheilhafter aber erscheint die neue Methode bey der Eintheilung der Curven. Bisher hat man die algebraischen Curven, nach ihren Gleichungen des ersten, zweyten, dritten Grades, ebenfalls in Curven des ersten, zweyten, dritten Grades abgetheilt; allein die Curven eines jeden einzelnen Grades hat man wieder nach ganz anderen Principien zu unterscheiden gesucht, z. B. nach der Anzahl ihrer Zweige, ob sie geschlossen oder auf einer oder mehreren Seiten offen sind u. dgl. Diese Inconsequenz kam bloß daher, daß man sich der alten Coordinaten bediente, die diesen Untersuchungen fremd sind. Auch ist man bisher schlecht genug damit gefahren. Man hat sich noch immer keine Rechenschaft geben können, worin eigentlich das Kriterium für eine wahrhaft natürliche Eintheilung der Curven liege. Bisher entschied der Grad der Gleichung über die Haupteintheilung der Curven, aber die Unterabtheilungen wurden durch die Form der Gleichung bedingt. So gehörten alle Kegelschnitte zum zweyten Grad, weil ihre Gleichung des zweyten Grades ist: ob aber dieser Kegelschnitt eine Ellipse, Parabel oder Hyperbel ist, wurde aus der Form dieser Gleichung bestimmt.

Mehr zur Andeutung als zur wirklichen Feststellung eines Princips der Eintheilung, welches von jenen Vorwürfen nicht getroffen wird, bemerkt der Verfasser zuerst, daß bey der vollständigen Auffassung einer Curve sowohl der Fortschritt s, als auch die Drehung w, ohne Ende fortgehend angenommen werden müssen. So wächst z. B. bey der Ellipse, wenn der Anfangspunct in dem Scheitel einer ihrer Axen genommen wird,

die Länge s ihres Bogens nicht bloß, bis er wieder denselben Anfangspunct erreicht, sondern auch noch über diesen Punct ins Unendliche fort, und eben so ist es mit der Drehung, so daß also die Ellipse eigentlich als eine unendlich lange, aber in jeder ihrer Windungen sich selbst deckende Spirale angesehen werden soll. Welche Bestimmungsstücke aber zur Eintheilung der Curven vorgeschlagen werden, wird der Leser am besten in §. 26 und 27 selbst nachsehen. In dem unmittelbar Folgenden werden dann die Gleichungen des ersten und des zweyten Grades zwischen s und w umständlich, wenigstens die ersten, discutirt, da die des zweyten Grades schon zu große Schwierigkeiten dargeboten zu haben scheinen. Zu umständlich und beynahe für die ersten Anfänger, ist dafür das Kapitel von der Messung der Krümmungsstücke oder von dem Krümmungshalbmesser ausgeführt, welcher letzte nämlich nach allem, was vorhergeht, selbst ohne weitere Deductionen gleich d s dividirt durch d w seyn muß, wenn d das Differential der ihm vorgesetzten Größen bezeichnet. Nahe dasselbe gilt auch von dem, was der Verf. von der Bestimmung der Concavität und Convexität einer Curve sagt, da alles dieß in einem Lehrbuche für Neulinge, aber nicht in einer Schrift erwartet wird, die bestimmt seyn soll, die Gränzen der Wissenschaft zu erweitern, obschon es da, wo es Noth thut, allerdings wünschenswerth erscheint, die ersten Begriffe, auf denen alles Folgende beruht, auf das Genaueste, was aber nicht immer zugleich das Umständlichste ist, aus einander gesetzt zu sehen. So hat der Verf. schon S. 96 den Kreis bereits so umständlich abgehandelt, daß man nicht absieht, warum er S. 160 u. f. wieder zu ihm zurückkehrt. Nachdem einmal die Idee, auf welche hier alles ankömmt, aufgestellt und festbegründet ist, hat man vorzüglich auf die Anwendungen derselben zu sehen, und durch diese Anwendungen die Allgemeinheit und Fruchtbarkeit dieser Idee zu zeigen, um ihr den gewünschten frühen Eingang bey den Lesern zu gewinnen, woraus dann die weitere Ausbildung derselben von selbst erfolgen wird, wenn einmal vorzügliche Talente sich um ihre Bearbeitung angenommen haben. Im höheren Grade interessant sind die Untersuchungen einiger speciellen Curven, die der Verf. S. 183, 187, 194 u. f. mit Klarheit und Präcision vorträgt. Bey der S. 187 angeführten hätte erwähnt werden können, daß sie die erste Evolvente des Kreises ist, so wie es wünschenswerth gewesen wäre, nicht nur die Vergleichung der neuen Coordinaten mit den orthogonalen, sondern auch mit den polaren Coordinaten angeführt, und wie jene durch Beyspiele erläutert zu sehen. Da jedoch das Ganze, nach des Verf.'s Aeußerung, nur eine erste

Darstellung seiner Ideen und eine Anregung für die Leser zur Fortsetzung dieser interessanten Untersuchungen seyn soll, so nehmen wir sie mit Dank und mit dem Wunsche an, daß der Verf. seiner so schön begonnenen Arbeit auch ferner noch seine Zeit und Kraft widmen möge, um auch unter den Ausbildnern der neuen Methode sich um die Wissenschaft, die von ihm noch viel erwartet, bleibendes Verdienst zu erwerben. Littrow.

Art. IV. Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostolischen Wirksamkeit des h. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöflichen Kirche zu Salzburg. Von Michael Filz, Conventualen des salzburg. Benedictiner-Stiftes Michaelbeuern, derzeit öffentl. ord. Professor der allgem. Weltgeschichte und Philologie am k. k. Lyceum zu Salzburg. Salzburg 1831, bey Duyle. XII und 164 S. 8.

(Schluß.)

Gegen die Beantwortung von einigen der gegnerischen Beweise wird sich schwerlich etwas einwenden lassen; hierher gehören der erste Beweis aus dem Verzeichnisse der bayerischen Herzoge und der fünfte aus dem Verzeichnisse der salzburgischen Bischöfe. Weniger gelungen, wiewohl unbeschadet der Sache, sind die Antworten auf den vierten Beweis aus Arnold von Vohburg, und auf den siebenten aus dem alten Nekrologium. In Bezug auf Arnold ist des Verfassers Behauptung, daß derselbe den jüngeren Theodo vor dem älteren angeführt habe, wohl die unnatürlichste Künsteley, die allen auf einander folgenden Sätzen Sinn und Zusammenhang entziehen würde, und diese Künsteley beruht auf der ganz willkürlichen Annahme, daß Arnold vorzüglich von jenem Theodo habe sprechen wollen, unter welchem der h. Emmeram nach Bayern gekommen. Arnold, welcher sein Werk den Wundern des zu Regensburg ruhenden h. Emmeram gewidmet, befaßt sich mit Emmerams Lebensgeschichte durchaus nicht; aus ihm erfährt man gar nicht, wie Emmeram nach Bayern gekommen und daselbst gewirkt habe; er redet in dem Abschnitte, wo die betreffenden Stellen vorkommen, von der Errichtung des Bisthums Regensburg durch Bonifaz unter dem Herzoge Odilo, und zählt dabey die Herzoge auf, welche vor Odilo regiert haben; von dem am ersten genannten Dioto wollte er um so weniger vorzüglich sprechen, weil er von ihm keine Sylbe mehr sagt, als daß dessen Söhne nicht zur Regierung gekommen seyen. Es läßt sich, wenn man das Wahre sehen will, doch gar nicht läugnen, daß Arnold von Ruperts Zeitalter eben so wie die Neuerer gedacht habe. Aber Arnold ist dabey nichts weniger als ein furchtbarer Gegner der Tradition; er ist ein junger Schriftsteller, und

überhaupt von sehr geringem Ansehen; und man kann unbedenklich annehmen, daß der Streit über Ruperts Zeitalter schon lange zu Gunsten der Tradition entschieden seyn würde, wenn die Gegner keinen andern Gewährsmann hätten als den Arnold. — In Bezug auf das Nekrologium müssen wir auf die Ueberschrift aufmerksam machen, welche dem betreffenden Verzeichnisse der verstorbenen Herzoge vorausgeht; sie lautet: **Ordo ducum cum coniugibus et liberis**; es sind also unter den männlichen Namen, die da vorkommen, nicht durchaus regierende Herzoge zu verstehen, und so läßt es sich auch nicht behaupten, daß der zwischen Theodo und Odilo vorkommende Thassilo der alte regierende Herzog dieses Namens seyn müsse. Es ist jedoch wieder das Nekrologium der Tradition eben so wenig gefährlich als Arnold, weil es bloße Namen enthält, die erst gedeutet werden müssen, und gar nicht sicher gedeutet werden können, wenn nicht im voraus das Alter der Salzburger Kirche in Richtigkeit gebracht ist, so daß ein unmittelbarer Beweis für die jüngere Zeitrechnung aus dem Nekrologium nicht geführt werden kann. — Die vier erwähnten Beweise können also allerdings als ungenügend betrachtet werden. Sie gehören aber nicht zu den wesentlichen Stützen der jüngeren Zeitrechnung; die höhere Wichtigkeit ist bey dem zweyten und dritten Beweise aus dem Kongestum und aus den Schülern Ruperts in den kurzen Nachrichten, und wohl auch bey dem noch übrigen siebenten Beweise aus Aribo, welche wenigstens den Schein tragen, daß sie dieser Zeitrechnung das mächtigste Wort sprechen, und auf welche es daher vorzüglich ankömmt, ob sie gründlich beseitigt worden. Hat dieß der Verf. geleistet?

Der Beweis aus dem Kongestum ist der eigentliche Grundstein, auf dem die neuere Meinung beruht, und der von den Freunden der Tradition, die ihm nichts von einigem Belange entgegen zu setzen gewußt, noch immer so viel als unbeantwortet geblieben ist. Der Verfasser will ihn jetzt erschüttert haben durch seinen Angriff auf das Kongestum, welches eine unechte, interpolirte und argen Betruges schuldige Urkunde seyn soll. Wir wollen sehen, ob diese ganz unerwarteten Anklagen gegen das sonst in hoher Achtung gestandene Dokument gegründet seyen. Bey der Beurtheilung des Kongestums geht der Verf. von der Ansicht aus, daß dasselbe eine Urkunde des Bischofs Arno vorstelle, welche bestimmt gewesen, dem König Karl überreicht zu werden, um für die Salzburger Kirche die Bestätigung aller ihrer Güter zu erhalten. Woher kennt er diese Bestimmung? Wir müssen vermuthen, daß er sie aus dem Schlusse des Kongestums entnommen habe, wo es heißt: **Notitiam vero istam ego Arn unacum consensu et licentia domini Karoli** — — —

diligentissime exquisivi — — et conscribere ad memoriam feci. Was läßt sich aber hieraus mit Recht entnehmen? Sey es, daß das Kongestum in diesem Schlusse, wie man dafür hält, seine Ausfertigungsformel habe (was uns aber nicht richtig zu seyn scheint), so können wir doch darin nichts anderes finden, als daß Arno mit Wissen und Willen des Königs den Güterbestand seiner Kirche erhoben, und seine Erhebung zum Andenken niedergeschrieben habe; daß die niedergeschriebene Urkunde auch den Zweck der Bestätigung durch Ueberreichung an den König gehabt habe, finden wir weder hier noch sonst wo in der ganzen Schrift gesagt oder auch nur angedeutet. Der letztere Zweck ist also dem Dokumente ohne ersichtlichen Grund bloß zugemuthet. Hiernach sind aber auch alle Forderungen, welche Hr. F. aus dieser willkürlichen Zumuthung an das Kongestum stellt, gleichfalls nur willkürliche, und alle Defekte, welche er in dieser Beziehung dem Dokumente zur Last legt, sind nur ungebührend angeschuldete Gebrechen. Fast alles, was Hr. F. an dem Kongestum zu rügen gefunden (wobey auch hie und da eine unrichtige Angabe mit untergelaufen), beruht auf dieser Zumuthung, und fällt daher wieder weg. Es bleiben nur zwey angebliche Gebrechen zurück, welche hiervon unabhängig sind, und also noch in Frage kommen können: der Widerspruch zwischen der Ueberschrift und dem Schlusse in Bezug auf die Zeit der Ausfertigung und der Betrug in Ansehung der Zeugenschaft. Was jenen Widerspruch betrifft, so bietet er wohl eine Schwierigkeit, aber noch kein bestimmtes Gebrechen; man nehme es an, daß ein wirklicher Widerspruch obwalte (wir glauben aber, daß sich Ueberschrift und Schluß ohne allen Widerspruch vereinigen lassen), so findet man wieder eine annehmbare Erklärung bey Kleinmayr (in den Nachrichten, Anh. S. 19), welcher dafür hält, daß die Ueberschrift, die mit dem Texte gar nicht verbunden ist, auch nicht originell, sondern nachgetragen sey. Die große Aehnlichkeit des Arnonischen Zeugenverzeichnisses im Kongestum mit dem sogenannten Virgil'schen Zeugenverzeichnisse in den kurzen Nachrichten ist wohl sehr auffallend, aber es ist noch gar nicht ersichtlich, daß sich der Verfasser des Kongestums des Betruges schuldig gemacht habe; denn es könnte ja auch das umgekehrte Verhältniß Statt finden; und warum nicht (auf was man sogar zuerst denken sollte) ein drittes Verhältniß, welches die beyderseitigen Verfasser vom Betruge reinigen würde? Das Virgil'sche Zeugenverzeichniß hat noch keinen richtig gestellten Text, und hat überhaupt seine Dunkelheiten, so daß man gar nicht sicher seyn kann, ob man von ihm eine richtige Ansicht nehme. Liest man den dunkeln Text mit Rücksicht auf das Kongestum, so dürfte

es bald zweifelhaft werden, ob man dieses Verzeichniß als ein Ganzes mit Recht das Virgil'sche nenne, ob nämlich alle hier vorkommenden Zeugen wirklich als solche gemeint seyen, welche dem Virgil bey seinen Ehebungen über die Maximiliansgüter Zeugenschaft gegeben hätten. Von Virgil wird ausdrücklich nur gesagt, daß er die betreffenden Vorfälle aus den Aussagen von sehr alten und glaubwürdigen Männern erhoben habe, und daß hierunter auch Schüler von Rupert und dessen Jüngern gewesen seyen, die auch, vier an der Zahl, namentlich aufgeführt werden. Diese vier erscheinen nun allerdings als Zeugen Virgils; aber sie beirren auch gar nicht, da keiner von ihnen unter den Arnonischen Zeugen des Kongestums wieder vorkömmt. Dann folgen mit der dunkeln Einleitung: Haec omnia ita narrantes audierunt, jene Namen, die man fast durchaus in dem Kongestum wieder findet. Von den dießfälligen Zeugen ist es keineswegs klar, daß sie ihre Zeugenschaft dem Virgil gegeben; sie könnten wohl auch die Zeugen einer späteren Erhebung über denselben Gegenstand gewesen seyn, da die Salzburger Kirche, wie nicht bloß aus dem Kongestum, sondern auch aus den kurzen Nachrichten selbst hervorgeht, noch zur Zeit des Arno nicht zu dem Besitze der ihr vorenthaltenen Maximiliansgüter gelangt war; und als Zeugen einer späteren Erhebung können sie nicht mehr befremden, wenn sie auch im Kongestum als Zeugen des Arno gefunden werden. Von Allem, was der Verf. gegen das Kongestum vorgebracht, können wir das Einzige, was nicht einmal eine Beschuldigung ist, daß die vorhandene alte Handschrift nicht das Original, sondern schon eine Abschrift sey, für gültig annehmen; sonst aber können wir der ganzen Behauptung, das Kongestum sey eine unechte, interpolirte und argen Betruges schuldige Urkunde gar keinen Gehalt zuerkennen *). — Wie steht

*) Man pflegt das Kongestum für eine von dem Bischofe Arno im Jahre 788 ausgestellte Urkunde zu betrachten, womit man, wie wir glauben, nicht Recht thut. Man erlaube, daß wir unsere Ansicht hierüber mittheilen. Das Kongestum ist überschrieben: Anno 798 congestum, und beginnt: De hoc quod ad episcopatum beati Petri primi pastoris ecclesie sanctorumque apostolorum principis, quod constructum est infra oppidum Salzburch, — — ubi et dominus Hrodbertus Episcopus atque confessor una cum sociis corpore requiescit, et inibi traditum fuit, et ubi preest venerabilis vir per divinam misericordiam et mercede domini nostri Caroli excellentissimi regis Arn Episcopus. Primum quidem tradidit Theodo Dux etc. Es werden nun zuerst die Schenkungen der Herzoge an das Salzburger Bisthum aufgeführt, hierauf die von anderen Personen gemachten Schenkungen, dann die zum Bisthume gehörenden

es aber um die Stelle in den kurzen Nachrichten: eadem quoque intentione Hucbertus dux filius et successor Theodeberti ducis? hat es der Verf. rechtmäßig gezeigt, daß sie einen zweyten Theodebert unterscheide, und daß sie hiermit dem Kongestum widerspreche, welches nur einen Theodebert aufstellt, und hierdurch den Hugbert irrig zum Enkel des von Rupert getauften Theodo macht? Wir zweifeln, ob sich Jemand, der nicht völlig befangen, mit solcher Exegese, wie wir sie hier gefunden, befreunden könne; man urtheile selber, ob uns nicht der Verf. statt einer aufrechten und natürlichen Erklärung dieser Stelle eine kahle und gezwungene gegeben habe. Sey es aber auch, daß die Stelle den ihr aufgezwungenen Sinn erleide, was wird damit

Kirchen mit ihrem Besitzthume, und die Dotation des Nonnenklosters zu Salzburg, und zuletzt wird erzählt, wie die Maximilianszelle gegründet, und wie ein Theil der zur Zelle gehörenden Güter durch die Lehenverleihung des Herzogs Odilo dem Bisthume entzogen worden ist, worauf dann folgt: Notitiam vero istam ego Arn una cum consensu et licentia domini Karoli piissimi regis eodem anno, quo ipse baioariam regionem ad opus suum recepit (788) a viris valde senibus et veracibus diligentissime exquisivi, a monachis et laicis, et conscribere ad memoriam feci. Ista sunt nomina monachorum etc. Der Eingang des Kongestums, wie wir ihn gesehen, hat ganz und gar die Form nicht, welche eine von Arno ausgestellte Urkunde haben müßte; es ist nicht Arno, welcher redet, es wird vielmehr von ihm in dritter Person gesprochen. Auch in dem gesammten Verfolge redet Arno nicht, und nur am Ende kömmt er redend vor, wo es heißt: Notitiam vero istam ego Arn etc. Wir glauben nun, die Notiz, von welcher hier Arno sagt, daß er sie erhoben und aufgesetzt habe, beziehe sich nicht auf das gesammte Kongestum, sondern nur auf die unmittelbar vorausgehende Erzählung von den Verhältnissen der Maximilianszelle; der Verfasser des Kongestums wollte mit dieser schließlichen Erzählung bemerken, daß das Salzburger Bisthum nebst den aufgeführten Besitzungen auch Ansprüche auf einige ihr entrissene Güter habe, welche Ansprüche aus den Verhältnissen der Maximilianszelle, wie sie vom Bischofe Arno im Jahre 788 erhoben worden, hervorgehen. Das Kongestum ist hiernach, wie wir dafürhalten, keine von Arno ausgestellte Urkunde, sondern gleich den kurzen Nachrichten eine bey der Salzburger Kirche ohne urkundliche Fertigung gemachte Aufzeichnung von ihrem Besitzthume; diese Aufzeichnung ist, wie die Ueberschrift sagt, im Jahre 798 gemacht worden; ein Widerspruch zwischen der Ueberschrift und dem Schlusse ist gar nicht vorhanden. — In den kurzen Nachrichten, wo die Sache der Maximilianszelle wie in dem Kongestum, nur mit größerer Ausführlichkeit, erzählt wird, glauben wir dieselbe Erhebung des Arno vom J. 788 wieder zu finden, die sich bey gleichem Zwecke mit der Uebereinstimmung der Zeugen kund gibt.

gewonnen? Die Stelle wird auch in diesem besseren Falle höchstens nur eine zweydeutige, denn sie leidet auch und weit natürlicher den nämlichen Sinn von einem und demselben Theodebert, wie ihn das Kongestum in ihrer Stelle: **successor filius eius (Theodeberti, filii Theodonis) Hucbertus dux**, ganz bestimmt ausspricht; und was soll da berechtigen, daß man die beyden Stellen im Widerspruche stehend behaupte, oder gar, wie der Verf. will, die ganz unzweydeutige Stelle des Kongestums durch die zweydeutige der kurzen Nachrichten verbessere? Wir sehen also nicht, daß der Verf. glücklicher als die früheren Vertheidiger der Tradition dem Beweise aus dem Kongestum eine gründliche Beantwortung entgegengestellt habe.

Bey der Beantwortung des Beweises aus den Schülern Ruperts in den kurzen Nachrichten können wir der Kritik, mit welcher der Verf. das alte salzburgische Dokument herabzuwürdigen sucht, noch weniger einen Geschmack abgewinnen, als der über das Kongestum. Was sollen wohl die zwey unverständlichen Stellen im Kap. 5, die man sich auch zum Theil selber verbessern und verständlich machen könnte, dem Dokumente schaden? sie beweisen höchstens, daß einige Wörter in der vorhandenen alten Handschrift fehlerhaft geschrieben seyen, wenn nicht vielleicht die ganze Unverständlichkeit auf Rechnung der Herausgeber kömmt, welche die Abkürzungen der Handschrift nicht richtig zu lesen gewußt haben. Das **Otilo dux habuit sororem Pipini regis etc.** ist keineswegs der Titel vom Kap. 6, sondern der Schluß vom Kap. 5, gerade so, wie das früher vorkommende **Hucusque bona S. Erentrudis virg.**, was in den Ausgaben titelartig über dem Kap. 4 steht, nicht der Titel dieses Kapitels, sondern ganz augenscheinlich der Schluß des nächst vorhergehenden ist. Der Titel vom Kap. 7: **De lite Virgilii Ep. et cuiusdam Ursi presb. etc.**, steht ganz richtig an seinem Platze, und gehört nicht schon vor Kap. 6, da in dem letzteren nur der Streit zwischen Virgil und Odilo, und überhaupt nur die Vorfälle erzählt werden, welche dem Streite zwischen Virgil und Ursus vorausgegangen waren, in dem ersteren hingegen gerade das, was der Titel sagt, ausgeführt wird, nämlich die Uneinigkeit der beyden Männer, von welchen der eine die Entschädigung des Herzogs nicht annehmen, der andere die Maximiliansgüter nicht herausgeben wollte. Das 7. Kapitel hat allerdings in dem hier vorkommenden Zeugenverzeichnisse keinen ganz richtigen Text, aber man hat doch keinen Grund, etwas anderes zu glauben, als daß wieder einige Wörter in der alten Handschrift fehlerhaft geschrieben oder von den Herausgebern unrichtig gelesen worden seyen. Wir sehen also nicht, wie der Verf. mit Recht behaupten könne, die kurzen

Nachrichten seyen von einem späteren Kompilator in ihren mittleren Kapiteln unecht gemacht worden, und noch weniger will es uns einleuchten, wie sie schon ursprünglich von mehreren theils fähigen, theils unfähigen Männern verfaßt worden seyn müßten. Würdiger ist die Behauptung durchgeführt, daß in Folge der Verhältnisse der Maximiliansgüter, wie diese in den kurzen Nachrichten selbst erzählt werden, wahre Schüler Ruperts nicht mehr hätten am Leben seyn können, wiewohl auch hier manche Einwendungen gemacht werden können. Der Verf. will, daß von der Zeit an, wo Rupert einen Theil der Maximiliansgüter vergabte, bis Virgil drey lange Mannesalter verflossen seyn müßten. Er rechnet da nach den dreymaligen multo tempore oder multis temporibus, die dem Nutzgenusse des Wernharius und Dulcissimus, dem Nutzgenusse ihrer Neffen und dem Zerstörungszustande der Maximilianszelle zugeschrieben werden. Wir haben aber gegen diese Rechnung Manches zu erinnern. Die Zerstörung der Maximilianszelle fällt nicht erst n a ch dem abgelaufenen zweyten Nutzgenusse, sie ereignete sich schon m i t t l e r w e i l e n; denn es heißt: interea vero contigit ut a vicinis sclavis etc. Daß dieser Zustand ein nebenheriger gewesen, bestätigt sich aus dem Kongestum, wo man die Folge der Nutznießer sehr bestimmt angegeben findet; hier wird gesagt, jene Güter seyen zuerst von Rupert den mehrgedachten Männern usque ad obitum eorum, dann ihren Neffen gleichfalls usque ad obitum eorum, hierauf dem Ursus vom Herzoge Odilo verliehen worden. Hiermit reduziren sich schon die verflossenen Mannesalter von drey auf zwey. Ferner kann das multo tempore und multis temporibus, ein unbeholfener Ausdruck der damaligen bajoarischen Latinität, in Bezug auf den Nutzgenuß einzelner Männer doch nichts anderes bedeuten, als überhaupt viele Jahre, worunter man sich auch nicht nothwendig die vollen dreyßig Jahre, die man für das Menschenalter anzunehmen pflegt, wird denken müssen; und so dürfte auch die Länge der übrig gebliebenen zwey Mannesalter noch reduzirbar seyn. Wir müssen weiter bemerken, daß man ganz unrichtig annimmt, es seyen v i e r Schüler Ruperts in dem Virgil'schen Zeugenverzeichnisse aufgeführt; die vier Männer, die man für Ruperts Schüler halten will, werden unter der allgemeinen Formel: discipuli S. Rudperti vel Juniorum eius, aufgeführt, und diese Formel zeigt, daß nicht alle vier die discipuli S. Rudperti gewesen, sondern einige von ihnen zu den discipulis Juniorum S. Ruperti gezählt werden müssen; es ist der einzige Dignolus, welcher bestimmt als discipulus S. Rudperti ausgezeichnet wird. Hierdurch reduzirt sich die Frage selbst, um die es sich handelt, und zwar dahin, ob den erzählten Umständen

zu Folge zur Zeit Virgils noch einer von Ruperts Schülern habe leben können? und diese Frage wird sich doch nicht leicht verneinend beantworten lassen. Man nehme das Aeußerste an, daß die ersten Nutznießer gerade am Ende der Rupert'schen Periode jene Güter angetreten haben, so hat man nach Rupert einen Zeitraum von zwey Nutznießungen, deren jede überhaupt viele Jahre gedauert; man gebe nun diesem Zeitraume vierzig und noch mehrere Jahre, so ist er doch gewiß kein so langer, daß schon keiner mehr von Ruperts Schülern hätte übrig seyn können. Der Verf. hat also den gegnerischen Beweis nach unserem Dafürhalten weder durch die Kritik der kurzen Nachrichten, noch durch die Verhältnisse der Maximiliansgüter gründlich beantwortet.

Der Meichelbeck'sche Beweis aus Aribo ist kein Gemeingut der Traditionsgegner; man hat ihn wieder fallen lassen, und ohne Zweifel aus der Ursache, weil des Aribo Aussage, wenn sie gegen die Tradition beweisen sollte, auch das ganze ältere bayerische Christenthum in Anspruch nehmen würde. Der Verf. mag wohl deßwegen diesen Beweis auch weniger ernstlich behandelt haben. Was er demselben entgegen gestellt, ist gewiß nicht von der Art, daß man von dessen Ungültigkeit überzeugt werden könnte. Er will, daß es Aribo mit seinem nuper nicht so genau genommen habe. Wie soll sich aber dieß aus der ähnlichen Formel, mit welcher Meginfred das bayerische Christenthum zur Zeit Emmerams als neu bezeichnet, erweisen, so lange nicht gezeigt wird, daß es Meginfred selber mit seiner Formel ähnlich ungenau genommen? Die Vita S. Trudperti, eine Schrift *ohne alles* Ansehen, kann mit ihrer Formel in Bezug auf das fränkische Christenthum gar nicht in Anschlag gebracht werden, da sich ihr Verfertiger in der bezüglichen Stelle der alten Verhältnisse so unkundig zeigt, daß man ihm über das Alter des fränkischen Christenthums keine oder nur eine dunkle und verworrene Kenntniß zutrauen darf. Und was soll das Stillschweigen des Aribo von Rupert beweisen, wenn nicht eine gültige Ursache vorgewiesen wird, daß Aribo auf Rupert hätte Bedacht nehmen müssen? Der Verf. hätte gewissermaßen besser gethan, wenn er sich auf Aribo selbst, wie sich dieser auch für Emmerams Zeit über das bayerische Christenthum äußert, berufen, und dabey auf Emmerams Zeitalter, wie es angenommen zu werden pflegt, hingewiesen hätte; Aribo hat auch eine Vita S. Hemmerami (welche Meginfred nur ausgeschrieben) verfaßt, und so, wie ihm die Bayern in der Vita S. Corbiniani: gens nuper ad Christianitatem conversa heißen, so heißen sie ihm dort (Cap. 7 in Act. S. S. 22. Sept) habitatores neophyti; und da Emmeram der

gewöhnlichen Zeitrechnung zu Folge schon siebzig Jahre vor Korbinian in Bayern gewesen, so müßte man unter dieser Voraussetzung auch zugeben, daß Aribo sein nuper allerdings in einem ungewöhnlich weiten Sinne gebraucht habe. Dieß wäre aber doch nur ein Argumentum ad hominem. Wie die beyden Lebensbeschreibungen vorliegen, sollte man glauben, Aribo habe sich die beyden Lehrer ganz und gar nicht als weit von einander entfernt, sondern vielmehr als einander nahe stehend gedacht; will man bey Aribo diese von den gewöhnlichen Annahmen abweichende Ansicht nicht gelten lassen, so muß man die gewöhnliche Zeitrechnung Emmerams schon für ganz ausgemacht halten, und dieß dürfte doch nicht der Fall seyn, denn diese Zeitrechnung (wir werden noch später darauf zu sprechen kommen) beruht wahrlich auf sehr lockeren Gründen. Der Beweis aus Aribo scheint uns bey der Rupert'schen Frage überhaupt weit wichtiger zu seyn, als daß wir uns mit der kurzen Abfertigung unseres Verfassers ganz zufrieden geben könnten. Die Stelle: gens nuper ad christianitatem conversa, ist nicht die einzige, womit Aribo das bayerische Christenthum zur Zeit Korbinians als jung bezeichnet; eine zweyte Stelle in derselben Vita S. Corb. cap. 10 sagt von der nämlichen Zeit: carique ibi habebantur sacerdotes, sicut novitiorum mos esse compellit. Diese Stellen sind doch höchst befremdend der gewöhnlichen Meinung gegenüber, daß Bayern schon hundert Jahre vor Korbinian ein christliches Land gewesen sey. Es ist doch schwer zu glauben, daß Aribo bey solchen Aeußerungen dieselbe Meinung getheilt haben könne. Es ist aber auch schwer zu glauben, daß Aribo von der Sache nicht gut unterrichtet gewesen seyn sollte. Aribo war Bischof zu Freysingen vom Jahre 764 bis 784, und war schon früher daselbst in Amt und Würde gestanden. Korbinian war der erste Gründer der Freysinger Kirche, nach Aribo's Zeitcharakteren nur wenige Dezennien früher, in dem dritten oder höchstens zweyten des achten Jahrhunderts, dessen Richtigkeit man dem Aribo vor anderen Dingen wohl zutrauen darf; und soll es bey diesen Verhältnissen dem alten bayerischen Bischofe an der sicheren Kenntniß gemangelt haben, ob das bayerische Christenthum zur Zeit Korbinians noch jung oder alt gewesen sey? Gewiß, Aribo erregt Zweifel, und wir haben von dem Verfasser keine Beruhigung erhalten.

Wie steht es aber mit den Widersprüchen, welche in dem Systeme der Gegner bey Gelegenheit der Beantwortung des dritten, vierten und fünften Beweises gerügt werden? Der Widerspruch in Beziehung auf die Verhältnisse der Maximiliansgüter ist wohl nicht so schreyend, als es der Verf. will, weil sich die drey langen Mannesalter, aus welchen derselbe abgeleitet wird,

auf einen kürzeren Zeitraum zurücksetzen lassen; man wird aber doch zugeben müssen, daß die 27 Jahre, welche nach dem gegnerischen Systeme für jene Verhältnisse entfallen, äußerst bedenklich erscheinen. Was folgt aber hieraus? Es folgt zunächst, daß die Gegner Unrecht haben, wenn sie den Tod des Herzogs Theodo, den Regierungsantritt des Herzogs Theodebert und die Errichtung der Maximilianszelle auf das Jahr 717 ansetzen; ob dieses Unrecht auch weiter für ein Kennzeichen der Unrichtigkeit von Ruperts jüngerem Zeitalter überhaupt zu gelten habe, hängt natürlich von einer weiteren und noch unerörteten Frage ab, ob die Gegner jenen Ansatz nothwendig haben machen müssen. — Korbinians Ankunft in Bayern unter dem Herzoge Theodo, wenn sie auf das Jahr 722 gesetzt wird, steht offenbar mit dem gegnerischen Systeme im Widerspruche, indem hier Rupert im J. 718 und Theodo schon vor Rupert im J. 717 stirbt. Billig hätte aber der Verf. bemerken sollen, wie Hansiz für Korbinians Ankunft das Jahr 722 beanständete; und wenn auch Hansiz hierbey nicht ausreichen sollte, so kann dem dießfälligen Widerspruche doch wieder keine andere Folge gegeben werden, als eben jene, die wir bey dem ersteren Widerspruche gefunden haben. — Die sechs Vorsteher der Salzburger Kirche zwischen Rupert und Virgil, welche sich im gegnerischen Systeme auf 27 Jahre zusammendrängen, mögen wohl einiges Bedenken gegen dasselbe, oder wieder zunächst gegen das darin angenommene Todesjahr vom h. Rupert erregen; doch möchten wir hieraus keinen bestimmten Widerspruch ableiten, da sich sogar Beyspiele ähnlicher Vorfälle würden aufbringen lassen.

Nach den vorstehenden Bemerkungen hat uns also der Verfasser bey der Beantwortung der Beweise für Ruperts jüngeres Zeitalter eben so wenig ganz Genüge geleistet, als bey der ersten Abtheilung der Abhandlung. Wir können daher dem geschöpften Urtheile nicht beypflichten, nach welchem es schon überzeugend dargethan seyn solle, daß die neu erfundene Aera des h. Rupert nicht die wahre sey und seyn könne.

III. Wir folgen nun wieder dem Verf., welcher jetzt den Beweis führt, daß es der salzburgischen Aera zukomme, die wahre und echte zu seyn. Der Beweis lautet im Wesentlichen wie folgt: Rupert, sagt Herr Filz, ist unter jenem fränkischen König Childebert von Worms, wo er Bischof gewesen, nach Bayern gekommen, unter welchem derjenige Herzog Theodo in diesem Lande regierte, der noch der Abgötterey ergeben war, und mit seinem Hofstaate von Rupert zum Christenthume bekehrt und getauft worden ist; die Vita primigenia leistet für die Sicherheit und Wahrheit dieses Grundsatzes die Bürgschaft. Chil-

debert der Erste war von dem Jahre 511 bis 558 König über Neustrien, und hatte daher weder über die Bayern noch über Worms zu befehlen; es ist ferner gewiß, daß der h. Rupert am 27. März, welcher mit dem Ostersonntage zusammengetroffen, seine Laufbahn geendet hat, und da müßte dieß, wollte man den Heiligen in die Zeit des genannten Childebert versetzen, entweder im Jahre 533 oder 544 geschehen seyn, weil nur in diesen beyden Jahren im Laufe des sechsten Jahrhunderts der Ostersonntag auf den 27. März gefallen ist, und in diesen Fällen würde man vom Tode Ruperts bis auf Bischof Virgil einen Zeitraum von zweyhundert Jahren erhalten, und würde ihn mit der Amtsführung von nicht mehr als sechs Nachfolgern ausfüllen müssen, was gegen die natürliche und gewöhnliche Lebensdauer der Menschen, und daher ganz unglaublich wäre; und hieraus erhellt, daß es Childebert der Erste nicht gewesen seyn kann, unter welchem Rupert gelebt hat. Aber eben so wenig konnte Rupert unter Childebert dem Dritten gelebt haben; denn der diesem König gleichzeitige Theodo hat kein Abgötterer mehr seyn können, weil Bayern schon viel früher eine christliche Landesverfassung gehabt, und der unmittelbare Vorfahrer dieses Theodo ein frommer christlicher Regent gewesen ist; es würde auch, wenn man den h. Rupert hierher beziehen wollte, dessen Tod auf das Jahr 718 angenommen werden müssen, was nun für die sechs Nachfolger bis Virgil so wie im obigen Falle einen viel zu langen, hier einen viel zu kurzen Zeitraum gäbe. Da es also weder der erste noch der dritte Childebert seyn können, unter welchen der h. Rupert gelebt hat, so muß es Childebert der Zweyte seyn. Herzoge, welche den Namen Theodo geführt, pflegt man in der alten bayerischen Geschichte nach den mangelhaften Quellen zwey zu zählen, den Ersten, dessen Regierung ungefähr von 640 bis 680 angenommen wird, und den Zweyten, welcher dem vorigen unmittelbar gefolgt; der erstere war aber keinem der fränkischen Childeberte gleichzeitig, und der letztere, wiewohl Zeitgenosse Childebert des Dritten, war kein Abgötterer; Rupert mußte also unter einem anderen Theodo nach Bayern gekommen seyn, unter einem Theodo, welcher noch Heide gewesen, und unter Childebert dem Zweyten regiert hat. Zu dieser Zeit kömmt aber in der bayerischen Geschichte der Herzog Garibald I. vor; dieser Herzog kann also nicht über das ganze Land, sondern nur über einen Theil, und zwar den südlichen, geherrscht haben, während neben ihm in dem nördlichen Bayern Theodo, der Täufling Ruperts, regierte, ein Verhältniß, welches nicht befremden kann, da die bayerische Geschichte ein anderes Beyspiel dieser Art kennt, nämlich in Theodo II., welcher das Herzogthum mit seinen drey Söh-

nen getheilt hat, und da Theilungen der Politik der austrasischen Könige angemessen seyn mußten, so beweiset Herr Filz die Zeitgenossenschaft Ruperts mit Childebert dem Zweyten und einem damals regierenden Theodo, oder die Richtigkeit der salzburgischen Aera des h. Rupert. Zur Bekräftigung seiner Beweisführung wiederholt er noch aus der früheren Behandlung die Verirrungen, in welche die Gegner gerathen, und die Widersprüche und Schwierigkeiten, in welche sie sich durch ihre Neuerung verwickeln; er dringt darauf, daß man das Kongestum und die kurzen Nachrichten als die Urquellen des gegnerischen Irrthums in Bezug auf Ruperts Zeitalter bey Seiten lege, und sich einzig an die Vita primigenia halte, welche nothwendig den h. Rupert und seinen Zeitgenossen Theodo in die Zeit des Königs Childebert II. zurückführe, und fügt dann bey, der wahre Prüfstein seines Beweises sey das folgende (VI.) Hauptstück der Abhandlung, welches die Geschichte des h. Rupert nach den Grundlinien der Vita primigenia enthält.

Man sieht, daß der Verf. zu seinem Beweise für die Wahrheit der salzburgischen Aera die Resultate seiner früheren Untersuchungen, die wir auch schon beurtheilt haben, verwendete. Würden uns diese Resultate so klar geworden seyn, daß wir keinen Zweifel mehr tragen dürften, so würden wir auch dem Beweise nichts entgegen zu stellen haben, und die Wahrheit der salzburgischen Aera schon für erwiesen anerkennen. Ersteres ist aber nicht der Fall geworden; der Beweis hat also noch eine schwache Seite; und so wird es nun nothwendig, daß sich derselbe noch an dem Prüfsteine erprobe, welchen der Verf. jetzt mit der Geschichte Ruperts bietet.

IV. In dem sechsten und letzten Kapitel der Abhandlung soll gezeigt werden, daß die gesammte Geschichte Ruperts, im salzburgischen Sinne dargestellt, keiner Beirrung unterliege, und die Widersprüche und Schwierigkeiten vermeide, welche sich offenbaren, wenn die jüngere Zeitrechnung in Anwendung gebracht wird. Herr Filz geht hier nach der Vita primigenia vor, die er als Grundlage der Geschichte Ruperts abschnittsweise beybringt, erläutert, vervollständigt und mit Bemerkungen für seinen Zweck begleitet. Wir wollen hieraus das Wesentliche ausheben.

Die Vita primigenia beginnt: Tempore Hildeberti Regis Francorum anno scilicet regni illius II. honorabilis confessor Christi Roudbertus in Wormatia civitate episcopus habebatur; sie erwähnt Ruperts Abkunft vom königlich fränkischen Geschlechte, rühmt seine vortrefflichen Eigenschaften, welche ihm einen großen Zulauf von Menschen und einen weit verbreiteten Ruf verschafften, und läßt diesen Ruf ad notitiam cuiusdam

ducis Bawariae regionis nomine Theoto gelangen; Theodo bittet durch Abgeordnete den Mann Gottes dringend, daß er die Provinz besuchen und mit der heiligen Lehre erleuchten wolle; Rupert willigt darein, schickt zuerst Gesandte und folgt persönlich nach, um die Heerde Christi zu gewinnen. — Herr Filz versteht hier unter dem König Childebert, wie zu erwarten, den Zweyten dieses Namens, und daher unter dem zweyten Regierungsjahre das Jahr 576. — In Bezug auf den Umstand, daß Rupert Bischof zu Worms gewesen, vergleicht er die Verzeichnisse der alten Wormser Bischöfe. Hansiz hat deren zwey beygebracht; das eine aus ungenannter Quelle lautet so: Victor, Amandus, Carolus, ignotus, itidem ignotus, S. Crodaldus, ignotus, S. Rupertus, ignotus, S. Amandus; das andere, von einem regulirten Chorherrn aus Kirschgarten bey Worms herrührend, welcher sechs alte Verzeichnisse eingesehen, lautet: Victor, Rocholdus, Amandus, Rupertus, Bernharius, welcher letztere zur Zeit Karls des Großen lebte; Viktor gehört in die Zeiten der Römer, um das Jahr 347. Schannat, der Geschichtschreiber des Bisthums Worms, hielt sich an das erstere Verzeichniß, so weit es bestimmte Namen enthält, und setzte den letzten Amand um das Jahr 633 an, da Ihn eine Urkunde des Königs Dagobert von diesem Jahre erwähnt. Herr Filz findet nun in diesen Verzeichnissen den h. Rupert nicht bloß als Bischof von Worms bestätigt, sondern findet ihn auch schon vor dem Jahre 633, sprechend gegen das chronologische System des Mabillon und Hansiz. — Die Formel: in Wormata civitate episcopus habebatur, versteht er dahin, daß Rupert im zweyten Jahre Childeberts Bischof zu Worms geworden sey, und tadelt hiernach den Hansiz, der in demselben Jahre (Hansiz meint das Jahr 696, als das zweyte Childeberts III.) den h. Rupert nach Bayern kommen läßt, da doch einige Zeit habe verstreichen müssen, worunter Rupert seine vortrefflichen Eigenschaften entfalten und seinen verbreiteten Ruf erlangen konnte. — In der Formel, daß der Ruf vom h. Rupert zur Kenntniß cuiusdam ducis Bawariae regionis gekommen, findet er das Abzeichen, daß Theodo keineswegs Herzog von ganz Bayern, sondern nur von einer bayerischen Provinz gewesen. — Dem Umstande, daß Rupert auf dringendes Bitten des Herzogs Theodo nach Bayern gekommen, glaubt er aus den späteren Lebensbeschreibungen einen andern wesentlichen Umstand beyfügen zu müssen, diesen nämlich, daß Rupert gewaltsam von Worms vertrieben worden. Die Legende läßt den heiligen Bischof von Ungläubigen, welche dessen Heiligkeit nicht vertragen wollten, peinigen und aus der Stadt hinauswerfen; die Vita Rosweydiana nennt nebst den Ungläu-

bigen auch die Ketzer; die vierte Vita schreibt Ruperts Vertreibung einem heidnischen Herzoge Bertharius zu, welcher sich gegen die Franken aufgelehnt, und von Rupert getadelt worden, welche Angabe jedoch Hrn. F. nicht glaubwürdig ist. Ruperts Vertreibung überhaupt hält Herr Filz für wesentlich in dessen Geschichte, weil es sich sonst nicht erklären ließe, wie Rupert, an dem die Wormser nach der Vita pr. mit Liebe und Bewunderung gehangen, durch mehr als vierzig Jahre in Bayern habe verbleiben können, ohne wieder zu seinem bischöflichen Sitze zu Worms zurückzukehren. Er bemerkt hierzu, daß die an Rupert verübten Gewaltthaten besser in die Zeit Childeberts II. passen, wo dessen Mutter Brunehild, die blutbefleckte fränkische Medea, gewaltet, als in die Zeit Childeberts III., wo unter dem Majordomus Pipin von Herstall ein solcher Frevel nicht hätte gewagt werden können und dürfen.

Rupert, wie die Vita prim. fortfährt, von dem Herzoge Theodo mit Freuden zu Regensburg aufgenommen, unterrichtete und taufte den Herzog und viele andere bayerische Adeliche und Unadeliche, und der Herzog ertheilte ihm die Erlaubniß, sich und den Seinigen einen schicklichen Aufenthaltsort zu erwählen, Kirchen in der Provinz zu errichten und kirchliche Wohngebäude herzustellen. — Herr Filz setzt Ruperts Ankunft in Bayern um das Jahr 580 an, und datirt von dieser Zeit mit Ruperts Apostolate die Einführung des Christenthums in Bayern. Er bemerkt, daß hiermit das alte bayerische Gesetzbuch im Einklange stehe; dieses Gesetzbuch nämlich, von welchem der Prologus sagt, daß es vom König Theoderich (I.) herrühre, et quidquid Theodoricus Rex propter vetustissimam paganorum consuetudinem emendare non potuit, post haec Childebertus (II.) Rex inchoavit corrigere, sed Chlotarius (II.) Rex perfecit; haec omnia Dagobertus (I. 628 — 638) Rex — — — renovavit, erkennt nur mehr die christliche Religion an, und enthält unter seinem ersten Titel: de ecclesiasticis rebus etc., viele Bestimmungen über Kirchen, Bischöfe, Priester, Diakonen, Mönche und Nonnen.

Rupert unternahm nach erhaltener Erlaubniß eine Reise auf der Donau bis an die Gränzen des unteren Pannoniens, den Samen des Glaubens ausstreuend, und kam auf der Rückreise nach Lorch, wo er viele und verschiedenartige Kranke durch Gebet und die Kraft Gottes heilte. So wieder die Vita primigenia. — Hr. F. bemerkt, daß diese Reise in die Zeit Childebert des Dritten nicht passe; es sind nämlich die Longobarden i. J. 568 aus Pannonien nach Italien abgezogen, worauf die Avaren das Land in Besitz genommen, im Jahre 623 bis zur Enns erweitert, und in dieser Ausdehnung bis zum J. 791 besessen haben; der

heil. Emmeram, welcher im J. 649 eine Reise nach Pannonien unternehmen wollte, konnte dieselbe nicht vollbringen, weil durch den langen Krieg der Bayern und Avaren die Gegenden um die Enns völlig verwüstet und ungangbar geworden waren; das wilde Avarenvolk wäre ganz unempfänglich für die christlichen Lehren und unzugänglich für den Glaubensprediger gewesen; und so hätte Rupert nicht über die Enns bis in das untere Pannonien gelangen können, wenn seine Reise am Ende des siebenten Jahrhunderts hätte geschehen sollen. Besser passe die Reise in die Zeit Childebert des Zweyten; sie kann zwar, da Rupert um das Jahr 580 nach Bayern gekommen, nicht vor dem Jahre 581 angesetzt werden, und da waren wohl die Avaren auch schon die Herren von Pannonien, aber sie waren viele Jahre nach dem Abzuge der Longobarden im unteren Pannonien, in Thrazien und Mösien beschäftigt, wodurch es dem h. Rupert möglich geworden, die Reise bis an das untere Pannonien mit aller Sicherheit zu vollbringen.

Rupert ging hierauf, wie die Vita prim. weiter erzählt, an den Wallersee, wo er eine Kirche erbaute, die der Herzog mit einigem Besitzthume in der Umgegend begabte; dann aber wirft er sein Augenmerk auf die Gegend, wo das alte, zur Ruine und Wildniß gewordene Juvavium gestanden, rottet die Wildniß aus, erbaut eine schöne Kirche zur Ehre des h. Peter, und ein Kloster und Wohnungen für Kleriker, und verfügt mit Einsetzung des priesterlichen Amtes die tägliche Feyer des Gottesdienstes nach der gebührenden Ordnung; Gehülfen im evangelischen Lehramte bedürfend, geht er in sein Vaterland, und kehrt mit zwölf Schülern wieder zurück, und mit der gottgeweihten Jungfrau Erintrud, die er zur Vorsteherin der Nonnen in castro superiori zu Salzburg bestimmte; er wandelte eifrig im ganzen Lande herum, und nachdem er Kirchen erbaut und niedere und höhere Kleriker bestellt, weihte er sich seinen eigenen Nachfolger. — Herr Filz, indem er diese von der Vita prim. erzählten Dinge aus einander setzt, bringt unter den Verrichtungen Ruperts auch die Errichtung der Maximilianszelle im Pongau aus dem Kongestum und den kurzen Nachrichten zur Sprache. Das Kongestum und die kurzen Nachrichten stimmen sowohl über die Veranlassung zur Errichtung dieser Zelle, als auch darin überein, daß der Herzog Theodo die Bewilligung zum Bau derselben gegeben habe, aber sie weichen in sofern von einander ab, als das erstere auch wieder den Herzog Theodo zur Einweihung der Zelle kommen, und dieselbe dotiren läßt, während die letzteren bey diesen Handlungen den Herzog Theodebert nennen. Letztere geben aber den Grund an, warum Theodebert und nicht Theodo zuletzt er-

scheine; sie sagen cap. 2: Interea vero Theodo infirmabatur, commendavitque filio suo Theodeberto Ducatum Bavariae et domini Rudberti Episcopi causam fideliter tuendam et juniorum eius, eique ad christianitatem suam libenter obedire, et omne opus Dei diligenter illi auxiliari, et ut ad ipsum locum in suam elevando mercedem fideliter, per omnia adiuvaret. Herr Filz hält sich an die kurzen Nachrichten, und leitet aus der angeführten Stelle zweyerley Widersprüche in Bezug auf die Gegner ab. Er will aus dieser Stelle abnehmen, daß Theodo in derselben Krankheit, in welche er vor der Einweihung der Maximilianszelle verfallen, gestorben sey, wozu ihm die Legende, welche diesen Umstand ausdrücklich berichtet, die Bestätigung gibt; hieraus aber folge, daß Theodo, der wahre Täufling Ruperts, vor dem h. Rupert gestorben sey, und daß dieser Theodo, welcher jetzt das Herzogthum an seinen Sohn übergibt, bis zu seinem Tode der Alleinherrscher gewesen sey; nun lassen zwar die Gegner den Herzog Theodo den Zweyten, ihren angeblichen Täufling Ruperts, gleichfalls vor dem h. Rupert sterben, sie setzen aber seinen Tod auf das Jahr 717, und kommen hierbey mit der Geschichte Korbinians in Widerspruch, welcher heilige Lehrer von demselben Theodo II. im Jahre 722 in Bayern aufgenommen wurde; weiters hatte der Herzog Theodo II. schon im Jahre 702 das Herzogthum Bayern mit seinen drey Söhnen getheilt, und war folglich bey seinem Tode nicht mehr der Alleinherrscher desselben. — Hinsichtlich des Nonnenklosters zu Salzburg bemerkt Hr. F. wieder eine urkundliche Differenz. Die kurzen Nachrichten lassen dasselbe mit Wissen und Willen des Herzogs Theodebert errichtet werden, und schreiben auch, übereinstimmend mit dem Kongestum, die Dotation demselben Herzoge zu; dagegen aber nennt eine Urkunde des Salzburger Erzbischofs Konrad vom Jahre 1117 den Herzog Theodo als den Begüterer dieses Klosters. Herr Filz gibt hier den kurzen Nachrichten und dem Kongestum, als den älteren Dokumenten, den Vorzug, und setzt hiernach die Errichtung dieses Klosters in die Regierungszeit des Herzogs Theodebert; doch glaubt er, daß sich die beyderseitigen Dokumente vereinigen lassen, wenn man annimmt, Theodo habe die Erlaubniß zum Bau des Klosters gegeben und einige Güter angewiesen, sey aber zeitig gestorben, und Theodebert habe die Tradition vollendet.

Rupert, sagt endlich die Vita prim., den Tag seines Hinscheidens lange vorherwissend, und seine Schüler bestärkend, ad propriam remeavit sedem, und starb daselbst am Tage der Auferstehung des Herrn. — Herr Filz versteht hier unter Ruperts eigenem Sitze den von Salzburg; die Legende sagt es auch aus-

drücklich, daß Rupert nach Salzburg gegangen, um daselbst sein Leben zu enden; die Vita Rosw. läßt ihn auch in der dortigen Peterskirche begraben werden. — Den Auferstehungstag des Herrn erklärt Hr. F. für den Ostersonntag; die Legende und die späteren Schriften sprechen für diese Erklärung; die Vita Rosw. nennt hierzu den 27. März als Ruperts Sterbetag (welcher Tag auch von jeher, so viel man weiß, der kirchliche Gedächtnißtag Ruperts gewesen ist). Nach diesen Zeitcharacteren, nämlich nach dem Zusammentreffen des 27. März mit dem Ostersonntage, bestimmt nun Hr. F. Ruperts Todesjahr; dieses Zusammentreffen ereignete sich im sechsten Jahrhundert in den Jahren 533 u. 544, im siebenten Jahrhundert in den Jahren 623 und 628, und im achten Jahrhundert in den Jahren 707, 718 und 791; da nun Rupert im Jahre 576 Bischof zu Worms gewesen, so müsse mit Berücksichtigung der natürlichen Länge des menschlichen Lebens Ruperts Todesjahr auf 623 angenommen werden. In seiner Nachschrift bemerkt Hr. F., daß man vormals den 27. März überhaupt den Auferstehungstag des Herrn genannt hat, daher es zweifelhaft werden dürfte, ob in dem Todesjahre Ruperts der 27. März wirklich mit dem Ostersonntage zusammengetroffen, und weßwegen auch Ruperts Todesjahr nicht apodiktisch nachgewiesen werden könne; doch glaubt er, daß man die dießfällige Tradition nicht bey Seite setzen solle. — Daß Rupert überhaupt zur angegebenen Zeit gestorben, will Hr. F. durch ein nach dem Tode Ruperts erfolgtes Ereigniß bestätigt wissen: es gehe nämlich aus dem ganzen Zusammenhange des Kap. 2 der kurzen Nachrichten hervor, daß sich die Zerstörung der Maximilianszelle erst einige Zeit nach dem Tode des h. Rupert ereignet habe; nun hatten die Bayern schon vor dem Jahre 623, wo sich die Slaven den kühnen Samo zu ihrem König gewählt, mehrmalige Kriege mit diesem Volke, und nachher begann von Seite desselben die unaufhörliche Beunruhigung des fränkisch-bayerischen Gebietes, und so lasse sich die Zerstörung jener Zelle durch die Slaven sehr gut erklären. Anders verhalte es sich bey dem Systeme der Gegner, bey welchem das Sterbejahr Ruperts auch noch andere Verlegenheiten hervorbringe. Die Gegner setzen Ruperts Tod auf das Jahr 718; da aber werden die zerstörenden und feindlichen Einfälle der Slaven in das bayerische Gebiet schon unwahrscheinlich, weil die Epoche ihrer Macht und Furchtbarkeit längst vorüber war, und sie schon wieder gezwungen waren, alle ihre noch übrige Kraft und Aufmerksamkeit gegen die Avaren in Osten zu verwenden, um wenigstens gegen diese die Unabhängigkeit zu behaupten; da entstehen die Widersprüche, die schon früher gerügt worden, in Beziehung auf die lange Nutznießungszeit der

Maximiliansgüter vor Bischof Virgil und auf die vielen Bischöfe und Aebte, welche die Salzburger Kirche zwischen Rupert und Virgil regierten, in Bezug auf Korbinians Ankunft in Bayern, in Bezug auf das Dekret des Papstes Gregor II. vom J. 716.

Hiermit haben wir auch den Prüfstein vernommen, an welchem sich der Beweis für die Wahrheit der salzburgischen Aera erproben sollte. Wir haben da allerdings die Geschichte Ruperts, wie sie im salzburgischen Sinne vorgetragen worden, ohne Beirrung fortwandeln gesehen, und nach dem gegnerischen Systeme mit Widersprüchen und Schwierigkeiten ringend getroffen. Ersteres hat wohl so kommen müssen, weil der Verf. den Hindernissen, die aus den Einwürfen der Gegner hervorgehen würden, als schon beseitigt, keinen Raum gestattete; letzteres konnte schon deßwegen nicht fehlen, weil er die Hindernisse, die er den Gegnern bereits früher gemacht hat, als gültig in Anwendung brachte. Jetzt sind noch neue Widersprüche und Schwierigkeiten der jüngeren Zeitrechnung zur Last gelegt worden. Auf diese kömmt es nun an, daß sie gegründet seyen; denn die Beseitigung der gegnerischen Einwürfe und die Gültigkeit der früher an den Gegnern gerügten Widersprüche haben wir bereits beurtheilt, und dabey noch keineswegs als richtig gestellt befunden. Es sind aber auch die neuen Beschwerden nach unserm Dafürhalten nicht von dem Gehalte, daß sie die Sache entscheiden könnten. Was sollen wohl die mangelhaften, unsicheren und zweydeutigen Verzeichnisse der alten Wormser Bischöfe zum Nachtheile der Gegner beweisen? Die Vertreibung Ruperts aus Worms möchte *freylich* besser in die frühere als in die spätere Zeitrechnung passen; ist sie aber selbst glaubwürdig? sie beruht, während die Vita prim. einen solchen Vorfall gar nicht ahnen läßt, nur auf jüngeren Quellen, welchen die Legende vorangeht, eine Schrift von wahrlich ganz unverdientem Ansehen, die überall mehr weiß, als die alten Dokumente, welche sie legendenartig umschreibt, erweitert und mehrfach mißdeutet. Was Ruperts Reise bis an die Gränzen von Niederpannonien betrifft, soll diese wirklich schwieriger für das Ende des siebenten Jahrhunderts zu erklären seyn, als sie uns der Verf. sehr wenig ansprechend für das Ende des sechsten erklärt hat? wenn wir hier auch zugeben, daß in der Mitte des siebenten Jahrhunderts ein langwieriger Krieg zwischen den Avaren und den Bayern die Gegenden um die Enns völlig verwüstete, und daß die Avaren für den christlichen Glauben nicht empfänglich waren, so sehen wir doch nicht, daß der Krieg und die Verwüstung das ganze Jahrhundert hindurch gedauert, und daß eine erfolglose Missionsreise, wie die des h. Rupert gewesen, am Ende dieses Jahrhunderts zur unmöglichen Sache geworden

seyn müßte. In Bezug auf die Zerstörung der Maximilianszelle durch die Karantaner-Slaven müßte man mit der Geschichte dieses Volkes weit mehr bekannt seyn, als es der Fall ist, wenn man behaupten wollte, daß jener Vorfall für das achte Jahrhundert unwahrscheinlich sey; die Macht der Slaven mag immerhin damals sehr geringe gewesen seyn, warum sollen sie doch nicht allfällig, um einen sehr möglichen Fall zu setzen, zu den Feldzügen mitgewirkt haben, welche die Franken zur Wiederherstellung ihrer Oberherrschaft gegen die Bayern unternommen hatten? Den Anschein größeren Gehaltes hat die Bemerkung, daß Theodo, der Täufling Ruperts, bey seinem Tode als Alleinherrscher erscheine, was nun nicht zulasse, daß man den Theodo II. für den Täufling Ruperts erkenne, weil man von diesem letzteren weiß, daß er das Herzogthum mit seinen Söhnen getheilt hatte; aber auch diese Anschuldigung ist gar nicht entscheidend. Es kann sich hier nur darum handeln, ob dieser Theodo nach geschehener Theilung das Herzogthum Bayern, wie die kurzen Nachrichten sagen, seinem Sohne Theodebert habe empfehlen können, und diese Frage wird sich doch nicht bestimmt verneinen lassen; Theodo konnte ja mit seinen Söhnen getheilt haben, ohne daß diese unabhängig von ihm geworden wären. So dürften die Traditionsgegner geantwortet haben, wenn ihnen die dießfällige Beschwerde bekannt geworden wäre. Wir glauben aber, daß die Beschwerde noch aus einer anderen Ursache zurückgewiesen werden müsse: wir glauben nämlich, daß der Todfall des Theodo und die Nachfolge des Theodebert zur Zeit der Einweihung der Maximilianszelle eine sehr zweifelhafte Sache sey. Die kurzen Nachrichten sagen nichts anderes, als daß Theodo bey der Einweihung und Dotation der Maximilianszelle nicht erscheinen konnte, weil er erkrankte, und daß deßhalb Theodebert erschienen, welchem der erkrankte Vater das Herzogthum und die Sache des h. Rupert empfahl. Daß Theodo damals gestorben, und sterbend den Theodebert zum Herzog und Nachfolger eingesetzt, sagt nur die Legende, die nun auch hier wieder mehr weiß, als das alte Dokument, welches sie verdeutlichen zu müssen vermeint. Man muß also der Legende vertrauen, wenn man den Alleinherrscher von Bayern damals will sterben lassen. Statt sich an diese gewichtlose Quelle zu halten, hat man vielmehr Ursache, ganz bey den kurzen Nachrichten stehen zu bleiben, weil sich dann diese letzteren mit dem Kongestum, was sonst nicht der Fall wäre, sehr gut ausgleichen. Es ist oben von unserm Verfasser bemerkt worden, daß das Kongestum bey der Maximilianszelle nicht den Theodebert, sondern den Theodo handeln läßt; hiermit scheinen die zwey Dokumente im Widerspruche zu stehen;

wenn aber Theodo nur erkrankte, und Theodebert nur die Geschäfte des erkrankten Vaters überkam, verschwindet der Widerspruch, weil das, was Theodebert persönlich gethan hat, im Namen des Theodo geschehen ist; und in derselben Weise lassen sich dann auch das Kongestum und die kurzen Nachrichten einerseits mit der Urkunde des Erzbischofes Konrad vom J. 1117 anderseits vereinigen, wo die ersteren, wie auch schon bemerkt worden, die Dotation des Nonnenklosters zu Salzburg dem Theodebert, die letztere dem Theodo zuschreiben. Es sind also auch die neu gegen das System der Gegner erhobenen Beschwerden nicht von entscheidendem Einflusse; und so ist der noch mangelhaft gebliebene Beweis für die salzburgische Aera auch durch die dargestellte Geschichte Ruperts nicht rechtmäßig hergestellt worden.

Der Verfasser schließt jetzt seine Abhandlung mit dem Endresultate, daß die Wahrheit der uralten salzburgischen Tradition erwiesen sey, gemäß welcher der h. Rupert im J. 576, das ist, im zweyten Jahre des fränkischen Königes Childebert des Zweyten, Bischof zu Worms gewesen; im Jahre 580 auf dringende Einladung des bayerischen Herzoges Theodo nach Bayern gekommen, und diesen sammt vielen andern von der Abgötterey zum Christenthume bekehrt und getauft habe; um das J. 582 die bischöfliche Kirche zu Salzburg gegründet habe, und im J. 623 aus dieser Welt geschieden sey. Mit diesem Resultate können wir natürlich nicht einverstanden seyn; wir haben die einzelnen Theile der Abhandlung, auf welchen dasselbe beruht, an den betreffenden Orten beurtheilt, und haben da 1) die Erörterung, daß Rupert dem jüngeren Zeitalter nicht angehören könne, nicht ganz überzeugend gefunden; wir haben 2) die Widerlegung der gegnerischen Beweise nicht durchaus genügend erkannt; wir haben 3) an dem Beweise, daß Rupert zur Zeit Childebert des Zweyten gelebt habe, eine schwache Seite bemerken müssen, und haben 4) in der dargestellten Geschichte Ruperts die Richtigkeit des Beweises nicht hergestellt gesehen; und dieß alles gestattet nicht, daß wir die Tradition als erwiesene Wahrheit anerkennen. Wir verkennen es hierbey nicht, daß der Verf. für die Tradition viel Empfehlendes vorgebracht hat; wir verkennen es nicht, daß er die gegnerische Lehre mehr, als es je der Fall gewesen, verdächtiget hat; aber die Sache ist noch unentschieden geblieben, und wir sind also auch jetzt noch immer dort, wo wir früher gewesen: in dem Zustande der Ungewißheit, aus welchem uns die Abhandlung hätte reißen sollen. Die Abhandlung hat also ihr Ziel nicht erreicht; ja vielmehr hat sie uns in noch größere Ungewißheit versetzt, indem doch früher das eine der streitigen Systeme, das neuere, einen Vorrang ansprechen durfte, welcher sich fernerhin durch die

stärker hervorgehobenen Bedenken weit weniger behaupten dürfte. Aber wir glauben, daß der Verfasser doch immer etwas sehr Verdienstliches unternommen habe; seine Bestrebungen dürften es jetzt recht fühlbar machen, daß es Noth thue, mit allem Ernste an die Lösung der schwierigen Frage zu gehen, und ein künftiger Forscher dürfte, wenn er die Fehler der besprochenen Abhandlung meidet, vielleicht mit glücklicherem Erfolge seine Bemühung belohnt sehen.

Die schwierige Frage über Ruperts Zeitalter ist entweder, wie schon Manche geglaubt, unlösbar, oder man hat sich bey den bisherigen Versuchen, sie zu lösen, Fehler zu Schulden kommen lassen. Letzteres findet bey unserer Abhandlung, so viel Gutes sie immer enthält, gewiß Statt. Der Verfasser setzte gleich anfänglich voraus, was doch erst das Resultat einer gründlichen Untersuchung seyn könnte, daß eine der streitenden Parteyen nothwendig Recht haben müsse; dieß verleitete ihn, gerade darauf auszugehen, daß der einen der Parteyen das Recht zuerkannt werde, und hiernach den Gegenstand in einer dem Civilprozesse ähnlichen Weise zu behandeln, wo man sich auf die Parteyen zu beschränken hätte, und wo es also nicht nothwendig wäre, von Dingen Notiz zu nehmen, die von den Parteyen nicht vorgebracht worden, oder Etwas näher zu prüfen, was sich dieselben einander zugeben; er hat also mehr das Parteyenwesen, als den Gegenstand an sich untersucht; und wer weiß denn, so lange man noch sucht, ob nicht die Aufklärung der Sache außerhalb der Gründe und Gegengründe der Parteyen zu finden sey, und ob nicht der Knoten gerade unter einem friedlichen Punkte liege, welchen beyde Theile für wahr halten, ohne daß er es wirklich wäre? Der Verfasser hat ferner in dem obwaltenden Streite so offen Partey genommen, daß wir seine Abhandlung auch lieber eine Vertheidigung der salzburgischen Ansicht, als eine Untersuchung des Streites nennen möchten; er hat als Sachwalter seiner Partey alles, was er für dieselbe dienlich erachtete, sorgfältig zur Sprache gebracht, die gegnerische Sache hingegen sichtbar vernachläßiget, wodurch nun der Gegenstand, auch als Parteyensache betrachtet, nur von einer Seite erschöpft werden konnte. Der Verfasser hat sich endlich neben treffenden Bemerkungen doch auch vielmal aus Vorliebe für seine Partey so leichtfertigen Gründen, Erklärungen und Einwendungen hingegeben, die unwürdig einer ernsten Untersuchung, zur Auffindung der Wahrheit mehr hinderlich als nützlich seyn können. Die besprochene Abhandlung, welche die schwierige Frage lösen sollte, enthält also keine ganz vollständige, keine ganz parteylose, keine ganz ernste Untersuchung, und wenn sie nun ihr Ziel nicht erreichte, so läßt sich

deßwegen noch nicht behaupten, daß dasselbe unerreichbar wäre. Gewiß, es sind noch weitere Forschungen möglich, und man muß wünschen, daß sich bald Jemand denselben mit fruchtbringendem Ernste unterziehe: denn es ist wahrlich Zeit, daß die schwebende Frage, über die schon hundert Jahre gestritten und funfzig Jahre gezweifelt worden, endlich einmal erlediget werde.

Indem wir die Sache den Freunden der vaterländischen Geschichte empfehlen, erlauben wir uns hier am Schlusse die Gedanken vorzulegen, die sich uns unter den Streitverhandlungen über die Grundursachen der bisherigen Differenzen, und über die Ausgleichung derselben aufgedrängt haben. Sie mögen beurtheilt werden, ob sie fähig seyen, bey einer erneuerten Behandlung des Gegenstandes in Rücksicht zu kommen.

Die Vita prim. betrachtet den h. Rupert als den Gründer des bayerischen Christenthumes, und das Kongestum und die kurzen Nachrichten bringen Dinge bey, nach welchen Rupert erst am Ende des siebenten Jahrhundertes nach Bayern gekommen seyn könnte. Diese beyderseitigen Ansichten der ältesten Salzburger Dokumente, welche zusammen aussagen würden, daß Rupert am Ende des siebenten Jahrhundertes das Christenthum in Bayern gegründet habe, stehen für sich gegen einander nicht im Widerspruche; es kömmt aber von außen eine dritte Ansicht dazwischen, die Ansicht, daß Bayern schon das siebente Jahrhundert hindurch ein christliches Land gewesen, und durch diese letztere werden die beyden ersteren widersprechend. Hat das bayerische Christenthum schon das siebente Jahrhundert hindurch bestanden, so ist Rupert entweder nicht der Gründer desselben gewesen, oder er ist schon lange vor dem Ende des siebenten Jahrhundertes nach Bayern gekommen. In dieser Lage müssen das eine oder die anderen jener ehrwürdigen Dokumente Lügen gestraft werden. Es ist wohl schwer, dieß zu thun, und nur die Nothwendigkeit kann es rechtfertigen. Ist aber die Nothwendigkeit auch wirklich vorhanden? Man hat die Ansicht von dem älteren Bestande des bayerischen Christenthums, in Folge welcher jene Dokumente nicht mehr friedlich neben einander bestehen können, noch nie mit ernster Sorgfalt geprüft; sie gehört zu den so genannten privilegirten Meinungen, die man annehmen zu dürfen glaubt, ohne sie besonders beweisen zu müssen; sie könnte nun doch weniger richtig seyn, als man dafür hält, und so könnte auch jene Nothwendigkeit, um die wir gefragt haben, nicht vorhanden seyn. Wir dürfen also nicht länger mehr von dem Privilegium Gebrauch machen, und die dießfällige Prüfung unterlassen. Wir wollen diese jetzt vornehmen.

Die Ansicht von dem Bestande des bayerischen Christenthumes

durch das siebente Jahrhundert beruht auf nachfolgenden Dingen: a) auf der christlichen Familie des bayerischen Herzoges Garibald I., b) auf der Missionsreise der h. Eustasius und Agilus nach Bayern, c) auf der christlichen Landesverfassung in Folge des vom Könige Dagobert I. eingeführten bayerischen Gesetzbuches, d) auf dem Wirken des h. Emmeram in Bayern in der Mitte des siebenten Jahrhundertes, und e) auf dem unter dem Herzoge Theodo I. Statt gefundenen Verbesserungen in dem christlichen Religionszustande der Bayern. Natürlich müssen diese Dinge selbst richtig seyn, wenn sie die fragliche Ansicht begründen sollen; wir müssen sie nun in dieser Beziehung einzeln durchgehen.

a) Dem Diakon Paul, welcher in seiner longobardischen Geschichte unter den Begebenheiten aus der zweyten Hälfte des sechsten Jahrhundertes einige Mal (III. 10, 29) einen bayerischen König Garibald erwähnt, kann man es wohl glauben, daß zu jener Zeit ein Garibald in Bayern regiert habe. Paul, ein Zeitgenosse Karl des Großen, ist zwar hier kein unbedingt glaubwürdiger Zeuge, und es dürfte sich auch Manches, was er im Zusammenhange mit Garibald erzählt, mit Grund beanständen lassen; man würde aber doch zu weit gehen, wenn man ohne andere bestimmte Ursache die Existenz dieses bayerischen Fürsten bestreiten wollte, und wir wissen nicht, daß eine solche Ursache vorhanden wäre. Dieser Garibald — der in der bayerischen Geschichte der Erste heißt, und den man nur lieber Herzog, als König, nennt, weil man glaubt, daß Bayern schon damal zu dem Reiche der Franken gehört habe, — soll nun die frühere Gemahlin des fränkischen Königes Theodebald, Walderade, zur Frau, die langobardische Königin Theodelinde zur Tochter, den langobardischen Herzog Gundoald zum Sohne, und folglich eine christliche Familie gehabt haben. Woher weiß man, daß Walderade an diesen Fürsten verheiratet gewesen? Daß sie einen Garibald zum Gemahl erhalten, erzählen der Diakon Paul und Gregor von Tours, nur mit abweichenden Umständen, bey welchen man, wie billig, dem Letzteren den Vorzug gibt. Paul (Lib. I. 21) erzählt, daß Walderade, Tochter des langobardischen Königes Wako, an den fränkischen König Kuswald (Theodebald) verheiratet gewesen, quam ipse odio habens uni ex suis, qui dicebatur Garibald, in coniugium tradidit. Gregor (IV. 9) erzählt, daß nach dem Tode des jungen austrasischen Königes Theodebald (J. 554) der König Chlotar sich dessen Reiches bemächtiget, und dessen Gemahlin Vuldotrada geehelichet habe, daß er aber Letztere, nachdem der Klerus die Verbindung gemißbilliget, wieder verlassen habe, dans ei Garibaldum ducem. Paul sagt nicht, wer der genannte Garibald gewesen; er gibt aber mit der

Formel, die er gebraucht, gar keine Veranlassung zu glauben, daß er selber an seinen König Garibald, wie er den bayerischen Fürsten sonst jedesmal nennt, gedacht habe. Gregor sagt von seinem Herzoge Garibald gleichfalls nicht, wo er Herzog gewesen, so wie er nirgends, wenn er von fränkischen Herzogen spricht, ihre Herzogthümer namhaft macht; es ist aber genug bekannt, daß die Franken bey ihren immerwährenden Kriegen und bey der Theilung ihres Landes in Herzogthümer eine Menge von Herzogen gehabt haben, und da ist es ein offenbares Wagstück, wenn man den fraglichen Garibald ohne weiters für den bayerischen annimmt; man weiß ja nicht einmal, ob der bayerische Garibald damal bey dem Herzogthume gewesen *). Die Verheiratung dieses Fürsten mit der christlichen Walderade ist also eine sehr zweifelhafte Sache. — Theodelinde als Tochter und Gundoald als Sohn Garibalds I. hängen von der Glaubwürdigkeit der vom Diakon Paul erzählten Vermählung der Theodelinde an den longobardischen König Autharius ab. Paul erzählt (III. 29), Authar habe bey Garibald, dem Könige der Bajoarier, um dessen Tochter Theodelinde geworben, und diese sey später, die Ankunft der Franken fliehend, mit ihrem Bruder Gundoald ihrem Bräutigam nach Italien zugeeilet. Hier also Theodelinde und Gundoald als Kinder Garibalds I. Demselben Paul zufolge (III. 34) ist Theodelinde Witwe von Authar geworden, worauf sie von den Longobarden ermächtiget, den Herzog von Turin, Agilulf, auch Ago genannt, sich zum Gemahl, und dem Lande zum Könige wählte. In älteren Schriften findet man Theodelinde nur als Gemahlin des Ago; so in den Briefen des Papstes Gregor I., so in Fredegars Chronik. Letztere bringt über Theodelinde, als Gemahlin des Ago, beachtenswerthe Umstände bey; sie sagt c. 34: Ago rex Longobardorum accepit uxorem, Grimoaldi et Gundoaldi germanam, nomine Theudelindam, *ex genere Francorum, quam Childebertus habuerat desponsatam.* Cum eam consilio Brunichildae postposuisset, Gundoaldus cum omnibus rebus secum germanam Theudelindam in Italiam transtulit et *in matrimonium Agoni tradidit.* — Ago rex, *filius Autharii regis*, de Theudelinda habuit filium nomine Adoaldum, et filiam nomine Gundebergam. Gregors Briefe widersprechen der Verheiratung Theodelindens an Authar gerade nicht, wohl

*) Die Annahme, daß Garibald schon im Jahre 553 oder 554 regierte, beruht wieder nur auf seiner angeblichen Verheiratung mit Walderade. (Vergl. Zierngibl in d. Abh. d. bayer. Akad. I. S. 20, wo man auch die nichtigen Beweggründe findet, warum man sich unter dem Garibald der Walderade den bayerischen Herzog zu denken habe.)

aber Fredegars Chronik; diese läßt nämlich Theodelinden unmittelbar zur Gemahlin des Ago werden, und erklärt den Ago für einen Sohn des Authar, und gibt also wiederholte Umstände an, nach welchen Theodelinde an Authar gar nicht verheiratet gewesen. Pauls Erzählung wird hiermit wenigstens zweifelhaft, denn wir wissen nicht, aus welchem Grunde ihr eine größere Glaubwürdigkeit zuerkannt werden sollte, als der des Fredegar. Sagt man, Paul sey ein einheimischer Schriftsteller, so muß man auch den Fredegar, welcher eine fränkische Begebenheit erzählen wollte, als einheimischen Schriftsteller gelten lassen, und dabey ist Fredegar zum wenigsten um hundert Jahre älter als Paul. Paul ist überhaupt in Bezug auf den fraglichen Gegenstand ein junger Schriftsteller, auf welchen kein großes Gewicht gelegt werden kann; die Kapitel III. 29, 34, worin die beyden Verheiratungen der Theodelinde erzählt werden, sind mit ihrem vielbekannten anmuthigen Inhalte auch gar nicht geeignet, das Zutrauen zu vermehren; sie sind, für sich betrachtet, eigentliche Romanzen, und man wird sich kaum irren, wenn man annimmt, daß sie eine beliebte Volkserzählung oder Gesangsgeschichte zur Quelle gehabt haben. Theodelinde und Gundoald sind also als Kinder des bayerischen Garibald gleichfalls eine sehr zweifelhafte Sache, — und so ist man mit der ganzen christlichen Familie dieses alten bayerischen Fürsten gar wenig sicher daran.

b) Die Missionsreise der heil. Eustasius und Agilus nach Bayern wird auf die Nachrichten gegründet, welche die drey alten Lebensbeschreibungen des h. Eustasius, des h. Agilus und der h. Salaberga (Mabill. Act. SS. saec. II. P. I. II) geben. Diesen Nachrichten zufolge sind Eustasius, Abt zu Luxevil, und dessen Gefährte Agilus zur Zeit des fränkischen Königes Chlotar II., ungefähr im J. 616, von dem Kloster Luxevil im Bekehrungsgeschäfte zu den Waraskern und zu einem Volke gereiset, welches einst Bojer genannt wurde, damal aber Bavokarier, Bodoarier, Baikarier genannt worden ist. Die Ähnlichkeit der letzteren Namen und die durch Aventin so beliebt gewordene Meinung, daß die Bojarier Abkömmlinge der Bojer seyen, veranlaßten, daß man die Reise der Heiligen nach Bayern gehen ließ. Mannert (Germania 1820, p. 483. — Gesch. Bayerns p. 16) hat sich bereits dieser Ansicht widersetzt, behauptend, das fragliche Volk habe seinen Sitz nicht ferne von Luxevil, in der Landschaft Franche Comté gehabt, wo einst die Aeduer als Nachbarn der Warasker gesessen, zu welchen vom Julius Cäsar 32000 Bojer verpflanzt worden sind. Wenn wir auf die Umstände der Missionsreise sehen, so müssen wir auch dem verdienstvollen Geographen in sofern Recht geben, als er die Bayern von dem Mis-

sionsbesuche ausschließt; nur möchten wir das besuchte Volk nicht in die Franche Comté versetzen. Die deutlicheren Umstände zur Erkenntniß der Lokalität werden in der Vita S. Salabergae angegeben; diese sagt: §. 2. Illo in tempore gens Baicariorum, quam Orosius vir eruditissimus et historiarum cognitor Boios prisco vocabulo appellat, *in extrema Germania* sita, Bonosiaco infecta errore, .. ad quam nefariam et insanam doctrinam confutandam imo resecandam venerabilis vir Eustasius Abba divino utique instigatus spiritu ex Luxovio monasterio in Vosago saltu sito advenit... §. 4. praefatam gentem *per Germaniae sinus* vir Dei Eustasius aggressus... §. 5. denique *remeans ex Baicariis* vir egregius post *Germaniae Belgicaeque* laboriosum callem tandem pervenit ad quendam virum, qui eo tempore manens apud villam *Mosam* nomine, *ob amnem in eo loco defluentem* sic appellatam: qui amnis ex Lingonicis finibus fontem sumens post multos anfractus crebrosque terrae circuitus Rheni velocissimi fluminis in se fluenta ex parte recipiens Oceanum barbaricum late ingreditur... §. 6. His ita transactis Eustasius ad Luxovium regressus est. Die Baikarier wohnten also in dem äußersten Germanien; Eustasius hat auf dem Wege zu diesem Volke Germanien durchreiset, und ist im Rückwege nach Lurevil auf den Pfaden von Germanien und Belgien zu der an der Maas gelegenen Stadt Mosa (Mouzon?) gekommen. Germanien und Belgien sind hier offenbar die Gallia germanica und belgica; und wenn auch hiermit der ganz bestimmte Ort, wo die Baikarier gewohnt haben, nicht deutlich hervortritt, so ist doch so *viel nicht* zu verkennen, daß dieses Volk seinen Sitz in dem nördlichen Gallien (vermuthlich in der Germanica secunda) gehabt hat, und daher nichts weniger als das bajoarische gewesen ist.

c) Ueber die Annahme, daß der fränkische König Dagobert I. durch das bayerische Gesetzbuch den Bayern die christliche Landesverfassung gegeben habe, brauchen wir nicht viel zu sagen, weil es genug bekannt ist, wie unzulänglich die Mittel sind, das Alter dieses wichtigen Dokumentes festzustellen. Seitdem man die Echtheit des Prologes zu dem Gesetzbuche bestreitet, — und er kann auch nicht echt, oder wenigstens in seinen Aussagen nicht durchaus richtig seyn, — ist man lediglich auf den Inhalt der Gesetze und auf die Zeitverhältnisse beschränkt, und diese dürftigen Behelfe haben noch bisher zu keinem sicheren Resultate geführt. Man pflegt (nur nicht allgemein) den König Dagobert I. für den Verfasser des Gesetzbuches anzunehmen, weil man glaubt, Inhalt und Zeiten wären hierzu passend; aber die Nothwendigkeit, daß es sich so verhalten müsse und nicht anders verhalten

könne, hat noch Niemand nachgewiesen, und wir wissen auch nicht, wie sie nachgewiesen werden könnte. Gibt man einmal den Prolog auf, so ist schon kein Grund mehr vorhanden, das ganze Gesetzbuch über das achte Jahrhundert hinaufzurücken. Läßt man den Prolog gelten, so wird wieder in Bezug auf die christliche Landesverfassung wenig gewonnen. Dem Prolog zufolge soll zuerst der König Theodorich die Gesetze auf der Grundlage der Landesgewohnheiten gegeben, und hierbey schon an den heidnischen Gewohnheiten, nach den Vorschriften des Christenthumes, Aenderungen angebracht haben; Childebert und Chlotar sollen weitere Aenderungen dieser Art vorgenommen haben; Dagobert endlich soll Alles erneuert und in die bessere Weise umgestaltet haben (**haec omnia Dagobertus rex gloriosissimus renovavit, et omnia veterum legum in melius transtulit**). Unter Theodorich muß der Erste dieses Namens verstanden werden, weil sonst die Folge der übrigen Könige nicht Statt finden könnte, und man lasse es bey diesem alten Könige (511 — 534) als Gesetzgeber der Bayern bewenden, wiewohl nicht zu begreifen ist, wie er es habe seyn können; unter Childebert versteht man den Zweyten, und unter Chlotar gleichfalls den Zweyten, und man lasse es auch hierbey bewenden; die Aenderungen, welche diese drey Könige an den heidnischen Gebräuchen angebracht haben sollen, kennt man doch nicht, weil das vorhandene Gesetzbuch schon das durch Dagobert vollendete seyn soll; die christliche Landesverfassung, die in dem Gesetzbuche niedergelegt erscheint, kann daher mit Bestimmtheit nur auf den Vollender desselben, auf Dagobert, bezogen werden. Es hat aber drey austrasische Könige gegeben, welche diesen Namen geführt, und was soll hier nöthigen, daß man gerade den Ersten verstehen müsse? warum soll man nicht eben so gut auf den Dritten (711 — 715) denken können? Der Letztere war freylich persönlich ein bloßer Schattenkönig; aber er war dessen ungeachtet, wie er im Prolog genannt wird, der **rex gloriosissimns**, unter dessen Namen der Majordomus Pipin mit gewaltiger Hand regierte, und der gerade zur Zeit dieses Königes die vielen Kriege führte um die unabhängig gewordenen Provinzen wieder zum Reiche und zum Gehorsam zu bringen. Bey solchen Bewandtnissen kann wohl von der christlichen Landesverfassung in Bayern durch das siebente Jahrhundert, als von einer zuverläßigen Sache, keine Rede seyn.

d) Der heil. Emmeram, welchen die Regensburger Kirche als ihren ersten Bischof und ihren Patron verehrt, ist seinen Lebensbeschreibungen zufolge unter einem Herzoge Theodo nach Bayern gekommen, wo er nach dreyjährigem Aufenthalte durch grausame Hinrichtung das Leben geendet; und seinem alten Grab-

steine und der regensburgischen Tradition zufolge, fällt sein Tod auf das Jahr 652. Man pflegt hiernach Emmerams Periode in Bayern auf die Jahre 649 bis 652 zu setzen, und versteht unter dem Herzoge Theodo denjenigen, der in der angenommenen Reihe der bayerischen Herzoge der Erste heißt (von ungefähr 640 bis 680, wie man will, regierend). Emmerams kirchliches Wirken in Bayern ist hinreichend begründet; es bürgt schon der alte Aribo, von welchem die älteste Lebensbeschreibung dieses Heiligen herrührt. Nicht so begründet kann Emmerams Zeitrechnung heißen. Der Grabstein ist bekanntlich nicht älter als das dreyzehnte Jahrhundert, und die regensburgische Tradition ist noch nicht über den Grabstein zurück nachgewiesen worden. Eine dunkle Spur der Tradition mag sich wohl schon bey Arnold von Vohburg finden lassen; dieser regensburgische Schriftsteller kennt, der erste, einen Herzog Theodo, welcher der Vorfahrer von dem sonst bekannten Theodo des achten Jahrhundertes gewesen seyn soll, und er dürfte sich denselben auch im Zusammenhange mit dem h. Emmeram gedacht haben; aber wenn es auch so ist, so wären wir doch mit der Tradition nur erst im eilften Jahrhunderte, und hätten also noch immer nichts, womit wir die angenommene Periode Emmerams für hergestellt betrachten könnten. Daß der alte Aribo eine andere Ansicht gehabt, und den h. Emmeram auf den Theodo des achten Jahrhundertes bezogen habe, ist schon an einem anderen Orte (bey der Beurtheilung des beantwortenden Beweises aus Aribo) bemerkt worden, und man wird ihm wenigstens nicht aus dem Grunde widersprechen können, daß Arnold und der Grabstein und die regensburgische Tradition für sich ein größeres Gewicht hätten.

e) Die Verschlimmerung und Verbesserung des christlichen Religionszustandes in Bayern unter den Herzogen des siebenten Jahrhundertes hat den Arnold von Vohburg zum Gewährmann, der in dem Eingange zu seinen Büchern de Miraculis S. Emmerami hiervon Meldung macht. (Das betreffende Zeugniß ist zum Theile bey dem vierten gegnerischen Beweise beygebracht worden.) Die Sache hängt also von der Glaubwürdigkeit eines jungen Schriftstellers ab, und zwar eines Mannes, der in seinem ganzen Werke keinen Grund geboten hat, daß man glauben könnte, er wäre in den alten Verhältnissen gut unterrichtet gewesen *); sie kann folglich nur für unverbürgt betrachtet werden.

*) Arnold macht mit der Verschlimmerung des bayerischen Christenthumes die Einleitung zu der vom h. Bonifaz vollführten Errichtung des Bisthumes Regensburg und der übrigen bayerischen Bisthümer; er hat sie augenscheinlich (die Ausdrücke beybehaltend) aus den Lebensbeschreibungen des h. Bonifaz entlehnt, nur hat er

Wir haben nun gesehen, wie zweifelhaft es um alle Dinge steht, auf welchen die Existenz des bayerischen Christenthumes während des siebenten Jahrhundertes beruht; es ist nichts darunter, worauf man festzuhalten berechtiget wäre. Man höre jetzt auf den Vater der bayerischen Schriftsteller, den alten vernachläßigten Aribo. Dieser bayerische Bischof des achten Jahrhundertes nennt uns die Bayern von den ersten Dezennien desselben Jahrhundertes ein vor Kurzem zum Christenthume bekehrtes Volk, Novizen im Christenthume. Wir haben hiervon bey der Beurtheilung der Antwort unseres Verfassers auf den Beweis aus Aribo bereits gesprochen, und beziehen uns jetzt wieder hierauf. Das Alter, der Aufenthalt, der Charakter des Aribo geben seinem Zeugnisse ein weit überwiegendes Gewicht über alle jene zweifelhaften Dinge, aus welchen das ältere bayerische Christenthum hervorgehen würde. Wir glauben uns an Aribo halten zu müssen. Die gewöhnliche Ansicht, daß das Christenthum in Bayern schon das siebente Jahrhundert hindurch bestanden habe, ist nach unserem Dafürhalten unerwiesen und unrichtig.

Hat es nun mit dieser Ansicht eine solche Beschaffenheit, so fällt in Bezug auf den h. Rupert die unbequeme Nothwendigkeit hinweg, sich entweder der Vita prim. oder dem Kongestum und den kurzen Nachrichten widersetzen zu müssen. Die Aussagen dieser Dokumente, daß Rupert das bayerische Christenthum gegründet habe, und daß er am Ende des siebenten Jahrhundertes nach Bayern gekommen sey, können ruhig neben einander bestehen.

In Folge dieser Verträglichkeit wäre die Frage über Ruperts Zeitalter zu Gunsten der jüngeren Zeitrechnung schon entschieden, wenn nicht bey dem neueren Systeme Widersprüche und Schwierigkeiten zu Tag gekommen wären, an welchen die Tradition eine Stütze findet, für das höhere Alter Ruperts noch weiter zu streiten. Hierher gehören, wenn wir die noch schwebenden Dinge aus der Abhandlung zusammenzählen, der Widerspruch von Seite des päpstlichen Kapitulare vom J. 716, welches sich mit der damaligen Anwesenheit Ruperts in Bayern nicht verträgt, und der Widerspruch von Seite der langen Nutznießungszeit der Maximiliansgüter, welche Zeit sich nicht auf die 27 Jahre beschränken läßt, die von dem angenommenen Todesjahre Ruperts bis Virgil entfallen, — und wenn man will auch die Schwierigkeiten aus der Ankunft Korbinians im J. 722 unter dem Herzoge Theodo,

---

den Zustand, in welchem Bonifaz die bayer. Kirche seiner Zeit getroffen, schon hundert Jahre früher gelten lassen, und eben so die Verbesserungen, mit welchen sich Bonifaz beschäftigte, schon den früheren Zeiten zugeschrieben. (Die Veranlassungen hierzu, Zweck und Folgen dürften sich bald finden lassen.)

und aus den sechs Kirchenvorstehern von Salzburg für jene 27 Jahre von Rupert bis Virgil. Bey diesen Widersprüchen und Schwierigkeiten kömmt es natürlich darauf an, ob sie wesentlich aus der Annahme von Ruperts jüngerem Zeitalter hervorgehen, oder bloß die Folge von abänderungsfähigen Ansichten seyen, die man ungebührend in das System aufgenommen habe, und mit Beseitigung des Anstoßes wieder entfernen könne. Wir wollen jetzt zur Beurtheilung dessen den Bau des Systemes, so weit es Noth thut, in Revision nehmen.

Ruperts Ankunft in Bayern wird auf das Jahr 696 gesetzt; es ist dieses das zweyte Jahr der Regierung des fränkischen Königes Childebert des Dritten. Würde unser Verfasser Recht haben, wenn er glaubt, daß die Vita prim. mit dem zweyten Jahre des Königes nicht die Ankunft Ruperts in Bayern, sondern die Erhebung desselben auf den bischöflichen Stuhl zu Worms habe bestimmen wollen, so würde man die erstere um einige Jahre später ansetzen müssen; es scheint aber nicht, daß er Recht habe: denn das episcopus habebatur in der Vita wäre doch eine gar unschickliche Bezeichnung, wenn es, wie der Verf. will, bedeuten sollte, Rupert sey Bischof g e w o r d e n; der Eingang der Vita, in seinem ganzen Zusammenhange aufgefaßt, spricht wohl für die gewöhnliche Deutung, als die natürlichere. An dem Jahre 696, als dem der Ankunft Ruperts in Bayern, fänden wir also in dem Systeme nichts zu ändern. — Man nimmt nun an (es ist dieß allgemeine Annahme), Rupert sey in Bayern geblieben und habe sein Leben zu Salzburg beschlossen. Quelle ist hier die Legende, welche vermuthlich diese ihre Angabe begreiflich machen will, wenn sie erzählt, daß Rupert durch die Ungläubigen von seinem ursprünglichen Sitze zu Worms vertrieben worden sey. Nach unserer Meinung soll man dieser Quelle nicht trauen. Die Vita prim. weiß nichts von Ruperts Vertreibung aus Worms, sie weiß vielmehr, daß er daselbst in hoher Verehrung gestanden, und am Schlusse sagt sie, daß Rupert, nachdem er bey dem bekehrten Volke Kirchen errichtet, Kleriker bestellt, und sich einen Nachfolger geweiht hatte, den Tag seines Hinscheidens lange vorher wissend, ad propriam sedem zurückgegangen sey. Wir können dieß nicht anders verstehen, als daß sich Rupert, nachdem er die nöthigen Einrichtungen in Bayern getroffen, wieder zu seiner Kirche in Worms begeben habe, und wir zweifeln, ob Jemand darin etwas anderes gesucht oder gefunden hätte, wenn nicht die Legende das ad propriam remeavit sedem der Vita in ihr ad urbem Juvavensem remeare studuit umgestellt hätte. Zufolge der eben erwähnten Annahme werden das Ende der Thätigkeit Ruperts in Bayern und dessen Tod für gleichbedeutend

betrachtet; man setzt Ruperts Tod auf das Jahr 718, die Errichtung der Maximilianszelle und den Tod des Herzoges Theodo auf das Jahr 717, zu welchen Bestimmungen man in folgender Weise gekommen ist. Die Legende sagt, daß der Herzog gerade zu der Zeit gestorben, wo der h. Rupert die Maximilianszelle einzuweihen gedachte. Von dem Herzoge ist es bekannt, daß er während des Pontifikates von Gregor II. in Rom gewesen, und folglich noch im Jahre 715, wo Gregor den heil. Stuhl bestiegen, gelebt habe; man glaubte also mit dem Tode des Herzoges, mit der Errichtung der Zelle und mit dem Tode Ruperts nicht über das Jahr 715 zurückgehen zu dürfen. Aus dem Diakon Paul wollte man entnehmen, daß der Herzog seine Römerreise im Jahre 716 gemacht habe; aber lange glaubte man ihn nicht mehr leben lassen zu dürfen, um nicht mit dem noch späteren Tode Ruperts in Verlegenheit zu gerathen, und man bestimmte sich, da auch eine der Chroniken dasselbe angibt, für das Jahr 717 als das Todesjahr des Herzoges. Hiermit war auch das Errichtungsjahr der Zelle ausgemittelt. Schwierigkeiten, welche aus einer längeren Lebensdauer des h. Rupert nur zu fühlbar geworden wären, nöthigten wieder den Hintritt Ruperts zu beschleunigen; man wählte nun gleich das Jahr 718, womit man auch der alten Meinung, daß Rupert am Osterfeste gestorben, huldigte, weil es in diesem Jahre der Fall gewesen ist, daß der 27. März, Ruperts Todestag, mit dem Ostersonntage zusammengetroffen. Auf diese wenig gründliche Weise hat man den vorgenannten Begebenheiten ihre Jahrbestimmungen gegeben. Man sieht, daß auch hier wieder die Legende mit im Spiele, und sogar Alles von ihr bedingt ist. Die ganze Sache hängt unmittelbar oder rückwirkend von ihrer unberufenen Aussage ab, daß der Herzog zur Zeit der Errichtung der Maximilianszelle gestorben sey. Wir haben schon an einem anderen Orte (wo wir nämlich in IV. die angebliche Alleinherrschaft des sterbenden Theodo beurtheilten) gesehen, wie wenig glaubwürdig diese an den kurzen Nachrichten ändernde Aussage ist, und wir müssen uns jetzt wieder darauf beziehen. Mit ihrer Ungültigkeit fällt alle Berechnung zusammen. Wenn der Herzog während der Errichtung der Zelle nur *erkrankte*, so hört die Zelle auf, gleichzeitig mit dessen *Tode* zu seyn, und Rupert mußte nicht nothwendig den Herzog überlebt haben; woraus nun folgt, daß das Jahr 717, als angenommenes Todesjahr des Herzoges, nicht mehr für das Jahr der errichteten Zelle gelten, und eben so wenig einen Zeitpunkt darstellen kann, wo Rupert noch gelebt haben müßte; selbst das herzogliche Todesjahr läßt sich nicht mehr auf 717 berechnen, weil die Begrenzung wieder aus dem vermeintlichen späteren Tode Ru-

perts hervorgeht. Es sind also die dießfälligen Jahrbestimmungen, die man in das System aufgenommen hat, gar nicht zu billigen, und noch weniger als solche zu betrachten, welche nothwendig hätten gemacht werden müssen.

Wir brauchen in das System nicht weiter einzugehen; wir haben genug, um beurtheilen zu können, daß die Widersprüche und Schwierigkeiten, um die es sich handelt, nur die fehlerhaft gebildeten Ansätze betreffen, ohne dem Prinzipe von Ruperts jüngerem Zeitalter einen Eintrag zu thun. Von den besprochenen Jahrbestimmungen hat sich nichts brauchbar gezeigt, als die von dem Jahre 696 für Ruperts Ankunft in Bayern. Daß Rupert bis zum Jahre 718 in Bayern geblieben, ist ganz ungebührend in das System aufgenommen worden. Es läßt sich überhaupt für die Dauer von dessen Aufenthalte in Bayern keine bestimmte Zeit ausmitteln. Wenn einmal Rupert den Herzog Theodo nicht überlebt haben mußte, so ist kein dießfälliger Anhaltspunkt mehr vorhanden; denn der Umstand, daß Rupert am Auferstehungstage des Herrn gestorben, würde selbst in dem Falle, daß dieses wirklich zu Salzburg Statt gefunden habe, kein taugliches Merkmal bieten, weil es genug bekannt ist, daß in der alten Kirchensprache der 27. März des Kalenders der Auferstehungstag geheißen hat. Man kann lediglich die Verrichtungen Ruperts und den hierzu nothwendigen Zeitaufwand in Betrachtung ziehen, weiß aber auch in diesem Stücke wieder viel zu wenig, um einen deutlichen Anschlag machen zu können, und wird nun nichts anderes herausbringen, als daß Rupert überhaupt mehrere Jahre in Bayern gewesen seyn mußte. So viel unterliegt hierbey keinem Zweifel, daß man mit dem Ende von Ruperts Anwesenheit in Bayern weit über das Jahr 718 zurückgehen kann; und wenn Rupert, wie wir dafürhalten, zu seiner Wormser Kirche wieder zurückgekehrt ist, so müßte natürlich sein Aufenthalt in Bayern noch auf die möglichst kürzeste Zeit beschränkt werden. Hieraus erhellet, daß das Kapitulare vom J. 716, worin von Rupert nichts zu finden ist, dem jüngeren Zeitalter desselben zu keinem Vorwurf werden kann; denn damal konnte Rupert seine Periode in Bayern schon lange geendet haben, der von ihm zum Bischof eingesetzte Vital schon wieder gestorben, und schon ein Abt von St. Peter bey der Kirchenverwaltung gewesen seyn. — Der Errichtung der Maximilianszelle ist das Jahr 717, woraus die anstößigen 27 Jahre für die Nutznießung der Maximilianszelle hervorgehen, wieder nur auf unstatthafte Weise zugewiesen worden. Wenn der Herzog Theodo zur Zeit der Errichtung der Zelle nicht gestorben ist, so läßt sich mit derselben wieder weit über das Jahr 717, und sogar nahe an die Ankunft Ruperts zurückgehen, und

man gewinnt nun leicht für die Nutznießung einen Zeitraum von 45 Jahren, wobey aller Widerspruch verschwindet. (Man vergleiche, was in II. bey der Beurtheilung des beantworteten Beweises aus den Schülern Ruperts gesagt worden.) — Das angebliche Todesjahr des Herzoges Theodo 717 ist eben so wenig die nothwendige Folge von Ruperts Ankunft am Ende des siebenten Jahrhundertes, als Ruperts vermeintliches Todesjahr 718, und diese Erkenntniß ist hinreichend, um in der Ankunft Korbinians unter dem Herzoge Theodo im Jahre 722, wenn anders auch diese Berechnung richtig ist, keinen Widerspruch zu finden. Man sieht endlich auch, daß sich die 27 Jahre, die nach dem Systeme den sechs ersten Nachfolgern Ruperts zufallen würden, auf einen ähnlichen Zeitraum, wie die 27 Jahre der vergabten Maximiliansgüter, erweitern lassen, wodurch nun auch die dießfällige ohnehin geringere Schwierigkeit völlig erlischt.

So sind also die Widersprüche und Schwierigkeiten, die in dem neueren Systeme walten, gar kein Hinderniß für das jüngere Zeitalter Ruperts. Wir glauben nun, es seyen die alten Salzburger Dokumente, die Vita prim., das Kongestum und die kurzen Nachrichten, mit einander so verträglich geworden, daß man nicht mehr fragen dürfe, ob man sich an das eine oder die anderen zu halten habe, sondern ganz für wahr annehmen müsse, was sie zusammen aussagen: Rupert habe am Ende des siebenten Jahrhundertes das Christenthum in Bayern gegründet.

Wenn wir nun hierin richtig sehen, so wäre der große Streit über den heil. Rupert dahin zu erledigen: es haben beyde der streitenden Theile Recht und Unrecht; die Freunde der salzburgischen Tradition haben in soferne Recht, als sie den heil. Rupert zum Gründer des bayerischen Christenthumes aufstellen, aber Unrecht, daß sie ihn in das sechste Jahrhundert versetzen; und die Gegner der Tradition haben darin Recht, daß sie denselben am Ende des siebenten Jahrhundertes nach Bayern kommen lassen, aber wieder Unrecht, daß sie ihm die dortige Gründung des Christenthumes absprechen. Blumberger.

Art. V. Gothicae versionis epistolarum divi Pauli ad Galatas, ad Philippenses, ad Colossenses, ad Thessalonicenses primae quae supersunt ex Ambrosianae bibliothecae palimpsestis deprompta cum adnotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani regiis typis 1835. 4.

Der dritten Mittheilung vom Jahre 1834 geht diese vierte auf dem Fuße nach, da die zweyte 1829, die erste 1819 erschienen war. Eine glückliche Folge der endlich bey dem verdienten

Herausgeber durchdringenden Einsicht, daß die erste Bekanntmachung eines schon zwanzig Jahre lang entdeckten Schatzes, auf welchen alle Sprachforscher sehnsüchtig harren, nicht durch die Ausarbeitung von Uebersetzung, Noten und Glossar hingehalten werden sollte. Allem Anschein nach kann ein fünftes Heft alles, was jetzt noch zu liefern ist, geben.

Die Lücken des vorliegenden Textes sind folgende: ad Gal. 1, 8 — 20. 3, 6 — 27; ad Philipp. 1, 1 — 14. 2, 8 — 22. 4, 17 — 23; ad Col. 1, 1 — 6. 2, 1 — 11; ad Thess. primae das erste Capitel ganz fehlend, von Cap. 2, 1 — 10. Man sieht, die größten Stücke dieser Briefe sind gerettet.

Gal. 1, 2. *Galatiais*, *Γαλατίας*, wie Cod. B, welchem hier gefolgt wird, auch I Cor. 16, 1, während Cod. A *Galatie* gibt, wie I Cor. 16, 15 *Akaije*, *Ἀχαΐας*, und II Cor. 11, 11 *Akaje*, *Ἀχαΐας*. Dieses Akaje bedeutet Achaeorum, Galatie (oder Galate), Galatarum, das Land wird mit dem Pl. des Volks ausgedrückt. Ueberhaupt verdient die gothische Art und Weise, die Namen von Städten und Ländern zu behandeln, alle Aufmerksamkeit. Warum werden die Feminina *Ἔφεσος*, *Κόρινθος* nicht gegeben Aifaisus, Kaurinthus (die wie handus weiblich seyn dürften), sondern schwachformig *Aifaiso*, *Kaurintho*, Gen. Aifaisons, Dat. Aifaison (Eph. 1, 1. I Cor. 16, 8), Acc. Aifaison, Kaurinthon (II Cor. 1, 23)? Bey *Iaireiko*, *Ἱεριχώ*, Gen. *Iairikons* war der Fall anders. Der Dat. *Jairaupaulein* Col. 4, 13 fordert einen Nom. Iairaupaulei, *Ἱεράπολις*, wofür aber Ulfilas *Ἱερόπολις* gelesen zu haben scheint. Bey *Μακεδονία* schwankt er zwischen zwey Formen *Makidonja* nach der ersten weibl. Decl. mit dem Gen. *Makidonjos* (wofür sich kein Beleg darbietet), Dat. *Makidonjai* (II Cor. 1, 16. 7, 5), Acc. *Makidonja* (II Cor. 1, 16), und zwischen *Makidons*, nach der vierten weiblichen, mit dem Gen. *Makidonais* (II Cor. 8, 1), Dat. *Makidonai* (II Cor. 11, 9. Philipp. 4, 15. I Thess. 4, 10), obwohl ein Beleg für den Nom. und Acc. zu wünschen wäre. Oder will man *Makidona* mit dem Gen. Makidonais statt Makidonos annehmen? Gal. 1, 21 steht der Gen. *Saurais*, *Συρίας*, Luc. 2, 2 hingegen *Sviriais*, welches letztere den Genitiven *Galatiais*, *Kileikiais* (Gal. 1, 21), *Asiais* (I Cor. 16, 19), welche sämmtlich vor dem AIS ein I, kein J, haben, entspricht, wie auch der Dat. *Asiai* (II Cor. 1, 8) von jenem Dat. *Makidonjai*, oder dem Dat. *Antiokjai* (Gal. 2, 11) zu unterscheiden ist. Ein Gen. mit dem Ausgang JAIS scheint in der gothischen Sprache unmöglich; aber auf welchen Nom. soll der Gen. IAIS bezogen werden? Der Gen. *Saurais* mag einen Nom. Saurs fordern, der Dat. *Thaissalauneikai* (Philipp. 4, 16)

einen Nom. Thaissalauneiks, der Gen. *Asiais*, *Galatiais* kann kaum einen andern Nom. als Asia, Galatia haben, und vielleicht ist auch ein Nom. Saura, Thaissalauneika anzunehmen. Wirklich steht Gal. 4, 24 der Nom. *Seina* mit dem Dat. *Seinai* für das griech. Neutrum Σινᾶ. Solche Abweichungen von der Regel brachte die Unfügsamkeit der fremden Namen mit sich. Am seltsamsten klingen die Dative *Arabia*, Gal. 4, 25. *Laudeikaia*, Col. 4, 13. 14. *Iudaia*, I Thess. 2, 14. Luc. 3, 1; hier scheint geradezu die griech. Endung beybehalten. Der Gothe traute sich nicht, aus Ἀσία, Γαλατία, Asja, Galatja zu bilden, was doch so leicht auszusprechen war wie nasja, lauhatja; in Makidonja, Antiokja mag das vorausstehende lange o das J erleichtert oder begehrt haben; warum aber doch Kileikia?

Gal. 2, 4. 12 begegnet zum ersten Mal das Verbum *Sliupa*, *Slaup*, *Slupum*, und Col. 3, 9 das davon abgeleitete *Slaupja*, obgleich alle diese Formen längst aus den übrigen Dialecten bekannt waren, Ahd. *sliufu*, *slouf*, *slufum* und *sloufu*. Sollte Gal. 4, 20 *afslaupiths* statt *afslauthiths* zu lesen seyn? welches letztere unverständlich scheint, wiewohl die Bedeutung von ἀποροῦμαι etwas abweicht. Gal. 2, 4 *aihum*, Col. 4, 2 *aihuth*, richtiger geschrieben als das gewöhnliche aigum, aiguth.

Gal. 2, 6. *ni vaiht mis vulthris ist*, οὐδέν μοι διαφέρει. Das bekannte *vulthus* bedeutet splendor, gloria, *vulthr* oder *vulthrs* muß einen verwandten Sinn haben, etwa Schein, Ansehen, und jene Phrase ausdrücken: das hat keinen Schein für mich, geht mich nichts an, cela ne me regarde pas. Ahd. *woldar*, ags. *vuldor* entsprechen der Form von *vulthr*, der Bedeutung von *vulthus*.

Gal. 2, 9. *sauleis* columnae, warum nicht *suleis* (mit ù)? da sonst suljan (stützen, gründen) geschrieben wird, und I Cor. 9, 9 faurmuljan. Doch die Formel IVL, AVL, VL zugegeben, scheint *saul* ganz richtig, und suljan, muljan könnten kurzes u haben.

Gal. 2, 13. *mithlitidedun*, συνυπεκρίθησαν und *litai*, ὑποκρίσει, muß gelesen werden *liutidedun* und *liutai*, da Matth. 6, 2. Luc. 6, 42 *liuta*, ὑποκριτής? oder hat man zwey in Form und Sinn nahverwandte Stämme, liuta, laut, lutum und leita, lait, litum anzunehmen? wofür allerdings das ahd. lizitunc, und noch mehr das Verhältniß zwischen ahd. *luzil* (parvus) und goth. *leitils* redet. Den Mittelbegriff für heucheln und verkleinern zu finden, würde nicht schwer fallen.

Gal. 4, 1. nimmt Ulfilas das griech. διαφέρειν τινός in der richtigen Bedeutung von sich vor einem auszeichnen. Das goth. Adjectiv *iusiza* muß also potior, praestantior ausdrücken, gleich-

viel mit *batiza*, welches Matth. 10, 31 ebenfalls zur Umschreibung von *διαφέρειν* verwandt wird. Vielleicht war sein Positiv längst ungebräuchlich, er könnte *ïuseis* gelautet haben. Wie nun zu batiza das Subst. bôta, gehört zu ïusiza das Subst. *ïusila*, *ἄγεσις*, Erleichterung, Erholung, Befreyung. Die Formel bleibt *ïusa*, *aus*, *usum*, und ich möchte darin die Wurzel des Partikel *us* (ex) suchen; *ïuseis* wäre demnach eximius, egregius, liber. Auch die Verwandtschaft mit dem nord. *ausa*, erschöpfen, herausholen, braucht man nicht fahren zu lassen.

4, 3. 4, 9 und Col. 2, 20 werden die *στοιχεῖα* sehr passend *stabeis*, d. i. Stäbe übersetzt, und unser Wort Buchstab ist ein glücklich erfundenes.

4, 5. *usbauhtidedi* muß verschrieben seyn für *usbauhtedi*.

4, 6. warum wohl *ἀββᾶ*, *ὁ πατήρ*, hier durch *abba fadar* gegeben wird? die Parallelstellen Rom. 8, 14. Marci 14, 36 fehlen. Sonst braucht er überall und unzählige Mal *atta*. Der Ausdruck *fadar* muß den Gothen feyerlicher geklungen haben.

4, 9. *halks*, *πτωχός*, I Cor. 15, 10 *κενός*, aus welcher letzten Bedeutung sich freylich leichter als aus der ersten eine Vergleichung des ahd. *holecha* (Gramm. 3, 436) herleiten läßt. Und an den Namen der Frau H e l c h e zu erinnern, die sonst auch H e r c h e heißt, scheint noch mißlicher.

4, 11. *athnam*, annis; ein uraltes Wort, das bisher nur in dem Compositum *atathni*, gleichfalls für *ἐνιαυτός* gebraucht, vorlag. Ich glaube, daß die westgothischen Königsnamen *Athanagildus* und *Athanaricus* (Athnagilds, Athnareiks) damit zusammengesetzt sind; da sich auch diese Namen früh verlieren, so sieht man, wie viel länger das einfache Wort ausgestorben seyn mußte. Das griech. *ἔτος* liegt ganz nahe, wenn schon Ulfilas es durch *jêr* überträgt.

4, 11. *arbaidedidjau*, verschrieben für *arbaididedjau*.

4, 19. *fila*, *ὠδίνω*. 4, 27 *filandei*, *ὠδίνουσα*, ein noch nie sonst vernommenes Wort, dem ich nichts zu vergleichen wüßte; wahrscheinlich mit dem Prät. *filaida*, da solche Intransitiva gern der dritten schwachen Conjugation folgen.

5, 1. *jukuzja*, *ζυγός*, wozu noch aus I Tim. 6, 1 der Dat. *jukuzjai* beygebracht wird, unterschieden von *juk* oder *gajuk*, *ζεῦγος*. Einziges Beyspiel einer weiblichen Bildung mit US.

5, 20. *lubjaleisei*, *φαρμακεία*; das erste Wort der Zusammensetzung ist *lubi*, ahd. *luppi*, *φάρμακον*, aber *leisei* bedenklich, und wohl in *leikei* zu ändern, wie aus antharleiks antharleikei, und aus jedem Adj. mit leiks, ein solches Fem. gebildet werden kann.

5, 20. *fiathva* inimicitia, ganz wie *friathva* amicitia.

5, 21. *gabauros*, κῶμοι, comissationes, Schmäuse, Trinkgelage, verwandt mit gabaurjothus voluptas, libido und gabaurjaba libenter; der Sing. entweder ein Masc. *gabaurs* oder wahrscheinlicher ein Fem. *gabaura*. Man unterscheide davon das Neutrum *gabaur*, λογία, collecta, Steuer; alle diese Wörter stammen aus der Wurzel bairan.

5, 25. *flautandans*, κενόδοξοι, inanis gloriae cupidi nach der Vulgata, das goth. flauta, flautaida muß glorior, jacto bedeuten. I Cor. 15, 4 stand *flauteith*, περπερεύεται, mit gleich intransitivem Sinn; es wird also wohl *flautaith* zu bessern seyn, da schwerlich ein flautja, flautida bestanden hat. Die Wurzel kann keine andere seyn als fliuta, flaut, etwa weil in dem Prahlen ein eitles Ueberfließen oder Schwanken (fluitare) liegt? ein ahd. flôzêm, flôzêta kenne ich nicht.

6, 9. kommt denn das schwierige vairthan *usgrudjans* für ἐκκακεῖν zum fünften Mal vor; vergl. Luc. 18, 1. II Cor. 4, 1. 16. Eph. 3, 13. Die Vulgata übersetzt immer deficere. *Usgrudja* drückt aus segnis, in grudja kann als Gegensatz der positive Begriff von Fleiß, Eifer, Geschick liegen, wie usvena, ἀπελπίζων, usfairina, ἄμεμπτος ist, oder auch schon der negative, bloß durch die Partikel verstärkte, wie usfilma attonitus, wo schon film Schrecken aussagt. Gleich zweifelhaft erscheint ushaista egenus. Das U in grudja mag sich wie in trudan (calcare) verhalten, also einem ahd. I gleichstehen können. Ahd. findet sich *critmâli*, *gritmâli* passus; *usgrudja*, ahd. *urcrito*? würde einen bezeichnen, der aus dem Schritt, aus dem Gang, aus der Fuge gerathen ist. Etwas anderes als diese noch sehr unsichere Vermuthung wüßte ich nicht mitzutheilen.

Afmaindai, ἐκλυόμενοι, in demselben Vers, hat einen verwandten Begriff, und wird in der Vulg. auch durch deficientes gegeben; ἐκλύειν ist auflösen, entkräften. Soll jene goth. Form Part. Prät. von afmainjan seyn, so müßte sie lauten afmainidai. Ein Adj. *afmainds* wäre gegen alle Analogie. Wie wenn man zu lesen hätte *afmanidai*? von afmanjan, abspannen, vgl. das mhd. *menen*.

6, 12. *samjan sis*, εὐπροσωπῆσαι, Vulg. placere. Altn. *semja sik*, se componere, moderare.

6, 17. *gansjai*, παρεχέτω, ein merkwürdiges, vorher noch nicht gelesenes Wort, das ich von einem Adj. *gans* abzuleiten, und dem ahd. *kanz*, mhd. *ganz* zu vergleichen Lust hätte. Daß in diesen hochd. Formen Z für S steht, ergeben die niederländischen Wörter *gans* und *gansen* (Gramm. 1, 495. 496), nicht gant und ganten. Mit dem Begriffe integer läßt sich der von paratus, perfectus vereinbaren, wie auch unser heutiges *ganz*

und *gar* lehrt; gar gehört zu garwan parare. Arbaith gansjan ist aber parare laborem, molestiam facessere.

6, 17. *stakins*, *στίγματα*, vom Singl. *staks*; die Wurzel stikan pungere, woher auch *stiks* punctum.

Philipp. 1, 25. *framgahts*, *προκοπή*, Fortgang, wie innagahts gebildet.

2, 4. *auhuman*, zur Bestätigung von Gramm. 3, 628.

2, 6. *guthaskaunei*, *μορφὴ θεοῦ*, göttliche Schöne, denn *μορφή* bezeichnet Schönheit der Gestalt; es ist nicht vonnöthen, gudaskaunei zu schreiben. In der Anmerkung wird fehlerhaft *skunnva* verglichen; es heißt ja *skuggva*, und gehört gar nicht hierher.

2, 6. *vulva*, *ἁρπαγμός*, von vilvan rapere.

2, 8. *manaulja*, *σχήματι*, Vulg. habitu, also im Nom. *manauli*, eine ganz neue, unerhörte Wortbildung, über die es schwer ist etwas anzumerken. Aber auch an den Buchstaben zu ändern scheint mißlich; dürfte man vorschlagen *manvuli*, und dies von manvus paratus leiten? Kaum.

3, 17. *mundoth izvis*, *σκοπεῖτε*, Vulg. observate; der beygesetzte Dativ izvis bemerkenswerth, neben dem nachfolgenden, von mundoth regierten Acc. Man sagte demnach: mundo mis ina, ich betrachte mir ihn; oder verstand Ulfilas: caveo mihi ab illo, ich halte mir ihn ab? denn mundon sis scheint prospicere sibi.

3, 19. *skandai*, *αἰσχύνῃ*, Dativ von *skanda*, Schande.

4, 3. *valiso gajuko*, *σύζυγε γνήσιε*, der Gothe setzt den Voc. des Fem., weil er ihn auf die vorhergehenden *Εὐοδία* und *Συντύχη* bezieht; das den griech. Worten entsprechende Masc. würde lauten valisa gajuka! *valis*, hier für *γνήσιος*, wird Col. 3, 12 für *ἐκλεκτός* und *ἠγαπημένος* gebraucht; ein in allen übrigen deutschen Dialecten völlig ausgestorbenes Adjectiv.

4, 3. *nithais thos*, *συλλαμβάνου αὐταῖς*, von *nitha*, *nath*, *nêthum*, oder weniger wahrscheinlich von *nitha*, *nithaida*. Mit Recht vergleicht der Herausg. unser Gnade, das gothisch *ganêtha* lauten würde.

4, 4. *nununu*, die Partikel dreymal hinter einander gesetzt, sonst bloß *nunu*. Matth. 10, 26. Röm. 14, 20.

4, 5. *anavilje izvara*, modestia vestra, für *anaviljei*.

4, 8. *vailameri*, *εὔφημον*. Wir haben neulich eine treffliche Abhandlung über das gothische Adjectivum von Alb. Wellmann, Stettin 1835, erhalten, worin S. 32. 33 scharfsinnig behauptet wird, daß die mit I abgeleiteten Adj., wenn in ihrer Wurzel ein Ablaut, kein Laut, walte, im Nom. Sing. ihr I unterdrücken. Das entgegenstehende *gatemi*, Röm. 40, 19,

wurde durch die Vermuthung eines Schreibfehlers für *gatemiba* beseitigt, wiewohl auch der neutrale Acc. adverbial stehen könnte. Nicht aber läßt sich in jenem *meri* das adjectivische Neutrum verkennen.

4, 12. in dem zweymal vorkommenden Worte *lais* vier Druckfehler anzunehmen, ist doch unglaublich; aber warum macht der Herausgeber mit keiner Sylbe auf einen so merkwürdigen Ausdruck, statt des gewöhnlichen hundert Mal stehenden *vait*, aufmerksam? Und gleich 4, 15 wieder *vituth*.

4, 12. *usthrothiths im*, μεμύημαι, Vulg. institutus sum, eingeweiht. Unbekanntes Wort, doch wage ich nicht, *usfrothiths* oder *usfrodiths* (sapientia imbutus) zu emendieren. Das nord. thróttr läßt sich nicht vergleichen, das wäre goth. thruhts.

Col. 1, 7. *gaskalki*, σύνδουλος, vgl. 4, 7.

1, 17. *frumadein habands*, πρωτεύων, primatum tenens. Frumadei setzt ein Adj. *frumaths* (principalis, praecipuus) voraus, das wie framaths und naqvaths gebildet ist.

1, 21. *framathidans*, ἀπηλλοτριωμένους, von framathjan, entfremden.

1, 21. *in leika mammons*, ἐν τῷ σώματι τῆς σαρκός. Ulfilas gibt sonst durch *leik* sowohl σάρξ als σῶμα, z. B. gleich hernach 1, 24; doch mochte er hier nicht sagen: in *leika leikis*. *Mammo* ist, gleich dem lat. mamma, das Brustfleisch, der Busen, auch von Männern. Das ahd. *manzo* (uber) scheint für mamzo zu stehen (Gramm. 2, 214), und nur zufällig dem goth. *mimz* oder *minz* (κρέας, eßbares Fleisch), sanskr. *mansa* *) zu begegnen.

2, 14. *vadjabokos*, χειρόγραφον, Schrift, Urkunde, wodurch ein *vadi*, ahd. *wetti*, im Sinn des röm. Rechts eine Obligation constituirt wird; vgl. *gavadjoda* spopondit, II Cor. 11, 12. Das nahverwandte lat. vas, vadis und vadimonium hat engere Bedeutung.

2, 19. *gavissins jah gabindos*, ἁφὰς καὶ συνδέσμους. *Gaviss* stammt von vithan, wie ich schon zu Eph. 4, 16 bemerkt habe; *gabinda* von bindan.

2, 21. *atsnarpjais*, θίγῃς, contrectes, *snarpja* aber setzt ein starkes *snairpa*, *snarp* voraus, welches im ahd. *snirfu*, *snarf* fortlebt.

2, 23. *du sotha*, ad satietatem, von einem Neutr. *soth*, oder Masc. *soths*?

3, 22. *thevis*, servus, Neutrum, für *thivis*, Plur. *thevisa*, 4, 1. Eine Fortbildung des einfachen *thius* Masc. und

---

*) Band LXX. dieser Jahrbücher S. 39 *mansa* statt mans zu lesen.

thivi Fem.; *thivis* (Gen. thivisis) kann einen Knecht und eine Magd ausdrücken. Ulfilas verwendet von thivis aber nur Pluralformen, um so mehr hängen damit die ahd. Plur. auf IR = IS der Neutra zusammen.

3, 25. *sa skathaila*, ὁ ἀδικῶν für *skathala* oder *skathla* (wie mathl = ahd. madal); skathls ist das ahd. *scadal* (noxius) Gramm. 2, 103. Die Schreibung *ail* fällt hier nicht minder auf als oben Philipp. 2, 8 in manaulja das *aul*.

4, 6. *salta gasuqvoth*, ἅλατι ἠρτυμένος. Ἀρτύειν heißt zurichten, zubereiten; die Vulg. hat sale condire. Eine Handschrift gibt *gasukoth*; stände *gasugqvoth*, so würde ich *sugqvon* von sigqvan leiten, und senken, eintunken erklären. Es kann aber auch ein anderer Begriff darin liegen, z. B. der des Würzens.

4, 10. *gadiliggs*, ahd. *katilinc.*

I Theß. 2, 13. *sunjaba*, ἀληθῶς. Wenn von Adject. zweyter Decl. ein Adverb. gezeugt werden soll, hat es nur da JABA, wo eine kurze Sylbe vorhergeht, z. B. auch noch gabaurjaba; ist aber, wie gewöhnlich, die vorausgehende Sylbe lang, so bekommt es IBA: arniba, siuniba u. s. w.

2, 17. *gaainanaidai*, ἀπορφανισθέντες, ist bedenklich; es sollte wenigstens *gaainaidai* heißen.

3, 3. *ratidai*, verschrieben für *satidai.*

3, 6. *gaminthi*, μνεία, commemoratio, ein Neutrum, das dem altn. *minni* völlig entspricht, ahd. *kaminnidi* oder *kamindi* lauten könnte. Verschieden ist das Fem. *gamunds*, μνημόσυνον, ahd. *kamunt.*

4, 9. *brothrulubo*, φιλαδελφία, besser als *brothralubo*, Rom. 12, 8.

4, 16. *in hait jah in stibnai*, ἐν κελεύσματι, ἐν φωνῇ, die Vulg. gibt zwar in jussu *et* in voce, dem griech. Text aber mangelt die Copula, und weil dem Worte hait offenbar die dativische Flexion fehlt, so wird zu lesen seyn: *in haita, in stibnai*, oder: *in haita jah in stibnai.*

5, 3. *unveniggo* repentina, das Fem. abhängig von fralusts. Nichts wäre willkommener als ein goth. Adverb dieser Bildung; man sieht, die Gramm. 3, 232 — 238 verhandelten Adverbia können sich doch mit Adjectiven berühren. Ahd. *unwâninkûn*, inexspectato.

Blissoth, apparebit, ist höchst bedenklich. Der Herausgeber hätte sagen sollen, welche von den verwitterten Buchstaben erkennbar sind. Der Acc. des Pronomens *ins* (eos) fordert einen andern Begriff, z. B. den von überfallen, erreichen, treffen.

5, 6. *varai* cauti; ahd. *war*, *giwar* cautus.

5, 8. *unskavai sijaima*, νήφωμεν, man wird allerdings *usskavai* zu lesen haben, da I Cor. 15, 34 *usskavjith* für ἐκνήψατε steht. Die ahd. Hymnen geben *urtruct* sobrius, *urtruhtida* sobrietas, und ags. ist *gedreoh* sobrius. Was bedeutet aber *skaus*, *skavis* (wie faus, favis; naus, navis)? nach Analogie des altn. fâr = goth. faus; nâr = goth. naus, des ahd. fôwê (pauci), ags. feáva (pauci), darf an das ahd. scouwôn (speculari), ags. sceávian gedacht werden; *usskaus* wäre ein prospiciens, circumspiciens, cautus; Ulfilas nahm νήφειν nicht für nüchtern, sondern für vorsichtig, wachsam seyn. Es ist also der Begriff unseres ausschauen, munter schauen.

5, 14. *ungatlisans*, ἀτάκτους, importunos, wenn die Lesart richtig und das *tlis* wurzelhaft ist; erstes Beyspiel eines goth. mit TL beginnenden Wortes. Der Herausgeber nimmt eine Versetzung aus *gatils*, das allerdings aptus bedeutet, an, dem aber das S (außer dem männlichen Kennzeichen) mangelt; aus *gatilans* kann kein *gatlisans* werden. Auch ist der Sinn von ἄτακτος, Vulg. inquietus, aufrührerisch, unordentlich, ein anderer als der von ineptus. Es bedarf künftiger Aufhellungen für eine so seltsame Wortform.

5, 14. *grinda frathjans*, ὀλιγοψύχους. Der erste Theil dieser Zusammensetzung kann unmöglich mit dem vorhin besprochenen *usgrudja* sich berühren, wie der Herausgeber zu Eph. 3, 13 muthmaßt. Ich möchte ein Adj. *grinds* annehmen, das etwa klein, zerstückt, zerknirscht, zermalmt aussagte, und zu dem ags. *grindan* molere gehörte. Wir sagen zermalmt und zerknirscht von einem verzweifelnden, reuevollen; das ist freylich ein stärkerer Ausdruck, als kleinmüthig, doch *grinds* kann auch weiter nichts als klein bedeutet haben.

Einige andere hier übergangene schwierige Wörter des vorliegenden Textes habe ich schon in den Göttinger Anzeigen besprochen. Jac. Grimm.

Art. VI. The history of Ireland, by *Thomas Moore*. (Ausg. Paris.) Baudry, European library. 1835. (Geschichte von Irland, von Thomas Moore.)

(Fortsetzung.)

Indem wir in unserer ersten Abhandlung von Conary d. Gr. bis auf Crimthan (Nianair) übergingen, welcher zur Zeit des römischen Feldherrn Agrikola regierte, und dessen Name, wie unser Verfasser sich ausdrückt (7. Cap.), sich der besondern Auszeichnung erfreut, in den Blättern der Geschichte mit denen des Tacitus und Agrikola verknüpft zu seyn, erwähnen wir hier nur im Vorübergehen die beyden Vorgänger des

Crimthan und Nachfolger Conary's, nämlich Lugadius Rubricatus und Conquovarus Abratro (cf. O'Flaherty Ogyg. Dom. cap. XLIX et LI), von denen jedoch nichts Besonderes zu bemerken ist. Crimthan dagegen wird als der erste unter den irländischen Königen genannt, welcher nach einem Hülfszuge, den er seinen alten Verbündeten, den Picten, bey ihrem heldenmüthigen Widerstande gegen die römischen Legionen leistete, Britannien heimsuchte, und das erste Beyspiel jener räuberischen Einfälle gab, durch welche die Britannen nachher so lange Zeit beunruhigt wurden. Die Annalisten führen ein ganzes Verzeichniß der außerordentlichen Beute auf, welche Crimthan von seinem Zuge mit in seine Heimat gebracht habe: man liest darunter ein Paar Jagdhunde, zusammengebunden mit einer silbernen Kette, deren Werth nach dem damaligen Gebrauche des Tauschhandels auf 300 Kühe geschätzt wurde.

Nach dem Tode dieses Monarchen, angeblich des Einhundert und eilften aus der skotischen oder milesischen Dynastie, erlitt diese Herrscherlinie eine zeitweise Unterbrechung. Um das Jahr 90 n. Chr. G. brach in Irland der sogenannte erste plebejische Krieg aus, angezettelt durch die von den Skoten überwältigten und in gänzlich dienstbarer Abhängigkeit erhaltenen früheren celtischen Bewohner der Insel, und die späteren fremden, besonders belgischen Ansiedler. Es gelang ihnen, die gesetzmäßige Monarchie zu stürzen, und einen Mann aus ihrer Mitte, Namens Carbre Catcan, auf den Thron zu setzen. Die Regierung dieses Usurpators dauerte indessen nur fünf Jahre, welche von den Annalisten als ein Zeitraum allgemeiner Trübsal und Unfruchtbarkeit mit den Worten geschildert werden: — »Kein Korn auf dem Halme, keine Fruchtbarkeit in den Wässern, die Heerden sämmtlich unfruchtbar, und nur eine Eichel auf dem Eichbaume.« — Ganz der Herrschaft des Pöbels Preis gegeben, sagt der Verfasser, schien die Nation keine Hoffnung auf bessere Tage zu haben, als, nach Carbre's Tode, die Großmuth eines Individuums die ganze Gestalt der Dinge auf eine unvermuthete Weise änderte. Morann, der Sohn des Usurpators, der den Thron besteigen sollte, wandte seinen ganzen Einfluß an, um die ihm zugefallene Krone wieder auf ein gesetzmäßiges Haupt zu bringen, und es gelang ihm, das königliche Geschlecht in der Person des Feredach, eines Sohnes Crimthan's, wieder herzustellen. Zum Lohne dieses wahrhaft seltenen Edelmuthes erhielt Morann die Stelle eines Oberrichters des Königreichs, welche er mit so ausgezeichneter Gerechtigkeit verwaltete, daß er seinem Könige den Beynamen des Gerechten erwarb, und zu der Sage Anlaß gab, er besäße eine goldene Halskette, welche

ihn durch vergrößerten Druck um den Hals gewarnt habe, so oft er im Begriffe gewesen, ein ungerechtes Urtheil zu fällen. Die Fabel dieser Kette hat sich dergestalt fortgeerbt, daß es noch in späteren Zeiten in Irland, um die Wahrheit zu bekräftigen, gebräuchlich war, zu sagen: »Ich könnte es bey Morann's Kette beschwören.« Ja man will dieses, unter dem Namen Jodhan Morann bekannte Halsband vor mehreren Jahren in einem Sumpfe in der Grafschaft Limerik zwölf Fuß tief unter der Erde aufgefunden haben.

Unter Fiach, dem Sohne Feredach's des Gerechten (als dessen Vorgänger O'Flaherty noch den Fiatach Finn als König nennt; Ogyg. cap. IV), brach der zweyte plebejische Krieg heran, an welchem auch die Könige der Provinzen Antheil nahmen, und unter der Anführung Elim's, des Königs von Ulster, mit den Empörern, die hier den Namen Ottacoten (was nach O'Connor »das Riesengeschlecht« bedeutet) führen, gemeinschaftliche Sache machten. Fiach ward aus dem Wege geräumt (O'Flah. a. a. O.), und sein Sohn und Thronerbe Tuathal, mit dem Beynamen Bonaventura (der Willkommene), flüchtete nach Nord-Britannien, wo er bey seinem mütterlichen Großvater, dem Könige der Picten, eine Zufluchtsstätte fand. Durch Hungersnoth, das gewöhnliche Ergebniß solcher aufrührerischer Zeiten, gezüchtigt, kam jedoch eine große Mehrheit des Volkes zur Besinnung, und gedachte der Ansprüche seines rechtmäßigen Herrschers, des Enkels seines Lieblingskönigs Feredach's des Gerechten. Von Gewissensbissen getrieben, sandten sie Boten an ihn ab, und Tuathal landete alsbald an der Spitze einer Abtheilung piktischer Truppen. Er schlug den geraden Weg nach Tara ein, ward dort unter dem Beyfallsrufe seiner Unterthanen zum König gewählt, und durchzog hierauf, von einem Siege zum andern eilend, das Königreich, bis die Empörung vernichtet, und der frühere Zustand der Dinge wieder hergestellt war: die in Tara zusammenberufenen Stände des Reichs schworen »bey der Sonne, dem Monde und den Sternen,« so lange Irland von der See umschlossen werde, nur Ihn allein als ihren gesetzmäßigen Monarchen anerkennen zu wollen.

Zu dem Bemerkenswerthen der Regierung des Tuathal gehörte ein Tribut, der unter dem Namen des boarischen oder boromeschen Tributs alle zwey Jahre eingetrieben wurde, und bis in das siebente Jahrhundert unserer Zeitrechnung fortdauerte, wo er unter dem Könige Finarta durch Vermittlung des h. Moling erlassen wurde, nachdem er, wie die alte Geschichte Irlands nachweisen will, unter vierzig Königen nicht ohne Blutvergießen und Verwirrung erhoben worden war. Nach Einigen

bestand derselbe jedesmal aus 3000 Kühen, eben so vielen Schweinen und Schafen, 3000 kupfernen Kesseln, eben so vielen Unzen Silber und einer gleichen Anzahl von Mänteln. Die Ursache dieser schweren Buße, unter welcher freylich viele Unschuldige mit dem Schuldigen leiden mußten, war eine höchst kränkende Beschimpfung, welche der König Achy von Leinster dem obersten Könige Tuathal zugefügt hatte. Achy nämlich hatte eine Tochter dieses Monarchen geheiratet. Etwas nach Verlaufe eines Jahres erschien er wiederum in Tara, verkündete unter allen äußeren Anzeichen von Gram und Kummer dem betrübten Vater, daß seine junge Königin gestorben sey, warb um die Hand einer zweyten Tochter Tuathal's, und führte dieselbe als Gattin nach Leinster zurück. Als sie daselbst ankam, fand sie ihre Schwester noch am Leben, und vor Erstaunen und Scham, heißt es, traf sie nach wenigen Minuten der Tod. Die getäuschte Königin, von der Veranlassung des Besuches ihrer Schwester nichts ahnend, war herbeygelaufen, um sie zu begrüßen, versank jedoch, als sie die traurige Wahrheit der Geschichte erfuhr, in tiefen Gram, welkte, durch die Treulosigkeit ihres Gebieters, wie durch das traurige Schicksal seines jungen Opfers verwundet, dahin, und starb deßgleichen.

Auf Tuathal folgten die Könige Mal (A. D. 160) und Fedlim (oder Feidlim, mit dem Beynamen der Gesetzgeber (Reachtmar) (A. D. 164). Letzterer schaffte die bis dahin in Irland üblich gewesene lex talionis ab, und führte unter der Benennung Eruic, die vertragsmäßigen Geldbußen für Mordthaten ein. Im folgte, nach unserm Verfasser, sein Sohn Con von den hundert Schlachten (A. 177). O'Flaherty aber gibt diesem Con (l. c. cap LIX) noch Cathier d. Gr., einen Bruder des Königs Mal, zum Vorgänger, welcher dreyßig Söhne gehabt haben soll.

Von der Familie des Con (oder Cuime) (Quintus Centimachus), dessen lange Regierung einer Reihe von Kämpfen geweiht war, soll jenes Geschlecht von Fürsten herstammen, welche unter dem Titel der dalriadischen Könige, Albany oder das neuere Schottland mit ihren ersten scotischen Herrschern versahen.

Einer der vielen Kriege dieses Königs hatte eine neue Eintheilung des Reichs zur Folge, indem sein erbittertster Gegner, Mogh-Nuad, König von Munster, allmälich die Herrschaft über die Hälfte von Irland gewann. Diese erhielt den Namen Leath-Mogh (Mogh's Hälfte), und jene andere, welche den nördlichen Theil der Insel begriff, ward Leath-Cuinn (Con's Hälfte) benannt. Nach O'Flaherty soll diese Theilung in der

Wirklichkeit nur ein Jahr lang bestanden haben, dem Namen nach erhielt sie sich jedoch bis in die späteren Zeiten.

Der Verfasser übergeht hier abermals die (bey O'Flaherty l. c. cap LXIII bis LXVIII aufgezeichneten) Nachfolger des Königs Con (Conary II., Arthur den Einzigen, Olill Olom, Fiach Araidh, Lugad Mac-con und Fergus mit den schwarzen Zähnen), und erwähnt sogleich Cormac Ulfadha, den vollkommensten aller milesischen Fürsten als Gesetzgeber, Soldaten und Geschichtschreiber, der um die Mitte des dritten Jahrhunderts blühte (A. 254), und die einzige unter den wenigen ausgezeichneteren Herrschern dieses Geschlechtes war, der seinen Unterthanen so viel Achtung für seine Einrichtungen einzuflößen wußte, daß er ihr Fortbestehen auch nach seinen Lebzeiten sicherte. Er stiftete drey Akademien zu Tara, die eine für Kriegswissenschaft, die andere für historische Literatur, die dritte für Rechtsgelehrsamkeit; veranstaltete eine Revision der Annalen des Königreichs, und ließ den Psalter von Tara vervollständigen. In die Fülle seiner Kraft gediehen, legte er die Regierung nieder, wie man glaubt, in Folge eines alten Gesetzes oder Gebrauchs im Lande, nach welchem Niemand, der einen körperlichen Fehler hatte, auf dem Throne sitzen durfte. Nun begab es sich aber, daß Cormac bey einem Aufstande in Tara, der von den Geschichtschreibern verschiedentlich erzählt wird, ein Auge verlor, und hierdurch unfähig wurde, die Souveränität länger zu behaupten.

Cormac Ulfadha hatte zum Eidam den Helden Finn-Mac-Cumchall oder Fingal (den Vater Oisins oder Ossians), der zugleich ein großer Beförderer der Verbesserung und Erweiterung des unter dem Namen der himmlischen Urtheile bekannten Gesetzbuches war. Er selbst verfaßte in seiner Einsamkeit mehrere Werke, von denen »der Rath an einen König,« den er für seinen Sohn Carbre niederschrieb, da er ihm die Regierung abgetreten, noch im sechzehnten Jahrhundert vorhanden gewesen seyn soll.

Carbre, der während seiner Regierung die unter dem Namen Fianna Eirum (Miliz von Erin) berühmte Waffenmacht auflöste, blieb in einem der vielen mit derselben gelieferten Schlachten unweit Gabhra. Der Ruhm dieser unheilvollen Schlacht von Gabhra, sagt der Verfasser, und der tapferen Krieger, die in ihr fielen, blieb lange Zeit ein Lieblingsthema der irischen Barden und Romanzendichter; und auf keine andere Grundlage, als die der alten Gesänge über die Helden dieser Schlacht, und einiger anderen Lieder, in welchen Heerführer aus noch älterer Zeit besungen werden, ward jenes glänzende Gebäude des Betrugs

errichtet, das unter Ossians angenommenem Namen die Welt so lange geblendet und getäuscht hat, und eben so merkwürdig ist, durch die bey seiner Aufführung entwickelte Geschicklichkeit und Phantasie, als durch die Kühnheit, mit welcher sein Urheber auf die allgemeine Unwissenheit und Leichtgläubigkeit seiner Leser gerechnet hat.

Indem der Verfasser aus der innigen Verbindung dieses Macpherson'schen Werkes mit der Geschichte Irlands und Nordbritanniens in diesem Zeitpunkte, und aus den falschen Ansichten, welche dasselbe über die frühzeitigen Verhältnisse zwischen beyden Ländern zu verbreiten sucht, Veranlassung nimmt, ihm eine Aufmerksamkeit zu widmen, auf die es, als ein bloßes, wenn auch noch so glänzendes Werk der Erdichtung, durchaus keine Ansprüche haben könnte, klagt er dasselbe vornehmlich des Versuches an, die geschichtlichen Verwandtschaften der Irländer und Schotten zu verwirren, in der Absicht, nicht allein jene erhabenen Heldennamen und romantischen Sagen, welche der Dämmerungsperiode der irischen Geschichte, aus der sie entlehnt sind, angehören, sondern auch die Ausgezeichnetsten jener zahlreichen Heiligen und Gelehrten, welche unbezweifelt in einem späteren, von der Fackel der Geschichte schon kräftiger beleuchteten Zeitraume die Annalen Irlands verherrlicht haben, als das Eigenthum Schottlands in Anspruch zu nehmen. Dieser Plan, sagt der Verfasser, durch den Umstand, daß beyde Länder den Namen Scotia führten, besonders begünstigt, entwickelte sich bereits im dreyzehnten Jahrhundert, bis endlich, mit Hülfe der von Hektor Bonce vorgebrachten falschen Autoritäten, ein Zusatz von vierzig bis fünf und vierzig scotischen Königen plötzlich in die ächte irische Liste der dalriadischen Herrscher eingeschoben wurde, zu deren Vertheidigung besonders politische Rücksichten den Anlaß gaben. Dieses letztere nimmt der Verfasser besonders an bey einem Werke von Buchanan (De jure regni apud Scotos), weil die Beyspiele von Absetzung und Bestrafung von Königen durch ihre Unterthanen, die derselbe in jenen angeblichen geschichtlichen Ueberlieferungen vorfand, mit den damals herrschenden Grundsätzen über die Befugniß der Absetzung von Königen sich vertrugen. Erst Lloyd, Bischof von St. Asaph, enthüllte, wie der Verfasser sich ausdrückt, die Unwahrheit und Albernheit der ganzen Fabel in einer Schrift unter dem Titel: »Geschichtlicher Bericht über die alte Kirchenregierung in Großbritannien und Irland,« Bischof Stillingfleet's Meisterhand aber gab diesem dunkeln Gebäude den letzten Schlag, und die Ansprüche der Schotten auf ein hohes, von jenem ihrer Ahnen, der Iren,

unabhängiges Alterthum fielen, um sich nie wieder in derselben Gestalt zu erheben.

In die Compilation Macpherson's dringt jedoch der Verfasser etwas tiefer ein, und rügt darin besonders die Absicht, die scotische Geschichte Irlands, mit der Geschichte der von dieser Insel herstammenden Scotia zu vermengen, und auf diese Weise dem Sohne einen großen Theil von dem Ruhme des Vaters zuzuschreiben. Auf die Dunkelheit der irischen Geschichte im Anfange der christlichen Zeitrechnung bauend, sagt der Verfasser, sah Macpherson ein, daß eine angenommene Wanderung von Caledoniern in dieses Land im ersten Jahrhundert ihm nicht nur ein weites und sicheres Feld für die phantastischen Schöpfungen, mit denen sein Geist schwanger ging, eröffnen, sondern ihm auch das Mittel verschaffen würde, den romantischen Ruf jener frühen Helden und Barden, jener traditionellen Gegenstände der Geschichte und des Gesanges, für welche jedes alte Volk noch eine größere Vorliebe hegt, als selbst für seine bewährteste und ehrenvollste Geschichte seinem eigenen Vaterlande anzueignen. Die verschiedenen Verfälschungen der ursprünglichen Balladen, durch welche dieser Prozeß der Einbürgerung vor sich ging, und die Häuptlinge Finn, Oisin, Osgar, Cuchullin, Goll Mac-More in den ersischen Gesängen insgesammt in Helden der schottischen Hochlande verwandelt wurden, sind von Kritikern, welche mit den Mundarten beyder Länder vertraut waren, nachgewiesen worden, und obschon einige Abweichungen von den ursprünglichen Balladen ohne Zweifel aus dem Mangel eines geschriebenen Originals entsprangen, so finden sich doch andere — wie die häufige Auslassung der Namen Irlands und des h. Patrick — die ihre Quelle bloß in absichtlichem Betruge gehabt haben konnten *).

In allen solchen Arten absichtlicher Fälschung (so heißt es weiter) überbot Macpherson seine rohen Vorbilder mit ungewöhnlicher Kühnheit, obschon mit so weniger Rücksicht auf Uebereinstimmung, daß er oft den Verdacht rechtfertigt, er habe sei-

*) Der verstorbene Doctor Young, Bischof von Clonfert, der im Jahre 1754 eine Reise nach den schottischen Hochlanden in der Absicht machte, die ursprünglichen Gedichte zu sehen, nach welchen Macpherson seine epischen Gesänge verfaßte, hat diesen beschuldigt, er habe die Jahreszahlen seiner Vorbilder verändert, ihnen ein weit höheres Alterthum, als ihnen gebühre, beygelegt, den Namen des h. Patrick unterdrückt, kurz, sogar die wenigen spärlichen Bruchstücke irischer Dichtkunst, die er aufweisen konnte, um seinen Betrug zu sanktioniren, auf jede Weise verdorben und verfälscht. Anm. d. Verf.

nen großen Erfolg eben so sehr der Bereitwilligkeit Anderer, sich täuschen zu lassen, als seinem eigenen Talente zu täuschen verdankt. Die Verwandlung Finn's, eines irischen Häuptlings des dritten Jahrhunderts, in einen caledonischen »König von Morven,« und der chronologische Verstoß, ihm als Zeitgenossen Cuchullin zu geben, der über zwey Jahrhunderte früher gelebt hatte (wie wir oben gesehen), sind Irrthümer, von denen man, so grob sie auch sind, hoffen konnte, daß die Dunkelheit der irischen Geschichte in diesem Zeitpunkte sie verhüllen werde. Daß er aber diesen Finn oder Fingal im Jahre 208 die Caledonier gegen Caracalla befehligen, und ihn dann, nach dem Verlaufe von mehr als einem Jahrhunderte, wieder auftreten läßt, um sich mit Cathmor in einem Zweykampfe zu messen, dieß ist eine jener kühnen Licenzen, die den Stempel der Unwahrscheinlichkeit und Unwahrheit tragen, und die nur ein Schriftsteller, der sich seiner Gewandtheit in der Kunst des Betruges in so hohem Grade bewußt war, hatte wagen können.

Nach Carbre's Tode bestieg dessen Sohn Fiach den Thron (A. 297). Während seiner Regierung hatte die große Christenverfolgung Statt, welche die römischen Kaiser Diocletian und Maximian angeordnet hatten. Auch die britannischen Inseln zählten viele Märtyrer, unter welchen besonders der h. Alban genannt wird (O'Flaherty l. c. cap. LXXIV), der im Jahre 303 getödtet wurde.

König Fiach blieb i. J. 327 in einer Schlacht, welche ihm seine Neffen, drey Brüder Namens Huas-Colla, lieferten. (Nach O'Flaherty hießen sie Colla-Huas, Colla-Meann und Colla-Da-crioch, l. c. cap. LXXV.) Von dem Druiden Dubcomar, der gleichfalls in dieser Schlacht das Leben verlor, erhielt dieselbe den Namen der Schlacht des Dubcomar. Huas-Colla bestieg den erledigten Thron, und behauptete denselben fünf Jahre hindurch, ward aber dann von Muredach Tiry, dem Sohne Fiach's, vertrieben, und flüchtete mit seinen beyden Brüdern und dreyhundert Anhängern nach Nordbritannien. Von dort zurückgekehrt, wußten sie sich die Gunst des Königs zu erwerben, und wurden auch durch seine Hülfe in den Stand gesetzt, den König von Ulster zu bekriegen, und aus seinen Besitzungen zu vertreiben. Während dieser Kämpfe ward der Pallast Emania, dessen Erbauung (wie wir gesehen haben) eine der großen Epochen der irischen Chronologie bildete, nach einer Schlacht, über welcher, wie man sagt, sechs Sonnen nach einander untergingen, von Grund aus zerstört, so daß keine Spur von seinen so lange Zeit berühmt gewesenen Herrlichkeiten übrig blieb.

Der Verfasser geht von hier sogleich über auf das Ende des vierten Jahrhunderts, wo unter dem König Nial dem Großen (oder Nial [Neill] Naighiallach, d. i. von den neun Geißeln), einem der tapfersten Fürsten aus dem milesischen Geschlechte, ein sehr ausgedehnter und furchtbarer Einfall von Irland aus nach Britannien unternommen wurde. Vor Nial aber regierten (nach O'Flaherty l. c. cap. LXXVII bis LXXXIV) noch drey Könige, nämlich Coelbad (A. 357), Achay Mogmedon (A. 358) und Crimthann (A. 366). Die Regierung des Letzteren ist besonders um deßwillen bemerkenswerth, weil während derselben der h. Patricius geboren ward. Seine Aeltern wanderten, wie Einige behaupten, später mit ihm aus Irland nach dem armorischen Gallien; Andere aber, und so auch Thomas Moore, sind der Meinung, daß er hier geboren sey. Aus Gallien aber ward er auf einem der Raubzüge Nial's, der nicht allein Britannien heimsuchte, sondern seine Unternehmungen bis an die Küsten Galliens erstreckte, als ein sechzehnjähriger Jüngling unter anderen Gefangenen mit nach Irland geschleppt, um nach der Anordnung Gottes der Apostel dieses Landes zu werden. Es bestieg daher auch im Jahre 406 der letzte heidnische König den Thron von Irland, nämlich Dathy (oder Dathias), der hundert und achtzehnte Herrscher aus dem milesischen Geschlechte; ein Fürst, der, als Soldat und Abenteurer, nicht unwürdig war, die ihm von seinem heldenmüthigen Vorgänger eröffnete Bahn zu betreten. Er wagte es nicht allein, gleich Nial, Züge nach den Küsten von Gallien zu unternehmen, sondern drang auch, angelockt von der Aussicht auf Beute, bis zu dem Fuße der Alpen vor, woselbst er, wie man sagt, durch einen Blitz erschlagen, den Thron fortan einer Reihe von christlichen Königen überließ.

Bevor jedoch der Verfasser (im zehnten Capitel) »die Einführung des Christenthums« in Irland abhandelt, widmet er noch zuvor das achte Capitel einer Untersuchung über »die Glaubwürdigkeit der Geschichte des heidnischen Irlands,« und das neunte Capitel einer »Uebersicht über die Einrichtungen und den Zustand der Civilisation der heidnischen Iren.« In jener ersten Beziehung unterscheidet er zuvörderst zwischen den sogenannten dichterischen Geschichtschreibern, d. h. gewissen metrischen Schriftstellern, die von dem neunten bis zum eilften Jahrhundert blühten, und jenen regelmäßigen Chronikschreibern oder Annalisten, die von sehr frühen Zeiten an eine lange, ununterbrochene Reihenfolge bildeten, und deren sich an einander anschließende Berichte den Annalen von Tigernach, von deu »Vier

Masters, von Inisfallen, von Ulster und von vielen anderen einverleibt, und unserer Zeit überliefert worden sind. Daß den dichterischen Geschichtschreibern wenig Glauben beygemessen wird, steht wohl zu erwarten. In der Art der Zeitberechnung nach königlichen Thronfolgern, sagt der Verfasser, lag die große Quelle der falschen Chronologie der irischen Alterthumsforscher. Von den frühesten Zeiten an bestand die Regierung Irlands aus einer Menge von Königreichen, in denen, neben dem Monarchen der ganzen Insel und den vier Provinzial-Königen, auch eine Menge untergeordneter Herrscher oder Dynasten sich fanden, welche alle den königlichen Namen und königliche Macht ansprachen. Ein solcher Zustand der Dinge verleitete die Genealogisten, und setzte sie in den Stand, jenen Bau erdichteten Alterthums aufzuführen, durch den sie nicht bloß Andere, sondern auch sich selbst täuschten. Da auf diese Weise eine solche Fülle königlichen Blutes zu ihrer Verfügung stand, so waren die ihnen gebotenen Mittel, die genealogischen Linien auszufüllen, und dadurch das Alterthum der Monarchie zu erhöhen, viel zu verführerisch, als daß sie keinen Gebrauch davon hätten machen sollen. In Folge dessen wurden nicht nur Könige, welche Zeitgenossen gewesen waren, zu Nachfolgern von einander gemacht, sondern auch Fürsten, die bloß von ihren abgesonderten Parteyen anerkannt worden waren, zu dem Range gesetzmäßiger Monarchen erhoben, und nahmen ihre Stelle in derselben regelmäßigen Reihe von Thronfolgern ein.

Unter den als wahre Beweisquellen zu betrachtenden Annalen dagegen, obgleich sie im Allgemeinen immer noch mit Vorsicht gebraucht werden müssen, nennt der Verfasser besonders jene von Tigernach, der, von einem verhältnißmäßig späten Zeitpunkte, von dem König Kimbaoth (s. oben, etwa 300 Jahre vor Chr. G.) beginnend, seinen Erzählungen die schon an und für sich einige Zuversicht einflößende Erklärung vorausschickt, daß die Urkunden der Skoten vor diesem Zeitpunkte alle unzuverläßig gewesen seyen. Jenes Vertrauen aber wird noch vollkommener gerechtfertigt durch den Ton der Wahrhaftigkeit, der alle seine Angaben durchdringt, und in dem Maße, als er sich der christlichen Zeitrechnung nähert, und noch mehr, da er in dieser Periode vorrückt, verleihen die merkwürdige Uebereinstimmung seiner Chronologie, seine Kenntniß und Genauigkeit in der synchronistischen Zusammenstellung der irischen Begebnisse mit jenen der römischen Geschichte, und die einförmig trockenen Thatsachen, welche den Grundstoff seiner Einzelnheiten bilden, diesen Urkunden einen Charakter von nicht gewöhnlicher Glaubwürdigkeit, und machen sie, bekräftigt wie sie sind durch andere

gewichtige Annalen, zu einer Beweisquelle, welche, selbst in Beziehung auf die früheren Theile der irischen Geschichte, weit glaubwürdiger und chronologisch richtiger ist, als irgend eine, welche für die beglaubigtesten Begebnisse jenes frühen Zeitraumes der griechischen Geschichte, in welchem die Nachrichten über große Ereignisse bekanntlich bloß durch das Gedächtniß bewahrt wurden, angeführt werden kann.

In Bezug auf die übrigen in Irland vorhandenen Annalen beweist der Verfasser u. a., durch die große Genauigkeit, mit welcher gewisse, durch spätere Berechnung bewährte Naturereignisse erzählt sind, auch deren historische Glaubwürdigkeit, und daß dieselben kein erdichtetes Machwerk neuerer Zeiten seyen; keine Erfindung neuerer Mönche und Versemacher, wie oftmals behauptet worden sey; sondern größtentheils eine Reihe alter authentischer Urkunden, deren Abschriften, von Jahrhundert zu Jahrhundert, bis auf unsere Zeiten überliefert worden seyen.

Bey der Uebersicht über die Einrichtungen und den Zustand der Civilisation der heidnischen Iren (im zehnten Capitel) handelt der Verfasser zunächst von der Regierungsform und Regierungsweise und von der Beschaffenheit des Staatsverbandes (wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen wollen). Ohne bis zu dem Lande Kanaan zur Zeit Josua's zurückzugehen, wo jede Stadt sich ihres eigenen Königs rühmen konnte, vergleicht er den früheren Zustand der Pentarchie in Irland mit Phönizien, dessen kleines und schmales Gebiet ebenfalls, und auf ähnliche Weise, in kleine Königreiche zerstückelt war, und entnimmt aus Homer's Nachrichten über die getrennten Gebiete der griechischen Häuptlinge, daß sie gleichfalls nach demselben kanaanitischen Muster gebildet waren. In keinem Lande aber war der Königstitel und die königliche Macht in so kleine Abtheilungen und Unterabtheilungen zersplittert, als bey der Provinzialregierung Irlands, nach welcher, noch außer dem Häuptlinge einer jeden Provinz, auch jeder untergeordnete Fürst, oder das Haupt eines großen Distriktes, ebenfalls den Königstitel annahm, und wirklich innerhalb seines Gebietes alle Befugnisse der Souveränität ausübte, ja sogar, nicht allein die Fürsten gleichen Ranges, sondern auch den König der ganzen Provinz bekriegte, so oft er eine hinreichend starke Partey zu einem solchen Unternehmen aufbringen konnte.

Neben dem Interesse, welches die Kenntniß solcher uralten Einrichtungen an und für sich gewährt, ist es nicht ohne Nutzen, denselben einige Aufmerksamkeit zu widmen, indem sich aus jenen früheren Gebräuchen manche Ereignisse und Volkseigenthümlichkeiten der neueren Zeit erklären lassen. In Folge jener beharr-

lichen Anhänglichkeit an alte Gewohnheiten, Gebräuche und Neigungen, sagt der Verfasser, durch welche sich die Sitten des irischen Volkes stets ausgezeichnet haben, wird man finden, daß dieselben charakteristischen Eigenheiten, welche irgend einen Theil der Geschichte Irlands bezeichnen, auch jeden andern durchdringen; dergestalt, daß man, mit alleiniger Ausnahme jenes Fortschreitens in den Künsten und den Ueppigkeiten des Lebens, welches im Laufe der Zeit nothwendig Statt finden mußte, behaupten kann, daß die Iren bis auf den heutigen Tag in den meisten Beziehungen noch eben so beschaffen sind, wie sie es in den frühen Jahrhunderten ihrer Pentarchie gewesen.

Was die Nachfolge der Monarchen unter einander betrifft, so wurde dem in jenen Zeiten so allgemein anerkannten Rechte der Erstgeburt bey den Iren gar keine Achtung gezollt. Innerhalb des Kreises der nahen Verwandtschaft des regierenden Fürsten waren Alle gleich befähigt, zu seinem Nachfolger gewählt zu werden, so daß man sagen kann, die Succession sey in Beziehung auf das Blut erblich, in Hinsicht auf die Person aber wählbar gewesen. Nicht allein der Monarch ward auf diese Weise durch Wahl ernannt, sondern auch, während er selbst noch am Leben war, sein Nachfolger oder Tanist, welcher in ältesten Zeiten zugleich Oberbefehlshaber der Armee war und das oberste Richteramt bekleidete, nicht selten aber, besonders in den kleineren Provinzialreichen, einen befugten Vereinigungspunkt für die Mißvergnügten bildete.

Solche Anlässe zur Zwietracht konnten nicht ohne Folgen bleiben. Die Dynasten, ihrer Stellung nach sowohl Unterthanen als Herrscher, waren abwechselnd Tyrannen und Sclaven; die Monarchie selbst wurde oft nur als der Preis des Stärkeren betrachtet; und der Geist der Parteyung, der bis auf die neuesten Zeiten die Bewohner Irlands charakterisirt, durchdrang alle Rangstufen der Gesellschaft, von der Hütte bis zum erhabensten Throne.

Eine neue Quelle von Zerwürfnissen war der Tribut, welchen die Fürsten niederen Ranges ihres Vorgesetzten für den ihnen zu leistenden Beystand entrichten mußten. Dieser Austausch von Subsidien und Tribut, in späteren Zeiten Coshering genannt, erstreckte sich durch alle Abstufungen der größeren und kleineren Herrschaften, und bestand oftmals darin, daß der Monarch (wie dieß auch in der Folge in England der Fall war), so wie jeder niedere Gebieter oder Häuptling, in seinen Bezirken Reisen machte, und von seinen Untergebenen mit seinem ganzen Gefolge aufgenommen und bewirthet werden mußte.

An Vorwänden, den Tribut zu verweigern, fehlte es nie,

und nur mit dem Schwerte in der Hand konnte der Souverän in solchen Fällen sich Hülfe verschaffen. Ein so allgemeiner und fortwährender Kriegszustand mußte aber nothwendig der sittlichen Entwicklung des Volkes im Wege stehen, um so mehr, da dergleichen blutige Zwistigkeiten einer gegen sich selbst bewaffneten Nation durch kein erhebendes Prinzip, wie dieß bey auswärtigen oder Vertheidigungskriegen der Fall ist, geadelt werden, und für die Sieger und Besiegten gleich unrühmlich auszufallen pflegen. In der That, eines der schlimmsten Resultate jenes Gesetz- und Regierungssystems, unter welchem Irland, wie der Verfasser sich ausdrückt, zuerst in das politische Daseyn auftauchte, und das es, mit allen seinen Mißbräuchen, mehr als tausend Jahre lang beybehielt, war ein beständiges Hinderniß, das es der Entwicklung eines öffentlichen Nationalgeistes dadurch entgegenstellte, daß es die Masse des Volkes in gegenseitig feindselige Stämme zersplitterte, und jeden Einzelnen daran gewöhnte, alles Andenken an die allgemeine Ruhe und Wohlfahrt seinen eigenen Parteyzwecken oder der Befriedigung persönlicher Rache zum Opfer zu bringen. Darum, fährt der Verfasser fort, konnte ein solcher Kampf parteysüchtiger Zwietracht, der Jahrhunderte lang fortdauerte, nicht verfehlen, einen wesentlichen Einfluß auf den allgemeinen Charakter der Nation zu äußern, und den Samen künftiger Erniedrigung und Schwäche auszustreuen.

Aehnliche Uebelstände flossen aus den Gesetzen, welche die Vertheilung des Eigenthums regelten. Wo immer Erbgüter nicht mit dem Königthume oder der Würde eines Stammhäuptlings verbunden waren, wurde ihre Uebertragung durch den Gebrauch der gleichen Erbvertheilung unter Brüdern (Gavelkind genannt) geregelt, und die Art und Weise, auf welche das Eigenthum Kraft dieses Gesetzes vertheilt und immer wieder vertheilt wurde, unterwarf den Besitz desselben einer beständigen Unsicherheit, und zersplitterte es endlich ganz. So oft einer der untergeordneten Besitzer starb, versammelte man den ganzen Stamm, warf alle Besitzungen zusammen, und nahm eine neue allgemeine Theilung vor, bey welcher der Sohn des Verstorbenen nicht den Antheil seines Vaters erhielt, sondern jedem männlichen Individuum des Stammes ward, je nach seinem Alter, ein Theil des Ganzen zuerkannt.

Frauen jeden Standes waren von dem Erbrechte ausgeschlossen, dagegen hatten uneheliche Söhne eben so gültige Ansprüche auf Landtheile, als die ehelichen, ein Gebrauch, welcher nur den Iren eigenthümlich war.

Eine der schlimmsten politischen Folgen obiger Gesetze über das Eigenthum war, daß durch sie die Trennung des Volkes in

Stämme oder Clans, eine in der ersten Kindheit der Gesellschaft so natürliche Einrichtung, bestärkt und verewigt wurde. Eben die Wärme und Treue, mit welcher die Glieder eines jeden Stammes sich an einander anschlossen, entfremdete sie nur um so mehr allen anderen Angehörigen der Gesellschaft, und verminderte nach Verhältniß ihre Rücksicht auf das Gemeinwohl.

Als ein ferneres Uebel des gesellschaftlichen Systems, welches aus dem Afterkönigthume hervorgehen mußte, das die ganze Stufenleiter der Großen, bis zum Besitzer einiger Morgen Feldes durchlief, nennt der Verfasser den Stolz, der den kleinsten Besitzer veranlaßte, sich »einen Lord und sein Feld sein Land zu nennen.« Selbst der kleinste solcher Potentaten hielt es unter seiner Würde, einem Geschäfte oder Gewerbe obzuliegen, daher erhielt der Müßiggang beständig eine Menge armer und stolzer Geister in Gährung, welche, da sie bis zum Verfalle der römischen Macht in Britannien wenig Gelegenheit hatte, um nach außen hin sich auszutoben, in den Kämpfen einheimischer Parteyung und in wilden Bürgerzwisten Befriedigung suchte. Es entstand auch daraus das System der Unterjochung, dem alle Eingebornen, und selbst die früheren Eroberer, namentlich die Damnonier und Belgier, unterliegen mußten, während die Scythen oder Scoten sich in dem Glanze ihrer Hoheit sonneten. Neben den einheimischen unterdrückten Völkern gab es indessen auch noch wirkliche Sclaven in Irland, die ein Gegenstand des Handels waren.

Bey dem Versuche, den wahrscheinlichen Grad von Civilisation zu bestimmen, den das Volk von Irland in jenen frühen Jahrhunderten erreicht haben mochte, findet der Verfasser, daß das Gemälde ihres Zustandes, wie es uns sowohl durch ihre eigenen Jahrbücher, als durch die Schilderungen fremder Schriftsteller überliefert worden ist, aus schneidenden Kontrasten besteht: und daß sich in der Geschichte der alten Irländer kein einziger, auf gesellschaftliche Verfeinerung hindeutender Zug vorfindet, der nicht durch irgend einen andern, das stärkste Gepräge der Barbarey an sich tragenden, verdunkelt wird. Nur durch eine Vermittlung dieser zwey entgegengesetzten Extreme soll man eine richtige Mitte finden, und den wahren oder doch wahrscheinlichen Stand der Dinge ermessen. Jenes Doppelbild aber, wie es durch die Nebel der Zeit hindurchdämmert, hat die Schriftsteller, welche sich mit dem irischen Alterthume beschäftigten, in zwey ganz entgegengesetzte, oftmals heftig und bitter gegen einander kämpfende Parteyen getheilt. Von den griechischen Autoren nennt der Verfasser den Strabo und Diodorus, von den römischen aber Pomponius Mela und Solinus, welche,

in auf einander folgenden Zeiträumen, von einer der christlichen Zeitrechnung eben vorangehenden Periode bis gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts blühten. Nach den ersten beyden pflegten die irländischen Eingebornen Menschenfleisch zu essen, und Strabo fügt noch bey, die Leichname ihrer Aeltern seyen ihre Lieblingsspeise gewesen. Pomponius Mela ferner erklärt, sie hätten durchaus keinen Sinn für Tugend und Religion gehabt (omnium virtutum ignari, pietatis admodum expertes), und Solinus: sie hätten keinen Unterschied zwischen Recht und Unrecht gemacht (Fas atque nefas eodem animo ducunt). Allein der Verfasser, gestützt auf die fast gänzliche Unbekanntschaft Irlands zu jenen Zeiten unter den Römern und Griechen, läugnet die Gültigkeit dieser Zeugnisse, und stellt den Kontrast desselben mit dem Zustande auf, welchen uns die Römer, da sie die ersten lichten Blicke auf Irland werfen, als eine Scene geschäftigen Handels in seinen Häfen und reger Schiffahrt in seinen Gewässern schildern; zugleich aber beweist er durch die zahlreichen Zeugnisse, welche Irland selbst in seiner einheimischen Sprache aufzuweisen vermag, durch die Denkmäler, durch seine alten Annalen und Sagen, wie linkisch und willkürlich jene Aeußerungen seyen. Gleichergestalt widerspricht aber auch der Verfasser jeder andern Täuschung, welche aus Irland in seinen frühen Jahrhunderten ein Muster von Civilisation und Verfeinerung machen möchte, und den Glanz seiner königlichen Palläste, die romantischen Thaten seiner Ritter vom rothen Zweige, die himmlischen Urtheile seiner Brehonen und die hohen Vorrechte und Functionen seiner Barden über die Gebühr erhebet und preiset. Er findet zwar in jenen Schilderungen einen Umriß von Wahrheit, nach dem Zeugnisse der bewährtesten Urkunden des Landes, allein die Ausführung dieses Umrisses ist größtentheils überladen und falsch. Jene alten Gesetze und Gebräuche des Landes, die dem Frieden und der Industrie so nachtheilig waren, mußten nothwendig große Hemmnisse für die Fortschritte der Civilisation seyn.

Obgleich die Iren schon vor unserer Zeitrechnung im Besitze eines fremden Handels gewesen waren, so scheint demungeachtet weder damals, noch viele Jahrhunderte nachher, der innere Verkehr die niedere und rohe Stufe des Tauschhandels überschritten zu haben, und obgleich die älteren Geschichtschreiber schon 466 Jahre vor Christi Geburt Silbermünzen aufführen, so ist es doch gewiß, daß die Gewohnheit, Gold nach dem Gewichte zu bezahlen, selbst noch manche Jahrhunderte nach dem Apostolate des h. Patrick herrschte; und so lange blieb das Vieh, der ursprünglichen Bedeutung des Wortes pecunia gemäß, der

Maßstab des Werthes. Noch zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ward das berühmte Buch von Ballymote (eine Compilation aus den Werken der früheren irischen Seanachias) von einem gewissen Hugh O'Donnel für 140 Milchkühe gekauft. — Aber auch die zum Handelsverkehr so nothwendige Schiffahrt beruhte nur auf höchst rohen und unsicheren Hülfsmitteln. Die Iren bedienten sich großer, offener Boote, die sie Currach's nannten, und aus einem Gerüste von Holz zusammenschlugen, das sie mit Ochsen- und Rothwildhäuten bedeckten. Auf den Flüssen und inneren Seen hatten sie Fahrzeuge von hohlen Bäumen, von denen Giraldus sagt, der Schweif eines mäßigen Lachses sey hinreichend gewesen, sie umzuwerfen. Jene Currachs liefern zugleich einen neuen Beweis für die lange Unveränderlichkeit in den Gebräuchen der Iren, denn schon zur Zeit, da Himilco jene Gewässer besuchte, waren Boote dieser Art unter den Eingebornen heimisch, und schon damals sah man die frommen Männer der »heiligen Insel« eben so in ihren mit Häuten bedeckten Barken von Insel zu Insel fahren, als über tausend Jahre nachher die christlichen Heiligen und Missionäre dieses Eilandes. Dagegen rühmen die Geschichtschreiber künstliche Verbindungsstraßen im Innern des Landes, namentlich zog sich eine große Handelsstraße, die, wie man sagt, auf beyden Seiten Mauern hatte, und durch Redouten gedeckt war, von Galway längs der südlichen Gränze des ehedem die Auteri genannten Volkes, und weiter fort an die Gränzen der Grafschaften Meath und Leinster vorbey bis nach Dublin hin.

Bey der Baukunst findet sich der nämliche oben berührte Contrast. Man findet verschiedene Denkmäler, von denen einige von der ganzen Roheit einer noch im Zustande der Kindheit befindlichen Gesellschaft zeugen, während andere als Denkzeichen einer Fluth von Civilisation dastehen, die sich nunmehr längst verlaufen hat. Ptolemäus nennt in seiner Geographie eine Menge irischer Städte, von denen er einigen den Titel »berühmt« oder »ausgezeichnet« beygelegt, und deutet an, daß in zweyen derselben, Hybernis und Rheba, himmlische Beobachtungen angestellt worden seyen; allein sein Zeugniß darf in diesem Punkte nur mit Vorsicht angenommen werden. Dagegen findet man von jenen alten Raths oder Hügelfesten, welche die Wohnungen der alten irischen Häuptlinge bildeten, und offenbar einer Periode angehörten, in welcher es noch keine Städte gab, im ganzen Lande sehr zahlreiche Ueberreste. Sie befinden sich, zum Unterschiede der Tumuli oder künstlichen Erdhügel, auf natürlichen Erhebungen, und sind stets von einem Walle umgeben. Innerhalb dieses umschlossenen Raumes standen die Wohnungen

des Häuptlings und seiner Familie, welches meist kleine, aus Erde und Flechtwerk errichtete, zuweilen jedoch mit hölzernen Wänden versehene Gebäude waren. Wenn aber die Behausungen der großen Dynasten jener Tage so roh waren, so kann man sich wohl vorstellen, welcher Art die Wohnungen der niederen Volksklassen gewesen sind. Unglücklicher Weise jedoch, sagt der Verfasser, wird hier der Einbildungskraft keine Anstrengung zugemuthet; denn die Hütte des Bauern liefert noch gegenwärtig das Bild der traurigen Wirklichkeit; und es sind zweytausend Jahre über die Hütte des irischen Armen vergebens dahingeschwunden.

Neben diesen Hütten, ja selbst theils künstlichen, theils natürlichen unterirdischen Höhlen, welche sich in Irland in großer Anzahl vorfinden, und die, obgleich gewöhnlich nur drey bis vier Fuß hoch, dennoch bisweilen sogar Verzierungen und Abtheilungen in mehrere Zimmer zu erkennen geben, und von Vielen für wirkliche Wohnungen erklärt werden, bewundert man mit Recht die Palläste von Tara mit ihren königlichen Hallen; und der Umstand, daß diese Gebäude bloß aus Holz waren, berechtigt keineswegs zu einem Schlusse gegen die Zierlichkeit ihrer Bauart oder gegen die Civilisation ihrer Gründer. Wir brauchen jedoch nicht, fährt der Verfasser fort, zu viel Gewicht zu legen auf diese gerühmten Gebäude des alten Irlands, denn es bedarf keiner stärkeren Beleuchtung der schneidenden Gegensätze, welche seine Alterthümer darbieten, als dieser, daß in der unmittelbaren Nähe des aus Erde gebauten Rath und des Erdkellers sich stolz in die Wolken jene wunderbaren Rundthürme erheben, deren künstliche Bauart und muthmaßliche Zwecke von einer Verbindung von Religion und Wissenschaft zeugen, aus welcher erhellt, daß ihre Erbauer einem an Civilisation und Kenntniß vorgerückten Geschlechte angehörten, einem Geschlechte, das offenbar ganz verschieden von allen jenen Colonien war, die sich von Zeit zu Zeit in dem Lande niederließen, und das deßhalb höchst wahrscheinlich der Urstamm der frühesten Einwohner in Zeiten war, in denen die Künste an ihren Gestaden noch nicht fremd waren.

Und dieselbe Vermuthung leitet der Verfasser noch her aus vielerley anderen, in später Zeit aufgefundenen Ueberresten und Zeugnissen uralter Kunstfertigkeit, namentlich aus Geräthen, Zierathen und Waffengattungen von gediegenem Golde und anderen, selbst künstlich zusammengesetzten Metallen, die man zu verschiedenen Zeiten aus Morästen und Sümpfen hervorgeholt, wo sie durch viele Jahrhunderte versenkt geblieben seyn müssen, und welche in keinen Zeitraum der uns bekannten irischen Ge-

schichte hineinpassen; ferner aus jenen außerordentlichen Kohlenbergwerken zu Ballycastle, an der Küste von Antrim, von denen man behauptet, sie seyen in einer Zeit bearbeitet worden, zu welcher nicht einmal die Sagengeschichte hinausreiche. Er zieht daraus, wie aus so manchen bereits angedeuteten Widersprüchen in der alten Geschichte der Irländer, den Schluß, daß sie zur Zeit, als sie dem übrigen Europa bekannt wurden, schon längst Rückschritte in der Civilisation gemacht haben müßten; daß sie, sey es nun in Folge der Einfälle roher nördlicher Völkerschaften, oder der langsam entsittlichenden Wirkungen ihrer eigenen politischen Einrichtungen, in das Dunkel der Unwissenheit und Roheit zurückgesunken wären; daß sie, obschon mit ächt celtischer Beharrlichkeit noch immer an ihren alten Gesetzen und Gebräuchen, an ihren Versammlungen in Tara: ihren Dichter-Collegien, dem großen Psalter ihrer Alterthumsforscher u. s. w. festhaltend, dennoch von der alten Kernfrucht ihrer Bildung wenig mehr als die Schale bewahrt hätten, und endlich, inmitten aller dieser Skelette einer entschwundenen Civilisation, schnell in Barbarey versunken wären. Eine Bestätigung dieser Ansicht findet der Verfasser noch in dem merkwürdigen Umstande, daß die älteren griechischen Schriftsteller, wie der Geograph Pytheas, Eratosthenes und die tyrischen Autoritäten des Ptolemäus, die Lage und Oertlichkeit Irlands besser gekannt zu haben scheinen, als Strabo und irgend einer der späteren Autoren, was sich lediglich aus der Voraussetzung erklären ließe, daß jener religiöse oder kaufmännische Verkehr, den die Iren einst unzweifelhaft mit anderen Völkern unterhalten hatten, während jenes ganzen späteren Zeitraumes unterbrochen worden, und daß in Folge dessen alles Licht, das aus diesen Quellen geströmt, entschwunden wäre. Wir werden finden, fährt der Verfasser fort, daß das Verhängniß die Iren verurtheilte, eine fast ähnliche Bahn des Rückganges noch einmal zu durchlaufen, und zwar nach ihren langen und finsteren Trübsalen unter dem Joche der Dänen, als sie, eben sowohl durch ihre inneren Zerwürfnisse, als durch diese Geißel erschöpft, von der hohen Rangstufe, die sie so lange in den Augen Europas behauptet hatten, herabstürzten, und rettungslos in jenen Zustand der Erniedrigung und fast der Barbarey versanken, in welcher die Handvoll ihrer englischen Ueberwinder sie gefunden hat.

Nach obigen, in ihrer Ausdehnung in dem Moore'schen Werke selbst sehr interessanten, und von Gelehrsamkeit und tiefer Forschung zeugenden, zugleich aber auf höchst anziehende Weise niedergeschriebenen Betrachtungen, leitet uns der Verfasser im

zehnten Kapitel auf die Einführung des Christenthums in Irland. — Man sollte glauben, sagt er, daß ein Verein wilder, stolzer, sich ewig bekriegender Stämme, der von der übrigen Welt ganz abgesondert war, und in seinem Schooße eine alte, von Aberglauben umschanzte und von den schwächenden Einwirkungen der griechischen und römischen Glaubensarten gesicherte Hierarchie hegte, die finstersten und widerstrebendsten Materialien zur Bildung eines christlichen Volkes habe darbieten müssen. Allein der Erfolg hat das Gegentheil bewiesen. Während in allen übrigen Ländern die Einführung des Christenthums das langsame Werk der Zeit gewesen, und nie ohne Widerspruch von irgend einer Seite her, selten aber sogar ohne Blutvergießen erfolgt ist, trat dagegen in Irland die christliche Lehre, bey dem ersten Strahle des apostolischen Lichtes, plötzlich in das Daseyn, und bedeckte, mit der schnellen Reife eines nördlichen Sommers, in einem Augenblicke das ganze Land. Könige und Fürsten, wenn sie auch nicht selbst in die Reihen der Bekehrten traten, sahen ohne Murren ihre Söhne und Töchter zu dem neuen Glauben übergehen. Häuptlinge, die in allem Uebrigen uneins waren, stimmten überein in ihrer Anhänglichkeit an die christliche Sitte: und der stolze Druide wie der Barde legte seinen Aberglauben demüthig nieder an dem Fuße des Kreuzes; ja durch eine besondere, in der ganzen Geschichte der Kirche beyspiellose Segnung der Vorsicht ward in dem ganzen Verlaufe dieser milden christlichen Revolution, durch welche in einem Zeitraume von wenigen Jahren ganz Irland der Herrschaft des Evangeliums unterworfen wurde, aus Anlaß der Religion, außer dem berühmten Fuhrmanne des heiligen Patrick, kein einziger Tropfen Blutes vergossen.

Es gehörte hiezu aber auch das sanfte und geschickte Verfahren des großen Apostels der Iren. Wäre irgend ein Versuch gemacht, die alten Ceremonien und Symbole ihres Glaubens mit Gewalt zu vernichten, oder auf unfreundliche Art umzuändern, so würde jenes ganze Vorurtheil für alte Einrichtungen, das dem Charakter des Volkes so tief eingewurzelt ist, erwacht seyn, und die Iren unter das Panier ihres ursprünglichen Glaubens zum Schutze desselben versammelt haben. Allein die Klugheit der Missionäre in Irland machte die äußeren Formen früheren Irrthums zum Vehikel, um neue und lebenskräftige Wahrheiten mitzutheilen. Das alte Samhinsfest zur Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche traf auf bequeme Weise mit der Osterfeyer zusammen, und der Gebrauch der heidnischen Iren, zur Zeit des Sommer-Solstitiums Feuer anzuzünden, wurde am Abend des heiligen Johannesfestes fortgesetzt, und besteht

noch bis auf den heutigen Tag. In dem Taufsteine, in welchen der Neubekehrte getauft wurde, sah er die heilige Quelle, an der seine Väter angebetet hatten: in den druidischen Stein auf den Höhen ward in rohen Zügen der Name des Erlösers eingegraben, und meistens in der Nähe jener alten Säulenthürme, deren Entstehung vielleicht schon damals ein Geheimniß war, erhoben sich die christlichen Tempel; der Stand der Druidinnen endlich schien durch die Nonnen der h. Brigitta, mit ihrem unauslöschlichen Feuer und ihrer wunderbaren Eiche zu Hildern, wieder ins Leben gerufen, oder vielmehr fortgesetzt zu werden.

In wie weit das Christenthum schon vor der Sendung des h. Patrick in Irland verbreitet gewesen, läßt sich nicht genau angeben; es fehlt aber nicht an Schriftstellern, welche, nach einer Behauptung des Eusebius, daß einige von den Aposteln auf den brittischen Inseln das Evangelium gepredigt hätten, annehmen, der heilige Jakobus der Aeltere sey der erste Verkündiger des Glaubens unter den Iren gewesen. Man behauptet auch von dem Erzketzer Pelagius, er wäre in Irland geboren (Andere geben ihm Britannien zum Vaterlande), von seinem Hauptschüler Celestius aber scheint dieß unzweifelhaft zu seyn, und der h. Hieronymus gibt Andeutungen, daß es in dem Vaterlande des Celestius mehrere Anhänger des Pelagianismus gegeben habe, folglich mußte auch das Christenthum dort bekannt seyn. Im Jahre 429 ward eine römische Mission gegen den Pelagianismus nach Britannien gesandt, an welcher auch der künftige Apostel Irlands, Patrick, Theil nahm, der damals 42 Jahre alt war. Diese Missionäre richteten ihre Aufmerksamkeit auch auf Irland, und ihre Berichte von der wachsenden Zahl der Christen auf dieser Insel bewogen den Papst Cölestinus in der Person des Palladius einen Bischof zur Beaufsichtigung der daselbst entstehenden Kirche zu ernennen. Palladius erlitt jedoch so vielen Widerstand, daß er am Ende die Flucht ergreifen mußte, und kein anderes Denkmal seiner apostolischen Arbeiten zurückließ, als das traditionelle Sprichwort der Iren: »daß Gott nicht Palladius, sondern Patrick die Bekehrung Irlands verwilligt habe.« Auf seiner Rückkehr nach Rom ward er von einem Sturme auf die Küste Nordbritanniens verschlagen, und starb dort, wie man sagt, in Fordun, in dem Distrikte Mearns.

Wir haben weiter oben gesehen, daß unter der Regierung des Königs Nial von den neun Geißeln der junge Patrick i. J. 403 aus dem armorischen Gallien als Sclave nach Irland gebracht wurde. Hier kaufte ihn ein Mann, Namens Milcho, der in jener Gegend Dalradia's wohnte, welche

jetzt die Grafschaft Antrim umfaßt. Die ihm angewiesene Beschäftigung war Schafehüten, und er harrte sechs Jahre lang darin aus, während sein einsames Umherschweifen in den Wäldern und auf dem Gebirge, wie er es selbst beschreibt, beständigem Gebete und Nachdenken und der Pflege jener tiefen Gefühle der Andacht geweiht war, die schon damals sich mit Macht in ihm regte. Im siebenten Jahre seiner Knechtschaft ergriff er jedoch, in Folge eines Traumes, die Flucht, nahm seine Richtung nach der südwestlichen Küste von Irland, fand daselbst Aufnahme auf einem Handelsschiffe, und gelangte nach wenigen Tagen in dem Kreise seiner Verwandten und Freunde in Gallien wieder an.

Um die Studien, welche er in Irland versäumt hatte, wieder nachzuholen, begab er sich in das berühmte Kloster oder Collegium von St. Martin in der Nähe von Tours, blieb daselbst vier Jahre lang, und ward, wie man glaubt, zum Priester geweiht. Wie sehr jedoch sein Sinnen stets noch auf Irland gerichtet war, bezeugt ein Traum, den er hatte, in welchem er dorthin zurückberufen wurde *). Er war damals etwa dreyßig Jahre alt, und begab sich bald darauf unter die Leitung des berühmten heiligen German von Auxerre, den er auf der früher angedeuteten Mission gegen die Pelagianer in Britannien begleitete. Von hier sendete ihn der Heilige an den Papst Cölestinus, um ihn als Theilnehmer an der Mission des Palladius nach Irland zu empfehlen. Vor seiner Ankunft hatte jedoch dieser bereits die Insel verlassen, und nach seinem Tode begaben sich einige seiner Schüler auf den Weg, um das Ereigniß seinem Nachfolger, dem h. Patrick, der damals durch Gallien reiste, zu verkünden. Zu Eberia zum Bischofe geweiht, trat er den Weg nach dem Schauplatze seiner Arbeiten an, und kam, wie die irischen Jahrbücher melden, im ersten Jahre des Pontificats Sixtus des Dritten (im J. 432) in Irland an.

*) Diesen Traum hat der Heilige in seinem schlichten Latein auf folgende Art beschrieben: — »Et ibi scilicet vidi in visu, nocte, virum venientem quasi de Hiberione, cui nomen Victoricius, cum epistolis innumerabilibus, et dedit mihi unam ex illis, et legi principium epistolae continentem (sic) Vox Hiberionacum. Et dum recitabam principium epistolae putabam ipso momento audire vocem ipsorum, qui erant juxta sylvam Focluti, quae est prope mare occidentale. Et sic exclamaverunt, quasi uno ex ore, Rogamus te, sancte puer, ut venias et adhuc ambules inter nos. Et valde compunctus sum corde, et amplius non potui legere: et sic expergefactus sum.

Anm. d. Verf.'s.

Wie man glaubt, landete er in dem Hafen von Dublin, ward aber daselbst, so wie an verschiedenen Orten in Leinster, abgewiesen, und segelte, in der Absicht, die Plätze, wo er seine Jugend verlebt, zu besuchen, und seinen ehemaligen Herrn zum Christenthume zu bekehren, nach dem östlichen Ulster. Hier landete er in der Nähe von Strangford, und begann sein apostolisches Wirken sogleich an der Person eines Häuptlings, Namens Dicho, der, ihn und seine Begleiter für Piraten haltend, bereits seine Waffe auf ihn gezückt hielt; von der Heiligkeit seines Anblicks betroffen, senkte er sie jedoch nieder, lud die ganze Gesellschaft in seine Wohnung ein, und bekehrte sich mit seiner ganzen Familie. In einer dem Dicho gehörigen Scheune, späterhin Sabhul Padruic oder Patrick's Scheune genannt, hielt der Heilige den ersten Gottesdienst, und es blieb dieser, durch seinen ersten geistigen Triumph geweihte Ort, bis an sein Ende ein Lieblingsplatz von ihm.

Weniger glücklich war er bey seinem alten Herrn Milcho, der sich sogar weigerte, den Heiligen zu sehen, und da die Osterzeit herannahte, faßte dieser den kühnen Entschluß, dieses hohe Fest in der Nähe von Tara zu feyern, woselbst um diese Zeit die Fürsten und Staaten des Königreichs sich versammeln sollten. Unterwegs taufte er einen Jüngling, Benignus, der später sein eifrigster Schüler wurde, und ihm nach seinem Tode als Bischof von Armagh folgte.

Es war Gesetz, daß in der Nacht des heidnischen Festes La Leabtinne, welches um jene Zeit fiel, kein Feuer angezündet werden durfte, bis der große Holzstoß in dem Pallaste von Tara brannte. Der Heilige aber zündete, da es gerade der Vorabend von Ostern war, das Passah-Feuer an. Der König Leogaire und die bey ihm zur Feyer ihres Festes versammelten Fürsten und Druiden waren höchst erstaunt, und Letztere sollen in prophetisch ahnendem Geiste dem Könige erklärt haben, wenn jenes Feuer nicht in derselben Nacht ausgelöscht würde, so werde es nimmermehr wieder erlöschen, sondern emporflammen über alle Feuer ihrer alten Gebräuche, und der es angezündet, würde das Reich Leogaire's zertrümmern. Der Heilige ward sogleich vor die Versammlung geladen, sprach jedoch mit solchem Eindrucke, daß er bereits den andern Tag Erlaubniß erhielt, in Tara vor dem Könige zu predigen, und gegen die gelehrtesten Druiden eine Streitfrage zu vertheidigen, wo er den Sieg errang. Noch am selbigen Tage bekehrte sich der Erzdruide Dubtach, und weihte fortan sein dichterisches Talent nur christlich-religiösen Gegenständen. Der Monarch selbst soll, während der Apostel redete, seinen Umstehenden zugerufen haben: »es ist besser daß ich glaube,

denn daß ich sterbe!« Auch soll er wirklich plötzlich das Christenthum angenommen haben, jedoch erwähnt der Heilige selbst in seiner Lebensgeschichte nichts davon, wohl aber erzählt er die Taufe der beyden Töchter des Monarchen, die er auf einer Reise in der Ebene von Connought antraf, und welche bald nachher geheiligte Jungfrauen der Kirche wurden.

Auf derselben Reise besuchte er das Schlächterfeld, wo der grausame Götze Crom-Cruach stand, und ihm war der Ruhm vorbehalten, sowohl dieses Götzenbild, als die Verehrung desselben, zu vernichten, und an der Stätte, wo so viele Menschenopfer gefallen waren, wurde von ihm eine große Kirche erbaut.

Seine späteren geistlichen Arbeiten wurden, mit wenigen Ausnahmen, von demselben triumphirenden Erfolge gekrönt, der seine Laufbahn von Anfang an bezeichnete. Wo er hinkam, taufte er eine Menge von Menschen, ließ Kirchen bauen, und ordnete Priester an. Nur in der Fastenzeit rastete er, indem er sich nach den Höhen des Berges Eagle, seitdem der St. Patricksberg genannt, zurückzog, und sich durch Fasten und Gebet zu ferneren heiligen Unternehmungen bereitete.

Die günstigste Aufnahme aber fanden die Lehren des Heiligen in den westlichen Gegenden Irlands, in der Nähe des Waldes Foclut, unweit des Oceans, von wo aus er das oben erwähnte Traumgesicht in Gallien gehabt hatte. Er kam daselbst an, als eben der König jenes Gebietes gestorben war, und dessen sieben Söhne, nach beendigtem Streite über die Nachfolge, nebst einer großen Volksmenge versammelt waren. Hier trat der Heilige in deren Mitte, und predigte das Evangelium mit solchem Erfolge, daß nicht allein die sieben Prinzen, mit Einschluß des neuen Königs, sich von ihm taufen ließen, sondern mit ihnen auch noch zwölftausend Menschen.

Nachdem nun der h. Patrick in allen Provinzen gepredigt, und den größeren Theil der Insel mit Christen und Kirchen angefüllt hatte, dachte er an die Befestigung der von ihm gegründeten Hierarchie durch Errichtung eines Hauptbisthums oder Primats. Er erwählte dazu den District Macha, wo ehemals, in der Nähe einer Anhöhe, auf der sich später Ardmacha, das jetzige Armagh, erhob, der berühmte Pallast Emania gestanden hatte. Hierauf verlebte der Heilige, inmitten der geistigen Schöpfung, die er rings um sich gegründet hatte, den Rest seiner Tage theils zu Armagh, theils an seinem oben erwähnten Lieblingsorte, zu Sabhul. Hier ward er (A. 465) von seiner letzten Krankheit befallen, begab sich aber, als er sein Ende nahen fühlte, nach Armagh. Unterwegs jedoch, wie erzählt wird,

von einem Engel bedeutet, kehrte er nach Sabhul zurück, und starb daselbst am 17. März 465, nachdem er, wie man annimmt, sein acht und siebzigstes Jahr erreicht hatte.

Sobald die Nachricht von dem Tode des großen Apostels sich durch Irland verbreitet hatte, strömte die ganze Geistlichkeit der Insel zu Sabhul zusammen, und so groß war das Gepränge bey dem Leichenbegängnisse und die Menge der Fackeln, die beständig brannten, daß nach dem Ausdrucke derer, welche die Scene schildern, die Finsterniß der Nacht verscheucht wurde, und die ganze Zeit der Feyerlichkeit ein ununterbrochener Tag zu seyn schien. — Nach ihm ward, wie bereits erwähnt, Benignus Bischof von Armagh.

Unter den irischen Zeitgenossen des h. Patrick nennt der Verfasser noch als der Erwähnung würdig Ailba, der zweyte Patrick genannt; ferner den frommen Declan und Ibar, sämmtlich Schüler des Heiligen und Urväter der christlichen Kirche in Irland. Endlich den zu derselben Zeit im Auslande lebenden Dichter Shiel, oder, wie sein lateinischer Name ist, Sedulius, der, nebst anderen Schriften von ausgezeichnetem Verdienste, ein geistreiches jambisches Gedicht über das Leben des Erlösers schrieb, aus welchem die katholische Kirche einige ihrer schönsten Hymnen gewählt hat.

Und nach dieser Episode von dem Leben des heil. Patrick, welche aber freylich in einer Geschichte von Irland nicht fehlen darf, weßhalb auch wir derselben unsere Aufmerksamkeit widmen zu müssen geglaubt haben, nimmt der Verfasser im eilften Kapitel seinen historischen Faden wieder auf, und handelt daselbst von dem Zustande der Scoten in Britannien und der ferneren Ausbreitung des Christenthums.

Gegen Anfang des fünften Jahrhunderts hatte Britannien aufgehört, einen Theil des römischen Reichs zu bilden, und die auf Flehen und Bitten der Britannen noch einige Mal von Rom aus geleistete Hülfe gegen die immer häufiger und stürmischer werdenden Einfälle der Pikten und Scoten endeten schließlich mit der Erklärung des römischen Feldherrn Gallio, daß sie nunmehr selbst für ihren Schutz Sorge tragen möchten (A. 426). Die geängsteten Britten riefen daher bekanntlich die gefährliche Hülfe der Sachsen an, und seitdem wendete sich die Wagschale des Glückes nach der andern Seite: die Scoten und Pikten unterlagen. Allein bald wurden nun sie von den verrätherischen Sachsen um Hülfe gegen ihre brittischen Bundesgenossen angegangen, und »schaarenweise,« sagt Gildes, »stürzen sie aus ihren Currachs, in denen sie über das scythische Thal, wie die

See zwischen Britannien und Irland ehemals hieß, geschaukelt worden.«

Die erste von den bedeutenderen Verwüstungen der irischen Scoten in Britannien fällt in die Regierungsjahre des uns bereits bekannten Königs Leogaire. In wie weit dieser Monarch selbst daran Antheil genommen, ist unbekannt, er starb nach einer langen Regierung, nachdem er sich durch einen heidnischen Eid aus einer Gefangenschaft befreyt hatte, in welche er in einem Kriege gegen die Lagonier wegen des boromeischen Tributes gerathen war. Dieser Eid aber, bey der Sonne und dem Winde, macht es zweifelhaft, ob Leogaire jemals getauft worden, oder ob er vom Christenthume später wieder abgefallen.

Von diesem Zeitpunkte, sagt der Verfasser, nimmt das Drama der irischen Geschichte einen ganz andern Charakter an. Das stürmische Schauspiel wüthender Kämpfe zwischen Königen und Häuptlingen, welches früher die Haupthandlung und das vorzüglichere Interesse derselben gebildet hatte, weicht nunmehr den reinen und friedlichen Siegen der Religion. Berühmte Heilige beyderley Geschlechts ziehen an unseren Augen vorüber; das Mönchsgewand und der Schleyer verdunkeln sogar den Glanz der königlichen Krone, und statt der großen und festlichen Hallen von Tara und Emania wird die einsame Zelle des fastenden Büßers der Schauplatz des Ruhmes, und wenn man auch in dunkler Ferne dieses friedlichen Vordergrundes noch häufig blutige Scenen, Berufung an das Schwert und Entthronung von Königen gewahrt, so wird dieß doch von den Annalisten als geringfügig behandelt, oder ganz in den Schatten gestellt.

Das einzige Ereigniß von hoher politischer Wichtigkeit, das in diesem ganzen Zeitraume vorkömmt, trug sich zu Anfang des sechsten Jahrhunderts, nicht lange nach dem Tode des h. Patrick, zu. Es war dieß die unter Erik's Söhnen erfolgte Errichtung jener scotischen und irischen Monarchie in Nord-Britannien, die nicht bloß im Laufe weniger Jahrhunderte ihre Herrschaft über das ganze neuere Schottland ausdehnte, sondern auch Großbritannien durch das Geschlecht der Stuarts eine lange Reihenfolge von Königen lieferte. Im Jahre 503 nämlich sahen sich die dalriadischen Fürsten von Irland, unterstützt durch den damals allmälichen Einfluß der Familie O'Nial, in den Stand gesetzt, die früher im dritten Jahrhundert in Nordbritannien gegründete, und den mehrfachen Einfällen der Pikten preisgegebene Colonie dergestalt zu erweitern, daß zum ersten Male eine königliche Gewalt eingesetzt wurde; und in weniger als hundert Jahren ward sie so mächtig, daß sie aller Abhängigkeit von Irland sich lossagte. Von dieser Zeit an blieb Nordbritannien einige

Jahrhunderte lang in zwey besondere Monarchien, die scotische und piktische, getheilt, bis endlich unter Kenneth Macalpine, nach einem langen und wilden Kampfe, das Volk der Pikten gänzlich besiegt wurde, und die Scoten alleinige Herren des Landes blieben.

Zwanzig Jahre vor jener Wanderung der Söhne Erik's hatte die große Schlacht bey Ocha Statt, in der Olill Molt, Nachfolger des mehrerwähnten Königs Leogaire, erschlagen ward, und die besonders um deßwillen merkwürdig ist, weil das Geschlecht der Nial's durch den Ausgang dieses Tages für mehr als fünfhundert Jahre die Herrschaft über ganz Irland erlangte.

Auf Olill Molt folgten in der Regierung nach einander Lugad und Murcertach, welchen Letztern man zuerst mit einiger Gewißheit zu den christlichen Königen Irlands zählen kann. Uebrigens sagt die Geschichte wenig von Beyden. Unter den Zierden dieses Zeitraums aber, dessen allgemeiner Mangel an intellectueller Erleuchtung, wie der Verfasser sich ausdrückt, seinen wenigen schimmernden Lichtern um so mehr Helle und Glanz verleiht, sieht leuchtend hervor Columba, der Apostel der westlichen Inseln (geboren unter Murcertach i. J. 521), dessen Name in Folge seiner großen Thätigkeit und der Mannigfaltigkeit seiner geistlichen Unternehmungen mit den öffentlichen Angelegenheiten und Vorfällen seiner Zeit so verwebt ist, daß eine Schilderung seines Lebens und seiner Thaten die merkwürdigsten Ereignisse in der gleichzeitigen Geschichte seines Landes in ihren Kreis einschließen müßte.

Bevor nun der Verfasser (im zwölften Kapitel) die Geschichte dieses Heiligen zugleich mit der des h. Columban und der h. Brigid (Brigitta) vorträgt, verbreitet er sich noch durch einige Blätter über die Lehrsätze der damaligen Kirche in Irland, und beweiset gegen gewisse neuere Behauptungen, daß sie allerdings, und ganz besonders in der Anerkennung der geistlichen Obergewalt des römischen Stuhles, ganz dieselben Grundsätze befolgt habe, welche stets und zu allen Zeiten von der katholischen Kirche gelehrt und geübt worden sind. Da diese Abhandlung indessen nur gegen die Aeußerungen englisch-protestantischer Schriftsteller gerichtet zu seyn scheinen, so begnügen wir uns hier mit dieser kurzen Andeutung.

Der Verfasser beginnt sodann sein zwölftes Kapitel mit einem großen Lobe der alten irischen Christen. Unter den Zeichen der religiösen Begeisterung dieses Zeitraumes, sagt er, ist eines der hervorstechendsten die Menge von Personen beyderley Geschlechts, die, inmitten so vieler Bewerber um die Palme der Heiligkeit,

sich in dem Grade auszeichneten, daß sie sich den Titel von Heiligen erwarben. Die kirchlichen Schriftsteller theilen dieselben in zwey Klassen, in die eine, welche für die heiligste gehalten wird, weil sie die Freunde und Schüler des h. Patrick in sich begreift, und eine andere, zu welcher der h. Columba, oder wie er gewöhnlich genannt wird, Columbkill, gehört. Derselbe stammte väterlicher Seits von Nial, »jenem Vater vieler Könige,« ab, und seine Mutter, Aethena, war aus einem fürstlichen Hause in Leinster. Sein ursprünglicher Name war Crimthan, er ward aber, wie man sagt, wegen der taubenähnlichen Einfalt seines Charakters, in Columba umgewandelt, oder Columbkill (von Cille oder Kille): Columba der Kirchen. Nachdem er seine Studien in dem berühmten Seminar von St. Finnian in Clonard beendigt hatte, begann er unverweilt seine apostolischen Arbeiten. Erst fünf und zwanzig Jahre alt, stiftete er mehrere berühmt gewordene Klöster; gestört aber durch die ewigen Fehden der irischen Fürsten, unter denen seine eigenen Verwandten, die Nial's des Nordens und Südens, die unbiegsamsten waren, beschloß er, anderswo ein ergiebigeres Feld seiner Thätigkeit zu suchen. Der Zustand der nördlichen Pikten in Britannien, die noch ganz in die Finsterniß des Heidenthums versunken waren, schien ihm den von seinem heiligen Ehrgeize ersehnten Wirkungskreis darzubieten.

Im Jahre 503 segelte er mit zwölf seiner Schüler nach der einsamen Insel Hy oder Jona, die er von seinem Verwandten Conal, damaligen König der albanischen Scoten, erhalten hatte, und übernahm daselbst die Verwaltung. Seine erste Sorge war, einige Druiden, die sich daselbst niedergelassen hatten, zu vertreiben, und ein Kloster nebst einer Kirche zu errichten. Hierauf wandte er seine Aufmerksamkeit auf die wilden Gegenden jenseits der grampischen Berge, die bis dahin noch kein Missionär zu betreten gewagt hatte, und dachte an die Unterwerfung des kühnen Menschenstammes, der sich dort verschanzt hatte, unter das milde Joch des Evangeliums. Er lenkte zuerst seine Tritte nach der Residenz des Königes, welche irgendwo an den Ufern des Sees Steß gelegen haben soll. Er fand die Pforten verschlossen; man erzählt jedoch, daß die Thürflügel auf ein Zeichen des Kreuzes, womit der Heilige sie bezeichnet, sogleich aufgesprungen seyen, und daß der König, durch dieses Wunder angeregt, sich nach kurzer Zeit zum Christenthume bekehrt habe; und allmählich folgte dieses ganze Piktenland seinem Beyspiele. Ja es unterliegt auch keinem Zweifel, daß von dem h. Columba und seinen Gefährten um jene Zeit das Werk der Bekehrung der

Angelsachsen, welche bereits in Britannien festen Fuß gewonnen hatten, seinen Anfang erhielt.

Nach dem Tode Conal's, Königs der brittischen Scoten (A. 572), nahm Aidans, ein Sohn Gauran's, den Thron in Besitz, und St. Columba ward dazu erkoren, die Ceremonie der Einweihung bey der Thronbesteigung zu vollziehen *). Der neue König gerieth mit Aidus, der damals den irischen Thron inne hatte, in einen Streit, den er persönlich zu schlichten wünschte. Er begab sich daher, in Begleitung des Heiligen, nach Drumceat, wo eben die General-Staaten Irland's um ihren König versammelt waren. Es handelte sich um einen Tribut, den der irische Monarch in Anspruch nahm, und die Frage ward auch zu seinen Gunsten entschieden.

Von hier nach Nord-Britannien zurückgekehrt, begab sich der Heilige auf seine Lieblingsinsel Hy, und starb daselbst an den Stufen des Altars im sechs und siebzigsten Jahre seines Alters. Seine Gebeine wurden später, unter Kenneth III., nach Dunkeld, an dem Flusse Tay gebracht, wo seinem Andenken eine Kirche geweiht wurde.

Auf die Reihenfolge der irischen Könige, so unbedeutend sie auch waren, zurückgehend, nennt der Verfasser als Nachfolger des oben gedachten Murcertach, den Tuathal Moolgerb, Urenkel Nial's d. G. Ihm folgte Diamid (A. 539), der besondere Freundschaft schloß mit dem h. Kieran, dem Stifter des großen Klosters Clonmacnois an dem westlichen Ufer des Shannon, das in späteren Zeiten so berühmt wurde durch seine neuen königlichen Kirchen und alle jene Herrlichkeiten kirchlicher Architectur, mit denen es umringt wurde.

Unter der Regierung dieses Monarchen sah die alte Halle von Tara die Könige und Adeligen des Landes zum letzten Male versammelt. Ein Verbrecher hatte sich, um einer Freystätte willen, in das Kloster von St. Ruan geflüchtet. Er ward mit Gewalt von dort nach Tara geschleppt und hingerichtet. Der heilige Abt des Klosters aber und seine Mönche schrien laut gegen den kirchenräuberischen Frevel, rückten in feyerlicher Prozession vor den Pallast, und sprachen einen Fluch gegen seine Mauern aus. Und, »von diesem Tage an,« sagen die Annalisten, »saß nie wieder ein König zu Tara.« Das Kloster ward zum Andenken

---

*) Es ist merkwürdig (sagt der Verfasser in einer Note), daß ein gelehrter Schriftsteller in kirchlichen Alterthümern, Martene, diese Einweihung Aidan's durch den h. Columba als das älteste Beyspiel von der Einsegnung der Könige in christlichen Zeiten, das er auf dem Pfade seiner Lectüre getroffen habe, anführt.

an diese Begebenheit nachher »das Kloster der Flüche Irlands« genannt.

Nach Darmid's Tode (A. 599) fiel die Krone an den eugenischen Zweig der nördlichen Nials, und zwey Brüder, Donald und Fergus, wurden nach der großen Schlacht von Culdrenmi, wo die Nials des Südens den Kürzern zogen, auf den Thron erhoben. Ihre Regierung dauerte jedoch nur ein Jahr, und es folgte ihnen ein anderes Paar von Krongenossen, mit Namen Boetan und Eochad, und nach diesen im Verlaufe von zwey Jahren Anmerius und Anmery. Diesen folgte in noch nicht einem Jahre Boetan II., nach welchem der oben bereits erwähnte Aidus den Thron bestieg, und sechs und zwanzig Jahre lang behauptete.

In diesen Zeitraum fällt auch das Leben der h. Brigid, der ersten Stifterin der Nonnenklöster in Irland. Sie war eine der größten Heiligen ihres Geschlechtes, und politisch merkwürdig, weil sich um das von ihr in Leinster gestiftete Kloster so viele Wallfahrer versammelten, die von dem Rufe ihrer Heiligkeit angelockt wurden, daß sich daselbst unter dem Namen Kildare (Killdara, oder Eichenzelle, nach einem alten Eichstamme, der noch im zwölften Jahrhunderte bestand) eine neue Stadt erhob. Und die Zahl der neuen Ansiedler ward so groß, daß Kildare zu einem Bischofssitz erhoben wurde. In dem Kloster zu Kildare brannte das bekannte ewige Feuer, welches die dortigen Jungfrauen mehrere Jahrhunderte lang bewahrten. Die Heilige starb um das Jahr 525, etwa vier Jahre nach der Geburt des großen Columbkill.

Etwa dreyßig Jahre später trat der h. Columban, der oft mit dem h. Columba verwechselt wurde, aus Licht. Er war aus einer edlen Familie entsprossen, und von großer körperlicher Schönheit. Um den Lockungen der Welt zu entgehen, trat er in das Kloster Bangor in Ulster, unter der Leitung des heil. Congall. Von hier wandte er sich nach Gallien, welches durch successive Einfälle nördlicher Barbaren in einen Zustand von gänzlicher Verwilderung gefallen war. In der späteren Franche Comté errichtete er am Fuße der Vogesen, an einem Orte, der Luxeuil hieß, zuerst ein Kloster. Der Zulauf zu ihm war aber so groß, daß er bald in dessen Nähe ein zweytes Kloster, Fontaines genannt, stiftete. Er ward indessen später durch Thierry, König von Burgund, verjagt, und erstreckte seine geistliche Thätigkeit noch auf mehrere andere fremde Länder, namentlich Deutschland und Italien, und starb i. J. 625 in einem einsamen Kloster der Apenninen. Von ihm hat die Stadt San Columbano, in dem Gebiete von Lodi, ihren Namen.

Das dreyzehnte Kapitel widmet der Verfasser den Streitigkeiten hinsichtlich der Berechnung der Zeit der Osterfeyer, und noch anderen gelehrten Missionarien des siebenten, achten und neunten Jahrhunderts, indem jener Streit über die Osterzeit von den gelehrten Iren jenes Zeitalters, wie der Verfasser sich ausdrückt, mit solcher Heftigkeit, und mit einer so großen Dosis jener Anhänglichkeit an alte Gesetze und Gebräuche, durch welche sie sich in allen Zeiten ausgezeichnet haben, geführt wurde, daß ein kurzer Bericht über den Ursprung und die Natur desselben einen nothwendigen Bestandtheil der Geschichte jener Zeiten bildet.

Der Verfasser erwähnt sodann in der Kürze, wie das große Concilium von Nicäa i. J. 325 die Zeit der Feyer dieses Festes bestimmt habe, nämlich an dem nächsten Sonntage nach dem vierzehnten Tage des ersten Monden-Monats, wie aber bald, wegen der verschiedenen Zeitberechnung, die Kirche von Alexandrien mit jener von Rom nicht in Uebereinstimmung geblieben. Der heil. Patrick hatte in Irland die römische Berechnungsweise eingeführt, inzwischen war aber in Rom, um den Einklang mit Alexandrien wieder herzustellen, um die Mitte des sechsten Jahrhunderts eine von Dionysius d. Kl. herrührende neue Methode angenommen worden, welche in Irland und Britannien, wegen der geringen Verbindung dieser Inseln mit Italien, gar nicht bekannt wurde. Dieß gab, mit einigen vom Verfasser noch näher ausgeführten Umständen, Veranlassung zu dem Streite, welcher durch Augustinus, da er als Missionär nach Britannien kam, gegen die Iren erhoben, und von diesen mit altgewohnter Hartnäckigkeit fortgeführt wurde.

Erst i. J. 630 nahm der römische Stuhl Notiz davon, und Honorius richtete eine ermahnende Epistel an die Nation der Scoten, sich an die Gewohnheit der ganzen allgemeinen Kirche zu halten. Trotz manchen Widerspruches, fügten sich die irischen Bischöfe: da aber dennoch die Ausführung ihrer Unterwürfigkeit auf Schwierigkeiten stieß, so ward endlich, in Gemäßheit eines alten Canons, beschlossen, einige weise und bescheidene Männer aus der irischen Kirche, »als Kinder an ihre Mutter,« nach Rom abzuordnen. Nach drey Jahren kehrten dieselben zurück mit der Erklärung, sie hätten in der Kirche des h. Petrus den Griechen, den Hebräer, den Scythen und den Aegyptier, denselben Ostertag, gemeinschaftlich mit der ganzen katholischen Welt, feyern sehen, und jener Ostertag weiche von dem der Iren um einen ganzen Monat ab. Und von Stund an ward die römische Methode in der ganzen südlichen Abtheilung Irlands angenommen (A. 633).

Unter den nunmehrigen Vertheidigern der römischen Ansicht

nennt Thomas Moore besonders den h. Cummian in Irland, der in den mit diesem Streitpunkte zusammenhängenden Wissenschaften, namentlich der Astronomie und Arithmetik, so bewandert gewesen, und einen solchen Aufwand von Gelehrsamkeit und Beweisen zur Schau gestellt habe, daß er seiner Streitführung in jedem Zeitalter Achtung, wo nicht Bewunderung erworben haben müßte. Zugleich aber zieht Moore aus den mannichfaltigen Kenntnissen, welche diese merkwürdige Abhandlung enthielt, und die eine große Leichtigkeit des Zutritts zu einer großen Menge von literarischen Hülfsquellen voraussetzte, den Schluß, daß die Bibliotheken der irischen Gelehrten schon damals außerordentlich gut ausgestattet waren, was allerdings einen Ueberblick auf den wissenschaftlichen Standpunkt jenes Zeitalters werfen ließe.

Der Verfasser macht hierauf eine Art von Entschuldigung, daß er die kirchliche Episode und Geschichte der Asceten gewissermaßen hier zum Hauptheile seines historischen Werkes macht, und nicht zu den politischen Fäden der Erzählung zurückkehrt. Allein die Wahrheit ist, sagt er, daß sich in den irischen Annalen keine Materialien dazu finden; denn die Kirche bildet in diesen Urkunden, nicht bloß, wie in der Geschichte der meisten anderen Länder, einen Zweig der Erzählung, sondern den alleinigen Gegenstand derselben. Dagegen enthalten sie ein Verzeichniß schnell auf einander folgender Könige, namentlich von der Zeit Tuathal's A. 533, bis zur großen Seuche A. 664, nicht weniger als funfzehn Monarchen, von denen aber, wie der Verfasser sagt, Keiner mehr als einen bloßen Namen hinterlassen hat, weßhalb er es für unnütz hält, die Blätter seiner Geschichte damit anzufüllen *), um so mehr, da im Allgemeinen die Nachricht von ihrem gewaltsamen Tode das einzige Denkmal ist, welches uns sagt, daß sie je gelebt haben.

Indem sich daher der Verfasser zu den apostolischen Geistern dieses Zeitalters zurückwendet, welche der ehemaligen »heiligen Insel« des Heidenthums, nunmehr unter den christlichen Zeitgenossen des Auslandes den Namen der »Insel der Heiligen und Gelehrten« erworben hatte, nennt er nach Columban der Reihe nach den h. Gallus, Stifter der Abtey St. Gallen in der Schweiz; ferner Deicola (oder Dichuill), einen Schützling Königs Lotar II., den Priester Caidoc, »welchem Irland das Daseyn, und das gallische Land ein Grab gegeben;« den h. Fiacre, dessen Ruf der Heiligkeit so groß gewesen, daß die fromme Anna von Oesterreich, da sie i. J. 1641 die Kapelle des Heiligen besuchte, den ganzen Weg von Monceau bis

*) Man findet dieselben bey O'Flaherty Ogyg. p. III. c. XLIII.

St. Fiacre zu Fuße gemacht; den h. Fursa bey den Ost-Angeln, und zuletzt in Lagny an der Marne in Frankreich, nebst dessen Brüdern Ultan und Foillan, und St. Livin, in Brabant und Flandern, welcher Letztere von heidnischer Hand die Märtyrerkrone empfing. Den Beschluß macht der h. Fridolin, mit dem Beynamen der Reisende, wie man vermuthet, aus Connaught gebürtig, Stifter des Frauenklosters Seckingen am Rhein, und lange Zeit berühmt in Lothringen, Elsaß, Deutschland und der Schweiz.

Hierauf erwähnt der Verfasser der so bekannt gewordenen Sonnenfinsterniß i. J. 664, in Verbindung mit dem sonderbaren Aussehen des Himmels, der während des ganzen Sommers, wie man sagt, zu brennen schien. Man hielt diese Ereignisse für einen Vorboten irgend eines großen Unglückes, und die bald darauf in England und Irland ausgebrochene furchtbare Pestilenz, die gelbe Seuche genannt, welche durch drey Jahre zwey Drittheile der Einwohner dahinraffte, schien jene Besorgniß in der That zu rechtfertigen.

Die lange Ruhe, welche Irland trotz seiner fortwährenden inneren Kämpfe seither von außen genossen hatte, erhielt in diesem Zeitraume eine Störung durch Egfrid, König von Northumberland, der die ganze östliche Küste des Landes verwüsten, und eine Menge von Gefangenen mit fortschleppen ließ. Unter seinem Nachfolger Alfrid ward jedoch das gute Einvernehmen zwischen beyden Ländern wieder hergestellt.

Unter der Regierung des Monarchen Finnachtha, welche von 674 bis 693 währte, erzählen die Annalen unter den wenigen bürgerlichen Nachrichten, die von diesem Könige, durch Vermittelung des h. Moling, Erzbischofs von Ferns, beschlossene, und bereits oben angedeutete Aufhebung des boarischen Tributs in Leinster, dieser fortwährenden Quelle inneren Blutvergießens, wodurch sich allerdings Finnachtha einen dauernden Ruhm erworben hat. Die übrigen Blätter der Geschichte dieses Jahrhunderts sind aber wiederum mit Namen und Thaten von Heiligen angefüllt. Zuerst werden genannt der h. Arbogast und der h. Florentius, welche den Prinzen Dagobert von Austrasien, der in Irland seine Studien gemacht hatte, als Rathgeber in seine Heimath begleiteten. Ersterer ward, nachdem Dagobert den Thron bestiegen, zum Erzbischof von Straßburg ernannt, und Florentius folgte ihm nach seinem Tode. Hierauf erwähnt der Verfasser der beyden heiligen Brüder Erard und Albert, deren Gräber lange Zeit in Regensburg gezeigt wurden, und des h. Wiro, aus der Grafschaft Clare, den sich Pipin von Heristal, dieser mächtige Herrscher und Vater von Königen, zum

geistlichen Führer erwählt hatte, und dem er barfuß gebeichtet haben soll. Unter die berühmtesten irischen Heiligen dieses Zeitraumes gehörten aber der h. Kilian, Apostel Frankoniens, Märtyrer, und Schutzpatron von Würzburg, und Cataldus, der Schutzheilige von Tarent. Ueberhaupt breitete sich der Ruf der in Irland vorherrschenden Gelehrsamkeit, und namentlich der Gottesgelahrheit immer mehr aus, und nicht allein gingen viele dortige Gelehrte in das Ausland, sondern es kamen auch von allen Seiten Freunde der Wissenschaften, um in dieser berühmten Insel ihre geistigen Schätze zu sammeln. Es war auch um diese Zeit, daß in Irland jene Art von Behandlung der Wissenschaft zuerst aufkam, welche in späterer Zeit, in ihrer systematischen Gestaltung, den Namen der scholastischen Philosophie erhielt.

Um die Mitte des achten Jahrhunderts machte sich besonders berühmt Virgilius (oder Feargil, auch Feargal), der sich zuerst die Aufmerksamkeit Pipin's, Vaters Carl's d. G., erwarb, und sodann jene des Herzogs Odilo von Bayern. Er ward besonders bekannt durch Mißhelligkeiten, die zwischen ihm und dem großen Bonifacius, dem Apostel Deutschlands, ausbrachen, und vom Papste Zacharias zu Gunsten Virgil's entschieden wurden. Er war es auch, der durch die in Irland eingesogene Gelehrsamkeit auf den Schluß von der Kugelgestalt der Erde kam, was ihm, da man seine Annahme von Gegenfüßlern als die Behauptung einer zweyten Welt und Menschengattung unter unserer Erde auslegte, manche Verfolgung, selbst von dem h. Bonifacius zuzog, so daß von Rom aus der Befehl gegeben ward, seine Lehre zu untersuchen, und falls sie als ketzerisch befunden würde, zu verdammen. Allein Virgil ward dergestalt gerechtfertigt, daß er nicht nur zum Bischofe von Salzburg erhoben, sondern auch späterhin unter Papst Gregor IX. (A. 1233) canonisirt wurde.

Dem h. Virgil verdankt vorzüglich Kärnthen die Einführung des Christenthums, weßhalb er auch der Apostel dieses Landes genannt wird. Auch hat er sich durch den Bau der St. Rupertskirche zu Salzburg ein bleibendes Denkmal errichtet.

In der Aufzählung irischer Gelehrten, welche im Auslande geglänzet, sich besonders gefallend, erzählt der Verfasser noch manche Begebenheit seiner Landsleute Clement und Albin unter Carl d. G., und Dungal unter Lothar I., deren Namen wir nur hier in der Kürze anführen wollen; er nennt ferner Sedulius, als Bischof von Oreto in Spanien, und Donatus, Bischof von Fiesole in Italien; sodann Johann Scotus, mit dem Beynamen Erigena oder Eringena (Irländer), einen besondern Schützling König Carls des

Kahlen, und ersten Beförderer des der scholastischen Methode entgegengestellten Princips des Mysticismus, zugleich aber auch einer Art von Pantheismus oder Materialismus, die ihn so weit führte, die Ewigkeit der Höllenstrafen zu läugnen, indem er alle Dinge mit Gott identificirte, und daher auch kein bleibendes Uebel annehmen konnte, ohne Gott zum Theilhaber desselben zu machen. Der Verfasser dringt noch tiefer in die Lehren dieses Philosophen ein, deren bloße Andeutung hier genügen wird, und geht dann im Vierzehnten Kapitel über auf: den Zustand der Gelehrsamkeit und der Künste in Irland während dieses Zeitraumes.

Die Behauptung, daß die Schreibekunst schon längst vor der Ankunft des h. Patrick in Irland gebräuchlich war, hat der Verfasser bereits in einem früheren Kapitel aufgestellt und entwickelt; es führt derselbe daher hier nur noch mehrere Beweisgründe an. Unter diesen möchte einer der triftigsten wohl der seyn, daß sich zugleich mit dem Christenthume eine Tiefe der Gelehrsamkeit und Wissenschaft in Irland zeigte, und bis in die fernsten Länder ausbreitete, welche nicht leicht denkbar seyn dürfte, wenn nicht die Elemente dazu schon früher in der Nation vorhanden gewesen wären. Die älteste irische Handschrift aber, welche man in Irland gefunden hat, ist der zu Ende des neunten Jahrhunderts geschriebene cashelsche Psalter.

Dagegen überliefern uns die Annalisten, vorzüglich Tigernach, Bruchstücke alter Dichtkunst bis zu dem Erzbarden Dubtach, eines der ersten Bekehrten des h. Patrick, und mit jedem neuen Jahrhunderte vermehren sich auch die Klänge der irischen Muse. In der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts blüheten die drey Dichter Cennach, Sin und Cenfaelad, und es möchte in der That scheinen, sagt Thomas Moore, daß der Ursprung des neuen Gebrauches des Reims, dessen Quelle nach der allgemeinen Annahme eine ganz andere gewesen seyn soll, in den alten **Rans** oder **Rins** der Iren, wie sie ihre Stanzen nannten, zu erspähen ist. Auch nannte man das Reimen »die Kunst der Iren.«

Wie die Dichtkunst selten von der Musik getrennt ist, so pflegten auch die Iren ihre Verse bey einer Art von Harfe, Cruit genannt, abzusingen, und der Verfasser führt eine Stelle des italienischen Tonkünstlers Galilei an, welcher erklärt, die Italiener hätten die Harfe, in deren Besitze sie vor Dante's Zeit waren, aus Irland erhalten.

Auch der Kirchengesang war in Irland schon in sehr frühen Zeiten in einem besonderen Grade der Ausbildung. Gertrude, die Tochter Pipin's, ließ aus Irland Personen kommen, welche

die Nonnen der Abtey Nivelle im Psalmengesange unterrichten sollten.

Weniger blühend jedoch war die Baukunst. Der Eichenhain, welcher, in Folge alter heidnischer Gedankenverbindungen die Wahl des Bauplatzes einer Kirche bestimmt hatte, lieferte auch das rohe Material, aus welchem sie erbaut wurde, und nur in wenigen Fällen wurde sie mit einem steinernen Walle, oder Castol, umschlossen. Das Dach war von Rohr.

Von der Einfachheit der Privatgebäude ist bereits die Rede gewesen. Wo aller Besitz temporär war, mußte der natürliche Beweggrund zur Aufführung dauerhafter Gebäude wegfallen.

Ueber den Zustand des Ackerbaues sind wenig Nachrichten vorhanden. Viehzucht scheint einen Haupterwerbszweig der alten Iren abgegeben zu haben; jedoch liefert die berühmte Scheuer des Dicho, Freundes des großen Apostels, einen augenscheinlichen Beweis für die Gewohnheit der Aufspeicherung des Getreides. Auch finden sich im siebenten Jahrhunderte bereits Spuren von einem Backhause, von Wassermühlen, Gartenbau und Bienenzucht.

Nachdem der Verfasser noch einer gewissen Geschicklichkeit, welche die alten Iren in Metallarbeiten gehabt haben sollen, so wie der bey ihnen, eben so, als bey den Britonen und Griechen üblich gewesenen Kriegswägen Erwähnung thut, deren man sich auch auf Reisen bediente, kommt er zum Schlusse dieses Kapitels, mit welchem zugleich der erste Band seines Werkes zu Ende geht, auf die schon früher erwähnten alten Brehon'schen Gesetze. Die Meinungen über das Alter dieser Gesetze sind getheilt; einige wollen dieselben aus der vorchristlichen Zeit herleiten, weil sie gar nichts von Fremden in Irland aussprechen, auch von Geldbußen an Vieh und Waaren reden; allein der Verfasser hält dieselben demungeachtet für neuer. Eben so war ein Zwiespalt unter den Gelehrten darüber, ob jene Gesetze geschrieben, oder traditionell überliefert worden seyen; unser Verfasser spricht sich, auf Grund der großen Menge noch vorhandener irischer Manuscripte über die Brehon'schen Gesetze, für die erstgedachte Meinung aus, läßt aber nebenbey der traditionellen Fortpflanzung gleichfalls ihre Rechte.

Was man auch im Ganzen, so schließt der Verfasser diesen Band, von den Ansprüchen der bis auf unsere Zeit gekommenen zahlreichen Ueberreste des Brehon'schen Gesetzes auf ein hohes Alter denken mag, immerhin unterliegen der Gebrauch dieser Form der Jurisprudenz unter den Iren seit undenklichen Zeiten, und die tiefe und hartnäckige Ehrfurcht, mit welcher sie, nachdem sie längst unter das englische Joch gebeugt worden waren,

sich noch immer an dieselben anklammerten, nicht dem geringsten Zweifel. In dem fünften Jahrhunderte sah der h. Patrick die Brehonen ihre damals schon alten Gesetze auf den Hügeln verkünden; und über tausend Jahre nachher fanden die Gerichtsbeamten Britanniens in dem noch immer verehrten Brehon das furchtbarste Hinderniß für ihre Pläne. H.

(Die Fortsetzung folgt.)

Art. VII. **Numismata nonnulla graeca ex Museo Regis Bavariae hactenus minus accurate descripta, edidit Dr. Franc. Streber, Numothecae Reg. bav. adjunctus** [1].

Dieses Werk hat vorzüglich den Worten Eckhels, wie der Herr Verfasser selbst S. 83 gesteht: »Potest accidere, ut numos jam vulgatos refingas utilius, quam proferas nondum vulgatos, quis enim inficiabitur plus saepe imminere periculi a numis false descriptis, quam penitus ignoratis? ut jam Graecis Troja profectis, minus infestae fuere tenebrae, quam ignes dolosi ex Caphareo collucentes,« seinen Ursprung zu verdanken.

Ein großer Theil der jetzigen k. bayerischen Sammlung antiker Münzen war früher ein Eigenthum des ehemaligen französischen Consuls in Salonichi (Thessalonica), Hrn. Cousinery. Dieser hatte über seine Sammlung, zu seinem Privatgebrauche, einen Katalog gemacht; aus diesem hat Mionnet in seinem bekannten Werke die Beschreibungen entlehnt, und so manche Irrthümer, welche Cousinery (obschon ein ausgezeichneter Gelehrter, wie er dieß in mehreren Werken bewiesen [2]), beging, in die ganze Welt verbreitet.

Noch mehr Unrichtigkeiten, als durch Cousinery und Mionnet, kamen durch Sestini aus der Münchner Sammlung in die Wissenschaft. Sestini, einer der größten Gelehrten der Numismatik, mit einem seltenen Takte in dieser Wissenschaft begabt, welche er über funfzig Jahre bearbeitete, hat, weil er in seinen alten Tagen schwächer sah, und auch aus Flüchtigkeit, viele Münzen

---

[1]) Dieses interessante Werk ließ die Akademie der Wissenschaften zu München, sobald sie davon Kunde bekam, auf ihre Kosten im ersten Bande der »Abhandlungen der philosophisch-philologischen Klasse der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften, München 1835«, S. 80—255 mit 4 lithographirten Tafeln, drucken, und wählte seinen Verfasser zu ihrem Mitgliede (er wurde auch in Folge desselben zum Universitätsprofessor ernannt).

[2]) Essai historique et critique sur les monnaies d'argent de la ligue Achéenne. Paris 1825. Mit Kupfern. — Voyage dans la Macédoine. Paris. 2 Vol. Mit Kupfern.

falsch beschrieben, die durch Hrn. Streber genauer beschrieben und bestimmt werden.

Der Verlauf dieser Anzeige wird ebenfalls beweisen, wie oft selbst die gewissenhaftesten Männer, als Eckhel, Neumann, Fundi bey der großen Menge ihrer Arbeiten sich geirrt haben. — Ref. konnte außer den hier berührten noch viele andere richtiger bestimmen, als z. B. die Münze des Lycceius, von der Khell und Eckhel [1]) eine so weitläufige Dissertation geschrieben, und so bey manchen anderen; auch konnte er viele aus den Unbestimmten herausnehmen, und ihnen Ort und Bestimmung anweisen.

Wie oft muß jeder redliche Forscher gestehen: »Veniam damus, petimusque vicissim, — ubi plurima nitent, levibus non offendar maculis.«

Eliternia in Daunia.

Mit gründlicher ausgebreiteter Gelehrsamkeit theilt Streber die Münze mit einem Kopfe der Pallas auf der Vorseite und auf der Rückseite *KΛH* rückwärts geschrieben, der Stadt Cliternia in Daunia (h. z. T. terra di Bari) zu. Im k. k. Münzkabinette sind zwey dieser Exemplare, welche jedoch verschieden im Alter der Fabrik. Die erste hat Aehnlichkeit mit jener, welche Sestini aus dem Museum von Gotha, Lett. numism. T. IX. p. 25. T. 1. N. 35, mitgetheilt, obschon auf dem Wiener Exemplare deutlich *KΛ* neben einander, und am Rande Spuren des *H*; übrigens flattern die Zügel des laufenden Pferdes in der Luft. Das zweyte Exemplar ist auffallend ähnlich mit jenem im brittischen Museum [2]).

Sestini gab diese Münzen bald nach Ctemene in Thessalien, bald nach Cleone in Argolis — mit sehr wahrscheinlichen Gründen schlägt Streber Cliternia in Daunien vor. Die Fabrik ist freylich nicht ganz groß-griechenländisch, und schien eher nach Thessalien hinzuweisen; bis jedoch eine Stadt mit dem Anfange *KΛH* in Thessalien aufgefunden wird, kann Cliternia gewiß mit vieler Wahrscheinlichkeit die Mutterstadt dieser schönen Münzen bleiben. Mit Recht hat der Verfasser die ähnliche Münze von Argos in Vergleich gestellt, um den fraglichen Münzen einen dieser näheren Sitz anzuweisen, daher er vorschlägt, Ctemene aus der numismatischen Geographie zu verbannen und dafür Cliternia aufzunehmen.

---

[1]) Numi veteres anecdoti p. 194 — 198. Tab. XI. N. 21, und es ist dieß um so auffallender, da Eckhel vom nämlichen Könige Päoniens selbst p. 223, 224, Tab. XIII., N. 5 aus der Sammlung des Großherzogs von Toscana zuerst das Tetradrachma bekannt machte.

[2]) Combe Vet. Pop. et Reg. numi qui in Museo Britannico asservantur p. 246, Tab. XIII. Fig. 27, fast idem typus.

Bizya in Thracien.

Herr Streber ließ auf der ersten Tafel Nr. 3 eine merkwürdige Münze mit *BIZTHNΩN* stechen, auf welcher ein Faun vorkömmt, der aus einem Weinschlauch Wein in ein groszes zweyhenkliges Gefäß ablaufen läßt. Sestini hat gleiche Münze als Mars beschrieben, der ein Trophäum trägt. Im kaiserl. Kabinette ist eine ähnliche Münze von Bizya unter den Autonomen, auf deren Vorderseite ein Bacchuskopf mit Epheu in den Haaren.

Gonneis.

Mit sehr vieler Wahrscheinlichkeit nimmt der Verfasser die Münze mit dem Jupiterkopfe, auf der Rückseite ein Widder und über demselben *ONNE* (Tab. 1. Nr. 4), der Insel Halonesus, wohin sie Sestini reiht, von der es keine bestimmten Münzen gibt, weil die deutlichen Buchstaben sich nicht mit Halonesus in Uebereinstimmung bringen lassen.

Sestus im Chersonesus Thracica.

Neu und merkwürdig ist die Zusammenstellung der zehn Münzen, welche bald mit *ΣA*, bald *ΣH* alle einerley Mutterstadt, nämlich Sestus, bedeuten. Mit Sicherheit können von nun an die Münzen mit *ΣA* bezeichnet, welche die meisten Gelehrten nach Sala Thraciä geben, der Stadt Sestus zugetheilt werden; denn die Mischung des jonischen und dorischen Dialectes auf Münzen einer und der nämlichen Stadt ist nichts Seltenes. Bey Sammlungen ist nicht bald etwas so lehrreich, als Aehnlichkeiten zusammenzustellen; Wahrheiten springen dann von selbst heraus.

Cotys und Rhescuporis, Könige in Thrazien.

Auf den zwey Exemplaren, die Ref. bisher zu sehen bekam, steht zuverläßig *PAIΣKOTΠOPEΩΣ*, und ist daher wahrscheinlich, daß diese Leseart von allen gilt. Fundi, der Verfasser des Thieppolischen Katalogs, las auf seiner Münze *BAΣIAEVS PAIΣKOTΠOPI* *), auf welcher doch deutlich steht: *BAΣIAEΩΣ PAIΣKOTΠOPEΩΣ.* Dieß erinnert an den Streit über den König des Bosporus Cimmerius, den zuerst ein eben so unterrichteter als bescheidener Numismate, der Oberst und Gouverneur v. Kertsch, der leider verstorbene Stempkowsky, rege gemacht hat.

Er schrieb im Dezember 1825 an Referenten, daß auf der Insel Tendra im Jahr 1824 eine Münze gefunden worden sey,

---

*) 1) Musei Theupoli antiqua numismata Venet. 1736, p. 1240.
2) l. c. p. 1199.

welche dergestalt jener von Fundi beschriebenen gleiche, daß er versucht sey, zu glauben, sie sey eine und dieselbe Münze, nur trage sie den Namen *ΜΙΘΡΑΔΑΤΟΥ*, statt wie bey Fundi *CΑΥ-ΡΟΜΑΤΟΥ*. Die Rückseite sey beschädigt, die der Sammlung Thiepolo vortrefflich erhalten, und bewahre den Namen *ΓΗΠΑΙ-ΠΥΡΕΩC*. Stempkowsky schickte dem Referenten eine Zeichnung, welche genau mit dem Wiener Originale verglichen, zeigte, daß dieß eine und die nämliche Münze sey, worüber Stempkowsky erstaunt die Antwort des Ref. im Journal d'Odessa 1827 abdrucken ließ. Diese Entdeckung war Mitursache, daß die Chronologie der Könige des Bosporus ganz umgeändert wurde, daß Gepäpyris als die Gemahlin des Mithradates statt des Sauromates erklärt, und dieser ganz aus der Liste der so frühen Könige des Bosporus gestrichen wurde. Seit dieser Zeit haben Münzen, welche der Gr. Serristori nach Florenz brachte, und dessen Güte Ref. Abzeichnungen verdankt, eine andere beym Grafen Pralórmo gesehene, und eine dritte für das k. k. Münzkabinet angekaufte, die Identität des Mithradates mit jener Thiepolischen hinlänglich bewiesen. Mionnet, in diesem Streite zum Schiedsrichter gewählt, hat Suppl. IV. p. 494, 495, b und c, für die richtige Leseart Stempkowsky's und des Referenten entschieden, aber mit eben nicht zu ängstlicher Treue in der Erzählung des Verlaufes. Visconti's [1]) Zeichnung ist sehr ungenau.

Nur gut erhaltene Exemplare können manchmal die Irrthümer, selbst der größten Männer, aufklären; so gehört die von Eckhel [2]) beschriebene Münze, deren Vorderseite er für einen Philosophen, Neumann für Homer hielt, gewiß auch dem Bosporus, und die sitzende Figur ist König Sauromates II., wie ihn Köhler [3]) aus der Sammlung der Kaiserin Mutter von Rußland beschreibt. — Die Münze, welche Eckhel und Neumann wegen der auf der Rückseite befindlichen Buchstaben *ΜΗ* nach Melos legten, gehört dem Sauromates, der auf den Rückseiten seiner Münzen meistens die nämlichen Buchstaben *ΜΗ* setzen ließ, und diese bedeuten 48 Jahre der Bosporischen Epoche, — auch sind auf der Münze im kais. Kabinette Spuren von der Ueberschrift: *ΤΙΒΕΡΙΟΣ. ΙΟΥΛΙΟΣ. ΣΑΥΡΟΜΑΤΗΣ* sichtbar, welche den beyden ausgezeichneten Numismaten entgangen sind.

Spartolus in Macedonien. (Ref. Spalathra in Thessalien.)

Beyfall verdient auch die Restituirung einer kleinen Silber-

[1]) Visconti, Iconographie grecque pl. 72. N. 12.
[2]) Catalog. Mus. Caes. I. p. 133. Doctr. II. p. 332.
[3]) Remarques sur les antiques du Bosph. p. 140. N. 21 b.

münze, auf deren Vorderseite die Hälfte eines springenden Pferdes mit *ΣΠΑ*, und Rückseite mit einem Adler, der aufwärts fliegt und eine Schlange zerreißt; es ist ganz im Sinne der numismatischen Epigraphik selbst bey dem Worte *ΣΠ/Α*, nämlich auf der des kais. Kabinets, zu lesen: Spartolus (Spalathra) und nicht Aspledon, daher Aspledon aus der numismatischen Geographie zu entfernen, und Spartolus, oder vielmehr Spalathra Thessaliä, einzuführen — Ref. liest auf der ehemaligen Münze Fontana's, jetzt k. k. K. *ΣΠΑ... ΡΑ.* — so auch Eion mit einem ganz ähnlichen Typus, nur statt *ΣΠΑ.* bloß *H.*

Trienses in Macedonien.

Wie folgenreich die Zusammenstellung der Aehnlichkeiten bey Sammlungen sey, hat Hr. Streber abermal bewiesen, indem er alle Münzen mit *TPIH* bald retrograde, bald anders geschrieben zusammenreihte, und mit größter Wahrscheinlichkeit den Schluß herausfolgert, daß eine ähnliche Münze, von Sestini unter Hermione und Tyrissa, von Mionnet unter Priene, von Cousinery unter Corinth, und obschon Cadalvene richtig *TPIH* las, doch auch von diesem zu Corinth, Allier de Hauteroche nach Teria in Troas, nach Macedonien und zwar zu den Trieres zu legen sey; Hr. Streber hat allerdings Recht, hier mazedonische Münzfabrik zu sehen; warum er jedoch Trieres statt dem Plinischen Trienses vorschlägt, ist Ref. nicht ganz klar. Die Münzen von Amphipolis, von Trälium u. dgl. beweisen die macedonische Fabrik bestimmt — soll das ϙ auf der Rückseite mit dem Pegasus nicht eine Eintrachtsmünze zwischen Corinth (dem das ϙ immer zukömmt) und den Triensern beweisen?

Pherä in Thessalien.

Die interessante Münze von Pherä trägt auf der Vorderseite den Kopf der Quelle Hypereis (ein jugendlicher Kopf mit Schilfkrone und ein Fisch); rückwärts eine weibliche Gestalt mit beyden Händen eine Fackel haltend, auf einem Pferde sitzend. Mit vieler Gelehrsamkeit beweiset der Verfasser, daß das Haupt mit Schilfrohr gekrönt, die Quelle vorstelle; er wollte vielleicht der schönen Münze von Syracus mit der Arethusa nicht vergleichungsweise erwähnen. Auf der Rückseite, hält er dafür, ist die Diana paluatris vorgestellt, und seinen Gründen für diese Annahme dürfte kaum eine andere haltbare Einwendung gemacht werden, als daß Pausanias eine solche nie beschreibt; so erkennt der Verfasser in der Vor- und Rückseite der merkwürdigen Münze von Pherä eine Anspielung auf die Oertlichkeit der Stadt, die Quelle, welche darin entsprang, und die Lage am Sumpfe Boebeis, an welchem ein Tempel der Pherischen Diana war.

Eine Diana zu Pferd, in der linken Hand den Zügel, in der Rechten eine Fackel, möchte Ref. auch auf einer Münze Hadrians von der Stadt Argos in Argolis (in der ehemaligen Viczaischen Sammlung) erkennen, welche Münze zugleich auffallend durch Pausanias Corinthiaca II. c. XXIII. erklärt wird: τῆς δὲ Ἀρτέμιδος τῆς Φεραίας (σέβουσι γὰρ καὶ Ἀργεῖοι Φεραίαν Ἄρτεμιν) ἄγαλμα, wornach auch in Sikyon und Athen ein Bild der Pherischen Diana.

Pagä in Attica.

Die Gestalt, welche auf der Münze des Commodus in jeder Hand eine Fackel hält, und welche Frölich, Neumann, Pellerin, Eckhel, Creuzer für die Ceres Malophora ansahen, ist für die Diana zu erklären, wofür auch Sestini und Mionnet stimmen.

Dem unbefangenen Blicke wird diese Gestalt, mit den Cothurnen, hoch aufgeschürzt, sogleich als Diana erscheinen. Der Verfasser hat allerdings Recht, diese Münzen mit den übrigen von Megara zu vergleichen, auf welchen ebenfalls eine Diana, mit anderen, auf denen Ceres ihre zwey Fackeln an einer sehr großen anzündet. Ceres ist immer als Matrone gebildet, und dürfte sicher nie bestimmt in der Art vorgefunden werden, wie hier die Diana — auf den Münzen von Megara erscheinen nicht bloß Ceres und Diana, sondern auch andere Götter, als: Hercules, Apollo u. s. f. Uebrigens meint Ref. wäre das Bildniß der Artemis Malophora ein Lamm tragendes, wie das des Mercur Kriophorus, ein Widder tragendes auf den Münzen des Sept. Sev. und der Plautilla von Aegina. Ref. stimmt dem Verf. daher völlig bey, die Gestalt für eine Diana zu halten, und um so mehr, als das Thier in ihrer Begleitung nicht ein Widder, sondern ein Hund zu seyn scheint, welcher mit der Diana auf gleicher Basis steht.

Eine ganz ähnliche Münze mit der im Münchner Kabinette ist auch in St. Florian, vormals Sammlung des Apostolo Zeno, sie ist gleichfalls von Commodus; die Rückseite unterscheidet sich nur dadurch, daß die Buchstaben anders gestellt, und die Diana auf einer tieferen breiteren Basis steht; beym Commodus ist wohl das Paludamentum, jedoch nicht der Harnisch sichtbar.

Eine Münze von Corinth, des Septimius Severus im Kabinette zu Florian, entscheidet, wenn es nöthig wäre, gleichfalls sehr zu Gunsten der Benennung: Diana; — sie hält vor sich beyde Fackeln, hat auf der Schulter den Köcher, und Hunde begleiten sie.

Epidaurus in Argolis.

Die Münze von Epidaurus in Argolis hat selbst in der Zeich-

nung etwas, was glauben macht, daß sie nicht ächt sey; auch dem Verfasser will sie nicht recht zu Sinne, was er selbst in der Note 5 angibt. Solche Dinge lassen sich nur durch Selbstanschauen entscheiden, oder nur der Autopte kann für sich ein Urtheil fällen. Die Figur des Aesculap und die Schlange haben einen Ausdruck der Aengstlichkeit, welcher mit dem Grandiosen der gleichen Gestalten, selbst noch auf der Münze des Antoninus Pius von Epidauros *) nicht übereinstimmen.

Die Buchstaben *ΘΕ*, welche unter dem Thron des Aesculap Hrn. Streber für die Aechtheit der Münze zu stimmen scheinen, machen sie, weil dieselben in diesem Sinne vielleicht nirgends vorkommen, als die Anfangsbuchstaben von *Θρασυμήδης Εποίησε*, denn nach Pausanias, war Thrasymedes der Verfertiger der Statue des Aesculap zu Epidaurus, dem Ref. zweifelhaft.

---

*) Diese war früher im Besitze Neumanns (Populor. et Regum numi veteres inediti Vindob. Tom. II. 1783. Tab. V. N. 14. pag. 160, 161), dann in jenem Viczay's, und ist jetzt im k. k. Münz- und Antikenkabinette, mit welchem im verflossenen Jahre alle antiken Münzen der Sammlung des Gr. Viczay, welche dem k. k. Münz- und Antikenkabinette fehlten, und von den Ländern, die das heutige Kaiserthum Oesterreich bilden, oder dasselbe begränzen, herrühren, vereinigt wurden, als: Dacia, Moesia, Thracia, Macedonia, Illyricum, mit den reichen Städten an den Ufern der Donau, im Binnenlande und an der Meeresküste: Aenus, Anchialus, Bisanthe, Bizye, Byzantium, Deultum, Hadrianopolis, Mesembria, Nicopolis ad Mestum, Pautalia, Perinthus, Philippopolis, Plotinopolis, Trajanopolis — Callatia, Dionysopolis, Istrus, Marcianopolis, Nicopolis ad Istrum, Odessus, Serdica, Tomi — im Illyricum: Apollonia, Byllis; so daß von den ältesten Sitzen der Cultur in Europa bis zur Völkerwanderung von der Donau bis zum thracischen Bosporus, vom schwarzen Meere bis zum adriatischen keine Sammlung so vollständig ist, wie die kaiserliche, und ein so deutliches Bild des blühenden Zustandes, dessen sich diese Länder einst erfreuten, aufweiset — auch wurden noch aus der Viczay'schen mit der kaiserlichen vereiniget aus Sicilien: Entella, Messana; aus Griechenland; die Inseln: Ithaca; von Argos; aus Asien; die Provinzen: Bithynia, Troas; Insel Lesbos; Aeolis, Jonia, Caria; Insel Cos, Samos; die Länder: Lycia, Pamphilia, Pisidia, Cilicia, Insel Elaeusa; die Länder Lydia, Phrygia, Cyrrhestica, Seleucia, Trachonitis, Phoenicia, Persia. Aus der römischen Abtheilung, die schönsten Medaillons, von: Commodus, Severus Alexander, Julia Mamäa, Gordianus III., Philippus I. und II., Gallienus, Probus, Maximianus, Constantin II. — bloß von den 1200 Goldmünzen konnten die sechs gewählten, und von den silbernen drey bis vier nicht erhalten werden, weil die ersteren ein Particulier in Paris, Hrn. Dupré, zusammenkaufte.

Phästus in Creta.

Hr. Streber hat in der Beschreibung der alten Münze von Phästus S. 161. Tab. II Nr. 5. Recht; auf der Vorderseite mit archaistischen Buchstaben retrograde *ΤΜΙΑΦ*-(*ΦΑΙΣΤ*, Phaist-Phaest) geschrieben, Europa sitzend und Jupiter als Stier auf sie zugehend — Rückseite: Mercur auf einem Platanenbaumstocke sitzend, in der Rechten den Caduceus, um den Hals den Petasus gebunden. Die ähnliche Münze im k. k. Kabinette ist auf der Rückseite besser erhalten, als jene in München, und zeiget den Mercur bis auf den halben Leib nackt; der untere Theil gekleidet, bis auf die Vorfüße.

Neocäsarea in Pontus.

Die Münze von Neocäsarea in Pontus, im k. k. Kabinette, hat wohl Aehnlichkeit, ist aber ein von jener im Münchner Kabinette verschiedener Stempel.

Trapezus.

Die Münze des Elagabalus mit dem Lunus auf der Rückseite, der zu Pferde zwischen den zwey Genien, ist sehr merkwürdig wegen der Beziehungen der Mythen Persiens mit denen des Pontus, und alles was der Verfasser darüber anführt, zeigt eben so sehr von seiner Gelehrsamkeit, als von seinem richtigen Urtheile. Der Lunus kommt oft zu Pferde vor, wie es ohnehin schon bemerkt, aber auch auf einer interessanten Münze des k. k. Kabinets, von Septimius Severus mit *ΤΡΑΠΕΖΟΥΝΤΙΩΝ* dem Deus Lunus, mit der strahlenumgebenen phrygischen Mütze und einem Pferde; sowohl Lunus als das Pferd in halber Gestalt.

Germe in Mysien.

Die wenig genaue Ansicht des Medaillon von Germe hat zu den unrichtigen Beschreibungen des Cousinery, Mionnet und des Sestini, der einen ähnlichen aus dem Museum zu Hedervar anführt, Veranlassung gegeben. Es muß ohne Zweifel so gelesen werden: *ΕΠΙ. ΣΤΡ. ΝΕΙΚΙΟΥ. ΓΕΡΜΗΝΩΝ.* Hercules auf seine Keule gestützt, steht erstaunt, da er seinen Sohn Telephus von einer Hirschkuh ernährt sieht; auf einem Felsen sitzt ein Adler, denn auf Jupiters Befehl wurde der Sohn des Hercules von der Hirschkuh gepflegt.

Pergamus in Mysien.

Es freut den Ref. den Vermuthungen des Verfassers durch das k. k. Münzkabinet über diese kleine Silbermünze, die er Tab. III. Nr. 3. stechen ließ, und welche Sestini dem Alexander

Neoptolemus, Könige von Epirus, zuschrieb, daß sie auf Pellerin und Combe gestützt, nach Pergamus gehöre, gänzliche Gewißheit zu verschaffen.

Im k. k. Münzkabinette ist eine kleine Silbermünze, ganz der erwähnten ähnlich; auf der Vorderseite der Kopf des Hercules, mit der Löwenhaut bedeckt; auf der Rückseite: *ΠΕΡΓΑΜ.* Pallas stehend, mit der Rechten eine Lanze schleudernd, mit der Linken den Schild haltend.

Dankenswerth ist die Mittheilung einer gut erhaltenen Legende, von einer Münze des Augustus abgeschrieben; auf der Rückseite mit einem Becher, der selten gut erhalten vorkömmt.

Alexandria in Troas.

Der Verfasser hat ohne Zweifel gegen Millingen Recht, wenn er behauptet, die auf einer Base stehende Gestalt auf den Münzen von Alexandria in Troas sey nicht der Genius der Stadt, sondern Apollo Sminthius; der Genius sey auf der Vorderseite. Auf einer vortrefflich erhaltenen des k. k. Münzkabinets ist diese Erklärung eben so deutlich angegeben, nur der bärtige Priester fehlt; Apollo hält offenbar den Bogen, und zwar auf ähnliche Art, wie bey uns die Schützen das Gewehr tragen.

Canae in Aeolis.

Der Verfasser gibt dahin die Münzen, die Sestini unter verschiedenen Beschreibungen nach Gergys reiht. Den Dienst des Apollo zu Gergys (mit y) bestätigt eine kleine Bronzemünze im k. k. Kabinette mit dem Kopfe des Apollo, rückwärts *ΓΕΡΓΥ* und eine Leyer; auf dieser Münze ist also Name der Stadt und Apollodienst bestimmt, woran auch nicht zu zweifeln, wenn die Münze *ΚΑ*, und nicht, wie Sestini sagt, überdieß noch *ΓΕΡ* überschrieben ist, wovon der Verfasser nichts sieht.

Cyme.

Wie sehr Eckhel zuerst Recht hatte, die Münzen, auf welchen bloß *ΚΥ*, nach Cyme, und nicht, wie seine Vorgänger, nach Cyprus zu legen, und wie sehr auch unser Verfasser Recht hat, Eckhel zu folgen, indem er die auf Tab. III. Nr. 8. gestochene Münze Cyme zutheilt, bestätigt eine schöne Münze Nero's im k. k. Münzkabinette, wo auf der Rückseite gleichfalls der Typus des Genius der Stadt, eine weibliche Gestalt mit einem Thurme auf dem Haupte, in der rechten Hand eine Kugel, in der linken ein Dreyzack mit der Umschrift *ΑΙοΛΙC. ΚΥΜΗ.*; also das Bildniß der Aeolischen Amazone Kume.

Colophon in Jonien.

Zwey Münzen theilt der Verfasser, Tab. III. Nr. 9 und 10, mit; die erste zeigt das Bild des Apollo Clarius, dessen Tempel und Orakel bey Colophon so berühmt war, daß auch Germanicus dasselbe befragte. Die zehnte Münze stellt den Apollo Clarius sitzend zwischen der Diana und Nemesis vor.

Ephesus.

Auch die zwey Münzen von Ephesus haben etwas Interessantes; der Typus des Meleager, den Sestini in Flüchtigkeit Diana nannte, ist bewahrheitet, und die Bemerkung über σκολιά εργα, als gewaltsame Bildwerke, scheint dem Referenten gegründet, und die Stelle des Strabo mit Winkelmann gut interpretirt. Diese interessante Stelle gibt einen merkwürdigen Vergleich des Alterthumes mit den jüngeren Zeiten. Strabo sagt: Ὀυτων δ᾽ εν τῷ τόπῳ πλειόνων ναῶν τῶν μὲν ἀρχαίων, τῶν δε ὕςερον γενομένων ἐν μὲν τοῖς ἀρχαίοις ἀρχαῖά ἐςι ξόανα, ἐν δὲ τοῖς ὕςερον σκολιὰ ἔργα. Dieß ist auch in unseren Zeiten der Fall — die alte Einfachheit der Gestalten, und dann die verdrehten, die rechte Hüfte insbesondere hervorzeigenden des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Die Bemerkung, daß die Frau, welche ein Kind auf jeder Hand trägt, Ortygia ist, die Amme des Apollo und der Diana, und nicht Latona, ist richtig.

Smyrna.

Da die Münze des Commodus von Smyrna gut erhalten ist, so hat der Verfasser der Wissenschaft einen Dienst erwiesen, sie stechen zu lassen; sie zeigt die große Schmeicheley, welche die kleinasiatischen Städte den römischen Imperatoren bewiesen. Auf dieser Münze, Tab. IV. Nr. 2., erscheint Commodus mit dem Strahlenhaupte des Apollo, mit der Fackel in der linken Hand, als Ceres, mit dem Acrostolium in der rechten Hand, als Neptun, also ein dreyfach pantheistisch Wesen.

So sehr Ref. in diesen Münzen dem Verf. seine Zustimmung gibt, so wenig kann er dieß in der folgenden, Tab. IV. Nr. 3., auf deren Rückseite Bacchus sitzend, und sich gegen eine Frauengestalt rücklehnend; neben den beyden Priapus und der Thyrsus. Indem hier der Verf. glaubt, den Bacchus und die Semele zu sehen, irrt er sicher, und noch mehr, wenn er glaubt, Eckhel hätte auch auf der Tab. XXIII. des Choix des pierres gravées, Bacchus und Semele sehen sollen, wo dieser große Archäologe mit Recht Bacchus und Ariadne sah — ein näherer Blick auf den Stein, oder die genaue Lesung der Note 1. S. 55, würde den Verfasser sicher von der richtigen Benennung Eckhels

überzeugen, und ihn bestimmen, die bekleidete Figur nicht den indischen Bacchus, sondern Priapus zu heißen. Die Arbeiten auf den geschnittenen Steinen und den Münzen sind so erstaunlich ähnlich, daß die Vermuthung nicht ungegründet ist, auch sie seyen Nachbilder nach vorhandenen Gruppen: denn es sind dem Referenten drey Münzen mit dieser Vorstellung bekannt — eine Autonome im k. k. Münzkabinette, und eine andere vom Commodus, die dritte von der Julia Domna zu München.

Die Münze des Commodus ist von Fundi in Numismata Theupoli p. 929 wie viele andere nicht ganz richtig beschrieben; der Magistrat könnte folgendermaßen ergänzt werden: *CΤΡ. ΠΟ. ΑΡΙΖΗΛΟΥ... CΜΥΡΝΑΙΩΝ.* So ähnlich die Vorstellungen der Münzen mit dem geschnittenen Steine sind, nur daß auf den Münzen mehr Decenz als öffentliche Werke, wie auf dem Steine, — so unähnlich sind Münzen und Steine mit dem Spiegel, den Gerhard Monumenti ined. T. I. pl. 56 bekannt gemacht; es gilt daher, nach des Ref. Dafürhalten, der Schluß vom Steine auf die Münzen, nicht aber vom Spiegel auf Münzen und Stein. Auf dem Spiegel ist das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn schon durch ihr Alter und Größe ausgedrückt; so auch auf Münzen und Stein jenes zwischen Bacchus und Ariadne. Es dürften daher nach Eckhel die Beschreibungen des Fundi, des Sestini Lett. numism. Cont. T. VIII. p. 59. 60 und des Verfassers zu richten seyn.

Aphrodisias und Plarasa in Carien.

Der Kopf der Diana auf der Vorderseite *ΠΛ-ΑΦ*, und der geflügelte Blitz auf der Rückseite, verdienen des Numismaten Dank, daß die Münze, richtig gelesen, das Bündniß zwischen Aphrodisias und Plarasa anzeige, und nicht, wie Sestini meint, nach Alabanda gehöre.

Halicarnassus.

Die Unionsmünze zwischen Halicarnaß und Cos ist sehr merkwürdig; auf ihr wird der Dodonäische Jupiter und die Juno von Cos vorgestellt. Halicarnaß scheint eine Pelasgische Colonie gewesen zu seyn, und so der Jupiter, dessen Orakel zu Dodona in Epirus so ungemein berühmt war, zu Halicarnaß verehrt worden zu seyn — er stimmt nicht ganz mit den Vorstellungen des Jupiter von Epirus überein.

Ueber das Orakel zu Dodona dürfte vielleicht Ref. bald Gelegenheit haben, etwas weiter zu sprechen. Referent hat im Münzkabinette zu St. Florian, dem ehemaligen Museo Apostolo

Zeno's [1]), eine kostbare Münze mit dem Orakel von Dodona aufgefunden und zeichnen lassen; eine unter den incertis des k. k. Münzkabinets erhält dadurch große Wahrscheinlichkeit des Bezugs auf das Orakel von Dodona: erstere wird nächstens in den Werken des Archäologischen Institutes zu Rom, das Ref. zum Mitgliede ernannte, als maiden speech erscheinen.

Aus dieser über 10,700 St. umfassenden Sammlung griechischer und römischer Münzen ließ Ref. 156 griechische unbekannte, mit Erlaubniß seines Bruders, des dortigen Abtes, zeichnen. In den J. 1794 und 1802 war Neumann, der damalige Director des k. k. Münz- und Antikenkabinets, in Florian, um das Kabinet zu ordnen, wie schon früher Frölich [2]) daran geordnet hatte; die Arbeiten dieser gelehrten Männer wurden durch die Invasion im J. 1809 zerstört, weil das Kabinet zusammengeworfen wurde, bis es Ref. im J. 1827 zum ersten Male sah und ordnete; achtzig Jahre, nachdem es von Venedig nach Oberösterreich gewandert war. Der Katalog, den der verehrungswürdige Kurz, welcher seinen ungemeinen Fleiß vor der Geschichte auf Numismatik wandte, verfaßte, war bey der Ordnung von großem Nutzen; denn er erstreckte sich auf den größten Theil der griechischen Münzen.

Im k. k. Kabinette befinden sich eine sehr gut erhaltene mit dem Jupiter Dodonäus von Sept. Severus, und eine andere von Gordianus III.; ob die Vögel auf den Münzen von Aphytis Tauben sind? auf der des k. k. Kabinetts ist's ein Adler.

Jasus.

Auf der Tab. IV. Nr. 5. gezeichneten Münze erscheint das Bildniß des Jupiter als Mars. Es ist hier das erste Mal das Bildniß des martialischen Jupiter bestimmt; er ist bärtig, geharnischt, behelmt, im Begriff, die Lanze zu schleudern; so beschreibt ihn Pausanias, an der Seite der Juno, im Tempel zu Olympia stehend.

Cos.

Die Figur auf den alten Silbermünzen von Cos, welche gewaltsam den Körper auf einen Dreyfuß zurücklehnt, über dem Haupte mit einem Tympanum spielt, hält auch Ref. mit dem Verfasser für den Apollo, und zwar Referent für den Apollo Mantes. Der Pagurus auf der Rückseite bezeichnet die Insel.

---

[1]) Negri. La Vita di Apostolo Zeno. Venezia 1816. p. 354.

[2]) Khell. Elogium Er. Frölich. Vindob. 1772. p. 18.

Sardes in Lydien.

Gut erhaltene Münzen sind eigentlich Monumente, welche geeignet sind, Wahrheit zu verbreiten; sie dienen für die weniger erhaltenen als Anhaltspunkte, auch diese zu erklären.

Auf einer Münze von Sardes: *ΣΑΡΔΙΑΝΩΝ.* Kopf einer Bacchantin. Rückseite: *ΣΑΡΔΙΑΝΩΝ.* Silenus, der den Knaben Bacchus auf den Knien, und in der rechten Hand den Cantharus hält.

Die ausgebreitete Gelehrsamkeit Eckhels gab diesem weniger deutlichen Typus auf der Münze des k. k. Kabinets die Auslegung, es sey Jupiter, der den kleinen Bacchus, unter Blitz auf die Welt gekommen, im Schooße wärme, und wandte das schöne Epigramm des Macedonius zur Erklärung an; aber der Cantharus in der rechten Hand, die Gestalt des Mannes, passen vielmehr auf den Erzieher des Bacchus, als auf dessen Vater.

Temenothyra und Flaviopolis.

Durch die ohne Zweifel richtige Leseart der, Tab. IV. Nr. 9, gestochenen Münze ist ein neues Bündniß zweyer Städte in der Numismatik bekannt geworden; statt *THMENOΘΥΡΕΥ* scheint Sestini *ΑΝΕΘΗΚΕ* gelesen zu haben, was allerdings etwas flüchtig wäre.

Laodicäa in Phrygien.

Die Tab. IV. Nr. 10. gestochene Münze gibt einen merkwürdigen Beytrag zur bildlichen Darstellung der Alten. Laodicäa lag an den Flüssen Lykus und Kapros, wo sie sich in den Mäander ergießen; um diese Lage bildlich zu bezeichnen, da *ΛΥΚΟC* der Wolf, und *ΚΑΠΡΟC* der Eber heißt, gaben sie die beyden Thiere auf die Münze.

Synaos.

Die wohlerhaltene Münze des L. Verus, Tab. IV. Nr. 11., setzt sowohl den Kopf, den selbst Neumann für den des M. Aurelius hielt, als Leseart und Gestalt der Rückseite außer Zweifel. Es ist diese nämlich Apollo, der auf den Zehen einherschreitend, den Bogen mit der ausgestreckten linken Hand hält, und mit der rechten Hand einen Pfeil aus dem Köcher nimmt. Auf der Münze des L. Verus ist Apollo androgynisch, männlich, wie es scheint, mit Strahlen um das Haupt, auf einer sehr schönen Münze im k. k. Kabinette des Nero und der Agrippina, den deßhalb Eckhel für Hercules hielt — Ref. würde ihn Apollo Helios nennen. Es ist zu hoffen, daß eine mit dem Apollo von Belvedere genau übereinstimmende Münze die richtige Benennung dieser so be-

rühmten Statue angeben wird. Eine Bronzemünze von Apollonia Cariä, den Apollo als Pythontödter darstellend, wo im Drachen noch Pfeile stecken, führt für den Ref. eine neue Ueberzeugung, daß Winkelmann das so sehr bewunderte Marmorbild richtig benannt habe; denn es ist eben einer der schönsten Vorzüge der Numismatik, häufig die Leuchte der Archäologie zu seyn, und den Gestalten Namen und Bezeichnung zu geben.

Seit Eckhel sein berühmtes Werk, welches bald der numismatische Codex aller Nationen wurde, in Wien schrieb und drucken ließ, haben sich drey Bestandtheile dieses großen Gebietes bedeutend erweitert. Denn außer den reichen Vasenfunden in Italien, den Elgin Phigalian Marbles, den Aegineten, der Venus von Milo, haben sich die Gränzen der Numismatik am meisten ausgebreitet. Ein Vorrang der alten Numismatik bleibt immer der, daß ihre Produkte von der öffentlichen Gewalt abstammen, und ein Ausfluß derselben sind (auch bey neueren Münzen sollten in Sammlungen die auctoritate publica geprägten von jenen, welche bloß Erzeugnisse der Industrie, sorgfältig unterschieden werden, vielleicht durch Beysetzung der Namen des Erfinders, Zeichners und Graveurs, wie dieß bey den französischen der Fall ist); in dieser Beziehung stehen die Vasen, gesprächiger in ihren Darstellungen, und auch andere Kunstwerke nicht so hoch.

Eckhel faßte vom J. 800 circa vor Ch. Geburt bis auf den Fall Constantinopels 1453 alle Münzen der griechischen Völker und Nationen in vier Bänden seiner Doctrina *), im fünften

*) I. Doctrina Numorum veterum, conscripta a Josepho Eckhel. 8 Voll. 4. Vindobonae 1792 — 1798. Bekanntermaßen schrieb Eckhel außer diesem berühmtesten seiner Werke noch:

II. Numi veteres anecdoti, p. I. II. Vindob. 1775. 4. m. 17 Kupfertafeln.

III. Catalogus Musei Caesarei Vindobonensis numorum veterum, distributus in Partes II., quarum *prior* monetam urbium, populorum, regum, mit 6 Kupfertafeln, worauf 106 Münzen. *Altera* Romanorum complectitur. Vindob. 1779. 2 Fol. mit 2 Kupfertafeln, worauf 27 Münzen gestochen sind.

In diesem Kataloge legte Eckhel den Grund zu seinem vortrefflichen Werke; dieser mußte aber jenem vorausgehen. Im Kataloge, den er bis zu seinem im J. 1798 erfolgten Tode fortsetzte, bewies sich Eckhel eben so groß als Administrator und Gelehrter, wie in der Doctrina als Gelehrter; denn in der That, zu einem solchen Kataloge gehört die Wissenschaft des Gelehrten, um in derselben richtig zu klassifiziren, wie die unsägliche Arbeitsamkeit, die Pflicht- und Dienstliebe eines Administrators. Dieses mühevolle Werk hat seit Eckhel Niemand unternommen auch nur fortzusetzen, als Ref., der es begann, und zwar unter sehr ungünstigen Verhältnissen. Eckhels System war durch Neumann in der griechischen Abtheilung geändert. Im Jahre 1834 wurde das System

die römische Republik, im sechsten, siebenten, achten die Numismatik der römischen Imperatoren zusammen, und wurde der

---

dieses größten Gelehrten in der Numismatik, im k. k. Münz- und Antikenkabinette durch Ref. wieder hergestellt, der schon nach Neumanns System weit vorgerückte Katalog darnach eingerichtet, der gesammte über die griech. Münzen beendiget, dieser in die genaueste buchhalterische Uebereinstimmung mit dem Bestande des Kabinets gebracht. Ref. verglich diesen Katalog über die 25,000 griechischen Münzen des k. k. Kabinettes mit Mionnet's Description de médailles grecques. Paris 1806 — 1813. VI. Voll. I. Pl. 1808. Suppléments 1819 -- 1835. VII Voll. in 8, die, wie bekannt, als Katalog des französischen Museums gilt; wenn nicht ein anders genannt wird, und fügte sonst fast überall, wenigstens bey den wichtigeren, in Noten bey, wo diese oder jene Münze etwa schon gestochen, oder wo etwas über dieselbe gedruckt wurde; die Anecdoti des k. k. Kabinets bestimmte er zum Zeichnen und Stechen. Da Eckhel in seinem Kataloge nur 133 Münzen stechen ließ, so erhellt daraus schon die Schwäche desselben in dieser Rücksicht. Es müßten alle einigermaßen merkwürdigen, besonders mit nicht griechischen oder mit nicht lateinischen Inschriften, alle celtiberischen, punischen, samaritanischen, cilicischen, sassanidischen Münzen gestochen werden wegen der Paläographie, eine große Menge unter dem Gesichtspunkte der Iconographie, andere der Archäologie überhaupt willen; — dann wie viele wegen der Kunstgeschichte — somit würde aber auch eine so berühmte Sammlung vervielfältiget und das darauf verwendete Capital trüge die Zinsen.

Durch ähnliche beschreibende und vergleichende Kataloge wird die Wissenschaft befördert; die Welt erfährt, was die Anstalt enthält; die Verwaltung wird außerordentlich vereinfacht, und das Staatseigenthum gesichert. Der Reichthum der Sammlung wird hiedurch sichtbar: z. B. hat die kaiserliche Sammlung von Alexander dem Großen 392 Münzen, während das brittische Museum von diesem Könige nur 53 besitzt — so sind im kaiserl. Kabinette 1250 Stück von Tarent, im brittischen 36. T. Combe, Veterum Popp. et Regum Numi, qui in Museo Britannico adservantur, Londini 1814, mit 15 Kupfertafeln in 4. Es ist eine so herrliche Sammlung der sprechendste Zeuge kaiserlicher Munificenz. — Das Fortschreiten der Wissenschaft, neue Entdeckungen haben Aenderungen nöthig gemacht, Bestimmungen herbeygeführt, wie sie nur im neuen Kataloge gefunden werden, welche vergeblich im alten gesucht würden — so daß derselbe nicht bloß als eine Bearbeitung, sondern als neues wissenschaftliches Werk anzusehen ist. Die meisten Veränderungen erlitt jener Theil, welcher die Münzen der römischen Republik beschreibt — ferner auch jener der römischen Imperatoren; Eckhel sagt selbst, Doctrina I. p. CLXXXII.: »Eos, quibus haec mea praestare videbuntur, hortabor, ut in disponendis numis sequantur ordinem, quem in praesente opere secutus sum, quia, ut continuo dixeram, re secundis curis curatius discussa, praecipue ea in parte, quae chronologiam imperatorum continet, vitavi vitia, quae illi

Gründer, wie Gosselin sich ausdrückt, des »plus beau monument, que le temps moderne a érigé à l'Antiquité.«

Es gab kaum irgend ein schriftliches und numismatisches Zeugniß der alten Welt von mehr als 2000 Jahren, welches der gelehrte Mann nicht kannte; nur der Lauf der Zeiten konnte neue Entdeckungen herbeyführen, und so geschah dieß am meisten in den Münzen der Könige des Pontus und Bosporus Cimmerius. Diesen Theil haben nach Cary und Eckhel bearbeitet, vorzüglich Raoul-Rochette [1]), Köhler [2]), [3]), [4]), [5]), Visconti [6]), Stempkowsky [7]), [8]), Köppen [9]), Blaramberg [10]), [11]), Sestini [12]), [13]), Mionnet [14]), [15]).

---

catalogo inhaerent.« Auch dieser ist von Ref. bis Severus Alexander vollendet, und umfaßt bis dahin ungefähr 20,000 St.

Ferner schrieb Eckhel noch:

IV. Sylloge I. numorum vet. anecdot. Vien. 1786. Mit 10 Kupfertafeln.

V. Descriptio numorum Antiochiae, Syriae. Vien. 1786. in 4.

VI. Anfangsgründe zur alten Numismatik. Wien 1788. 8.

1) Antiquités grecques du Bosphore Cimmerien. Paris 1822. 8. in 15 Kupfertafeln.

2) Remarques sur un ouvrage intitulé: Antiquités grecques du Bosphore Cimmerien. St. Petersbourg 1823. 8. (wie schon aus dem Titel klar, Gegenschrift des vorigen).

3) Dissertation sur le monument de la reine Comosarye. St. Petersbourg 1805. Mit 11 Kupfertafeln.

4) Auch in Recherches sur les pêcheries de la Russie méridionale. Petersb. 1832.

5) Lettres sur plusieurs Médailles de la Sarmatie et de la Chersonése Taurique. Petersb. 1804. Histoire de l'Académie Imp. des Sc. Tom. XIV. Tab. A.

6) Iconographie grecque T. II. p. 2 — 121 — 177.

7) Notice sur les médailles de Rhadaméadis. Paris 1822. m. K.

8) Médaille de Mithridate III. et Gepaepyris. Journal d'Odessa 1827. m. K., auch noch im Jahre 1829, Problèmes numismatiques. Beschreibung der Münzen von 11 Königen des Bosporus rc. S. Weber Repertorium 1826, Nr. 2406.

9) Alterthümer am Nordgestade des Pontus, Jahrbücher der Litteratur. Wien 1823.

10) Notice sur quelques objets d'Antiquité découverts en Tauride etc. Paris 1822. m. K.

11) Choix de médailles antiques d'Olbia etc. Paris 1822. mit 21 Kupfertafeln.

12) Classes generales. Florent. 1821. 4.

13) Descrizione d'alcune medaglie greche del Museo del Sign. Bar. di Chaudoir. Firenze 1831. m. K.

Den zweyten Theil, die Könige des Bactrianischen Reiches, haben nach Bayer, Pellerin, Eckhel vorzüglich bearbeitet: Mionnet [1]), Sestini [2]), Visconti [3]), Köhler [4]), Tod [5]), Schlegel [6]), Wilson [7]), Prinsep [8]), Masson [9]), und besonders Raoul-Rochette [10]).

Der dritte Theil ist das Bas-Empire, von dem Eckhel selbst scheidet, von der ungeheuren Arbeit ermüdet, und ohne den Reiz

---

14) Mionnet, Description des Médailles, T. 11. pag. 358. umgearbeitet in:

15) Mionnet, Supplément T. IV. Paris 1829. p. 461 — 549.

1) Mionnet, Description etc. Paris 1811. 8. T. V. p. 704. 705.

2) Sestini, Classes generales. Florentiae 1821. 4. p. 156.

3) Visconti, Iconographie grecque. Paris 1811. 4. T. III. p. 170 — 179. Pl. LI. N. 11. 12. 13.

4) (Köhler) Médailles grecques des Rois de la Bactriane. St. Petersbourg 1822. 8. m. K.
(Köhler) Supplément à la suite des Rois de la Bactriane. St. Petersb. 1823. m. K.

5) James Tod. An Account of grece, parthian and Hindu medals etc.; in den Transactions of the Bl. Asiatic Society 1827. p. 313 — 342. Tab. XII.

6) A. W. Schlegel. Nouveau Journal Asiatique. Paris 1828. p. 321 — 349.

7) In Burnes Travels into Bokhara. London 1834. Tom. II. p. 457. pl. III. IV.; früher in Asiat. Researches Vol. XVII. Calcutta 1832. 4.

8) Prinsep in Burnes Travels l. c. und im Journal of the Asiatic society of Bengal. Calcutta 1833. N. 20. Aug. p. 405. 416. m. K. p. 227 — 231. Calc. 1834. N. 313. p. 435. 436. 562. 1835. p. 327 — 348. m. 8 Kupfertafeln.

9) Memoir on the Ancient coins found at Begbram. Journ. As. Calc. 1834. p. 152.

10) Raoul-Rochette. Journal des Savans. Juin p. 328 — 344. Juill. p. 385 — 394 des J. 1834. Sept. p. 513 — 528, Oct. p. 577 — 596 des J. 1835. Fevr. 1836. S. 65 — 83. Am nämlichen Tage, als diese Notiz in der Wien. Zeit. 1836, Nr. 27 stand, erhielt Ref. ein sehr freundliches Schreiben von Raoul-Rochette mit den angeführten Abhandlungen aus dem Journ. des Sav. besonders abgedruckt; mit dem verdienstvollen Herausgeber des Trésor de Numismatique et Glyptique, Hrn. Lenormant, steht er ebenfalls im litterarischen Verkehr; daher derselbe seit Eckhel, fast unterbrochen, mit den ausgezeichneten Archäologen aller Länder wieder hergestellt ist, wie er früher mit Pellerin, Barthelemy etc. Statt hatte. — Aus Raoul-Rochette haben die »Blätter für Münzkunde 1834.« Nr. 11. 13. 26 Auszüge nebst Abbildungen gegeben; so auch K. O. Müller in den »Göttinger gelehrten Anzeigen« Nr. 177 — 179. S. 1761 — 1783, Novemb. des J. 1835. Im k. k. Kabinette sind griechisch baktrianische, eine aus den incertis von Ref. als Agathocles bestimmte Münze in Æ, so auch ein Eucratides in Æ das Tetradrachma des Heliocles in AR.

zu kennen, den gerade das Bas-Empire für die neuere Geschichte der Kunst hat, auf die es so mächtig einwirkte; denn wie Gebräuche an den Höfen Europa's von Byzanz angenommen wurden, so war der Einfluß auf dessen Gesammtbildung — wie die Architectur, Sculptur, Malerey hinlänglich beweisen.

Den numismatischen Theil, den Eckhel laut seines im VIII. Bde. S. 146 eingeschaltenen Monitum »Veniam ergo merebor, si, quod monetae imperatoriae reliquum est (nach Julian II.), tanquam post legionum robur agmen iners et ignavum paucis verbis absolvam, magis ne quis, quod totius instituti partem efficit, abesse possit conqueri, quam ut dignum operae fructum facturum sperem, qui hercle ab hac argumentorum sterilitate, ingruente paullatim operis incredibili barbarie ac tot ambiguorum nodis, qui vindicem necdum reperere, obtineri nequit.« nur berührte, haben seitdem zu bearbeiten gesucht: Sestini in mehreren seiner Dissertationen, Marchant [1]), Saulcey [2]), St. Quintino [3]), Mionnet [4]).

Zu den merkwürdigeren Werken der neueren numismatischen Literatur gehört das, welches Ref. nicht ohne Aufmerksamkeit eben durchgegangen, wobey er fast immer mit dem Verf. übereingestimmt, und nur manchmal eine andere Ansicht ausgedrückt hat; er muß nochmal seine Freude über die Erscheinung desselben zu

---

[1]) Mélanges de Numismatique et d'Histoire, 28 Lettres. Paris 1818 — 1829. Dessen Fortsetzer:

[2]) Saulcey. Observations numismatiques. Metz 1834. Köhler, Médailles grecques. Petersb. 1822. 2. P.

[3]) St. Quintino, dem die Archäologie manche interessante Dissertation verdankt, beschäftigt sich jetzt mit einer Abhandlung über die byzantinischen Kaiser, von Mauritius bis Leo IV., d. h. 582 — circa 820 n. Ch. Quintino zweifelt ebenfalls an der Aechtheit des Odoacer; dem Ref. kam noch kein zuverläßig ächtes Exemplar zu Gesichte — alle sind auf der Kopfseite bearbeitet.

[4]) Mionnet, de la rareté des Médailles Romaines. Paris 1827. II. Vol.

Vielleicht erfolgt nächstens bey einer anderen Gelegenheit die ganze numismatische Litteratur, wie dieselbe sich seit Eckhel vermehrte, welche einen würdigen Zusatz zu dessen großem Werke bilden, und die Umarbeitung desselben veranlassen könnte; indeß dieß möglich, kann auf die Zusammenstellung derselben in

Krebs, Handbuch der philologischen Bücherkunde. Bremen 1823. II. Thle. S. 301 — 324.

Weber, Repertorium der klassischen Alterthumswissenschaft. Essen 1832, 1833, 1834, die Litteratur der J. 1826, 1827, 1828 enthaltend, und in der vortrefflichen, von Hrn. Hofrathe K. O. Müller herrührenden Uebersicht der griechischen Kunstgeschichte in der allgemeinen Halleischen Litt. Zeitung, Juni 1835, Nr. 97 — 110 hingewiesen werden.

erkennen geben. Es ist wahr, der Verfasser hat gerade keine neuen Münzen publicirt, und in so ferne das numismatische Gebiet nicht erweitert; er hat aber Irrthümer der ausgezeichnetsten Männer des Faches berichtigt, er hat Städte aus der Numismatik verwiesen, und andere dafür eingeführt; so daß bis jetzt keine sicheren Münzen der Insel Halonesus, Ctemene in Thessalien, Tyrissa in Macedonien, Sala in Thracien, Aspledon in Böotien existiren; — und für diese Cliternia in Daunien, Gonneis in Thracien, Spartolus, Trieres in Macedonien, Myrina in Creta, Cana in Aeolis eingeführt. Und was noch seltener als die Gelehrsamkeit, ist die liebenswürdige Bescheidenheit, mit welcher der Verfasser seine den Vorgängern entgegengesetzte Meinungen vorgetragen hat.

Es hat überdieß den Ref. mit großer Freude erfüllt, neuerdings bestätiget zu sehen, was er wohl ohnehin schon wußte, daß auch in Bayern das System unsers Eckhels angenommen ist.

So wäre denn kein berühmtes größeres Museum mehr, in dem nicht das System des Oesterreichers Eckhel eingeführt wäre, und die Concordanz des Systems ist an sich schon ein großer Gewinn für die Wissenschaft — zudem nächst so vielen andern Gründen, wenn es deren noch bedürfte, wollen wir nur einige anführen: Jeder, der eine Sammlung betritt, und das System kennt, nach welchem sie geordnet, weiß schon die Hälfte derselben; welches andere System hat sich so der Gemüther bemächtigt, daß Deutschland, Frankreich, England, Italien es angenommen haben? welches andere läuft so mit der geographischen Ordnung? Eckhel selbst sagt: I. in Praef. Partis I. »Ordo totus est geo»graphicus, nimirum ducto ab Hispania Lusitanica principio »secundum naturalem regionum situm orbem universum nu»mismaticum pervadit exiturus in Numidia Africae, sic ut »regionibus singulis sui subjiciantur reges, si quos habuere »numis celebratos.« Sollte je von Eckhels System abgegangen werden müssen — wozu sicher kein wesentlicher Grund, denn nichts leichter als neue Ideen aufzustellen; würde aber die Wissenschaft dadurch gefördert? — so müßte das chronologische System vorherrschen, und die antiken Münzen wären in Autonome-, Colonial- und Imperatoren-Münzen zu theilen.

Die geographische Ordnung, welche Eckhel annahm, bietet zugleich eine breite Basis, auf der jedes, in einer öffentlichen Sammlung eingeführte System ruhen soll — aus dieser kann dann jeder sein besonderes, das rein geschichtliche, künstlerische, den Handel betreffende (auf die Währungen des Alterthums hat Ref. im Bd. XLVII. S. 184 hingedeutet) verfolgen — wie aber die öffentlichen Sammlungen meistens die größten sind, so müssen

sie die allgemein geltendsten Ideen darstellen, den Privatsammlern ihre speziellen Absichten überlassend.

Die geographische Ordnung, die Eckhel in die Numismatik einführte, hat aber zugleich das größte welthistorische Gewicht; — denn anfangs berührt und beseitigt sie fast die Länder der Barbarey, dann kömmt dieß System in der Blüthe der griechischen Völker zu ihrer hohen Kunst, und stellt das interessanteste Schauspiel auf, welch einen hohen Grad der Cultur alle Länder am mittelländischen Meere herum schnell erstiegen, wie dieses Meer mitten unter den Ländern dieselben vereinigte; wie durch diese Vereinigung von vielen Ländern zuerst ein europäisches Weltreich möglich wurde; wie Alexander der Große, frühere Bekanntschaft Asiens und Europas benützend, mit europäischer Tapferkeit seine Waffen zuerst an die untere Donau trug, von da nach Griechenland, dann mit weniger europäischen Völkern es unternahm, Asien und Afrika zu unterwerfen; von der Meerenge, welche beyde Welttheile trennt und verbindet bis in die Päße Ciliciens vordrang, und da den Darius schlug, 29. Oktober 333 vor Chr., dann an den Nil, an welchem er das am meisten berühmt gewordene Alexandria gründete, wie ein anderes beym Orakel des Jupiter Ammon, hernach am Euphrat und Tigris seinen Feind aufsuchte und schlug (2. Oktober 331), ihn bis nach Hochasien verfolgte, dann, nachdem ihm Babylon, Susa, Persepolis ihre Thore geöffnet, 328, am Fuße des Altai, am Jaxartes, an der Stätte, auf welcher Zoroaster geboren wurde, und Cyrus seine Residenz aufschlug, eine Colonie gründete und ihr seinen Namen gab; wandte sich 327 an den Indus, den er beschiffen ließ, und gleichfalls ein Alexandria baute, kehrte durch Gedrosien nach Babylon, um diese Stadt zum Mittelpunkte des unermessensten Weltreichs zu machen. Nachdem Alexander *) in Babylon im 32sten Jahre gestorben (324 v. Chr.), war die Welt vom ambracischen Meerbusen bis an den Indus, von den Höhen des Altai bis in den Sand Afrika's ihres Herrn beraubt. Seine Feldherrn theilten sich in seine Monarchie; und schon fiel Macedonien nach der Besiegung des Perseus im J. 143 in römische Gewalt — länger

*) Von Silbermünzen Alexanders, Lysimachus und Seleucus I. wurden in Ungern im Arader Comitate zu Kis-Jenö, einer der Herrschaften Sr. k. k. Hoh. des Hrn. Erzherzogs Palatin, sehr merkwürdige gefunden, von denen das k. k. Kabinet 131 St. behielt, nicht nur mit Zeichen von Münzstädten, welche dem k. k. Kabinette fehlten, sondern im Ganzen noch unbekannt sind. Dieser Fund bestätigt die Idee, daß sich die Zeichen eben so gut auf die Münzen des Lysimachus anwenden lassen, um die Münzstädte anzuzeigen, wie bey Alexander. Ref. hofft weitläufiger bey einer andern Gelegenheit auf dieß Thema zu kommen.

und glücklicher erwehrten sich derselben die Seleuciden in Asien bis zum J. 57, die Lagiden in Afrika bis zum J. 30 v. Chr.

Nichts scheint uns so sehr im Bilde das europäische Uebergewicht über Asien zu bezeichnen, als die Schlacht Alexanders auf dem Mosaikboden zu Pompei; nichts so sehr in intellectueller Hinsicht als die Herrschaft der Engländer in Indien; so scheint Ref. nicht bald etwas so geeignet, asiatisches Stillstehen zu bezeichnen, als die eben von Hrn. Siebold acquirirten japanischen und chinesischen Münzen im k. k. Kabinette, aus denen die älteste 221 Jahre v. Chr. Geb., und die letzte 1821 n. Chr. — Kaum ist in dieser mehr als 2000 jährigen Periode irgend ein Vor- oder Rückschreiten sichtbar.

Asiatisches Wesen bedurfte des Zusammenstoßes mit Europa, um selbst Hohes zu erreichen, wie die Araber in Spanien. Asien ist das Stammhaus des Menschengeschlechts, das von Zeit zu Zeit seinen Ueberfluß in alle Länder aussendet — Asien ist das Land der Keime, aus denen Europa die Früchte zeitiget. Schon die Alten nannten Asia die Mutter des Prometheus — das Christenthum wurde in Asien geboren und schlug Wurzel, aber ein großer mächtiger Baum wurde es in Europa, der seine Aeste über die ganze Welt ausstrecken wird.

Nachdem nun bey Eckhel die ganze griechische Welt abgehandelt ist, in der sich alles Schöne ums mittelländische Meer herum gestaltet, sieht man auch, wie es möglich war, daß alle die Pracht, alle Kunst, alle Schönheit den Waffen der Römer unterlag.

Von dem Grundsatze ausgehend, daß Numismatik eine der wichtigsten Hülfswissenschaften der Geschichte, und dieselbe in ihrer Anordnung im treuesten Bilde darstellen müsse, kann in die Reihe der römischen Republik nur das aufgenommen werden, was zu den Zeiten derselben geprägt wurde, und wenn es erlaubt, die Grundsätze des Sohnes Gottes auf diesen Theil der Wissenschaft (jede Wissenschaft mit Ernst und Tiefe betrieben, stammt von einem Theil der göttlichen Begeisterung, welche in uns lebt) anzuwenden, so gelten hier die Worte: Wessen ist das Bild und die Ueberschrift? — des Kaisers — »so gebt dem Kaiser was des Kaisers ist.« Also entfernt aus der Reihe der zur Zeit der römischen Republik geprägten Münzen alle Münzen mit dem Kopfe und der Ueberschrift, z. B. des Augustus, wodurch auch Augustus als der mächtige Herr erscheint, der er war, als wenn seine Münzen unter allen Familien zusammengesucht werden müssen; jetzt ist die Zahl der Münzen desselben im k. k. Kabinete 730, welche nach der alten Eintheilung 425 waren.

In der Numismatik der römischen Imperatoren hat Ref.

die chronologische Ordnung nach Eckhels Doctrina eingeführt, mit Beachtung der etwa seit ihm bekannt gewordenen Verbesserungen.

Am Ende der römischen Imperatoren folgen die Münzen der großen Völkerwanderung, nach der Meinung des Ref., wie sie auch im k. k. Kabinete so gelegt sind — an diese können die der Kreuzzüge angeschlossen werden, als einer Art versuchter Völkerwanderung nach Asien; und weil in diesen Ländern, nachdem die Christen aus denselben abgegangen, nichts Europäisches erscheint.

Auf die Münzen der großen Völkerwanderung sind die jener Nationen zu reihen, welche derselben zuerst Stillstand geboten, und zwar die Münzen der Franken und ihres größten Königs, Karls des Großen. Karl d. Gr. ist der Eröffner des Mittelalters in Europa, er ist der Uebertrager der römischen Kaiserwürde an eines der Völker, welche die große Wanderung gemacht; folglich stehen die Münzen Karls des Großen an der Spitze des Mittelalters, nach ihm haben sich alle die seiner Nachfolger aus den verschiedenen Häusern zu reihen. Otto I. brachte die römische Krone an Deutschland (wo sie von ihm an immer blieb); daher seit ihm der römisch-deutsche Kaiser — an diesen schließen sich alle, welche die deutsche Krone getragen bis auf das Jahr 1806.

Im jetzigen Deutschland hat das Kaiserthum Oesterreich den Vorsitz, als die erste deutsche Macht; die Königreiche, welche mit Oesterreich vereinigt sind, folgen. Zu Deutschland gehören natürlich die Königreiche, welche im selben sind, nach alphabetischer Ordnung. Dann würden die Churfürstenthümer gereiht. Ferner die Herzogthümer, Bisthümer, Familien, welche Münzen geprägt, Städte, berühmte Männer — Deutschland abgeschlossen. Nach Deutschland käme Italien, vom Norden nach Süden, Sardinien, Piemont, darauf Spanien; ferner Frankreich, England und die damit vereinigten Reiche, nach England, Schweden, Dänemark, Rußland. An dieß Ende Europas müßte sich Amerika, als europäische Colonie, mit europäischer Religion, europäischen Sitten anschließen, von Norden nach Süden. Den Schluß würden die orientalischen Münzen machen, und zuerst mit den türkischen beginnen; ferner alle früheren Häuser der Araber folgen, und dann die indischen, vom europäischen Wesen abgehenden.

So schiene dem Ref. das historische Element, welches in der neuen Numismatik vorherrschen muß, mit dem geographischen verbunden, welches nicht zu beseitigen — aber ein jedes größere Land müßte abgeschlossen seyn.

Die Münzen würden von den Medaillen getrennt — denn sie haben ein ganz anderes Aussehen — sind wesentlich verschie-

den, alle Münzen nach der Chronologie beysammen, dann alle Medaillen. Also ein Münz- und Medaillenkabinet; bey beyden gelten gleiche Folgen.

Bey großen Sammlungen muß auf die Größen Rücksicht genommen, und wenigstens drey verschiedene Größen bestimmt werden; auf das Metall würde Ref. keine Rücksicht nehmen, und Gold, Silber, Bronze unter einander mischen, und hierin allein bey der neueren Münzeneintheilung die Grundsätze Eckhels anwenden.

Auf dem mühevollen Wege dieser Wissenschaft stärkt den Forscher nicht leicht etwas so sehr, als der Gedanke: kommen die Völker je auf den hohen Grad der Civilisation, der Erkenntniß, daß sie wünschen alles zusammengestellt zu sehen, was sich je auf dem Boden, den sie bewohnen, zugetragen; so können sie im Bilde wenigstens alles vereinen, was Kunde gibt von ihrem Beginne, von ihrer Größe, von ihrem Falle und Wiederaufleben, von ihrer Kraft und Schwäche, von ihren Leiden, von ihren Irrthümern, von den Tagen ihrer Gefahren, von ihrer Begeisterung fürs Recht, für Fürst und Vaterland, von ihrer richtigen Einsicht, von dem was sie waren, sind, und Hoffnung haben zu werden, — deßhalb arbeite jeder emsig an dieser wichtigen Kunde, auch er arbeitet im Weinberge des Herrn, der die Wahrheit will.

J. C. Arneth.

Art. VIII. England im Jahre 1835. Von Friedrich v. Raumer. Zwey Theile. Leipzig. Friedrich Brockhaus. 1836.

Es bleibt, trotz der gerühmten Annäherung der Nationalitäten an einander, das Eigenthum des deutschen Geistes, sich am leichtesten und gründlichsten in das fremde Element anderer Nationen zu finden. Die Franzosen geben sich Mühe sich selbst zu vergessen, auf Augenblicke wenigstens, und umherreisend Seyn und Wesen der Nachbarn und Nichtnachbarn zu studiren. Sie schreiben auch Revuen und Bücher über die Dinge und Menschen au delà du Rhin, voll Glanz, Witz, Geist, selbst zuweilen mit etwas Selbstverleugnung; die Völker, welche sie so beobachten, können mitunter aus ihrer geistreichen Wahrnehmung dessen, was bey ihnen selbst, weil es zum täglichen Leben gehört, übersehen wird, lernen, aber im Ganzen bleibt es doch nur ein Raisonnement über den Schein. Es frappirt, weil es allemal der jüngste Schein ist, den die darin Lebenden noch nicht wahrgenommen haben. Die Engländer haben sich selbst zu dieser Verleugnung noch nicht durchgearbeitet. Sie bleiben als Lustreisende und als beobachtende Reisende Engländer. Wohl bewundert Einer, und erkennt an das fremde Wesen, ihm fehlt aber die gefällige Bereit-

willigkeit von seinem brittischen Kothurn herab zu steigen und sich einzulassen in die Minutien, die warme Theilnahme für den fremden comfort. Wir lernen viel aus den englischen Reisebeschreibungen, aber wir lernen die Völker, von denen der Britte schreibt, darum nicht kennen. Eine Ausnahme macht in jüngster Zeit hierin Bulwer; aber theils ist es eine Lieblingsgrille von ihm, Deutschland hervorzuheben, theils rührt ein Theil seiner Erziehung aus unserm Vaterlande her.

Das oben genannte Werk ist wieder ein Document, auf welcher Höhe der deutsche Forschungsgeist steht, und zugleich bis in welche Tiefe er dringt, wo er darauf ausgeht eine fremde Volksthümlichkeit zu ergründen, und durch hundert Werke glauben wir England zu kennen, wie es ist, und kennen auch wirklich hundert dunkle und glänzende Ansichten dieser wunderbaren Meerkrystallisation; aber weil wir am Glauben festhielten, daß Alles dort krystallisirt sey, entging es unsern Einsichtvollsten, welches reiche neue Leben fortwährend aus diesen anscheinend geschlossenen Formen hervorquillt und an den alten Stamm ansetzt. Bey andern Nationen, wie bey den Franzosen, bedarf es dazu gewaltsamer Umwälzungen; das ist das Eigenthümliche an dem »meerumgürteten« England, daß sein Grund und Boden so tief, sein Bau so fest ist, daß die Fortschritte der Entwickelung, ohne Erschütterung der alten Grundveste sich herausarbeiten, aus dem tüchtigen, gesunden Organismus, und zu Luft, Leben und neuer Form gedeihen, ohne alles das, was vor ihnen war, zu vernichten. Der ausgebrannten Schlacke, die man, zu nichts mehr nütze, der Welle überläßt, um sie fortzuspülen, ist im Verhältniß zu dem neu Werdenden sehr wenig. Denn der pietätvolle Engländer pflegt auch seine Ruinen, wenn sie gleich zu nichts dienen, als für den Schönheitssinn, in so fern sie ihm nur nicht den nöthigen Raum für seine Weizenfelder fortnehmen. Diese erfreuliche Wahrnehmung, daß das Werdende dem Gewesenen unbeschadet in dem alten England blühet, und bey vernünftiger Verständigung das Neue fort und fort sich entwickeln kann, ohne daß das Alte zerstört zu werden braucht, ist, wenn man von einem so reichhaltigen Buche von einem Hauptresultate reden darf, dasjenige, was uns aus Hrn. v. Raumers Werke in die Augen springt. Er widerlegt, ohne blind zu seyn für die Mängel, Seite um Seite den alten Wahn, der, sonderbarer Weise von Parteymännern der entgegengesetztesten Pole, immer und immer wiedergekäut wird, daß England am Rande des Verderbens stehe, daß seine Demokratie, oder seine Aristokratie, seine Nationalschuld, oder seine Colonien, seine Preßfreyheit oder seine enormen Taxen, seine Sinecuren oder sein Egoismus, seine Verknöcherung

an alten Satzungen, oder der jüngste Neuerungsschwindel, es unrettbar in den Abgrund stürzen müsse. Er beweist im Gegentheil, wie dies alles Phantome sind, wie das Wesentliche der Verfassung, der Sitte und des Glaubens auf Felsengrunde ruht, wie aber fruchtreiches Erdreich genug dazwischen ist, um der neuen Saaten Wachsthum zu sichern. Er behauptet dieß nicht allein, sondern er beweist es durch schlagende Thatsachen, durch Darstellungen der Entwickelungsperioden, die auf Documente begründet sind, durch Register und Zahlen. So ist sein Werk, trotz der blühenden Lebendigkeit, die des Verfassers Schriften einen so eigenthümlichen Anstrich gibt, ein, fast Satz für Satz, in den Thatumständen documentirtes, was, wie man auch seinen übrigen Ansichten entgegen, oder mit denselben einverstanden seyn mag, ihm unter den Werken über England auch für die Folge dauernden Werth leiht. Denn der Umgang mit den höchsten Personen und Beamteten des Inselreiches, und zwar aller Parteyen, die Hrn. v. Raumer sowohl sein Ruf als seine Empfehlungsschreiben verschafften, setzte ihn in den Stand Nachrichten zu schöpfen, welche anderen minder begünstigten, wenn gleich eben so emsigen, Reisenden verschlossen geblieben wären.

Man erwarte diese Nachrichten, die zusammen freylich ein dickleibiges Compendium ausmachen würden, nicht in systematischer Ordnung an einander gereiht. Des Verfassers Art ist es sich gehen zu lassen, und heute im Staatskleide, morgen im Schlafrocke zu schreiben; heute im oratorischen Feuer ernster Begeisterung, morgen mit der Lebelaune, die, keine Gene duldend, ihn so eigenthümlich charakterisirt. Ist es doch diese Frische der Anschauung, entfernt von allem Pedantismus, welche Hrn. v. Raumers Fleiß wirkungsreich macht. Fehler lassen sich dem Gelehrten in den meisten seiner Werke nachweisen, — und die Gelehrten vom Fache haben es daran nicht fehlen lassen, — aber mitten in den ernstesten, trockensten Studien, wo es gilt mit philosophisch ängstlichem Blicke aus verwitterten Manuscripten, einen wichtigen Umstand, eine übersehene Notiz herauszufinden, da mit unumwölkten Blicke und heiterer Genußlust die lebendige Gegenwart um sich zu erfassen, und durch sie, nicht abgezogen, sondern gestärkt, wieder zu den ernsthaften Studien zurück zu kehren, das ist eine Gabe, deren sich wenige deutsche Gelehrte rühmen mögen. Was ein solcher kann, hat er in London bewiesen. Kaum über ein Vierteljahr dauert sein Aufenthalt dort, er ist täglich ein-, zwey-, dreymal in brillanten oder klein geselligen Kreisen, er besieht, was man sehen muß, und nicht auf die oberflächliche Weise, welche nur die sogenannten Lions mustert, um von ihnen nachher reden zu können, er besucht das Parlament,

die Kirchen, die Theater und das Land, studirt dabey täglich in den Museen die Unmasse englischer Zeitungen und in den Bibliotheken und Archiven die schwierigen Manuscriptsammlungen, namentlich die Gesandtschaftsberichte aus verschiedenen Epochen, und erübrigt doch bey diesem Genuß und diesem Studium so viel Zeit, um die ausführlichsten Briefe, von wohl durcharbeiteten Abhandlungen begleitet, nach Hause zu schreiben. Aus diesen Briefen, deren familiärer Charakter nicht etwa nachher erkünstelt worden, besteht das Werk. Sie scheinen mit Weglöschung des rein Persönlichen, was der Familie und den Freunden des Verfassers angehört, buchstäblich, wie sie von London und England aus geschrieben wurden, abgedruckt. Nun könnte es Wunder nehmen, wie der Briefsteller schon am Abende über das, was er den Tag über beobachtet, ein so treffendes, concises Urtheil schöpfen und aussprechen können, ein Urtheil, welches nach dem Obigen seine Gültigkeit auch für die Folge behalten dürfte; aber man weiß, daß er mit jahrelangen, wo nicht mit Lebensstudien nach England ging, und das, was er bereits aus Büchern wußte, nur noch einmal in lebendiger Wirklichkeit sich vorübergehen ließ. Wenn ihm auch vieles in dieser Revue anders erschien, als es sich mit todten Buchstaben ausgenommen hatte, so war ihm doch nichts fremd. Aber gerade auch das erhöht die lebendige Theilnahme an dem Werke, daß er nicht in jedem Briefe mit dem Urtheil fertig ist, sondern nur das Resultat des ersten frischen Eindrucks gibt. Zuweilen wird dieser in einem späteren Briefe, wo er die Sache von einem verschiedenen Gesichtspunkte auffaßt, ein ganz anderer; aber auch die lebendige Entwickelung im Urtheil ist an einem solchen Werke zu schätzen. Daß er die Leser auf diese Weise, nicht nach dem ABC eines statistischen Itineraires, sondern wie der Zufall ihn selbst leitet, die Dinge sehen, betrachten und beurtheilen läßt, und vom Salon des Herzogs von Devonshire in einen Keller, wo nur Wurstsuppe geschenkt wird, und von der Weisheit des alten Staatskanzlers Burleigh zu den schönen Engländerinnen der Gegenwart überspringt, das ist es, was dem Werke neben seinem gediegenen Inhalt einen Werth der Mannigfaltigkeit gibt, welcher bey zwey starken, doch auch mit sehr trockenen Materien ausgefüllten Bänden, wohl zu schätzen ist. Wunderbarer als jenes schnelle Urtheil, sind die den Briefen einverleibten Abhandlungen über die ernstesten Gegenstände, wie das Armenwesen, die Gemeindeverfassung, die Parlamentsreform, die Finanzen, Abhandlungen, welche auch ein Hr. v. Raumer nicht aus dem Aermel schütteln kann, sondern die das Durchstudiren und Excerpiren von Folianten erfordern. Hier dürfen wir nicht annehmen, daß sie, wie jetzt der Fall, in den Familien-

briefen einverleibt gewesen, sondern nur gelegentlich, wenn der Verfasser mit einer Materie fertig war, zugleich mit jenen nach Hause geschickt wurden. Aber daß ihm neben der mitgenießenden Beobachtung des Volkslebens und der historischen Studien noch möglich war, diese sauren Berichte zu componiren, bleibt eine außergewöhnliche — Kraftfülle wollen wir sagen, um den Ausdruck des Wunderbaren nicht zu wiederholen.

Indem wir über das Buch referiren, kommt es uns weder in den Sinn, Alles zu berichten, wovon es spricht, noch das, was wir ausheben, in ein System zu bringen. Beydes wären Aufgaben, wozu Raum und Zeit, die ein neues Buch in Anspruch nimmt, erfordert werden. Wir wollen auch weniger den rothen Faden der Ideenfolge des Verfassers, außer wo er eine oben angeführte durchführt, verfolgen, denn seine Ansichten sind durch seine übrigen Werke bekannt, als vielmehr das in der Beobachtung Neue hervorheben, ohne um deshalb den Anspruch zu machen, daß wir ein vollständiges Resumé des Buches geben. Für wen der Gegenstand Interesse hat, dem helfen keine Auszüge; er muß das Buch selbst lesen, und er wird gerade da, wo der Verfasser anscheinend sich wiederholt, immer wieder neue Nuancen der Anschauungsweise erkennen.

Im März 1835 landet der Reisende mit dem Rotterdamer Dampfboote in London, mitten unter dem Walde von Schiffen, der zuerst den Eindruck zu schmälern scheint, welchen die Stadt selbst hervorbringen muß. Dennoch erkennt das Auge bald, daß London die reale Hauptstadt der Welt ist, und nicht Paris, »mit den Prätensionen seiner Journalisten und Coterien.« — Paris, heißt es, ist vorzugsweise die Stadt, Deutschland das Land; erst hier in London darf man von der Welt sprechen. Alsbald eingeführt in die Welt der Großen, findet er Räume und Einrichtungen groß und prachtvoll, eben so wie sie ein sehr reicher Mann fürs ganze Leben trifft, ohne Beziehung auf kleine Moden und Veränderungen des Geschmacks. Raum, bey der Theurung desselben in der eng zusammengedrängten Weltstadt, ist überhaupt das Zeichen des Reichthums und des Luxus. Sir Robert Peel beweist seine Opulenz nicht deutlicher als durch sein prachtvolles Hotel inmitten zweyer Gärten in einer der bevölkertsten, theuersten Straßen; und diese Gärten gehen hinter dem Hotel bis zur Themse. Bey minderem Reichthume wäre dieser Gartenluxus die äußerste Verschwendung, der Raum für die berühmten Routs ist dagegen in den Häusern der ersten Lords des Königreichs so beschränkt, daß Hr. v. R. mehrmals einen Theil der geladenen Gäste auf den Treppen stehen sieht. Mit dieser Art der Geselligkeit kann er sich übrigens eben so wenig vertragen,

als mit der monotonen Einsylbigkeit, welche bey Diners an den Tafeln herrscht. Nur der Nachbar flüstert zum Nachbar, ein heiteres geistvoll allgemeines Gespräch kommt nie auf, wie heiter, geistvoll und populär auch sonst die Charaktere der Geladenen seyn mögen, und eben so wenig übt der Wein irgend Wirkung aus. Wenn die Ladys vor den Herren die Tafel verlassen, um das Kreisen der Flasche und die traulichere Unterhaltung nicht zu stören, so ist das nur noch eine beybehaltene Förmlichkeit aus alter Zeit. Der Vorwurf der Trunkenheit, welcher einer abgelaufenen Periode gemacht wurde, hat die feinere Gesellschaft zu der gegenwärtigen Vorsicht und Pruderie veranlaßt. Und doch ist der einzelne Engländer, so wie die Familie, zur lebhaftesten, gefälligsten Mittheilung bereit, sobald der Fremde sein Vertrauen gewonnen hat.

Die staatsrechtlich politischen Erörterungen wollen wir im Ganzen aus dem angeführten Grunde beseitigt lassen, doch muß die Grundansicht des Verfassers angedeutet werden, weil vieles Einzelne seiner Auseinandersetzungen darauf fußt; wie man nämlich auf dem Continente irrt, wenn man den jetzt regierenden Whigs radicale Tendenzen beylegt. Der eigentlichen Radicalen, was wir darunter verstehen, gibt es in England sehr wenige, und sie werden nie zur Herrschaft kommen, weil das conservative Element ein Grundzug des Volkscharakters ist. Die Achtung vor dem Reichthum und vor dem Besitz ist überwiegend, und viele der anscheinend radicalen Neuerungen sind auf nichts anders gerichtet, als den Reichthum (power) zu Ehren zu bringen gegen alle irrthümliche Mißbräuche, und dem schwankenden Besitzthume festere Grundlagen zu verschaffen. Ohne die den Torys innewohnende vis inertiae, welche sie hinderte zur rechten Zeit das Rechte zu thun, wären die Whigs selten zur Herrschaft gekommen. »Die Torys ließen sorglos die Uhr ablaufen, dann kamen die Whigs und zogen sie wieder auf. Nach diesem Geschäft traten sie zurück, oder wurden zurückgedrängt.« Für jede Neuerung aber, wenn sie durchgesetzt ist, bildet sich sofort eine conservative Partey, die mit der älteren, stabilen in dem Punkte zusammenschmilzt. So sind viele, ein Jahrhundert hindurch als unmöglich und zerstörend angefochtenen, Sätze durchgeführt, und diejenigen, welche am eifrigsten dagegen kämpften, genießen jetzt die Vortheile deren auf gleiche Weise wie die, welche sie verfochten. Die Parlamentsreform hat auch bey den Conservativen jetzt Stabilitätskraft; es würde keinem Hochtory, auch wenn seine Partey zu Macht käme, in den Sinn kommen sie rückgängig zu machen. Die Umänderung der Armenbill ist durchgesetzt, und Reiche und Arme befinden sich wohler dabey, in so fern letztere

nur arbeiten wollen. In ihrer vorigen Praxis war dieses, aus den christlichsten Gesinnungen hervorgegangene, Gesetz, ein Blutsauger geworden für die Bemittelten, jährlich eine immer größere Zahl derselben verschlingend, und die der Unterstützung bedürftigen Armen dafür vergrößernd, während es letztere zur unverschämten Frechheit und zum Müßiggange aufmunterte. Nach der früheren Auslegung, mußte jeder Arme, der sich als solcher auswies, von der Commune die Unterstützung erhalten, um so viel zu haben, als man gutachtlich zum Auskommen einer Person oder Familie für nothwendig ermittelte. Setzen daher z. B. die Fabrikherren den Lohn ihrer Arbeit herunter, und die Arbeiter erhielten danach weniger, als nach jener Ermittelung zu ihrer Existenz nöthig war, so mußte ihnen die Commune das Fehlende ergänzen; da aber die Fabrikherren zu deren Mitgliedern gehörten, so mußten sie auf indirectem Wege das den Arbeitern Abgezogene ihnen, und oft unter drückenden Bedingungen, wieder erstatten. So kam es, daß in vielen Orten die Armen besser lebten als diejenigen, welche nach den Gesetzen zu ihrer Unterstützung verpflichtet waren, und Niemand war schlimmer daran, als die redlichen Unglücklichen, welche die Scham noch zurückhielt, sich ins Armenrecht zu begeben. Diesen Uebelständen ist durch die neue Bill gesteuert, und Niemand mißbilligt nunmehr die Umänderung, wie heftig sie auch, so lange sie als Neuerung an der alten Praxis auftrat, bestritten ward. — Die Sklaverey ist, wie früher der Sklavenhandel aufgehoben, die Sklavenbesitzer sind mit einer ungeheuren Summe entschädigt und abgefunden, und es liegt außer aller menschlichen Vorstellung, daß jemals wieder, welche Meinung auch ans Ruder komme, die Sklaverey eingeführt werden könne. — Der Theehandel mit China ist freygegeben, und die lächerliche Furcht, daß die Chinesen, weil sie nun nicht mehr mit der privilegirten ostindischen Compagnie handeln können, nur schlechten Thee anbauen und verkaufen würden, ist durch die Thatsache, daß man in England jetzt billigern und bessern Thee trinkt, aufs schlagendste widerlegt. — Die Dissenters sind zu Rechten gekommen, die ihnen der Buchstabe des alten Gesetzes abstritt, z. B. gesetzlich gültige Ehen zu schließen, ohne daß darum Altenglands Verfassung, wie die heftigen Gegner meinten, nur einmal gewankt hätte; und der alte Mißbrauch der geschlossenen Corporationen ist auf milde Weise gelöst, und dem Reichthum, dem Ansehen und Einfluß die Macht übergeben, welche früher der Zufall in die Hände einiger Bürgerfamilien gelegt hatte, ohne daß nun deshalb die Städte, wie vorausgesagt worden, in Verwirrung und Unheil gerathen wären. So steht es mit vielen durchgesetzten und noch durchzusetzenden Veränderungen, wie der Zu-

stiz, Irlands Zustand und A., worauf wir im Verfolge unseres Berichtes kommen werden.

Hr. v. R. freut sich, manche Vorurtheile, die auf dem Continente über England im Gange sind, zu widerlegen. So z. B. über das drückende Ceremoniell, welches die gute Gesellschaft sich selbst auferlegt hat. Er beweist, daß es nicht nöthig sey, wie man annimmt, auf den und den Routs stets in einem neuen Rocke zu erscheinen, daß man nicht überall hin fahren müsse, wolle man für voll gelten, und nicht dieß thun und jenes lassen, was nach dem schriftlichen oder mündlichen Compendium anderer Reisender unumgänglich schien. So gern wir glauben, daß manches übertrieben worden, so kann uns doch darin unser Autor nicht als untrüglicher Gewährsmann gelten. Ohne Zweifel hat man bey dem so empfohlenen, berühmten Historiker nicht darauf gesehen, ob er in einer Glas- oder Miethskutsche oder gar zu Fuß, und in was für einem Rocke bey diesem Herzoge oder jenem Marquis ankam; aber einem bescheidenen Reisenden, der nicht diese Qualitäten mit sich führt, möchten wir es nicht unbedingt rathen, sich darin über die englischen Gesellschaftsgesetze wegzusetzen. Denn, wenn auch gemildert gegen ehedem, noch herrscht dieses Ungethüm von gesellschaftlichem Codex (fashion) in England mehr als in irgend einem Lande Europas, und selbst von radicalen Federn werden noch heute Werke zur Erläuterung dessen geschrieben, was man unter einem complete gentleman versteht. Diese englische Sittentyranney hat eben so die politischen Revolutionen überdauert, als in Frankreich die Barbarey des Familienrechtes, nach welchem die Ehen fast ohne Ausnahme noch jetzt, ohne Berücksichtigung gegenseitiger Neigung, von den beyderseitigen Eltern berathen und geschlossen werden.

Welche Mißbräuche auch in den Institutionen der anglicanischen Kirche liegen mögen, — und eine Verbesserung ist unvermeidlich, wenn gleich in diesem Punkte der Widerstand gegen die Reform am allerheftigsten ist und bleiben wird — so sind die Vorstellungen davon doch auch zum Theil irrig. Im Ganzen genommen, ist die englische Kirche nicht so reich, als man glaubt. Eine genaue Untersuchung hat ergeben, daß die ungeheure Plünderung unter Heinrich VIII. ihr zu viel genommen hat, und zwar, sagen ihre Vertheidiger, so viel, daß sie nicht genug besitzt, um alle Pflichten für ärmere Geistliche und für Schulen zu erfüllen. Höchst ungleich ist dagegen die Vertheilung; denn die wirklich residirenden, thätigen Geistlichen in England haben im Durchschnitte nicht mehr als 185 Pfund jährlich einzunehmen, während es noch vor Kurzem Stellen gegeben mit nicht mehr als 5 bis 8 Pfund jährlicher Revenuen. Noch existiren nach Lord

Brougham gegen tausend Stellen von unter 60 Pfund Einkommen. Die im Ganzen ärmere presbyterianische Kirche in Schottland gewährt jedem Geistlichen im Durchschnitte gegen 275 Pfund des Jahrs. Von sämmtlichen in England angestellten Geistlichen halten sich nur 4416 da auf, wo ihre Pflicht es erfordert, 6080 sind sogenannte non residents, d. h. sie verzehren, wo es ihnen beliebt, ihre Einkünfte und Zehnten. Hierbey wird übrigens so milde gerechnet, daß, wer auch nur einen Tag in seiner angeblichen Gemeine lebt, zu den residents gezählt wird. Drückend in der Art, wie es noch heute in England ausgeübt wird, ist das Zehntensystem, der Zehnte wird von der Bruttoeinnahme genommen, woraus zahllose Prozesse erwachsen. Noch drückender ist der Grundsatz, daß gegen die Kirche keine Verjährung läuft, und sie selbst jede Forderung geltend machen kann, wenn der in Anspruch Genommene nicht erweiset, daß sie schon im Jahre 1180 abgeschafft war. Ein zehentpflichtiger Gegenstand, wenn er auch seit vielen Jahrhunderten nicht bezahlt worden, unterliegt neuen Forderungen, und jedes Abkommen über Art und Höhe, zu Bequemlichkeit beyder Theile eingeführt, cessirt, so bald der Geistliche es für nichtig erklärt. So kann (und wird!) Rechnungslegung gefordert, über das Eierlegen der Hühner, und ein Zehentberechtigter konnte auf den Einfall kommen, von den zehentpflichtigen Kühen, statt jeden Tag den zehnten Theil, am zehnten Tage die Milch von allen Kühen zu fordern, und er war im Recht. Die Humanität der Bildung mildert in England selbst in vielen Fällen das Drückende der Einrichtung, dennoch ist es allgemeiner Wunsch, daß durch Gesetze das Recht der Kirche auf humane Fundamente basirt werde, um einer umsichgreifenden Erbitterung zu begegnen. Eine gewaltsame Zerstörung der Kirche, wie sie ist, dürfte den finstern, Kunst und Wissenschaft feindlichen Sekten ein zu großes Uebergewicht geben.

In dem Chaglerhause bey Westminster befinden sich eine ungeheure Menge alter Gerichtsurkunden oder rotuli, auf Englands Rechtsgeschichte bezüglich. So viel der gelehrte Hr. Palgrave zu deren Aufrollung und Entzifferung auch gethan, so ist doch das Meiste noch unbesehen und ungekannt. So viel erhellt aber schon jetzt aus diesen reichhaltigen Quellen, daß das Sächsisch-Deutsche keineswegs, wie man annimmt, durch das Normännische beseitigt, und nicht durch Wilhelm den Eroberer ein vollständiges Lehensystem eingeführt worden. Ja das Normannische erscheint so übereinstimmend mit dem Altenglischen, daß für die Herkunft jener Seefahrer und für die Normandie neue Räthsel entstehen. Uebrigens wurzelt der größere Theil des noch heute in England gültigen Gemeinrechts in jener Vorzeit. Viel wissen

wir von der Theurung und der Unbequemlichkeit der englischen Rechtspflege; aber die von Hrn. v. R. angeführten Beyspiele übersteigen selbst die Vorstellung, und doch sind sie aus der täglichen Praxis entnommen. Während in allen Verwaltungszweigen das abgeschlossenste Recht der Communen und Corporationen besteht, und auch nach der neuen Corporationsbill bestehen bleiben wird, herrscht durch das ganze brittische Reich eine Centralisation der Rechtspflege, die bey der Ausdehnung des Inselstaates und seiner Colonien, in vielen Fällen de facto eine Rechtsverweigerung in sich begreift. Strenges Recht wird von den Richtern gehandhabt, aber das Unrecht liegt darin, daß es nur dem Reichen möglich wird, durch die unsäglichen Weitläufigkeiten und Kosten bis zum richterlichen Spruche durchzudringen. Wenn aus den entferntesten Inseln der Nordsee um geringfügige Dinge, und in jeder Appellationssache aus Ostindien nach London appellirt werden muß, so ist dieß für die meisten Betheiligten so gut als wenn es für sie keine richterliche Abhülfe gäbe. Gefühlt wird dieser Uebelstand von Allen, und der Haupteinwand, der gegen eine Aenderung gemacht wird, ist nur ein spitzfindig negativer: Wenn die Justiz wohlfeiler, und die Richter allen Hülfe Suchenden zugänglicher würden, heißt es, so würde sich die Masse der Prozesse ins Unendliche vermehren. Dieß mag richtig seyn; der mögliche Nachtheil wiegt doch aber nicht die Unvollkommenheit auf, daß dem Unbemittelten nun kein Weg offen ist, zu seinem Rechte zu gelangen. Eben so schmerzhaft wird der Mangel der obrigkeitlichen Grund- und Hypothekenbücher empfunden. Bey jedem Ankauf von Grund und Boden schwebt der Käufer in der Unsicherheit, ob sein Verkäufer auch rechtmäßiger Eigenthümer war, und ob nicht, wenn er den Kaufschilling hinterlegt und alle möglichen Meliorationen mit dem Gute vorgenommen hat, ein Dritter kommt, der ein älteres und besseres Recht auf das Grundstück darthut. Selbst große Familien, die durch viele Generationen ihre Güter besitzen, sind oft ihres Eigenthumsrechtes nicht sicher. Daher irren wir auf dem Continent, wenn wir den Stimmen glauben, welche uns die Engländer insgesammt als sehr zufrieden mit ihrem Rechtssysteme darstellen. Sie gehen meistentheils von den dabey interessirten Advokaten und Juristen aus, welche eben in dieser Verwirrung und Ungewißheit ihren großen Vortheil haben. In der Länge eines Prozesses um einen Grundbesitz, der oft über ein Lebensalter dauert, liegt freylich ein indirecter Schutz gegen frivole Angriffe und Prozesse. Die Juristen, aller Parteyen, sträuben sich um so mehr gegen die Gesetzvorschläge, welche mehrere Landesgerichte einführen wollen, als die gegenwärtige Verfassung ihnen in der Hauptstadt des

Reiches zu wohnen gestattet. Eben so irrt man, zu glauben, daß die Masse der Nation und ihre Großen, mit besonderer Vorliebe an ihren mannigfaltigen, zerstreuten, und kaum auffindbaren Gesetzen hängt, wie uns unsere sogenannten historischen Juristen glauben machen wollen. Es sind nur die Juristen, welche sich dabey wohl befinden, und allgemein ist der Wunsch nach einer officiellen Zusammenstellung der gültigen Gesetze in ein allgemeines Landrecht, wie Oesterreich, Preußen, Frankreich und Rußland dasselbe durch erleuchtete Weisheit seiner Regenten genießt. Hr. v. R. gibt uns, so viel er in die Materie eingedrungen, ein Resumé des englischen Rechtszustandes, wie er ist, bescheidet sich aber selbst, damit etwas Vollständiges zu liefern. Denn jeder Engländer, den er darum fragte, gab ihm dieselbe Antwort, es sey dies eine so verwickelte, unzusammenhängende, vom Zufall abhängige Materie, daß selbst der Inländer sich darin nicht zurecht finden könne, einem Ausländer dieß aber absolut unmöglich wäre. Allein die herkömmlichen und gesetzlichen Bestimmungen über das Erbrecht bilden etwas abnormes von unsern Verhältnissen, und greifen auf eine Weise in das Familienrecht ein, wie es mit unseren sittlichen Vorstellungen unverträglich wäre. Nicht in der Pairie und unter den Großen allein, sondern in jeder bürgerlichen Familie herrscht, was den Grundbesitz anlangt, das Erstgeburtsrecht, wenn der Erblasser nicht besondere Verfügungen darüber hinterlassen hat. Diese aber werden theils durch die Förmlichkeiten, theils durch die ungeheure Stempeltaxe auf Testamente sehr erschwert. In gewissen Fällen kann auch das gesammte Vermögen dem erstgebornen Sohne zufallen, und die jüngeren Kinder aus der reichsten Familie plötzlich zu Bettlern werden.

Wie verwickelt der Rechtszustand im Allgemeinen ist, so zugänglich, praktisch tüchtig und klar erscheint dem Verfasser der Rechtsgang in den unteren Criminalgerichtshöfen. Hier herrscht ein Element, welches der deutsche Richter nicht kennt, die richtig die Verhältnisse im Momente abwägende Menschenkenntniß. Kurz ist das Verfahren; der gewiegte Richter sieht in die Seele des Vorgeführten, seine Schuld oder Unschuld hinein, und seinem Ausspruch fügt sich auf der Stelle der Angeschuldigte. Diese Handhabung des Rechts ex aequo et bono hat natürlich nur bey solchen Verbrechen Statt, welche mehr den Charakter von Polizeyvergehen an sich tragen. Hier ein gewöhnliches schriftliches Verfahren mit Beweis, Gegenbeweis, Advokatenreden und Deductionen, und die Kräfte von England würden erschöpft, um allen ungesetzlichen Wirkungen der Brandweinläden zu begegnen.

Mit der Kunst in England kann sich der Reisende so wenig

als mit der puritanischen Strenge der Sonntagfeyer verständigen. Bey seinem durchgeführten Gleichniß des englischen Wesens mit dem französischen gewinnt fast nur in Bezug auf Musik letzteres den Vorzug. Musikalische Exhibitionen sind an der Tagesordnung, und sie zu besuchen, namentlich die Morgenconcerte, gehört zum guten Ton; aber weder zeigt die Wahl der Stücke von einem ausgebildeten Geschmack, noch sind die Ausführungen selbst immer lobenswerth. Jedes Concert gleicht in der Composition der auf einander folgenden Musikstücke einem ungeheuern Quodlibet, worin die mindest bedeutenden Piecen der modernen Componisten den Vorzug haben. Von Händel muß zwar jedesmal etwas dabey seyn; es geschieht aber mehr aus patriotischer Pietät, als aus Würdigung des alten Meisters. Die berühmten deutschen Künstler in Englands Hauptstadt, die hier arrangirend oder executirend auftreten, müssen ihre bessere Ueberzeugung dem Modeverlangen opfern. — Trauriger noch sieht es mit dem Theater aus. Dieß ist eben so wohl von der Kunst, als von der Mode verlassen und aufgegeben. Das Parlament hatte eigens eine Commission ernannt, um den Gründen des Verfalls nachzuforschen; denn mit richtigem Takt sah man das Schauspiel als eine Nationalangelegenheit an. Der Gründe wurden auch eine beträchtliche Anzahl, und darunter manche seltsam klingende (z. B. der starke Besuch der öffentlichen Dirnen!) angeführt, aber die Mittel, um es wieder aus dem Verfall zu heben, scheinen ungenügend gewesen zu seyn. Daß Bulwers Antrag, zur Besserung der Rechte der dramatischen Schriftsteller an dem Widerstande, den die Geistlichkeit aus puritanischen Bedenken dagegen erhob, scheiterte, ist aus den Zeitungen bekannt. Die Heroen der Tragödie sind untergegangen; die noch Lebenden dürften sich mit den Deutschen höchstens messen, nicht sie überragen. Nur im Lustspiel und in der Posse zeigen sich noch treffliche Kräfte, und das nationale Schauspiel: Grays Bettleroper, glänzt noch immer auf den Theatern. — In einem Lande von so industrieller Thätigkeit, wo alle Kräfte auf das Bedürfniß und für Bestellung arbeiten, darf man in den übrigen Zweigen der bildenden Kunst nicht jene freye Schöpfungskraft, die nur an den Genius in sich denkt, erwarten. So erhebt sich die Malerey, bey aller technischen Geschicklichkeit, nicht über die Genrebilder, ein Genre in welchem allerdings Meister der ersten Größe aufgetreten sind, und selbst die guten Landschaftsmaler sind nur Effectmaler. Noch weniger mögen die englischen Bildhauer auf Ruhm und Anerkennung außerhalb ihrer Insel Anspruch machen. Der Verf. weist den Vorwurf zurück, daß diese Nichtanerkennung der brittischen Künstler in zufälligen Umständen, oder Nationalvorliebe ihren Grund

haben möge. Denn das wahrhaft Großartige und Bedeutende arbeite sich, wenn auch nicht im ersten Augenblicke, durch; und weßhalb genössen die englischen Redner, Staatsmänner und Dichter die vollste Anerkennung der gebildeten Welt, während ihre Maler, Bildhauer und Architekten, von noch so großem Rufe im Vaterlande, unter uns kaum gekannt wären. Er könnte noch ein schlagenderes Argument in Hogarths europäischem Rufe aufführen. Ein Carikaturist lobt und schafft eigentlich nur für die nächsten Kreise, die von Person die karikirten Gegenstände kennen; aber hier ist es die Eminenz seines Talents die den Mann selbst über seine Sache erhob, und ihm die bewundernde Theilnahme in der ganzen Welt verschaffte. — Die neuere Architektur der Engländer gilt in ihrem Vaterlande selbst nicht hoch. So viele Style historisch auf der Insel geblüht haben, es hat sich kein eigenthümlicher zu praktischer Anerkennung durchgearbeitet. Die Großen lassen auf ihren Landgütern Prachtbauten aufführen, wo bald der altsächsische, der gothische und der griechische Styl in allen ihren Abzweigungen vorherrschen; das ungeübte Auge kann sich täuschen, so täuschend sind die gewählten Zeitalter jedesmal nachgeahmt, aber es sind alles Schaustücke und Raritäten, und nirgends tritt der Geist der Gegenwart großartig und deutlich heraus. Auch die Paulskirche erregt nicht die Bewunderung des Reisenden in dem Maße, wie wir es bey Andern gewohnt sind. In der bürgerlichen Bauart der Hauptstädte herrscht nichts von Kunstsinn; es wäre auch kein Raum dazu. Leicht aufgerichtet, oft nur mit dem Zwecke, eine gewisse Anzahl von Jahren auszudauern, dienen die Häuser nur dem Bedürfniß, und dem englischen Begriffe von Bequemlichkeit, der aber sehr weit von dem eines bequemen Wiener Hauses entfernt ist. Denn Große und Geschäftsmänner halten es für bequem, wenn ihre Wohn-, Speise- und Schlafzimmer durch drey, vier Stockwerke getrennt sind, und es ist der Vorzug jeder anständigen Familie, auf diese Weise ein eigenes, verschlossenes Haus für sich zu bewohnen. Von außen findet kein Putz Statt; er würde auch bey dem Kohlenstoff in der Atmosphäre nichts nutzen.

Großartig dagegen erhebt sich überall die gothische Vergangenheit. Solch eine Masse gewaltiger Dome, Münster und Schloßbauten, noch zum Theil in alter Herrlichkeit erhalten, hat kein Land aufzuweisen, als England. Vor allen aber ist es Windsor Castle, in welchem dem Reisenden die ganze edle Pracht und der Ideenreichthum des Mittelalters sich vergegenwärtigt. Nichts von Monotonie, Hallen, Corridore, Rittersäle, Kapellen, Thürme und Privatzimmer, jedes trägt seinen besondern Charakter, mit Geschmack und Einsicht erhalten und restaurirt,

und doppelt schön durch den Gegensatz zu der grünen Waldnatur, die als Windsorpark das Schloß umgibt. Der Verf. glaubt in diesem reichhaltigen Gebäude die Größe, Mannigfaltigkeit und den süßen Zauber Shakspeares sich wiederspiegeln zu sehen; bekanntlich war Windsor ein Hauptaufenthalt des Dichters, wie auch eines seiner Stücke hier spielt. Verwandter ist gewiß sein Genius mit diesem Bau der Vorzeit, als mit der Trajanischen Spitzsäule, auf die ihn der Ungeschmack seiner Londner Verehrer jetzt erheben will, ihm ein, seiner würdiges Denkmal zu errichten! —

Im grellsten Gegensatze zu jener großen, aber frohen Kunst des Mittelalters, und zu dem Merry old England, aber verwandt mit der nüchternen Bedächtigkeit der heutigen, steht die Sabbatfeyer. Seltsam, daß, nachdem die finstern puritanischen Sekten durch die Restauration vollkommen geschlagen worden, und auch die Revolution unter dem Oranier ihnen keine mehreren Rechte gegeben, ihre trübste Maxime, die mißverstandene Feyer des Sonntags, sich immer mehr geltend gemacht hat, und von der anglikanischen Kirche nicht allein adoptirt, sondern theilweis noch geschärft ist. Wie mit dieser Strenge nur dem Buchstaben gehorcht wird, der Geist der Frömmigkeit aber weit davon entfernt ist, an einem englischen Sonntage unter die gelangweilten Bewohner einzukehren, ist bekannt. Den geringen Sinn für Musik im englischen Volke möchte der Verf. mit dem Umstande beymessen, daß der gemeine Mann an dem einzigen Tage, wo er von der zerrüttenden Betriebsamkeit ausruhen kann, in keinem frohen Liede, in keinem heiteren Gesange, seiner Lust Luft machen kann. Ueberall begegnet man an dem Tage des Herrn in England verdrossenen Gesichtern, und außerhalb den Kirchen, einer Stimmung, welche nach unsern Begriffen, nichts weniger als christlich erscheint. Und doch wollen Eiferer das Formale dieser Sonntagsfeyer noch strenger gemacht wissen!

Die gewichtigsten staatsrechtlichen Fragen kamen während Hrn. v. Raumers Anwesenheit in England zur Sprache, mehrere zur Entscheidung. Namentlich war auch eine, bis da kaum aufgeworfene, in lebhafter Anregung: über die Erblichkeit der Pairswürde. Erst die starren Widersprüche der Mehrzahl der Lords gegen alle und jede Verbesserung, auch wenn deren Heilsamkeit augenscheinlich dargethan war, rüttelte an dem bis dahin felsenfesten Gebäude. Der Verf. sagt: »Ich finde hier eine Welt schroffer Gegensätze, welche eben deshalb untergeordnet sind, und einer höhern Lösung bedürfen. Weil aber so mancher Engländer seinen Standpunkt für den allein richtigen und unantastbaren, und den seines Gegners für einen schlechthin irrigen hält;

so sehen zuletzt beyde den Weg und die Stelle nicht, welche beyde Standpunkte beherrscht, und wohin zu gelangen die Pflicht und das Glück der Entwickelung und Gesetzgebung ist.« Uebrigens besteht das Oberhaus schon jetzt zum Theil aus nicht erblichen Pairs, indem die Bischöfe so wie die irischen und schottischen Lords, letztere gewählt von ihren pares, nur lebenslängliche Pairs sind. Durch die Erhebung so vieler ausgezeichneten Staatsmänner zu Lords gewinnt, auch für ihre erbliche Fortpflanzung, die Erbaristokratie frisches Blut, und durch die vielen Verheiratungen in reiche Bürgerfamilien verzweigt und veradert sie sich in die Nation. Merkwürdig bleibt es aber, daß die neu ernannten Pairs nicht selten viel eifrigere Hochtorys sind, als die alten, ihres Besitzes sicheren und unbefangeneren Familien. Ja die ins Oberhaus eingetretenen Rechtsgelehrten zeigen sich meist als die hartnäckigern Vertheidiger der bestehenden Mißbräuche, weil sie den privatrechtlichen Standpunkt aus ihren frühern Verhältnissen und der Gerichtsstube mit ins Oberhaus hinübergenommen, und die Verschiedenheit und Nothwendigkeit eines staatsrechtlichen nicht begreifen wollen. »Die französischen Jacobiner verfielen in den entgegengesetzten Fehler.« Uebrigens sind die Angriffe gegen das Oberhaus nur Drohungen, durch die Umstände herbeygeführt. Zu fest wurzelt es in Englands altem Boden, und wird in seiner Wesenheit die Stürme der Zeit überdauern; wo hingegen unser Continentalverstand es nicht begreift, wie der praktische Engländer noch immer dem Könige das so natürliche Recht nicht einräumen will, sich durch seine Minister, als solche, in beyden Häusern vertreten zu lassen. An dem Uebelstande, daß kein königlicher Minister, in so fern er nicht Lord ist, nicht im Oberhause, und wenn er Lord ist, aber nicht für einen Flecken gewählt wurde, auch nicht im Unterhause erscheinen darf, scheiterte so manche Administration. Ref. kennt selbst radicale Reformer, und eben so eifrige Hochtorys, welche in diesem anscheinend unvernünftigen Punkte durchaus derselben Meinung waren: die Krone darf dies Recht nicht haben, weil sie es nicht gehabt hat! Um tüchtige Minister ins Oberhaus zu bringen, sieht sich die Regierung daher oft genöthigt, aus Parlamentsgliedern Lords zu machen, deren Dienste sie nachher nie wieder im Unterhause gebrauchen kann, ob sie ihr doch daselbst nothwendig werden; und wie viel tüchtige Männer, die hier von ungeheurer, wohlthätiger Wirksamkeit waren, sind dadurch für ihr ganzes Leben in eine falsche Stellung gerathen! Eben so ist eine Curiosität, welche leider der Regierung die Hände bindet, daß Niemand, der ein seit 1705 gegründetes Amt annimmt, ins Parlament gewählt werden kann!

Mit Bewunderung schildert der Verfasser die einfachen und doch alles umfassenden Einrichtungen in Lloyd's Kaffehause; die ganze Erde, oder die Handelsmaschine derselben scheint ihm in die Hand der Theilnehmer gelegt zu seyn. Ein großer Schiffsversicherer, der hier aus den kleinsten Indicien, die aus aller Welt täglich zusammenströmen, künstliche Schlüsse zieht über Gefahr und Nichtgefahr an den äußersten Polen, erklärt ihm, es sey dieß eine ununterbrochene geistige Thätigkeit und Aufregung, die nirgend anders ihres gleichen finde als in London, und gegen deren Umfang alles auf der Welt klein erscheine. Der Autor wird auch von dieser Vorstellung hingerissen, aber plötzlich regt sich der poetische Geist des Historikers, und wir lassen ihn mit seinen Worten reden, weil es eine der schönsten Stellen in dem inhaltreichen Buche ist, und wohl für Viele von der Materie Gedrückte einen erhabenen Trost umschließt: »Sollen wirklich diese räumlichen und merkantilen Beziehungen, welche die Welt in zwey Hälften, das debet und credit zerfällen, die höchste geistige Thätigkeit und Erregung in sich schließen? Und alle Völker und Menschen wären geistig ärmer und kleinlicher, weil sie sich nicht damit abgeben, die Schiffe aller Meere in Lloyds Fliegennetz einzufangen, und Assekuranzprämien zu ertheilen oder Haverey zu ersetzen? Es brächte wirklich den menschlichen Geist wesentlich weiter, wenn er hier in einer Hand die Zeitungen aus Hamburg und New-York, in der zweyten vom Kap und aus Calcutta hält, ja in demselben Augenblicke erfahren kann, ob in der Spitzbubencolonie Sidney noch ferner gestohlen wird, oder nicht? So rasch wie ein Londoner Schiffsversicherer, versetzte ich mich mittelst Wünschelhütleins nach Neapel. Wenn sich der Neapolitaner an seinem Meere vom Chrysopras niederlegt, ruhig den Purpursaft seiner Goldorangen aussaugt, den Vesuv zur Seite glühen, und über sich den ewig blauen Himmel sieht, wird er diese Erregung und diesen Genuß mit allem dem vertauschen wollen, was ihm Lloyds Kaffehaus und das graue London bieten kann? Ja, die Waffen gegen mich selbst kehrend, fragte ich mich in wehmüthigem Verdrusse: warum ich meine Laube und meinen Nußbaum nicht für genügend halte, und thörichter Weise englischen Erregungen nachlaufe? — Der Handel hat die Erde großentheils entdeckt und erobert, er hat eine Gemeinschaft erzeugt, welche sehr hoch anzuschlagen ist, und die Bande zwischen Menschen und Menschen immer stärker machen wird; aber sein scheinbar unendlicher Raum, alle Berechnungen der Länge und Breite, alle Hoffnungen gebaut auf die Windrose, verschwinden vor einem Blick in den gestirnten Himmel, vor einem gleichen Pulsschlag der Liebe, ja vor einem Seufzer, welcher der Brust ent-

steigt, wenn ein höheres Licht sie, wie der Sonnenstrahl die Memnonssäule, berührt.«

Wie die Pressen in London durch Dampf getrieben werden, haben sich auch die Schriftsteller für die öffentlichen Blätter in Dampfmaschinen verwandelt, welche mühelos in der kürzesten Zeit die größte Quantität der bestellten Waare liefern. In Deutschland ist mancher Zeitungsartikel für den Schreiber eine Herzensergießung, für die Leser eine Begebenheit; in London treibt eine solche Welle rasch die andere, und alle brechen sich und verschwinden am Ufer. Das Unwesen der Presse ist größer hier als irgend wo in Europa, und doch fast ohne Wirkung, weil jeder kranken Richtung eben so gesunde Richtungen, und mit denselben Kräften gegenüber stehen. Das englische Pfennigblatt zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse arbeitet so mit überwiegender Kraft den atheistischen und deistischen Volksblättern entgegen. Aber von beyden Seiten wirkt verderblich in die Presse die einseitige Vorliebe, für das was jede Seite für ausschließend Recht hält, und das selbstgefällige Hätscheln mit dieser Vorliebe. »Worin so Viele,« ruft der Verfasser aus, »das e i n z i g R e a l e und W a h r e sehen, darin kann ich fast niemals das Ganze erblicken; es wird nur unter d i e s e n Gesichtspunkt gestellt, zum bloßen Schein, oder Schein gegen Schein geht, wie ich schon sagte, gegen einander auf und es bleibt eben — Null übrig. Torys ohne Whigs, Conservative ohne beweglichen Gegensatz, Republikanismus ohne monarchische Verbindung, Landinteresse ohne Geldinteresse u. s. w. sind mir unbegreiflich. Sie erhalten erst Daseyn und Bedeutung durch ihren Gegensatz, sie gehören zu einander wie Leib und Seele, Tag und Nacht, Morgen und Abend, rechte und linke Seite, Einnahmen und Ausgaben, Freyheit und Gehorsam, Herrscher und Unterthan, reich und arm, — kurz wie alle und jede Begriffe, welche sich in ihrem Gegensatze erst zu vollem Daseyn entwickeln können, und auf Unbedingtheit keinen Anspruch machen dürfen.« Dieses vermittelnde Element hat in England wenige Vertreter.

Die Geschichte der Parlamentsreform nimmt einen bedeutenden Theil des ersten Bandes ein. Alle Meinungen dafür und dagegen sind, seitdem der Kampf lebhaft wurde, angedeutet, zum Theil mit den bedeutungsvoll gewordenen Worten der einzelnen Hauptredner. Wellingtons übereiltes Wort: er werde nie in eine Reform willigen, da sie unnöthig und alle Grundeigenthümer dagegen wären, entschied bekanntlich über die bis dahin noch apathisch gebliebene öffentliche Meinung. Eben so wirkungsreich war Macaulays Rede im Unterhause (er erlangte durch diese eine, erste Rede einen außerordentlichen Ruf), in welcher die Worte

vorkommen: »Die ganze Geschichte Englands besteht aus Concessionen; die Kunst ist, sie zur rechten Zeit zu ertheilen.« Aus den angegebenen Zahlenverhältnissen, die hier nicht ausgezogen werden können, geht hervor, daß der Vorwurf einer demokratischen Tendenz der Parlamentsreform ein unbegründeter ist: noch ist im Verhältniß der Volksmenge die Zahl der Wähler sehr gering, die Macht ruht in den Händen der sehr Vermögenden, und das Hauptresultat der Maßregel ist, daß einerseits das Wahlrecht aus den einigen Wenigen, an die es durch zufällige Umstände gekommen, in die von Mehreren übergegangen ist, und daß anderseits statt der vermoderten Flecken die großen Fabrikstädte, die gar keines hatten, es im Verhältniß ihrer Größe und Volkszahl erhalten haben. Während hier eine Ausgleichung eingetretener Uebelstände zum Theil gelungen ist, steht dagegen ein anderer noch in nackter Blöße da, und es ist noch kein sittlicher Reformator dagegen aufgetreten. Wir meinen das vom Verfasser an einer andern Stelle berührte Bestechungssystem bei den Wahlen. Gerade dieses hat, in der Art, wie es geübt wird, unter den verständigsten und aufgeklärtesten Engländern seine Vertheidiger. Die Gründe sind vielfach. Geld, welches von den Parteyen gesammelt wird, sey zur Bestreitung der äußern Wahlunkosten nöthig, dann aber auch zu den Reise- und Versäumnißkosten für die Wähler, von denen man nicht verlangen könne, daß sie mit Schaden im Privatverkehr ihre patriotische Gesinnung an den Tag legen sollen. Damit ist die Bezahlung für die Stimme selbst zugegeben. Nun heißt es, wenn eine Partey zahle, müsse die andere auch zahlen, und somit höre der Begriff von Bestechung auf. Endlich, sagen die Democraten, es sey das beste Mittel das Geld aus den Beuteln der Reichen auf anständige Weise in Circulation unter den Aermern zu bringen, und ein kostspieliger Parlamentswahlstreit (aus diesem Grunde allein wird oft ein Gegencandidat aufgestellt!) sey eine Wohlthat für das Land und seine Industrie. Auf diese Weise wird man von jedem Mißbrauch gute Folgen darthun können.

Leider ist aus dem Werke alles, was nur ans Persönliche streifen könnte, aus der Besorgniß des geachteten Autors, in dieselbe Classe mit den Modeklätschern über England geworfen zu werden, fortgeblieben, und wir vermissen die Lebenszüge in dem großen Gemälde, welche von seiner Feder von so großem Interesse gewesen wären. Alle, auch die berühmten Personen, mit denen er zusammentrifft, sind nur mit Buchstaben angedeutet. Zwar kann man viele derselben errathen, die Mehrzahl aber bleibt unbekannt; und was hilft es, wo uns von Herrn X oder Y charakterische Züge und Bemerkungen gegeben werden, wenn uns der

persönliche Standpunkt fehlt, auf den wir den Redenden oder Beurtheilten placiren können. Männer, wie Sir Robert Peel, Lord John Russel, Hr. Spring Rice und die Herzoge von Lansdowne und Devonshire stehen doch so mit allem, was sie sind und meinen, in der Publicität, daß es einem Fremden, ohne Indiscretion erlaubt seyn dürfte, sie zu nennen. Ueberhaupt muß uns die Abneigung, welche die Engländer aller Parteyen gegen die satyrischen Briefe des Fürsten Pükler affectiren, und um deren willen jeder reisende Deutsche jetzt argwöhnisch in England angesehen wird, seltsam dünken in einem Lande, wo die Zeitungen die Gallakleider jeder Dame bey den Hoffesten bis aufs Kleinste beschreiben, und die Ladys selbst so gefällig sind, zu diesem Behuf eine detaillirte Schilderung ihrer Toilette, von ein Paar Goldstücken begleitet, in die Zeitungsbureaus zu senden; auf keinen Fall hätte aber diese beschränkte Aengstlichkeit einen bewährten Historiker von Hrn. v. Raumers Rufe abhalten sollen, uns Nachrichten über die Persönlichkeit der public characters zu geben, welche wir bis jetzt nur aus den gefärbten Gläsern unlauterer Parteyberichte kennen. Nur einen Mann, der sich über den Ruf erhoben hat, malt er uns, den Agitator O'Connel, der eben nichts, wie man gern vermuthet, Mephistophelisches an sich, sondern das Aeußere eines gutmüthigen, wohlwollenden Lebemannes hat. Den auch viel besprochenen Roebuck glauben wir in dem benthamistischen Radicalen R — wieder zu erkennen, einen Mann, der mit liebenswürdiger Unbefangenheit dem eintretenden Fremden — sein Herz mögen wir nicht sagen, aber seine Grundsätze aufschließt, Grundsätze, die alles menschliche, bewährte, historische, kurz die ganze Entwickelungsgeschichte vernichten möchten, um ein System einzuführen, welches aus Menschen Zahlen machen würde. Diese oberflächlichen, demokratisirenden Systematiker stehen wurzellos vereinzelt in dem großen England da. Beachtenswerth ist, und es gehört zu diesem Kapitel von den Persönlichkeiten, daß die Zeit der Karikaturen, in denen der englische Humor sich so groß zeigte, vorüber scheint. Zwar werden dergleichen noch publicirt, aber sie sind nicht von Bedeutung und ohne großen politischen Einfluß. Die Mehrzahl scheint auf Bestellung der goldreichen Toryparten ans Licht gefördert. Nichtpolitische, humoristische Genrebilder sind dagegen noch immer an der Tagesordnung; aber sie verleugnen nicht, so viel Ref. davon bekannt wurde, ihre Abkunft von dem unerreichten Stammvater Hogarth.

Entsetzend klingen die Zahlenberichte über das Branntweintrinken, wenn in den vierzehn Hauptschenken Londons in einer Woche der Besuch von 142,453 Männern, 108,593 Weibern und

18,391 Kindern nachgezählt und behauptet wird, daß Weiber und Kinder in der Regel sich noch ungebührender in den Schenken betragen als die Männer. Die Mäßigkeitsgesellschaften arbeiten mit Anstrengung dagegen; aber mit Recht sagt der Verfasser: »Nur da wo ein gutes Getränk sehr wohlfeil ist, wie in Süd-Frankreich und Italien, besäuft sich das Volk nicht.« Warum nennt er nicht auch zum Theil Süd-Deutschland? Der wohlfeile Wein in Oesterreich wirkt auch hier sehr günstig auf die unteren Volksklassen; vielleicht günstiger als das gute, aber schwere Bier auf die höheren Klassen in dem benachbarten Bayern. Uebrigens sieht es mit der Zahlenrichtigkeit bey den Branntweintrinkern, wie bey der Berechnung, durch welche die Zunahme der Verbrechen erwiesen werden soll, mißlich aus, wenn man nicht die Umstände mit erwägt. Den Tabellen nach gibt es jetzt mehr Verbrechen, als früher; aber in ältern Zeiten wurden diese Tabellen nicht so genau geführt, die Polizey war schlechter, und sehr viele Verbrechen kamen gar nicht zur richterlichen Cognition, ja nicht einmal zur Anzeige, weil gewissenhafte Leute sich scheuten, geringfügige Verbrechen zu denunciren, auf denen nach damaliger Strenge der Gesetze der Tod stand. Dieselben Umstände, so wie die größere Bevölkerung und der ausgebreitetere Verkehr machen auch zweifelhaft, ob die vergrößerten Branntweintrinkerlisten auf eine mehrere Demoralisation des Volkes zu schließen erlauben. Noch unsicherer sind die gewöhnlichen Angaben über die Anzahl der liederlichen Dirnen in London. Eins zu beachten aber ist, daß es auch hierin kein juste milieu in England gibt. Die einmal Gefallene ist grausam für immer aus der Zahl der Ehrbaren ausgestoßen, und dadurch von selbst zu den ganz Gesunkenen verwiesen, und die Ehrbaren und Unehrbaren sind in allen Lebensverhältnissen schroff von einander gesondert. Daß die Demoralisation im Ganzen keine Fortschritte gemacht, scheint auch aus den Sterbelisten, und der danach ungemein verminderten Sterblichkeit hervorzugehen. Im Jahre 1740 starb Einer von 35, im Jahre 1780 Einer von 40, im Jahre 1790 Einer von 45, im Jahre 1800 Einer von 47, im Jahre 1810 Einer von 53, endlich im Jahre 1820 nun Einer von 59. Und die leben Gebliebenen sind im Durchschnitt (nur in Irland nicht) besser genährt, gekleidet und eingewohnt als sonst.

Ein nicht minder bedeutendes Kapitel als dasjenige, welches die Geschichte der Parlamentsreform liefert, ist dem Städtewesen und der jetzt durchgegangenen Corporationsbill gewidmet. Hier ist Hr. v. R. auf seinem Felde, da er bekanntlich als rüstiger Schriftsteller in den Erörterungen über die preußische Städteordnung seiner Zeit aufgetreten ist. Auch hat er während seines

Londoner Aufenthaltes Anlaß gefunden, sich in den dortigen Blättern auszusprechen, und mit Peel, Russel, Spring Rice und O'Connel darüber conferirt. Die Reform der alten geschlossenen Corporationen ist für England durchgesetzt, wenn auch mit manchen Modifikationen des ursprünglichen Reformplanes. Peel hat bekanntlich als gemäßigter Opponent gegen diese Reform, deren Nothwendigkeit an sich kaum bestritten wurde, zu der gegenwärtigen Gesetzgebung thätig mitgewirkt. Mehrere der nun beseitigten Mißbräuche, in die das alte Corporationswesen, weniger durch bösen Willen, als durch Zufall und Altersschwäche gerathen war, übersteigen selbst als Antiquitäten den Glauben daran, wenn man z. B. erfährt, daß in einer Stadt ein Theil der regierenden Magistratsfamilien das Armenrecht hatte, in andern Städten diese Familien von allen Abgaben frey waren, und doch die Vortheile der neuen, kostbaren Unternehmungen theilten. Daneben waren die Rechts- und Verwaltungsverhältnisse auf die bunteste Weise verwickelt, und während die Corporationen in gewissen Angelegenheiten fast souveräner Herrlichkeit genossen, durften sie keine Gasröhren zur Beleuchtung ihrer Stadt legen, sondern es mußte dazu ein besonderer Parlamentsschluß erwirkt werden.

Wenn uns in der Ferne bey diesen englischen Kämpfen so oft der Gedanke an eine gefährliche Krisis kommt, hat dieß für den Unterrichteten einen ganz andern Anschein. Zu fest ruht Englands Verfassung auf vielhundertjährigen Fundamenten, um einem plötzlichen Aufschwunge, dem Fieberparoxysmus einer neuen Idee zu erliegen. Nur dann sinkt hie und da ein Theil, wenn durch diese Jahrhunderte nichts zu seiner Erhaltung und Auffrischung gethan ist. Aber wenn er so stürzt nach den allgemeinen Naturgesetzen für alles Vergängliche, reißt er nun deßhalb das Umsichstehende nicht mit ein; denn jede Partikel dieser alten Verfassung hat ihren eigenen Kern, ihre eigene Wurzel, die ihr das Recht für sich selbst zu leben, sichern. In diesem Abhandenseyn einer administrativen Centralisation ruht die Sicherheit Englands bey Stürmen, welche Frankreich so oft und so leicht erschütterten, und der Verfasser führt außerdem, um diese verschiedenartige Wirkung in England und Frankreich zu erklären, noch einen Hauptgrund an, die ganz verschiedene Polizeyverfassung beyder Länder. In England gibt es keine eigentliche zuvorkommende, präventive Polizey, wie in Frankreich. Wenn in Paris ein Tumult a u s b r i c h t, so ist dieß ein Anzeichen, daß die Präventionsmittel in der Regel schon erschöpft sind, und Alles »rasch ins Ungemessene und Willkürliche rettungslos überschlägt.« In England kann und darf der ungezügelten Bewegung erst dann gesteuert werden, wenn sie bis an eine wahrhaft gefährliche Stelle,

bis zu einer Verletzung der Gesetze gesteigert ist; es geschieht aber dann mit entscheidender Uebermacht, und findet von allen Seiten die allgemeinste und nachdrücklichste Unterstützung. Ein früheres Eingreifen würde aber von den Engländern aller Parteyen für eine Verletzung der natürlichen und gesetzlichen Freyheit angesehen werden, und dieses Zuvorkommen nirgends Unterstützung finden. Dieser Grundzug im englischen Nationalcharakter, der durch die Nuancen aller Parteymeinungen hindurchgeht; diese Abneigung gegen alles Einmischen in das, was zwischen den vier Wänden geschieht, veranlaßte auch einsichtsvolle und loyale Männer mit Mißtrauen auf die neue, durch Robert Peel eingeführte Polizey, und darin eine Kränkung ihrer alten Rechte zu erblicken. Glücklicher Weise erfahren wir jetzt durch Hrn. v. Raumer, daß dieses Vorurtheil ganz und gar verschwunden ist, und die neue Polizey sich als zweckmäßige und wohlthätige Einrichtung bewährt hat. Jeder Polizeybeamte trägt seine auf Pergament gedruckte Anweisung, die in den kürzesten, einfachsten und deutlichsten Sätzen abgefaßt ist, bey sich in der Tasche, um sie jederzeit, bey etwa streitigen Fällen, hervorzuholen. Außerdem freylich steckt an demselben Orte ein minder harmloses Instrument, ein mit Bley ausgegossener, kurzer Stock; die Waffe, welche man im Gedränge der Straßen als die am meisten praktische ermittelt hat.

Holland und England wetteifern auf dem alten Continente in ihren Vereinen zum allgemeinen Nutzen. Einen so umfassenden, wie die Holländer to't nut van't allgemeene, haben zwar die Engländer nicht, er würde auch bey der Ausdehnung des Reiches, schwerlich das Nützliche für Alle befördern, aber es gibt nach Hrn. v. R. auch in England fast keine Kunst, keine Wissenschaft, keinen irgend anziehenden, gemeinnützlichen oder lehrreichen Zweck, wofür die Engländer nicht besondere Vereine gestiftet, und dadurch die ungenügenden Kräfte und Mittel des Einzelnen erstaunlich vermehrt und verstärkt hätten. Der Werth solcher Vereine bewährt sich überall, indem den Einzelnen viel Mittel zu Gebote stehen, und die Regierung als solche wenig allgemeine Richtungen einschlägt, sondern es diesen und ihrer Verbindung überläßt den Anfang zu machen. In wie vielen Fällen auch dieß, bey Englands besondern Verhältnissen, günstig ausschlagen mag, dennoch bliebe in manchen, wie z. B. beym Schulwesen, ein allgemeiner Antrieb und eine regelnde Gesetzgebung zu wünschen. — Essen und Trinken, wo es bey den englischen Vereinen und Clubs Statt findet, bleibt immer Nebensache. Vortrefflich für alle wissenschaftlichen Zwecke ist das Athenäum in London, welches freylich bey einer Jahreseinnahme von über 90,000 schweren Gulden etwas Erhebliches ausrichten kann.

Zwischen den Vereinen zu rein praktischen Zwecken (z. B. für Versicherungen, Posten, Wege, Kanäle, Fabriken, Bergwerke) und der zu wissenschaftlichen (wie die royal institution, wo Vorlesungen über mannigfaltige Wissenschaften gehalten werden) stehen die sehr großen Vereine für Gefängnisse, Kranken- und Waisenhäuser in der Mitte. Das so gegründete Hospital von Charingcroß hat seit seiner Entstehung an 40,000 Kranke verpflegt. Mit Ausnahme der Bibelgesellschaft ist die für Verbreitung nützlicher Kenntnisse die wirksamste und folgenreichste gewesen, welche nützliche Bücher für das Volk schreiben läßt, und sie zu billigen Preisen verkauft. Eine große Zahl von Gedanken und Kenntnissen kommt auf diese, früher nicht geahnte Weise in Umlauf, und mit ernster Thätigkeit wird der schlechten, unsittlichen und verführerischen Litteratur dadurch entgegen gearbeitet, daß man dem Volke das Bessere wohlfeiler bietet. Hierbey ist übrigens, und mit Absicht, jede religiöse Tendenz ausgeschlossen, da bey dem verschiedenen Stande der religiösen Parteyen eine Vereinigung schwer fallen würde.

Die große Abhandlung des Hrn. Verf. über den Ackerbau, und die entgegengesetzten Parteyansichten über das, was der Staat ihn zu schützen und fördern thun oder unterlassen müsse, spielt in ein so specielles Gebiet der Staatswirthschaft über, daß wir in dieser generellen Anzeige des Werkes füglich darüber weggehen; zumal da diese materiell so wichtige Frage auch in England noch keineswegs so klar durchgearbeitet ist, daß, wie in den meisten andern Lebensfragen, die Vernunft ihre Antwort fertig hätte. »Das Widersprechendste, Unvereinbare,« sagt Hr. v. R., »wird mit größter Zuversicht behauptet und mit angeblich mathematischer Bestimmtheit erwiesen.« Wie z. B.: der Ackerbau schreitet rasch vorwärts, und: er geht unaufhaltsam rückwärts. Oder: England kann sich immerdar genügend mit Nahrungsmitteln versorgen, und: es kann nie den hinreichenden Bedarf erzeugen. Oder: die Korngesetze sind nothwendig, und: sie sind völlig überflüssig. Oder: der Landmann ist zu hoch besteuert, und: er ist auf irrige Weise begünstigt. Im Ganzen neigt sich der Verf. zur Ansicht derer, welche in der Stabilirung kleiner Eigenthümer vor den gegenwärtigen Pächtern einen sittlichen Fortschritt zur echten Cultur erblicken, und noch entschiedener zu der Ansicht, daß auch der englische Ackerbau durch Abstreifung der zu seinem Schutz im Lauf der Jahrhunderte eingeführten Prohibitivmaßregeln gewinnen müsse. Ueber die Geschichte der vielbesprochenen Korngesetze erfahren wir, daß bis zur Zeit der Königin Elisabeth die Einfuhr frey gewesen, die Ausfuhr aber nicht begünstigt, weil man geringe Preise zum Besten der Verbrauchenden herbey zu führen

wünschte. In den Jahren 1670 und 1689 erschwerte man umgekehrt die Einfuhr, und bewilligte Prämien für die Ausfuhr, um den Ackerbau zu befördern und die Eigenthümer für eine auferlegte Grundsteuer zu entschädigen. Hierdurch entstand der erste künstliche Zustand. Zwischen 1688 und 1815 sind nicht weniger als 73 verschiedene Korngesetze erlassen, welche auf den widersprechendsten Grundsätzen beruhten, z. B. daß jedes Land zu viel, oder jedes Land zu wenig erzeuge. Von den Partëyen verlangt jetzt die eine: Erhöhung des Einfuhrzolls vom Getreide, die andere dringt auf völlige Abschaffung der Korngesetze.

An das Kapitel über den Ackerbau reiht sich, dießmal in systematischer Folge, das über die Manufakturen und den Handel, welches, aus demselben Gesichtspunkte, hier auch nur berührt werden kann. Gegen die unermeßlichen Vortheile, welche die Fabriken dem Lande im Gegensatz zu dem frühern zünftigen Handwerksbetrieb bringen, treten die moralischen Nachtheile, bis jetzt noch nicht ganz überwunden, heraus, welche jedem Gemeinwesen entstehen, sobald der lebendige Mensch zur Maschine gemacht wird. Während beym alten Zunftwesen die freundlichste Wechselwirkung zwischen Meister, Gesellen und Lehrburschen herrschte, und die rauhen Seiten in der Familienverbindung verschwanden, so kann beym Fabrikwesen auch der mildgesinnte, herablassende Fabrikherr kein eigentliches Familienleben mit allen seinen Arbeitern beginnen. »Er bleibt so weit getrennt von ihnen, daß an geistige Gemeinschaft, Wechselwirkung und unmittelbare Erziehung gar nicht zu denken ist. — So steht der demokratische Haufen der Arbeiter verlassen da, oder anmaßlich; die Meisterschaft ist verschwunden, oder an eine ganz andere Stelle eingerückt.« Am unheilbringendsten erscheint das Fabrikwesen, wie es jetzt ist, für die aufwachsende Generation. Die Vervollkommnung der Maschinen lehrt, daß man Kinder so gut wie Erwachsene dabey anstellen kann; Kinder sind wohlfeiler, und die Fruchtbarkeit des Menschengeschlechts steht, wie die Erfahrung lehrt, mit der Armuth in demselben traurigen Progressionsverhältniß. Daher in den Fabrikstädten diese Unmasse früh bey der geisttödtendsten Werkthätigkeit beschäftigter Kinder. Doch geschieht jetzt auch für sie mehreres: denn die moralische Stimme des Unwillens über ihre geistige Verkrüppelung ist zu laut geworden. Dagegen nimmt bey wachsender Erkenntniß der Haß im Volke gegen die Maschinen immer mehr ab. Es ist jetzt so gewiß »als zwey Mal zwey vier ist,« sagt der Verf., daß seit der Erfindung und durch den Gebrauch der Maschinen mehr Menschen beschäftigt werden können und wirklich beschäftigt werden, als zuvor. Einige schlagende Beyspiele werden angeführt. In

der Mitte des vorigen Jahrhunderts belief sich der jährliche Verbrauch der baumwollenen Waaren in England etwa auf 12 Mill. Yards, jetzt auf 400 Millionen; er ist also in größerm Verhältniß gewachsen als die Bevölkerung. Mehr Arbeiter werden beschäftigt, und jeder Einwohner hat Vortheil von dieser Wendung. Was jetzt vielleicht 350,000 Menschen erzeugen, dazu würden vor 50 Jahren 42 Millionen Menschen erforderlich gewesen seyn. Nach einer Berechnung bringt jetzt Einer so viel zu Stande wie damals 150, nach einer andern Berechnung so viel als 266 Personen in ältern Zeiten. — Vor hundert Jahren noch trugen wenig Leute Strümpfe, jetzt sind 50,000 Familien mit deren Anfertigung beschäftigt, und die Ausfuhr beträgt 1.200,000 Pfund Sterling. — Mit einem Bushel Kohlen, welcher einen Viertel Schilling kostet, hebt eine Dampfmaschine so viel Wasser, als Menschenkräfte, die 50 Schilling kosten würden. Sollten die in England verbrauchten Kohlen durch Menschenhand herbeygeschafft werden, so müßte man die ganze Ackerbau treibende Bevölkerung dazu gebrauchen. — In den Seidenfabriken sind die Engländer nach dem Minister Huskisson ausnahmsweise hinter den Continentalen, aber lediglich durch das Prohibitivsystem, zurückgeblieben, welches statt die inländische Cultur zu schützen, den ganzen Betriebszweig herunterbrachte. Nach der spätern Zulassung der französischen Seidenfabriken (doch noch immer gegen einen hohen Schutzzoll von 30 Procent) hatte der Wetteifer die englischen Waaren bald so verbessert, daß Niemand mehr die besten, welche vor dieser Zeit fertig geworden, kaufen wollte. Wie thöricht die Klagen über Abnahme der Erwerbsthätigkeit häufig sind, ergab ein schlagendes Beyspiel. Es wurde behauptet, durch Zulassung der französischen Handschuhe seyen unzählige Menschen unglücklich und arm geworden. Das Parlament verhängte eine Untersuchung, und das Resultat war: 1) daß sehr Viele jetzt, nicht in Folge der Einfuhr französischer lederner Handschuhe, sondern in Folge der Mode, leinene und baumwollene Handschuhe trügen; 2) daß während nur etwa eine Million Paare aus Frankreich eingeführt worden, im Reiche selbst 15 Millionen gefertigt worden; 3) daß die Einfuhr und der Verbrauch von Häuten zu Handschuhen in den letzten Jahren zugenommen hatte; 4) daß ein Zoll von 22 Procent mehr als genügend war, den englischen Handschuhmacher zu schützen, wenn er nur nicht hinter dem französischen an Geschicklichkeit und Geschmack ganz zurückblieb. Gerade diese Handschuhmacher erhoben aber die lauteste Klage!

Am gegründetsten erschienen die Beschwerden der Schiffer und Schiffseigenthümer gegen die Zulassung fremder Schiffe, in sofern diese nicht, wie die alten Bestimmungen es verlangten,

nur Produkte ihres Landes einbrachten. Denn, sagten die Rheder, ein Schiff vom Continent, z. B. aus den preußischen Ostseehäfen, kostet auszurüsten, Alles in Allem nur 258 Pfund, während ein Schiff in England 343 Pfund kostet; die Mehrausgabe des Engländers beträgt also 107 Pfund, unter welchen Umständen er nicht Concurrenz halten kann. Deßhalb wurde eine erneute Ausschließung oder übermäßige Besteuerung aller fremden Schiffe verlangt. Es genügte indeß, um den Antragsteller zu widerlegen, die einfache Frage des Vorsitzenden beym Parlamentsschlusse: ob er glaube, daß, wenn andere Staaten reciproce gegen England eben so verführen, die englischen Rheder noch den Vortheil beziehen würden, den sie voraussetzten? Auf dem Wege jener Berechnung, meint der Verf., käme man zu dem thörigen Schlusse, daß das ärmste Volk, von Naturwegen, auch das erste Handelsvolk sey, was aber eben durch einen Blick auf England widerlegt wird. Auch leidet jene Behauptung noch an manchen Unrichtigkeiten, deren Aufzählung aber hier zu weitläufig wäre. Wenn die Einnahme der englischen Schiffseigenthümer gesunken ist, so ist überdem auch ihre Ausgabe sehr bedeutend herunter gegangen (z. B. kostete ein Barrel Schweinefleisch 1818 noch 120 Schilling, 1833 aber nur etwas über 18 Schilling; auch sind Holz und der Lohn der Matrosen gesunken), und jedes Jahr werden neue Handelsschiffe gebaut. Die Fracht bringt, nach glaubwürdigen Aussagen, noch immer einen vollkommen genügenden Gewinn. Nur sind die Zeiten, wo man in einem Jahre ein reicher Mann werden konnte, vorüber. Dieß sind immer nur Uebergangsperioden der Aufregung und Unruhe, und vertragen sich nicht mit dem Zustande vollkommenen Friedens und einer glücklichen Civilisation.

Von einer Art praktischer Moralität, die in England herrscht, weiß man viel Beyspiele aus alter Zeit, und sie ist noch nicht ausgegangen; wir meinen jene Moralität, die, ohne an die starre Römertugend zu streifen, den eigenen Vortheil hingibt, da, wo großartige und ernste Vaterlandsangelegenheiten im Spiele sind. Der Franzos, in seinem Factionseifer, opfert von den Interessen des Vaterlands, wenn er seiner Galle gegen seine Gegenpartey Luft machen kann; der Engländer ist erst Engländer, ehe er Reformer, Whig oder Tory ist. Auch als Parteyschriftsteller vergißt er, im heftigsten Federkampfe nicht, daß er seinem Lande nicht vor den Fremden schaden darf. Er plaudert keine Geheimnisse aus, um sein Blatt pikant zu machen. Diese ideelle Rückhaltung gilt auch bey den materiellen Interessen. Der Egoismus des Kaufmanns wird noch von höhern Rücksichten gezügelt. Man erinnere sich bey der ersten unwillkommenen, den

Engländern so verhaßten Eigenthumsteuer, deren Erfolg nur von Treu und Glauben der ergrimmten Besteuerten abhing, da jeder, ohne weitere Controlle, sein Eigenthum selbst angeben mußte, welche ungeheure Summen, alle Erwartung überschreitend, von Einzelnen angegeben wurden. Hr. v. Raumer führt einige Beyspiele aus der letzten Zeit an, authentische, denn er hörte sie aus dem Munde des Kanzlers der Schatzkammer, welche den Beleg abgeben, daß dieser rechtliche Sinn noch immer in Altengland lebt. Eine Dame schickt 10 Guineen ein, und ein Kaufmann an 3000 Pfund Sterling, weil sie mit Unrecht früher diese Zahlung an die Steuerkasse umgangen hätten. — Einer der originellsten englischen Charaktere starb während des Reisenden Aufenthalt dort, der sogenannte Radicale Cobbet, ein wahrer Prototyp des Altengländers, wie nach ihm kein zweytes Exemplar gefunden wird. »Die Demagogie,« sagt der Verfasser, »welche aus dem rohen, unbebauten Boden des Volkes mit wilder Kraft heranwächst, trägt ein Naturleben in sich, welches geregelt und gezügelt, zu den edelsten Erscheinungen, z. B. zu einer heldenmüthigen Aufopferung für das Vaterland, hinan führen kann. Die Demagogie dagegen, welche aus der Abstraktion der Bücherstube hinabsteigt, im Ausstreichen alles Positiven ihre Kraft sucht, und mit ein Paar kahlen Formeln Völker zu bezaubern wähnt, diese Demagogie ist flach in ihrem Ursprunge, anmaßlich in ihren Fortschritten, und verderblich in ihren Ergebnissen.« Cobbet und Hunt dachten, lebten und fühlten wie Plebejer; ihre Reden waren der Wiederhall der echten Volksstimme, und alle Parteyen wünschten solche Repräsentanten derselben im Unterhause erhalten, um die Dinge in einem Lichte, und von einem Standpunkte aus betrachtet zu sehen, auf welchen ein, im gewöhnlichen Gange der Bildung herangewachsener Mensch sich nie hinstellt, oder in den er sich nur hinein künstelt. Aber mit Cobbet dürfte dieses Genre ausgegangen seyn. Die Cultur hat auch in diesen Klassen »geleckt.« — Cobbets Wirksamkeit im Parlamente war bekanntlich nicht bedeutend, aber merkwürdig die Achtung, welche ihm die Tory zeigten, mit denen er einst in unversöhnlicher Fehde lag. Den Reisenden treibt unter andern Gründen auch der scheinbar seltsame zu einer schleunigern Rückkehr, weil es rathsam wurde, seine Bemerkungen über das heutige England »rasch drucken zu lassen.« Er motivirt ihn durch die tristige Bemerkung: jeder Tag treibe neue Thatsachen und Beziehungen hervor, und ein letztes, für immer genügendes sey in diesen Regionen nicht zu finden. Wenn man bald darauf die Vergleichung zwischen der Schnelligkeit der Posten von jetzt und ehemals liest, wie vor 60 Jahren die Postkutsche von London nach Edinburg 12 bis 14 Tage brauchte,

und heut kaum 48 Stunden, und ahnet, welche andere Schnelligkeit durch Einführung der Dampfwagen bevorsteht, so muß man ihm freylich recht geben, den Moment seiner Wahrnehmung zu fesseln; denn um ein Jahr später, und sein Werk käme vielleicht zu spät. So verdanken wir denn dieser gelegentlichen Reflexion ein Buch, das auch als ein außerordentliches Product der deutschen Schnellkraft im Auffassen, Denken und Bearbeiten gelten mag. Bekanntlich erscheint es binnen kurzem auch in englischer Sprache, von der wackern Schriftstellerin Mistris Austin, die sich durch eine gediegene Kenntniß der deutschen Literatur auszeichnet, übersetzt; auch eine seltene Erscheinung der neuern Literatur, daß Engländer es für nöthig achten, sich die Druckbogen eines erscheinenden deutschen Werkes senden zu lassen, um es schleunigst für ihre Landsleute zu benutzen.

So wie die Preise verhältnißmäßig von allen zum Lebensunterhalt nothwendigen Gegenständen heruntergegangen sind, hat sich auch die Bevölkerung in den letzten Jahren bedeutend vermehrt. Während sie 1801 in den drey Reichen nur über sechzehn Millionen betrug, bestand sie 1831 aus über vier und zwanzig Millionen. Diese 24 Millionen befinden sich in keinem Falle schlechter als früher die 16 Millionen, und die Steuern haben seit dem Frieden in einem Verhältniß abgenommen, wie in keinem andern europäischen Staate. Die Handel und Gewerbe treibende Bevölkerung umfaßt 41 bis 47, die Ackerbau treibende 25 bis 35 vom Hundert. In England selbst leben ungefähr 500,000 Frauen mehr als Männer. Ueberall aber hat die Sterblichkeit abgenommen. In England ist das zwanzigste, in Wales das dreyzehnte, in der Grafschaft Radnor das siebente Kind unehelich. In dem einen Jahre 1833 wanderten dagegen über 60,000 Personen in die Fremde aus.

Auch die englische Küche ist nicht vergessen; der Verfasser hat sich indessen nicht von ihren Verehrern bekehren lassen. Er sagt, die brittische Kochkunst, »oder richtiger Kocherey,« sey die Natur, wie sie Homer schon beschreibt. Eine gute Natur sey daher die Grundlage und unerläßliche Bedingung alles guten Essens. Fehle also gutes Fleisch, guter Fisch, gutes Gemüse, so sey jede Mühe und Arbeit verloren; und weil die Engländer dieß alles haben, glauben sie sich am Ziele. Ihnen fehle aber die zweyte Entwicklungsstufe, die Kunst, oder die erkenntnißreiche und geschmackvolle Verbindung der Natur und Kunst. So gebe es tagtäglich und in allen Gesellschaften nur eine und dieselbe Brühe zu den vortrefflichen Fischen; jedes Gemüse stelle sich unerzogen und in puris naturalibus vor, und jede Suppe suche ihre Schwäche mit einem Ueberhang von Pfef-

ser und Gewürz zuzudecken. Bey gleicher Güte des Stoffes wisse also die französische Kochkunst mehr damit anzufangen und ihn fortzubilden. Uebrigens ist in den Häusern der Reichen die französische Kochkunst schon beynahe eingebürgert, wie denn auch die, aus der eigentlichen englischen Küche verbannte Suppe bey den meisten Mittagstafeln jetzt eingeführt ist.

Daß das Verkaufen der Ehefrauen durch einen Strick um den Hals weder durch ein Gesetz noch durch die Sitte jemals anerkannt, noch eine solche Scheidung irgend von rechtlichen Folgen gewesen, bestätigt, nach genauer Erkundigung bey Rechtsgelehrten, auch unser Verfasser. Jetzt, wo der Versuch gemacht wird, wird er an den Theilnehmern in der Regel mit zwey Monat Einsperrung bestraft. Nur wegen Ehebruch kann das geistliche Gericht von Tisch und Bett scheiden; dem Parlament allein steht die Befugniß einer Scheidung zu, welche völlig lösende Kraft hat, und sie ist mit großen Schwierigkeiten und Kosten verknüpft. Von praktischer Wirksamkeit dagegen sind die Klagen auf Schadenersatz, die ein Ehemann gegen den Ehebrecher anstellt. Im Ganzen ist der sittliche Familienzustand durch diese Schwierigkeit in England mehr geschützt als in Ländern, wo der unzufriedene Theil die Möglichkeit einer Ehescheidung vor Augen hat.

Durch das ganze Werk wird den Engländerinnen das Wort geredet. Ihre Schönheit, besonders in den höhern Ständen, begeistert den feurigen Reisenden an mehreren Orten. Intensiver ist das Lob im vier und funfzigsten Briefe, wo schon eine genauere Kenntniß vorausging. Die meisten Frauen und Mädchen haben, nach unserem Berichterstatter, sehr gute Kenntnisse, so daß das Gespräch in den Gesellschaften keineswegs auf flache Complimente und Gemeinplätze beschränkt bleibe. Sie besäßen mehr gesellige Beweglichkeit und ansprechende Gewandtheit als die Männer. Der Reisende fand, sobald er sich nur einigermaßen in der schweren Sprache auszudrücken gelernt, immer Anklang und Erwiederung, und in so lebendiger, heiterer, frischer, natürlicher Weise, daß er sich keine angenehmere und bequemere Geselligkeit denken könne. Von der verschrieenen Steifheit und erkünstelten Würde fand er eben so wenig eine Spur, als von flacher Schönthuerey. Glücklich, wenn alle unsere Landsleute dasselbe Urtheil fällen können. — Sehr galant nennt Hr. v. R. die Frauen jetzt die einzigen Trägerinnen des dichterischen Gefühls, welches in England, seit dieß seinen größten dichterischen Geist, wenn auch nicht größten Dichter, Lord Byron, verlor, unter der Fülle praktischer Richtungen im Ersterben ist. Für die Philosophie fehlen aber die Träger und Trägerinnen

überall; denn Benthams Schule will er nicht als eine echt philosophische gelten lassen.

Betrübend, trotz aller Besserungen und Besserungsversuche, sieht es noch mit dem Schulwesen aus. Es gibt in ganz England kein System einer allgemeinen, volksthümlichen Erziehung durch Schulen und Universitäten, und gar keine Behörde zu einer umfassenden oder auch nur theilweisen Leitung des Ganzen. Obgleich kein Land so viel alte, würdige Stiftungen für diese Zwecke besitzt als England, so wird doch mit diesen verhältnißmäßig reichsten Mitteln am wenigsten ausgerichtet. Die meisten der öffentlichen Schulen gehören zu zwey großen Gesellschaften, zu der nationalen und der brittisch auswärtigen, die weder Abhängigkeit noch Aufsicht, sondern lediglich die Aehnlichkeit gewisser angenommener Grundsätze verbindet. Außerdem blühen seit den letzten funfzehn Jahren die Sonntagsschulen, meist für die sechs Tage auf dem Lande und in den Fabriken beschäftigten Kinder errichtet; aber die wenigen Lernstunden geben nur einen kümmerlichen Ersatz für einen umfassendern und gründlichern Schulunterricht, und reichen auch nicht einmal quantitativ aus. In Manchester z. B. gehen an 15,000 Kinder gar nicht zur Schule. Die Mängel der öffentlichen Erziehungsanstalten treiben eine Menge von Privatunternehmungen (die boarding schools) herher, die, ohne öffentliche Prüfung und Aufsicht, nur zu oft in Geldspeculationen ausarten. Nichts desto weniger ist in England noch immer eine große Opposition dagegen, daß der Staat sich um die Erziehung kümmere; und der Verfasser nennt mit Recht die Besorgniß, daß jede Einwirkung durch Obrigkeit und Gesetz zu einem Despotismus der Minister führe, abgeschmackt. Als Preuße bekämpft er auch Lord Broughams irrthümliche Ansicht, daß der Schulunterricht im Preußischen mit einem militärischen Zwange verbunden sey. — Die innere Einrichtung der Schulen ist gleich der der Universitäten veraltet. Die körperlichen Züchtigungen der Lehrer und wechselseitige Tyranneyen der Schüler herrschen vor. Der Unterricht beschränkt sich fast allein auf das Lateinische und Griechische; und dieß wird zum Theil nach veralteten Compendien mit falschen Lesarten, die längst durch neuere Philologen siegreich emendirt sind, gelehrt. Viel Zeit und Mühe wird auch auf das veraltete Kunststück: lateinische Verse zu machen, unnütz verwandt. Mit verhältnißmäßig geringern Mitteln haben die Schotten viel mehr ausgerichtet; hier hat doch jedes Dorf seine Schule, und auch die Universitäten sind mehr frey von der »Bocksbeuteley,« welche den Englischen anhängt. Deßungeachtet haben sich auch hier veraltete Mißbräuche eingeschlichen, und man streitet noch über die Frage: ob

es nöthig sey, auf den Universitäten Geschichte zu lehren? Auch hat hier der Professor der Chemie die höchste Einnahme. Das irländische Schulwesen greift in den allgemeinen, namenlosen Jammer dieses unglücklichen Landes.

Das Bild von Glück und Wohlbehaglichkeit begleitet den Verfasser auch auf seiner Reise durch das Land, welche er um Mitte Sommers 1835, mit Empfehlungsbriefen in Uebermaß ausgestattet, unternimmt. England, sagt er, hat viele Jahre Krieg geführt, aber keinen Krieg in dem eigenen Lande gehabt. Das ist ein Hauptgrund seiner Cultur und seiner Fortschritte. »Was sind alle Taxen gegen die Leib und Seele zerrüttende Last fremder, hochmüthiger Einquartierung!« Aufmerksam schaut der Reisende nach Zeichen des Verfalls aus, und sieht auch wohl hie und da ein zerbrochenes Fenster, eine morsche Gartenthür; aber keine so oft, als ein Landschaftsmaler dergleichen Dinge herbeywünscht. Auch die kleineren Landstädte, so oft auf dem Continent ein trauriges Bild heruntergekommener Bedeutung, verdecken ihre Blößen, und schreiten mit der allgemeinen Cultur vorwärts; die Leichtigkeit des Verkehrs, die trefflichen Wege und Pferde und zum Theil schon die Eisenbahnen helfen da auf, wo die Natur nichts gethan. Dennoch hat auch die Betriebsamkeit noch manches zu verbessern, z. B. die englischen Diligencewägen, die keineswegs mit dem übrigen Comfort mitgegangen sind. So wenig man in dem cultivirten Lande eigentliche Wälder erblickt, um so mehr Bäume, die in den anmuthigsten Gruppirungen die Hügel und das flache Land überschatten. Sie und die Cultur der lebendigen Hecken verwandeln England in einen überall anmuthigen Garten.

Die Reise bis Schottland und durch Schottland geht in solchem Fluge, daß die Beobachtungen und Betrachtungen im Verhältniß zu den übrigen nur brockenweis gegeben werden können. Die Kohlenbergwerke und ihr ungeheurer, wunderbarer Betrieb durch die sinnreichsten und doch einfachen mechanischen Vorkehrungen veranlassen den Verf. abermals, die Thörigkeit der Fürchtenden ins hellste Licht zu stellen, und wie England, durch die Vervollkommnung der Maschinen, weder selbst zu Grunde gehen, noch den Continent zu Grunde richten wird. Die Einnahmen aus den Kohlenbergwerken sind ungemein groß, und doch ist auch die Existenz der Arbeiter eine mehr als erträgliche. Außer Kartoffelfeld und Wohnung bezieht jeder einen Tagelohn, der durchschnittlich zwey Gulden Conventionsgeld beträgt, eine jetzt in England, wo die Fabrikarbeiten so wohlfeil als in Deutschland verkauft werden, bedeutende Einnahme. Der Verf. beweist hiernach, der allgemeinen Annahme zum Trotz, daß die Abgaben der

Engländer die geringsten in der Welt sind, weil sie nach Abzug derselben an Capitalien und Einkommen dennoch weit mehr übrig behalten und besser leben als Deutsche, Franzosen, Spanier, Italiener und Sarmaten. Ganze Reihen voller Wagen rollen in diesen Kohlenbergwerken allein die schrägen Flächen nach dem Hafen zu hinab, und ziehen zugleich die leeren Wagen auf einem zweyten Wege neben sich empor. Wo unzählige Menschen, Pferde und Stunden Zeit nöthig wären, genügt hier ein einziger Arbeiter.

In Schottland findet sich der Reisende in mancher Beziehung heimischer als in England. Die von Scott gefeyerten Gränzgegenden erscheinen ihm unbedeutend, — selbst die Ruinen der alten Melrose nur merkwürdig — er bestätigt dadurch, was jüngst Washington Irving andeutete, daß Scott's patriotisches Auge ihnen Reize geliehen, die außer ihm wenig Andere wahrgenommen hätten. Die wahrhaft schönen und pittoresken Gegenden der Hochlande zu sehen hinderte ihn die Ungunst des Wetters. Dagegen kann er nicht genug Edinburgs schöne Lage rühmen. Auch die ganz neuen Theile der Stadt überbieten an Geschmack und edler Pracht was er in den neuern Städten Europas gesehen; wo Berlin in seinen schönen Partieen denen Edinburgs gleich kömmt, fehlen ihm doch die reizenden Aussichten. Die Edinburger Baukünstler übertreffen bey weitem die Londoner, und die Begeisterung der öffentlichen Beamten für die Verschönerung ihrer Hauptstadt hat so das gewöhnliche Maß überschritten, daß sie auch mancher Tadel getroffen hat. Schottland ist überhaupt in vielen gesellschaftlichen Verbesserungen schneller und ohne so hartnäckige Kämpfe als England vorgeschritten, indem es, aus einem Zustande der Verwilderung in die neue Zeit übergehend, sich bald bewußt wurde, daß die Adoption vieles Fremden nothwendig wurde. England beharrte starrsinniger beym Alten, weil es sich umgekehrt bewußt war, daß es in sich fortgeschritten war, und alles Gute sich selbst verdanke. — Die Stadt Glasgow macht in ihrer blühenden Betriebsamkeit einen wohlgefälligen Eindruck. Anno 1560 zählte sie 4500 Einwohner, jetzt nähert sich die Zahl einer Viertelmillion. Die Einrichtung der berühmten Universität nähert sich mehr der der deutschen Gymnasien, und an Docenten, die durch geistigen Wetteifer sich anspornen könnten, ist kein Ueberfluß. Die Gefängnisse überbieten an Zweckmäßigkeit der Einrichtung und Billigkeit der Unterhaltungskosten bey weitem die englischen. Nur in Glasgow hat die bilderstürmende Wuth der Puritaner sich gebrochen, als diese die erhabenen Dome des Mittelalters verwüsteten; die ehrwürdige Kathedrale steht noch wohlerhalten da; aber das Standbild des Reformator Knox auf

dem Kirchhofe der Stadt scheint ihr verdrießlich den Rücken zu kehren. Den puritanischen Erscheinungen, als er sie in der Nähe sieht, will der Verfasser fast weniger das Wort reden, als dem erstarrten Buchstabendienste der Anglicaner. Die düstern Predigten einzelner Inspirirten in den Gassen, die Verachtung des Lebens und nichts als Todesgedanken predigen, widern ihn an, und überzeugend drängt sich ihm hier wieder der Gedanke auf, daß es die übertrieben strenge Sabbatsfeyer ist, welche, alle gesunde Heiterkeit erstickend, die 1393 gefüllten Branntweinsläden dieser Stadt ins Leben rief.

In Zornflammen getaucht ist des Verfassers Feder, mit der er den kurzen Durchflug durch Irland schildert. Wo die Entrüstung über solchen Jammer nicht mehr ernste Töne genug findet, um sich auszudrücken, wie sie fühlt, borgt der Schriftsteller dießmal die Form der Ironie. Es ist zweifelhaft, was schlagender wirkt. Irland, ruft er aus, ist das jammervollste Beyspiel in der neueren Weltgeschichte, daß ein großes, edles Volk Jahrhunderte lang in gleicher Ungerechtigkeit und Verblendung kann befangen seyn, und alle hochgerühmten Formen der Verfassung vor der Gewalt der Leidenschaften und Vorurtheile oft alle Kraft verlieren. In keinem Lande der Welt hat er solche Schaaren solcher Bettler gefunden. »Gespenster der Art bleiben sonst in ihren Höhlen, bis das Licht des Tages entwichen, und die Dunkelheit der Nacht eingetreten ist; hier muß die Sonne bezeugen, daß auch Europa seine Parias hat.« Und diese Bettler durchstreifen nicht das Land allein, sondern drängen sich in Dublins Hauptstraßen zwischen den hochgeputzten Spaziergängern. Er sieht eine Mutter am Wege die von einem Reisenden ausgespuckten Stachelbeerschalen aufraffen, und sie ihrem Kinde in den Mund stecken! Wo die Anmuth der grünen Gegend, des gesegneten Bodens, wo eine historische Erinnerung den lebhaften Geist des Reisenden ansprechen will, überall erfaßt, beherrscht und hält ihn fest der eine Gedanke des unbeschreiblichen Elends so vieler Tausende. »In England suchte ich vergeblich nach Elend, und fand alle Klagen einseitig und übertrieben; hier erreichen keine Worte das, was mit entsetzlicher Wahrheit in die Augen springt. Man muß diese Häuser gesehen haben, — nicht Häuser, sondern Hütten; nicht Hütten, sondern Höhlen; meist ohne Fenster oder Oeffnungen, derselbe Eingang, derselbe winzige Raum für Menschen und Schweine. Diese frisch, glatt und wohlgenährt; jene in Lumpen gehüllt, oder vielmehr mit Bruchstücken von Lumpen hie und da behangen, in einer Weise zerrissen, wie man sich keinen Begriff machen kann.« Er gedenkt dabey mit Widerwillen der gemästeten Diebe in den eng-

lischen Gefängnissen, und bewundert, daß trotz der sehr natürlichen Mehrung irländischer Verbrecher die Kraft der Sittlichkeit noch so groß ist, und daß nicht das ganze arme Volk nach England wallfahrtet und stiehlt, um, eingefangen und gestraft, ein glücklicheres Leben zu beginnen.

Neben den herrlichsten, bebauten Feldern findet man ganz verwilderte, mit hohem Unkraut überzogene Strecken liegen. Der Boden ist gleich gut. Warum bearbeitet der Irländer sein Land nicht? — Weil er keines hat. — Warum beschäftigt der Herr den Untergebenen nicht? — Weil kein Herr da ist. — Wo sind die Herren? — Sie sind abwesend. Sie sind oft nie da gewesen, und werden nie dahin kommen. Sie lassen ihr Land in kleinen Theilen verpachten, auf ein Jahr, um den höchst möglichen Ertrag daraus zu ziehen, und leben in England, oder fern auf Reisen in Italien oder Frankreich. Erworben haben sie dies Land durch die gräuelvollen Confiscationen gegen die unglücklichen katholischen Anhänger der Stuarts, aber es ist diesen erwerbenden Familien nie zum Vaterlande geworden. »Wer Land besitzt,« ruft der Verfasser, »ohne es als Vaterland zu lieben, dem verschwindet der edelste Grund des Eigenthums, und nur der todte Buchstabe des Rechts bleibt übrig.« Mit Recht lobt er den deutschen Adel, der mehr und mehr zur Ueberzeugung kömmt, daß er seine Erfüllung löst, indem er selbst auf seinen Gütern lebt und sein Land bebaut. Wo dieß in Irland geschieht, kehrt übrigens sichtlich der Segen ein, das Land hebt sich, der Schmutz verschwindet, und mit der Reinlichkeit kehrt eine Art Wohlstand bey den unglücklichen Bewohnern ein. Mit einer schlagenden Anführung entkräftet er den Einwand, daß die Gutsbesitzer doch aber im Rechte wären, indem sie ihre katholischen Unterthanen nach Belieben einsetzten und fortjagten, und ihr Mark im Auslande verzehrten: »Ihr seyd in demselben Rechte wie Shylok, als er Antonio das Herz ausschneiden wollte.« Die christliche Gerechtigkeit ist eine andere als die heidnisch-römische, deren Symbolum lautet: summum jus, summa injuria! Dem Namen des großen Wilhelm von Oranien konnte, nach des Verfassers Ansicht, keine größere Schmach im Grabe widerfahren, als daß die den Katholiken feindliche Partey sich nach ihm nennt. Nicht von diesem edlen Schirmherrn der europäischen Selbstständigkeit gegen des vierzehnten Ludwig Anmaßungen, sondern von den Whigs jener Zeit gingen die unduldsamen Gesetze aus, und die heutigen Whigs müssen noch viel mehr thun, um das Unrecht ihrer Vorgänger wieder gut zu machen. Die Emancipation war nur eine erste Maßregel aus einer ganzen Reihe von Maßregeln,

die kommen werden und kommen müssen, um den Katholiken Genugthuung und Sicherheit zu verschaffen. Darunter gehört vor allem die Einführung eines Armengesetzes, indem die Zahl der Armen allen Glauben übersteigt, und sich Niemand um sie kümmert, so wie eine hohe Besteuerung der Abwesenden. Wie die Katholiken lange Zeit ohne Grund höhere Abgabensätze getragen, so ist es auch zu rechtfertigen, daß die Absentee's aus guten Gründen mehr beysteuern müssen, um die Armen vorm Hungertode zu bewahren. Hr. v. R. nennt die Tage seines Aufenthalts in Irland die schmerzlichsten seines Lebens.

Liverpool, Manchester werden auf der Rückreise besucht, ihre Fabrikthätigkeit gleich den ungeheuren Fortschritten ihrer Bevölkerung staunend betrachtet. Als ein verkehrter Rest des altenglischen Prohibitivsystems erscheint das noch bestehende Verbot, Maschinen auszuführen. England würde in dieser Fabrikation alle andern Länder überflügeln, während jetzt kein Geheimniß auch nur einige Jahre verborgen bleibt, und dann das Ausland sich selbst versorgt. Mit dem Erziehungswesen in Manchester steht es nach den officiellen Untersuchungen über die Maßen schlecht; zwey Drittel der Kinder besuchen keine Schule, und die Schulen selbst sind zum Theil die traurigsten Anstalten einer bettelhaften Industrie. Gegen die Vertheidiger des alten voluntary system, wonach kein Kind gezwungen werden soll, die Schule zu besuchen, und die freye Presse den mangelnden Schulunterricht ersetze, erklärt sich Hr. v. R. mit schlagenden Gründen. Der erwachsene Engländer werde durch seine Prohibitivgesetze zu so vielen Dingen und Handlungen gezwungen, wo der Continentale in den absolutistischen Staaten die vollkommenste Freyheit zu thun und zu lassen habe, daß dagegen ein so wohlthätiger Zwang als der ist, daß die Aeltern ihre Kinder in die Schule schicken müssen, gar nicht zur Erwägung kommen dürfe. Die freye Presse, von Factionswuth bewegt, ersetze aber in keinem Falle die Intelligenz. Die englischen Fabrik- und Handelsstädte erscheinen auf die Dauer einförmig gegen das mannigfaltige Leben, welches sich in den weit ärmern und minder volkreichen deutschen Städten zur Gestaltung hervorneigt. Nur Oxford und Edinburg machen unter den brittischen Städten durch die schroff ausgeprägte Eigenthümlichkeit ihrer Erscheinung eine Ausnahme.

Die von Oxford, die mit ihren vielen gothischen Kollegiengebäuden einer Versteinerung des gesammten Mittelalters gleicht, hat vielleicht nichts ihr Aehnliches in der ganzen Welt. »In vielen Städten,« sagt der Verfasser, »findet man eine alte Kirche

oder die Ruinen eines alten Schlosses, aber sie stehen vereinzelt, fremdartig, untergeordnet; ja sie verschwinden meist vor der Ueberzahl und Uebermacht des Neuern, davon ganz Verschiedenen. Hier das Gegentheil: eine ganze Stadt voll der großartigsten, erstaunenswürdigsten Denkmale einer frühern Zeit, und alles Neue wie bedeutungslose Zugabe eingeklemmt und angehängt.« Und jene frühere Zeit ist nicht vergangen, ohnmächtig, sondern lebendig, gegenwärtig, und noch in voller Kraft herrschend. Es ist dieß eine Stiftung, polarisch entgegengesetzt dem jetzt in England herrschenden industriellen Systeme; von den Männern dunkler Jahrhunderte uneigennützig, ohne äußern Vortheil, für den Geist errichtet. Die Stifter können nicht dafür, daß was damals Geist war, es heute nicht mehr ist, und daß die Kleinen, die in den ungeheuren Räumen sich eingenistet, sich in den Buchstaben der alten Stiftungen verschanzen, um das Wehen keines neuen Luftzugs herein zu lassen. Als Universität kann Oxford auch mit der geringsten deutschen Universität keinen Vergleich aushalten; fehlt doch die medicinische und juristische Facultät gänzlich, und die theologische und philosophische ist nicht vollständig besetzt. Was gelehrt wird, wird nach veralteten Compendien und Auszügen der Classiker vorgetragen, und was zur Zeit der Königin Elisabeth das beste System war, kann heute zum schlechtesten herabgesunken seyn. Es wird aber so streng an den Satzungen gehalten, daß, hätte ein Freund der Sternkunde im Mittelalter befohlen, dieselbe nach dem ptolemäischen System zu lehren, man noch heute seiner Stiftung nachkommen würde. — Die Londoner Universität ist aus Opposition gegen die Oxforder gestiftet; aber sie krankt von ihrer Geburt an. Ihr fehlt eine genügende, unabhängige Fundation. Zwar läßt sie jeden, ohne Rücksicht auf seine Religion, zu, und erkennt die Nothwendigkeit an, das System des Unterrichts zu erweitern und den Bedürfnissen unserer Zeit anzupassen; aber auch sie ist auf einseitige Principien gegründet, indem sie die Theologie ganz ausschließt, keine Geschichte lehren läßt, und Jurisprudenz wie Philosophie auf eine ungenügende Weise abgefertigt werden. Dadurch, daß sie keine akademischen Grade ertheilen kann, büßt sie für England alle praktische Wirksamkeit ein. Für die Rechtsgelehrsamkeit fehlt durch ganz England der wissenschaftliche, akademische Unterricht, und das Studium der jungen Leute ist auf Privatfleiß und Praxis bey den Advokaten hingewiesen.

Die Abhandlung über die Finanzen hat den Vorzug, daß der englische Minister Spring Rice dem Verfasser die authentischen Data lieferte. Ein Kapitel; wo strenge Zahlenangaben

die Hauptsache sind, läßt sich nicht excerpiren, und Ref. begnügt sich, einzelne Notizen daraus zu entnehmen, mehr wie sie ihm als interessant aufstießen, als in der Absicht, damit ein Resumé dieser gewichtigen Abhandlung zu liefern. Die Beliebtheit der Königin Elisabeth beruhte gutentheils darauf, daß sie eine sehr gute Wirthin war, und das Volk niemals mit übermäßigen Forderungen belästigte. Erst während der Rebellion und der Herrschaft der Parlementer wuchsen unverhältnißmäßig die Taxen und Schulden. Eine seltsame Verordnung erging damals: jedermann solle wöchentlich ein Gericht weniger essen, und das dadurch Ersparte dem Staate einzahlen. Unter der langen Regierung Georgs III. wuchs die Staatsschuld zu der ungeheuren Höhe an, und die Einnahmen wuchsen nicht ganz in gleichem Verhältnisse. Die Furcht vor einem Staatsbankerott, der England stürzen müsse, weist der Verfasser, wie schon angeführt, als durchaus thöricht zurück. Denn, gesetzt auch, daß eine Herabsetzung des Zinsfußes oder gar eine Minderung oder Vernichtung der Staatsschuldcapitalien eintrete, wie könnte dadurch das materiell so blühende und kräftig schaffende England vernichtet werden, wo so viele andere Nationen und Staaten, ohne diesen Reichthum, nach einer solchen traurigen Maßregel, nicht allein forterifstirt, sondern auch zu neuem, kräftigern Wachsthum gediehen wären. Dann aber sey auch jene bedingte Gefahr nicht vorhanden, wo eine Verwaltung, wie die gegenwärtige, den Muth habe, den Vorurtheilen der Einzelnen und der Privilegirten entgegen zu treten, wenn es Maßregeln zum Wohl des ganzen Landes gelte. In Frankreich müsse der Handelsminister sich vor dem Reichthume der einzelnen Puissancen des Handels und der Fabriken beugen; in England habe selbst eine Macht, wie die ostindische Compagnie, den Fortschritten einer gesündern Handelspolitik nicht trotzen können. Jedes Jahr gewährt glänzendere Resultate in Englands Finanzen, in jedem Jahre werden mehr und mehr müßige Ausgaben abgeschafft, Sinecuren gehen ein, und der Steuerdruck wird geringer, wobey die Minderung der Armentaxe die bedeutendste Rolle spielt. Ja, gegen alle bisherige Annahmen behauptet Hr. v. R., daß kein europäischer Staat mit verhältnißmäßig so wenigen Kosten verwaltet werde als England, und daß seine Kraft unendlich größer und sein Finanzwesen unendlich besser und glänzender geordnet sey, als fremde Gegner glauben, und die einheimischen Querulanten zugäben.

Um Mitte September 1835 schreibt Hr. v. R. seinen letzten Brief aus England in die Heimat. Vor Ende des Jahres war

der Briefwechsel durch den Druck schon dem Publicum bekannt; im Augenblick, wo Ref. in Begriff ist, diesen Bericht zu schließen, wird die vollständige Uebersetzung der Mistriß Austin in London ausgegeben seyn, nachdem schon vorläufige Auszüge in den englischen Zeitungen die allgemeine Aufmerksamkeit darauf gelenkt haben. Der Verfasser nimmt mit Wehmuth Abschied von England; Ref. empfindet ein ähnliches Gefühl, indem er die letzte Seite des inhaltreichen Buches umschlägt. Werke der Art erscheinen nicht häufig in unserm Vaterlande. Unter denen des berühmten Verfassers möchte es einen hohen Rang einnehmen, nicht sowohl durch die Kunst der Darstellung, als durch die Kraft der Gesinnung, die sich darin abspiegelt. Statt eines kritischen Lobes, dessen es nicht bedarf, ziehen wir zum Schluß einige allgemeine Bemerkungen des Verfassers aus, die über den Geist, in dem die Briefe geschrieben sind, jede in ihrer Art, am deutlichsten sprechen.

Frankreichs Zustände mit denen Englands vergleichend, sagt er: »Die französische Opposition geht in der Regel dahin, die Brücken, welche zu den Gegnern führen könnten, abzubrechen; die englischen Kämpfe bezwecken, diese Brücken zu bauen. Während (wie man meint) hier alles in Sturm und Braus zu Grunde gehen soll, spricht sich dies preiswürdige Bestreben auf das deutlichste und unverkennbarste aus.«

»Ein Geschlecht (das erwies die französische Revolution), welches die Achtung gegen seine Vorfahren zur Seite wirft, wird als wurzellos selbst zur Seite geworfen; ein Geschlecht, welches alle Hülfe lediglich im Rückwärtssehen suchte, würde wie Lots Weib zur Salzsäule werden.«

Ein sogenannter liberaler Deutscher soll in London verächtlich von seinem Vaterlande gesprochen haben. Der Verf. ruft aus: »Das ist edel und löblich, daß vertriebene Spanier, Franzosen, Polen, so streng sie auch über ihre Gegner urtheilen mögen, doch immerdar ihr Vaterland über Alles lieben, daß die Flamme ihrer Begeisterung sich in Blicken, Bewegungen, Worten kund gibt, sobald Spanien, Frankreich, Polen nur genannt wird. Ueber Deutschland allein ist die Schmach gekommen, daß Deutsche, welche meist nur ihre eigene Thorheit aus der Heimat hinwegtrieb, daß diese unter andern Völkern umhergehen, und es sich zur Ehre rechnen, ihr Vaterland lieblos und gemüthlos anzuklagen. Nicht die Liebe treibt ihre Klagen und ihre Beredsamkeit hervor, sondern lediglich Eitelkeit, Haß und Hochmuth. Anstatt mit sorgsamer Hand zu leiten, anstatt mit Aufopferung zur Heilung des erkrankten Vaterlandes beyzutragen, freuen sie

sich jedes neu hervorbrechenden Uebels, und wühlen, den Geyern des Prometheus vergleichbar, in den Eingeweiden dessen, der ihnen das Leben gab.«

Und an einem andern Orte: »Vaterland, Landesvater! — In diesen beyden Worten, in der Art, wie sie zu einander gehören, sich wechselseitig durchdringen, in Liebe umfangen, Freude und Leid theilen und ertragen, sich pflegen und stützen; es liegt der ewige Codex des ganzen germanischen Staatsrechts in diesen beyden so geheimnißvollen und doch so offenbaren Worten. — Es mag Länder geben, wo man mit vinaigre aux quatre voleurs einen Bestandtheil ausscheidet und für genügend hält, es mag andere Länder geben, wo man einen Fortschritt darin sieht, beyden mit roher Schmiedearbeit eine angeblich größere Einheit zu geben; — dem Deutschen bewahre der Himmel dieß Doppelleben, welches im höchsten Sinne wiederum nur ein einiges ist.«

Und womit können wir besser unsere Anzeige schließen, als mit den hochherzigen Worten und dem frommen Wunsche, womit der Verfasser selbst sein Werk schließt: »Allerdings *ist* England in gar mancher Beziehung von Deutschland verschieden; noch größer erscheinen aber bey höherem, unbefangenen Ueberblicke die Wahlverwandtschaften und Anziehungen. Wenn Italien noch immer auf den Lorbeeren seines großartigen Doppellebens im Alterthume und den mittleren Jahrhunderten ausruht; wenn Spanien nach aufgezwungener Unthätigkeit erwachend, in wilden Gegensätzen maßlos wider sich selbst wüthet; wenn Frankreich niemals das letzte Heil finden kann, so lange es nicht zum Muthe die Demuth, zur Herrschaft nicht die Selbstbeherrschung, zur Bewegung nicht die Beharrlichkeit und zum Talente nicht die Zucht und Sitte gesellt; — wo liegt da die Hoffnung der Welt, die Bürgschaft der Zukunft, das Rettungsmittel gegen einbrechende Barbarey? — Es liegt in dem uralten, festen Stamme germanischer Entwicklung und seinen beyden Hauptzweigen, Deutschland und Großbritannien. Wenn diese beyden Völker ihre große Aufgabe recht erkennen und alle Kräfte zu ihrer Lösung einsetzen, so werden auch die erkrankten Theile Europas ihre Gesundheit wieder finden, die Harmonie des mannigfachsten Lebens nochmals ertönen, und der kleinste Welttheil, nach wie vor, troß aller Flecken in welthistorischer Entwicklung voranleuchten.«

— r —

Art. IX. Sammlung kleiner Schriften aus dem Gebiete der mathematischen und alten Geographie. Von C. G. Reichard. Güns 1836, bey C. Reichard.

Der um die Geographie der alten und neuen Zeiten hochverdiente Verf. theilt hier die Sammlung mehrerer seiner früheren Aufsätze über diesen Gegenstand mit. Diese Aufsätze sind größtentheils in sehr voluminösen Zeitschriften zerstreut, die nicht im Bereiche von Jedermann sind (in den allg. geogr. Ephemeriden, in der Jen. allg. Lit. Zeitung, in der Hertha u. f.), und daher auch bisher selbst von den Forschern zuweilen übersehen, oder doch nicht genug beachtet wurden, wie denn noch immer einige sehr auffallende Irrthümer der alten Geographie, die R. eben durch jene Aufsätze berichtigt und aufgeklärt hatte, von den neueren, selbst vorzüglicheren geographischen Schriftstellern unverändert beybehalten worden sind. Durch das Zusammenstellen dieser Memoiren in einem mäßigen Bande wird der Gebrauch derselben offenbar bedeutend erleichtert. Allein der Verf. begnügte sich nicht mit einem bloßen Wiederabdrucke jener Abhandlungen, sondern da er seit der bedeutenden Zeit, in welcher die ersten jener Aufsätze erschienen sind, sowohl durch eigene, als auch durch fremde Forschungen seine früheren Ansichten berichtigt und erweitert hatte, so hat er jene Verbesserungen, wie zu erwarten war, auch in dieser Sammlung gehörig berücksichtigt, und sie an ihren Orten eingeschaltet. — Die meisten dieser Aufsätze sind aus den »allgemeinen geographischen Ephemeriden« genommen, die bekanntlich von Bertuch in Weimar herausgegeben wurden, und von welchen unser Verf. seit Gaspari's Abgang nach Dorpat, d. h. seit d. J. 1800, Mitredacteur gewesen ist. Hier war es, wo sich die schon in der ersten Jugend geäußerte Liebe Reichard's zur Geographie in ihrer vollen Thätigkeit entwickelte. Außer den wichtigen und bedeutenden Arbeiten in und an der erwähnten Zeitschrift, ohne Zweifel der ersten geographischen Zeitschrift Europas, erhielten wir von ihm noch eine Reihe von sehr schätzbaren Werken über denselben Gegenstand, von welchen wir hier nur die folgenden anführen: Orbis terrarum antiquus in 29 Blättern; orbis terrarum veteribus cognitus in 21 Blättern; Weltkarte nach Mercator's Projection in 4 großen Blättern; einen schönen Handatlas, den er gemeinschaftlich mit Stieler herausgab; und endlich sein: Germanien unter den Römern. Man kann nicht ohne Bedauern hinzusetzen, daß sein Thesaurus noch immer unvollendet ist, da von dessen zweytem Theile nur die Karten gestochen sind, während der Text noch als Manuscript in den Händen des Verf.'s liegt, weil der Verleger, Hr.

Campe zu Nürnberg, Mangel an Absatz fürchtet, und daher die darauf zu verwendenden Kosten scheut. Es wäre zu wünschen, daß diesem Umstande von einer Seite, wo allein Hülfe zu erwarten ist, begegnet werden möchte, weil sonst bey dem vorgerückten Alter des würdigen Verfassers die ganze große und preiswerthe Unternehmung, auf die bereits so viel Zeit, Geld und Mühe verwendet worden ist, für immer unterbrochen bleiben könnte.

Wir wollen nun einige der hier zusammengestellten Abhandlungen ihrem Inhalte nach kurz anführen. Die erste ist gleichsam eine Einleitung oder auch eine Anleitung zu dem Gebrauche des von R. schon i. J. 1798 angekündigten großen Atlasses des ganzen Erdkreises. Er hatte zu den sechs Karten dieses Atlasses, auf den Rath des bekannten Astronomen Zach in Gotha, die sogenannte Centralprojection gewählt, d. h. er hat die Oberfläche der Erde in seinen Karten so dargestellt, wie diese Oberfläche einem im Mittelpuncte der Erde stehenden Auge auf einer ebenen Tafel erscheinen würde, wenn diese Tafel die Oberfläche der Erde berührt. Der Verf. sucht die Vortheile der Centralprojection so viel als möglich hervorzuheben, allein er verschweigt dabey die Nachtheile derselben, und so wird er es uns nicht verargen, wenn wir seiner Ansicht nicht beystimmen, und den Beyrath des Astronomen, dem er gefolgt ist, nicht gutheißen können. Alle bekannten perspectivischen Projectionen, zu welchen auch die von dem Verf. gewählte gehört, haben den Fehler, daß dadurch nur derjenige Theil der Erdoberfläche, welcher dem Auge gerade gegenüber liegt, dem Originale getreu abgebildet werden kann, während die seitwärts liegenden Theile immer mehr von ihrem Urbilde auf der Kugel abweichen, je weiter sie von jenem, dem Auge gegenüber liegenden Puncte der Kugel, entfernt sind. Man hat diesem Uebelstande schon in früheren Zeiten (z. B. La Hire in den Mém. de Paris f. d. J. 1701) auf mannigfaltige Weise abzuhelfen gesucht, aber immer vergebens, weil der Fehler in der Natur der perspectivischen Projection selbst liegt, und daher, so lange man diese beybehält, nicht weggebracht werden kann. Dadurch wird also das erste und wichtigste Gesetz, nach welchem eine gute Karte construirt werden soll, übertreten, nämlich die Uebereinstimmung, die Aehnlichkeit des Bildes mit dem Original. Je weiter ein Land von jenem mittleren Puncte der Karte entfernt ist, desto mehr wird es zusammen oder aus einander gezogen und verzerrt, so daß es am Ende seinem Urbilde gar nicht mehr gleicht. Bey der orthographischen Projection sind die Länder an den Gränzen der Karte alle zusammen geschoben oder zu sehr geschmälert, bey der stereographischen aber im

Gegentheile aus einander gezogen oder erweitert, weil sie sich, in der letzten Projection, wie die Tangenten der halben Entfernungen von der Mitte der Karte ausdehnen. Und dieser letzte Uebelstand hat in einem noch viel höheren Grade bey der von unserem Verf. gewählten centralen Projection Statt, weil hier diese das ganze Bild verzerrende Ausdehnung der Länder sogar wie die Tangenten ihrer Entfernungen selbst von der Mitte der Karte zunehmen. Um diese Abweichungen nicht gar zu grell zu machen, muß man sich bey der Centralprojection nur auf kleinere Theile der Kugel beschränken, da es ganz unmöglich ist, die volle Hälfte der Kugel in einer einzigen Karte zu geben, und dieß ist ein zweyter Nachtheil dieser Verzeichnungsart. Denn immer wird man doch die Oberfläche der ganzen Erde in bloß zwey Blättern, in sogenannten zwey Planigloben vorgestellt, einer in mehrere Theile zerstückelten Karte vorziehen, um so mehr, da jenes bereits von der stereographischen Projection mit einer in den meisten Fällen vollkommen hinreichenden Genauigkeit geleistet wird. Warum daher ihr eine andere substituiren, die offenbar dasselbe nicht leisten kann? Auch hat unser Verf., durch seine Wahl gezwungen, statt zwey Karten, deren sechs nehmen müssen, um dadurch die ganze Erde noch auf eine erträgliche Weise geben zu können. Darin ist ihm aber schon lange vorher der bekannte Doppelmayer voraus gegangen, der seine Himmelskarten ganz auf dieselbe Art in sechs Blättern gegeben hat. Allein bey einer Kartenprojection, sie sey perspectivisch oder nicht, muß auch noch, nebst der getreuen Darstellung, die immer Hauptsache bleiben wird, auf einen andern Umstand Rücksicht genommen werden, der zunächst wohl nur den Künstler angeht, welcher diese Karte entworfen oder in Kupfer gestochen hat, der aber auch für den spätern Gebrauch der Karte, um daraus z. B. die Distanzen der verschiedenen Orte zu finden, von großer Wichtigkeit ist. Man hat daher schon längst die Regel aufgestellt, daß jede gute Karte für ihre Meridiane und Parallelkreise keine anderen Linien anwenden soll, als gerade und kreisförmige, weil nur diese beyden von dem Künstler mit Leichtigkeit und Sicherheit gezogen werden können. Allein in der Centralprojection erscheinen alle Parallelkreise, die nicht durch den Mittelpunct der Karte gehen, als Kegelschnitte, und zwar in der centralen Aequatorial-Projection als Hyperbeln, und dieser Umstand, verbunden mit der gewaltigen Verzerrung am Rande der Karte, hätte den Verf. allein schon abhalten sollen, die von einem sonst berühmten practischen Astronomen vorgeschlagene Wahl in der That zur Ausführung zu bringen. Wenn er durchaus bey einer

perspectivischen Verzeichnung beharren wollte, so hätte er die stereographische nehmen sollen. Wenn aber jenem Astronomen die wichtige Abhandlung Lagrange's (in den Mém. de Berlin 1779) bekannt gewesen wäre, so würde er wahrscheinlich eine andere Wahl getroffen haben, denn diejenige Vollendung, welche dieser Gegenstand erst in unseren Tagen durch Gauß erhalten hat (Astron. Abhandlungen. Altona 1825), konnte damals noch nicht berücksichtigt werden, wird es aber hoffentlich von nun an in allen den Fällen, wo von einer größeren Unternehmung dieser Art die Rede ist.

In Nr. II wird ein anderes Planiglobenpaar, das der Verf. i. J. 1814 herausgegeben hat, in Beziehung auf seine Construction näher erklärt, was damals wenigstens nöthig war, da die Projection, welche diesen Karten zu Grunde liegt, noch weniger bekannt war. Es ist dieß die früher von Lambert vorgeschlagene Projection, in welcher der Radius nach dem Sinus der halben Distanzen getheilt ist, die man z. B. in der Chorographie (Wien bey Beck 1833) S. 123 angeführt findet, und die allerdings eine sehr brauchbare und daher mit Unrecht bisher so vernachläßigte Entwerfungsart ist.

Nr. V enthält topographische Berichtigungen des alten Galliens aus den Feldzügen Hannibal's und Cäsar's. Hier werden mehrere alte Städtenamen berichtigt, die in der Geschichtserzählung des Livius und Cäsar's vorkommen, und ihre Identität mit den neueren, noch bestehenden Städten nachgewiesen, der Ort mehrerer kleiner Völkerschaften in Gallien näher angegeben, und vor allem der eigentliche Zug Hannibal's berichtigt. Durch die Untersuchungen des Verf.'s scheint es nun ausgemacht, daß dieser Zug nicht, wie Millin und Ebel behaupteten, über den Mont Cenis ging, sondern daß Hannibal seinen Weg durch die cottischen Alpen genommen hat. Ein Gleiches geschieht nun auch mit dem Zuge Cäsar's in Gallien, wo die vielen Fehler, die d'Anville in seinem eigenen Vaterlande, ja in der nächsten Umgegend von Paris, gemacht hat, treffend nachgewiesen werden. Durch diese sorgfältige Untersuchung sind zugleich mehrere Widersprüche aufgehoben worden, welche diejenigen Philologen, die keine Geographen waren, in den Beschreibungen von Cäsar und Livius gefunden haben wollten.

Nr. VI beschäftigt sich mit der näheren Bestimmung der Gränzen des römischen Reichs längs den Gegenden des Rheins und der Donau. Schön werden zuerst die Ursachen beleuchtet, wegen welchen das alte Deutschland uns selbst so lange unbekannt

blieb, während das alte Italien, Griechenland, Gallien und Spanien schon vor hundert und mehr Jahren den spätern Bewohnern desselben so genau bekannt geworden ist. In den letzten Ländern fanden sich noch bedeutende Ueberreste der Alten über und selbst unter der Erde, während wir kaum einige Städte (Augsburg, Salzburg, Wien, Laybach, Cilly, Bregenz, Innsbruck ꝛc.) nachweisen können, die den Alten schon bekannt gewesen sind. Wie viele andere, welche sie auch in ihren Schriften namhaft machen (Carnutum, Virunum, Noreja, Terporos u. a.) können wir jetzt noch mit Sicherheit nachweisen? Bey dieser Gelegenheit wird S. 118 der eigentlichen Verdienste des Ptolemäus gedacht, der von den neuern Geographen so oft gebraucht und gemißbraucht worden ist, so wie der großen, nicht genug erkannten Schätze, die unter den Deutschen vorzüglich Cluver, der erste Schüler des Salmasius, und Cellarius für die alte Geographie des Vaterlandes zu Tage gefördert hat. Ueber die drey altrömischen Mauerwälle bey Gunzenhausen, Störmfels und Wallthüren und ihren Zusammenhang hat uns bekanntlich zuerst Prof. Buchner aus Regensburg belehrt, und auf dieser Basis baut hier unser Verf. fort, und zeigt, daß dieser Wall, über 90 deutsche Meilen lang, durch die Gegenden von Wesel, Köln, Ems, Homburg, Aschaffenburg, Rindsheim, Jarthausen und Lorch gegangen ist, und daß daher auch dieß als die Gränze des röm. Reichs angesehen werden muß. Alles Nähere muß im Werke selbst oder in den neuen allg. geogr. Ephem. X Vol 4. Stück) nachgesehen werden, da hier kein Raum dazu ist. Der Freund dieser Gegenstände und auch der Kenner derselben wird die ganze, mit Scharfsinn durchgeführte Untersuchung nicht ohne besonderes Interesse lesen, da sie auch in Beziehung auf ihren Vortrag als ein Muster in ihrer Art gelten kann.

Nr. VII sucht die bisher so räthselhaften Campi Raudii (die Felder des Ortes Rauda) zu bestimmen, wo die Cimbern, die ganz Italien zu verschlingen drohten, von den Römern auf das Haupt geschlagen wurden. Mit seltener Belesenheit und einer tief in den Gegenstand eingehenden Beurtheilungskraft wird nun, nachdem die Gelehrten Jahrhunderte lang vergebens hin und her gestritten haben, über allen Zweifel erhoben, daß die Campi Raudii des Vellejus Paterculus II. 12 die Ebene bezeichnen, die nahe anderthalb Stunden unterhalb der Stadt Vercelli anfängt, und in der noch jetzt ein Ort, Rotta genannt, gefunden wird.

Nr. VIII beschäftigt sich mit demjenigen Theile der altrömi-

schen Straßen aus Pannonien nach Dacien, die der alte fleißige Marsigli noch unerörtert gelassen hat. In Nr. IX wird gezeigt, daß der Fluß Pasitigris der Alten nichts anders, als der Susianische Tigris oder der heutige Dsjeraki ist, bey welcher Gelegenheit wieder eine große Anzahl dunkler Stellen bey den Alten aufgeklärt werden. Nr. X gibt eine Darstellung des Feldzuges des Darius Hystaspis im Lande der Scythen, mit Erläuterungen über das alte Sarmatien (dem heutigen europäischen Rußland). Die Reiche von der Weichsel und Donau bis zum Ural nannten die Griechen bekanntlich Scythien und die Römer Sarmatien. Der älteste klassische Geschichtschreiber, Herodot, gibt uns in seinem vierten Buche den Feldzug des Darius durch dieses Land, und damit die frühesten Nachrichten, die uns von diesen Gegenden bekannt geworden sind. Zuerst wird die Geschichte dieses Feldzugs, nach Herodot, in seinen Hauptzügen sehr zweckmäßig aufgestellt, um den Leser mit dem Gegenstande, über den nun gesprochen werden soll, völlig bekannt zu machen. Diese Geschichte macht, wie der Verf. mit Recht bemerkt, ein merkwürdiges Vorspiel zu der Katastrophe von 1812. Nach dieser Einleitung sagt nun der Verf., welche Ausbeute sich aus dieser Erzählung für die alte Geographie von Rußland machen läßt. Zuerst findet er, auf eine oft sehr entfernte Aehnlichkeit der Namen sich stützend, viele von Herodot genannte Orte in den heutigen Städten Rußlands wieder; aber wir fürchten, daß der Analogie bey dieser Unternehmung viel zu weite Schranken gesetzt worden sind, und daß die meisten der aufgefundenen sogenannten Entdeckungen auch nicht einmal als wahrscheinlich erwiesen werden können. Wie es mit den aufgefundenen Wohnsitzen der verschiedenen von Herodot angeführten Völkerschaften des alten Rußlands stehen mag, ist nicht unseres Orts, zu entscheiden. Russische Gelehrte oder vielmehr fremde Alterthumsforscher in Rußland und besonders die Akademiker in Petersburg haben dieses Buch Herodot's oft genug untersucht, von allen Seiten geprüft, und mit Ort und Stelle, die in dem Buche gemeint seyn kann, selbst verglichen; allein die Ausbeute war bisher nur gering, und wird es wahrscheinlich immer bleiben. Der erwähnte Feldzug des Darius fällt, nach der gewöhnlichen Rechnung der Chronologen, in das Jahr 514 vor Chr. G., also in die Zeit von Tarquinius Superbus und Pythagoras. Wie viele Städte aus jener Zeit mögen noch heut zu Tage übrig seyn in einem Lande, in welchem damals wahrscheinlich nur sehr wenige, unsern heutigen Dörfern ähnliche Städte mit hölzernen Häusern existirten, und wo beynahe das ganze Volk noch noma-

disch herumzog, wie Herodot selbst bemerkt. Ja unser Verf. geht in noch weit entferntere Zeiten zurück, und glaubt in den heutigen Städten Rußlands unmittelbaren Zusammenhang mit den wahrscheinlich nur mythischen Erzählungen, die Herodot von jenen altergrauen Zeiten mittheilt, aufgefunden zu haben. Im Cap. V — VII des IV. Buches gibt uns nämlich Herodot etwas von der ältesten Geschichte der Scythen, wie der Verf. selbst sich ausdrückt, »in eine Fabel eingekleidet zum Besten.« Es heißt daselbst nämlich: Targitaus, ein Sohn des Zeus und der Tochter des Borsythenes, hatte drey Söhne, Lipoxaris, Arpoxais und Colaxais, von welchen der letzte die oberste Regierung des väterlichen Reichs überkommen.« — Diese Stelle ist für unsern Verfasser ein wichtiger Wink zur Weiterforschung, ein Faden, mit dem er sich in das dunkle Labyrinth der ältesten Geschichte Rußlands herablassen, und bisher tief unter der Erde verborgene Schätze zu Tage fördern will. Und wie verfährt er dabey? — Er nimmt die neuen Karten Rußlands, welche die Petersburger Akademie herausgegeben hat, und die ihm glücklicher Weise so eben zur Hand gekommen sind — er nimmt diese Karten vor, und sucht darin alle die heutigen Städtenamen auf, die mit Targ oder Lipo oder Arpo oder endlich mit Col anfangen, und scheint große Lust zu haben, diese neuen Städte mit jener alten Geschichte, die 1500 vor Chr. G., also zur Zeit des Moses oder des Deucalions Statt haben sollte, in unmittelbaren Zusammenhang zu bringen. »Von diesen vier Stammnamen,« sagt er S. 267, »glaube ich noch heut zu Tage folgende Spuren aufgefunden zu haben,« und nun soll von dem seit 3300 Jahren verstorbenen König Colaxais, wenn derselbe überhaupt je gelebt hat, die Kreisstadt Kolomna im Gouvernement Moskwa, Kolno an dem Flusse Pripez, Kologriw im Gouv. Kostroma; Kolischky, ein Dorf im Gouv. Mohilew, »und so viele andere, die sich mit Col oder Colo anfangen, den Namen erhalten haben, und wenn man annehmen darf, daß sich schon damals Scythen gegen das Eismeer hin verloren, und sich dort Wohnorte gebaut haben, so würden selbst Kola und Kolmogory bey Archangel diesen Namen verrathen, ob sie schon in das Land der Hyperboräer fallen.« — Ohe, jam satis est, ohe libelle! Es könnte einen artigen Roman geben, wenn man dieses Verfahren weiter fortsetzen, denn was steht ihm weiter entgegen, und mit dem andern Roman, der Bevölkerung Amerikas durch Wanderungen aus Ostasien, verbinden wollte. Welche Gelehrsamkeit ließe sich dabey auskramen, wenn man diese nomadischen Scythen, nachdem sie bis Cola und Archangel gekommen

waren, entweder östlich über Colima in Sibirien, oder westlich über die beyden hebridischen Inseln Coll und Colonsay nach Nordamerika einwandern ließe, wo heut zu Tage noch das ganze große Land Colleton in den vereinigten Staaten ihren Namen trägt. Aber auch da wird man keineswegs stehen bleiben dürfen, so wenig, als dies wanderungslustige Volk selbst, nach allen Gründen der Wahrscheinlichkeit, daselbst für immer festen Fuß gefaßt haben wird. Man hat ja schon oft genug behauptet, daß der Süden von Amerika bloß durch Einwanderungen vom Norden bewohnt worden sey. Zwar hat man keine Gründe, wenigstens keine hinreichenden Gründe dafür angegeben — aber, man erschrecke nur nicht zu sehr, diese unsere Scythen selbst, wer hätte das erwarten sollen, geben uns ja eben diesen so lang gesuchten Beweis. Denn wie in aller Welt hätte es zugehen sollen, daß wir in Südamerika, am dem Fuße der Anden, einer Stadt Colima begegnen, ganz und gar einer mit jener gleichlautenden und gleichgeschriebenen Stadt, welche diese Scythen vor 3300 Jahren im nördlichen Sibirien an den Ufern des Eismeeres erbaut haben, wie wir bereits oben ausgemacht, und über allen Zweifel erhoben haben. Ja selbst in Afrika und in Australien gibt es noch eine Menge Districte und Orte, die sich alle mit Cola oder doch mit Col anfangen, und die daher eben so unbestreitbar von denselben Scythen, ihrem Könige zu Ehren, gegründet worden sind, so daß am Ende nichts hindert, die ganze Erde und selbst alles, was über und unter ihr ist, in gerader Linie von dieser ersten aller Nationen, von diesem einzig wahren Urvolke abzuleiten. — Der sonst so schätzenswerthe Hr. Verf. mag uns diese Digression zu Gute halten, die wir nur in der Absicht vorgebracht haben, um nicht von ihm selbst, unserer Leichtgläubigkeit wegen, belächelt zu werden, wogegen wir, zum Ersatze, hiemit erklären wollen, daß wir auch seine Behauptungen, so ernsthaft er sie auch zu meinen scheint, nur als im fröhlichen Scherze mitgetheilt betrachten.

In Nr. XII wird die eigentliche Lage des einst weltberühmten Hafens von Myos Hormos in Aegypten untersucht. Dieser Ort war in der Vorzeit eine der Hauptniederlagen des arabisch-ägyptischen Handels nach Europa. Ptolemäus setzt ihn in 27° 30′ nördlicher Breite, also gegenüber der Insel Sappirine, zwischen dem heutigen Koseir und Dsaffatine. Allein mehrere Stellen in andern Schriftstellern sind damit im Widerspruch, und unseren Alterthumsforschern war es bisher unmöglich, diese Widersprüche aufzuklären. Den meisten schien der Hafen Myos Hormos viel südlicher zu liegen, als Ptolemäus angibt — aber wie viel, darüber konnten sie nicht einig werden. Der Verf.

geht nun alle Stellen der alten und neuen Schriftsteller über diesen Gegenstand durch, von Ptolemäus und Strabo bis auf die ägyptische Expedition unter Napoleon, discutirt sie auf das sorgfältigste, beleuchtet sie mit kritischem Geiste, und findet endlich das Resultat, daß der Hafen Myos Hormos in der nördlichen Breite von 24° 50′ liegt, einen Grad südlicher als das alte Thebä, und nur einige Minuten südlicher als das alte Apollonos, welche beyde letzten Städte an dem Nile lagen. Eine sehr sorgfältig gearbeitete Karte von Aegypten und dem arabischen Meerbusen, für die klassische Zeit dargestellt, liegt der Abhandlung bey.

Den vorhergehenden verwandten Gegenden sind auch die beyden Abhandlungen XIV und XV gewidmet, in denen die alte westliche und südöstliche Küste Arabiens und die lang bezweifelte Verschiedenheit der Flüsse untersucht wird, die bey den Alten die Namen Nil, Niger und Gir getragen haben. Auch sie zeugen, wie die meisten der übrigen Abhandlungen, von dem unermüdlichen Fleiße und von der Belesenheit des Verfassers in allen Werken der alten und neuen Geographen, und von dem oft durchdringenden Scharfsinn, mit welchem er die verborgensten Aehnlichkeiten zu finden und Probleme aufzulösen weiß, die den meisten seiner Vorgänger, so sehr sie sich auch daran abgemüht haben, ein Räthsel geblieben sind. Die übrigen hier nicht ausdrücklich erwähnten Abhandlungen sind größtentheils Beurtheilungen von geographischen Werken, die zur Zeit des Verfassers erschienen sind, und die hier, als Anzeigen von Anzeigen, die überdieß schon längst in andern Zeitschriften erschienen sind, nicht gut eine Stelle finden können. Wir bedauern übrigens, daß die von dem Verf. hier gegebene Sammlung seiner früheren Aufsätze sich größtentheils nur auf ältere, außereuropäische Orte, auf Afrika und Asien, und auch hier nur auf bloße Küstenländer bezieht. Der Verf. sagt, daß seine übrigen Arbeiten über diese beyden Welttheile, als den zweyten Theil seines oben erwähnten Thesaurus bildend, noch als Manuscript in seinen Händen liegen, und einem Verleger schon seit langer Zeit entgegensehen. Aber warum hat er nicht, nun er den gegenwärtigen Verleger gefunden hat, statt dem Wiederabdruck schon bekannter Schriften, uns mit dem Abdrucke von wenigstens einem Theile jenes Manuscriptes erfreut, das noch ganz unbekannte Untersuchungen enthält, die nicht nur dem Verleger der hier vorliegenden Sammlung, sondern auch ohne Zweifel allen Lesern viel willkommener gewesen wären, selbst wenn sie den Inhalt jenes zweyten Theiles des Thesaurus nur in einer Art von Auszug gegeben hätten, obwohl

wir ihm auch für das Gegenwärtige unseren Dank gern bringen, durch welches er uns, was früher, in ganzen Bibliotheken zerstreut und an mehreren Orten mühsam aufgesucht werden mußte, nun in einem mäßigen Bande dargestellt, und uns dadurch eine Masse von hellen Ideen und wichtigen Berichtigungen nicht bloß der alten Geographie, sondern auch der alten klassischen Werke selbst, als ein schätzbares Geschenk, übergeben hat.

Littrow.

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. LXXIV.

Hammer-Purgstall's morgenländische Handschriften.

Als Seitenstück zu dem im neunten Bande seiner Geschichte des osmanischen Reichs gelieferten Verzeichnisse der Sammlung zweyhundert orientalischer Manuscripte über osmanische Geschichte.

(Fortsetzung.)

b) Persische Werke.

238.

تاریخ الوزرا لخواندامیر

d. i. die Geschichte der Wesire, vom Chuandemir, dem Verfasser der beyden großen historischen Werke, des Habibes-sijer (des Freundes der Legenden) und des Chulaßatul-achbar (Ausbund der Kunden). Hadschi Chalfa gibt in seinem bibliographischen Wörterbuche unter dem Artikel der Geschichte der Wesire die folgenden sechs Werke an: 1) Die Kunde der Wesire, von Ismail Ibid Eß-ßahib, dem gelehrten Großwesire, gest. i. J. 355 (966); 2) von Ibnol Hasan Mohammed Ben David El-dscherrah; 3) von Ssoli Eß-ßabi; 4) die Geschichte der Wesire, von Tadscheddin Ali Ben Nedschbari aus Bagdad, gest. 674 (1275); 5) die Zeitanecdoten (Nukat el-aaßrije) der ägyptischen Wesire, von Nedschmeddin Ebi Mohammed Ahmed Ben Ebil Hasan Jemini, gest. 569 (1076), 6) die Geschichte der Wesire, von Chuand-Emir, welcher i. J. 927 (1520) den Freund der Legenden geschrieben. Ssafedi führt in den Prolegomenen seiner Geschichte noch die Geschichten der Wesire 7) von Dschehesch iari, 8) Ibrahim B. Musa aus Wasit, 9) Ahmed B. Ali B. Akal, 10) Ebi Ali Ibnol-Maschita, 11) Ibnol-Mehdani und 12) die der Barmekiden von Ibnol Dschasi auf. Chuandemir sagt zwar nicht, welche von diesen Geschichten der Wesire er zur Abfassung der seinen benützt habe, aber es ist wahrscheinlich, daß er aus den besten ihm zu Gebote stehenden Quellen geschöpft. Seine Geschichte beginnt mit Aßaf, dem in der morgenländischen Geschichte so berühmten Wesir Salomons, und endet mit Chodscha Efdhaleddin Mohammed Kermani, welcher i. J. 878 (1473) in Persien die Wesirschaft angetreten. In allem dritthalbhundert Wesire 1) der alten Geschichte, 2) der Chalifen, 3) der Samaniden, 4) der Dilemiten oder der Beni Buje, 5) der Ghasnewiden, 6) der Seldschuken, 7) der Assassinen, 8) der Chuaresmschahe, 9) der Salghiren, 10) der Indschu, 11) der Ali Mosaffer, 12) der Nachkommen Dschengischans, 13) der Timuriden. Ein Quartband von 164 Blättern guter Nestaalik.

I. Wesire der alten Geschichte. 1) Aßaf B. Berchla, der Wesir Salomons; 2) Büsürdschimihr, d. W. Nuschrewans. II. Wesire der Beni Ommeje. 3) Serhun B. Manßur er-Rumi, W. Moawije's, des Sohnes Ebi Sofjan's; 4) Ssafin, der Schielende, W. Merwan's; 5) Hafß B. Soweib, W. Abdolmelik's; 6) Leis B. Ebi Rakije, und 7) Kofaa B. Chalil, W. Welid's; 8) Suleiman B. Naim, W. Omers Abdolasis; 9) Esami B. Seid, W. Jesid's II.; 10) Halim, W. Hischam's; 11) Said B. Abdolmelik, W. Welid's II.; 12) Suleiman B. Said, W. Jesid's III.; 13) Ebu Dschaadi, W. Merwan's II.; 14) Abdol Hamid, ebenfalls Wesir Merwan's, des letzten Fürsten der Beni Ommeije; 15) Dschelali Kaakaa Ben Isa; 16) Dscherrah Ben Abdallah el-Hukmi; 17) Tekrin Schemah el-Lahmi, vom Geschichtschreiber Mohammed el-Aufi aufgeführt, ohne daß die Namen der Chalifen, denen sie dienten, bekannt sind. III. Wesire der Chalifen aus dem Hause Abbas. 18) Ebu Selma B. Suleiman; 19) Ebul-Dschehm B. Atije, W. Seffah's; 20) Murjani Hamid B. Kaht, W. Manßur's; 21) Ebul-fadhl Ben Rebii B. Junis, W. Manßur's; 22) Ebu Ejub, W. Manßur's; 23) Chalid B. Suleiman, W. Manßur's; 24) Jakub B. Daud; 25) Ebu Chalid der Schielende, W. Mehdi's; 26) Moawije B. Abdallah el-Eskari, W. Mehdi's; 27) Amru B. Tebaa, W. Musa's; 28) Ibrahim B. Sekwan Harani's, W. Musa's. Die sieben Barmegiden, nämlich: 29) Dschaafer, der Vater Chalid's; 30) Chalid B. Chalid's; 31) Jahja B. Chalid's; 32) Dschaafer B. Jahja's; 33) Moh. B. Jahja's; 34) Fadhl B. Jahja's; 35) Musa B. Jahja's; 36) Fadhl B. Rebii, nach dem Sturze der Barmegiden der Wesir Harun Reschid's; 37) Fadhl B. Sehl; 38) Hasan B. Sehl; 39) Ahmed Ebil-Chaled; 40) Fadhl B. Merwau; 41) Moh. B. Abdolmelik es-Sejaf; 42) Feth B. Chakan's, W. Motewekkil's; 43) Musa B. Abdolmelik, ebenfalls; 44) Ahmed B. el-Chatib, W. Montaßar's; 45) Ahmed Ssalih Schirsad; 46) Dschaafer B. Mohammed, W. Mosteain billah's; 47) Ahmed B. Israil, W. Moteasbillah's; 48) Mohammed B. es-Sewarif, ebenfalls; 49) Abdallah B. Jahja Chakan; 50) Hasan B. Mochalled; 51) Suleiman B. Wehib; 52) Ssaid B. Mohammed, W. Motemed alallah's; 53) Abdallah B. Suleiman, W. Motadhed billah's; 54) Kasim B. Abdallah, nach Moktefi's Tode; 55) Ebul Hasan Ali B. Mohammed B. Abdallah; 56) Ebu Ali Moh. B. Abdallah; 57) Ali B. Isa Dscherrah; 58) Ibnol Forat; 59) Hamid B. Abbas; 60) Ebul Kasim el-Chakani; 61) Ebul-Abbas Ahmed B. Abdallah el-Haßini; 62) Ebu Ali B. Mokla; 63) Suleiman B. Hasan El-Mochalled; 64) Ebul Kasim Abdallah el-Edani, W. Moktader's; 65) Hasan B Kasim, ebenfalls; 66) Ebulfadhl B. Dschaafer B Mohammed el-Forat, ebenfalls; 67) Mohammed B. Kasim; 68) Ahmed B. Abdallah; 69) Abderrahman Isa Dscherrah, W. Radhi billah's; 70) Ebu Dschaafer Mohammed B. Kasim el-Kardhi W. Mottaki billah's; 71) Ahmed B. Meimim; 72) Moh. el-Kawaiti; 73) Mohammed B. Abdallah el-Ißfahani, ebenfalls; 74) Ahmed B. Ali; 75) Samari B. Fadhl, W. Mostekfi billah's; 76) Ahmed B. Fadhl, W. Motii billah's; 77) Ebulfadhl Hadschib B. Naaman, W. Kaim biemrillah's; 78) Ebu Talha Mohammed B. Ejub, ebenfalls; 79) Emineddewlet Medschdolwesaret; 80) Ebu Naßr

Moh. B. Sahir el-Moßuli; 81) Mohammed B. Reiser-ruesa; 82) Schireddin Ebu Schudschaa Mohammed el-Husein; 83) Eschrefeddin Abdeddewar Mohammed B. Fachreddewlet; 84) Medschdeddewlet (Ebulkasim Ali B. Fachreddewlet's; 85) Hebetollah Mohammed B. Ali, bekannt als Ibnol-matleb; 86) Dschelaleddin Ebu Ali; 87) Ebulkasim Ali B. Taraßi; 88) Schehabeddin Esfer; 89) Auneddin Abire; 90) Schereseddin Ebu Dschaafer B. Ahmed; 91) Adhadeddin Reiser-ruesa, der Oberstkanzler; 92) Sahireddin Ebibekr Abbas; 93) Dschelaleddin Ebul-Mosaffer; 94) Dschelaleddin Ibn Hebetollah; 95) Moiseddin Ben Ebul-had, W. Naßiredden Allah's; 96) Ibnol-Kaßab; 97) Naßireddin Moh. B. Nafid; 98) Ebu Thalib Moejededdin Mohammed el-Alkami. IV. Wesire der Dynastie der BeniSaman. 99) Ebulfadhl Belaami; 100) Ebu Abdallah Moh. B. Ahmed; 101) Ebulfadhl Moh. B. el-Hakim Ahmed; 102) Ebu Dschaafer el-Otbi; 103) Ebul Husein el-Otbi; 104) Ebul Hasan el-Mesani; 105) Abderrahman Farsi; 106) Abdolaßi; 107) Ebul Hasan Damaghani; 108) Ebu Ali Damaghani; 109) Ebu Naßr Ebu Seid; 110) Ebul-Mosaffer Moh. B. Ibrahim; 111) Ebul-Hasan Humuli. V. Wesire der Fürsten Dilems. 112) Ebulfeth B. Hamid; 113) Moh. B. el-Mehdi; 114) Ebu Dschaafer Moh. Edh-dhanuri; 115) Naßr B. Harun B. Naßrani; 116) Ssahib Ismail B. Ibad; 117) Chatir Ebu Ali; 118) Ibn Sehlan; 119) Ebu Ghalib; 120) Ebu Ali B. Bakula; 121) Ssahib Ebu Ali; 122) Ibn Sina. VI. Wesire der Ghasnewiden. 123) Ebul Abbas Fadhl Ahmed el-Isferaini; 124) Ahmed Hasan Meimendi; 125) Hasnek Mikal; 126) Ebu Naßr Ahmed B. Abdeß-ßamed Schiraßi; 127) Tahir el-Mestufi; 128) Abderresak Ahmed Hasan Meimendi; 129) Hasan B. Mehran; 130) Ebubekr Ssalih; 131) Ebu Sehl Chodschendi; 132) Abdol Hamid Ahmed B. Abdeß-ßamed. VII. Wesire der Seldschuken. 133) Ahmed el-Melik; 134) Nisamol-mülk; 135) Hasan Ssabah; 136) Isolmülk, der Sohn Nisamol-mülk's; 137) Moejedolmülk, Sohn Nisamol-mülk's; 138) Saadolmülk Ewhad; 139) Siaolmülk Ahmed, Sohn Nisamol-mülk's; 140) Modschirol-mülk; 141) Fachrolmülk, Sohn Nisamol-mülk's; 142) Ssadreddin Mohammed, dessen Sohn; 143) Schihabol-islam Abderresak Tusi; 144) Schereseddin Abu Tahir Saad Ben Ali el-Alkami; 145) Tagharbeg Moh. Kaschghari; 146) Moineddin Ebu Manßur Ahmed Kiaschani; 147) Naßireddin Moh. Mosaffer Chuaresmi; 148) Kawameddin Hasan ed-Dergesini; 149) Naßireddin Tahir, Sohn Fachrol-mülk's, des Sohnes Nisamol-mülk's; 150) Kemaleddin Ali Es-Semiri; 151) Chatirol-mülk el-Jesdi; 152) Schemseddin, Sohn Nisamol-mülk's; 153) Schereseddin Ali Purbeha; 154) Schereseddin Nuschrewan; 155) Amadeddin Ebul-berekiat; 156) Kemaleddin Mohammed; 157) Is-elmülk Medschdeddin es-Sedschterdi; 158) Moijededdin Merseban; 159) Tadscheddin Ebu Thabib Schiraßi; 160) Schemseddin Ebu Nedschib ed-Dergeseni; 161) Dschelaleddin; 162) Kawameddin B. Wesir Kawameddin Ebulkasim; 163) Kemaleddin Ebu Schudschaa es-senjani; 164) Kemaleddin Ebi Omer Es-senjani; 165) Ebu Manßur; 166) Moineddin, Sohn des Wesirs Fachreddin. VIII. Wesire der Ismailiten. 167) Ebu Ali Ahmed Ben Esdhal; 168) Melik Ssalih; 169) Schawur (sonst Schawer), der Wesir des letzten der fatimitischen

Chalifen; 170) Esededdin Schirkuh; 171) Ssalaheddin Jusuf; 172) Dehdar Ebu Ali; 173) Schemseddin, Wesir der letzten Fürsten der Assassinnen. IX. Wesire der Chuaresmschahe. 174) Nisamol-mülk Seaadeddin Mesud Ali Ebheri; 175) Ssadreddin Ali, Sohn des Vorhergehenden; 176) Nisamol-mülk Mohammed B. Ssalih; 177) Scherefol-mülk Fachreddin Ali. X. Wesire der Fürsten der Salghire. 178) Tadscheddin Schirasi; 179) Emineddin Kiarsuni; 180) Rokneddin Ssalah Kermani; 181) Amideddin Ebu Naßr Esaad; 182) Chodscha Nisameddin Ebubekr. XI. Wesire der Familie Indschu. 183) Mewlana Schemseddin Mohammed Eß-ßain der Richter; 184) Emir Sahireddin Ibrahim; 185) Seid Ghajasseddin Ali Jesdi; 186) Mobariseddin Mohammed. XII. Wesire der Familie Mosaffer. 187) Chodscha Tadscheddin Iraki; 188) Chodscha Burhaneddin; 189) Chodscha Kawameddin Ssahib; 190) Kemaleddin Reschidi; 191) Chodscha Dschelaleddin Turanschah; 192) Kotbeddin Suleimanschah B. Chodscha Mohammed; 193) Schah Rokneddin B. Said Moineddin; 194) Chodscha Ssadreddin Enari; 195) Chodscha Tadscheddin Muschteri. XIII. Wesire der Dschengisiden. 196) Seid Ssahib Mahmud Jalawadsch; 197) Mesud, dessen Sohn; 198) Emir Ahmed Binaketi; 199) Schemseddin Mohammed el-Dschuweini und seine Söhne; 200) Behaeddin Mahmud; 201) Schereseddin Harun; 202) Dschelaleddin Muchliß Semnani; 203) Seaadeddewlet B. Seaadeddin; 204) Chodscha Dschemaleddin Sendscher Dewati; 205) Chodscha Seaadeddin Mohammed Ewhi; 206) Chodscha Reschideddin, der Arzt, der Geschichtschreiber; 207) Chodscha Tadscheddin Ali Schah; 208) Rokneddin Ssain; 209) Ghajaseddin, der Sohn Reschideddin's; 210) Chodscha Alaeddin Moh.; 211) Dschemaleddin Schirwani; 212) Schemseddin Sekeria; 213) Chodscha Ghajaseddin Mohammed; 214) Melek Abdol Haji; 215) Chodscha Mahmud Demaghani; 216) Chodscha Nedschibeddin; 217) Chodscha Alaeddin Nami. XIV. Wesire der Timuriden. 218) Amadeddin Mesud Semnani; 219) Dschelalol-islam; 220) Ghajaseddin Semnani; 221) Faßiheddin Semnani; 222) Seid Fachreddin Mohammed; 223) Nisameddin Ahmed Daud; 224) Ghajaseddin Sidi Ahmed B. Chodscha Nisameddin Ahmed's; 225) Emir Ali Medschdeddin Mohammed; 226) Chodscha Pir Ahmed; 227) Chodscha Naßireddin Naßrollah Andschowani; 228) Seid Amadeddin Mahmud Dschenabedi; 229) Wedschiheddin Ismail Semnani; 230) Kelan Terkesch; 231) Chodscha Ali Emir; 232) Chodscha Schemseddin; 233) Chodscha Seaadeddin; 234) Chodscha Schemseddin Mohammed, Sohn Chodscha Sidi Ahmed's; 235) Chodscha Moiseddin Schirasi; 236) Chodscha Mosaffir Mochtar Sebsewari; 237) Mewlana Emir Samarkandi; 238) Chodscha Ismail Chuadschani; 239) Abdol Hamed Kermani; 240) Chodscha Nisameddin Taus Semnani; 241) Chodscha Abdallah Achtab; 242) Chodscha Nisameddin Bachtiar; 243) Chodscha Mohammed Merwarid; 244) Alaeddin Ssami; 245) Chodscha Mosaffir Schubankiare; 246) Chodscha Medschdeddin Mohammed, Sohn Chodscha Ghajaseddin Emir Ahmed's; 247) Chodscha Kiwameddin Nisamol-mülk Chawafi; 248) Chodscha Amadol-Islam; 249) Chodscha Esdhaleddin Mohammed Kermani.

239.

مناقب افلاکی

d. i. Lobeserhebungen der großen Scheiche Mewlewi, von Eflaki. Ein Quartband von 277 Blättern. Enthält in zehn Abschnitten den Lobpreis der folgenden zehn großen Scheiche: 1) Mohammed Ben el-Husein B. Ahmed el-Chatibi's von Balch, beygenannt Beha Welid, der Gefeyerte desselben Namens; 2) Termedi's; 3) Dschelaleddin Aamid; 4) dessen mystischer Freund Schems Tebrist; 5) des Scheichs Serkub; 6) des osmanischen Scheichs Ibn Achi; 7) des Scheichs Behaeddin, Sohnes Dschelaeddin Aami's; 8) Tschelebi Emir Aarifs; 9) Tschelebi Emir Aabide; 10) Namen der Kinder und ihrer Nachfolger Behaeddin Chatibi's aus Balch. Das Ganze, bis auf die ersten 14 neu ergänzten Blätter, in sehr leserlicher und gleicher Taalik geschrieben i. J. 1041 (1631).

c) Türkische Werke.

240.

ترجمهٔ وفیات الاعیان

d. i. Uebersetzung der (vorzüglichsten) Biographien Ibn Challikans, von Mohammed Ben Mohammed, berühmt unter dem Namen Rodosisade, welcher dieselben i. J. 1087 (1676) für den Großwesir Mustafapascha (den Belagerer Wiens) übersetzte, enthält von den neunthalbhundert Biographien Ibn Challikans nur ein Viertel, nämlich die folgenden 183 merkwürdigsten: 1) Ibrahim Murusi; 2) Ibrahim El-Ißferani; 3) Scheich Jusuf Firusabadi; 4) Ibrahim El-Chatib El-Iraki; 5) Ibrahim, der Richter Selamije's; 6) Ibrahim Ibnol-Medhi der Abbaside; 7) Ibrahim von Moßul, der große Tonkünstler; 8) der Grammatiker Beneftuje; 9) der Grammatiker Sudschadschi; 10) Ibrahim Ssabaji der Dichter; 11) Ibrahim El-Kairewani der Dichter; 12) Ibn Karakul von Hama, Verfasser des Matalii; 13) der Imam Hanbeli, Stifter des nach ihm genannten Ritus; 14) der Richtere Scherih; 15) Ahmed Et-Taberi, einer der Imame Schafiiten; 16) Tahawi, der große hanefitische Rechtsgelehrte; 17) Ahmed Isferaini der Schafiite; 18) der Imam Bihaki; 19) der Imam Ahmed En-Nisaji; 20) der Scheich Koduri; 21) der Imam Seaalebi aus Nischabur; 22) der Richter Ebi Daud; 23) der Kanzelredner von Bagdad der Geschichtschreiber; 24) der Imam Ghasali; 25) Ahmed der Grammatiker; 26) der Grammatiker Sealebi; 27) der Dichter Ebu Amru Ahmed El-Ommewi; 28) Abul-Ola der Leser des Korans; 29) Motenebbi; 30) Ahmed Erreji der Lexicographe; 31) der Dichter Hafif Bedies-seman (Zeitwunder); 32) Ahmed El-Minari der Secretär; 33) Meidani; 34) der Dichter Ahmed El-Erdschani; 35) der Fromme Ahmed El-Haschimi; 36) Ibnol-Aarif; 37) der Scheich Ahmed Errufaji; 38) der Ueberlieferer Esher-Elbahili; 39) der Philologe Esamet B. Monkad; 40) der Ueberlieferer Ibn Rahuje; 41) der Grammatiker Scheibani; 42) der Philologe Ibrahim von Moßul; 43) der schafiitische Rechtsgelehrte Adschli aus Ißfahan; 44) Esaad

Eladschli; 45) der schafiitische Imam Ismail B. Ishak; 46) der Dichter Ismail Nimri; 47) der Wesir Abul-Kasim El-Talakani; 48) der Philologe Abuß-ßalt; 49) der Richter Ajas Ibnol-Hilal; 50) der Philologe Abu Tahir der Afrikaner; 51) der Gefährte des Propheten El-Beschr El-Hafi; 52) der Richter Bekkiar; 53) Ebubekr Machsumi, einer der ersten sieben Rechtsgelehrten des Islams; 54) Maseni der Grammatiker; 55) Buran, die Tochter Sehl's, des Wesirs Mamun's; 56) der Heilige Si Nun der Aegypter; 57) der Dichter Dscherir Ibnol-atije; 58) Dschaafer der Barmekide; 59) der Astronom Abu Maascher von Balch; 60) der Heilige Dschoneid von Bagdad; 61) Dschewher der Feldherr in Afrika; 62) der Dichter Ebi Temam; 63) der Tyrann Hedschadsch; 64) der Heilige Hasan El-Baßri; 65) der Grammatiker Sirafi; 66) der Grammatiker Ebu Ali der Perser; 67) der Dichter Ebi Nuwas; 68) der Dichter Wesir Hasan El-Mohellebi; 69) der Wesir Nisamol-mülk; 70) der Mystiker Halladsch El-Manßur; 71) Ebu Tahir, der Stifter der Karmaten; 72) Abu Ali Sina (Aviceuna); 73) der Lexicograph Ibn Chaluje; 74) der Imam Dschemad B. Naaman; 75) der Statthalter Irak's Koschairi; 76) der Prosodiker Chalil; 77) der Dichter Befaail El-Chosaai; 78) Rebii, der Kämmerer des Chalifen Maamun Dewaniki; 79) der Philologe Ebu Dolama; 80) der Imam Sefr; 81) der Jünger des Propheten Said B. Dschebir; 82) der Rechtsgelehrte (einer der sieben) Said B. El-mosejib, 83) der Imam Rechtsgelehrte Aamasch; 84) der Richter Tahasi; 85) der Seid El-Ahnef; 86) Tahir Sel-Jemini, der Feldherr Manßur's; 87) der Grammatiker Suuli; 88) der Richter Ebu Musa El-Eschaari; 89) Ebu Amru Esch-Schaabi; 90) Abdollah B. Mobarik, der Jünger des Propheten; 91) der Philologe Ibnol-moiſ; 92) Said Ibn Hamid der Secretär; 93) Tabataba; 94) Abdallah, der Sohn Tahirs Sul-jemincin; 95) der hanbelitische Imam Abkeri; 96) der Philologe Ibnol-Chaschab; 97) El-Aadhed, der letzte Herrscher der Obeiditen in Africa; 98) Ibnol-Dschusi; 99) Sabt Ibnol-Dschusi, der Enkel Dschusi's; 100) der hanefitische Imam Sehli; 101) Abu Moslim der Chorasane; 102) der Imam der beyden Hareme; 103) Aßmaai; 104) Abdeß-ßamed, der Oheim Seffah's; 105) der Imam Koschairi; 106) Irwet, einer der sieben ersten Rechtsgelehrten des Islams; 107) der Imam Seinol-aabidin; 108) Ebu Mohammed Ali, der Oheim Seffah's; 109) der Imam Kosaji, einer der sieben Leser des Korans; 110) Scherif Mortesa der Wohlberedte; 111) Ibnol-Bewwab der Secretär; 112) Abu Ali Es-seich; 113) Ibnol-Esir El-Dscheseri; 114) der Dichter Ibner-Rumi; 115) der Richter Tenuchi; 116) der Dichter Bacherſi (der Anthologe); 117) Amadeddewlet der Bujide; 118) Seifeddewlet; 119) Sibeweih der Grammatiker; 120) Ebu Amru Ola, einer der sieben Leser des Korans; 121) Dschahiſ; 122) Ibn Jahja der Barmekide; 123) Sehl, der Wesir Mamun's; 124) Adhadeddewlet, der König der Beni Hamdan; 125) Hariri; 126) Kabus der Dilemite; 127) Kotaiba Bahili; 128) Kiasur Achschidi; 129) Kesir; 130) der Imam Melik; 131) El-Mobarik El-Mestufi; 132) der Richter Mohsin B. Temini Tenuchi; 133) der Imam Mohammed B. Idris Schafii; 134) Mohammed, der Sohn Ali's, der Imam; 135) Mohammed B. Moslim,

der Jünger des Propheten; 136) der Richter Mohammed Ben Ebi Leila's; 137) der Imam Mohammed Scheibani; 138) der Imam Mohammed Bochari; 139) Mohammed Ghasali; 140) der Imam Fachreddin Rasi; 141) der Richter Bahlani; 142) der Lexicographe Ibnol-Arabi; 143) Mohammed El-Moberrid der Grammatiker; 144) Ibn Doreid der Dichter; 145) Mohammed Edh-dharir der Dichter; 146) Mohammed El-Wakidi; 147) Mohammed der Secretär, der Schahspieler; 148) Moh. Scherif, beygenannt Radha; 149) Moh., der letzte der Könige Hira's; 150) Moh. B. Tomart; 151) Toghrulbeg; 152) Ibnol Amid der Staatssecretär; 153) Moh. Aamadeddin Kiatib El-Ißfahani; 154) Moh. El-Farabi der Philosoph; 155) Moh. B. Musa B. Schakir; 156) Moh. Samachschari; 157) Mahmud der Ghasnewide; 158) der Dichter Abulferedsch Nehrewani; 159) Ebu Obeide Moammer der Grammatiker; 160) Ebul-Welid B. Moin B. Saide; 161) Melikschah, der Sohn Alparslans; 162) Musa B. Naßir El-Lahmi; 163) Nefrin B. Schemil der Grammatiker von Baßra; 164) Naaman B. Sabit; 165) Welid B. Scheibani; 166) Ibnol-Katan der Dichter; 167) Ebu Ferais Hemam; 168) Abderrahman El-heisem; 169) Ichja B. Ektem; 170) Ebu Sekeria Jahja B. Moaf Er-rasi der Prediger; 171) Jahja B. Sijad der Kanzelredner; 172) Jahja El-adui, bekannt als Jesidi Maarra; 173) Jahja B. Chalid der Barmekide; 174) Jahja B. Moh. B. Scheibani der Wesir; 175) Jahja B. Ebilferedsch; 176) Jahja B. Dschisch B. Mobrik; 177) Abu Chalid Besaf B. Mohelleb; 178) Abu Chalid Besaf B. Moejed B. Saide's des Scheibaniten; 179) der Imam Ebu Jakub Jusuf; 180) Abu Omer Jusuf aus Cordova; 181) Abdollah Jusuf B. Omer Es-sakfi; 182) Jusuf B. Ejub B. Schafr; 183) Biographie Ibn Challikians von Rodosisade.

Ein Quartband von 267 Blättern, geschrieben i. J. 1154 (1741).

241.

تذكرة الحكم فى طبقات الامم

d. i. Denkwürdigkeiten der Weisheitssätze in den Klassen der Völker, von Abderrahman Eschref verfaßt i. J. 1151 (1738), in 36 Denkwürdigkeitstafeln (Teskeret) nach Ordnung der Wissenschaften abgetheilt, wo bey jeder die größten Männer derselben aufgeführt werden; das beste türkische Compendium arabischer Literaturgeschichte, welches eben sowohl den encyclopädischen als den historischen Werken beyzuzählen, wie aus dem folgenden Inhaltsverzeichnisse erhellt. Ein Quartband von 206 Blättern, geschrieben i. J. 1183 (1769).

1) Von den Indern; 2) Persern; 3) Syriern; 4) Hebräern; 5) Griechen; 6) Römern; 7) Aegyptern; 8) Arabern; 9) von ihren Dichtern, die Moslimen geworden; 10) von den Dichtern nach den vier ersten Chalifen; 11) von den Arabern im Islam; 12) Nothwendigkeit, das Arabische zu wissen; 13) Jünger des Propheten Leser des Korans; 14) die sieben Leser; 15) von drey anderen Lesern nach den Sieben; 16) von den Gelehrten der Koranslesekunst; 17) von den Grammatikern; 18) von denen, die über die Grammatik des Korans schreiben; 19) von den Syntaktikern; 20) von denen aus Kufa; 21) von den Wer-

ken über die arabische Sprache; 22) von den Wissenschaften, welche die arabischen (philologischen) heißen: a) die Briefschreibmethode, b) die Anthologik, c) die Geschichte; 23) von denen, so den Koran aus dem Munde des Propheten gehört; 24) von den Koransauslegern, in vier Classen; 25) von der Authentik der Koranskommentare; 26) von den besten Koranskommentaren; 27) von den besten Sammlungen der Ueberlieferungen; 28) von den dem Koranskommentator nöthigen Wissenschaften; 29) von der Metaphysik; 30) von den berühmtesten metaphysischen Werken; 31) Kunde der Grundlehre der Rechtsgelehrsamkeit; 32) von der Rechtsgelehrsamkeit und dem Imame Ebi Hanife in 10 Abschnitten; 33) von den Schülern der Imame Glaubensläugnern; 34) von denen, welche die Wissenschaft vom großen Imam empfangen; 35) von den Werken der Rechtsgelehrten; 36) von den praktischen Weisen und Heiligen.

I. Denkwürdigkeiten von den Indern, II. den Persern, III. den Syrern, IV. Hebräern, V. Griechen: 1) Pythagoras. 2) Empedocles, 3) Socrates, 4) Plato, 5) Aristoteles, 6) Hippocrates, 7) Galenus, 8) Euclides, 9) Ptolemäos. VI. Von den Aegyptern, VII. den Arabern, VIII. von den arabischen Dichtern Moslimen: 1) Hasan B. Sabit, 2) Lebid, 3) Kaab B. Soheir. IX. Von den Dichtern zur Zeit des Chalifats: 1) Ebi Temam, 2) Ibn Besam, 3) Ebul-Ola, 4) Motenebbi, 5) Ebu Ibade, 6) Dscherir, 7) Feresdik, 8) Ebu Nuwas, 9) Toghrajl, 10) Ibnol-Faridh, 11) Ibn Nobate, 12) Ibn Motaaf. X. Von den Arabern nach ihrer Bekehrung zum Islam, Philosophen und Aerzte: 1) Ishak el-Kendi, 2) Mohammed B. Sekeria er-Rasi der Arzt, 3) Ebu Naßr Mohammed Farjabi, 4) Ibn Sina (Avicena), 5) Sührwerdi, 6) Ahmed B. Abdallah Bagdadi, 7) Ahmed B. Mohammed el-Faraghani, 8) Omer B. Ferdschan et-Taberi, 9) Ebu Maascher Dschaafer B. Mohammed el-Balchi. XI. Von der arabischen Sprache und Wohlredenheit: 1) Ebubekr, 2) Omar, 3) Osman, 4) Ali, 5) Ebi Ben Kaab, 6) Seid Ben Sabit, 7) Abdallah Mesud, 8) Ebud-Dorda, 9) Ebu Musa el-Eschaari. 10) Ebu Horeire, 11) Abdallah Ben Saib. XII. Von den Nachfolgern des Propheten (Tabiin): 1) Said B. el-Mosejeb, 2) Omer B. Abdolasis, 3) Suleiman B. Jesar, 4) Attar B. Jesar, 5) Moawije B. el-Haris, 6) Abdol-birr Hasan el-Aaredsch, 7) Mohammed B. Moslim, 8) Moslim B. Dschendeb. B. Koransleser: 1) Obeidollah B. Omer B. Kotade, 2) Attar B. Ebi Riah, 3) Ebu Abderrahman Taus, 4) Modschahid B. Dschebr, 5) Karma Ibn Abbas. C. Leser von Kufa: 1) Alkama B. Kais, 2) Eswed Ibn Kais, 3) Obeide B. Omer, 4) Amru B. Scherhil, 5) Rebii Haschim Ebu Jesid, 6) Ebu Abderrahman Es-Selmi, 7) Habesch B. Hajan, 8) Said B. Dschire, 9) Ibrahim B. Jesid B. Kais B. el-Eswed, 10) Aamir B. Scherhil. D. Die Leser von Baßra: 1) Ebul-Aalije Refii B. Mehrah er-Riahi, 2) Omran B. Teim B. Ebu ridscha, 3) Jahja B. Naim Ebu Musa, 4) Ebu Said Hasan el-Baßri, 5) Ebubekr Mohammed Sirin, 6) Kotade B. Aamir. E. Die Leser von Damaskus: 1) Moghaire B. Schihab, 2) Chalife B. Saad. XIII. Von den sieben Scheichen Imamen Lesern: 1) Nafii B. Abderrahman, 2) Abdallah B. Kesir, 3) Ebu Amru B. el-Ola, 4) Abdallah B. Aamir B. Jesid, 5) B. Jehdene Ebin-nedschid, 6) Hamsa B. Habib, 7) Kosai B Ali. XIV. Von den zehn Lesern, deren Autorität nach der der sieben gilt.

XV. Von den Lesern, welche über die Koranslesekunst Werke hinterlassen haben: 1) Osman B. Said ed-Dewani Ibneß-Ssarefi, 2) Schatebi, 3) Sachewi, 4) Dschaaberi, 5) Dscheseri. XVI. Von den Schriftstellern der arabischen Sprachkunde: 1) Ebu Obeide Moaammer, 2) Chalil B. Ahmed, 3) Faris B. Sekeria, 4) Ishak Farabi, 5) Mohammed B. Ahmed Esher, 6) Ssaghani, 7) Dschewheri, 8) Firusabadi, 9) Ibn Seid Ahmed, 10) Ibn Mokrim, 11) el-Meidani, 12) El-Motarres, 13) Ebu Hafß En-Nesefi, 14) Mobarek B. Mohammed el-Dscheseri. XVII. Von den Grammatikern: 1) Maseni, 2) Osman B. Dschinni, 3) Ibn Malik, 4) Ibn Hadschib, 5) Ebul Hasan B. Aaßfur, 6) Ahmed El-Tschar-sardi, 7) Abdolwehhab Es-Sendschani. XVIII. Von den Syntaktikern: 1) Ebul-Eswed, 2) Meimun, 3) Jahja B. Jaamer el-Idwani, 4) Ebulesewed, 5) Ebu Amru B. Ola, 6) Sibeweih Amru, 7) Ali B. Hamsa el-Kosaji, 8—10) die drey Achfesch, 11) Kotrob, 12) Sudschadschi, 13) M. B. Ahmed B. Ibrahim B. Keisan, 14) Hasan B. Ahmed B. Abdolghaffar, 15) Ebu Said es-Sirafi, 16) Abdol-Kahir B. Abderrahman el-Dschordschani. XIX. Von den Grammatikern Kufa's: 1) Ferra, 2) Ahmed Ibn Jesar, 3) Rasieddin Astrabadi, 4) Dschami, 5) Moßannifek, 6) Abdollah B. Malik et-Tai, 7) Ahmed Ibn Abdallah B. Hischam. XX. Von den zur arabischen Sprache gehörigen Wissenschaften, der Rhetorik und Tropik: 1) Ebu Jakub Sekaki, 2) Kotbeddin Schirasi, 3) Seaadeddin Teftasani, 4) Seid Scherif Dschordschani, 5) Dschelaleddin Kaswini, 6) Abderrahman Ahmed B. Abdol-Ghaffar. XXI. Von anderen zur arabischen Sprachkunde gehörigen Wissenschaften, als der Prosodie, Reimlehre, Poetik, Stylistik, Anthologik, Geschichte, Geschichtschreiber: 1) Ibn Kesir, 2) Taberi, 3) Ibn Esir el-Dscheseri, 4) Ibn Dschusi, 5) Ibn Challikan, 6) Ibn Hadschr, 7) Ssafedi, 8) Chatib Bagdadi, 9) Ibn Nedschar, 10) Semaani der Genealoge, 11) Ismail Abulfeda, 12) Bachersi, 13) Aini, 14) Kiatib el-Ißfahani, 15) Ibn Asakir, 16) Mesudi, 17) Jafii, 18) Mesudi. XXII. Von Koran, seinem Inhalte und seinen Bedeutungen. XXIII. Von den Gesetzgelehrten Nachfolgern (Tabiin) des Propheten: 1) Said B. Dschebir, 2) Ebul-Aalijet er-Riah, 3) Wekii Ibnol-Dscherrah, 4) Ishak Ibn Rahweih, 5) Ebu Dschaafer Nakasch, 6) Ebu Dschaafer Nahas, 7) Ebul Abbas el-Mehdi. XXIV. Von den Stützen der Ueberlieferung: 1) Kortobi, 2) Fachreddin Rasi. XXV. Von den zur Ueberlieferuug gehörigen Wissenschaften. XXVI. Von den berühmtesten Koransauslegern: 1) Samachschari, der Verfasser des Keschaf, 2) Abdallah Taibi, 3) Imam Baghewi, 4) Ahmed B. Jusuf B. Hasan Sewaschi, 5) Beidhawi, 6) Ebi Abdallah el-Chasredschi el-Kortobi, 7) Serradscheddin el-Hindi, 8) Ebil-bereklat Mohammed en-Nesefi, 9) Ibrahim B. Mohammed Ebul-Kasam el-Aini, 10) Ibn Atije, 11) Koschairi, 12) Ibn Okail, 13) Ismail Haremein, 14) Abderrahman el-Ridschgi, 15) Burdschani, 16) Ibn Munis, 17) Sojuti, 18) Ibn Nakib. XXVII. Von den Ueberlieferungen, den Sammlungen derselben und den berühmtesten Ueberlieferern: 1) Imam Bochari, 2) B. Moslim, 3) Imam Tirmedi, 4) Ebu Daud, 5) Abderrahman En-Nischaburi, 6) Imam Malik, 7) M. B. Jesid Ibn Madsche, 8) Ebul Hasan Serin, 9) Ebu Mesud Obeid, 10) Darkorni, 11) Ebu Abdallah Nischaburi, 12) Abdol-ghani El-asadi, 13) Ebu Naim Ahmed B. Abdollah el-Ißfahani, 14) Abdol-birr, 15) Ebubekr

Ahmed Bihaki, 16) Ebubekr Ahmed B. Ali el-Chatib Bagdadi, 17) B. Hoseima Nischaburi, 18) Ibn Hajan, 19) Osman B. Ebi Scheib, 20) Ebu Jaali Ahmed B. Ali el-Mischi, 21) Abderrahman Daremi, 22) Besaf Ebubekr, 23) Suleiman B. Ahmed Ebtabrani, 24) Ahmed B. M. el-Chittabi, 25) Abderrahman B. Ali el-Dschusi, 26) Jahja B. Scheref En-Newewi, 27) Takijeddin Osman B. Er-Rahman, 28) Schemseddin Kermani, 29) Kadhi Ajadh. XXVIII. Metaphysik: 1) Imam Kotade, 2) Hasan Baßri, 3) Ibn Sirin, 4) M. B. Mahmud el-Materidi, 5) Ebul Hasan el-Eschaari. XXIX. Werke metaphysische. XXX. Von der Grundlehre der Rechtswissenschaft und den Werken darüber. XXXI. Von der Rechtswissenschaft. Imam Ebu Hanife's Biographie in zehn Abschnitten, dann die anderen großen Rechtsgelehrten, als: 1) Imam Mohammed esch-Scheibani, 2) Abderrahman Mobarek, 3) Imam Sefr, 4) Daud et-Tai, 5) Wekir B. Dscherrah, 6) Ebu Amru Hafß, 7) Imam Jahja Sekeria, 8) Hasan B. Saad. XXXII. Von den Rechtsgelehrten und Scheichen, Schülern Ebu Hanife's: 1) der Sohn Ebi Hanife's, 2) Imam Hammad, 3) Imam Jusuf B. Chalid, 4) Ajadh B. Ferid von Kufa, 5) Ali B. Sehr, 6) Esed B. Amru B. Aamir, 7) Nuh B. Merjem, 8) Ebu Suleiman el-Dschordschani, 9) Helal B. Jahja B. Moslim, 10) Ebu Abdallah Mohammed B. Semaa, 11) Ebu Motii el-Hakem B. Abdallah. XXXIII. Von den berühmtesten Werken der Rechtsgelehrsamkeit und ihren Verfassern: 1) die Werke des Imam Mohammed. 2) das Hedajet und seine Commentare, das Ghjet, Inajet, 3) das Fethol Kadir M. Abdol-Ferradsche's, 4) das Muhit Serchasi's, 5) das Mebsut Holwani's, 6) das Mochtaßar Tahawi's, 7) das Sachiret Chuahersade's, 8) die Fetwasammlung Kasichans, 9) das Werk Kuduri's, 10) das Mochtar, 11) das Kensed-dakaik Ebu Amru Seilaai's, 12) Medschmaaol-bahrein, 13) das Wikajet Ssadresch-Scheriaat's, 14) das Multeka. XXXIV. Von den praktischen Gesetzgelehrten und Heiligen: 1) Dschoneid von Bagdad, 2) Mohasibi, 3) Imam Ghasali. Schluß des Werkes: 1) Tokatli Sidi Mohammed Efendi, 2) Ibrahim Efendi, 3) Ahmed Efendi, 4) Mohammed Efendi.

Vollendet von Seid Abderrahman Eschref i. J. 1151 (1738).

242.

هشت بهشت

d. i. die acht Hauptstücke; unter diesem Titel schrieb Idris seine Geschichte des osmanischen Reichs, Sehi seine Biographien der osmanischen Dichter und Eflaki seine acht Biographien der Gerechten, welche oben unter Nr. 239 vorgekommen. Dieses ist die Uebersetzung des persischen Werks von ungenanntem Verfasser, ein in sehr nettem Neschi geschriebener Octavband von 155 Blättern, geschrieben zu Constantinopel i. J. 1015 (1606). Eflakis Werk hat zehn Abschnitte, der Uebersetzer hat davon aber nur acht ausgewählt, um seinem Werke den Titel der acht Hauptstücke geben zu können; diese acht Hauptstücke enthalten: 1) das Lob Weled Sultans, d. i. des Vaters Dschelaleddin Rumi's; 2) das Lob Burhaneddin Serdan's, des Nachfolgers Behai Weled's als Scheich; 3) das Lob Dschelaleddin Rumi's; 4) das Lob Schems Tebrisi's; 5) das Lob des Scheich Serkub; 6) der Hosameddin

Tschelebi's; 7) Sultan Weled's, des Sohnes Dschelaleddin Rumi's, Verfasser des Rubabname; 8) des Abdol Aarif Tschelebi; es fehlen also in der Abtheilung der Biographien die beyden letzten Abschnitte des Originals, von welchem dieses Werk nicht sowohl eine Uebersetzung als ein Auszug, wie schon aus der Blattzahl des Originals (in Kleinoctav) mit dem Originale in Quart erhellt, indem jenes 277, dieses 156 Bl. enthält.

243.

مجالس نفایس

die Gesellschaften der Kostbarkeiten; das ist die Denkwürdigkeiten tschagataischer Dichter, gesammelt von dem großen und gelehrten Großwesir Mir Ali Schir. Tschaghataisch, 135 Blätter kleiner, aber sehr leserlicher Taalik. Erste Gesellschaft: Dichter, welche unmittelbar vor Mir Ali Schir gelebt, und die er persönlich nicht gekannt. 1) Seid Kasim Enwar, der persische mystische Dichter, gest. 835 (1431), 2) Mir Machdum, 3) Hatif Saad, 4) Chodscha Ebulwefa Chuaresmi, 5) Husein Chuaresmi, 6) Scheich Aseri, 7) Mewlana Kiatibi, 8) Mewlana Eschref, 9) Chodscha Ißmet, 10) Mewlana Chiali, 11) Mewl. Busati, 12) Mewl. Sebik, 13) Mewl. Islam Ghasali, 14) Seid Ali Haschimi, 15) Kasi Moh. Imami, 16) Mewl. Moh. Aalem, 17) Mewl. Kudsi, 18) Mewl. Ruhi Gasari, 19) Mewl. Ssahib Balch, 20) Mewl. Selimi, 21) Mewl. Ali Munschi Damischi, 22) Mewl. Ali Schihab, 23) Moh. Ali Schifaji, 24) M. Talii, 25) M. Tusi, 26) Baba Sewdaji, 27) M. Sahidi, 28) M. Emiri, 29) M. Bedachschi, 30) M. Borondak, 31) M. Talib Dschadschermi, 32) M. Dschununi, 33) M. Aarifa, 34) M. Suleimani, 35) M. Kadimi, 36) M. Nasihi, 37) M. Tschai Ebul=Hasan, 38) M. Kutbi, 39) M. Naimi, 40) M. Semin, 41) M. Hadschi Moh., 42) Mir Schahi, 43) M. Nischteri, 44) M. Ali Derdared, 45) M. Kanii, 46) M. Rihi. Zweyte Gesellschaft: Dichter, mit denen der Verfasser umgegangen. 47) Mewlana Scheref Jesdi, 48) Chodscha Ewhad Mestufi, 49) M. Abdulwehhab, 50) Chodscha Fasllullah Abul Leisi, 51) Alai Schahi, 52) Mewl. Moh. Tebadekiani, 53) Scheich Ssadreddin Rewasi, 54) Mir Haider der Absorbirte, 55) M. Moh. Arab, 56) Mir Muflisi, 57) M. Abdul-kadir, 58) Mewl. Abder=rasik, 59) Jadkiarbeg, 60) Mew. Tuti, 61) M. Weisi, 62) M. Saghiri, 63) M. Faßih Rui, 64) Scheich Kemal Turbeti, 65) Derwisch Manßur, 66) Hafis Ali Dschani, 67) M. Moh. Mimaji, 68) Seid Jemal Kedschkul, 69) Chodscha Moejed Mahje, 70) Chodscha Moejed Diwane, 71) Mir Amid Meschhedi, 72) Schah Bedachschan, 73) Ibn Laali, 74) Mewl. Abdeß=ßamed Bedachschi, 75) M. Jusuf Schah, 76) Chodscha Ebu Ishak, 77) Seid Kiasimi, 78) Mewl Moh. Mimaiji; 79) Chodscha Hasan Chisrschah, 80) M. Hadschi Rudschumi, 81) Chodscha Mesud Kaumi, 82) Hafis Jari, 83) M. Kanburi, 84) M. Chosrewi, 85) M. Seini, 86) Weli Kalender, 87) M. Walihi, 88) Harimi der Kalender, 89) M. Terchani, 90) M. Ischki, 91) M. Abdol=wehhab, 92) Chodscha Jusuf Burhan, 93) M. Meschriki, 94) M. Redaji, 95) M. Kabuli, 96) M. Moh. Jesen, 97) M. Saidi, 98) Ssad Kiatib, 99) Ajasi, 100) M. Moh. Ruhi, 101) M. Moh. Amuli, 102) Derwisch Nasi, 103) M. Kewseri, 104) Seid Moslimi, 105) M. Nisam, 106) M. Jari, 107) Chodscha Ahmed Modschelled, d. i. der Buchbinder, 108) Chodscha Nimet Ajade,

109) Seid Abdol=hakk, 110) M. Mir Karschi, 111) M. Dschewheri, 112) M. Chaweri, 113) M. Riasi, 114) M. Safaji, 115) M. Jusuf, 116) M. Chaki, 117) Lutfi, 118) M. Jakini, 119) M. Attaji, 120) M. Mukimi, 121) M. Kemali, 122) M. Latifi, 123) M. Sekaki, 124) Mirsa Hadschi Soghdi, 125) Nur Seidbeg, 126) Pehliwan Husein, 127) M. Esanii, 128) Chodscha Mosejeb, 129) M. Belal, 130) M. Ali, 131) Derwisch Beg, 132) Mirsabeg, 133) Seid Hasansade Schah. Dritte Gesellschaft: die Dichter Scheiche des beschaulichen Lebens, deren Meister und Muster Dschami. 134) Emir Scheich Suheili, 135) M. Seifi, 136) M. Aßafi, 137) M. Binaji, 138) M. Kiami, 139) M. Aalem, 140) M. Hasanschah, 141) M. Schami, 142) M. Abdallah, 143) M. Derwisch Meschhedi, 144) M. Churremi, 145) Seid Koradha, 146) Seid Kutb Lekke, 147) M. Moabbeli, 148) Derwisch Horami, 149) M. Schewki, 150) M. Sia, 151) M. Chalef, 152) M. Mahwi, 153) M. Nerkesi, 154) M. Saili, 155) M. Dschinsi, 156) M. Enweri, 157) M. Kabili, 158) M. Sirri, 159) Mir Hadsch, 160) M. Selami, 161) M. Farighi, 162) M. Mani, 163) M. Saili, 164) M. Dschemschid, 165) M. Schihab, 166) M. Abdol=hakk, 167) M. Widaai, 168) M. Bakaji, 169) M. Moschrifi, 170) M. Aßili, 171) M. Kewseri, 172) M. Hilal, 173) M. Kabuli, 174) M. Ebu Tahir, 175) M. Dschani, 176) M. Afeti, 177) M. Sulali, 178) Seid Nakib, 179) M. Ssahib, 180) M. Naili, 181) M. Kawsi, 182) M. Hidschri, 183) M. Nuri, 184) M. Daai, 185) M. Ssubhi, 186) M. Medschnun, 187) M. Mülk, 188) M. Dschelaleddin, 189) Chodscha Musa, 190) M. Meschrebi, 191) M. Wefaji, 192) M. Habib, 193) Harimi, 194) Kalender, 195) M. Kurani, 196) M. Schadi, 197) M. Chalil, 198) M. Heibeti, 199) M. Fenaji, 200) M. Kanburi, 201) Seid Aarif, 202) Lutfi der Zweyte, 203) M. Aadimi, 204) M. Schebabi, 205) M. Derwisch, 206) M. Ghasari, 207) M. Ghajaseddin, 208) Seid Abdolasis, 209) M. Moh., 210) M. Fachr, 211) M. Rukni, 212) M. Naßihi, 213) M. Tairi, 214) Seid Charini, 215) M. Mehdi, 216) M. Taifi, 217) M. Narbi, 218) M. Ssifati, 219) Mir Lewend, 220) M. Emini, 221) M. Moh. Talib, 222) M. Siregi, 223) M. Wahdeti, 224) M. Nadiri, 225) M. Semani, 226) M. Suseni, 227) M. Helaki, 228) Dort Mohammed, 229) Hasan Ali, 230) M. Fethallah, 231) M. Esireddin, 232) M. Ghubari, 233) M. Riasi, 234) M. Tahiri, 235) M. Medschnuni, 236) M. Hemdemi, 237) M. Nedschmi, 238) Seidsade Munschi, 239) M. Aaßimi, 240) Fachreddin, 241) Makßud, 242) M. Ssofi, 243) M. Fighani, 244) M. Scheichi, 245) M. Herati, 246) M. Bihischti, 247) M. Ebli, 248) M. Nerkesi, 249) M. Chisri, 250) M. Batini, 251) M. Fasli, 252) M. Sahiri, 253) M. Chulki, 254) Mir Esedullah, 255) Mir Ahadullah, 256) M. Schah Ali, 257) M. Sabaji, 258) M. Said, 259) M. Derwisch Ali, 260) M. Kallaschi, 261) M. Kedaji, 262) M. Wahidi, 263) Sawe Kasi, 264) M. Kewkebi, 265) M. Schukri, 266) M. Hakiri, 267) Mewlana (der Name ist ausgelassen); 268) M. Saad, 269) Chodscha Manßur, 270) Chodscha Kelan Besas, 271) Sultan Mahmud, 272) M. Nisam, 273) M. Jari, 274) Daai, 275) Baba Schuridi, 276) M. Ssofi, 277) Mir Husein, 278) M. Kiaschifi, 279) M. Seiri, 280) M. Kanii, 281) M. Siaji, 282) M. Nuri, 283) M. Feisi, 284) M. Jsa, 285) Menii, 286) M. Chisri, 287) Ustad Moh., 288) M. Hamid, 289) M. Bihischti II., 290) M. Fighani II., 291) M. Scherari, 292) M. Fedaji, 293) M. Mudschrimi, 294) M. Ajani, 295) M. Walihi, 296) Seid Chandschar, 297) M. Rasi, 298) M. Nasiri,

299) M. Sabi, 300) M. Mir Ali, 301) Pehlewan Kiatib. Vierte Gesellschaft: Männer von Verdienst, welche zwar keine Dichter von Profession, die aber Verse gemacht. 302) Pehliwan Moh., 303) Mir Ser Burhane, 304) M. Burhaneddin, 305) Mir Ghajaseddin Asif, 306) M. Mesud, 307) Hafif Scherbeti, 308) Chodscha Kemal Audi, 309) Ali Kermal, 310) Mir Aballah, 311) Meri Murtas, 312) M. Husein Wais, 313) M. Muin der Prediger, 314) Seid Ibrahim Moschaaschaa, 315) Mir Chuand, 316) Chuandemir der Sohn (und nicht, wie irgendwo irrig gesagt worden, der Neffe) Mirchuands, der berühmte Geschichtschreiber der Weltgeschichte, 317) Mewlana Hamideddin, 318) Mir Kemaleddin Husein, 319) Mir Ichtijareddin, 320) M. Moh. Bedachschi, 321) M. Hadschi Moh., 322) Mir Husein Mimaaji, 323) Hafif Moh. Sultan Schah, 324) M. Fachri, 325) Seid Husein Abiwerdi oder Abjurdi, 326) Seid Ghajaseddin, 327) Seid Esedullah, 328) M. Ali, 329) Scheichsade Enweri, 330) Mew. Ssaifi, 331) M. Kasim, 332) M. Schihab, 333) Hafif Dschelaleddin Mahmud, 334) M. Nami, 335) M. Abdolwasii, 336) Chodscha Sultan Moh., 337) Mirek Husein, 338) M. Moh. Nami, 339) M. Nur, 340) M. Sehir Ali, 341) M. Sultan Ali, 342) M. Sultan Ali Kami, 343) Ssofii pir ßad sali, d. i. der alte Ssofi von hundert Jahren, 344) M. Waßli, 345) M. Ghajaseddin, 346) M. Scherefi Bagh Schehri, 347) M. Schah Ali, 348) M. Behlul, 349) Scheichsade Außari, 350) Chodscha Mahmud, 351) Pehliwan Dewisch Moh., 352) Enisin enisi Husein, 353) Moh. Ali, 354) Pehliwan Sultan Ali Geschtigu (der Ringer), 355) M. Scherbeti II., 356) Chodscha Ebu Saad, 357) M. Hadschi, 358) M. Abderresak, 359) M. Hadschi Derwisch, 360) M. Dschemaleddin, 361) Chodscha Ebu Naßr, 362) Chodscha Husein Girengi, 363) Chodscha Ebu Tahir, 364) Chodscha Kutbeddin Ahmed, 365) M. Moh. Chorasani, 366) Chodscha Kamaleddin Husein, 367) Chodscha Abdallah Ssadr, 368) Chodscha Jahja, 369) M. Faßiheddin. Fünfte Gesellschaft: Dichter Mirsen Chorasans und ihre Söhne. 370) Dewletschah, der bekannte Biograph persischer Dichter, 371) Husein Ali Dschelair, 372) Haider, 373) Abol-wehhab, 374) Sultan Husein, 375) Mirsa Ibrahim, 376) Moh. Ssalih, 377) Mir Ischki, 378) Schirem, 379) Mir Ali Doat, 380) Jaighurdschibeg, 381) Moh. Ali Dschelair, 382) M. Kewkebi, 383) Ibrahim, der Sohn Moh. Chalil's, 384) Mir Haiderallah, 385) Moh. Dschaafer, 386) Schah Ali Uighur, 387) Derwisch Abdallah, 388) Abdolkahhar, 389) Beigi Meleki, 390) Saki Dschaafer. Sechste Gesellschaft: Die Gelehrten, welche nebenbey Dichter. 391) Ahmed Hadschibeg, 392) Chodscha Chord, 393) Ebul-bereke, 394) Chodscha Chawend, 395) Emir Moh. Beras, 396) Derwisch Schuhedi, 397) Mewl. Mumini, 398) Aarif Ferketi, 399) M. Naßireddin, 400) M. Bakaji, 401) M. Chairi, 402) M. Saili, 403) M. Schemsi, 404) M. Ssalihi, 405) M. Derwisch Dehegi, 406) Kasi Isa, 407) Scheich Nedschm, 408) Chodscha Effal, 409) Edhemi, 410) Chodscha Alaeddin, 411) Mewl. Humajun, 412) M. Chalidi, 413) Ehli, 414) M. Jari, 415) M. Miregi, 416) M. Fasiallah, 417) M. Muin, 418) Chodscha Amad II., 419) M. Beisaji, 420) Seid Amad III. Siebente Gesellschaft: Sultane und Prinzen Dichter. 421) Timur Gurgan, 422) Said Schahroch dessen Sohn, 423) Ebubekr Mirsa, Enkel Timurs, 424) Sultan Iskender Schirasi, Enkel Timurs, 425) Chalil Sultan, Herrscher von Samarkand, 426) Ulugbeg Mirsa der Astronom, 427) Baisankor Mirsa, 428) Bebr Mirsa, der Stifter des Reichs der sogenannten

Großmogolen in Indien, 429) Abdallah Mirsa, der Sohn Ulugbegs, 430) Seid Ahmed Mirsa, 431) Sultan Ahmed Mirsa, 432) Jakub Mirsa, 433) Dschihanschah Mirsa, 434) Kitschik Mirsa, 435) Sultan Bedies-seman Mirsa, 436) Schah Gharib Mirsa, 437) Feridun Husein Mirsa, 438) Moh. Husein Mirsa, 439) Sultan Mesud Mirsa, 440) Baisankor Mirsa II., 441) Sultan Ali Mirsa. Achte Gesellschaft: Von dem Lobe der erhabenen Eigenschaften Sultan Husein's, dessen Wesir Mir Abschir gewesen; füllt die letzten 24 Blätter des i. J. 903 (1497) vollendeten Buchs. Die Namensliste dieser 441 Perser und Türken, welche tschaghataisch gedichtet, ist ein Seitenstück zu der vom Freyherrn Silv. de Sacy in den Notices et extraits des manuscrits du Roi, Tome IV bekannt gemachten Liste der Dichter, welche in den beyden biographischen Werken Dewletschahs und Sam Mirsa's aufgeführt sind; eben so sind die in den beyden vorletzten Biographien der Scheiche ein Seitenstück zu den vom Frhrn. S. de Sacy im XII. Bande der Notices et manuscrits du Roi aus dem Nefhatul-ins Dschami's gegebenen Liste der Scheiche Ssofi; eben so sind die aus den Biographien Ssafedi's, Chuandemir's, Kutlubuka's gegebenen Listen ein Seitenstück zu den von Tydemann in seinem Specimen philologicum bekannt gemachten Inhalte der Biographien Ibn Challikan's; erst wenn auf gleiche Weise in dem Kataloge der Bibliothek von Paris der Inhalt der Biographien des Menher eß-ßafi, in dem Kataloge der kaiserl. Bibliothek zu Wien der Inhalt des biographischen Werks der Jetimet Saalebi's und seiner Fortsetzungen und der Tabakat (Classen) der Ulema Hanifi, Schafii, Malki, Hanbeli, der Ueberlieferer, der Exegeten, der Grammatiker, Mathematiker, der Dichter, der Aerzte, der Richter, so wie andere, auf anderen Bibliotheken befindliche, und endlich alle türkischen, in dem IX. Bande der osmanischen Geschichte aufgezeichneten Lebensbeschreibungen der Ulema gedruckt seyn werden, läßt sich daraus eine Gesammtübersicht des ganzen biographischen Schatzes der Araber, Perser und Türken zusammenstellen, und ein vollständiges lebensbeschreibendes Wörterbuch verfassen, ein Werk, dessen Artikel weit über zehntausend stark seyn müßten, wenn man bedenkt, daß Ibn Challikan allein neunthalbhundert, Ssafedi über tausend, die Biographien der osmanischen Rechtsgelehrten über viertausend die Biographien der Ssofi tausend, die Geschichte der afghanischen Dichter ein halbes tausend, die der persischen eben so viel und die der Osmanen deren mehr als zweytausend Artikel enthalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der älteste gedruckte Katalog der Rüstungen in der k. k. Ambraser-Sammlung vom J. 1593.

Vom Custos Bergmann.

Bekanntlich ist nach Aloys Primisser's musterhafter Beschreibung der k. k. Ambraser-Sammlung (Wien 1819) das von Jakob Schrenk von Notzing, dem gelehrten Geheimschreiber des Erzherzogs Ferdinand von Tyrol, des Stifters derselben, in lateinischer Sprache zu Innsbruck bey Johannes Agricola MDCI im Drucke herausgegebene Prachtwerk der Rüstungen das älteste, welches somit sechs Jahre nach

dem am 24. Jänner 1595 erfolgten Hinscheiden des durchlauchtigsten Gründers erschien.

Nun fand Mittheiler dieser Zeilen jüngst unter dem Papierumschlag eines alten Folianten dieser kaiserlichen Sammlung zufällig den allerältesten Katalog der Rüstungen verborgen liegen, welcher noch sechzehn Monate vor des Stifters Tode — höchst wahrscheinlich auf dessen Befehl — im Jahre 1593 zu Innsbruck bey Johann Pauer (im vorerwähnten Prachtwerke zeitüblich in Joannes Agricola latinisirt) gedruckt wurde.

Auf mehrseitige Aufforderung halten wir uns verpflichtet, dieses erste gedruckte, unseres Wissens bisher unbekannte Denkmal über die berühmte Sammlung den Freunden der vaterländischen Literatur und Alterthümer dem ganzen Inhalte nach mitzutheilen.

Dieses Verzeichniß ist auch in Hinsicht auf den damals blühenden Zustand der Typographie am Hofe des kunstliebenden Fürsten der sprechendste Beleg, indem die Anfangsbuchstaben der eigenen Namen mit den schönsten gothischen Lettern, das Uebrige mit der Fracturschrift von der Größe und Aehnlichkeit wie im Tewrdanck gedruckt sind. Das Papier ist fest und weiß, die Druckfarbe von besonderer Schwärze. Das Ganze besteht aus anderthalb Bogen, zwölf Blättern in Klein-Octav, hat keine Seitenzahlen, wohl aber die Signaturen, und lautet wörtlich wie folgt:

Verzaichnuß

Der Römische(n) *)

Kayser, König, Fürsten,

Graffen, Herren vnd vom Adel,

wellicher Leibharnisch vnnd Rüstungen, zum thail ganz, vnd zum thail Stuckweiß, so sie wider den Feind gebraucht, inn des

Durchleuchtigsten Fürsten vnd Herrn, Herrn Ferdinanden, Ertzhertzogen zu Osterreich 2c. Hertzogen zu Burgund, vnd Grauen zu Tyrol 2c. Rüstkam(m)er, in dem Schloß Ombraß, bey Inßprugg, zu ainer ewigen Gedächtnuß, auff behalten vnd gesehen werden,

Biß auff den vierdten September, Anno M. D. XCIII.

Getruckt zu Ynßprugg, bey Joanni Paur.

---

*) Das hier und öfter vorkommende eingeklammerte (n) ist im Original als ein Strich über dem vorhergehenden Buchstaben bezeichnet.

RVeprecht Pfalzgrave(n) bey Rhein Römischen Raysers ganze rüstung (Nr. 6. Seite 50) [1].
Maximiliani des Ersten Römischen Raysers ga(n)ze rüstung (5. S. 50).
Caroli des fünfften Römischen Raisers, gantze rüstung (9).
Ferdinandi des erste(n) Römischen Raisers, auch zu Hungern vn(d) Behaimb Königs, gantze rüstung (11).
Maximiliani des andern Römische(n) Raisers, auch zu Hungern vnnd Behaimb Königs, gantze Rüstung (13).
Ferdinandi von Arragonia Königs in Castilien vnnd Hispanien, ganze Rüstung (34).
Philippi des andern König inn Hispanien, vnd Portugal, ganze Rüstung (12).
[2] * Francisci von Valois, Königs in Frankreich ga(n)ze Rüstung.
Friderich des and'n Königs in Dennenmarckt, ganze Rüstung (35).
Steffan Bathori, Königs in Poln, ganze Ristu(n)g (36).
Johannis vo(n) Oesterreich, Caroli des fünfften Römischen Raisers Sohn, ganze Rüstung (21).
* Hainrich, Hertzogen von Guisa, ganze Rüstung.
* N. Hertzogen von Mayne ganze Rüstung.
Hertzog Niclaus Radziuil, ganze Rüstung (74).
Ertzhertzog Sigmunds von Oesterreich, ganze Rüstung (2).
Matthei Lang, Erzbischoffen zu Saltzburg, ganze Rüstung (56).
Philiberti Herzogen von Saffoy ganze Ristung (93).
Alpho(n)si des andern Herzogen zu Ferrár, ganze rüstung (92).
Ferdinandi Hertzoge(n) von(n) Alba, ganze Rüstung (132).
* Francisci Hertzogen von Momoranzi ganze Rüstung.
Vespasiani Go(n)zaga hertzogen zu Sabioneda, ganze Rüstung (96).

---

[1] Diese eingeklammerten Zahlen bezeichnen die Nummern der Rüstungen nach ihrer dermaligen Aufstellung und dem Primisser'schen größeren Kataloge.

[2] Die mit Sternchen bezeichneten neun Rüstungen mußten i. J. 1806 nach Paris wandern. S. Anmerkung.

Ferdinandi Gonzaga, Hertzogen
zu Arriano, gantze Rüstung (97).
Pauli Jordani Vrsini, Herzoge(n)
zu Bracciano ganze Rüstung (120).
Sebastian Venerii Herzogen zu
Venedig, ganze Rüstung (114).
Ferdinandi, des Eltern, Erzherzo=
gen zu Oesterreich, ganze Rü=
stung (17).
Morizen, Hertzogen zu Sachsen
Churfürsten, ganze Rüstung (43).
Ferdinandi, Hertzoge(n) in Bayrn,
ganze Rüstu(n)g (41).
Cosmi, Großherzogen zu Florenz,
ganze rüstu(n)g (101).
Friderichen, Marggraffen zu Man=
tua, ganze Rüstung (94).
Joachim Marggrafen zu Branden=
burg, Churfürsten ganze Ristung (49).
Philippen, Landgraffen zu Hessen,
ga(n)ze Ristu(n)g (50).
Ott Hainrich Pfalzgraffen bey Rhein,
gantze Rüstung (38).
Christoffen, Herzogen zu Wirten=
berg, ganze Rüstung (46).
Albrecht Marggrafen zu Bran=
denburg, Churfürsten der Teutsch
Achilles genannt, gantze Rüstung (48).
* Anna Hertzogen zu Momoranzi
ganze rüstung.
Andree Doria Herzogen zu Melfi,
ganze Ristu(n)g (109).
Jannetin Doria Herzogen zu Mel=
fi, ganze Rüstung (108).
* N. Marschalcken vo(n) Biron auß
Franckreich, ganze Rüstung.
Carl Gonzagen, Graffen zu Gazuola,
gantze Rüstung (98).
Henrichen, Hertzogen zu Braunschweigk,
gantze Rüstung (45).
Vlrich Hertzoge(n) zu Wirtemberg,
ganze rüstung (47).
Hanß Fridrich, Herzoge(n) zu Sachsen
Churfürsten, ganze Rüstung (42).
Carl Erzherzogen zu Oesterreich rc.
ganze Rüstung (19).
Johan Casimiri Pfalzgrafen bey
Rhein, ganze Rüstung (39).
Octauiani Farnesii, herzogen zu
Parma, ganze Rüstung (102).
Alexander Farnesii, herzogen zu
Parmo (sic), ganze Rüstung (103).

Christoff Ratziuillen aines Polnische(n) Herzoge(n) ganze Rüstung (74).
* Heinrich Grafen zu Mo(n)te Ponson *), ga(n)ze rüstu(n)g.
Francisci Grafen zu Vademont, ga(n)ze Rüstung (53).
Carl Herzogen zu Lottringen, gauze rüstung (51).
Francisci, Marggraffen zu Mantua ganze Rüstung (95).
Francisci, Hertzogen zu Vrbin, ganze rüstung (104).
Jani Fregosi, Herzogen zu Genua, ganze Rüstung (111).
Herman, Hertzogen inn Schwaben, ganze Rüstung (90).
* Hainrich vonn Anuilla, Hertzogen zu Momoranzi ganze Rüstung.
* Carl Herzogen vo(n) Borban, Helmlin vnnd ain Rundel.
Georgen Zißkha schwert. (—)
Duri Georgen zway Schwerter (138).
Niclaus Graffen vo(n) Serin, Helmlin, Sabel vn(d) Wappenrock (140).
Friderich Hertzogen zu Vrbin, Helmlin (105).
Barthlme Colleo Brust Harnisch (148).
Johan Jacoben, Graffen zu Tribultz, Helmlin, Schwert vnd Regime(n)tstab (147).
Cesar vonn Neapolis Sturmhauben (149).
Johan de Medices Herzoge(n) zu Florenz, sturmhauben vnnd Pussikan.
Mehemet Bassa sturmhauben (156).
Cassenbegs Stecher (157).
N. Königs zu Cuba inn India, etliche Stuck vorder: vnd hinderthail (153).
Ludwigs Königs zu Hu(n)gern vnd Behaim Achsel schinen (137).
Georgen Scanderbegg Helmlin, vnnd zway Schwerter (152).
Soliman, Türggischen Kaisers Armzeug (155).
Alexander Vitellij, ganze Rüstung (126).
Casparn vonn Freundtspergs, ganze rüstung (67).
Anthoni de Leua ganze rüstung (134).
Niclaus Graue(n) zn Salm ganze rüstung (57).
Corneli Bentiuoglij, ga(n)ze rüstung (123).

*) d. i. Montpensier.

Andere Grafen zu Sonnenburg,
ganze rüstu(n)g (80).
Eytel Friderich Grafen zu Zollern,
ganze Rüstung (58).
Astor Baglioni, ga(n)ze rüstung (131).
Wilhelm vo(n) Rogendorfs ganze
Rüstung (62).
Roberti Sanseuerini, gantze
Rüstung (112).
Georgen vonn Freundtspergs,
ganze rüstung (66).
Sfortza Pallauicini, gan(z)e
Rüstung (118).
Friderich Grafe(n) zu Fürstenberg,
gantze Rüstung (60).
Galeatz Fregost Grafen zu Mure=
to, gantze Rüstung (110).
Gabriel Serbelloni ganze Rüstung (128).
Andere Teuffels, ganze Rüstung (89).
Guido Bentiuoglii ganze Rüstung (122).
Marij Sfortza, Graffen von Sanct
Flor, ganze Rüstung (107).
Georgen von Puechaims ganze
Rüstung (86).
Camilli Vrsini, gantze Rüstung (119).
Carl von Scherotin ga(n)ze Rüstung (83).
Jobst Joseph Grafen vo(n) Thurn,
ganze rüstung (61).
Ferdinanden Graffen zu Nagerol,
ganze rüstu(n)g (129).
Jakob Hannibalen Grafen von Embß,
gantze Rüstung (71).
Johann Jacoben Marggraffen zu
Marignan, gantze Rüstung (100).
Johan Manrique de Lara gan=
ze rüstung (145).
Jacoben von Embß ganze Rüstung (69).
Augustin Barbarigo, gantze
Rüstung (115).
Conrad vo(n) Bemelbergs gantze
rüstung (82).
Sebastian Schertlins, gantze rüstung (84).
Hanß Fernbergers, ga(n)tze rüstung (79).
Marx Sittichen, vonn Embß, ganze
rüstung (70).
N. von Castelalts, gantze Rüstung (91).
Dieterichen von Embß, gantze
Rüstung (68).
Melchior Micheli gantze Rüstung (113).
Johan Jacoben Soranzij, gantze
rüstung (117).
Ascanij della Cornia, ga(n)ze Rüstung (127).

Lazarus von Schwendi, ganze Rüstung (65).
Johann Baptista vonn Taxis, ganze rüstung (81).
Hannß Ruebers, gantze Rüstung (87).
Censij Copizuccij gantze Rüstung (125).
N. Verdugo, gantze rüstung (135)
N. Mondragons, ganze Rüstung (133).
Peter Storza Rundel (151).
Sigmund Pandolffen Malatesta, etliche stuck vnd Schwert (150).
Jacoben Malatesta, ga(n)ze Rüstung (—).
Daniel Rantzon, gantze rüstung (77).
Hansen Rantzon, gantze rüstung (76).
Hainrichen Rantzon, gantze rüstung (78).

In diesem ältesten Kataloge vom Jahre 1593, 4. September, sind 102 ganze Rüstungen und 17 Rüstungstheile und Waffen von Fürsten und berühmten Helden, zusammen 119 Stück angegeben. Die Ordnung beginnt mit den Rüstungen der Kaiser, geht zu jenen der Könige von Spanien, Frankreich, Dänemark, Polen über, und schließt mit denen der Herzoge, Grafen und Ritter. Der im Jahre 1819 gedruckte Katalog von Aloys Primisser enthält, ohne die neun nach Frankreich abgeführten Rüstungen, 135 ganze Rüstungen und 34 Rüstungs- und Waffenstücke, also zusammen 159 Stücke.

So kamen noch Rüstungen und Waffenstücke von Fürsten und Feldherren, die vor dem Stifter († 1595) hinschieden, und besonders mehrere aus dem folgenden Jahrhunderte hinzu, und zwar bis zur Aufnahme des ersten noch vorhandenen Inventariums vom Jahre 1596. S. 389. a) desselben vom Grafen, dann Fürsten Peter Ernst von Mannsfeld († 1604) Nr. 59 des Primisser'schen Katalogs. b) Von Friedrich Kurfürsten und Pfalzgrafen vom Rhein, so man den beßen Fritzen gehaissen († 1476), Nr. 37).

S. 387. Von Latinus Urschin (Ursini † 1586) Nr. 121. Des Großwesirs Mehemeds Sokolowitsch kostbares Reitzeug, Nr. 9, S. 51.

In den beyden spätern Inventarien von 1621 und 1730 finden sich außer diesen benannten noch folgende verzeichnet, als:

A. Von dem durchlauchtigsten Erzhause acht und zwanzig Rüstungen und ein Hirschfänger.

1. u. 2. Rüstungen vom Erzherzog Sigismund von Tyrol († 1496), Nr. 3 u. 4.

3. u. 4. Vom Kaiser Maximilian I. († 1519), Nr. 5 u. 7. S. 52 u. 53.

5. Vom Erzherzog Philipp dem Schönen, Könige von Castilien († 1506), Nr. 6.

6 u. 7. Vom Kaiser Karl V. († 1558), Nr. 8 u. 10.

8. Vom Don Juan von Oesterreich, dem Sieger bey Lepanto († 1577), Nr. 22.

9—15. Vom Erzherzog-Stifter, von welchem im obigen Verzeichnisse nur Eine Rüstung (Nr. 17) angegeben ist, sind gegen-

wärtig mit der wahrscheinlich für ihn gearbeiteten mailändischen Rüstung noch die Nummern 1, 2, 3 (S. 46—49), dann 14, 15, 16 und 18 (S. 53 f.) verzeichnet.

16—18. Von dessen älterm Sohne, dem Cardinal Andreas († 1600), Nr. 23, 24, 25; und

19 u. 20. Von dem jüngern, Karl Markgrafen von Burgau († 1618), Nr. 26, 27.

21. Vom Erzherzog Maximilian III., Hoch- und Deutschmeister († 1618), Nr. 20.

22. Vom Erzherzog Leopold V., dem Stifter der jüngern tyrolischen Linie († 1632), Nr. 28).

23—25. Von dessen älterem Sohne, dem Erzherzog Ferdinand Karl († 1662), Nr. 29, 30, 31.

26—27. Von dessen jüngerm Sohne, dem Erzherzog Sigmund Franz († 1665), Nr. 32 u. 33.

28. Von einem ungenannten Erzherzoge eine alte Panzerrüstung, N. 8, S. 51.

29. Erzherzogs Friedrichs von Tyrol, zugenannt mit der leeren Tasche († 1439), Hirschfänger, Nr. 146.

B. Von deutschen Herzogen, Grafen und Rittern.

30. Rüstung von Philipp dem Streitbaren, Pfalzgrafen am Rhein († 1548), Nr. 40.

31. Von August, Kurfürsten von Sachsen († 1586), Nr. 44.

32. Von Wilhelm, Herzog von Jülich und Cleve, des Erzherzogs Ferdinand Schwager († 1592), Nr. 52).

33. Von Hildebrand Madruzzi, Freyherrn von Brentoni und Avi, aus Trient († 1547 zu Ulm), Nr. 90.

34 u. 35. Von Christoph Grafen von Fugger († 1615), Nr. 7 S. 50 und Nr. 63.

36. Von Wolf Dietrich von Ems, Freyherrn von Hohenems in Vorarlberg († 1531), Nr. 68.

37. Von Sigmund von Königsfeld aus Bayern († 1539), Nr. 64.

38. Ulrich's von Schellenberg kurzes Seitengewehr († 1558), Nr. 152.

39. Rüstung von Karl Ritter von Schurf aus Tyrol, des Erzherzogs Ferdinand Obersthofmeister, Nr. 88.

40. Von Christoph von Teufenbach, kais. Feldmarschall († 1599), Nr. 85.

41. Sigberts Grafen von Heister runder Filzhut sammt der abgebrochenen Spitze des ihm bey der zweyten Belagerung Wiens 1683 in den Kopf geschossenen kleinen Türkenpfeiles († 1723), Nr. 141.

C. Von Oranien, den Niederlanden, Schweden und Polen.

42. Rüstung von Moriz, Prinzen von Oranien, Grafen von Nassau († 1625), Nr. 55.

43. Von Jakob, Herrn von Gavre (in Ostflandern an der Schelde, zwischen Oudenaarde und Gent) und Fresin, Nr. 54.

44. Gustav's Grafen von Horn († 1659) weißer Sturmhut, der ihm in der Nördlinger Schlacht 1634 abgenommen, und nach Ambras verehrt wurde, Nr. 136.

45. Rüstung von Nicolaus Christoph Fürsten von Radzivil († 1616), Nr. 74.

46. N. Jablonsky's oder Jablonowsky's schwarzes Rückenstück, Nr. 139.

D. Von italienischen Herzogen, Markgrafen etc.

47. Alexander's Farnese, Herzogs von Parma († 1592), Prunkrüstung, Nr. 4, S. 49.

48. Rüstung von Johann von Medici († 1526), Nr. 99.

49. Von Ludwig Pico von Mirandola († 1574), Nr. 106.

50. Von Ferdinand Avalos, Markgrafen von Pescara, Feldherrn Karls V. († 1525), Nr. 130.

51. Von Gherardo Gambacorta (Signor Fracasso) aus Toskana, Nr. 124.

52. Von Franz Duodo, Procurator von S. Marco zu Venedig († 1592), Nr. 116.

E. Von türkischen Großwesiren.

53. Kara Mustapha's (hingerichtet zu Belgrad 1683, 25. Dez.) Fahne, Roßschweif, Pusikan und Köcher sammt Pfeilen, Nr. 154.

Anmerkung

zu den im J. 1806 aus Ambras genommenen neun französischen Rüstungen.

Als durch den Presburger Frieden Tyrol an den König von Bayern abgetreten wurde, befahlen Se. Majestät weiland Kaiser Franz I. laut eines Handbillets von Holitsch den 29. September 1805 dem damaligen Gouverneur von Tyrol, Grafen von Brandis, daß die Uebergabe des Landes an den König von Bayern binnen der vertragsmäßigen Frist zuverläßig bewirkt, zugleich aber alles, was nicht Eigenthum des Landes, sondern des höchsteigenen Aerariums ist, dem gegenseitigen Uebereinkommen gemäß entweder zurückgeschickt, oder falls es vortheilhafter befunden würde, dem neuen Landesfürsten zur Ablösung überlassen werde.« S. Sammler für die Geschichte und Statistik von Tyrol 1806, Band I, S. 19.

In Folge dessen wurde die k. k. Ambraser-Sammlung als ein dem durchlauchtigsten Kaiserhause gehöriger Schatz von dem hiezu mit dem Statuar Thaler von Wien abgeschickten Director des k. k. Münz- und Antikenkabinettes, Abbé Franz Neumann, im Jänner 1806 aus den Händen des französischen Inspecteur général Villemancy und des Intendanten Staffard übernommen.

Nur jene oben mit * bezeichneten neun französischen Rüstungen wurden, ob sie gleich nicht als Trophäen durch Waffengewalt (denn die Sage, daß jener Harnisch des Königs Franz I. aus der Siegesbeute jenes Tages bey Pavia sey, ist irrig), sondern durch freywillige Schenkung *) ein wohlerworbenes Privateigenthum des kunstliebenden Stif-

---

*) So kamen einige Prachtstücke der Sammlung, als: das berühmte goldene Salzfaß Benvenuto Cellini's, ein goldener Hofbecher von erhobener Arbeit und eine Gießkanne mit der Unterschale von Sardonyx von Karl IX. als Geschenke an den Stifter bey Gelegenheit der Vermählung des Königs mit Elisabeth von Oesterreich, des Erzherzogs Nichte, wo

ters geworden waren, für den Kaiser Napoleon vorbehalten, und mußten nach Paris wandern.

Wie sehr dem mit dem Größten beschäftigten Riesengeiste Napoleons selbst diese Rüstungen am Herzen lagen, bestätigt dessen Schreiben aus Paris vom 14. Februar 1806 an Marschall Berthier. In Dr. Bran's Minerva 1830, Aprilheft S. 9 lautet es: »Ich empfehle Ihnen abermals und höchst dringend die Rüstung Franz I., die in irgend einem Tyroler Schlosse ist. Lassen Sie sie nach München kommen, und bringen Sie solche mir nach Paris; ich will sie in einer Sitzung und mit Gepränge empfangen.«

In der Notice abrégée des *Collections* dont se compose le Musée de l'Artillerie (Paris 1827, 8.) findet man als daselbst aufbewahrte Rüstungen:

François I., roi de France, p. 7, N. 26.
Le connétable de Bourbon, N. 48.
Le duc de Mayenne, chef de la ligue, N. 20.
Henri, duc de Guise, le balafré, N. 28.
Le connétable Anne de Montmorency, N. 37.
Le maréchal François de Montmorency, N. 31.
Le maréchal de Biron, N. 25.

Die beyden Rüstungen Heinrichs, Herzogs von Montmorency und Heinrichs von Bourbon, Herzogs von Montpensier, Prinzen von Dombes 2c., kann ich in dieser Notice abrégée nicht wieder finden.

Bey dieser Gelegenheit dürfte es manchem Leser nicht unwillkommen seyn, zu erfahren, welche Rüstungen deutscher Fürsten und um Oesterreichs Kriegsruhm hochverdienter Feldherren in jenem Musée de l'Artillerie zu Paris gegenwärtig aufbewahrt werden. Die Namen der zehn dort befindlichen deutschen Rüstungen sind in der genannten Notice unter nachstehenden Nummern verzeichnet:

Nr. 1. Raimund Graf, dann Reichsfürst von Montecuculi, aus Modena, einer der größten kais. Feldherrn und ausgezeichneter militärischer Schriftsteller, Besieger der Türken bey St. Gotthard an der Raab i. J. 1664, Türenne's und Condé's würdiger Gegner; starb 1681, 16. Oct. zu Linz, und ruht in der Jesuitenkirche am Hof zu Wien.

Nr. 2. Ernest August Herzog von Braunschweig-Lüneburg, der erste Kurfürst von Hannover († 1698).

Nr. 3. Wolfgang Wilhelm von Pfalzneuburg, der nach vieljährigem Streite mit Brandenburg um das Jülich-Cleve-Bergische Erbe durch Vergleich Jülich, Berg und später auch Ravenstein dem Hause Neuburg erwarb.

Nr. 5. Matthias Graf von Gallas, durch K. Philipp IV. von Spanien Herzog von Luceria in der neapolitanischen Provinz Capitanata, aus Trient, kais. Feldmarschall, starb 1647, 27. April zu Wien, und ruht in der Jesuitenkirche seiner Geburtsstadt.

Nr. 10. Wilhelm II. Graf von Lamboy aus den spanischen Niederlanden, kais. Feldmarschall († 1653).

Erzherzog Ferdinand bey der Trauung durch Procuration zu Speyer 22. Oct. 1570 des Bräutigams Stelle vertrat. Vgl. Primisser S. 226 — 230.

Nr. 11. Friedrich V. Kurfürst von der Pfalz, Winterkönig von Böhmen († 1632).

Nr. 43. Philipp II. der Streitbare, Pfalzgraf am Rhein, Mitbefehlshaber in Wien im J. 1529 († 1548). Von ihm besitzt die k. k. Ambraser=Sammlung auch einen ganzen, weißen Harnisch unter Nr. 40.

Nr. 73, 75 und 76. Drey Rüstungen ungenannter Grafen von Waldeck mit der Devise: »Gott allein die Ehre.«

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Digitized by Google